MORGENBLATT FÜR GEBILDETE LESER: 1843





<36602742140015

Literaturblatt

auf

das Jahr 1843.

Redigirt

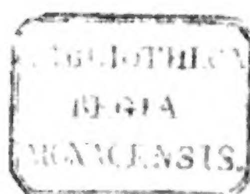
von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.


REGIA
MONACENSIS.

Alphabetisches Verzeichniß.

№ 1.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 2. Januar 1843.

Schriften über den Kölner Dombau.

Womit können wir den neuen Jahrgang unsrer Blätter schicklicher beginnen, als mit einer Betrachtung über das große Nationalunternehmen, durch welches vergangenen Jahrhunderten eine alte heilige Schuld abgetragen, in welchem deutschem Geist und deutscher Kunst ein kaum vorher geahnter Triumph bereitet werden, und welches zugleich der Einheit Deutschlands zum Sinnbilde dienen soll? Wenn wir, obgleich, wie unsern Lesern nicht unbekannt ist, gar leicht erwärmbar für alles Nationale, doch in dieser Angelegenheit unser Votum zurückgehalten haben, so geschah es nur, um mitten in der freudigen Bewegung deutscher Herzen, welche wir zur Zeit der königlichen Grundsteinlegung im verwichenen September überall wahrzunehmen glaubten, Niemanden in seinem Genusse zu stören. Jetzt scheint einer unbefangenen Erörterung diese zarte Rücksicht nicht mehr im Wege zu stehen. Einen erwünschten äußeren Anlaß aber, unsre Meinung auszusprechen, geben uns die vortrefflichen Schriften von Boisserée und Görres über den Kölner Dom, deren Anzeige wir vorangehen lassen:

1) Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln, von Sulpiz Boisserée. Zweite umgearbeitete Ausgabe mit 5 Abbildungen. München, liter. artist. Anstalt, 1842. Groß 4.

Die Verdienste des Herrn Boisserée um die Kölner Domsache sind allgemein bekannt, ganz Deutschland ehrt in ihm den Verjünger des riesenhaften Bauplans, den hauptsächlichen Beleber der nationalen Idee des Fortbaues. Niemand ist mit der Geschichte des Baues und mit allen Theilen des alten noch unausgeführten Plans so innig vertraut als Herr Boisserée. Deßhalb war auch das vorliegende Werk schon in seiner ersten Auflage das Beste, was dem Publikum zu seiner Belehrung über den Bau vorgelegt werden konnte. Die neue Auflage kommt aber unter den günstigsten Auspicien dem in jüngster Zeit um so viel höher gesteigerten Interesse entgegen.

Der Verfasser weist vor allem nach, wie Köln als eine der ersten christlichen Städte in Deutschland, als die größte und mächtigste Stadt am Rhein, namentlich während der Blüthe des Hansabundes, auch berufen war, durch die Pracht seiner Gotteshäuser andern Städten voranzuleuchten. Der Gedanke, statt der ältern Domkirche eine viel größere neue zu bauen, wurde unter den Hohenstaufen gefaßt. Durch dieses edle Herrschergeschlecht war Köln immer begünstigt worden, hatte es auch die Reliquien der h. drei Könige erhalten und vorzüglich deßhalb dachte man an den Neubau, um über diese Reliquien einen würdigen Tempel zu wölben. Aber die Ausführung fällt erst in die Zeit des Unterganges der Hohenstaufen. Da Konrad von Hochsteden, Erzbischof von Köln, im Jahr 1248 bereits den Grundstein zum Dom legte, so ist ohne Zweifel der Bauplan, wie es von einem so ausgedehnten und riesenhaften Werke vorausgesetzt werden muß, um manches Jahr älter und seine Conception fällt vielleicht noch in die Zeit des weisen Erzbischof Engelbrecht zurück, der im Jahr 1225 meuchlings umgebracht wurde. Wir müssen uns daran um so lieber halten, als die Grundsteinlegung unter Konrad von Hochsteden des guten Omens entbehrte. Dieser Erzbischof war Erzfeind des deutschen Volks und Reichs, geschworner Knecht einer ausländischen Hierarchie und Haupträdelsführer bei der großen Rebellion der Reichsfürsten, als sie die ehrwürdige Kaisergewalt zertrümmerten und das ruhmvolle und edle Geschlecht der schwäbischen Kaiser dem Gift der Italiener und dem Henkerbeil der Franzosen überantworteten. Dieser Erzbischof war auch zugleich ein Feind aller Volksfreiheit und kämpfte fast unaufhörlich mit den Bürgern. Außer ihm wohnte der Grundsteinlegung im Jahr 1248 noch bei der Afterkaiser Wilhelm von Holland, die miserable Gestalt, welche der Papst dem großen Geschlecht der rechtmäßig regierenden Hohenstaufen entgegengesetzt hatte

und der, in tiefster Verachtung bleibend, zuletzt von Bauern, denen er ihre alte Freiheit rauben wollte, in einem Sumpf erschlagen wurde. Der Grundsteinlegung wohnte ferner bei der päpstliche Legat, damals die mächtigste Person im deutschen Reiche, und eine kleine Zahl reichsverrätherischer Fürsten, die sich hatten bestechen und verführen lassen, um dem Papst allein alle Gewalt im deutschen Reich zu überlassen. Unter solchen Auspicien wurde der Grundstein des Kölner Doms gelegt. Wenn also wahr seyn soll, was schon oft, am lautesten und eindringlichsten aber von Görres behauptet wurde, daß nämlich der Kölner Dom ein Sinnbild der Einheit und Größe deutscher Nation ist, so hat wenigstens der erste Grundsteinleger an eine solche Deutung nicht gedacht, sondern wollte den Dom als eine wälsche Zwingburg gründen, um die deutschen Völker zu knechten. Um nun aber doch jene schöne Deutung wahr zu machen, muß man, abgesehen von dem erst späteren Grundsteinleger, zum früheren Entwerfer des Bauplans zurückgehen und dann erblickt man in dem Erzbischof Engelbrecht, der zugleich Reichsverweser in Abwesenheit des Kaisers und strenger Richter heimlicher und öffentlicher Willkür (auch Gründer des Vehmgerichts) war, den rechten Mann, den man für fähig halten darf, sich eine gothische Kirche in dem großartigen und nationalen Sinn gedacht zu haben, den man jetzt darin sucht. Ueberhaupt ist dieser Bau, wie die gesammte gothische Baukunst, rein aus deutschem Geist und Gemüth hervorgegangen. Zum Gedanken des Kölner Doms vermochte sich nie ein Römer zu erheben.

Herr Boisserée ist geneigt, einen Meister Gerhard für denjenigen anzusehen, dem die erste Ausführung und die große Idee des Bauplans selbst am wahrscheinlichsten zugeschrieben werden könne. Hören wir ihn selbst: „Bedenken wir demnach, daß die Domkirche im Ganzen an die fünfhundert Fuß lang, im Schiff und Chor hundert und achtzig, im Kreuz zweihundert und neunzig Fuß breit werden, der Dachforst sich über zweihundert Fuß, die Thürme, jeder auf einem Grunde von hundert Fuß Breite, sich über fünfhundert Fuß hoch erheben sollten, so folgt, daß schon die erste Anlage eines so riesenhaft entworfenen Gebäudes, selbst bei der größten Thätigkeit zahlreicher Werkleute, einen sehr bedeutenden Zeitaufwand erforderte, und das um so mehr, weil der Bau durchaus von Quadern aufgeführt wurde. — Zu den Werkstücken hatte man einen porphyrartigen Sandstein von schöner grünlichgrauer Farbe gewählt. Man holte ihn oberhalb Köln im Siebengebirge, in dem dicht an den Ufern des Rheins gelegenen Drachenfels, an dessen Namen sich die Sage von dem in alten Dichtungen gefeierten deutschen Lieblingshelden Siegfried knüpfte. — Während bei diesem Steinbruch in dem Flecken Königswinter die Steinhauer beschäftigt waren, die Werkstücke aus dem Rohen zuzurichten, die dann auf dem Rhein leicht und schnell nach der drei Meilen entfernten Stadt gebracht wurden, führten die Maurer in den Gruben auf dem Bauplatz die Grundfesten auf. Hiezu bediente man sich desselben Gesteines, abwechselnd mit Basaltblöcken, welche man, dem Siebengebirge gegenüber, aus dem Unkelbruch holte. Diese langen säulenartigen Basaltstücke, wagerecht über die rauh behauenen stark verkitteten Sandsteine gelegt, bildeten einen unerschütterlichen Verband. Ich sah dieses Mauerwerk der Grundfeste, in einem Schacht neben dem Haupteingange rechts an einem der Strebepfeiler des südlichen Thurmes, und fuhr bis auf den Boden vier und vierzig Fuß tief hinab, ohne hier noch mit Bestimmtheit den Anfang der Grundfeste entdecken zu können. — Ein so mächtiger Unterbau war nöthig, um Thürme, hoch und fest wie Felsen, auf denselben zu gründen. Aber das war nicht die alleinige Sorge des Baumeisters; er beschäftigte zugleich noch die Steinmetzen in der Hütte mit der Ausarbeitung der Werkstücke, welche die Steinhauer lieferten. Und so mag wohl in den ersten neun Jahren nicht nur die Grundfeste, sondern auch ein großer Theil des untern Geschoßes von dem Domgebäude vollendet worden seyn. Denn zu dieser Zeit, im Jahr 1257, schenkte das Domkapitel „Meister Gerhard dem Steinmetzen, welcher das ganze Werk leitete, wegen seiner belohnenswerthen Dienstleistung, einen Platz, wo er auf seine Kosten ein großes steinernes Haus erbaut hatte.“ Die Geschichtschreiber schweigen über diesen Meister Gerhard, wie fast über alle Baumeister des Domes; ich halte ihn für den ersten unter ihnen, und also auch für den Urheber des so erhaben als kunstreich gedachten Entwurfes. Wäre ein anderer der Urheber gewesen, so müßte man annehmen, daß derselbe gleich nach dem Anfang des Baues gestorben sey, was unwahrscheinlich ist. Noch weniger läßt sich vermuthen, daß der Entwurf von irgend einem, wenn auch noch so genialen Manne herrühre, welcher nicht selbst praktischer Künstler gewesen wäre; denn der Plan eines so riesenhaften Werkes von einer so reichen und kühnen Zusammensetzung, bis in die kleinsten Theile mit Rücksicht auf die Ausführung berechnet, konnte nur von dem erdacht werden, der durch eigene Erfahrung die genaueste Kenntniß aller technischen Mittel besaß, und die Sicherheit in sich trug, die Erfindungen seines Geistes verwirklichen zu können. — Ich kann deßhalb der Vermuthung nicht beistimmen, welche diesen Plan dem berühmten Naturforscher Albertus Magnus zuschreibt. Man führt als Gründe dafür die tiefe sinnbildliche Bedeutung an, die durch das ganze Gebäude durchgeführt ist, und daß Albertus den Chor der Dominikanerkirche in Köln gebaut habe. Die sinnbildliche Bedeutung aber, so große Bewunderung sie auch verdient, ist an und für

sich nichts ungewöhnliches, nur findet man sie selten in solchem Umfang und in so vollkommener Entwicklung künstlerisch angewandt. Das Wesentlichste davon liegt in den Gebeten, Gesängen und Segenssprechungen, die bei der Einweihung aller Kirchen, der kleinsten wie der größten, üblich waren, wie sie es auch noch sind, und welche ich in gedrängter jedoch vollständiger Darstellung mittheilen werde, wenn später von der Einweihung des Domgebäudes die Rede seyn wird. Der Baumeister und ein paar Gesellen waren die einzigen Laien, welche dieser geheimnißvollen Feierlichkeit in allen ihren Theilen beiwohnen durften, weil man ihre Hülfe dazu brauchte. Sie hatten also Aufforderung genug, sich mit dem Sinn und der Bedeutung derselben bekannt zu machen. In jener Zeit, wo alle Jahre eine große Anzahl neuerbauter Kirchen geweiht wurde, fehlte es ihnen auch keineswegs an Gelegenheit, wiederholt an dieser heiligen Handlung Theil zu nehmen. Bei der Entwerfung eines Gebäudes von dem Umfang und der Pracht des Kölner Doms, wird überdieß der Bauherr nicht ermangelt haben, den Baumeister von der geistigen Bedeutung seiner Aufgabe zu unterrichten. Es war also keineswegs ein Verdienst, damit bekannt zu seyn, wohl aber war es ein sehr großes, die technischen und künstlerischen Mittel zu finden, um die dargebotenen Gedanken ihrer ganzen Fülle und ihrem innersten Zusammenhang nach in dem Gebäude bildlich darzustellen, und das vermochte nur ein Mann, der sich ganz und gar mit der Kunst beschäftigte. Von dem wegen seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und tiefen Einsichten hochberühmten Albertus Magnus wissen wir indessen nicht, daß er je die Baukunst ausübte. Er war Dominikaner Mönch und vom Jahr 1260 bis 1262 Bischof von Regensburg, zog sich dann nach Köln in das Kloster seines Ordens zurück, um als Weihbischof ganz dem wissenschaftlichen Lehramt zu leben, hier nun baute er im Jahr 1271 den Chor der Kirche, in dem er auch seine Grabstätte erhielt. Er starb im J. 1280, und Erzbischof Siegfried von Westerburg, der ihn bei dem Bau großmüthig unterstützt hatte, ließ in einem Fenster des Chors dessen Bildniß mit bezüglicher Inschrift anbringen. Man sah dieselbe noch zu Anfang unseres Jahrhunderts; aus dieser Inschrift aber, wenn man sie mit andern Bauinschriften alter Zeit vergleicht, ist nur zu entnehmen, daß Albertus der Erbauer oder Bauherr des Chors war. Und es folgt eben so wenig daraus, daß er selbst der Baumeister gewesen, als man Konrad von Hochsteden den Baumeister des Kölner Doms nennen könnte, während man doch mit demselben Ausdruck wie jene Inschrift, alle Tage von ihm sagt, daß er den Dom gebaut hat. — Nach diesen und andern Betrachtungen, welche ich hier folgen lasse, bleibt unter den angegebenen Umständen meine Meinung immer für Meister Gerhard; dieser Meister Gerhard nun lebte bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, und hinterließ drei Söhne und eine Tochter, alle geistlichen Standes, Mitglieder hoch angesehener Stifte, Abteien und Klöster. Diese ließen im Jahr 1302 über das erwähnte, ihnen nach dem Tode des Vaters zugefallene Haus, eine Schenkungsurkunde zu frommen Zwecken ausstellen. — Wahrscheinlich wurde unter Mitwirkung des Meister Gerhard die Abteikirche zu Altenberg, anderthalb Meilen von Köln, erbaut. Man befolgte dabei den Plan des Kölner Doms, jedoch mit großer Vereinfachung. Der Erbauer war Graf Adolph von Berg, Schwager des Erzbischofs Konrad von Hochsteden; er legte im Jahr 1255 den Grundstein. — Die Sage bringt auch die Minoritenkirche zu Köln mit dem Dombau in Verbindung; sie erzählt, die Bauleute des Doms hätten die Kirche, welche im Jahr 1260 eingeweiht wurde, während ihrer Ruhestunden erbaut. Aber damit soll offenbar nur die außerordentliche Einfachheit dieses sonst großen und wohl angelegten Gebäudes im Gegensatz zu dem außerordentlichen Umfang und der Pracht des Doms bezeichnet werden. — Auch dürfte dieser Gerhard vermuthlich wohl der nämliche seyn, der unter den Stiftern und Wohlthätern des Ursulaspitals in Köln vorkommt, und dort der Werkmeister vom Dom genannt wird. Das Verzeichniß der Stifter findet sich in dem, mit dem Jahr 1396 anfangenden, ersten Band der kölnischen Rathsverhandlungen, und wurde, wie ausdrücklich dabei bemerkt ist, von einem alten Zettel abgeschrieben, der also wohl hundert Jahr früher verfaßt seyn mochte. — Ich habe vielfältig nachgeforscht, aber es ist mir nicht gelungen, nähere Aufschlüsse über diesen Mann zu erhalten, in welchem wir, wenn wir mit Gewißheit wüßten, daß er der Urheber des Entwurfes zu dem Domgebäude wäre, einen der größten Baumeister alter und neuer Zeit verehren müßten."

Der Verfasser verbreitet sich sofort noch über das großartige Institut der deutschen Steinmetzen, worüber er dereinst noch wichtige Urkunden mitzutheilen hofft.

Da die Feierlichkeit der neuern Grundsteinlegung im letzten September so allgemeines Interesse erregt hat, glauben wir hier noch aus dem Boisserée'schen Werke die merkwürdige Beschreibung der Domweihe aufnehmen zu müssen, die im Jahr 1322 vorgenommen wurde, als der Chor fertig geworden war. „Als der Chor nun so weit vollendet war, bestimmte der Erzbischof Heinrich von Virnenburg den Tag der heiligen Cosmas und Damian, den siebenundzwanzigsten September 1322, zu der Feierkeit der Einsegnung, denn an demselben Tage war im Jahr 873 die alte Domkirche geweiht worden. — Sämmtliche dem kölnischen Erzbisthum untergebenen Bischöfe, die von Münster, Osnabrück, Minden, Lüttich und Utrecht erschienen persönlich oder durch Abgesandte, mit ihnen

alle Aebte, alle Stiftsvorsteher des Sprengels, und die gesammte Geistlichkeit der Stadt. Und nun wurde die Einweihung mit allen aus alten Zeiten herstammenden Gebräuchen vollzogen. — Des Königs Salomon eingedenk, welcher die Bundeslade und die Stiftshütte in den Tempel hatte bringen lassen, trug man in festlichem Zuge die Kasten mit den Gebeinen der Glaubenszeugen in ein Zelt vor der neuen Kirche. Diese war geschlossen. Die Bauleute hatten im Innern derselben einen Altarstein aufgerichtet, und an den Hauptsäulen zwölf Kreuze gezeichnet, vor denen zwölf Wachslichter angezündet waren. — Nachdem die Kasten mit den Gebeinen der Heiligen in das Zelt niedergesetzt worden, zog der Erzbischof mit den Bischöfen und der ganzen Geistlichkeit in weiße Gewänder gekleidet, und mit ihnen das Volk, unter Gesängen und Gebeten dreimal um das Gebäude; und wie bei der Grundlegung die Gruben, so besprengte der Erzbischof jetzt die Pfeiler und Mauern mit gesegnetem Wasser, und klopfte bei jedem Umzug mit seinem Stab an die Thüre. Als er zum drittenmal anschlug, öffnete sich die Thüre und er trat ein mit den Worten:

Friede sey diesem Hause und allen die darin wohnen;
Friede den Eingehenden und den Ausgehenden!
Hallelujah!

Nur die Bischöfe, die Gehülfen, der Baumeister und ein Paar Bauleute begleiteten den Erzbischof. Die übrige Geistlichkeit und das Volk harrten unter Gesang und Gebet vor der Thüre. Der Erzbischof aber und die mit ihm waren, schritten bis zum Altar, und warfen sich dort betend auf die Erde nieder. Sodann wurde Asche auf den Boden der Kirche gestreut, und zum Zeichen, daß es ein Haus der Lehre sey, von welcher Christus der Anfang und das Ende, das A und Ω ist, schrieb der Erzbischof mit seinem Stabe, der ganzen Länge des Bodens nach, sämmtliche Buchstaben des Alphabets in die Asche. Von dem Südostwinkel bis zum Nordwestwinkel schrieb er das griechische, von dem Nordost- bis zum Südwestwinkel das lateinische Alphabet, so daß die Buchstaben ein in schrägen Linien sich durchschneidendes Kreuz bildeten. Hierauf wurde der Altar mit geweihtem Wasser besprengt, und der allmächtige Schöpfer und Baumeister des Weltalls angerufen, daß er dem Hause Dauer und Festigkeit verleihen, die Geister der Bosheit davon entfernen und die Engel des Friedens darin möge wohnen lassen. Nach dem nun folgenden dreifachen Umzug im Innern, während dem der Boden und die Wände mit geweihtem Wasser benetzt wurden, stellte sich der Erzbischof in die Mitte des Gebäudes, besprengte es kreuzweise nach den vier Weltgegenden und flehte den Geist des Herrn an, auf diese ihm geheiligte, der Ehre des heiligen Kreuzes und dem Andenken des heil. Petrus gewidmete Wohnung herabzusteigen, und sie mit seiner Herrlichkeit zu erfüllen. Zuletzt trat er wieder vor den Altar und bereitete mit Hülfe des Baumeisters den Stein und Mörtel, um die Gebeine der Heiligen in den Altar zu verschließen, die hier niedergelegt werden sollten, zum Andenken an die Gräber der Glaubenszeugen, über denen, wie über dem Grabe des Heilandes, die ersten Christen ihre Altäre errichtet hatten. Dieß war die erste Abtheilung der Feierlichkeit. Die zweite fing mit einer Rede an, die der Erzbischof zu dem vor der Thüre versammelten Volke hielt, von der Bestimmung des Gebäudes, und daß jeder Christ ein Tempel Gottes seyn müsse. Alsdann holte man die Gebeine der Heiligen, viele Lichter und Rauchfässer begleiteten den Zug, das Volk strömte nach, und in den allgemeinen Gesang einstimmend, füllte es zum ersten Mal die neue Kirche. — Bald darauf im Jahr 1331 kam Petrarca nach Köln, auf einer Reise, die er von Avignon nach Paris unternahm und durch Flandern und Brabant, über Köln und Lyon zurück machte. Der neu gebaute hochaufstrebende Dom flößte ihm die größte Bewunderung ein, er schrieb darüber an seinen Freund und Beschützer den Cardinal Johannes Colonna, ich sah in dieser Stadt den schönsten Tempel, obwohl er noch unvollendet ist; welchen sie nicht ohne Grund den höchsten nennen."

Wie die ungeheuern Baukosten bestritten wurden, erklärt sich aus der Analogie von heute. Denn auch damals schon beeiferte man sich in ganz Deutschland beizutragen. „Die Neigung, für den Dombau beizusteuern, muß sehr groß und allgemein gewesen seyn, denn sie wurde vielfältig von Betrügern mißbraucht. Personen von geistlichem und weltlichem Stande, selbst vom weiblichen Geschlechte zogen mit falschen Briefen oder auch mit Kreuzen, Bildern und Kelchen umher, und wußten unter dem Vorwand, für das Domwerk zu sammeln, sich reichliche Gaben zu verschaffen. Der Erzbischof Wilhelm von Gennep war genöthigt im Jahr 1357 dagegen Verordnungen zu erlassen. Zugleich mußte er die Pfarrer und Vorsteher der Kirchen ermahnen, daß sie die anvertrauten Geschenke und Vermächtnisse nicht vorenthalten möchten."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 2.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 4. Januar 1843.

Schriften über den Kölner Dombau.

(Fortsetzung.)

Lange zuvor, ehe man an die Vollendung des Baues selbst denken konnte, schmückte man schon das Innere des Chores aus. „Erzbischof Wilhelm von Gennep ließ einen, der Würde des Gebäudes angemessenen Hauptaltar von schwarzem Marmor in Gestalt eines einfachen, über fünfzehn Fuß langen und sieben Fuß breiten Tisches errichten, welcher an den vier Seiten mit hocherhabenem Bildwerk von weißem Marmor umgeben wurde; auch ließ er die Bilder der zwölf Apostel, des Christus und der Maria, von vergoldetem Silber verfertigen, um damit an festlichen Tagen den Altar zu schmücken. Zudem wurden an den vier Ecken des Altares in geringer Entfernung von demselben noch vier eherne Säulen errichtet, auf welchen Engel standen, die Wachslichter emporhielten. Der Künstler, dem der Erzbischof die Verfertigung dieser Werke auftrug, ist unbekannt; daß aber seine Wahl auf den geschicktesten gefallen, der zu damaliger Zeit in Köln blühte, ist kaum zu bezweifeln. Und dieß möchte wohl jener Bildhauer gewesen seyn, von dem Lorenz Ghiberti, der kunstreiche Verfertiger der ehernen Thüren an der Taufkapelle zu Florenz mit so großem Lobe spricht. Er hatte viele Werke desselben gesehen, und rühmt von ihm in seinen Denkschriften, er sey in der Kunst höchst vortrefflich, ja vollkommen, und überhaupt sehr unterrichtet gewesen. Dieser kölnische Künstler war zuletzt in Diensten des Herzogs von Anjou und begleitete denselben nach Italien. Als nun der Herzog auf seinem unglücklichen Zuge gegen Neapel in der größten Bedrängniß eine schöne goldene Tafel und andere goldene Bildwerke zerschlagen ließ, und der Meister sah, wie das Schönste, was er ersonnen, gemeinem Bedürfniß geopfert, die Frucht vieljähriger Anstrengung auf einmal vernichtet wurde, ergriff ihn der Gedanke der Nichtigkeit alles menschlichen Bestrebens und trieb ihn in die Einöde. Doch auch hier war seine Wirksamkeit nicht ganz verloren; von seinem großen Ruf angezogen, suchten ihn viele junge Leute in der Einsamkeit auf, um von ihm die Regeln der Kunst zu erlernen. Durch diese Jünglinge erhielt denn auch Ghiberti Kunde über den der Welt entflohenen Künstler. Er starb als Einsiedler, in hohem Alter, zur Zeit des Papstes Martin V., also um das erste Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts. — Man dürfte wohl annehmen, daß derselbe kölnische Künstler die Bildwerke zu dem prächtigen Tabernakel im Dom gearbeitet habe, wenn etwa dieses Werk nicht einer spätern Zeit angehört. — Thurmartig über sechzig Fuß hoch mit der größten Zierlichkeit aufgebaut, und mit unzähligen Bildern geschmückt, stand es an der Nordseite des Hauptaltars, in einer der Bogenstellungen, welche den Chor umschließen. Im Jahr 1766 wurde dieses staunenerregende Denkmal durch die Neuerungssucht einiger Domherren in Stücke zerschlagen. Der ehrwürdige, in Kunstbestrebungen für unsre gemeinsame Vaterstadt zum Greis gewordene Professor Wallraf, schilderte mir die Schönheit dieses Werkes immer mit der lebhaftesten Begeisterung."

Der Dombau gerieth schon zu Anfang des 16ten Jahrhunderts gänzlich in Stocken. In der französischen Revolution wurde sogar das Erzbisthum aufgehoben und durch Konfiskation alles Kirchenguts die Möglichkeit des Fortbaues abgeschnitten. Nicht einmal an die Erhaltung des Vorhandenen wurde gedacht und der Dom gerieth in kläglichen Verfall. Doch kaum war Köln preußisch geworden, als auch schon der berühmte Schinkel den Dom zu untersuchen beauftragt und vorläufig mit der Restauration des Beschädigten, mit der Rettung des Gefährdeten begonnen wurde. Der erste Leiter des Bauwesens, Inspektor Ahlert, konnte sich noch nicht in den reinen gothischen Styl finden; aber seit 1833 leistet sein Nachfolger Zwirner das Trefflichste, und befriedigt

jede Erwartung in Bezug auf das strenge Festhalten am alten Geist und Styl. Seit dem Wiederbeginn der Arbeit unter preußischen Auspicien sind bereits 350,000 Thaler verbaut. Die Kosten der gänzlichen Vollendung des Baues sind zu 4 Millionen Thaler berechnet.

Herr Boisserée wünscht, es möchte zuerst das Schiff der Kirche gebaut und dann im Innern ausgeschmückt werden, ehe man noch an den kostbaren Bau der Thürme dächte. Er macht in Bezug auf die innere Ausschmückung, namentlich mit Glasmalereien, Vorschläge. Doch möchten wir unsrerseits seinem Wunsche im Allgemeinen nicht beipflichten. Wir würden vielmehr Werth darauf legen, daß erst der Bau vollendet werde. An den innern Schmuck kann man hinterdrein denken. Bis dahin wird auch wohl der Geschmack in der Malerei, der doch jetzt noch sehr vage ist, sich besonnen und gefaßt haben. In allen Beziehungen, wo der neueste Geschmack in freier Willkür einzutreten hat, möchte man sich doch ja kein Zuwarten gereuen lassen. In Bezug auf den Bau dagegen, dessen Plan vorgeschrieben ist und von dem keine Willkür abirren kann, sey man so fleißig und rüstig als möglich!

Herr Boisserée wünscht ferner Seite 98, den Dom künftig zu Denkmalern für die berühmtesten Deutschen benutzt zu sehen. Ueber die Aufnahmsfähigkeit könne, wie er glaubt, ein von ganz Deutschland niedergesetztes Ehrengericht entscheiden. Das wäre eine Art deutscher Westmünster-Abtei, gewiß ein großartiger Gedanke, aber, wie uns scheint, leider nicht ausführbar, weßhalb wir auch kaum glauben können, daß es dem Verfasser damit Ernst ist. Vor allen Dingen würde sich eine katholische Kirche ganz und gar nicht dazu eignen, Ehrengedächtnisse der deutschen Reformatoren und Reformationshelden in sich aufzunehmen; der Kölner Erzbischof würde mit vollem Recht dagegen protestiren müssen und wir zweifeln auch sehr, ob die Manen des Dr. Luther oder des Herzog Bernhard von Weimar sich nach der Auszeichnung sehnen, im Kölner Dom repräsentirt zu werden. Oder sollen in diesem katholischen Gebäude die Büsten und Namen der Philosophen und Dichter prangen, die seit dem vorigen Jahrhundert den größten Ruhm in Deutschland erlangt haben? Gehört wohl die „Kritik der reinen Vernunft“ in den Kölner Dom? Gehört „die Wissenschaftslehre“ in den Kölner Dom? Gehört „die Phänomenologie des Geistes“ in den Kölner Dom? Gehört „Faust“ und „Wilhelm Meister“ in den Kölner Dom? Gehören „die Götter Griechenlands“ in den Kölner Dom? Und wie sollte man vollends die großen Deutschen vom jüngsten Datum hineinbringen? Das Maaß, wornach man bisher die Nobilitäten einer Nation maß, ist uns unter der Hand abhanden gekommen und es hat sich ein neues ziemlich allgemein geltend gemacht. Wer es heutzutage nicht dahin bringt, die Gesinnung eines Juden mit den äußern Formen eines Franzosen zu vereinigen, darf nicht darauf rechnen, für einen großen Deutschen genommen zu werden. Denn einen eingewurzelten Haß gegen den Stifter der christlichen Religion zu beurkunden, ist erste Bedingung geistiger Größe geworden, und die Affektation, als ob man sich immer in einem französischen Salon befände, die zweite. Soll nun „das Leben Jesu“ von Strauß, sollen Börnes Pariser Briefe, sollen Heines Reisebilder, sollen Bruno Bauers und Ruges und Feuerbachs und Michelets ꝛc. ꝛc. ꝛc. unsterbliche Werke, sollen die alles negirenden Lieder des Lebendigen ꝛc. eine Berechtigung zur Aufnahme ihrer Urheber in die deutsche Ehrenhalle gewähren, so werden ohne allen Zweifel die heiligen drei Könige aus ihrem Grabe auffahren und der heilige Anno wird sein finstres Haupt und seinen schwer beschlagenen Bischofstab drohend erheben und Schaaren von todten Erzbischöfen werden sich um ihn sammeln, um ihre Kirche entweder zu schirmen, oder die entweihte auf immer zu verlassen. Oder soll man jenen größten und jüngsten Deutschen den Ehrenplatz im deutschen Pantheon versagen? Das wäre offenbar ungerecht und gegen den Geist der Zeit. Dieser Geist der Zeit wirft einmal unerbittlich die Christusbilder aus den Kirchen und setzt die Lieblinge des Tages dafür hinein, um den „Kultus des Genius“ zu begehen. Es ist derselbe Geist, der im Jahr 1793 aus der Kirche Notre Dame in Paris ein Pantheon schuf, in dem man die Büsten von Voltaire und Marat vergötterte, während vor der Schwelle die zertrümmerten Crucifixe lagen.

Erinnern wir uns, daß der Baumeister des Kölner Doms oder wenigstens der Mann, der den großen Plan dazu entworfen hat, gänzlich unbekannt geblieben ist, wie es die Bescheidenheit der großen Meister im Mittelalter mit sich brachte, so würde es wohl ein auffallender Kontrast seyn, wenn sich die Eitelkeit unsrer Tage in demselben Dome Denkmäler setzen wollte: abgesehen davon, daß es sich hier von einem Gotteshause handelt, in dem nur Ein Name gehört werden soll, der Name Gottes.

Den wichtigsten Theil des vorliegenden Werkes bildet eine klare und meisterhafte Entwicklung des gothischen Baustyls, wovon aber hier nur eine Skizze zu geben unmöglich ist. Die trefflichen Stahlstiche gereichen dem Werke sehr zur Zierde. Man sieht hier einen Prospekt des gegenwärtig unvollendeten und einen des als vollendet gedachten Doms (diesen zweimal von vornen und von der Seite), den Grundriß und einen Prospekt und

Grundriß der älteren Kirche, an deren Stelle der Dom gesetzt wurde.

2) Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg. Von J. v. Görres. Der Ertrag ist zum Dombau bestimmt. Regensburg, Manz, 1842.

Wiederabdruck dessen, was Görres im Jahr 1814 in seinem Rheinischen Merkur und im Jahr 1824 in den Heidelberger Jahrbüchern über den Kölner Dom gesagt, vermehrt mit zeitgemäßen Zusätzen und besonderer Beziehung auf das jüngste Dombaufest. Der ausführliche Aufsatz aus den Heidelberger Jahrbüchern ist ursprünglich eine erläuternde Anzeige des großen Boisserée'schen Domwerks und enthält eine tiefsinnige Erklärung der gothischen Bausymbolik und eine Vergleichung des Kölner Doms mit dem Straßburger Münster.

Am Straßburger Münster hat Geist und Geschmack der Baumeister mit der Zeit gewechselt, am Kölner Dom nicht. Dort hat sich das harte Gestein der beweglichen Strömung der Zeit fügen müssen; hier ist die Bewegung machtlos an einem unverrückbarFesten vorüber gegangen. Darum sagt Görres: „die Geschichte des Straßburger Münsterbaues ist die ganze und volle Geschichte Deutschlands, wie sie in allen ihren Momenten wirklich sich begeben, der Kölner Dom aber ist das symbolische Vorbild dessen, was Deutschland in der Intention der alten politischen Meister werden sollte; wäre nicht der böse Feind in die Bauherrn hineingefahren und hätte Zwietracht unter sie gesäet."

In Bezug auf die Intention der alten politischen Meister ließe sich manche Frage aufwerfen. Vor allem die, ob guelfische oder ghibellinische Meister gemeint sind? ob das Vorbild gemeint ist, welches Gregor VII. und Innozenz III. und IV. im Sinne gehabt, als sie dem Volk der Deutschen ihre Kaiser gaben, oder ob das, welches dem Kaiser Heinrich III. und Friedrich I. vorschwebte, jenen deutschen Wahlkaisern, die von Rom unabhängig seyn wollten? Jenachdem man diese Vorfrage beantwortet, wird es sich auch ergeben, wer denn eigentlich der böse Feind gewesen, der in die Bauherrn hineingefahren? Darf man ihn vielleicht auf dem Concilium in Lyon suchen und in Avignon, darf man die Vermuthung wagen, daß es die Allianz der Curie mit den Königen von Frankreich gewesen, durch welche die deutschen Reichsfürsten zum Abfalle vom Kaiser verführt wurden und die Jahrhunderte lang gemeinschaftlich daran arbeiteten, die Einheit des deutschen Reichs aufzulösen und die Kraft deutscher Nation zu schwächen? Oder muß man ihn in den Herzen jener deutschen Kaiser suchen, die mit der edelsten Aufopferung jene Einheit des Reichs bis zu ihrem tragischen Untergange vertheidigten? War der Wolf Schuld oben am Bach oder das arme Lämmlein unten am Bach?

Oder soll erst die Reformation das Thor geöffnet haben, durch welches der Böse hereingekommen? O nein, die Reformation war nur die heroische Kur eines lange vorhandenen, bis zum Unerträglichen gesteigerten Uebels, wobei wir übrigens, daß diese Kur mißlungen, gern eingestehen wollen. Nehmen wir aber einmal an, unter jenem „bösen Feinde," der in des weiland deutschen Reiches Bauherrn gefahren, sey die Kirchentrennung verstanden, so ist es ohne Zweifel für jeden Protestanten interessant, sich das Verhältniß seiner Confession zum Kölner Dombau, zu dem Bau, durch welchen die Wiedererbauung unsrer Nationaleinheit vorgebildet werden soll, klar zu machen. So viel uns bekannt, ist nur die evangelische Kirchenzeitung tiefer in die Frage eingegangen; aber auch sie adoptirt die Ansicht, daß der Bau ein Nationalunternehmen sey. Nur wünscht sie, daß dem Protestanten doch wenigstens die Genugthuung werden müßte, seinen Kultus neben dem katholischen im Kölner Dom ausüben zu dürfen, wenn dieser Bau wirklich eine deutsche Kirche und ein Symbol der deutschen Einheit, mit Görres zu reden, ein Allerdeutschenhaus seyn solle? Gleichwohl will gedachtes Organ einer ansehnlichen und sogar strengen protestantischen Partei auch dann, wenn dem evangelischen Kultus diese Gunst niemals werden sollte, den Kölner Dombau mit Liebe und Eifer auch von protestantischer Seite gefördert wissen, weil es in dem Gebäude ein rein deutsches Werk erkennt, ja so ein rein deutsches, wie es die Reformation selbst war. Es ist etwas Wahres in diesem frappanten Satze, allein er beweist zu viel, er läßt sich nicht durchführen. Die Katholiken werden sich mit Recht dagegen verwahren, daß etwas, was allerdings rein deutsch ist, deßhalb auch nur entfernt protestantisch seyn müsse, und es wird ihnen nicht schwer fallen, zu beweisen, daß der Baumeister, der die gothischen Thürme licht und durchsichtig schuf, dabei an das protestantische Licht nicht gedacht hat. Wenn behauptet wird, daß es ja gerade die Protestanten gewesen seyen, von denen die neue romantische Richtung, der wiedererwachte Sinn für das Mittelalterliche, für die gothische Baukunst, für die religiöse Kunst überhaupt ausgegangen sey, so wird damit lediglich nichts anderes bewiesen, als daß diejenigen Protestanten, die sich in ihrer Kirche nicht ästhetisch befriedigt gefunden haben, sich wieder zum Katholicismus zurückgesehnt, zurückgewendet haben. Es ist eine vollständige Täuschung, wenn man sich einbildet, dem Protestantismus sey ein Kunstbedürfniß wesentlich, welches doch nur der Katholicismus zu befriedigen vermag. Es ist eine vollständige Täuschung, wenn man hofft, der Protestantismus werde,

wie er es bis jetzt nur zu einer Sehnsucht nach der verlornen Kunst gebracht hat, künftig einmal eine neue Kunst aus sich gebären. Diese neue Kunst könnte gar keine andere seyn, als die alte katholische. Sie ist schon da. Damit soll die reine Deutschheit gerade des Schönsten in der katholischen Kunst, namentlich der gothischen Baukunst, nicht im entferntesten bestritten werden. Es ist wahr, nur deutscher Geist, nur deutsche Seelentiefe vermochte zu ersinnen, was uns einst der Kölner Dom in herrlicher Vollendung zeigen soll. Aber eben so gewiß, wie sich dieser deutsche Dom von allen römischen und byzantinischen Kirchen unterscheidet, eben so gewiß unterscheidet er sich von den Produktionen und Intentionen des Protestantismus. Ohne allen Zweifel ist der Protestantismus eine rein deutsche Sache, die gothische Baukunst ist es auch, und doch sind beide nicht aus einem Geist hervorgegangen, sondern die gothische Baukunst hat eben so notorisch das katholische Element in sich, als es dem Protestantismus eo ipso fehlt.

Es ist vollkommen unmöglich, weder auf der einen Seite die Kluft auszufüllen, welche den Kölner Dom als katholische Kirche von den Protestanten trennt, noch auf der andern Seite das Band zu zerreißen, welches den Kölner Dom, obgleich ein rein deutsches und nicht römisches Werk, durch die kirchliche Gemeinschaft mit Rom verbindet.

Anstatt uns nun einer, wenn auch noch so schönen Illusion hinzugeben und uns einzubilden, der Kölner Dom gehöre uns Protestanten wenigstens der Idee nach so gut wie den Katholiken an, weil er eine Kirche aller Deutschen sey, und anstatt uns später der Beschämung auszusetzen, von den Katholiken darüber eines andern belehrt zu werden, sollten wir jetzt schon besonnen genug seyn, uns die wahre Sachlage klar zu machen. Man sollte sich unumwunden sagen: alles was für den Kölner Dombau geschieht, kommt nicht der deutschen Nation als solcher, sondern allein der römisch-katholischen Kirche zu Gute. Wenn Protestanten an diesem Bau helfen, so ist kein Grund vorhanden, warum sie katholischerseits zurückgewiesen werden sollten; aber der Bär, der dem h. Gallus bauen half, blieb ein Bär.

Schon die Thatsache selbst, daß der längst aufgegebene Bau plötzlich wieder fortgesetzt wird, beweist einen Aufschwung des katholischen Lebens, den man nur einfach anzuerkennen hat und über den man sich durch nichts täuschen lassen soll. Oder glaubt man, daß Kunstbegeisterung allein solche Dinge vermöchte?

Es ist ohne Zweifel schwierig für den, der selbst der wärmste Freund der deutschen Baukunst ist, von einem protestantischen Standpunkt aus die hier unumgängliche confessionelle Ausschließlichkeit zu besprechen. Bald kann es scheinen, man beneide dem Andern das, was man selbst liebt, aber entbehrt. Bald muß man sich gegen den Vorwurf waffnen, man unterdrücke die Achtung, die man der Kunst schuldig ist und ihr auch wirklich in jeder Beziehung zollt, in diesem Fall aus Parteilichkeit. Indeß hoffen wir, es wird uns Niemand so grob mißverstehen, um zu wähnen, wir wollten gegen den Bau reden, dem wir vielmehr das schnellste und vollkommenste Gedeihen wünschen. Auch der schroffeste Protestant muß anerkennen, daß in diesem Bau sehr viele Erbauung für seine eigene Partei liege.

Man hat die confessionelle Ausschließlichkeit in dieser Sache wenn nicht geflissentlich umgangen, doch in einer edlen patriotischen Aufwallung übersehen. Allein eine achtzehnhundertjährige Geschichte hat bewiesen, daß wenn eine katholische Angelegenheit mit irgend einer andern innig verbunden wird, der Vortheil dieser Bundesgenossenschaft immer zuletzt einzig zum Vortheile des Katholicismus ausschlagt, wie nach alter Sage jedes andern Vogels Feder, wenn sie eine Zeitlang neben der Adlerfeder liegt, von dieser aufgezehrt wird. Wenn Görres, obgleich der feurigste Vorfechter der römischen Kirche, in der Kölner Bauangelegenheit nicht sowohl eine Kirchensache, als eine Sache deutscher Nationalität sieht, so mag Referent wohl ein gutes Recht haben, sie umgekehrt nicht als Nationalangelegenheit, sondern als Kirchensache anzusehen. In dem, was uns der Kölner Dombau sinnbildlich vorbedeuten soll, vermag deutsche Vaterlandsliebe, wenn sie anders nicht blind ist, auch sicher nichts weiter zu sehen, als einen neuen Aufschwung und Triumph der römischen Kirche in Deutschland. Ist dieser Triumph auch zugleich einer der deutschen Kunst, so doch wieder nur in katholischem Sinne, und nichts berechtigt uns, von dem ausschließlich katholischen Erfolg in dieser Sache zu abstrahiren, um Nahrung für patriotische Schwärmereien darin zu finden. Schon wähnt Mancher, es handle sich hier um nichts Geringeres, als um einen umgekehrten babylonischen Thurmbau. Wie dort während des Baues die Sprachen sich trennten und verwirrten, so sollen sie sich hier durch den Bau vereinigen und verständigen. Allein hier ist von keiner Einheit weit und breit etwas zu sehen oder zu vermuthen, es sey denn, daß man von rein katholischem Standpunkt aus eine Wiedervereinung aller Deutschen im Schooß der alleinseligmachenden Kirche hoffte. Sobald man die Idee einer Vereinigung aller Deutschen an die Symbolik des Kölner Dombaues knüpft, kann man sich kein anderes vereinendes Princip dabei denken, als das katholische. Die Voraussetzung eines jeden andern ist Illusion.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 3.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 6. Januar 1843.

Schriften über den Kölner Dombau.

(Schluß.)

Wenn nicht alle Zeichen und Stimmen trügen, so blickt man aus der lutherischen Welt kindlich theilnehmend, liebevoll und sehnsüchtig nach dem Rhein, um von dort bald die katholischen Symbole hoch zum Himmel aufragen zu sehen. Versunken in die schöne Vision, die dem Protestantismus die Thürme des Kölner Doms als Pfeiler eines Thores zeigt, durch welches eine große Zukunft einziehen soll, und mit ahnungsvollem Ohre dem Glockentone lauschend, der einst von diesen Thürmen ertönen wird, um wieder die ganze Gemeinde, wie vor der Reformation zusammenzurufen, vergißt er einen Augenblick — wie bezaubert, wie durch höhere Gewalt bezwungen, — sein bisheriges Tagewerk.

Aber dieses protestantische Tagewerk war ja, wenn wir uns die Wahrheit nicht vorenthalten wollen, ein überaus systematischer und langweiliger wissenschaftlicher Selbstmord, eine mühevolle und kunstreiche Untergrabung der eigenen Kirche durch die eigene Theologie, eine durch alle Mittel der Kritik uns immer mehr zum Bewußtseyn gebrachte Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit unseres bisherigen Glaubens an das Evangelium, mithin auch von der auf bloßen Schein gebauten Existenz unserer evangelischen Kirche — und so wäre uns denn jene katholische Vision zur rechten Zeit geworden, um uns über das zu trösten, was kommen wird, wenn wir jenen Selbstmord endlich wirklich an uns werden zu Stande gebracht haben.

Das neue sogenannte Wissen hat ungehindert den alten Glauben erst verfälschen, zum Besten des Unglaubens anders auslegen, dann direkt bezweifeln, angreifen, laut bestürmen und von allen Seiten verhöhnen dürfen, ohne daß sich irgend ein kraftvoller und wirksamer Widerstand von der Kirche aus, welche jenen Glauben bewahrt, dagegen gewaffnet hätte. Denn diese einst so streitbare Kirche ist entschieden passiv geworden und hält es theils für eine Pflicht der christlichen Liebe, sich gefallen zu lassen, daß man das Christenthum aus ihr hinweggeraubt, theils für eine in ihrem eigenen Princip liegende Konsequenz, das freie Forschen auch dann gewähren zu lassen, wenn sie selbst dadurch untergraben und zu einem, nicht einmal mehr tragischen, sondern nur noch lächerlichen Falle gebracht wird. Unsere ehrwürdigen Kirchenväter müssen, wie weiland der römische Senat, aus Princip still sitzen und zuhalten, wenn sie von bösen Buben beim Barte gezupft werden. Jeder Knabe, der Schule kaum entlaufen, darf gegen unsere Kirche, gegen unsern Glauben die frechsten Pasquille schleudern und erntet dafür Ruhm und Beifall. Alle protestantischen Universitäten wimmeln sogar von Lehrern, die dem Christenthum Hohn sprechen, und sie müssen das große Wort führen, weil sonst die Forschung nicht frei seyn könnte. Selbst die offenkundigste Spekulation auf den Mißbrauch dieses Rechts, der gemeinste Gelderwerb durch irreligiöse Literatur, wird respektirt als ein heiliges und unantastbares Palladium der protestantischen freien Forschung. Was würde wohl der alte Doktor Luther sagen, wenn er diese Wirthschaft mit ansähe, wenn er diese Erschlaffung seiner Disciplin erleben könnte? Mit welchem Nachdruck lenkte einst dieser Mann das Steuer der Reformation; mit welcher alles niederschmetternden Kraft begegnete er den Feinden seiner neugegründeten Kirche nach außen, und mit welchem tiefen sittlichen Ernst handhabte er die nothwendige Zucht innerhalb seiner Gemeinde. Eine solche moralische Kraft gehört aber jetzt unter die Fabeln. Man hat sich durch die liebe Liebe, die sich alles gefallen lassen soll, und durch die freie Forschung, die zuletzt die christliche Theologie in eine antichristliche verwandelt hat, um alle Autorität gebracht. Das Uebel ist schon so weit gediehen, daß man nicht einmal mehr zur Strenge zurückgreifen kann. Wenn die Kirche eine drohende Miene annimmt, so glaubt man in ihr nur noch eine gehässige Polizeigewalt zu sehen und

die Entrüstung, die ihr inwohnen sollte, kehrt sich gegen sie. Man kann zu keinen andern Waffen mehr greifen, als zu Wöllnerschen Dekreten, und man weiß, daß man das nicht wagen darf.

Zwar fehlt es nicht an prahlerischen Reden und Büchern, in denen sich gerade die unmächtigsten und charakterschwächsten Protestanten am liebsten bespiegeln. Aber ihr Dünkel nimmt sich kläglich aus, wenn man sieht, wie ungeheuer hier der Abfall zum Unglauben zunimmt und wie still, sicher, groß und majestätisch dort die alte Kirche aus dem Schutt der Jahrhunderte wieder emporwächst. Gewiß ist noch viel von der evangelischen Kraft da, aber es wird reißend daran gezehrt und unaufhörlich davon hinweggenommen. Gewiß hat die Heerde noch gute Hirten, aber der Fahrläßigen und der Wölfe werden bald zu viel seyn. Gewiß lebt in den Gemeinden noch evangelische Einfalt und Redlichkeit, die sich nöthigenfalls auch gegen das hereinbrechende Verderben waffnet, wie das Volk in Zürich dargethan hat; aber gerade dieser Vorfall in Zürich beweist, bis zu welchem Grade in unserer Zeit Lüge und Gottlosigkeit bereits bei den Gelehrten gediehen sind, daß eine Appellation an das gemeine Volk, Handwerker und Bauern nothwendig wurde. Wer dieses Zeichen der Zeit versteht, wird es für so lehrreich halten als den Kölner Dombau, und beide Zeichen stimmen überein. Sie lassen erkennen, daß eine Kirche im Sinken ist und der Stützen bedarf, während die andere im Steigen begriffen ist.

Der Grundirrthum der deutschen Protestanten ist, daß sie sich einbilden, ihre Kirche sey eigentlich auf das Element gebaut, durch welches sie zerstört wird. Die Stärke des Protestantismus lag niemals in dem so schmählich mißverstandenen und mißbrauchten Princip der sogenannten freien Forschung, sondern in der Bibel und in der durch Sittenzucht aufrecht erhaltenen Sittenreinheit. Nur durch sein festes Fußen auf die Bibel gegenüber theils den papistisch-scholastischen, theils den destruktiven „freien Forschungen" der ihren eignen Geist (wie die neue Schule Hegels) vergötterten Wiedertäufer, und durch seine strenge Sittencensur gegenüber theils der damaligen katholischen Korruption, theils den Fleischesemancipationslehren derselben Wiedertäufer, gründete Luther die neue Kirche. Das war seine Stellung, das seine Handlungsweise. Und der Fels, auf dem die neue Kirche sich ausbaute, war und blieb immer nur die Bibel und das Sittengesetz. Da, wo die Völker zu politischer Mündigkeit gelangt waren oder noch gelangten, duldeten sie niemals, daß diese Grundveste der neuen Kirche erschüttert würde. Nur wo das Volk unmündig blieb und nun von ihm getrennt, verächtlich auf dasselbe herabsehend, eine gelehrte Welt in unpopulärem Treiben sich isolirte, gelang es dem wiederauflebenden Geist jener früher von Luther niedergedonnerten Sekten, die Selbstvergötterung und die Fleischesemancipation wieder an die Stelle der evangelischen Offenbarung zu setzen. Blicken wir auf England und Nordamerika. Nicht obgleich, sondern gerade weil in diesen Staaten bürgerliche und Preßfreiheit in vollstem Maaße besteht, ist dort die Bibel und das Sittengesetz über jeden Angriff erhaben. Oder sind etwa die Engländer, sind die Amerikaner weniger frei, als wir, weil sie sich nicht erlauben, des Heiligen zu spotten? Sind sie weniger Männer, als wir, weil sie sich nicht erlauben, wie Buben zu handeln? Würde in England oder Amerika die Presse und die öffentliche Meinung schweigen, wenn das Volk über die Verwaltung seines Eigenthums im Unklaren gelassen würde, wenn die Wahrung seiner Interessen nach außen der Energie entbehrte, wenn die persönliche Freiheit durch richterliche Willkür gefährdet wäre? Wahrlich Nein. Aber würde sie den schändlichen Leichtsinn der Ehescheidungen oder die Gotteslästerungen eines Bruno Bauer in Schutz nehmen? Nein, sie würde das Ministerium in der Handhabung christlicher Zucht und Sitte kräftig unterstützen. Wie demüthigt uns diese Vergleichung, sobald man daran denkt, in welchen Angelegenheiten die öffentliche Meinung in Deutschland Muth zeigt, und in welchen nicht; sobald man die Masse von Karrikaturen sieht, die in Berlin gegen das neue Ehescheidungsgesetz und für Bruno Bauers Schriften ausgegeben und mit Beifall aufgenommen worden sind. Welche Thorheit, sich einer Freiheit zu rühmen, deren sich weit freiere Nationen schämen würden. Welche kindische Gesinnung, die unreif für wahren Bürgermuth, nur Pöbelfrechheit bewundert! Und welche politische Taktlosigkeit, durch ein solches Benehmen beweisen zu wollen, daß man ein mündiges Volk sey!

Das englische und nordamerikanische Volk sind ohne Zweifel besser von dem unterrichtet, was einem gesunden, kräftigen und freien Volke ziemt, als es diejenigen deutschen Stubengelehrten und verwahrlosten Jünglinge sind, die, ohne je über die Bedürfnisse des Volks nachgedacht zu haben oder für sein Wohl und seine Würde irgend ein Gefühl im Busen zu hegen, das Fundament alles Volksgedeihens, die Religion und Sitte unterwühlen. Aber wir möchten weniger die verschrobenen Philosophen anklagen, von denen der Unfug ausgegangen ist, als die Thorheit derer, die ihn geduldet, gepfleget und verbreitet haben, durch deren Fahrläßigkeit eine der evangelischen, auf Bibel und Sitte gegründeten Kirche, so durchaus unwürdige und verderbliche Lehre auf protestantischen Universitäten die herrschende werden konnte, und durch deren Zustimmung gewissermaßen für die Erprobung, wer den christlichen Glauben am frechsten anzugreifen und die gute Sitte am zuchtlosesten zu verhöhnen wisse, Prämien ausgesetzt worden sind. Denn wie viele Jünglinge haben nicht in den letzten Jahren, durch das Beispiel

aufgemuntert, die Laufbahn des Ruhmes damit begonnen, die schon vorhandenen starken Blasphemien durch immer stärkere und die stärksten zu überbieten. Kaum hat einer Gott öffentlich gelästert, so darf er sich nur auf den Eilwagen setzen, um eine Triumphreise durch Deutschland zu machen.

Von allen Seiten wiedertönt die Phrase, das sey eben die Mission der evangelischen Christenheit, den Glauben an das Evangelium und das Christenthum selbst auszurotten; Luther sey nur der Vorläufer des größeren Hegel gewesen. Selbst unter den Indifferenten gibt es nicht Wenige, die alle Vortheile, die der Welt durch Luthers und der übrigen Reformatoren Bemühung geworden sind, utiliter acceptiren, auch im Besitze derselben zu verbleiben hoffen und doch die Bibel und die lutherische Sittenstrenge als etwas Veraltetes und nicht mehr Zeitgemäßes verwerfen. Niemand weiß, wie sich unter der Hand die Ansicht verbreitet hat, der Protestantismus könne forteristiren auch ohne Bibel, bloß durch die sogenannte Wissenschaft, und auch ohne Sittenzucht, bloß durch die sogenannte Bildung. Aber kein Wahn kann irriger und gefährlicher seyn. Der Thorheit war es nie beschieden, das was Weisheit gründete, zu erhalten; die Schwäche vermochte nie, was die Kraft erobert, zu behaupten.

Mag das so beliebte Juste milieu zwischen Glauben und Unglauben auch dem augenblicklichen Bedürfniß einer großen Mehrheit entsprechen, die, obgleich sie nicht mehr glaubt, doch den Schein davon beizubehalten noch für klug hält; mag die Theologie sogar den höchsten Triumph des wissenschaftlichen Talents zu feiern vermeinen, indem sie aufs kunstreichste durch Niederreißen festzustellen, durch Auflösen zu binden vorgibt und die vorher noch nie so klar erkannte Wahrheit, daß Glaube eigentlich Unglaube, Unglaube eigentlich Glaube sey, mit überfließender Beredtsamkeit zu wasserklarer Gewißheit erhebt und mit väterlichem Wohlmeinen die irrende und schwankende Jugend auf diesen einzig richtigen Weg führt; — so sind doch alle diese Proceduren nur Bemäntelungen des moralischen Bankerots, der früher oder später ausbrechen muß. Keine Macht des Verstandes, kein Aufwand an Wissenschaftlichkeit vermag den Mangel an Treue zu ersetzen. Keine noch so glänzende Schaale macht vergessen, daß der Kern wurmstichig ist.

Die protestantische Theologie ist jeder Bewegung der philosophischen Skepsis gefolgt, theils um sich durch sie verführen zu lassen, theils um sie zu bestreiten. So getheilt gleicht sie den zwei zahmen Elephantenweibchen, zwischen welche man in Indien den wilden Elephanten zu binden pflegt. Da aber die eine dieser Wächterinnen sofort gemeine Sache mit dem zu Bewachenden gemacht hat, so ist die andere in Nachtheil gekommen und spielt, an die beiden andern angebunden, ohne sie bemeistern zu können, bei allem Amtseifer und Pflichtgefühl eine bedauernswerthe Rolle. Die Kraft, welche die Kirche zur Vertheidigung ihrer heiligsten Interessen, ja ihrer Existenz anwendet, steht in keinem Verhältniß zu der Frechheit des Angriffs. Viele, deren Amt es wäre, diese Kraft in Bewegung zu setzen, ermuthigen vielmehr die Angreifer, indem sie die Sache ganz leicht nehmen, den Unglauben sogar als ein wohlthätiges Reizmittel für die Theologie wirksam erhalten zu müssen glauben, das Talent, mit welchem der Unglaube auftritt, entgegenkommend bewundern und dagegen den in wissenschaftlicher Beziehung so weit zurückgebliebenen Katholicismus nur mit Geringschätzung behandeln. Die Verblendeten sehen nicht, wie unterdeß die wahre Stärke des alten Lutherthums, des Glaubens Treue, Innigkeit und Festigkeit, die moralische Kraft, der hohe Muth und der vorwärts strebende Feuereifer zu den Katholiken hinübergewandert ist. Dieses Vornehmthun protestantischer, wohleinexercirter Wissenschaftlichkeit mahnt an die traurige Täuschung, in welcher sich einst nach dem Tode Friedrichs des Großen die preußische Armee befand. Von altem Ruhm zehrend ahnte sie nicht, was ihr abging, um neuen zu erwerben.

Der einst so martialische Protestantismus hat sich in einen wissenschaftlich blasirten, vornehm behaglichen Adonis verwandelt, der in dionysischer Trunkenheit oder Zerstreutheit den wilden Eber, der seinen Garten verwüstet, für die uranische Göttin selber ansieht, ihn lockt, ihn liebkost und sich nicht ekelt, ihm ein goldnes Halsband umzulegen. Wahrlich eine liebenswürdige Gruppe, dieses tête à tête der evangelischen Theologie mit der Hegel'schen Philosophie! Aber die Bestie grunzt unter der schmeichelnden Hand des blödsinnigen Gottes und Schaum enttränfelt ihrem mordgierigen Zahne. Wir wissen nicht, aus welchem Thor der Hölle dieses dämonische Thier entwichen ist, um Luthers Saaten auszutreten und mit breitem Rüssel aufzuwühlen; aber wir wissen, daß ein Stärkerer über dasselbe kommen wird und schon sich rüstet. Zwar rühmt sich die zahlreiche Brut jenes Vorstigen, sie werde, nachdem sie den evangelischen Norden überwältigt, auch mit dem katholischen Süden fertig werden. Und es gibt sogenannte Protestanten, die sich wenigstens getrösten, mit dem Gift ihrer Todeswunde den überlebenden Katholicismus anstecken zu können. Zum Glück ist dieser niederträchtige Trost nicht einmal begründet. Die positive Religion wird unfehlbar den Sieg behalten; die Menschheit kann ihrer unter keiner Bedingung entbehren, und die Gottheit wird der umnachteten dieses innere Licht niemals entziehen. Der Glaube wird stets die Regel bleiben, der Unglaube nur die Ausnahme. Wenn aber der Glaube in der protestantischen Welt nicht siegen könnte, würde er um so gewisser in der katholischen siegen.

Jede Hand, die an dem schlichten Gebäude Luthers niederreißen half, hat unwissend zugleich an dem Prachtbau zu Köln gebaut. Der Unglaube hat den Protestantismus nur geschwächt, um den Katholicismus zu stärken, und den sittlichen Ernst des alten Lutherthums nur erschlafft, um die Nerven jenes Löwen zu stählen, von dem die Inschrift am Obelisken vor San Pietro aussagt, daß er alles überwinden werde. Wenn das große deutsche Schwein, von dem wir vorhin gesprochen, in der Verwüstung, die es vom Lutherthum übrig gelassen, sich gegen jenen Löwen des Südens stellen wird, dürfte es schlecht um seine Sache stehen. Stark genug, da zu poltroniren, wo man ihm nicht wehthun will, wird es zu schwach seyn, der erstarkten Kirche Roms zu widerstehen. Denn dort kennt man noch den Exorcismus, der die unsaubern Geister vertreibt, und zaudert nicht, ihn anzuwenden.

Der von Vielen unter euch ersehnte Augenblick, wenn alle und jede kirchliche Autorität bei euch zu Grunde gerichtet seyn wird, er würde, wenn er je einträte, doch nur beweisen, daß es bei euch der stärkeren und dauerhafteren Autorität einer andern Kirche bedurft habe. Daß man die Freiheit, wenn man sie zu lange entbehrt hat, mit Inbrunst ergreift, überschätzt und selbst in ihren trostlosesten Mißbräuchen noch vergöttert, habt ihr erlebt. Daß man sich aber auch an die kirchliche Autorität, wenn man sie zu lange entbehrt hat, mit gleicher Inbrunst anklammert, könntet ihr noch erleben. Diese starke und gerade durch eure Anarchie immer stärker gewordene Autorität könnte euch plötzlich in Erinnerung bringen, was sie einst euern Ahnen gewesen ist. Zweifelt ihr, daß einst eine Stimme von ihr ausgehen wird: „Was habt ihr aus dem Kelch gemacht, den ihr wider meinen Willen der Gemeinde vindicirtet? Ihr empfingt ihn von mir noch voll von dem Blut der reinen Rebe aus dem Weinberg des Herrn. Aber unterdeß habt ihr ihn ausgespült mit dem Waschwasser des Rationalismus und der Aarauer Andachtsstunden und ihn zuletzt wieder bis über den Rand mit einem Branntwein aus unterirdischer Fabrik, mit dem narkotischen Gift der Gottesleugnerei angefüllt. Ihr habt ihn entweiht; ihr verdient, daß euch der freie Gebrauch dieses Kelchs wieder entzogen werde."

Ein andrer Starker begrüßt euch aus dem hohen Norden, der Hrimthursen einer, halb Fels, halb Eis, unzugänglich dem mittäglichen Löwen, selbst aber gewaltig offensiv und in seiner Ruhe sehr thätig, indem er Lauinen über Lauinen sendet, die als Gletscher in den sonnigen Thälern liegen bleiben. Auf euch hat er es schon lange abgesehen, obgleich er euch bald liebkost, bald nur gleichgültig zu verachten scheint. Eure Kirche wird vielleicht, ehe ihr noch mit dem Unterwühlen derselben völlig fertig seyd, von einer jener Lauinen überdeckt werden. Dann wird der Eisriese also zu euch reden: schlagt auf die alten Chroniken von Livland und leset, wie frevler Uebermuth und Gesinnungslosigkeit dort die Knute herbeigezaubert hat, die zuletzt alle, auch die Unschuldigen fühlen mußten, weil man nicht das Herz gehabt, sie zuerst den Schuldigen zu geben.

Ein dritter Starker wohnt, von euch allen gekannt und von vielen unter euch als der wahre Messias, anstatt des aus und mit der Bibel weggelogenen begrüßt, an den Ufern der Seine. Dieser ist zum eigentlichen Reiter des großen Juulebers in der heidnischen Weihnacht geboren und auf ihn trotzt auch die borstige Wissenschaft. Aber der Starke hat ein anderes im Sinn, als sie; er wird sie in den Tod reiten. Nirgends zehrte sich von jeher eine deutsche Partei rascher auf, als wenn sie Frankreich diente. Der Riese des Abendlands wird seine, nicht eure Zwecke erreichen, aber eure Katastrophe wahrscheinlich beschleunigen.

Vorausgesezt, daß dem Süden immerhin Sonnenkraft genug übrig bleiben wird, um dem nordischen Eise unser Land abzustreiten, so wird die Krisis hauptsächlich durch das wachsende Uebermaß des Unglaubens herbeigeführt werden, und es wird eine wesentlich katholische Reaktion dagegen nicht ausbleiben. Fährt man fort, dem Muthwillen nachzugeben; wagt man von der einen Seite keinerlei Widerstand mehr gegen die sichtbar hereinbrechende Korruption, und jauchzt man auf der andern in blinder Thorheit dem Muth des Lasters zu, als ob es Tugend wäre, so muß zulezt eine Auflösung eintreten, bei der Niemand gewinnen kann, als die Kirche, die ihrerseits ruhig und festgestanden, nämlich die katholische. Vollende nur die Hegel'sche Philosophie das große Experiment der Vivisection an dem gemarterten Leibe unsrer Kirche, und löse alle Nerven, Adern und Sehnen von dem Arm ab, den in dieser Zeit, mehr als in jeder andern, lutherische Kraft erheben sollte; blase alles, was Bube heißt auf deutschen Straßen, in den Feuerherd, über dem Strauß die Bibel destillirt und in Dunst aufgehen läßt; malt das Schreckbild des Pietismus an alle Wände, wenn ein Minister der kirchlichen Angelegenheiten im ersten lutherischen Staate noch ein Christ zu seyn wagt; beschwert euch über den unerträglichsten Mysticismus, wenn man euch an die zehn Gebote erinnert; berausche sich das gemeine Volk immer wieder in Branntwein und die gebildete Welt in der destruktiven Literatur; jubelt immer einstimmiger den alles negirenden Dichtern zu; seht nirgends mehr Geist und Schönheit, außer in dem, was Glauben und Sitte verhöhnt; dann laßt von Frankreich herüber die Socialisten herein — und ihr werdet in nicht gar zu langer Frist in eine Lage gekommen seyn, in der ihr der gebenedeiten Mutter Gottes auf den Knieen danken werdet, daß es noch eine katholische Kirche gab, die euch armen Sündern Absolution gewähren konnte, und diese holt euch dann in Köln.

Ich muß unterdeß wohl die Beschuldigung auf mich nehmen, die Sache außerordentlich und sogar absichtlich übertrieben zu haben, bis die weitere Erfahrung darthun wird, ob es an der Zeit war, sich bei dem, was den Katholiken gebaut wird, an das zu erinnern, was den Protestanten niedergerissen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 4.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 9. Januar 1843.

Spanische Dichtkunst.

1) Das Liederbuch vom Cid nach der bis jetzt vollständigsten, Keller'schen Ausgabe verdeutscht von Gottlob Regis. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Das Interesse für den poetischen wie den historischen Cid ward in Deutschland durch die schöne Dichtung Herders allgemein rege. Ihm diente, wenn ich recht weiß, das romancero del Cid nach Escobars Sammlung zur Grundlage; daß Herder dasselbe aber nicht übersetzte, sondern mit deutschem Gemüth und deutscher Phantasie umdichtete, ist bekannt. Durch diese Naturalisirung des Cid in Deutschland wurde denn zu mehreren Arbeiten über dieses Thema der Anlaß gegeben. Das altspanische poema del Cid, ein nicht nur für die Sprache, sondern auch für die Geschichte der Poesie im Allgemeinen höchst merkwürdiges Werk, wurde in Deutschland mit der Coleccion de poesias antiguas castellanas von Sanchez abgedruckt; Johannes von Müller schrieb 1805 die bekannte auch in die herderischen Werke übergegangene Abhandlung über die Geschichte des Helden.

Die in Deutschland am meisten verbreitete Ausgabe der Cidromanzen ist ein in Frankfurt bei Brönner 1828 erschienener Abdruck des seltengewordenen escobarischen Romancero unter dem Titel: Romancero ó historia del muy valeroso caballero el Cid Ruy Diaz de Vibar, en lenguage antiguo, recopilado por Juan de Escobar, edicion completa, anadida y adornada con una version castellana de la historia del a vida del Cid por el famoso historiador aleman D. Juan de Müller. Auszusetzen an diesem Abdruck ist namentlich der Mangel an Korrektheit und einer gleichförmigen oder überhaupt auf einem Prinzip beruhenden Schreibung.

Nach dieser Ausgabe hat zuerst Herr F. M. Duttenhofer eine eigentliche deutsche Uebersetzung geliefert.

Im Jahr 1840 gab ich in Stuttgart ein romancero del Cid heraus, in welchem ich namentlich aus den Sammlungen von Escobar und Duran mit Zuziehung einer Reihe anderer älterer und neuerer Drucke alle mir bekannt gewordenen Cidromanzen, zweiundfünfzig mehr als der frankfurter Druck, im Ganzen hundertvierundfünfzig zusammenbrachte, in Ordnung stellte, die echte Lesart zu ermitteln und eine bequeme Schreibung durchzuführen suchte. Leider schmückt jedoch den Abdruck nicht die gewünschte Korrektheit, auch möchte ich in der Wahl der Lesart und der Anordnung der einzelnen Stücke, nun da und dort ändern. Einigen Bemerkungen und Nachträgen möge hier eine Stelle vergönnt seyn. S. 17, 12 lies corve. 23, 15 amanece. 35, 13 Mas. 46, 12 aquese. 48, 27 Alcanzado. 49, 11 toda. 49, 19 noble. 52, 10 ninguna. 52, 12 Las. 54, 6 digais cavallero. 68, 8 tanto. Decisme, 72, 27 Mando. 77, 25 responden. 81, 5 desaguisado. 103, 3 Que al. 113, 18 faré. 113, 23 usado, Que. 117, 5 caballero. 120, 28 cloró. 127, 21 en la. 131, 17 Por. 135, 20 hijasdalgo. 137, 2 saqueado, Toparon. 137, 32 informado, Que. 147, 15 Alfonso. 148, 2 vermuthete Regis soguezdos. 153, 16 Y una. 169, 18 Desterrar. 186, 23 cerca. 189, 28 vermuthete Regis ponia Al moro. 190, 23 entweder mit Escobar Home á quien le sirven reyes oder mit Duran Homes á quien sirven r. 193, 6 las. 205, 16 caido, Rindiendo. 214, 24 son engaños que. 238, 8 el. 242, 3 do. 243, 23 Do. 249, 7 riendo. 252, 4 (vergl. 328, 30) vermuthete Regis va. 267, 9 Nunca. 279, 17 Pusieron. 281, 19 el. 302, 24 Ca. 308, 20 recio. 321, 8 Ambos. 331, 7 yo. 331, 14 Do. 336, 29 le. 360, 4 tapado. 376, 13 Tocalle. 378, 7 venganza. 381, 24 do.

Nach dieser meiner Ausgabe und, soweit ich verglichen habe, nach meiner Anordnung der Romanzen, ist die neue duttenhoferische Uebersetzung gefertigt u. d. T. der Cid, ein Romanzenkranz. Erste vollständige Uebertragung, welche, außer den bisher in Deutschland bekannten 78 Gedichten, durch Aufnahme weiterer 76 nach

der Duran'schen Sammlung, von sämmtlich vorhandenen Cid-Romanzen gibt. Leipzig, Schumann 1842. Es ist hier die Frage schwer zu unterdrücken, ob denn die in Frankfurt 1828 gedruckten 102 und die in Stuttgart 1840 gedruckten 154 Cidromanzen für in Deutschland unbekannt gehalten werden dürfen? Und weiter, ist es denn so gewiß, daß mit den 154 nunmehr sämmtliche vorhandene gegeben sind?

In demselben Jahre mit der Uebersetzung des Herrn Duttenhofer erschien die von Herrn Regis, welcher sich durch seine deutschen Bearbeitungen des Bojardo, des Michel Angelo Buonarotti, namentlich aber des Rabelais einen Namen ersten Ranges unter den deutschen Uebersetzern erworben hat. In Betreff der Anordnung der Romanzen folgt er nicht durchaus meiner Ausgabe und ich bin gern geneigt, seinen Vorschlägen den Vorzug einzuräumen. So wird meine 152ste Romanze bei Regis zur 37sten: Maymond war es, wann die warme u. s. w. meine 80ste wird zur 79sten. Wie vom Kirchgang nun der edle u. s. w. nach der: dieser gute Cid der Kämpe. Auch in Beziehung auf die Lesart hält sich Herr Regis selbstständig. So in Rom. 63 bei der Stelle: Sprech der Cid verständiglich u. s. f.; die er nach Duran liest, was allerdings den Karakter des Cid edler beglückender erscheinen läßt. Ob aber diese Lesart die richtige ist, wage ich nicht zu entscheiden; gerade das Rohere scheint eher für das höhere Alter zu stimmen. In Betreff der Behandlung selbst ist von Herrn Regis nicht anders zu erwarten, als daß er den Ton des Ganzen richtig getroffen. Der Ton der Romanzen ist nämlich der Volkston. Es zeigt dieß schon die Assonanz, welche uns zwar bei unserer mehr zum Konsonantismus neigenden Sprache viel schwerer, dem Spanier aber leichter als der volle Endreim ist und daher sich für das spanische Volkslied, denn das ist die Romanze, ganz besonders eignet. Deutschen Uebersetzern spanischer Romanzen widerfährt es gar zu häufig daß sie durch den gemeßenen Schritt der Trochäen und das Eintönige der Assonanz, was denn im Deutschen vollends leicht schwerfällig wird, sich verleiten lassen, in dem Romanzenversmaß die sprichwörtlich gewordene spanische Grandeza repräsentirt zu sehen. Hätten wir die Musik dabei, so würde sich noch deutlicher ergeben, daß dem nicht so, daß der eigentliche Ton der Romanze ein Volkston ist. Von diesem Gesichtspunkt aus läßt es sich dann auch wohl rechtfertigen, was sonst doch immer sehr gewagt bleibt, daß Herr Regis von der spanischen Versweise abgegangen ist und an die Stelle der Assonanz einen, wie man sieht mit Vorbedacht frei behandelten Vollreim gesetzt hat. Denn abgesehen davon, daß man behaupten könnte, daß die deutsche Assonanz, wenigstens wenn sie nicht äußerst sorgfältig behandelt ist, unserm Ohre nicht hörbar, oder wenn hörbar, am Ende eher störend als beruhigend ist, so gehört jedenfalls zum deutschen Volksliede der eigentliche Reim. Wir bedauern nur, daß nicht Herr Regis, um gleich für den ersten Anblick das volksmäßige Gepräge vollständig diesen Dichtungen aufzudrücken, noch um einen Schritt weiter gegangen ist und die strophische Eintheilung auch durch die Druckeinrichtung wiederherzustellen versucht hat, welche doch, wie früher Jakob Grimm und neuerdings Ferdinand Wolf nachgewiesen haben, den Romanzen ursprünglich und wesentlich zu Grunde liegt; es wäre dadurch nichts Fremdartiges hereingekommen, wohl aber unserem Gefühl das Ganze um ein Gutes näher gerückt worden. Heben wir, zugleich um die Behandlung im Ganzen zu zeigen, eine der kürzeren Romanzen (Num. 74) aus.

Schweren Groll warf König Alfons
Auf den guten Cid Ruy Diaz,
Weil er über Sanchos Tod ihn
Zu vereiden sich vermaß.

Barg sein Gift im Herzen, wartet,
Bis erschien der Rache Tag.
Da führt übern Cid beim König
Jener Morenkönig Klag,

Ali Maymon von Toledo,
Daß er ihm gefallen ein
Wär ins Land und seine Moren
Fieng bis nach Toled hinein.

Siebentausend sein gefangen,
Auch viel Vieh getrieben mit.
Sehr wurmt das den König Alfons,
Zornig war er auf den Cid,

Weit mehr als er je gewesen;
Denn es hatt am Hof der Neid
Seiner Großen auf den Rodrich
Mit dem König ihn entzweit.

Schrieb der König dem Rodrigo,
Daß er räumen soll sein Land
Innerhalb neun Tagen, länger
Keine Frist ihm zugestand.

Zeigt der gute Cid das Schreiben
Seinen Anverwandten vor.
Klagten alle übern König,
Daß er wär ein solcher Thor,

Einen so biderben braven
Ritter zu verstoßen schnöd,
Der dem Vater sein und Bruder
Und ihm treu gedienet hätt.

Boten sich zu freien Diensten
Gern ihm an und zu Geleit,
Wollten all im Feld ihr Leben
Fechtend lassen, ihm zur Seit.

Für dieß Wort, das sie ihm gaben,
Dankt der Cid der treuen Schar,
Und am nächsten Tage zog er
Aus von seinem Schloß Bivar.

Mit all seinen Kriegsgesellen,
Den hochherzig heldenkühnen!
Wandte drauf zu seinen Rittern
Sich herum, und sprach zu ihnen:

„Freunde, wenn es Gott gefällt,
Daß wir nach Castilien kehren,
Sag ich euch, wir kommen all
Sehr reich wieder und in Ehren."

Eine Durchführung der strophischen Einrichtung hätte vielleicht den Herrn Uebersetzer auch da und dort abgehalten, eine Verszeile zu schließen, wo im Satze keinerlei Gliederung stattfindet, wie z. B. gleich in der ersten Strophe der ausgehobenen Romanze. Es ist dieß eine poetische Lizenz, die nur als seltene Ausnahme geduldet werden kann. Auch sprachlich wäre einzelnes auszustellen, z. B. S. 214 wurmt den König, statt wurmt dem König; S. 326 die Form Eidams u. dgl.

Adelbert Keller.

2) Der Cid, ein Romanzenkranz. Erste vollständige Uebertragung, welche außer den bisher in Deutschland bekannten achtundsiebenzig Gedichten, durch Aufnahme weiterer sechsundsiebenzig, nach der Duran'schen Sammlung, nun sämmtliche vorhandene Cidromanzen gibt, von F. M. Duttenhofer. Mit einem Stahlstiche. Leipzig, Gebrüder Schumann, 1842.

Herr Duttenhofer ist als gewandter Uebersetzer fremder Dichtungen rühmlich bekannt und seine Arbeiten in diesem Felde empfehlen sich besonders durch geschickte Handhabung der auswärtigen, namentlich südlichen Versmaße und durch das Fließende und Ungezwungene der Sprache, wiewohl er sich dabei oft mehr als freier Bearbeiter denn als Uebersetzer benimmt. Zeugniß davon geben seine Uebertragungen des Tasso, Pellico, Byron, Pope u. a. Ganz besonders scheint er aber den Cidromanzen beigethan, denn es ist dieß, wenn wir nicht irren, schon die dritte von ihm zum Druck geförderte Bearbeitung derselben, was allein schon Empfehlung genug seyn dürfte. Diese letztere Bearbeitung zeichnet sich aber vor den früheren namentlich dadurch aus, daß sie 76 Romanzen mehr als die ältern gibt. Sie schließt sich in Anordnung derselben wie es scheint durchaus an die Stuttgarter Ausgabe des romancero del Cid von 1840 an.

Die spanische Assonanz ist mit großem Geschick nachgebildet und meist ohne daß damit gar zu weit vom Originale abgewichen oder durch gezwungene Wendungen und Wortstellung die Leichtigkeit des Verständnisses beinträchtigt wäre. Der Uebersetzer geht von dem Grundsatze aus, daß an Poesien, welche dem Geiste eines hochherzigen Volkes zur Zeit seiner größten Thatkraft entsprungen sind, nichts verändert werden dürfe, sey es in Haltung des Tones oder in Haltung der Form. „Es ist nicht Pedanterei, sagt er, wenn ich die manchem geziert scheinende Form der Assonanzen beibehielt, wenn sie gleich mit Schwierigkeiten verbunden war, die manchem als störendes Moment gelten können. Werden auch im Deutschen diese Assonanzen nicht so ohrenfällig vernommen, wie im Spanischen, so geben sie doch den Gedichten einen eigenthümlichen Ton, der auch dem stumpfsten Ohre nicht entgehen kann." Sehr zu rühmen ist namentlich die Abtheilung der Romanzen in Strophen, so weit sich dieses noch durchführen läßt. Es ist damit auf ihre volksthümliche Entstehung und ihre ursprüngliche Bestimmung für den Gesang hingewiesen. Jedoch hätte das Prinzip der Vierzeiligkeit mehr festgehalten werden sollen. Nur in wenigen, wie Num. 65, ist dieß durchaus geschehen.

„Laßt, Rodrigo, seyd vernünftig!
Laßt solch Wüthen grimmen Geistes!
Denkt, es spricht vor euch der König,
Wenn auch nicht das Wort des Eides.

Vor der Armbrust, die ihr haltet,
Vor dem Riegel da von Eisen,
Wer mich zwingt zu solchem Schwure,
Glaubt auch nicht ich sey ein reiner.

Doch Sant Jago, unser Schutzherr,
Gott mag mir als Zeuge beistehn,
Daß ich nimmer war Verräther
Bei des Bruders letztem Leiden.

Wollt euch nicht so grimm von Sinnen,
Cid, so leidenschaftlich zeigen:
Hat selbst der Vasalle Recht,
Muß er sich voll Demuth neigen.

Seyd ihr muthig, wuthentzündet,
Tapfrer Cid vor meinen Feinden,
Seyd demüthig vor dem König!
Dieß bringt Ehre solchem Streiter.

Nicht verdunkelt mit der Zunge
Ruhm, durch euern Arm bereitet,
Denn das Schwatzen so ins Blaue
Schändet Männer, ziemt den Weibern.

Wie dem Vater Don Fernando
Ihr gedient in Schlacht und Streiten
Als ein Krieger stark und edel,
Wohl gedenk ich solcher Zeiten.

Bläht euch nicht mit Stolz und Dünkel,
Daß ihr hohen Sieg erreichtet,
Denn die Thaten licht und stralend
Muß der Flecken Hochmuth streichen.

Sagt, wenn von des Bruders Mord
Auf mich falle nur ein Theilchen,
Sollen Bauern mich erschlagen,
Gut, das wären recht gemeine;

Kein Vasall von echtem Adel
Zückt auf Königs Brust das Eisen,
Ein Gemüth von echtem Adel
Wird sich nie so schlecht beweisen."

Solches sagte Don Alfonso,
Und er legt die Hand die weiße
Auf die dargebotne Armbrust,
Auf den Riegel auch von Eisen.

Von Einzelnem, was mir aufgefallen ist, erwähne ich S. 103 die Zeile:

Dem Don Garcia, meinem Bruder.

In dem Worte Garcia ruht bekanntlich der Hauptton auf i, was bei der hier gewählten Stellung wenigstens undeutlich wird. Durch Umstellung der Zeile oder auch durch einfaches Weglassen des Artikels wäre leicht abzuhelfen. Ganz unrichtig gesetzt ist der Anfang der 92sten Romanze. S. 161:

Wer verweißt dem Pabst die Kirche,

statt verweist, ist wohl bloß Druckfehler.

Den Ausfall auf Herder in der Vorrede S. V wünscht man hinweg. Bei allen Mängeln von Herders Dichtung, die freilich nicht schwer zu erkennen sind, ist sie doch viel zu gewaltig und hat sich durch den großen Anklang, den sie bei uns gefunden, als so echt deutsch bewährt, daß man über ihren edeln Verfasser in so hohem fast höhnischem Tone nicht reden darf. Ein deutscher Uebersetzer der Cidromanzen sollte sich das um so weniger erlauben, als Herder den Antheil am Cid überhaupt in Deutschland geweckt und somit auch seiner neuen Arbeit den Weg geebnet hat. Heißt es doch in der Vorrede S. IV selbst: „der Namen macht Ruhm, und hätte ich von Namenlosem das Herrlichste zu Tage gefördert, es hätte Zeit gebraucht, bis es sich Bahn hätte brechen können und wäre vielleicht spurlos untergegangen."

Herr Duttenhofer verspricht am Schlusse des Vorwortes, künftig aus dem reichen Liederschatze der spanischen Literatur anderartige Sammlungen zu liefern, besonders religiösen Inhalts, welche, wie er versichert, das Herrlichste, Glühendste und Frommste enthalten, das ihm je vorgekommen. Ich kenne diese Dinge wohl: aber die Nachbildung im Deutschen ist schwierig und verlangt die ganze Anwendung der Kraft des Herrn Uebersetzers. Möge er bald Zeit zur Ausführung finden!

Die Ausstattung des Buchs ist schön. Dem Titel gegenüber steht ein Stahlstich nach einer Zeichnung von Heinrich Leibnitz in Tübingen.

Schriften über den Kölner Dombau.

Wir reihen hier noch eine kleine Schrift an:

3) Ueber den Ursprung des Spitzbogenstyls. Mit einem Anhange betreffend die Bildung eines Vereins für die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst von Prof. R. Wiegmann. Düsseldorf, Buddeus, 1842.

Hier wird nachgewiesen, daß sich der Spitzbogenstyl einfach aus dem Rundbogenstyl, und zwar an den innern Wölbungen der Kirchen und vorzugsweise in Deutschland ausgebildet habe. Wie die Araber den antiken Rundbogen an der Spitze gleichsam einknickten, woraus der Hufeisenbogen entstand, so zogen die Deutschen denselben Rundbogen in eine Spitze aufwärts.

Zugleich wünscht der Verfasser einen Verein zu begründen, der sich die Abbildung und Herausgabe mittelalterlicher Baudenkmale zum Zwecke setzen, nicht unter 750 Mitglieder zählen und von jedem derselben einen jährlichen Beitrag von 5 Thalern einnehmen solle.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 5.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 11. Januar 1843.

Naturwissenschaften.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Von Dr. Justus Liebig. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1842.

Mit der Anzeige gelehrter Werke, die innerhalb der Schule eingeschlossen nach keiner Seite hin Front gegen das Leben machen, pflegen wir unsre Leser, wie billig, zu verschonen, halten es aber für eine unsrer schönsten Pflichten, solche Werke zur allgemeinen Kunde zu bringen und in dem nicht gelehrten Leserkreise zu verbreiten, die, obgleich aus einer strengen wissenschaftlichen Disciplin hervorgegangen, doch für das ganze Publikum vom allgemeinsten Interesse und praktischem Werthe sind. Handelt es sich von der Chemie, so weiß ohnehin Jeder, welchen großen Einfluß diese Wissenschaft auf die Interessen des praktischen Lebens, ganz besonders in der Industrie übt. Ein früheres Werk des Herrn Liebig, welches zum erstenmal auf eine klare und evidente Weise die Grundsätze der in jüngster Zeit so weit fortgeschrittenen Chemie auch auf die Agrikultur anwandte, und das wir seiner Zeit ebenfalls in diesen Blättern angezeigt haben, hat binnen zwei Jahren vier Auflagen erlebt und die größte Sensation nicht bloß bei den Chemikern, sondern auch bei den Oekonomen und allen Gebildeten gemacht, die sich für Aufklärung in diesen Gebieten interessiren. Im vorliegenden Werke wendet Herr Liebig nun dieselben Grundsätze auch auf die Physiologie an und zeigt, welches die chemischen Prozesse im menschlichen Körper seyen, was für die Heilkunde von nicht minder großem Werth ist, wie seine frühern Forschungen für die Oekonomie.

Die Ideen wie der Vortrag des Verfassers sind so klar, daß jeder Leser, auch wenn ihm Vorkenntnisse in der Chemie gebrechen, das Buch seinem ganzen Inhalt nach verstehen kann.

Im Eingange spricht sich Herr Liebig über das aus, was der Heilkunde bisher gefehlt hat, sofern sie die Chemie nicht gehörig zu Hülfe nahm. „Durch die genaueste, anatomische Kenntniß der Gebilde kann man zuletzt nicht erfahren, zu welchem Zwecke sie dienen, und mit der mikroskopischen Untersuchung der feinsten Verzweigungen der Gefäßnetze wird man nicht mehr von ihren Verrichtungen wissen, als man über den Gesichtssinn durch das Zählen der Flächen auf dem Auge einer Stubenfliege erfahren hat. Die schönste und erhabenste Aufgabe des menschlichen Geistes, die Erforschung der Gesetze des Lebens, kann nicht gelöst, sie kann nicht gedacht werden, ohne eine genaue Kenntniß der chemischen Kräfte, der Kräfte nämlich, die nicht in Entfernungen wirken, die in einer ähnlichen Weise zur Aeußerung gelangen, wie die letzten Ursachen, von welchen die Lebenserscheinungen bedingt werden, die sich überall thätig zeigen, wo sich differente Materien berühren. — Die Medizin hat, nach dem Vorbilde der aristotelischen Philosophie, sich Vorstellungen geschaffen über Ernährung und Blutbildung, man hat die Speisen classificirt in nahrhafte und nichtnahrhafte; aber auf Beobachtungen gestützt, denen die wesentlichsten Erfordernisse zu richtigen Schlüssen mangelten, konnten diese Theorien nicht als Ausdrücke der Wahrheit gelten ꝛc.“

Eine neue, durch die größte Klarheit und Ueberzeugungskraft ausgezeichnete Theorie der Nahrung eröffnet nun die Untersuchungen, woraus wir das Wesentlichste, so weit es in der kürzesten Skizze sich zusammendrängen läßt, wiedergeben wollen: Die Beobachtungen der Pflanzenphysiologen und die Untersuchungen der Chemiker, sie haben gegenseitig dazu gedient, um den Beweis zu führen, daß das Wachsthum und die Entwicklung der Pflanze abhängig sind von einer Ausscheidung von Sauerstoff, der sich von den Bestandtheilen ihrer Nahrungsmittel trennt. Im geraden Gegensatz zu dem Pflanzenleben äußert sich das Thierleben in einer nie aufhörenden Einsaugung und Verbindung des Sauerstoffs

der Luft mit gewissen Bestandtheilen des Thierkörpers. Während kein Theil eines organischen Wesens zur Nahrung einer Pflanze dienen kann, wenn er nicht vorher, in Folge von Fäulniß und Verwesungsprozessen, die Form eines anorganischen Körpers angenommen hat, bedarf der thierische Organismus zu seiner Erhaltung und Entwicklung höher organisirter Atome. Die Nahrungsmittel aller Thiere sind unter allen Umständen Theile von Organismen.

Wenn wir, um einen Anhaltspunkt zu einer Rechnung zu haben, mit Lavoisier und Seguin annehmen, daß der erwachsene Mensch täglich 65 Loth Sauerstoff (46037 Cubikzoll = 15661 Gran fr. Gew.) in sich aufnimmt, und wir seine Blutmasse zu 24 Pfund, bei einem Wassergehalt von 80 pCt. annehmen, so ergibt sich aus der bekannten Zusammensetzung des Blutes, daß zu einer völligen Verwandlung des Kohlenstoffs und Wasserstoffs im Blut, in Kohlensäure und Wasser 64103 Gran Sauerstoff nöthig sind, die in 4 Tagen und 5 Stunden in den Körper eines erwachsenen Menschen aufgenommen werden. Gleichgültig ob der Sauerstoff an die Bestandtheile des Bluts tritt oder an andere kohlen- und wasserstoffreiche Materien im Körper, es kann dem Schlusse nichts entgegengesetzt werden, daß dem menschlichen Körper, welcher 65 Loth Sauerstoff täglich einathmet, in 4 Tagen und 5 Stunden so viel an Kohlenstoff und Wasserstoff in seinen Nahrungsmitteln wieder zugeführt werden muß, als nöthig wäre, 24 Pfund Blut mit diesen Bestandtheilen zu versehen, vorausgesetzt, daß das Gewicht des Körpers sich nicht ändere, daß er seine normale Beschaffenheit behaupten soll. Diese Zufuhr geschieht durch die Speisen. Da kein Theil des aufgenommenen Sauerstoffs in einer andern Form als in der einer Kohlenstoff- oder Wasserstoffverbindung wieder aus dem Körper tritt, da ferner bei normalem Gesundheitszustande der ausgetretene Kohlenstoff und Wasserstoff wieder ersetzt wird durch Kohlenstoff und Wasserstoff, den wir in den Speisen zuführen, so ist klar, daß die Menge von Nahrung, welche der thierische Organismus zu seiner Erhaltung bedarf, in geradem Verhältniß steht zu der Menge des aufgenommenen Sauerstoffs. Zwei Thiere, die in gleichen Zeiten ungleiche Mengen von Sauerstoff durch Haut und Lunge in sich aufnehmen, verzehren in einem ähnlichen Verhältniß ein ungleiches Gewicht von der nämlichen Speise. In gleichen Zeiten ist der Sauerstoffverbrauch ausdrückbar durch die Anzahl der Athemzüge; es ist klar, daß bei einem und demselben Thiere die Menge der zu genießenden Nahrung wechselt, je nach der Stärke und Anzahl der Athemzüge. Ein Kind, dessen Respirationswerkzeuge sich in größerer Thätigkeit befinden, muß häufiger und verhältnißmäßig mehr Nahrung zu sich nehmen, als ein Erwachsener, es kann den Hunger weniger leicht ertragen. Ein Vogel stirbt bei Mangel an Nahrung den dritten Tag; eine Schlange, die in einer Stunde, unter einer Glasglocke athmend, kaum so viel Sauerstoff verzehrt, daß die davon erzeugte Kohlensäure wahrnehmbar ist, lebt drei Monate und länger ohne Nahrung. Im Zustand der Ruhe beträgt die Anzahl der Athemzüge weniger als im Zustand der Bewegung und Arbeit. Die Menge der in beiden Zuständen nothwendigen Nahrung muß in dem nämlichen Verhältniß stehen.

In einem gleichen Volum kalter und warmer Luft haben wir ein ungleiches Gewicht Sauerstoff. Im Sommer enthält die atmosphärische Luft Wassergas, im Winter ist sie trocken, der Raum, den das Wassergas in der warmen Luft einnimmt, wird im Winter durch Luft eingenommen, d. h. sie enthält bei gleichem Volum im Winter mehr Sauerstoff. — Es ist einleuchtend, daß wir bei einer gleichen Anzahl von Athemzügen an dem Ufer des Meeres eine größere Menge von Sauerstoff verzehren, als auf Bergen; daß die Menge der austretenden Kohlensäure, so wie das eingesaugte Sauerstoffgas mit dem Barometerstande sich ändert. Das aufgenommene Sauerstoffgas tritt im Sommer und Winter in ähnlicher Weise verändert wieder aus, wir athmen in niederer Temperatur und höherem Luftdrucke mehr Kohlenstoff aus wie in höherer, und wir müssen in dem nämlichen Verhältniß mehr oder weniger Kohlenstoff in den Speisen genießen, in Schweden mehr wie in Sicilien, in unsern Gegenden im Winter ein ganzes Achtel mehr wie im Sommer. Selbst wenn wir dem Gewicht nach gleiche Quantitäten Speise in kalten und warmen Gegenden genießen, so hat eine unendliche Weisheit die Einrichtung getroffen, daß diese Speisen höchst ungleich in ihrem Kohlenstoffgehalte sind. Die Früchte, welche der Südländer genießt, enthalten im frischen Zustande nicht über 12 pCt. Kohlenstoff, während der Speck und Thran des Polarländers 66 bis 80 pCt. Kohlenstoff enthalten.

Nur in den Theilen des Thieres, zu welchen arterielles Blut, und durch dieses der in dem Athmungsproceß aufgenommene Sauerstoff gelangen kann, wird Wärme erzeugt. Haare, Wolle, Federn besitzen keine eigenthümliche Temperatur. Diese höhere Temperatur des Thierkörpers oder, wenn man will, Wärmeausscheidung ist überall und unter allen Umständen die Folge der Verbindung einer brennbaren Substanz mit Sauerstoff. In Beziehung auf den Thierkörper sind die Speisen das Brennmaterial; bei gehörigem Sauerstoffzutritt erhalten wir die durch ihre Oxydation freiwerdende Wärme. Im Winter, bei Bewegung in kalter Luft, wo die Menge des eingeathmeten Sauerstoffs zunimmt, wächst in dem nämlichen Verhältniß das Bedürfniß nach kohlen- und

wasserstoffreichen Nahrungsmitteln, und in Befriedigung dieses Bedürfnisses erhalten wir den wirksamsten Schutz gegen die grimmigste Kälte. Ein Hungernder friert. Jedermann weiß, daß die Raubthiere der nördlichen Klimate an Gefräßigkeit weit den in südlichen Gegenden voranstehen. In der kalten und temperirten Zone treibt uns die Luft, die ohne Aufhören den Körper zu verzehren strebt, zur Arbeit und Anstrengung, um uns die Mittel zum Widerstande gegen diese Einwirkung zu schaffen, während in heißen Klimaten die Anforderungen zur Herbeischaffung an Speise bei weitem nicht so dringend sind. Unsere Kleider sind nur Aequivalente für die Speisen; je wärmer wir uns kleiden, desto mehr vermindert sich das Bedürfniß zu essen, eben weil der Wärmeverlust, die Abkühlung und damit der nöthige Ersatz durch Speisen kleiner wird. Gingen wir nackt wie der Indianer, oder wären wir beim Jagen und Fischen denselben Kältegraden ausgesetzt wie der Samojede, so würden wir 10 Pfund Fisch oder Fleisch und noch obendrein ein Dutzend Talglichter bewältigen können, wie uns warmbekleidete Reisende mit Verwunderung erzählt haben; wir würden dieselbe Menge Branntwein oder Thran ohne Nachtheil genießen können, eben weil ihr Kohlenstoff- und Wasserstoffgehalt dazu dient, um ein Gleichgewicht mit der äußeren Temperatur hervorzubringen.

Die sonderbare Ansicht über die Erzeugung der thierischen Wärme durch die Nerven, sie ist, wie man leicht bemerkt, aus der Vorstellung hervorgegangen, daß das eingesaugte Sauerstoffgas in dem Blute selbst zu Kohlensäure werde, in welchem Fall, in obigen Versuchen, freilich die Temperatur des Körpers nicht abnehmen dürfte, allein es kann, wie später entwickelt werden soll, keinen größeren Irrthum geben.

Die Speise bildet den Körper selbst, indem sie sich in Blut verwandelt. Die Pflanzenstoffe, welche in den Thieren zur Blutbildung verwendet werden, enthalten die Hauptbestandtheile des Blutes, Fibrin und Albumin, fertig gebildet allen ihren Elementen nach, alle Pflanzen enthalten noch überdieß eine gewisse Menge Eisen, was wir im Blutfarbestoff wiederfinden. Pflanzenfibrin und Thierfibrin, Pflanzenalbumin und Thieralbumin sind kaum der Form nach verschieden; wenn diese Stoffe in der Nahrung der Thiere fehlen, so hört die Ernährung der Thiere auf, und wenn sie darin gegeben werden, so empfängt das pflanzenfressende Thier die nämlichen Materien, auf welche die fleischfressenden zu ihrer Erhaltung beschränkt sind. Die Pflanzen erzeugen in ihrem Organismus das Blut aller Thiere, denn in dem Blut und Fleisch der pflanzenfressenden verzehren die fleischfressenden im eigentlichen Sinne nur die Pflanzenstoffe, von denen die ersteren sich ernährt haben.

Durch die Erweiterung des Herzens, in dem sich zwei Systeme von Kanälen vereinigen, welche sich in ein unendlich feines Netzwerk von Röhrchen durch alle Theile des Thierkörpers hin verzweigen, entsteht abwechselnd ein luftleerer Raum, in dessen unmittelbarer Folge, durch den äußern atmosphärischen Druck, alle Flüssigkeiten, die in dieses Röhrensystem gelangen können, nach der einen Seite des Herzens hin mit großer Gewalt getrieben werden. Diese Bewegung wird bei der Zusammenziehung des Herzens durch einen von dem Gewichte der Atmosphäre unabhängigen Druck aufs kräftigste unterstützt. Wir haben mit einem Worte in dem Herzen eine Druckpumpe, durch welche arterielles Blut in alle Theile des Körpers getrieben wird, und eine Saugpumpe, durch welche alle Flüssigkeiten, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, sobald sie in das Röhrensystem der Saugadern, die sich mit den Venen vereinigen, gelangen können, nach dem Herzen hin geführt werden. Diese Aufsaugung, in Folge des im Herzen entstandenen luftleeren Raums, ist ein rein mechanischer Akt, der sich, wie bemerkt, auf flüssige Stoffe jeder Art, Salzauflösungen, Gifte ꝛc. erstreckt. Es ist nun einleuchtend, daß durch das Einströmen des arteriellen Blutes in die Capillargefäße alle dort vorhandenen Flüssigkeiten, sagen wir die löslichen Verbindungen, die durch die Umsetzung der Gebilde entstanden sind, eine Bewegung nach dem Herzen hin empfangen müssen. Diese Materien können zur Neubildung der nämlichen Organe, aus denen sie entstanden sind, nicht verwendet werden; sie gelangen durch das Saug- und Lymphgefäßsystem in die Venen, wo ihre Anhäufung dem Ernährungsprozeß eine sehr rasche Grenze setzen würde, wenn sich dieser Ansammlung nicht zwei, ganz besonders zu diesem Zwecke eingerichtete, Filtrirapparate widersetzen würden. Das venöse Blut nimmt, ehe es zum Herzen gelangt, seinen Weg durch die Leber, das arterielle Blut geht durch die Nieren, welche alle für den Ernährungsprozeß untauglicher Stoffe davon scheiden. Die neuentstandenen Verbindungen, welche den Stickstoff der umgesetzten Organe enthalten, sammeln sich in der Harnblase an und treten, indem sie einer weiteren Verwendung durchaus unfähig sind, aus dem Körper aus. Alle anderen, welche den Kohlenstoff der umgesetzten Gebilde enthalten, sammeln sich in Gestalt einer löslichen, mit Wasser in allen Verhältnissen mischbaren Natronverbindung in der Gallenblase an, aus der sie sich im Duodenum mit dem Speisebrei wieder mischen. Alle Theile der Galle, die ihre Löslichkeit in dem Verdauungsprozeß nicht verlieren, kehren während der Verdauung frischgenossener Nahrung im unendlich fein zertheilten Zustande wieder in den Körper zurück. Das Natron der Galle, so wie alle durch schwache Säure nicht fällbaren, kohlenstoffreichen

Bestandtheile (diese betragen $^{99}/_{100}$ aller übrigen), behalten ihre Fähigkeit, durch die Saugadern des Dünndarms und Dickdarms wieder resorbirt zu werden, unverändert bei. Die Nahrung des fleischfressenden Thieres ist identisch mit den Hauptbestandtheilen seines Körpers; die Metamorphosen, welche seine Gebilde erfahren, sie müssen identisch seyn mit den Veränderungen, welche in ihren Lebensakten ihre Nahrungsmittel erleiden. Das verzehrte Fleisch und Blut gibt seinen Kohlenstoff zur Unterhaltung des Respirationsprozesses her, seinen Stickstoff erhalten wir als Harnstoff oder Harnsäure wieder. Ehe aber diese letzte Veränderung erfolgt, wird das todte Fleisch und Blut zu lebendigem Fleisch und Blut, und es ist im eigentlichen Sinne der Kohlenstoff der durch Umsetzung der lebenden Gebilde entstandenen Verbindungen, welcher zur Hervorbringung der thierischen Wärme dient. Die Speise des Fleischfressers verwandelt sich in Blut, das Blut ist bestimmt zur Reproduktion der Organe, durch die Bluteirculation wird ein Strom von Sauerstoff allen Theilen des Körpers zugeführt. Die Träger dieses Sauerstoffs, die Blutkörperchen, welche nachweisbar keinen Antheil an dem Nutritionsprocesse nehmen, geben ihn beim Durchgang durch die Capillargefäße wieder ab. Dieser Sauerstoffstrom begegnet auf diesem Wege den durch die Umsetzung der Gebilde entstandenen Verbindungen, er verbindet sich mit ihrem Kohlenstoff zu Kohlensäure, mit ihrem Wasserstoff zu Wasser, und alles, was diesen Oxydationsprozeß nicht erlitten hat, kehrt in der Form von Galle wieder in den Körper zurück, wo sie nach und nach völlig verschwindet. Alle Theile der Nahrung der Fleischfresser sind fähig in Blut überzugehen, ihre Excremente enthalten nur anorganische Substanz (Knochenerde ꝛc.), und was wir an organischen Stoffen diesen beigemischt finden, sind lediglich Excretionen, welche den Durchgang durch die Eingeweide vermitteln.

Es ist nun eine für die Menschheit höchst wichtige Frage, — besonders wenn die Uebervölkerung in steigendem Maaße zunimmt, was der Mensch selbst zu thun habe, um die ihm von der Natur dargebotene Nahrung immer mit seinen Bedürfnissen ins rechte Gleichgewicht zu setzen. Eine Nation von Jägern auf einem begrenzten Flächenraum ist der Vermehrung durchaus unfähig, der zum Athmen unentbehrliche Kohlenstoff muß von den Thieren genommen werden, von denen auf der gegebenen Fläche nur eine beschränkte Anzahl leben kann. Diese Thiere sammeln von den Pflanzen die Bestandtheile ihrer Organe und ihres Blutes, und liefern sie den von der Jagd lebenden Indianern, die sie unbegleitet von den stickstofffreien Substanzen genießen, welche während der Lebensdauer des Thieres seinen Respirationsprozeß unterhielten; es ist bei dem fleischessenden Menschen der Kohlenstoff des Fleisches, welcher das Amylon, den Zucker ersetzen muß. In fünfzehn Pfund Fleisch ist aber nicht mehr Kohlenstoff enthalten, wie in 4 Pfund Amylon und während der Indianer mit einem einzigen Thier und einem ihm gleichen Gewichte Amylon eine gewisse Anzahl von Tagen hindurch sein Leben und seine Gesundheit würde erhalten können, muß er, um den für diese Zeit, für seine Respiration unentbehrlichen Kohlenstoff zu erhalten, 5 Thiere verzehren. Man sieht leicht, in welchem engen Verbande die Vermehrung des Menschengeschlechtes mit dem Ackerbau steht. Der Anbau der Kulturpflanzen hat zuletzt keinen andern Zweck, als die Hervorbringung eines Maximums der zur Assimilation und Respiration dienenden Stoffe, auf dem möglichst kleinsten Raume.

Nicht minder wichtig sind die Belehrungen, welche dieses Buch enthält, in Bezug auf Diät. Der Verfasser zeigt uns z. B. wie das Fettwerden entstehe, wie es vermieden werden könne. Jede Art von Fettbildung ist stets die Folge eines Mangels an Sauerstoff, der zur Vergasung des im Ueberschusse zugeführten Kohlenstoffs unbedingt erforderlich ist. Dieser als Fett sich ablagernde Kohlenstoff, er zeigt sich bei dem Beduinen, bei dem Araber der Wüste nicht, der mit Stolz seine muskelstarken, magern, fettfreien, sehnenartigen Glieder dem Reisenden zeigt und in Liedern besingt, er zeigt sich aber bei der kärglichen Nahrung in den Kerkern und Gefängnissen als Aufgedunsenheit, er zeigt sich in dem Weibe des Orients und in den wohlbekannten Bedingungen des Mästens bei unseren Hausthieren.

Der Verfasser reducirt alle Nahrungsmittel insgesammt auf ihre zwei Bestimmungen im thierischen und menschlichen Körper und theilt sie demnach in zwei Klassen: in stickstoffhaltige und in stickstofffreie. Die ersteren besitzen die Fähigkeit, in Blut überzugehen, den andern geht diese Eigenschaft ab. Aus den Nahrungsmitteln, welche sich zur Blutbildung eignen, entstehen die Bestandtheile der Organe, die andern dienen im normalen Zustande der Gesundheit zur Unterhaltung des Respirationsprocesses. Die stickstoffhaltigen bezeichnen wir als plastische Nahrungsmittel, die stickstofffreien nennen wir Respirationsmittel.

Plastische Nahrungsmittel sind:	Respirationsmittel sind:
Pflanzenfibrin	Fett
Pflanzenalbumin	Amylon
Pflanzencasein	Gummi
Fleisch und Blut der Thiere.	die Zuckerarten
	Pectin
	Bassorin ꝛc.
	Wein
	Bier
	Branntwein.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 6.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 13. Januar 1843.

Naturwissenschaften.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Von Dr. Justus Liebig. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1842.

(Schluß.)

Durch Mulder sind diese Nahrungsstoffe noch mehr reducirt worden auf einen Stoff, dem er den Namen Protein gegeben hat von πρωτεύω „ich nehme den ersten Platz ein." Das Blut und alle Bestandtheile des Blutes sind hiernach Verbindungen dieses Protein's mit wechselnden Mengen von andern nicht organischen Substanzen. Mulder fand ferner, daß der in Wasser unlösliche stickstoffhaltige Bestandtheil des Weizenmehls, das Pflanzenfibrin, durch Behandlung mit Kali dasselbe Zersetzungsprodukt, nämlich Protein, liefert, und es hat sich zuletzt ergeben, daß Pflanzenalbumin und Pflanzencasein sich gegen Kali genau so verhalten, wie Thieralbumin und Thiercasein. Soweit als unsere Forschungen reichen, kann man es demnach als ein Erfahrungsgesetz betrachten, daß die Pflanzen in ihrem Organismus Proteinverbindungen erzeugen und daß sich aus diesen Proteinverbindungen die zahlreichen Gebilde und Bestandtheile des Thierkörpers unter Mitwirkung des Sauerstoffs der Luft und der Bestandtheile des Wassers durch die Lebenskraft entwickeln.

Die Verschiedenheit der Nahrungsmittel entspricht durchgängig den verschiedenen Modifikationen des Bedürfnisses nach Klima, Lebensweise ꝛc. Der Verfasser bewundert daher an mehr als einem Ort die Weisheit des Schöpfers, der die Mittel überall und ausschließlich da schuf, wo ausschließlich das Bedürfniß vorhanden war. Unerforschlich, sagt er, wird es immer bleiben, wie die Menschen auf den Genuß eines heißen Aufgusses von Blättern gewisser Stauden oder die Abkochung gerösteter Samen gekommen sind; es muß eine Ursache geben, welche erklärt, wie er ganzen Nationen zu einem Lebensbedürfniß geworden ist. Noch weit merkwürdiger ist es gewiß, daß die wohlthätigen Wirkungen auf die Gesundheit, in beiden Pflanzenstoffen, einer und derselben Materie zugeschrieben werden müssen, deren Vorhandenseyn in zwei Pflanzen, welche verschiedenen Pflanzenfamilien und Welttheilen angehören, die kühnste Phantasie nicht voraussetzen konnte. Nicht minder bemerkenswerth ist es gewiß, daß der Fleisch-essende Indianer in dem Tabakrauchen ein Mittel entdeckte, welches den Umsatz seiner Gebilde verlangsamt und damit den Hunger erträglicher macht, daß er dem Genusse des Branntweins nicht zu widerstehen vermag, der in seinem Körper als Respirationsmittel dient und die Funktion seiner umgesetzten Gebilde übernimmt.

Wäre es nicht eine Aufgabe für unsere Mäßigkeitsgesellschaften, die Bedingungen zu untersuchen, unter welchen der Branntwein ein wirkliches Bedürfniß ist, durch welches Aequivalent er allein ersetzt werden kann? Man sieht, das vorliegende Buch führt überall auf die wichtigsten praktischen Fragen.

Wie der Verfasser überhaupt sehr vieles, was vermeintlich fest gestellt ist, in Zweifel zieht und eingesteht, wir wissen noch nichts davon, oder darauf aufmerksam macht, daß man einen ganz neuen Weg der Erfahrung einschlagen müsse, um der Wahrheit näher zu kommen, so behandelt er auch das Thema vom Nervensystem sehr eigenthümlich und vorsichtig. Die Gehirn- und Nervensubstanz, bemerkt er, sind jedenfalls auf eine ähnliche Weise entstanden wie die Galle, entweder durch Austreten einer stickstoffreichen Materie aus den Bestandtheilen des Blutes, oder durch Zusammentreten eines stickstoffhaltigen Produktes des Lebensprozesses mit einem stickstofffreien (einem fetten!) Körper. Man darf nicht aus den Augen verlieren, daß, wie man auch die vitalen Vorgänge betrachten mag, die Entstehung der Gehirnsubstanz aus Blut eine Aenderung in der Zusammensetzung und den Qualitäten der Blutbestandtheile

vorausgesetzt; diese Aenderung findet eben so gewiß statt, als die Existenz der Gehirnsubstanz nicht geleugnet werden kann. In diesem Sinne muß angenommen werden, daß aus einer Proteinverbindung ein erstes, zweites, drittes etc. Produkt hervorgeht, ehe eine gewisse Anzahl ihrer Elemente zu Bestandtheilen der Gehirnsubstanz werden können, und es muß als vollkommen gewiß angesehen werden, daß ein Produkt des Lebensprozesses einer Pflanze, dem Blute zugeführt, die Rolle der ersten, zweiten, dritten Produkte der Veränderung der Proteinverbindung übernehmen wird, wenn ihre Zusammensetzung sich zu diesem Zwecke eignet. Es kann in der That nicht als zufällig angesehen werden, daß die Zusammensetzung der wirksamsten Arzneistoffe, der organischen Basen, mit keinem Bestandtheil des Thierkörpers außer mit der Gehirnsubstanz in Beziehung gebracht werden kann.

In Bezug auf die Bewegung sieht Herr Liebig die Nerven nicht als die Ursachen, sondern nur als die Leiter an und erklärt die erste Ursache aller Bewegung, wie alles Lebens überhaupt für unfaßbar. Von der Bewegung sagt er: Stoffwechsel, mechanische Kraftäußerung und Sauerstoffaufnahme, stehen in dem Thierkörper in so enger Beziehung zu einander, daß man die Quantität von Bewegung, die Menge des umgesetzten, belebten Stoffes, in einerlei Verhältniß setzen kann mit einer gewissen Menge des, von dem Thiere, in einer gegebenen Zeit aufgenommenen und verbrauchten Sauerstoffs. Für ein bestimmtes Maaß von Bewegung, für eine Proportion als mechanische Kraft verbrauchter Lebenskraft, gelangt ein Aequivalent von chemischer Kraft zur Aeußerung, d. h. es wird ein Aequivalent Sauerstoff zum Bestandtheil des Organs, was die Lebenskraft verlor, und ein ihm gleiches Verhältniß von der Materie dieses Organs tritt aus dem Körpertheil, in der Form einer Sauerstoffverbindung aus. Alle Theile des Thierkörpers, welche die Natur zum Stoffwechsel (zur Hervorbringung von mechanischer Kraft) bestimmt hat, sind nach allen Richtungen hin von den feinsten Kanälen durchzogen, in denen unausgesetzt ein Strom von Sauerstoff in der Form von arteriellem Blut circulirt, der zum Austreten ihrer Bestandtheile (zur Störung des Gleichgewichtes) unumgänglich nöthig ist.

Es muß die höchste Bewunderung erwecken, wenn man erwägt, mit welcher unendlichen Weisheit der Schöpfer die Mittel vertheilt hat, die das Thier, die Pflanze, zu seinen Funktionen, zu seinen ihm eigenthümlichen Lebensäußerungen befähigen. Die ganze Richtung, die ganze Stärke der Lebenskraft behält der belebte Pflanzentheil durch die Abwesenheit aller Leiter der Kraft. Durch sie wird das Blatt befähigt, die stärksten chemischen Anziehungen zu überwinden, die Kohlensäure zu zerlegen und sich die Bestandtheile ihrer Nahrungsstoffe anzueignen. Nur in der Blüthe der Pflanze findet ein dem Stoffwechsel im Thierkörper ähnlicher Prozeß statt, es zeigen sich Bewegungserscheinungen, allein die mechanischen Effekte pflanzen sich nicht fort aus Mangel an Leitern der Kraft. Die nämliche Lebenskraft, die wir in der Pflanze als eine beinahe unbegrenzte Fähigkeit der Zunahme an Masse kennen, verwandelt sich in dem Thierkörper in bewegende Kraft (in einen Strom von Lebenskraft), und eine wunderbare und weise Oekonomie bestimmt zur Ernährung des Thieres nur solche Stoffe, die eine mit den Organen der Krafterzeugung (dem Muskularsystem) identische Zusammensetzung besitzen. Der Aufwand von Kraft, den ihre belebten Theile bedürfen, um aus dem Blute sich selbst wiederzuerzeugen, der Widerstand der chemischen Kraft, welcher in den Bestandtheilen der stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe durch die Lebensthätigkeit der Organe überwunden werden muß, welche bestimmt sind, sie zu Bestandtheilen des Blutes zu machen, ist für nichts zu achten gegen die Kraft und Energie, mit welcher die Bestandtheile der Kohlensäure zusammenhängen. Eine gewisse Quantität Kraft könnte nicht in bewegende Kraft übergehen, wenn sie zur Ueberwindung der chemischen Kräfte verwendet werden müßte; das Bewegungsmoment der Lebenskraft wird durch alle Widerstände verringert. Der Uebergang der Bestandtheile des Blutes in Muskelfaser (in ein Organ der Krafterzeugung) ist nur eine Formänderung, beide sind gleich zusammengesetzt; das Blut ist flüssig, die Muskelfaser ist festes Blut, man kann sich denken, daß er vor sich geht ohne allen Verbrauch von Lebenskraft, denn bei dem Uebergang eines flüssigen Körpers in einen festen bedarf es keiner Kraftäußerung, sondern nur der Beseitigung von Hindernissen (Wärme z. B.), die sich der Kraft, welche der Zustand bedingt (der Cohäsionskraft), in ihren Aeußerungen entgegensetzen. In welcher Form, auf welche Weise die Lebenskraft die mechanischen Effekte im Thierkörper bewirkt, ist gänzlich unbekannt und wird durch Versuche so wenig ermittelt werden können, wie der Zusammenhang der chemischen Aktion mit den Bewegungserscheinungen, die wir mit der galvanischen Säule hervorzubringen vermögen; alle Erklärungen, die man zu geben versucht hat, sind immer nur Bilder der Erscheinung, es sind mehr oder weniger genaue Beschreibungen und Vergleichungen bekannter Erscheinungen mit diesen unbekannten; es geht uns in dieser Beziehung wie dem Unkundigen, dem das Aufundniedersteigen eines eisernen Stempels in einem Gefäße, worin das Auge nichts Sichtbares erkennen kann, und sein Zusammenhang mit dem Drehen und Bewegen von Tausenden von Rädern, die sich in einer gewissen Entfernung von dem Stempel befinden, unbegreiflich erscheint. Wir wissen nicht, wie ein an sich unsichtbares, unwägbares Etwas,

die Wärme, gewissen Materien die Fähigkeit ertheilt, den ungeheuersten Druck auf ihre Umgebungen zu äußern, wie überhaupt dieses Etwas hervorgebracht wird, wenn wir Holz oder Kohlen verbrennen. So ist es denn auch mit der Lebenskraft und den Erscheinungen, welche belebte Körper darbieten; ihre Ursache ist nicht chemische Kraft, nicht Elektricität, nicht Magnetismus, es ist eine Kraft, welche die allgemeinsten Eigenschaften aller Ursachen der Bewegung, Form- und Beschaffenheitsänderung der Materie besitzt, und eine eigenthümliche Kraft, weil ihr Aeußerungen zukommen, welche keine der anderen Kräfte an sich trägt.

Alle Erfahrungen beweisen, daß es im Organismus nur eine Quelle von mechanischer Kraft gibt und diese Quelle ist der Uebergang belebter Körpertheile in leblose Verbindungen. Von dieser Wahrheit ausgehend, welche unabhängig ist von jeder Theorie, läßt sich das animalische Leben als bedingt durch die Wechselwirkung entgegengesetzter Kräfte betrachten, von denen die einen als Ursachen der Zunahme (des Ersatzes an Stoff), die andern als Ursachen der Abnahme (des Verbrauchs an Stoff) angesehen werden müssen. Die Zunahme an Masse wird in belebten Körpertheilen bewirkt durch die Lebenskraft; ihre Aeußerung ist abhängig von der Wärme (von einer gewissen einem jeden Organismus eigenthümlichen Temperatur). Die Ursache des Verbrauchs ist die chemische Aktion des Sauerstoffs, ihre Aeußerung ist abhängig von einer Entziehung von Wärme, so wie von der Verwendung der Lebenskraft zu mechanischen Effekten. Der Akt des Verbrauchs heißt Stoffwechsel, er tritt ein in Folge der Aufnahme von Sauerstoff in die Substanz belebter Körpertheile; diese Aufnahme von Sauerstoff findet nur dann statt, wenn der Widerstand, welchen die Lebenskraft belebter Körpertheile der chemischen Aktion des Sauerstoffs entgegengesetzt, kleiner ist als diese chemische Aktion selbst, und dieser schwächere Widerstand wird bedingt durch Entziehung von Wärme oder durch Verwendung der in den Körpertheilen thätigen Kraft zu mechanischen Bewegungen.

Die Menge der zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen Verbrauch und Ersatz nöthigen, stickstoffhaltigen Speise steht im graden Verhältniß zu der Menge der umgesetzten Gebilde. Die Menge des belebten Stoffs, welcher in dem Thierkörper seinen Zustand des Lebens verliert, steht bei gleichen Temperaturen in geradem Verhältniß zu den in der gegebenen Zeit hervorgebrachten mechanischen Effekten. Die Quantität der in einer gegebenen Zeit umgesetzten Gebilde ist meßbar durch den Stickstoffgehalt des Harns. Die Summe der bei gleichen Temperaturen in zwei Individuen hervorgebrachten mechanischen Effekte ist proportional dem Stickstoffgehalt ihres Harns, gleichgültig ob die mechanische Kraft zu den willkürlichen oder unwillkürlichen Bewegungen verwendet, ob sie durch die Glieder, oder das Herz und die Eingeweide verzehrt worden ist. Der Zustand des Thierkörpers, den man mit Gesundheit bezeichnet, umfaßt den Begriff eines Gleichgewichts zwischen allen Ursachen des Verbrauchs und den Ursachen des Ersatzes, und das Thierleben gibt sich hiernach zu erkennen als die Wechselwirkung beider Ursachen, es zeigt sich als eine sich wiederholende Aufhebung und Wiederherstellung des Gleichgewichtszustandes. Der Masse nach ist in den verschiedenen Lebensaltern der Ersatz und Verbrauch an Stoff ungleich, allein im Zustand der Gesundheit muß die verwendbare Lebenskraft stets als eine der Summe der belebten Körpertheile entsprechende, unveränderliche Größe angesehen werden.

Den Ersatz gewährt der Schlaf. Während desselben werden die den Tag über verbrauchten Körpertheile wiederhergestellt.

Ein jeder Stoff oder Materie, eine jede chemische oder mechanische Thätigkeit, welche die Wiederherstellung des Gleichgewichtes in den Aeußerungen der Ursachen des Verbrauches und Ersatzes in der Art ändert oder stört, daß sich ihre Wirkung den Ursachen des Verbrauches hinzufügt, heißt Krankheits-Ursache; es entsteht Krankheit, wenn die Summe von Lebenskraft, welche alle Ursachen von Störungen aufzuheben strebt (wenn also der Widerstand der Lebenskraft), kleiner ist, als die einwirkende, störende Thätigkeit. Tod heißt der Zustand, wo aller Widerstand der Lebenskraft völlig aufhört, so lange dieser Zustand nicht eintritt. — Es ist klar, daß eine und dieselbe Krankheitsursache auf den Organismus, je nach dem Lebensalter, eine höchst ungleiche Wirkung äußern muß, daß ein gewisses Maaß von Störung, welche Krankheit in dem erwachsenen Zustande bewirkt, ohne Einfluß auf die Lebensäußerungen im Kindes- oder Greisenalter seyn kann. Eine Krankheitsursache kann im Greisenalter, wenn sie sich der Wirkung der Ursache des Verbrauches hinzufügt, den Tod bewirken (allen Widerstand der Lebenskraft vernichten), während sie im reifen Lebensalter nur ein Mißverhältniß im Verbrauch und Ersatz hervorbringt. — Wird in Folge einer krankhaften Umsetzung der belebten Körpertheile ein größeres Maaß von Kraft erzeugt, als zur Hervorbringung der normalen Bewegung erforderlich ist, so zeigt sich dieß in einer Beschleunigung aller oder einzelner, unwillkürlichen Bewegungen, so wie in einer höheren Temperatur des kranken Körpertheils. Dieser Zustand heißt Fieber.

Daher auch die von der Heilkunst richtig erkannten Gegenmittel, einerseits Störung der unnatürlichen Kraftäußerung durch eine Division (Blasenpflaster, Senfpflaster, Haarseil rc.) oder Verminderung des Stoffs, aus dem die Kraft ihre Nahrung zieht, Blutentziehung unmittelbar durch Aderlaß, Blutegel rc. oder mittelbar durch Entziehung des blutbildenden Stoffs, d. h. der Speise.

Aus einer genauen Untersuchung der Beschaffenheit des Bluts, glaubt der Verfasser, werde sich noch viel für die Heilkunst erlernen lassen, da es sich durch die Krankheitsfälle, wie durch Arzneimittel und Gifte mannichfach verändert und überall der wichtigste Träger des Lebens ist.

Dieß möge hinreichen, unsern Lesern einen Begriff von dem reichen Inhalte des Buches zu geben. Dem Verf. aber empfehlen wir zum Motto der nächsten Auflage einen Ausspruch des Porphyrius de antro nympharum 14: ἐξ αἱμάτων ἡ σαρκογονία.

Romane.

1) Das Erbe von Landshut. Ein historischer Roman von Bernd von Guseck. Zwei Theile. Cottbus, Meyer, 1842.

Ein guter historischer Roman. Das geschichtliche Ereigniß, an welches er sich knüpft, ist der ältere bayerische Erbfolgestreit, der zu Anfang des 16ten Jahrhunderts ausbrach. Otto der Reiche hatte Bayern-Landshut, mit Uebergehung seines nähern Vetters Albrecht von München, dem entferntern Ruprecht von der Pfalz vermacht, des ersteren nahm sich aber der Kaiser an, damals Maximilian I. Ruprecht und seine heldenmüthige Gemahlin Elisabeth starben unerwartet schnell und ihre Kinder erhielten nur die sogenannte junge Pfalz (Neuburg). Dieses an sich nicht sehr erfreuliche Gemälde eines Krieges und politischen Vernichtungskampfes unter den nächsten Verwandten ist vom Dichter mit malerischem Geschick verschönert worden. Besonders nimmt die unglückliche Pfalzgräfin das Interesse des Lesers in Anspruch. Aber die fürstlichen Personen bleiben auch nicht immer im Vordergrunde, sondern aus den Sälen des Hofes treten wir ins Getümmel des Lagers und des Kampfs. Hier entfaltet der Dichter vor uns eine reiche Gestaltenfülle, wie Spindler in ähnlichen Romanen. Die tolle Wirthschaft der Landsknechte wird namentlich sehr gut geschildert und viele einzelne Figuren treten in den schärfsten Umrissen und großer Eigenthümlichkeit hervor, z. B. der Altreisige. Nur der Schorndorfer scheint zu sehr ins Groteske gearbeitet. Seine Rachlust, die den Knoten des zweiten Hauptinteresses in diesem Romane schürzt, scheint uns dem Wesen und der Natur des gemeinen Mannes in Deutschland nicht angemessen. So rächt sich ein Romane, vielleicht ein Slave, nie ein Deutscher. Der Schorndorfer nämlich ist ein Landsknecht, der zur wohlverdienten Strafe mit Schimpf und Schande vom Regiment verstoßen wird, dafür aber seinem Hauptmann Rache schwört und diese auf eine beispiellos tückische und feige Weise ausübt, indem er ihm sein Weib zu verdächtigen weiß, sie und die Kinder in Schande stürzt, den Hauptmann selbst aber dahin treibt, in ein Kloster zu gehen. Als nun diesen Bösewicht endlich des Himmels Rache selbst ereilt und er hingerichtet werden soll, verlangt er eben diesen seinen alten Hauptmann zum Beichtvater und weidet sich noch einmal an den Schmerz desselben, indem er ihn, anstatt ihm Beichte abzulegen, vielmehr mit giftigen Stachelworten quält. Hier entfernt sich der Dichter offenbar von der Wahrscheinlichkeit. Das Schicksal der Kinder aber ist rührend. Der Sohn geht in die neue Welt, die Tochter wird Nonne, wie der Vater Mönch ist, zum großen Schmerz des letzteren, doch aus dem edelsten Motive. Der Roman ist voll Leben und wir wollen ihn, da im Gebiet der Romane ohnehin so wenig Gutes erscheint, freundlich empfohlen haben.

3) Herzog Wilhelm. Roman von Helmine Hart. Magdeburg, Baresch, 1843.

Es ist der Herzog Wilhelm von Kurland gemeint, aus dem Hause Kettler, und der Roman schildert die unglücklichen Zerwürfnisse des Hofes und Adels in Kurland, welche diesem Lande früher oder später den Verlust seiner Unabhängigkeit würden zugezogen haben, wenn es auch nicht vom russischen Koloß hätte erdrückt werden müssen. Kurland gehörte früher dem deutschen Orden, war eine Provinz des deutschen Reichs, als es aber isolirt, zum Zankapfel von Polen und Schweden gemacht und endlich von den Russen abgeführt wurde, schlief Deutschland und merkte nicht, daß ihm eine schöne Provinz abhanden kam.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 7.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 16. Januar 1843.

Epische Dichtkunst.

Die Albigenser. Freie Dichtungen von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Man darf in dieser Dichtung kein fortlaufendes Epos erwarten, sondern einzelne hervorstechende Bilder aus dem betreffenden Zeitabschnitt sind in Romanzenform vorgeführt. Wir werden vom Dichter in das Ende des zwölften und den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts versetzt, wo die Hierarchie, ihres geistlichen Berufes uneingedenk, sich in unaufhörliche Kämpfe verwickelte, um auch alle weltliche Herrschaft an sich zu reißen, wo aber auch mancherlei Reaktionen des freien Geistes immer mehr und immer kräftiger hervortreten. Während die frühern Zerwürfnisse der Kirche mehr um dogmatische Punkte und Spekulationen des Verstandes sich drehten, so lag der jetzt um sich greifenden Opposition gegen die Kirche und Priesterschaft mehr ein lebendiges, sittliches Interesse zu Grunde und deßhalb ward diese Opposition durch die gegen sie in Ausübung gebrachten Mittel nicht unterdrückt, sondern vielmehr gekräftigt. Vorliegende Dichtungen feiern den Sieg des Geistes und der Freiheit. Ein kräftiger Zorn durchweht den einleitenden Nachtgesang, wo es unter Anderem heißt:

Millionen Herzen seh' ich bluten,
So viele Thränenströme seh' ich fluten,
Von frecher Willkür wird die Welt zerrüttet,
Der Menschheit Freudenschlösser rings verschüttet.
Ich seh' gepeitscht von hochgestellten Zwergen
Gefang'ne Riesen, knirschend ihren Schergen!

Albigenser ist ein Ketzername, der keine bestimmte Sekte, sondern mehrere in der Widersetzlichkeit gegen die römische Priesterherrschaft und im Bestreben, die Reinheit des Urchristenthums wieder herzustellen, so wie in ihrem sittlichen Interesse übereinstimmende Ketzerhaufen, besonders Katharer und Waldenser bezeichnet, die sich gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts im südlichen Frankreich sehr vermehrt hatten. Albigeois, Albigesium wurde in weiterem Sinne das ganze Land des Vikomte von Albi, Beziers, Carcasonne und Rasez genannt. Daher „Albigenser" von jetzt an ein Ketzername, anfangs für alle Gegner des Kreuzheers, dann für die Catharer. Pabst Innocenz III. ließ nämlich 1208 durch den Abt Arnold von Citeaux einen Kreuzzug gegen sie und namentlich gegen Graf Raymund IV. von Toulouse predigen, den man, als der herrschsüchtige Legat Peter von Castelnau 1208 von einem Unbekannten ermordet wurde, im Verdacht der Urheberschaft der Ermordung dieses mit unbedingten Vollmachten zur Unterdrückung der Ketzer versehenen Legaten hatte. In der dritten Dichtung ist der Charakter und der Tod Peters von Castelnau geschildert:

Er ist ein Mann von den Unwandelbaren,
Rastlos, verachtend Freuden und Beschwerden,
Rasch, ohne Mitleid, trotzig in Gefahren,
Recht wie sie das Verhängniß braucht auf Erden.
Er wandert rüstig fort am Rhonestrand.
Daß er mit seinem Fluch das Glück zertrümmert
Der Stadt Toulouse, den Frommen nicht bekümmert;
Er glaubt sich nur Werkzeug in Gottes Hand.
Kein Zweifel seinen Felsenglauben stört,
Ob Innocenz nicht selbst vielleicht bethört,
Der Kirche grimmes Haupt und strenger Rächer,
Die Welt verheert ein heiliger Verbrecher?

Den Gedankenkampf in Innocenz's Seele und wie er die Greuel vor sich selbst zu verantworten sucht, schildert trefflich der Gesang, welcher „der Traum" überschrieben ist:

Zum Kirchenhaupte fühl' ich mich erkoren
Von Gott dem Herrn; soll ich's geduldig leiden,
Wenn überall verbrecherische Thoren
Die Welt von Gott versuchen abzuschneiden?
Wenn Jeder lehrt den Glauben, den er dichtet?
Wenn rings umher, Irrlehren auszuschenken,
Giftmischer ihre Buden aufgerichtet,
Die Welt mit süßem Heidenthum zu tränken? u. s. f.

In dem Gedicht „die Höhle" ist das Glaubensbekenntniß lebendig in eine feierliche Handlung der Albigenser eingeflochten, und indem Dominikus dasselbe gezwungen mit anhört, die Einführung der Inquisition motivirt. Nur glauben wir, hätte der im Glaubensbekenntnisse enthaltene Dualismus („die Geister sind von Gott; die Körper sind vom Bösen") als das Unwesentliche und keineswegs allen oder auch nur den meisten Albigensern Gemeinsame nicht hervorgehoben werden sollen. „Das Interdikt" ist in einem weitern eigenen Abschnitt mit lebendigen Farben gemalt. Die furchtbaren Greuel des Kreuzesheers schildert „der Rosenkranz" und später der Gesang, der „Beziers" überschrieben ist, in welcher Stadt sämmtliche Einwohner, Katholiken, wie Ketzer niedergemacht wurden. Historisch ist die Antwort, die Abt Arnold den Kreuzfahrern auf die Frage gibt, wie sie Katholiken oder Ketzer von einander kennen sollen, ob hier Schonung gestattet sey?

— — — dessen ist nicht Noth,
Schlagt Ketzer, Katholiken, Alle todt!
Wenn sie gemengt auch durch einander liegen,
Gott weiß die Seinen schon herauszubringen.

(„Caedite eos; novit enim Dominus, qui sunt ejus.")

Im „Schlachtfeld" ist furchtbar das Lied des Zweifels, hervorgerufen durch den blinden Gewissenszwang und die angewandten Greuel, weßhalb der Dichter dem Pabste zuruft:

Hörst Innocenz? — in also düstern Weisen
Beginnt das Herz des Zweifels Lied zu singen,
Weil du es willst zu deinem Gotte zwingen,
Ihm seinen Himmel mit dem Schwert beweisen!

Rührend ist „das Vogelnest" und „des Wanderers Gruß," schauerlich-komisch das Lied vom wahnsinnigen Schneider Jacques, der dem Antichrist einen ungeheuren Sterbekittel näht; ein ergreifendes Bild ist auch „das Mädchen von Lavaur." Troubadours, deren Heimath ja die Provence ist, sind passend hier und da in die Dichtungen eingeflochten. Mit hoher Kraft und Indignation ist im Gedicht „der Büßer" die Schmach des Grafen Raymund IV. von Toulouse geschildert, welcher mächtige Fürst bei Ausbruch des Kriegs von dem Legaten Milo die schimpflichste Buße und Geißelung gelitten, ja sogar selbst das Kreuz von diesem erhielt, wodurch er übrigens nur Aufschub des ihm zugedachten Schlags erzielte, damit derselbe ihn desto gewisser treffe:

Wer ist ein wahrhaft armer Mann?
Ist's der in hoffnungsloser Kerkernacht?
Wer bei der sterbenden Geliebten wacht?
Wer auf dem Balken treibt im Ozean?
Ist's, wer von Zweifeln ewig wird zerrissen?
Wer eine Schuld beherbergt im Gewissen?
Wem seine Tochter rohe Krieger schänden?
Wer auf dem Hochgericht den Sohn sieht enden? —

Nein! wer den Jammer trinkt bis auf die Neige
Und wahrhaft elend ist allein der Feige;
Ein Feiger, hoch vom Schicksal hingestellt
Und ausgesetzt den Blicken einer Welt,
Die alle fragen, ob er kühn sich stemme
Anstürmenden Gefahren oder nicht?
Ob er ein Mann soll heißen oder Memme?
Wenn bleich und zitternd er zusammenbricht.

Wie schmeckt die Ruthe, Herzog von Narbonne,
Graf von Toulouse und Markgraf von Provence?
Da stehst du, nackt von deinem Fürstenglanze,
Im Büßerhemd ein Fürst, o Priesterwonne! u. s. f.

Doch scheint ihm der Schmach fast zu viel aufgebürdet zu werden, wenn es heißt:

— traun! er läge besser auf der Bahre,
Als noch die bangen, ruhmenterbten Jahre,
Die Kraft in Scherben und den Muth in Splittern,
Umherzuschweben in den Kampfgewittern u. s. w.

Denn als Beziers, die Hauptstadt seines Neffen Roger, und Carcasonne gefallen und die eroberten Lande von der Kirche dem Grafen Simon von Montfort zur Belohnung seiner grausamen Dienste zugesprochen wurden, (welcher übrigens nie in den ruhigen Besitz dieser Schenkung kam,) und als nun überspannte Forderungen, die Raymund nie eingehen konnte, den Vorwand gaben, ihn zu bannen und zu bekriegen, da suchte dieser endlich seine Hülfe in der Anhänglichkeit seiner alten Unterthanen und nach Simons bald erfolgtem Tode machte er bedeutende Fortschritte in der Wiedereroberung des Landes, obgleich der Pabst fortwährend Alles gegen ihn

ausbot. Einige Jahre nach Simon (1222) starb übrigens auch er, im Kirchenbanne. —

Durch vorliegende Dichtungen zieht bald deutlicher bald kaum merklich ein leises Wehen eines eigenen subjektiven Zweifels des Dichters, der sich hier oder da als Klage über den verlorenen unbefangenen Glauben kund gibt, und eine gewisse Aufregung, die sich auch den Helden der Dichtungen mittheilt. Im Gedicht: „der Besuch" z. B. wirft „der Meister Theodor" das Bibelbuch, das er mitgebracht hat, um es zu erklären, in das Feuer und bricht in förmliche Gottes- und Christusläugnung aus, weil er die in hartem Frost vertriebenen Glaubensgenossen im Vorübergehen erfroren gefunden hatte. Solche glaubenslose, gottlästernde Ueberreizung steht jenen alten Glaubenshelden, die in der Bibel Trost und Belehrung zu suchen gewohnt waren, die das Gewagte ihres Abfalls von der Kirche wohl kannten, die für ihre Glaubensfreiheit Alles wagten und Alles duldeten, nicht gleich.

Nur den Glauben an den endlichen Sieg des auferstehenden Gedankens, hält der Dichter unerschütterlich fest:

Gedanke heißt der Heilige, der Held,
Der im Urkampf ersiegt das Feld;
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,
Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
Sein ist die ganze Welt und ihr Gewicht.

Ihn wollt ihr hemmen, wenn er sichtbar werden
In menschlicher Gestaltung will auf Erden?
Haut alle grünen Sprossen ab zur Stunde,
Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde,
Und schießt die Vögel aus den Lüften nieder,
Wenn ihr das Grünen hasset und die Lieder,
Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht stillen
Den unaufhaltsam starken Frühlingswillen.
O glaubet, Fürsten, minder noch zu zwingen
Ist der Gedanke je mit euren Waffen,
Wenn er der Menschheit will die Freiheit schaffen,
Und will durch die Geschichte blüh'n und singen.

Ein zwar noch unbestimmtes Ahnen der Freiheit war es, was die Albigenser trieb. Bezeichnend für die poetische Tendenz des Dichters ist daher der Schluß:

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille und so weiter!

Volkssagen.

Der Sagenschatz des Frankenlandes. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Erster Theil. Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes. Würzburg, Voigt und Mocker, 1842.

Bechstein hat schon den reichen Sagenschatz des Thüringerlandes gesammelt und fügt nun eine Sammlung von Sagen des benachbarten Frankens hinzu. Es sind ihrer sehr viele und jede ist kurz, ohne viele romantische Umschweife wiedergegeben, was sehr zu loben ist. Ihr Inhalt schon bewährt ihre Echtheit, doch würde der Herausgeber wohlgethan haben, wenn er gleich den Brüdern Grimm überall die Quelle, aus der er schöpfte, angegeben hätte.

Eine nicht geringe Anzahl unter diesen fränkischen Sagen stimmt mit andern deutschen vollkommen überein, so daß sie nur an eine andere Oertlichkeit geknüpft sind. Solche Wiederholungen sind aber in der Regel von Interesse, weil sie entweder noch irgend eine Variante darbieten oder wenigstens beweisen, wie weit derselbe poetische Grundgedanke verbreitet gewesen ist. Was wir aber hier den Grundgedanken nennen, ist wohl in den meisten Fällen ein mythisches Element. Dasselbe Symbol, dieselbe Sage konnte sich nur deßhalb an den verschiedensten Orten wiederholen, weil sie der allgemein verbreiteten Volksreligion angehörten. Da übrigens die Sagenbildung nie stirbt, so hat der Verfasser mit Recht auch Volkssagen neueren Datums aufgenommen. Es ist interessant, aus dem dreißigjährigen Kriege Volkssagen, die so alterthümlich sind, als ob sie dem fernsten Zeitalter angehörten, gleichzeitig mit diplomatischen Aktenstücken, die uns die durchaus moderne Politik jenes Krieges darlegen, in die deutsche Literatur übergehen zu sehen.

Von den originellen Sagen, welche der vorliegende Band enthält, glauben wir einige zur Probe mittheilen zu müssen.

Wald ohne Wipfel.

Vom Walde bei dem Dorfe Schwarzbach und um das Jagdschloß Zillbach geht diese Sage: Einst ward eine Jungfrau im Amte Sand, der Zauberei bezüchtigt,

durch die Folter zum Geständniß gezwungen und zum Tode nach Friedelshausen, dem Ort des Centgerichts geführt. Auf ihrem Todesgange und nahe am Scheiterhaufen betheuerte sie mit tausend Thränen ihre Unschuld. Der weit über die Gegend verbreitete Wald rauschte schauerlich mit seinen hohen Baumkronen und mächtigen Wipfeln, da rief sie zu mehreren Malen: Dieser Wald soll es zeugen, daß ihr eine Unschuldige in mir gerichtet! Kranken und verdorren sollen seine Wipfel, so wahr ein Gott lebt, der meine Unschuld kennt. Alle, die das hörten, erschracken über diesen Fluch der bezüchtigten und verurtelten jungen Hexe, und glaubten nur um so mehr an ihre Bosheit, und der Scheiterhaufen flammte. Aber sie war dennoch unschuldig, und man nahm es mit Schaudern wahr, als nun die hohen Wipfel der Waldung wirklich zu kranken begannen und mählich abstarben, und alle alten Bäume ohne Wipfel standen. Der junge Nachwuchs zwar hebt sie stolz und frei, aber zu einer gewissen Zeit, und ehe die Bäume noch ein hohes Alter erreichen, dorren die Wipfel ab.

Das Gespenst als Eheweib.

Herzog Johann Kasimir hatte einen adeligen Stallmeister; mit dem trug sich das Sonderbare zu, daß ein Gespenst in Gestalt seiner noch lebenden Ehefrau ihm zum öftern erschien und ihn äußerst beunruhigte. Wie sich die Ehefrau in Kleidern trug, so trug sich das Gespenst, und erschien regelmäßig in der Mittagsstunde von 11 bis 12 Uhr. Die Frau ging deßhalb, um sich von dem lästigen Geist unterscheiden zu lassen, nie ohne Begleitung, doch bei Tische wußte der Stallmeister manchesmal doch nicht recht, welches seine Frau war. War ein Geistlicher zugegen, so blieb das Gespenst weg. Eines Tags war der Beichtvater der Familie, Johann Brüscher, eingeladen, und der Edelmann begleitete ihn beim Abschied mit seiner Frau und seiner Schwester bis zur Treppe, da stieg der Geist von unten die Treppe herauf und faßte durch ein hölzernes Gitter das Fräulein an der Schürze, daß es laut schrie, worauf das Gespenst verschwand. Einmal lag es mit dem Arm auf der Küchenschwelle, da fragte die Köchin: Was willst Du? worauf es antwortete: Deine Frau will ich. Doch that es der Frau keinen Schaden. Dem Stallmeister ward von seiner Frau angerathen, die Wohnung zu wechseln, die in der Spitalgasse war, und in das Haus, welches nachher Dr. Frommann bewohnt hat, zu ziehen; da wurde der Geist sichtbar und laut und sprach: „Du ziehest gleich hin, wohin Du willst, so ziehe ich Dir nach, und wenn auch durch die ganze Welt.“ Der Stallmeister zog aber doch aus, und da wurde die Thüre des Hinterhauses mit großer Gewalt zugeschlagen, und in dem verlassenen Hause der Geist nicht wieder gesehen, desto mehr in dem neubezogenen. Dann zog der Stallmeister in ein anderes großes Haus in einer Vorstadt nach der Rosenau zu, und endlich in das Schloß, die Ehrenburg, weil er Schloßhauptmann wurde. Dort endlich hat sich das Gespenst verloren. — Diese Sage sollte Justinus Kerner interpretiren.

Durch einen guten Humor zeichnen sich die Sagen von Dittis, einem Dorf in der Rhön aus, dem dortigen Schildburg, Lalenburg oder Abdera. Hier nur eine der burleskesten:

Die Kuh-Eier.

Eine ähnliche Sage wie die Ausbrütung der Eselseier zu Wasungen hört man auch von den klugen Dittissern erzählen. Als das Dorf seinen Anfang genommen hatte, gab es noch keine Kühe in Dittis, sondern bloß Ochsen. Nun wollten die Leute doch auch gerne Kühe und Kälblein haben; siehe, da fuhr eines Tages ein Mann mit einem Schiebekarren durch das Dorf, ruhete sich aus, und ward gefragt, was er denn Schönes und Gutes in dem Korbe auf dem Karren fahre? Dieser Mann war ein Schalk, der die Verschlagenheit der Dittisser wohl kannte, und antwortete unbefangen: „Kuh-Eier!“ — Das wunderte und erfreute die Einwohner. „Ei wirklich, Kuh-Eier!“ riefen sie: „und was kostet die Mantel?“ — „Ich lasse mich billig finden,“ sprach der Käseführer, deckte den Korb auf, und die frischen weißen Quarkkäse lachten die Dittisser an. Es wurde eine Mantel der Kuh-Eier angekauft, und dabei suchten sie die größten heraus. Unentgeltlich gab der Kaufmann noch die Belehrung, wie die Ausbrütung vorzunehmen sey, nahm seine Zahlung und fuhr von dannen. Nun wurde alsbald ein Nest gebaut, und die Frau Schulzin nebst einigen andern Weibern wurden zu Bruthennen auserkoren. Das Nest lag auf dem Berge über dem Ort. Als einige Tage gebrütet worden war, wuchsen Würmer in den Käsen, und bissen die brütende Frau Schulzin, so daß dieselbe unruhig hin und herrückte, und eines der Eier den Berg hinabrollte und in eine Hecke fiel. Alsbald sprang ein Häslein aus der Hecke, worauf die Brütende vermeinte, es sey das junge Kälbchen, aufsprang und ihm nachschrie; „Hänschen hierher! Hänschen hierher! Kennst'n Dine Moitter nich?“ Aber das Häslein lief davon, und die andern Eier waren alle verbrütet, daher für diesesmal die Dittisser noch keine Kälber gewinnen mochten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 8.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 20. Januar 1843.

Sagenliteratur.

1) **Gesta Romanorum**, herausgegeben von Adelbert Keller. Erster Band: Text. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Die Gesta Romanorum, eine lateinische Erzählungs-Sammlung des Mittelalters, sind für die Geschichte der Erzählungsliteratur aller modernen Völker von so durchgreifender Bedeutung, daß kaum ein Thema dieser Wissenschaft berührt werden kann, wo man sich nicht veranlaßt sähe, dieses Buch beizuziehen. Dessen ungeachtet war es seit langer Zeit nicht mehr gedruckt worden. Sowohl der Wunsch, dem Bedürfnisse einer leicht zugänglichen handlichen Ausgabe abzuhelfen, als der Gedanke, wie ersprießlich es wäre, die Geschichte der einzelnen in dem Werke behandelten Sagen und sagenhaften Züge von ihrem Ursprung an durch die ganze Erzählungsliteratur bis auf unsere Zeit zu verfolgen, war es, was mich schon 1833, als ich die Behandlung des Siebenmeisterbuchs unternahm, auf den Plan brachte, eine neue Ausgabe der Gesta zu veranstalten. Ich war denn auch seit dieser Zeit glücklich genug, auf verschiedenen, theils öffentlichen, theils Privatbibliotheken in Deutschland, England, Frankreich und Italien eine nicht unbedeutende Anzahl von Handschriften des Buches, seiner Versionen und einschlägiger Werke theils selbst theils durch gefällige Freunde vergleichen und benützen zu können und überdieß fast alle alte Drucke und andere seltene darauf bezügliche Werke zu erwerben. Die Vorarbeiten waren 1837 schon so weit gediehen, daß ich es wagen konnte, im Mai des genannten Jahrs in der Allgemeinen Zeitung das Erscheinen des Werks öffentlich anzukündigen, welche Anzeige wohl, beiläufig gesagt, zu dem Irrthum Veranlassung gegeben hat, daß in einem der geschätztesten neuesten literarhistorischen Werke meine Gesta als 1837 bereits erschienen aufgeführt werden. Nur eine lange noch nachwirkende Krankheit war Schuld an der langen Zögerung. 1841 ließ ich in der Quedlinburger Nationalbibliothek eine altdeutsche Version des Buches abdrucken. Von dem Hauptwerk ist nunmehr der erste Band vollendet, den Text der Vulgata enthaltend. Der zweite Band wird die in der Vulgata nicht befindlichen Erzählungen, Proben von Versionen, die allgemeine Einleitung, einen ausführlichen literarhistorischen Kommentar über die einzelnen Erzählungen und endlich einen kritischen Apparat bringen, bei welchem sich dann auch Gelegenheit geben wird, die zu meinem großen Bedauern in der lateinischen wie in der deutschen Ausgabe stehen gebliebenen Druckfehler zu verbessern.

Adelbert Keller.

2) **Gesta Romanorum**, das älteste Mährchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters zum ersten Male vollständig aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen, aus gedruckten und ungedruckten Quellen vermehrt, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über den wahren Verfasser und die bisherigen Ausgaben und Uebersetzungen desselben versehen von Dr. J. G. Th. Gräße. Erste Hälfte, Dresden und Leipzig, Arnold, 1842. 8.

Herr Gräße hat durch sein bereits auf mehrere Bände angewachsenes Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit nicht nur eine ungeheure Bücherkenntniß überhaupt, sondern in der Abtheilung über die Literatur des Mittelalters namentlich eine große Vertrautheit mit der Erzählungsliteratur dieser Periode dargethan, daß es nicht zu verwundern ist, wenn er sich auch auf die Gesta Romanorum geführt sehen mußte, da die in diesem Buche enthaltenen, freilich oft sehr verunstalteten

Erzählungen ihre Spuren nicht nur durch das europäische Mittelalter, sondern häufig auch in der alten Literatur und im fernen Morgenlande noch verfolgen lassen. Herr Gräße wollte von diesem Buche, das er seinen Liebling nennt, eine Ausgabe des Originaltextes veranstalten. Da er aber erfuhr, daß schon von anderer Seite seit langer Zeit eine solche vorbereitet war, stand er von diesem Plane ab und gibt nun eine deutsche Uebersetzung, welche nicht bloß alle Erzählungen der alten lateinischen Drucke, sondern auch der englischen, lateinisch noch ungedruckten Redaktion enthalten soll. Endlich soll eine besondere Abhandlung seine Entdeckungen und Meinung über den wirklichen Verfasser des Buchs, so wie bibliographische Notizen über Ausgaben u. s. w. mittheilen. Für ersprießlicher hätten wir es gehalten, wenn Herr Gräße seinem ersten Vorsatz getreu statt einer Uebersetzung das Original gegeben hätte, da das Buch doch zunächst nur ein gelehrtes Interesse hat und den meisten dieser Erzählungen, in der Gestaltung, wie sie vorliegen, bei der das poetische Interesse so oft vernachläßigt und einer andern die Abfassung und Sammlung leitenden Rücksicht untergeordnet ist, kaum gelingen wird, sich als Unterhaltungslektüre Eingang zu verschaffen. Auch können wir die Weglassung der Moralisationen wohl von dem praktischen Gesichtspunkte des Herrn Verfassers aus entschuldigen, der das Buch dem allgemeinen Lesepublikum vorlegen wollte, nicht aber von dem gelehrten, da für die literarhistorische Untersuchung diese Anhänge keineswegs ohne Bedeutung sind. Daß jedoch in Absicht auf literarhistorische und namentlich bibliographische Vollständigkeit von dem Gräßischen Werke das Beste zu erwarten ist, wird Niemand bezweifeln, der den Fleiß und die Belesenheit des Herrn Verfassers kennt.

Als Probe der Behandlung heben wir das siebzigste Capitel aus: von der Reue einer treuen Seele.

Es gab einst einen König, der hatte eine schöne und kluge Tochter, die ihr Vater einem Manne zur Frau geben wollte. Sie aber hatte Gott ein Gelübde gethan, daß sie niemals einen Mann nehmen wolle, bevor sie nicht dreierlei von ihm erlangt hätte. Das erste bestand darin, daß er ihr der Wahrheit gemäß sagte, wie viel Fuß in der Länge, Breite und Tiefe die vier Elemente hätten; zweitens, was den Wind von Norden her verändere und drittens, daß er Feuer in seinem Busen, ohne denselben zu verletzen, an seinem Fleische tragen sollte. Als der König dieß vernommen hatte, ließ er diese drei Sachen in seinem ganzen Reiche bekannt machen und daß, so Jemand dieses ohne Fehler vollbringen würde, er seine Tochter zur Frau haben solle. Nun kamen Viele deßhalb herbei, aber Alle fielen durch. Nun befand sich aber ein gewisser Krieger in einer weit entfernten Gegend des Reichs: wie der von dem Gelübde der Prinzessin hörte, kam er zum Palaste des Königs, und indem er einen einzigen Diener und ein wildes Pferd mit sich brachte, suchte er vor den König zu gelangen und sprach: mein Herr König, ich bitte mir Deine Tochter zur Frau aus und bin bereit, jene drei Aufgaben zu lösen. Darauf erwiederte der König: das ist mir ganz recht. Der Krieger aber rief seinen Diener und sprach zu ihm: lege dich auf die Erde. Wie der nun so dalag, maß ihn der Krieger vom Kopf bis zu den Füßen und sprach hierauf zum König also: siehe Herr, ich finde in allen vier Elementen kaum mehr als sieben Fuß. Da entgegnete der König: was hat denn das mit den Elementen zu schaffen? Und jener versetzte: Herr, jeder Mensch und jedes Thier ist aus den vier Elementen zusammengesetzt und also habe ich an meinem Diener die vier Elemente gemessen. Darauf erwiederte der König: Amen, ich sage Dir, Du hast die Sache ganz deutlich erwiesen. Nun wollen wir aber zum Zweiten schreiten, verändere jetzt den Wind. Gleich ließ jener sein toll gewordenes Pferd herbeiführen und gab ihm einen Trank ein, von dem es gänzlich geheilt wurde. Wie das geschehen war, wendete er den Kopf des Pferdes nach Osten und sprach: siehe Herr, der Wind hat sich von Norden nach Osten gedreht. Hierauf versetzte der König: was hat denn Dein Beginnen mit dem Winde zu schaffen? Darauf entgegnete jener: ist es Euerer Weisheit nicht bekannt, daß das Leben eines jeden Geschöpfes nichts als Wind ist? so lange als das Pferd schlechten hatte, so lange stand es nach Norden zu: nun aber, da es durch die Kraft des Trankes gesund worden ist, habe ich seinen Kopf nach Osten gewendet, auf daß es bereit sey, eine Last zu tragen. Darauf entgegnete der König: Du hast die Sache ganz klar dargethan. Laßt uns demnach zum Dritten schreiten. Darauf versetzte jener: Herr ich bin bereit, dieß vor Aller Augen zu erfüllen. Hierauf nahm er seine beiden Hände voll glühender Kohlen und steckte diese in seinen Busen und sein Fleisch wurde durchaus nicht verletzt. Darauf sprach der König: Die andern beiden Stücke hast Du gut bewiesen, sage mir aber jetzt, warum Dich die Kohlen nicht beschädigen. Darauf entgegnete jener: dieß geschieht nicht durch meine Kunst, sondern durch die Kraft eines Steines, welchen ich beständig bei mir trage: denn wer solchen Stein bei sich an einem reinen Orte trägt, wird nie vom Feuer verletzt werden können. Sehet, hier ist er: und damit zeigte er Allen seinen Stein. Darauf erwiederte der König: Du hast alle drei Aufgaben richtig gelöst, und damit richtete er die Hochzeit aus, gab ihm seine Tochter mit vielen Schätzen zur Frau und Beide beschlossen ihre Tage im Wohlleben.

3) Das Buch von den sieben weisen Meistern aus dem Hebräischen und Griechischen zum ersten Male übersetzt und mit literarhistorischen Vorbemerkungen versehen von Heinrich Sengelmann. Halle, Lippert, 1842.

Von dem aus dem Orient zu uns herüber gebrachten Buche von den sieben weisen Meistern ist in diesen Blättern schon oft die Rede gewesen und sein Inhalt allgemein bekannt, wäre es auch nur aus Reutlinger oder Nürnberger Abdrücken. Als ich 1836 mein Werk über das Buch abschloß, sprach ich die Erwartung aus, daß uns in Betreff der orientalischen Verzweigungen der Sage wohl namentlich über England her neue Aufschlüsse zukommen dürften. Früher und erfreulicher, als ich damals dachte, ward diese Erwartung erfüllt. Denn nicht nur erschien bald darauf in Frankreich Loiseleurs gerade in dieser Beziehung so schätzbares Werk sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe, sondern auch in Deutschland gab der Freiherr von Hammer Purgstall in den Wiener Jahrbüchern einige wichtige einschlägige Andeutungen, welche beide Förderungen meiner Untersuchungen ich in der Einleitung zu des Bühelers Dyocletian erwähnt habe. Später sind mir auch sowohl in einigen literärgeschichtlichen Schriften als durch briefliche Mittheilungen von Freunden Nachträge und Berichtigungen zugekommen, worüber anderwärts Rechenschaft abgelegt werden soll. Mit besonderer Freude aber werden wohl die Freunde dieser Studien die gegenwärtige erste deutsche Uebersetzung der hebräischen Redaktion des vielverbreiteten Buches begrüßen, da diese hebräische Redaktion, so wichtig sie gerade für den Uebergang des Werks aus dem Orient in den Occident ist, doch noch fast gar nicht bekannt und benützt war. Ueber die Bedeutung derselben für die Untersuchung im Einzelnen kann hier nicht ausführlich gesprochen werden; nur so viel: daß das Hebräische am meisten unter den bekannten Versionen zur griechischen, dem Syntipas, stimmt, weßhalb denn auch Herr Sengelmann wohlgethan hat, zur Vergleichung eine Uebersetzung des Syntipas der des hebräischen beizugeben.

Nicht umhin kann ich, bei dieser Gelegenheit mein Bedauern darüber auszusprechen, daß, nachdem nun von so verschiedenen Seiten das Siebenmeisterbuch beleuchtet worden, noch in neuen literarischen Kompendien die alte Verwirrung über dasselbe und die beständige Verwechslung mit dem Bidpai und seinen Nachfolgern fortgeführt und immer wieder auf Görres zurückgegangen wird, dessen sonst so verdienstliches Werk über die deutschen Volksbücher gerade in diesem Kapitel eine wahre Comedy of errors ist.

Herrn Sengelmanns Uebersetzung ist, wie sich versteht, deutsch. Seltsamer Weise aber hat er eine einzige Erzählung, die vom Bademeister und dem Königssohn, sowohl aus dem hebräischen als dem griechischen Buche weggelassen und im Anhang lateinisch mitgetheilt wegen einiger darin vorkommenden kecken Ausdrücke; dagegen stehen andere nicht minder starke Sachen, z. B. die Geschichte von den Wünschen S. 64 deutsch da. Warum nicht auch jene? Ganz oder gar nicht! Für überzarte Ohren ist das Buch überhaupt nicht lesbar.

Die Ueberschriften der einzelnen Erzählungen hat Herr Sengelmann, wie S. 190 bemerkt wird, von mir entlehnt; alle jedoch nicht, wenigstens möchte ich für die auch S. 94 begegnende Flexion die Bröte S. 56 nicht einstehen. Die Uebersetzung, die Erstlingsfrucht der orientalischen Studien des Herrn Verfassers, zu deren Gedeihen wir ihm alles Glück wünschen, ist im Ganzen recht fließend. Gewagt ist die Wortfügung S. 110: Nach Liebesumgang mit mir stark verlangend, schenkte ich ihm nicht Gehör. Zur Probe heben wir die Geschichte von den Buckligen aus dem hebräischen Buche (S. 67) aus:

Es war eine Frau, die war einem alten Manne verheirathet; sie war aber schön von Gestalt und schön von Ansehen. Der Mann aber gestattete nicht, daß sie auf die Straße ging. Drob wurde die Frau ungeduldig, und sprach zu ihrer Magd: „Geh hin, vielleicht findest du einen Mann für mich, der uns erheitere." Die Magd ging hin und fand ein Bucklichten, der hatte in seiner Hand eine Handpauke und Flöte und tanzte und paukte, wenn man ihm Lohn gab. Diesen führte sie zu ihr, setzte ihm zu essen und zu trinken vor, und ihm gefiel das wohl. Er stand auf, im Kreise zu tanzen und zu hüpfen. Die junge Frau aber freute sich, legte ihm schöne Kleider an und gab ihm ein Geschenk; dann entließ sie ihn. Da sahen ihn seine Freunde und Genossen, und es sprachen zu ihm seine bucklichten Gesellen: „Wenn du uns nicht mit dir hinführst, so werden wir dieß öffentlich kund thun." Da sandte das junge Weib abermals hin und ließ ihn rufen. Er aber ließ der Herrin sagen: „Meine Genossen wollen auch kommen, dich zu erheitern." Sie antwortete: „Laß sie kommen!" und setzte ihnen vor; jene aber aßen und tranken, wurden trunken und fielen von ihren Sitzen. Und siehe, der Herr des Hauses kam; da erhub sie sich mit ihrer Magd und trugen jene in ein anderes Haus. Drinnen geriethen die Trunkenen in Zank, erdrosselten einander im Zanke und starben. Der Alte aß nur und setzte dann seinen Weg fort. Sie aber befahl ihrer Magd, die Bucklichten heraus zu lassen; doch siehe, die waren todt. Da sprach

die Frau: „Gehe hin, suche uns einen Lastträger, der aber nichts erfahre!“ Sie fand einen Aethiopier und führte ihn zu ihr. Das Weib sprach zu ihm: „Schlafe bei mir!“ und nachdem er bei ihr geschlafen, sagte sie zu ihm: „Nimm diesen Sack und wirf ihn in den Fluß; wirf den Sack mit hinein und dann komm wieder zu mir; ich will schon für alles, was du nöthig hast, sorgen.“ Der Aethiopier that dieß, bis daß er alle, einen nach dem anderen, weggetragen und in den Strom geworfen hatte.

Adelbert Keller.

4) Die Arthursage und die Mährchen des rothen Buchs von Hergest. Herausgegeben von San Marte (A. Schulz, königl. preuß. Regierungsrath ꝛc.). Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1842.

Herr Schulz hatte seiner neuen Bearbeitung der Werke Wolframs von Eschenbach eine ausführliche Untersuchung der Gralsfrage beigegeben. Das gegenwärtige Werk, welches zugleich als zweiter Band der zweiten Abtheilung der Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur gibt, bildet nun zu der Geschichte der Gralssage das nothwendige Seitenstück. Veranlaßt wurde es durch die 1839 geschehene Aufforderung der Comreigyddion Society von Abergavenny in Wales zu einer Preisabhandlung über den Einfluß der wälschen Sagen auf die Literatur Deutschlands, Frankreichs und Scandinaviens. Die gekrönte Preisschrift des Herrn Schulz ist 1841 in Llandovery gedruckt, das gegenwärtige Buch gibt das Wesentlichste daraus wieder, als Hauptaufgabe desselben aber hat sich voran gestellt, eine kritische Geschichte der Arthursage, besonders bis zur Mitte des 12ten Jahrhunderts, zu liefern. Insbesondere waren es die Mährchen des rothen Buchs von Hergest, welche ein ganz neues Licht über die ältere Zeit dieses Sagenkreises verbreiteten und ausführliche Kunde von einem Gebiete gaben, von dessen Daseyn sogar man bisher in Deutschland und selbst in England nur sehr unbestimmte Nachricht hatte. Eine Dame aus Wales, Lady Charlotte Quest, hat diese interessanten Documente in der Ursprache mit Uebersetzung und andern erläuternden Beigaben 1838 bekannt zu machen angefangen unter dem Titel: The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest; bis jetzt sind drei Lieferungen (nicht Theile, wie Schulz sagt) erschienen. Aus diesem Werke übersetzt uns nun Herr Schulz drei wichtige Sagen: Die Dame von der Quelle, Paredur Sohn des Evrawc und Geraint Sohn Erbins, welche den Stoff von drei bekannten mittelhochdeutschen Epopöen behandeln, dem Iwein, Parzival und Erec: Diese Gedichte werden dann auch sammt ihren unmittelbaren altfranzösischen Quellen in den Anmerkungen von Herrn Schulz genau verglichen und untersucht. Beim Iwein hatte derselbe die vom Grafen von Villemarqué herausgegebene Pariser Handschrift des französischen Gedichts vor Augen; ich bemerke aber, daß Hartmann von Ouwe eher der Recension der vaticanischen Handschrift gefolgt seyn mag, welche am Schluß den Chrestiens de Troyes nicht nennt. Diese drei welschen Sagen hat nun auch der genannte Graf Villemarqué unter dem Titel contes populaires de la Bretagne ins Französische übersetzt. Von der den Mährchen vorausgeschickten Untersuchung über die Sage von König Arthur kann hier weiter nicht die Rede seyn. Ich bemerke nur, daß der Herr Verfasser drei Epochen unterscheidet: 1) Arthur als Nationalheld, vom Jahr 600 bis 1066. 2) Arthur und die Helden der Tafelrunde, vom Jahr 1066 bis 1150. 3) Die nordfranzösische Fortbildung der Arthursage, vom Jahr 1150 bis zum Untergang des Ritterthums. Der Abschnitt über die Form der Arthurromane wird von dem Verfasser selbst nicht für etwas Vollendetes gegeben. Ausreichenderes liefert F. Wolf in seinem Werk über die Lais Sequenzen und Leiche. Außerdem aber hatten wir das Buch, das sich namentlich durch die dem Juristen eigenthümliche Strenge bei Prüfung von Beweisstücken auszeichnet, eben so wohl für eine wahre Förderung der Wissenschaft, als es den Freunden der Sagenpoesie zur angenehmen Lektüre angelegentlich empfohlen werden darf.

5) Monatrosen. Blätter aus Franken zur Belehrung und Unterhaltung für Jung und Alt. Herausgegeben von Ottmar F. H. Schönhuth, Pfarrer zu Wachbach. Schwäbisch Hall, Haspel, 1843.

Auf diese in monatlichen Lieferungen erscheinende Zeitschrift mögen besonders Freunde deutscher Volkssagen aufmerksam gemacht seyn, da die Mittheilung solcher als ein Hauptaugenmerk des Verfassers angegeben wird. Das erste Heft bringt drei recht anmuthig, nur vielleicht zu breit erzählte Sagen aus dem Taubergrunde: das Klosterglöcklein von Wachbach, der Kurrlesgarten zu Wertheim, der Riegelthurm. Hoffentlich wird später auch noch die Quelle genannt werden, aus welcher diese Sagen geschöpft sind, da sonst die wissenschaftliche Bedeutung der Mittheilung sehr an Werth verlöre. Die spätern Lieferungen sollen Sagen und Mährchen aus den Thälern des Mains, der Tauber, der Jart, des Kochers und aus dem Odenwald enthalten, ferner Legenden, historisch-geographische Gemälde u. dgl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 9.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 23. Januar 1843.

Altdeutsche Literatur.

1) Beowulf. Heldengedicht des achten Jahrhunderts. Zum ersten Male aus dem Angelsächsischen in das Neuhochdeutsche stabreimend übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Ludwig Ettmüller. Mit einem Kärtchen. Zürich 1840.

Die Sorgfalt für Kunde der germanischen Vorzeit hat aus dem Mutterland bereits nach verschiedenen Seiten hin Wurzelschößlinge getrieben, und auch in England, wenn gleich nicht so eifrig wie längst in Scandinavien und seit einiger Zeit in den Niederlanden, ist man beschäftigt die Schätze mittelalterlicher Cultur durch den Druck dem drohenden Verderben zu entziehen, durch Kritik und vergleichende Forschung dem Verständniß der Gegenwart nahe zu bringen. Auf Deutschland, von dem dieses Streben vor etwa 90 Jahren ausgegangen ist — man darf das Jahr 1757, wo Bodmer die erste, freilich noch unvollständige Ausgabe des Nibelungenliedes veranstaltete, als einen Grenzstein bezeichnen — auf Deutschland kann der Widerhall, den seine Bestrebungen bei den Bruderstämmen finden, nur günstig zurückwirken, und wie die rechte Einsicht in die Nibelungensage erst durch die Bekanntschaft mit den nordischen Sprachdenkmälern möglich wurde, sofern diese die ältere Form derselben enthalten, so darf ähnlicher Gewinn aus den reichen Schätzen erwartet werden, welche Flandern und England bergen, denn in diesen beiden Ländern hat die Entwicklung des germanischen Wesens unter eigenthümlich günstigen Verhältnissen Statt gefunden, dort gefördert durch die hohe politische Bedeutung des Landes in den ersten Jahrhunderten der deutschen Geschichte, später durch Reichthum und Bildung; hier durch die Abgeschlossenheit des Landes, das doch nicht wie Scandinavien, oder gar wie Island, zur Einsamkeit verurtheilt war, sondern durch seine insularische Lage mit dem europäischen Leben in stäter Verbindung blieb, namentlich gleich von Anfang des Christenthums und der italischen Bildung theilhaftig wurde.

Zu den werthvollsten Schätzen der altenglischen (angelsächsischen) Literatur gehört das Beowulfs-Lied, weil kein in germanischer Zunge geschriebenes Heldengedicht höher hinaufreicht, weil es mithin für die Beurtheilung unsrer epischen Poesie, sowie in geschichtlicher Hinsicht, zum Verständniß unsrer heidnischen Vorzeit, unmittelbarer benützt werden kann als jedes andere. Durch die Ausgabe, die der Engländer Kemble vor einigen Jahren von demselben veranstaltet hat, ist zuerst eine Schrift von Heinrich Leo in Halle über dasselbe hervorgerufen worden *, hierauf hat es Ettmüller in Zürich durch Uebertragung und Erläuterung der deutschen Lesewelt vollends nahe gebracht.

Da wir überzeugt sind, daß der Sache der Literatur durch Anzeigen — diesen Ausdruck wörtlich genommen — besser gedient ist, als durch Recensionen, wenigstens wenn diese sich darauf beschränken über Werth und Unwerth einer Schrift zu Gerichte zu sitzen, diese selbst aber nach ihrem Zweck und Wesen unbeleuchtet lassen, so schicken wir dem, was wir über das Gedicht zu sagen haben, eine Inhaltsangabe desselben voraus, mit Weglassung jedoch der zahlreichen Episoden. In der Burg Heorot auf Seeland, dem heutigen Roeskilde (Roschild), wohnt König Hrôdhgâr (Rüdiger) aus dem Stamme der Skildinge. Im nahen Waldmoor aber haust ein böser

* Beowulf, das älteste deutsche, in angelsächsischer Mundart erhaltene, Heldengedicht nach seinem Inhalte, und nach seinen historischen und mythologischen Beziehungen betrachtet. Ein Beitrag zur Geschichte alter deutscher Geisteszustände. Von H. Leo. Halle 1839. (Vgl. die Anzeige im Literaturblatt 1840. Nr. 6.)

Geist, Grendel, der den herrlichen Königssitz zu einem Gegenstande des Schreckens macht, indem er jede Nacht eindringt und einige von des Königs Mannen frißt. Niemand getraut sich diesem Ungeheuer, dem Polyphem des baltischen Siciliens, im Kampfe zu begegnen, da erscheint Beowulf, eine Neffe Hygeläks, des Königs der Geaten (im schwedischen Got=land), mit 15 Recken. Er hat von dem Abenteuer vernommen, und erlegt den Grendel, nicht durch Waffen, da er unverwundbar ist, sondern indem er ihm den Arm aus der Achselhöhle reißt, so daß er denselben mit seinen stahlharten Nägeln, seiner undurchdringlichen Haut, als Siegeszeichen vorweisen kann. Es blüht ihm aber noch ein zweiter Kampf mit Grendels Mutter, die racheburstig ihres Sohnes grauenvolle Besuche fortsetzt: bewaffnet sucht er sie in den Abgründen des Meeres auf, und überwindet durch entsetzlichen Kampf auch sie. Nach dem Tode seines Oheims wird Beowulf König der Geaten, die sich unter seinem starken Arm 50 Jahre lang des Friedens freuen, bis dieser durch die Verheerungen eines furchtbaren Drachen gestört wird, eines fliegenden Flammenspeiers. Beowulf erlegt ihn, stirbt aber an den Wunden, die er davon getragen.

Im Folgenden versuchen wir die Einleitung Ettmüllers für unsre Leser im Auszug mitzutheilen, wobei wir zuweilen Anlaß finden werden, Eigenes einzuschalten. Das Versmaaß des Gedichtes ist dasselbe, das bei allen aus der germanischen Urzeit, in Deutschland bis um 850, z. B. noch im Heliand (der altniederdeutschen Evangelienharmonie), vorkommt, der Stabreim (die Alliteration). Wie wir jetzt zwei Zeilen durch den Endreim als zusammengehörig darstellen, so bindet jene Zeit die beiden Hälften jeder Zeile dadurch aneinander, daß in jeder eine der betontesten Sylben mit demselben Laute beginnt wie in der andern, z. B. in den ersten drei Zeilen unsres Gedichtes:

Was von den | Geerdänen | Großes wir hörten,
Den | Volksbeherschern in | frühern Tagen.
Wie diese | Könige | Kämpfe fochten . . .

Häufig hat die erste Hälfte (die zweite nie) den Stabreim auch doppelt, z. B.

Der | hohe | Halfdan der be | herscht im Leben . . .

Was die Sylben anlangt, so werden sie nicht, wie nach den metrischen Gesetzen unsrer Dichtung, zugleich gezählt und gewogen, so daß jede Zeile ihre bestimmte Zahl betonter und unbetonter in regelmäßigem Wechsel brächte; sondern nur gewogen, d. h. jede Halbzeile hat eine bestimmte Zahl sogenannter Hebungen (Sylben worauf der Ton ruht); die Zahl der Senkungen dagegen, der tonlosen Sylben, ist willkürlich. Diese Behandlung der poetischen Sprache konnte so lang Sitte bleiben als Gesang und Dichtung verschwistert gingen, denn jener bringt mit Leichtigkeit Rhythmus in das scheinbar Ungeordnete; als man aber anfing Gedichte bloß fürs Lesen zu haben, mußte das gegenwärtige Gesetz anfangen sich auszubilden. Doch ist es nie ganz durchgedrungen: das lebendig gesungene Volkslied hat es als entbehrlich abgewiesen, ja sogar in unsrer Kunstpoesie finden sich einzelne Dichtungen, und nicht die schlechtesten, die dem alten Gesetze huldigen, wie Schillers Graf von Habsburg oder Uhlands Tailleser, die eben darum einen Prüfstein für den Sinn und die Gewandtheit des Vortragenden abgeben.

Das Gepräge des Alterthums, das an dem Gedicht somit äußerlich wahrzunehmen ist, findet sich ebenso wenn wir den Kern betrachten. Es bildet einen Theil der germanischen Heldensage, und seine Bestandtheile sind gerade so mannigfaltig wie man sie überhaupt bei diesen ältesten Dichtungen annehmen muß. Alle Heldensage nämlich ist eine zwiefache. Sie entsteht entweder dadurch, daß das Volk geschichtliche Ereignisse, die ihm wichtig genug dünkten überliefert zu werden, aus diesem Grund im Gesange festhielt, sie aber dabei, unbewußt natürlich, fortwährend umgestaltete, da jedes Geschlecht seine veränderte Vorstellungsweise hineintrug; oder aber dadurch, daß es seine Götter, die ursprünglich nichts waren als dichterisch=sinnliche Darstellungen der Naturkräfte, beim Uebergang aus der heidnischen Zeit in die christliche weder wegwerfen, noch auch in ihrer bisherigen Geltung beibehalten konnte, mithin keine Wahl hatte als die Thaten und Schicksale, die denselben zugeschrieben wurden, und die ursprünglich nur eine symbolische Bedeutung hatten, nun als wirklich geschehen aufzufassen, d. h. sie aus mythischen Wesen in historische zu verwandeln. Es scheint uns in Ettmüllers Darstellung eine Lücke, daß er sich nicht näher darüber ausspricht, wie in aller Heldensage, und namentlich wie in seinem Beowulf, beiderlei Züge, mythisches und geschichtliches, innig verbunden sind, und wie also gleichsam die Kunst des Chemikers darüber kommen muß. Die Mehrzahl der Alterthumsforscher ist gegenwärtig darüber einig, daß der eigentliche Boden, woraus die Heldensage hervorgewachsen ist, ein mythischer sey. Diesem ältesten Stoff webe jede Zeit die geschichtlichen Figuren ein, die ihr besonders wichtig werden; sie bleiben aber stets untergeordnet, und weit entfernt den mythischen Gehalt zu verdunkeln oder gar zu verdrängen, werden sie vielmehr von demselben ergriffen und unkenntlich gemacht; so Attila als Etzel im Niebelungenlied, Theodorich der Große als Dieterich im Heldenbuch. Zart

und schwierig ist bei diesen Untersuchungen schon die Frage was in dem vorliegenden Stoff als **mythischer Bestandtheil**, was als historischer anzusehen sey; in weit höherem Grad aber ist es, wenn man das Mythische gefunden hat, die zweite Frage, welches wohl die Bedeutung derselben gewesen sey. Unsres Wissens hat noch Niemand sich getraut nachzuweisen, was Grendel, seine Mutter, und Beowulf, die entschieden mythischen Wesen unsres Liedes, ursprünglich bedeuten; und auch wir sind dazu nicht gerüstet. Ziemlich klar dagegen tritt hervor, daß ein Held, der die Kraft von 30 Männern besitzt, der dem bösen Feinde den Arm ausreißt, der in den Grund des Meeres niedertaucht und dort Grendels Mutter tödtet, der im Schwimmwettkampf mit Breca (Episode, V. 538 ff.) gewaffnet fünf Tage und Nächte lang den Sund durchschwimmt, und siegreich mit den Ungethümen des Meeres kämpft; der nach einer anderweitigen Nachricht der gemeinsame Stammvater von neun deutschen Völkern ist, daß ein solcher Held — gleich Herkules — ursprünglich ein Gott muß gewesen seyn. Ohne Zweifel dürfen wir auch annehmen, daß Beowulf in der ursprünglichen Sage von Odhin herstammte. Es findet sich nämlich nicht selten, daß eine Gestalt der Heldensage sich bei der Weiterbildung im Volksmund spaltet, und daß aus Einem Wesen zwei werden, die dann gleichsam zum Zeugniß ihrer ursprünglichen Einheit verwandte Namen tragen. So hat W. Müller in seiner Abhandlung über die Nibelungensage dargethan, daß die beiden Hilden (Krim - und Brun -) ursprünglich nur Eine seyen, Verkörperungen der freundlichen und der düstern Seite von Siegfrieds Braut, wonach also dieser sich in der ältesten Sage keiner Untreue gegen Brunhilde schuldig gemacht hätte. So ist es wahrscheinlich, daß Volker der Spielmann, der in den nordischen Sagen fehlt, sich aus Gunther, dem harfenkundigen Gunnar der Edda, entwickelt hat, und die Namen Volk-her, Gunt-her sind eben so verwandt wie Brun- und Krim-hild. Endlich wird in der weit und künstlich ausgesponnenen Wölsunga-Saga nicht von Sigurd (Sigufrid), sondern von Sigmund erzählt, daß er den Drachen erlegt, und daß er von seinen Verwandten verrätherisch getödtet worden sey, wogegen seinem Sohne Sigurd wenig mehr zu thun bleibt. Da nun umgekehrt in der deutschen Sage Sigmund völlig farblos im Hintergrunde steht, und sein Sohn der leuchtende Held ist, so darf man wohl annehmen, daß es ursprünglich nur Einen gab: Sieg-fried, und daß die Sage den Sieg-mund erst erschuf, als sie jenen Einen zu einem historischen Helden gemacht hatte, dem dann natürlich ein Stammbaum nicht fehlen durfte. Derselbe Fall — und darin weichen wir von Ettmüllers Darstellung ab — ist mit Beowulf: der eigentliche, aber menschlich gewordene Held erscheint als Geatenfürst; sein Doppelgänger, mit ihm ursprünglich Eins, wird unter den mythischen Ahnen des Dänenfürsten Hrôdhgâr aufgeführt, aber völlig thatlos, was wohl nur darin seinen Grund hat, daß seine Thaten auf den jüngern Beowulf übergegangen sind. Hingegen ist jener ältere geradezu von göttlicher Herkunft: sein Vater ist Skild, von dem das norddänische Königsgeschlecht benannt wird, sein Großvater ist Sceaf, der, ein Sohn Odhins, wunderbar übers Meer kommt. Wenn die beiden Beowulfe nicht verwandt erscheinen, so findet das seine Ausgleichung darin, daß der jüngere dennoch Retter der Skildinge wird. Ihre genaue Verwandtschaft erhellt aber unsres Erachtens vornehmlich aus der Einheit der Namen: die Sage hat sich nicht einmal die Mühe genommen, einen verwandten Namen aus Beowulf (Bienen-wolf, d. i. Bienenfresser, Specht) herzuleiten, etwa Beo-win (Bienenfreund, d. h. der gern Bienen frißt, Specht), welcher Name nach Kemble dem älteren Beowulf zuweilen beigelegt wird, oder God-wulf, wie ein anderer aus diesem Geschlechte heißt.

Was die **geschichtlichen Züge** betrifft, die sich dem ersten mythischen Stoff angeschlossen haben, so muß vor Allem die Klarheit des Schauplatzes auffallen, den unser Uebersetzer durch ein beigegebenes Kärtchen versinnlicht. Der Mittelpunkt des Gedichtes ist Seeland; untersucht man aber, welche Gegenden der Phantasie des Dichters vornehmlich nahe liegen, so müssen wir südwestwärts herabrücken nach Schleswig, in die Stammsitze der Angeln. Denn die Geaten, denen doch der Hauptheld angehört und die in Geata-land (Gotland), d. h. in Süd-Schweden wohnen, erscheinen schon ziemlich dunkel, und noch mehr gilt dieß von ihren Nachbarn gegen Norden, den Sween, deren heutiger Name (Schweden) aus Sweo-theod, d. i. Sween-volk geworden ist und im Lande selbst Swe-rige (Sween-reich) lautet. Heller zeigen sich wieder die Jüten (Eotas), südlich von ihnen die Angeln, westlich von diesen die Chauken, zwischen den Mündungen der Elbe und der Ems, so wie die Frisen, zwischen der Ems und dem Rheine, endlich südwärts davon die Franken.

Auffallend ist die Erwähnung einer so entlegenen Gegend wie der Gau der Hätwaren (Chattuarii), besonders wenn wir ihn nicht mit Ettmüller um die obere Ems, sondern mit Leo an der unteren Maas zu suchen haben. Er gibt uns Anlaß auf die eigentlich historischen Bestandtheile des Liedes überzugehen. Zweifelhaft ist, ob wir in Offa, dem Stammhelden der Angeln, der hier (1959 ff.) als zweiter Gatte von Hygeláks Wittwe erscheint, einen geschichtlichen Helden anzunehmen haben; desgleichen ob die hin und wieder vorkommenden Anklänge an Schicksale des skildingischen Hauses etwas mehr

seyen, als mythische Reste. Ganz anders verhält es sich mit Beowulfs Oheim Hygelâk, seinem Vorgänger in der Herrschaft über die Geaten. Was von ihm berichtet wird, ist, daß er bei einem jener Raubzüge, womit die Normannen (vornämlich Dänen und Norweger) in der merowingisch-karolingischen Zeit die nahen Küstenländer so häufig heimsuchten, von Frisen und Hätwaren erschlagen worden sey, und daß Beowulfs Tapferkeit ihn nicht habe retten können. Der angelsächsische Name Hyge-lâk würde nach den Gesetzen der Lautverschiebung im Althochdeutschen Huki-laich lauten, im Altfränkischen Chogi-laich, und wenn nun wirklich Gregor von Tours und andere fränkische Geschichtschreiber melden, ein dänischer (d. i. überhaupt nordischer) König Chochi-laich sey raubend in einen Gau des Frankenkönigs Theoderich, den der Attoarii, eingefallen, aber die schnellversammelte fränkische Heeresmacht habe den Dänen den Raub wieder abgejagt, wobei Chochilaich ums Leben gekommen, so ist kein Zweifel, daß wir hier denselben Vorfall in zwei verschiedenen Berichten überliefert haben, und auch von normannischer Seite — wenn gleich nur mittelst der Heldendichtung, des einzigen Hebels geschichtlicher Ueberlieferung im Heldenzeitalter — eine historische Nachricht haben, die vollkommen zu der fränkischen stimmt, und sie ergänzen hilft, wie sie von ihr ergänzt wird.

Wenn Theoderichs Sieg über Chochilaich, wie es wahrscheinlich ist, ungefähr ums Jahr 520 gesetzt werden muß, und wenn wir durch diese Namen einen entschiedenen historischen Anhalt haben, so dürfen wir, nach dem oben über das Wesen aller Heldensagen Bemerkten, darum nicht glauben, daß wir daraus auf die Entstehung des Beowulfsliedes, auf die eigentliche Zeit und Heimat desselben, mit Sicherheit schließen können, sondern diese Angaben sagen uns lediglich, wann frühestens, und wo ungefähr, die alten mythischen Gesänge von Beowulf die Gestalt bekommen haben, unter der sie uns überliefert worden sind. Das Leben der Sage, so lang sie nicht durch Schrift festgehalten wird, ist beweglich wie Wind und Welle; der Baum der Sage treibt, so lang er im Volksgeist noch irgend Wurzeln hat, immer neue Schößlinge, und die ihm aufgepfropft sind, assimiliert er sich, wenn man ihm Zeit läßt, so, daß man sie kaum noch als fremd erkennt. Das alles beginnt aufzuhören, wenn die Sage durch die Schrift festgehalten wird, seys nun, daß die Schrift wirklich einen hemmenden Einfluß auf das lebendige Sagenleben ausübe, seys daß der Gedanke schriftlicher Abfassung den Menschen erst kommt, wenn sie mit Schmerz inne werden, daß der Sagenbaum absterben will. Genug, ein Sammler entschließt sich, den einzelnen Gesängen nachzuspüren, worin seine Heimat einen gewissen Helden preist, und schreibt sie nieder, vielleicht mit einigen Zusätzen, durch die er das Ganze rundet, der Hauptsache nach aber in der Form, worin sie von wandernden Sängern vorgetragen werden. Das ist die Entstehung der Ilias und der Odyssee, der Eddalieder, des Nibelungenliedes, der Wilkina-Saga u. s. w. Wie solche Aufzeichnungen das Gepräge der Zeit an sich tragen, so lassen sie auch die Gegend ahnen, wo der Zauber der Schrift ihr flüchtiges Leben in bleibende Form gebannt hat, und die homerischen Gesänge sind jonisch, die Eddalieder isländisch, die Nibelungen niederrheinisch-süddeutsch, die Wilkina-Saga norddeutsch, nicht etwa weil jedes von Anfang auf diese Räume beschränkt gewesen wäre, oder auch nur vorherrschend dort gegolten hätte, sondern weil von den vielen Stämmen, deren Gemeingut sie waren, nur Einer auf den Gedanken verfiel, sie festzuhalten, oder nur von Einem das Niedergeschriebene auf die Nachwelt gekommen ist. Derselbe Fall ist mit der Zeit, denn Homer und die Nibelungen, die Argonauten und Dieterich von Bern gehören eben so gut der entlegensten Urzeit ihres Volkes an, als dem Jahrhundert, das uns durch ihre Festhaltung einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat; und wie wir im Nibelungenliede die Sitte des christlichen Ritterthums mit heidnischer Wuth und Roheit gepaart finden, so mag auch bei Homer mancher Zug, der erst im 8ten Jahrhundert vor Christus möglich geworden ist, neben andern des 12ten und 16ten stehn; für uns unkennbar, weil nicht wie beim Nibelungenliede die Nähe der Zeit und die Vergleichung verschiedener Aufzeichnungen zu Hülfe kommen.

Als die Gegend, wo das Beowulfslied aufgezeichnet worden ist, muß, nach seinem oben umgrenzten Gesichtskreise zu schließen, der Süden der cimbrischen Halbinsel, Schleswig, gelten. Schwierigkeit macht hier einzig, daß es nicht in dänischer, sondern in angelsächsischer Zunge geschrieben ist. Eine Herkunft aus England wird aber doch Niemand vermuthen, da Englands und angelsächsischer Verhältnisse mit keiner Sylbe gedacht ist. Es bleibt also nur übrig anzunehmen, das Lied sey mit den angelsächsischen Auswandrern aus Schleswig nach Britannien gekommen. Daß es diese schon handschriftlich mitgebracht haben, ist kaum glaublich, doch muß die Aufzeichnung bald nachher geschehen seyn, da sonst das angeldänische Gepräge gewiß einem angelsächsischen gewichen wäre.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 10.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 27. Januar 1843.

Altdeutsche Literatur.

1) Beowulf. Heldengedicht des achten Jahrhunderts. Zum ersten Male aus dem Angelsächsischen in das Neuhochdeutsche stabreimend übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Ludwig Ettmüller. Mit einem Kärtchen. Zürich 1840.

(Schluß.)

Für die Zeit der Entstehung läßt sich aus dem angegebenen Verhältniß auch ein Schluß ziehen. Von 450, wo Hengist und Horsa nach Britannien überfuhren, währte die Auswanderung der Angelsachsen bis ins letzte Drittel des folgenden Jahrhunderts. Vor 520 kann aber das Lied seine jetzige Gestalt nicht erhalten haben, da es Hygeläks Tod voraussetzt. Leo glaubt den andern Grenzpunkt durch die Angabe zu gewinnen, daß Beowulf nach Hygeläk 50 Jahre lang geherrscht habe, aber bei Beowulfs mythischem Charakter ist diese Angabe so gut wie keine, und sie hindert nicht die Abfassung des Liedes und seine Uebertragung nach Britannien auch vor das Jahr 580 zu setzen. Unmittelbar nach seinem Tod wird man den Hygeläk nicht ins Epos verflochten haben, doch sind 20—30 Jahre schon eine Zeit für epische Ferne, wie wir an Napoleon sehen, und danach bekäme man die Mitte des 6ten Jahrhunderts als muthmaaßliche Zeit der Abfassung, und der Uebertragung nach Britannien. Daß dort ein christlicher Priester es überarbeitet hat, unterliegt keinem Zweifel, denn wenn Grendel ein Abkomme Kains heißt, wenn erzählt wird, er habe in Heorot nie den Gebetstuhl anrühren dürfen, und andres, was Herr Ettmüller durch Hereinrückung der Zeilen kenntlich macht, so sticht dieß allzugrell von dem sonstigen Wesen des Liedes ab. Die Ueberarbeitung ist aber so oberflächlich, daß man die betreffenden Stellen ohne Nachtheil für das Ganze streichen kann, und daß das Heidenthum noch aller Orten herausblickt. Dafür müssen wir dem angelsächsischen Geistlichen großen Dank wissen, denn wenn er mit mehr kritischer Kunst an seine Arbeit gegangen wäre, so besäßen wir an diesem Liede nicht ein Stück, dem vielleicht nur einzelne Gesänge der Edda den Ruhm der ältesten germanischen Dichtung streitig machen können.

Was nach unsrer Ansicht demselben vornämlich seinen Werth verleiht, ist eines Theils, daß wir daraus über das Wesen der Heldensage belehrt werden, andern Theils der historische Gewinn, den wir aus einem so reinen Zeugniß über diese fernen Jahrhunderte der Germanenwelt ziehen. Darf man schon am Nibelungenliede rühmen, daß es uns besser als die meisten geschichtlichen Quellen den Kern des germanischen Lebens enthülle, so ist dieß noch in höherem Grade hier der Fall, wo wir z. B. einen von den Einfällen der Normannen nicht durch einen fränkischen Geschichtschreiber, nicht durch den mönchischen Verfasser eines Ludwigsliedes, sondern durch die Sänger dieser Seekönige selbst geschildert lesen; wo auf jeder Seite die Sitten und Vorstellungen jener Zeit lebendig vors Auge treten. Wir sehen, wie Volk und Fürst sich gegeneinander verhalten; wie man im Haus und auf dem Schiffe lebt; wie die Helden zum Kampf und wie zum Mahle gehn, das mit seinen Trinkhörnern, Gesprächen und Heldengesängen ein Vorschmack der künftigen Freuden in Walhalla ist; von welchen Aengsten des Aberglaubens dieses rauhe Geschlecht dennoch bewegt wird; wie man vor und in der Burg die Gäste empfängt, wie sie entläßt; wie sie kämpfen, siegen, fallen, bestattet werden.

Wer das Gedicht in diesem Sinne liest, scheidet sicher nicht ohne reichen Gewinn, und die eigentliche Geschichte, nicht weniger als die Literaturgeschichte, sind

dem Herausgeber zu großem Danke verpflichtet, daß er sich dem mühsamen Geschäfte dieser Uebersetzung mit so viel Fleiß und Geschick unterzogen hat. Er hätte sich zwar, was wir um der Sache willen als Gewinn ansehen würden, einen größeren Leserkreis erworben, wenn er nicht darauf bestanden wäre, die Uebersetzung in Stabreimen zu geben, denn einerseits kann diese Schönheit, die an unsrem ungewohnten Ohre verhallt, für Niemanden, der nicht sonst schon Lust empfindet, ein Reiz werden; andrerseits ist um des Stabreims willen unsrer Sprache mit seltsamen Wörtern und Wendungen Gewalt angethan. Dagegen sind allerdings die Einleitung, so wie die fortlaufenden Erklärungen unter dem Texte, so fleißig gearbeitet, daß sie genügend Auskunft geben, und daß jeder, der die kleine Mühe nicht scheut, sich bald in das Gedicht hineinliest. Ohnehin sind ja derlei Dinge für einmaligen flüchtigen Genuß zu gut und zu reich; auch darf in Anschlag gebracht werden, daß man auf keine Weise leichter als durch solche Stabreim-Uebersetzung mit dem eigenthümlichen Klang unsrer ältesten Heldendichtung vertraut wird. Und für wen diese neue Bekanntschaft Reiz hat, dem dürfen wir wohl nach allem Bisherigen nicht weiter empfehlen, daß er das Buch selber zur Hand nehme.

2) Joh. Hadloubs * Gedichte. Im Auftrage der Zürcherischen Gesellschaft für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer herausgegeben von ihrem Mitgliede Ludwig Ettmüller. Zürich (ohne Jahrszahl).

Es verdient bei der Schwierigkeit, welche die Wort- und Sacherklärung der alten Dichter oft genug macht, wohl beachtet zu werden, was hier von einer Gesellschaft in Bodmers Vaterstadt geschehen ist, daß nämlich eine Anzahl Gelehrter ihre Kräfte daran gewendet hat, die poetische Hinterlassenschaft eines Landsmanns der Nachwelt vorzulegen und verständlich zu machen, ein Geschäft zu dem doch Niemand stärkere Aufforderung und mehr Hülfsmittel hat als eben sie. Die Schrift bildet, wie die Einleitung sagt, einen Theil von denen, welche die Gesellschaft in regelmäßigen Zwischenräumen herausgibt. Es ist von Hadloubs Gedichten nichts weiter vorhanden, als was die manessische Liederhandschrift aufgenommen hat. Sonach hätte Bodmer in seinen Proben schwäbischer Poesie den ganzen Hadloub liefern können; was er aber mittheilt, ist wenig mehr als die Hälfte und zudem in kritischer Hinsicht sehr vernachläßigt, da aus den meisten Liedern nur einzelne Strophen aufgenommen sind. Somit konnte sich die Gesellschaft der Mühe nicht überheben, die Urschrift vergleichen zu lassen, was zwei Mitglieder während ihres Aufenthaltes in Paris, unabhängig von einander, besorgt haben, so daß in dieser Hinsicht Alles geschehen ist, was man verlangen konnte. Die Einleitung beschäftigt sich vornämlich mit Hadloubs Lebensumständen. Was wir darüber wissen ist freilich nicht viel mehr als nichts, da es sich darauf beschränkt, was er in seinen Gedichten zufällig berührt, und was durch Vergleichung dieser Nachrichten mit dem sonst über das damalige Zürich Bekannten geschlossen werden kann. Man weiß, daß Zürich damals eine geistliche Singschule hatte, und da auch anderwärts, z. B. in St. Gallen, dem eigentlichen Mittelpunkte des süddeutschen Gesanglebens, der weltliche Gesang aus dem geistlichen hervorgesproßt ist, wie Eva nach der biblischen Sage aus einer Rippe von Adam, so darf man wohl annehmen, daß Hadloub seine Schule in Zürich selbst gemacht habe. Dafür spricht noch seine Bekanntschaft mit einem Hause, das sich wahrscheinlich um die mittelalterliche Dichtung bleibendes Verdienst erworben hat, und dafür durch ihn der Nachwelt gepriesen ist. Er nennt in einem Liede (Nr. II) neben andern werden man (d. i. Rittern), bei welchen er in Gunst gestanden, auch den Herrn Rüedger Manez und sinen sun, den kuster. Jener ist eine Person mit demjenigen, der sich, nach einer schön gelegenen Burg bei Zürich, zuerst von Maneck nannte, zwischen 1280 und 1325 häufig in Urkunden vorkommt, und in der Geschichte von Zürich als Mitglied des Rathes von Bedeutung ist. Sein älterer Sohn (gleiches Namens, wie von der Hagen sagt, oder Johannes nach Ettmüller) zeigt sich in Urkunden von 1296—1328 als Chorherr in Zürich, und ist mit jenem kuster gewiß Eine Person, denn wir dürfen uns unter einem kuster nicht den niedern Kirchendiener von heute vorstellen, wie z. B. daraus erhellt, daß in dem Kriege, den Bischof Berchtolt von Straßburg um 1337 mit seinem Domcapitel führte, an der Spitze des letztern der Küster Kunrad von Kirkel stund (s. Closeners straßburgische Chronik S. 115).

Die ganze sehr merkwürdige Stelle bei Hadloub (Nr. IX) lautet:

1. Wâ vund man sament sô manic liet?
man vunde ir niet
im künicriche,
als in Zürich an buochen stât.
Des prüeft man dik dâ meistersang,
der Manez rang
dar nâch endeliche:
des er diu lieder buoch nû hât.

* Ou ist nicht das griechisch-französische Zeichen für U, sondern ein Diphthong wie im Englischen, so daß also — loub fast wie — laub klingt.

Gein sim hof mechten nigin die singaere,
sin lob hie prüevn und andirswâ:
wan sang hât boun und wurzen dâ,
und wisse er, wâ
guot sang noch waere,
er wurb vil endelich dar nâ.

2. Sin sun, der kuster, treibs ouch dâr;
des hânt si gar
vil edels sanges,
die herren guot, ze semne brâcht.
Ir êre prüevet man dâ bî.
Wer wiste si
des anevanges?
der hât ir êren wol gidâcht.
Daz tet ir sin: der richtet si nâch êren,
daz ist ouch in erborn wol an;
sang, dâ man dien frowen wol getân
wol mitte kan
ir lob gemêren,
den wolten si niet lân zergân.

Das heißt: (1) „Wo fände man eine solche Menge Lieder beisammen? Im ganzen Reiche fände man ihrer so viele nicht, wie zu Zürich verzeichnet stehn. Darum verfaßt man dort so vielfach kunstvollen Gesang. Der Maneß hat eifrig danach gerungen, so besitzt er nun auch die Liederbücher. Die Sänger dürfen sich wohl vor seiner Wohnung verneigen, dürfen wohl das Lob derselben hier und anderswo im Liede preisen, denn der Gesang hat Stamm und Wurzel dort; und wüßte er, wo noch gute Dichtungen wären, er gäbe sich ernstlich Mühe darum. (2) Sein Sohn, der Küster, gab sich auch damit ab, deswegen haben sie gar viel treffliche Dichtungen zusammengebracht, die edeln Herrn, und man singet darum ihr Lob. Wer gab ihnen den ersten Gedanken dazu, und sorgte dadurch wohl für ihren Ruhm? Ihr Sinn hat es gethan, der heißt sie Rühmliches erstreben, und es ist ihnen also angeboren: Dichtungen, die der edlen Frauen Lob erhöhen, wollten sie nicht der Vergessenheit lassen zum Raube werden."

Wir haben diese Stelle hier aufgenommen, weil sie jedenfalls einiges Licht über die bedeutendste Sammlung lyrischer Gedichte des Mittelalters gewährt. Denn wenn man auch nicht mit Bodmer, dem wieder Hagen * beipflichtet, annehmen will, daß diese beiden Manessen jene kostbare Liederhandschrift (die um 1600 aus Rätien nach Heidelberg, und von da, vermuthlich raubweise während des 30jährigen oder des orleanischen Krieges, nach Paris kam) haben schreiben und malen lassen, weil allerdings zugestanden werden muß, daß ein so kostbares Werk nur einem fürstlichen Schatze zuzumuthen war; wenn man also auch den Namen der manessischen, den ihr Bodmer gibt, als willkürlich verwirft, so geht doch aus jener Stelle hervor, daß um 1300 in Zürich, natürlich meist aus mündlicher Mittheilung, lebhaft Minnelieder gesammelt wurden, und da besonders Dichter aus jener Gegend aufgenommen sind, so wird man immerhin als höchst wahrscheinlich anerkennen müssen, daß sowohl die Weingartner (Stuttgarter) Handschrift als die Pariser, die eine Erweiterung von ihr scheint, auf jene manessischen Sammlungen als auf ihre Quelle zurückweisen. Man sollte froh seyn, wenn man einmal einen Namen hat, den alle Welt versteht, der auch keiner Zweideutigkeit unterliegt, und da den Manessen jedenfalls mehr Ehre gebührt, als sonst irgend einem bekannten Mann oder Geschlecht, so hätte man nie versuchen sollen, Bodmers Benennung umzustoßen. Nicht mit dem oben genannten Rüedeger von Manesse zu verwechseln ist ein andrer, der sich 1351 als Bürgermeister von Zürich durch den Sieg von Tätwyl mit Ruhm gekrönt hat. *

Weiteres von Bedeutung ist über Hadloub nicht aufzutreiben; daß er vielleicht, wie Walther von der Vogelweide, in Oesterreich singen und sagen gelernt habe, könnte man aus einem Liedchen vermuthen, worin er sich über die feindseligen großen Hüte der Frauen dort beklagt:

wan ir minnenklichen var
mag man gar
selten geschouwen,
sôs ir hüet hânt ûfgeleit;
. .
wan waeren die hüet geflozzen
Tuonowe ab, so möchte ez sin,

d. h. „denn ihrer holdseligen Farbe wird man gar selten ansichtig, so sie ihre Hüte aufgesetzt haben. Ja, wären die Hüte die Donau hinabgeflossen, dann könnt' es geschehen."

Das Bedeutendste, was Hadloubs Dichterseele bewegt, ist seine Minne zu einer schönen Zürcherin, die aber weit über seinem Stand ist und ihm gar stolz begegnet. Er ist ihr seit den Kinderjahren unbeweglich treu und darf ihr doch nie mit Rede nahen. Eine List, die er (nach Nr. 1) anwendet, um sich ihr zu offenbaren, hat die manessische Handschrift dem Bilde zu Grund gelegt, womit sie, nach ihrer Art, jedem neuen Dichter ein

* Minnesinger 3,627.

* Müllers Schweizergeschichte 2,502 (der Ausgabe von 1815).

sprechendes Bild vorangehen zu lassen, Hadloubs Lieder einführt. Die Dame geht vor Tag aus der Mette heim, ihr Hündlein auf dem Arm, da hängt ihr Hadloub, als Pilger gekleidet, mittelst eines Angelhackens ein Briefchen an. War es diese fröhliche List oder sonst etwas, genug: nach Nr. II legen eine Zahl vornehmer Gönner des Dichters bei der Spröden ein gutes Wort für ihn ein, und er darf sich ihr nahen: wie ein Todter liegt er vor ihr, auf weitere Fürsprache der Gönner reicht sie ihm die Hand, sieht ihn liebreich an und richtet Worte an ihn; wonnereich legt er die Arme auf ihren Schooß, da er aber ihre Hand zu fest faßt, beißt sie ihn darein. Auf seine Bitte um ein Andenken wirft sie ihm stolz ein Nadelbüchschen (nâdelbein) hin, jene Gönner wirken ihm abermals aus, daß sies wieder annimmt und dem liebeskranken Manne freundlich darreicht. Auch dieser Auftritt ist in der Handschrift abgebildet, nur thut hier das Hündlein den Biß. Den Namen der Angebeteten nennt Hadloub natürlich nie — das war gegen die Grundbegriffe des dichterischen Anstands — wohl aber macht er uns mit allen jenen Gönnern bekannt, und öffnet uns dadurch, belehrender als anderswo, einen Blick in seine Zeit und in seine Verhältnisse. Die Herrn und Frauen sind: 1) Der fürste von Konstenz, d. i. Heinrich von Klingenberg, der jene Würde 1293—1306 bekleidete, ein Sängerfreund und selbst Sänger, mit Hadloub vielleicht noch von der Zeit her befreundet, wo er (schon 1260) Propst am großen Münster in Zürich war; und von ihm auch sonst (Nr. VIII) höchlich gepriesen; 2) von Zürich die fürstin, d. h. die Aebtissin am Fraumünster-Stift; 3) der fürste von Einsidelen; 4) von Toggenburg grâv Friderich, entweder der ältere dieses Namens, 1292 Hauptmann der Zürcher gegen Oesterreich, Bruder des Minnesingers und Zürcher Chorherrn Krafto von T.; oder der jüngere, der 1299 und 1315 genannt wird; 5) der frume Regensberger, der letzte dieses einst mächtigen Stammes, Liutolt (VII) mit Vornamen, genannt in den Jahren 1286, 1297; 7) der abt von Peterhûsen (bei Constanz); 8) her Ruodolf von Landenberg (Breiten-Landenberg im Thurgau), der mit seinem Sohn 1315 am Morgarten fiel; 9) her Albrecht von Klingenberg, des Bischofs Bruder, gleichfalls im Thurgau, aber auch in der Baar und im Högau ansäßig; 10) her Rüedger von Manez, (s. oben). Im Gedichte Nr. V werden als weitere Gönner und Fürsprecher noch genannt: 11) von Eschenbach der hêrre, gewiß kein anderer, als der König Albrechts Haupt gespalten hat, damals noch einer von den reichsten Freiherrn um Zürich her; 12) der von Trosberg, Lehensmann von Habsburg, vielleicht selbst Sänger, da die manessische Handschrift Lieder eines von Trosberg oder Trosberg hat; 13) der von Tellinkon, Lehensmann von Regensberg.

So lebendig tritt in keinem bekannten Liede des Mittelalters ein Kreis glänzender Gestalten vor uns, und die Art, wie sie einem Sänger sein Herzeleid lindern, läßt einen freundlichen Blick in das damalige Leben thun, das von der Dichtung so eigenthümlich bewegt war, und wo der Widerhall des Gesangs, der von Klöstern und Burgen ausgegangen war, aus „alter Städte Mauern" zu erklingen, im Hause der Bürger eine Zuflucht zu gewinnen anfing.

Hadloubs Dichtungen sind übrigens auch von dem Staube nicht frei, den der heißer werdende Tag auf Blüten und Blätter des Baumes der Dichtung zu werfen begann. Seine Sprache trägt manchen Mackel, den sich nur 50 Jahre früher kein Dichter nachgesehen hätte, und was schlimmer ist, der Adel der Gesinnung schwindet sichtlich zusammen. Es sind zwar noch die alten Klänge von schöner Sommerzeit und Minne; aber daneben macht sich die Alltäglichkeit geltend, wie z. B. in Nr. VII, das der Herausgeber Ehestand Wehestand überschrieben hat, und woraus eine Strophe hinreicht, diese Richtung des Dichters zu zeichnen:

Sô dich kint anvallent, sô gedenkest dû
„war sol ich nû?
min nôt was ê sô grôz!"
wan diu frâgent dik, wâ brôt und kaese sî;
sô sitzt dâ bi
diu muoter, râtes blôz.
sô sprichets: „meister, gib uns rât!"
sô gist in dan Riuwental und Siuftenbein
und Sorgenrein,
als der niht anders hât.

d. h. „wenn sich Kinder um dich drängen, so denkst du: war meine Noth schon vorher so groß, was soll ich vollends jetzt! denn immer wieder fragen sie, wo Brot und Käse sey, und daneben sitzt die Mutter rathlos, sprechend: „Hausvater, schaffe Rath!" dann gibst du ihnen Kummerthal, Seufzerheim und Sorgenrain, denn anderes (andere Lehen?) hast du nicht zu vergeben."

Bezeichnend ist für dieses sinkende Zeitalter des Gesanges auch die Art, wie Hadloub neben dem Frühling, und eigentlich mit mehr innrer Theilnahme oder wenigstens Lebendigkeit, den Herbst preist, als die Zeit, wo man sich bei den eingeheimsten Früchten des Feldes recht gütlich thun kann.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 11.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 30. Januar 1843.

Biographie.

Job von Witzleben. Mittheilungen desselben und seiner Freunde zur Beurtheilung preußischer Zustände und wichtiger Zeitfragen. Herausgegeben von Hofrath Dr. Dorow. Mit Portrait und Facsimile. Leipzig, Tauchnitz jun., 1842.

Witzleben war preußischer General, eine Zeitlang Kriegsminister und bis an sein Ende einer der vertrautesten des Königs, Friedrich Wilhelms III. Eine hier mitgetheilte biographische Skizze drückt sich darüber in bezeichnenden, wenn auch in etwas steif geschnürten Worten aus: „Wenn wir hiernach vollkommen berechtigt sind, den Charakter dieses seltenen Mannes überaus ehrenhaft und edel zu nennen, so müssen wir auch für den König zur bewundernden Verehrung und Huldigung auffordern, der seinen Dienern und Räthen zur Entwicklung solcher Charakterbezeigungen Gelegenheit gab, der ihre Meinungen und Ansichten hörte, prüfte, mit ihnen besprach, der auch Widerstand stets mit höchstem Edelmuth auf- nie aber ungnädig nahm, der in einem Manne, wie Witzleben, das Mittel sah, die Wahrheit selbst zu erkennen. Unter solchen Wechselbeziehungen des königlichen Gebieters zum Diener und Rath und dessen zum königlichen Herrn, muß es natürlich erscheinen, daß Niemand so als Witzleben geeignet war, auf pünktliche und geistvolle Erfüllung der einmal gefaßten Beschlüsse zu halten. Es war aber auch Niemand in der Umgebung des Königs, der die Ansichten des hohen Gebieters so leicht und richtig, selbst aus nur flüchtig hingeworfenen Andeutungen verstanden hätte. Dieß führte nothwendig dahin, daß die Chefs aller Verwaltungs- und Dienstbranchen mit ihm in Berührung traten, in schwierigen Fällen seine Vermittelung beim Könige in Anspruch nahmen, sich seines Raths bedienten; wodurch meistentheils wahrhafte Geschäftserleichterung erzielt wurde. Dieß aber um so mehr, als er offen und bestimmt den Rath ertheilte, den man verlangte. Es fällt hiernach auch selbstredend in die Augen, in wie viele Kämpfe gegen Parteiansichten und leidenschaftliche Aufregungen er verwickelt seyn mußte, denen er mit aller ihm eigenen Festigkeit entgegen zu treten hatte."

Der Herausgeber hebt besonders hervor, daß Witzleben nicht selten reaktionären Richtungen entgegengetreten sey, daß er namentlich sehr viel dazu beigetragen habe, das volksthümliche Institut der Landwehr zu retten, als man dasselbe verdächtigte, es sey eine gefährliche Volksbewaffnung. „Seit der Friedensorganisation vom Jahre 1816 waren mannigfache Stimmen gegen die Landwehr laut geworden; ihre Zahl und ihr Gewicht nahm für alle Freunde dieses Instituts in um so mehr besorglicher Weise zu, als es nicht an vielfältigen und erheblichen Bemühungen fehlte, auf die Ansicht des Königs zu wirken und dieselbe zu erschüttern. Die öffentliche Meinung über die Zweckmäßigkeit dieser Wehr des Vaterlandes wurde immer schwankender, und Witzleben hatte nicht unerhebliche Kämpfe gegen vielseitiges Andringen zu bestehen und um deren Einwirkung auf die Ansichten des Königs zu paralysiren. Als nun der König aus höchst eigener Bewegung hier wie überall, in seiner Weisheit und Staatsklugheit den richtigsten Weg einzuschlagen wußte, um diesem Meinungskampfe möglichst ein Ende zu machen, und den, nie genug dankbar anzuerkennenden Beschluß faßte, der Landwehr eine anderweite, sie zu einer näheren innigern Verbindung mit dem stehenden Heere führende noch heute bestehende Organisation zu geben: da war es Witzleben, der die Ideen des Königs mit der freudigsten Acclamation aufnahm und sie, ungeachtet der dagegen erhobenen, sogar eine Ministerialveränderung bewirkenden, Schwierigkeiten zur Ausführung brachte. Daß hierbei die ganze Entschiedenheit und Energie seines Charakters in Anspruch genommen wurde, ist leicht begreiflich. Wenn hierdurch für jetzt allerdings die bisherigen Gegner der Landwehr

zum Schweigen gebracht waren, so erwuchsen ihr dagegen aus manchen der bisherigen Freunde und Anhänger neue Widersacher. Es waren dieses jene Männer, die in ihr ein selbstständiges Volksinstitut zu sehen wünschten. Klagten diese über die Vernichtung dieser Idee, und daß die neue Organisation durchaus in keinem Einklang stehe mit dem konstitutionellen Entwicklungsgange des deutschen Vaterlandes; so erhoben sich jene bald wieder und waren der Meinung, daß in der Realität nichts gewonnen sey und die Wehrhaftigkeit des Staats entschieden gelitten habe, weil das stehende Heer dazu nicht stark genug sey, die Landwehr aber, die sie, in ganz eigenthümlicher Begriffsverwirrung, weder der Idee noch dem Wesen nach, von den Milizen früherer Zeiten zu unterscheiden vermochten, ihnen durchaus nicht geeignet erschien, denjenigen Grad der taktischen Bildung zu erreichen, die von ihr als Verstärkung des stehenden Heeres gefordert werden mußte. Unter solchen Umständen war daher ein neuer aber auch entscheidender Schritt zur Vermittelung der Meinungsverschiedenheit nothwendig. Der König glaubte diese Vermittelung in der Theilnahme der Landwehr an den großen Uebungen der Linientruppen zu erblicken. Witzleben stimmte ihm darin bei, von der Ansicht ausgehend: daß in dieser Prüfung allein nur die Landwehr entweder als ein sehr achtbarer völlig kriegsfähiger Theil der Landesvertheidigung sich erweisen, oder als dazu nicht geeignet in derselben zusammenbrechen müsse. Wie sehr die Freunde und Anhänger der Landwehr, die unbegreiflicher Weise deren Bildungsgrad völlig verkannten, darüber betreten waren, wie sehr sie Witzleben um die Abwendung dieser Prüfung bestürmten, blieb er doch unerschütterlich bei seiner Ansicht und bestärkte die des Königs. Die Prüfung erfolgte und das Resultat rechtfertigte auf glänzende Weise die Erwartungen des Königs und das Vertrauen seines Generaladjutanten; es belohnte diesen für alle Bitterkeiten der vorhergegangenen Kämpfe und schlug jede Art der Gegner des Landwehrinstituts — wie wir hoffen für immer — nieder. — Wie Witzleben von allen Seiten zu kämpfen hatte, um das Landwehrsystem aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen, geht aus einer Briefstelle hervor, die aus Coblenz den 12. September 1825 niedergeschrieben ist. Es heißt darin: „Nach Tische hatte ich eine nicht uninteressante Unterredung mit dem Herzog von Nassau. Ich suchte ihn zu überzeugen, daß das Landwehrsystem in jeder Hinsicht vortheilhaft sey. Wohlfeil, ohne Gefahr für die innere Ruhe, sey es auch dem Auslande weniger gefährlich, als große stehende Heere. Er wollte dieß alles nicht recht zugeben, und meinte, daß ein stehendes Heer kräftig geführt, mit gutem Geiste versehen, das beste sey. Ich suchte dagegen zu remonstriren, daß, wenn man dieß auch annehme, auf anderer Seite, bei schlaffem Zügel und bösem Geiste, auch die größte Gefahr vorhanden sey, wie die Geschichte von den Prätorianern bis zur Verschwörung von Nola in unzähligen Beispielen lehre. Es sey keines vorhanden, wo von Milizen oder ähnlichen Institutionen Revolutionen ausgegangen seyen. Er erwiederte, daß man überall wisse, wie sehr ich der Vertheidiger des Landwehrsystems sey. Dessen schäme ich mich nun eben nicht. Er meinte unter andern, es sey eine leere Floskel, daß das Gesetz regieren müsse. Es sey nothwendig, daß einer über dem Gesetz sey, der nach Gutdünken interpretire. So meine er es als Ultraroyalist, wie er sich selbst nannte (imbu dans les principes de Vienne). Der Großherzog von Baden sagte dagegen, nachdem ich ihm zu dem guten Ausgange der letzten ständischen Versammlung Glück wünschte, daß er sich dabei sehr wohl befände. Es halte auf der einen Seite die Beamten im Zaum und sichere auf der andern eine größere Reife der Gesetze."

Auch in den Censurangelegenheiten gab Witzleben ein Votum ab, das ungefähr in derselben Weise vermittelnd zwar keineswegs die Freunde der Preßfreiheit befriedigen konnte, sich doch aber auch gegen das Extrem des Preßzwangs erklärte.

Am meisten hat uns angesprochen, was Witzleben in Bezug auf die Frage: ob Preußen sich ganz, oder mit Ausschluß einiger seiner Provinzen, an den deutschen Bund anschließen solle? votirt hat. Er erklärte sich unbedingt für den Anschluß von ganz Preußen. „Der Staatskanzler sagt, Preußen träte dadurch aus der Reihe der ersten unabhängigen Staaten heraus, und würde ein bloßer Bundesstaat Deutschlands; Minister Humboldt fügt hinzu, es stelle sich in eine Kategorie mit Bayern, Württemberg und Hannover. Nach des Kanzlers Berechnung soll Preußen mit 7 Millionen 800,000 Einwohnern dem Bunde beitreten, mit 2 Millionen 200,000 unabhängig bleiben. Können aber 2 Millionen eine absolute Independenz begründen, werden sie es nicht durch die Verbindung der dependenten 7 Millionen, und muß dieß nicht auf ihre Unabhängigkeit einwirken? Der Minister Humboldt sagt, man kann erforderlichenfalls von den nicht deutschen Staaten Gründe hernehmen, in diesem als jenem Punkt Abweichungen von den aufgestellten stattfinden zu lassen. Wird, frage ich dagegen, Preußen den independenten 2 Millionen versagen können, was es den 7 Millionen in Folge seiner Verpflichtungen bewilligt; dennoch meint der Minister Humboldt, würden die europäischen Mächte nicht mehr mit dem Vertrauen zu einem Staat reden, der sich mit Bayern 2c. in eine Kategorie gestellt habe, so besteht dieß doch nur darin, daß Preußen nicht mehr Stimmen auf dem Bundestag wie Bayern 2c. hat. (Sonst ist noch immer der Unterschied, daß Bayern, Hannover und Württemberg

zusammengenommen die Wageschale Preußens nicht aufhalten.) Wenn aber ein Staat von 7 Millionen sich gefallen läßt, daß andere von 2—3 Millionen sich neben ihn stellen, so wird es das Vertrauen nicht mehr fördern, wenn er statt der sieben, neun Millionen in sich faßt. In wiefern es aber dem Vertrauen in Deutschland schaden muß, wenn Preußen ein getheiltes Interesse hat, ist eine andere Frage. Es wird immer in die Nothwendigkeit gesetzt seyn, — wenn es nicht in seiner innern Verwaltung getrennt seyn will, — entweder auf die unabhängigen 2 Millionen anzuwenden, was den 7 abhängigen bewilligt ward, und umgekehrt. Im ersten Falle ist die Unabhängigkeit eingebildet, im zweiten dürfte man leicht mit dem Bunde in Opposition treten. Der letzte und wichtigste Einwurf, den sowohl der Staatskanzler als der Minister Humboldt machen, besteht darin, daß sie fürchten, der Beitritt mit der ganzen Monarchie werde auf dem Bundestage nicht durchzuführen seyn. Ob dieß durch ein kluges, kräftiges Benehmen möglich sey, wage ich nicht zu entscheiden. Gründe es zu verlangen gibt es genug, und wenn man den Antrag darauf gründet, daß Preußen seiner Stellung nach mit Deutschland stehen und fallen müsse, wenn man dieß energisch zu behaupten sucht, übrigens in dem Verhältnisse zum Bunde alle Anmaßung entfernt, und nur den Wunsch ausspricht, als Bundesglied die Verpflichtungen treu zu erfüllen, so wird man, glaube ich, die öffentliche Meinung in Deutschland für sich gewinnen und darin eine mächtige Stütze finden."

Der Briefwechsel Witzlebens mit Diebitsch Sabalkanski enthält weniger historisch Wichtiges, als man erwarten sollte. Er beweist nur, was man schon weiß, in welchem hohen Grade Preußen damals dem russischen Impulse folgte und Alles that, was Rußland wünschte, ohne im mindesten von der Verlegenheit Rußlands Vortheil ziehen zu wollen zu Gunsten der preußischen Interessen. „Unser Kaiser, schreibt Diebitsch am 7. Dec. 1830, hat die Nachricht von den eben so kräftigen als schnellen Maßregeln, die Se. Majestät der König zur Sammlung so bedeutender Streitkräfte im Herzogthum Posen genommen, mit besonderm Dank entnommen, so wie auch die Maßregeln, den Durchgang der Reisenden nach Polen zu verbieten, jedoch wünschen Se. Majestät auch sehr, daß man diese Maßregel auch auf die reisenden Handwerksburschen ausdehnen möge, da gerade diese zum Theil selbst zu den revolutionären Werkzeugen gehören, theils von solchen zur Vermehrung der Unruhen gebraucht werden; Se. Majestät haben mir befohlen, dieß Ihnen, bester General, zu schreiben, und Sie zu bitten, solches zur Kenntniß Sr. Majestät des Königs zu bringen." Und vom 8. Dec. „Da heute ein Courier nach Wien über Berlin abgeht, so eile ich zum Schluß, ich muß Ihnen, bester General, noch im Auftrage des Kaisers sagen, daß in den letzten Berichten des Grafen Alopeus eine Kopie eines Briefes des Direktors der polnischen Banque Jelski an Lafitte enthalten, nach welchen er solche bittet die polnische Revolution der französischen Regierung im vortheilhaften Lichte darzustellen. Da dergleichen Briefe wahrscheinlich jetzt öfter vorkommen dürften und natürlich eine schädliche Wirkung hervorbringen können, so ist der Wunsch des Kaisers, daß man dergleichen wo möglich aufhalten und vernichten möge, und hat er mir aufgetragen, Sie, bester General, zu bitten, auch diesen Wunsch Sr. Majestät dem König vorzulegen." Witzleben antwortet unter anderm am 8. Jan. 1831: „Se. Majestät der König sind Ihnen für Ihr gütiges Andenken außerordentlich verbunden und wünschen Ihnen vor allem recht dauerhafte Gesundheit, weil dann der Sieg für die gute Sache mit den in Ihre Hände gelegten Mitteln nicht fehlen wird."

Den Schluß des Werkes bilden vertraute Reisebriefe, welche Witzleben auf Reisen, die er mit dem König machte, niedergeschrieben. Sie enthalten nichts Wichtiges.

Altdeutsche Literatur.

2) Joh. Hadloubs Gedichte. Im Auftrage der Zürcherischen Gesellschaft für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer herausgegeben von ihrem Mitgliede Ludwig Ettmüller. Zürich (ohne Jahrszahl).

(Schluß.)

Zum Schluß etliche Strophen aus einem dieser Herbstlieder (Nr. XX), mit dem zwei andere (XXII. XLVI) fast ganz denselben Gang einhalten: zuerst Preis der Herbstfreuden, hierauf ein Blick auf die erloschene Somwonne, beides frisch, reich und derb.

1. Herbest wil berâten
manig gesinde mit guoten trachten
bi der gluot, ald swâ si sin,
Veize swinin brâten,
darumb sol ir wirt in achten
und ouch bringen guoten win.
Wirt, besend uns würste,
dâ bi schâfin hirne,
daz in die stirne
glostend werden, als si in sin angezunt;

mache in, daz si dürste,
salz in vast; der ingwant derme tuon den herbst mit vollen kunt.

3. Swer sich welle mesten,
der sol kêren zuom gesinde:
guote vuore machets veiz.
Wirt, besend den gesten
gense, die da sien blinde,
unde mach die stuben heiz.
Dû solt hüenr in füllen,
dâ nâch sieden kappen:
froeliche knappen
hâstu dann in stuben und ouch bi der gluot;
heiz in tûben knüllen,
schiuzen ouch vasande wilde: daz nement si vürs meien bluot.

4. Welt, dû bist ungliche:
fraezen dien ist wol geschechen;
daz tuot manegem minner wê.
Frouwen minnenkliche
mügen si nû nicht gesechen,
als sis sâhen des sumers ê.
si hânt nû verwunden
diu antlüt in ir stûchen,
daz si nicht rûchen;
swaere winde tuont an linden hiuten wê.
Wê uns küeler stunden!
rosenwengel sint verborgen, und ir keln, wiz als der snê!

d. h. (1) „Der Herbst will mancher Orten für das Gesinde sorgen, bei der Flamme oder wo sie sonst sind. Fette Schweinsbraten, damit soll der Hausherr sie versorgen, und auch guten Wein soll er vorsetzen. Hausherr, laß' uns Würste auftragen, dabei Lammshirn, daß ihnen die Stirnen erglühen, als wären sie angezündet; mache ihnen, daß sie dürstet: salz' ihnen tüchtig; die Eingewaidedärme verkünden den Herbst mit seinem Ueberfluß.

(3) Wer sich mästen will, der schlage sich zum Gesinde: reichlicher Schmaus macht sie feißt. Hausherr, laß den Gästen Gänse auftragen, die da blind (?) seyen, und laß tüchtig einheizen; Hühner sollst du ihnen füllen, danach Kapaunen sieden, so bekommst du fröhliche Burschen ins Zimmer und um die Flamme; laß für sie Tauben stechen und wilde Fasanen schießen: das gilt ihnen mehr als Maienblüthe.

(4) Welt, wie ungleich bist du! für die Gefräßigen ist wohl gesorgt, dafür gehts manchem Liebenden übel. Der Anblick holdseliger Frauen, so wie sie ihn zur Sommerszeit hatten, ist ihnen jetzt genommen, denn die tragen das Antlitz in Tücher vermummt, damit es nicht rauh werde: zarte Haut erträgt nicht den scharfen Wind. Weh uns ob dieser kalten Zeit: die rosige Wange, der schneeweiße Hals sind verborgen."

Für die Ausstattung des Büchleins ist auf eine Weise gesorgt, die der Zürcher Typographie alle Ehre macht und auf erfreuliche Weise zeigt, daß in dieser Handelsstadt von dem alten Reichthum noch immer, wie seit manchem Jahrzehnt ein Scherflein für anständiges Auftreten der Wissenschaft übrig ist. Auch der Herausgeber hat nach Kräften für seine Leser gesorgt: durch Sorgfalt in der Behandlung des Textes, durch emsige Jagd auf das Gesindel der Druckfehler, durch Ueberschriften für die einzelnen Gedichte, und durch eine Reihe von Anmerkungen, die zwar einige Mal ein Räthsel mit Schweigen übergehn, aber im Ganzen schon dadurch belehrend werden, daß es ihnen möglich war, den Sprachgebrauch der Nachkommen des Dichters zu belauschen, der auch nach einem halben Jahrtausend noch Antwort auf manche sonst unlösbare Frage hat. So wird es Niemand gereuen, wenn er diesen wohlgebundenen und gereinigten Strauß von Blumen mustert, die zwar nicht immer von zartem Duft und zarter Farbe sind, aber mannigfaltig und von keiner Stubenluft entkräftet.

Roman.

Die letzten Zähringer. Ein historischer Roman von Fr. von Stengel. In zwei Theilen. Mannheim, Löffler, 1842.

Das Zähringer Haus blüht heute noch, deßhalb kann man eigentlich nicht von den letzten Zähringern reden. Hier ist aber Berthold von Zähringen gemeint, dessen Kinder auf Veranstaltung des Adels in der Schweiz umgebracht wurden und mit dem die ältere Linie des Hauses ausstarb. Diese Begebenheit, die in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fällt, ist hier ausführlich erzählt. Sie enthält ein wahrhaft tragisches Moment, denn Berthold wurde vom Adel seiner Zeit nur deßwegen so grimmig angefeindet, weil er dem Einzelinteresse desselben zuwider Volksfreiheit und städtisches Gemeinwesen förderte. Als ihm daher seine Kinder durch Meuchelmord entrissen wurden und er keinen Erben in den obern Landen hinterließ, soll er noch die Stadt Bern gebaut haben als eine künftige Geißel des Adels, und in der That war es die bürgerliche und bäuerliche Kraft der Eidgenossenschaft, durch welche später der Adel beinah in der ganzen Schweiz ausgerottet wurde, um die Manen jener letzten Zähringer zu sühnen. Nur in dem kleinen Baden setzte ein Verwandter, Markgraf Hermann von Verona, das Geschlecht der Zähringer fort.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 12.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 1. Februar 1843.

Shakespeare-Literatur.

1) The works of William Shakespeare. The text formed from an entirely new collation of the old editions: with the various readings, notes, a life of the poet, and a history of early english stage. By J. Payne Collier, Esq. F. S. A. In eight volumes. London, Whittaker & Co. 1842.

Von dieser lange erwarteten prächtigen neuen Ausgabe Shaksperes liegen uns nun vier Bände vor. Der erste noch nicht erschienene Band soll die Biographie des Dichters und sonstige einleitende Erörterungen zum Verständniß seiner Werke bringen. Band 2 und 3 enthalten die comedies, Band 4 und 5 die histories, 6 und 7 werden wahrscheinlich die tragedies und Band 8 die epischen und lyrischen Dichtungen umfassen. Der Herausgeber, Herr Payne Collier, ist als einer der gründlichsten Kenner der Shakspere-Literatur in England auch bei uns längst rühmlich bekannt, besonders durch sein ausführliches gelehrtes Werk über die Geschichte der ältern englischen Bühne. Durch diese Forschungen mußte sich Herr Collier vorzugsweise für berufen erachten zur Veranstaltung einer neuen historisch-kritischen Ausgabe der Shakspeꝛischen Werke, welche in Wahrheit Noth that. In Beziehung auf das, was wir das Stoffliche nennen möchten, Quellen, welche der Dichter zu seinen Dramen benützte, und dergleichen sind schon aus früherer Zeit sehr viele gründliche Untersuchungen vorhanden, wiewohl auch hier noch eine nicht unbedeutende Nachlese möglich war, wie unter andern eben das genannte historische Werk Colliers und neuestens die Ergebnisse der Bemühungen der Shaksperegesellschaft in London zur Genüge beweisen. Das Wesentlichste dieser Art stellt der Herausgeber in der Introduktion, welche jedem Stücke vorausgeht, zusammen. Was aber vor allem Bedürfniß war, das ist eine neue kritische Behandlung des Textes. Diese hat nun Herr Collier gleichfalls übernommen. Ueber die Grundsätze, welche er hierbei befolgt hat, wird sich wohl der noch rückständige erste Band ausführlich aussprechen. So viel sich aus den bis jetzt fertig gewordenen Bänden schließen läßt, ist überall auf die ältesten Quellen des Textes, welche zugänglich waren, d. h. nicht Handschriften, aber Drucke, zurückgegangen und die alten Lesarten sind wo möglich in den Text restituirt, die alte Schreibung jedoch zu unserm Bedauern nicht beibehalten. Abweichungen von der alten Lesart und verbessernde Conjekturen namentlich früherer Herausgeber sind unter dem Text in Anmerkungen aufgeführt. Zu bedauern ist nur, daß der Herausgeber sich dabei nicht einfacher Zeichen für die verschiedenen Urkunden bedient, wodurch nicht nur an Raum erspart, sondern zugleich an Uebersichtlichkeit gewonnen worden wäre; z. B. wenn es statt der ewigen Wiederholung von: in the first folio oder in the second folio nur hieße A oder B u. s. f. Manche Stellen, die bisher dunkel waren oder doch keinen reinen Sinn gewährten, sind durch glückliche Conjecturen gebessert, von welchen jedoch stets in den Anmerkungen Rechenschaft gegeben wird. So bei dem Liede What shall he have, that kill'd the dur? in As you like it A. IV, Sc. 2 (Vol. III, 78).

Der Druck ist äußerst genau. Ich habe ein paar Stücke aufmerksam durchgelesen und nicht den mindesten Druckfehler gefunden. Ueber das Aeußere etwas zu sagen, ist bei einem englischen Buche fast überflüssig. Es sind stattliche Großoctavbände mit feinem Papier und scharfem ungemein reinlichem Drucke. Dem deutschen Auge störend ist hier, wie bei andern englischen Dramendrucken, daß die Namen der Sprechenden nicht auf einer eigenen Zeile in der Mitte der Columne vollständig, sondern auf der Seite abgekürzt stehen, was uns den Eindruck des Knausenden macht und dann hier vollends, bei sonst so prachtvoller Ausstattung durch den Kontrast verwirrt.

Auch der schöne gepreßte rothblaue Umschlag soll nicht unerwähnt bleiben, da Shaksperes Wappen reich vergoldet die Außenseite des vordern Deckels ziert.

2) Shakspere als Vermittler zweier Nationen. Von Carl Simrock. Probeband. Macbeth. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

In diesem niedlichen, Ferdinand Freiligrath gewidmeten Bändchen wird manchen gleich das erste Wort ein Stein des Anstoßes seyn. Wir sind nämlich in Deutschland gewohnt, wie dieß auch in England lange Zeit Sitte war und wie es noch jetzt von Einzelnen festgehalten wird, den Namen jenes größten brittischen Dichters mit allerlei überflüssigen Buchstaben zu überfüllen. Die englischen Verehrer desselben haben in den letzten Jahren einen langen, oft sehr minutiösen Federkrieg besonders im Gentlemans Magazine geführt über die richtige Schreibung seines Namens und es hat sich daraus ergeben, daß in Taufregistern, Theaterjournalen und andern Urkunden die größte Willkür in der Orthographie des fraglichen Wortes herrscht. Am gerathensten schien es demnach, die Schreibung festzuhalten, welche der Dichter selbst vielfach, namentlich aber in der Unterschrift seines noch vorhandenen Testamentes gebraucht, und die sich überdieß durch die größte Einfachheit empfiehlt, nämlich: Shakspere. Gehen wir auf dem Titelblatte unseres Buches weiter, so wäre nach der Bezeichnung „Shakspere als Vermittler zweier Nationen" in der Schrift zunächst eine Untersuchung und Darstellung der Beziehungen zu erwarten, in welchen Shakspeares Dichtungen zum deutschen Volksgeiste stehen. Davon findet sich jedoch nur in der Vorrede eine flüchtige, bloß das Bekannteste berührende Andeutung, welche sich in der aufs Extrem getriebenen und damit unwahren Behauptung zusammenfaßt (S. VI.), Shakspere sey wenigstens eben so sehr ein Deutscher als ein Engländer gewesen. Betrachten wir das Buch näher, so ist jene Bezeichnung auf dem Titel nichts anders, als eine gesuchte Wendung für das einfache: Shaksperes Schauspiele englisch und deutsch herausgegeben u. s. w. Wir erhalten nämlich als Probe einer erscheinen sollenden Ausgabe sämmtlicher Dramen des Dichters einen neuen Abdruck des Macbeth mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung von dem Herausgeber. Die Behandlung des Textes unterscheidet sich wesentlich von der in den meisten früheren Ausgaben und möchte sich durch diese Eigenthümlichkeit, wenn nicht dem größeren englisch lesenden Publikum, namentlich nicht Anfängern in der Lektüre englischer Werke, so doch um so gewisser einem engern Kreise höher Gebildeter empfehlen, welche den vollen Genuß eines poetischen Kunstwerkes nur in der ganz unverkümmerten Gestalt desselben zu finden wissen, wie sie der Dichter ihm gegeben hat. Die bisherigen Ausgaben Shakspeares verfahren durchaus mit dem alten Texte, wie man wohl mit der lutherischen Bibelübersetzung und andern für das Volk berechneten ältern Schriften zu verfahren pflegt; sie änderten nämlich die Schreibung nach der jeweiligen Mode und so kam es denn in zweihundert Jahren so weit, daß ein zu Shakspeares Lebzeiten und ein in unsern Tagen veranstalteter Druck eines seiner Dramen sich kaum mehr gleich sehen. Das ist nun in gewisser Hinsicht sehr zweckmäßig und fördert wesentlich die weite Verbreitung dieser kostbaren Produkte; allein andererseits muß das Verfahren auch Bedenken erregen, da mit der Schreibung sich oft unvermerkt auch das Wort selbst und mit dem Wort die Sache umgestaltet. Ueberdieß ließ man es bei Shakspere nicht bei der Umgestaltung der Orthographie bewenden, sondern man verfuhr eben so willkürlich mit dem eigentlichen Texte selbst, den man als einen durchaus vernachläßigten zu betrachten sich die Miene gab, ungeachtet wir eine ziemlich zuverläßige Grundlage für die Kritik in der Folioausgabe von 1623 besitzen, welche die Freunde des Dichters nach dessen, wie sie versichern, sehr reinlichen und leserlichen Handschriften besorgt haben. Tieck gebührt in Deutschland das Verdienst, zuerst nachdrücklich darauf hingewiesen zu haben, daß die willkürliche Conjecturalkritik, welche die englischen Kommentatoren bis auf Malone geübt, auf dem Wege war, sich immer weiter von dem ursprünglichen der Feder des Dichters entflossenen Texte zu verirren. Daher ist es denn sehr erfreulich, neue sorgfältige Abdrücke nach jener alten, so selten gewordenen Ausgabe zu erhalten. Eine solche Ausgabe des alten Hamlet ist vor mehreren Jahren in Leipzig erschienen. Von englischen Ausgaben geht die pictorial Edition von Charles Knight auf den ursprünglichen Text zurück. N. Delius hat uns 1841 in Bremen eine höchst schätzbare Ausgabe von Shakspeares Macbeth geliefert, nach der genannten Folioausgabe von 1623, mit den Varianten der Folioausgaben von 1632, 1664 und 1687 und kritischen Anmerkungen zum Text. Ueber das Verhältniß unserer Ausgabe zu der des Herrn Delius erklärt sich Herr Simrock in der Vorrede S. VIII so: „Wir haben keinen Anstand genommen, diesen Abdruck unserer Ausgabe zum Grunde zu legen, ohne uns gerade sklavisch an ihn zu binden, da der Text, welchen er überliefert, sich denn doch hier und da kleine Nachläßigkeiten zu Schulden kommen läßt. Das Verdienst, ein getreues Abbild der Folio zu geben, bleibt der von Delius besorgten Ausgabe ungeschmälert; dagegen hoffen wir hier und da dem wirklichen shakspeṙischen Texte näher gekommen zu seyn." Ohne diesen Bemühungen ihre verdienstliche Seite streitig machen zu wollen, müssen wir doch bemerken, daß wir

dadurch wieder auf einen unsichern Boden gestellt sind, da es Herrn Simrock nicht gefallen hat, die von ihm beliebten Aenderungen des Textes anzugeben. Sehr gewonnen hätte seine Arbeit an Brauchbarkeit, wenn, was bei Anwendung bestimmter Zeichen ohne große Raumverschwendung wäre zu bewerkstelligen gewesen, unter dem Texte die Abweichungen von der Lesart der Folio von 1623, so wie die Varianten der spätern kritische Autorität behauptenden Editionen und eine Auswahl der Conjecturalverbesserungen der englischen Herausgeber wären beigegeben worden. Von Druckfehlern im Simrockischen Texte nenne ich S. 78, Z. 13 besore statt before; S. 110, Z. 13 lies an; im Ganzen ist er sehr genau.

Ueber die bei der Uebersetzung befolgten Grundsätze spricht sich Herr Simrock in der Vorrede ausführlich aus, theils negativ, polemisch besonders gegen Voß und Tieck, theils positiv durch die Ausführung seiner Theorie des deutschen dramatischen Verses, den er als wesentlich verschieden vom lyrischen und epischen darstellt, eine Theorie, welche in der deutschen Metrik ihren Platz finden muß und besonders deutschen Uebersetzern zur Beherzigung sehr zu empfehlen ist. Die Uebersetzung des Macbeth von Herrn Simrock ist streng nach diesen Grundsätzen gearbeitet und, wie wir das von dem Verfasser nicht anders gewohnt sind, genau, pünktlich, reinlich bis auf die Schreibung hinaus. Das horazische Nonum prematur in annum ist mehr als befolgt, da die Uebersetzung, wie Herr Simrock versichert, 1830 unternommen, zwei Jahre später ganz umgearbeitet und seitdem kein Jahr verflossen ist, in dem sie nicht wesentlich verbessert worden wäre. Wenn wir daran im Einzelnen manches auszusetzen haben, so ist es eher Ueberglätte, als Nachlässigkeit. S. 71 begegnet ein sechsfüßiger Jambus:

Da lebend Licht sie küssen sollte?

unnatürlich. Freilich hat Shakspere selbst auch zuweilen solche; aber wo sie im Original nicht sind, sollte sich meines Bedünkens ein Uebersetzer solche Unebenheiten nicht gestatten. Allzusehr und gewiß unnöthig verwaschen ist die Stelle im zweiten Akt, Sc. 2, wo nach vollbrachtem Mord, als am Thore gepocht wird, Macbeth ausruft:

Wake Duncan with thy knocking! I would thou couldst.

Bei Simrock:

O pochtest du den Duncan aus dem Schlaf!

Durch das ganz unnöthige und oft geradezu unausführbare Streben, das Original in der gleichen Zahl von Zeilen wiederzugeben, werden manche Stellen dunkel oder müssen bezeichnende Worte des Originals ganz übergangen werden. So S. 72, wo freilich noch die Schwierigkeit des Reims dazukommt:

Least our old robes sit easier than our new;
Die neuen Röck uns wie die alten stehn.

S. 167 ist zu lesen Menteth statt Menthet.

Mögen diesem Probeband einer Ausgabe shakspere'scher Dramen bald viele und, so schnell dieß seyn kann, alle nachfolgen und namentlich der oben ausgesprochene Wunsch in Betreff der Varianten in Erfüllung gehen! Ueberhaupt sind Ausgaben fremder bedeutender Dichter mit nebenstehender Uebersetzung gewiß die geeignetste und würdigste Weise, dieselben der deutschen Lesewelt vorzuführen und wir wünschen sehr diese Methode auch auf andere Werke dieser Art angewandt zu sehen, wobei in Betreff des Aeußern nur namentlich der Uebelstand zu vermeiden wäre, daß durch zu großes Format solche Ausgaben zum bloßen Schaustück für das Büchergestell gestempelt und dem handlichen Gebrauch entzogen würden. Auch in dieser Hinsicht kann Herrn Simrocks Macbeth als Muster gelten.

Altfranzösische Literatur.

1) Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux et autres pièces inédites des XIII., XIV. et XV. siècles pour faire suite aux collections Legrand d'Aussy, Barbazan et Méon, mis au jour pour la première fois par Achille Jubinal d'après les mss. de la bibliothèque du roi. I. Paris, Edouard Pannier. 1839. II. Paris, Challamel, 1842. 8.

Man hat von den altfranzösischen Schwänken und metrischen Erzählungen (fabliaux et contes) verschiedene Sammlungen, welche jedoch den reichen Vorrath, der in den Handschriften liegt, noch immer nicht erschöpfen. Schon aus dem vorigen Jahrhundert datirt die zuerst 1779 erschienene, vor einigen Jahren in sechs Bänden wieder aufgelegte Sammlung von Legrand d'Aussy, welche jedoch nur einzelne dieser Stücke im Original mittheilt, die Mehrzahl aber in prosaischer, oft gar zu nüchterner Inhaltsübersicht gibt. Der von Barbazan 1756 begonnene und von Méon bis auf sechs Bände fortgeführte Abdruck von Originalen ist noch immer das Hauptwerk für diesen Literaturzweig. Manches Einzelne wurde seither zugefügt, namentlich von Jubinal in seinen Jongleurs et Trouvères. Als eigentliche Fortsetzung jener ältern Werke kündigt sich aber das „nouveau recueil“ desselben um die Bekanntmachung altfranzösischer Dichtungen mannigfach verdienten Herrn Achille Jubinal in Montpellier an. Es war ursprünglich auf vier Bände berechnet; leider aber erklärt der Herausgeber, das Unternehmen mit den

beiden ersten abschließen zu wollen, welche jedoch gegen hundert bisher nicht gedruckte, meist sehr interessante Stücke enthalten. Diese sind nicht allein Fabliaux, sondern auch andere kleinere Dichtungen epischer, lyrischer und didaktischer Art, letztere namentlich von besonderm Werth für die Sittengeschichte des französischen Mittelalters, Schilderungen einzelner Stände, Geschlechter und Gewerbe, der Geistlichen, Künstler, Handwerker, Satiren auf besondere Fehler und Leidenschaften, namentlich den Geiz; sodann Scherzgedichte, Lügenmärchen, ABC, Streit zwischen Wein und Wasser, Sommer und Winter u. dgl.; ferner chansons, lyrische Lais, dictons und proverbes. Diese Stücke sind ganz abgedruckt nicht nur nach Handschriften der königlichen Bibliothek in Paris, wie der Titel besagt, sondern auch des Arsenals und englischer Bibliotheken, zu welchem Zweck der Herausgeber eigens eine Reise nach England unternahm. Im zweiten Band erhalten wir u. a. auch noch einen ausführlichen Auszug des altfranzösischen versificirten Romans von Amicus und Amelius, von dem sich beiläufig bemerkt auch in Karlsruhe neulich eine Handschrift aufgefunden hat.

2) **Le roman du saint-graal publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque royale par Francisque Michel. A Bordeaux, de l'impremerie de Prosper Faye. 1841. 8.**

Ein Gedicht in den bekannten paarweise reimenden kurzzeiligen Versen, über 4000 an der Zahl, welches oft ziemlich breit und mit kleinen Episoden durchwebt die Urgeschichte des heiligen Graals erzählt, wie sie auch schon in dem Evangelium des Nicodemus vorkommt. Joseph von Arimathia, als er vernommen, daß sein göttlicher Herr und Meister am Kreuze gestorben sey, begab sich in das Haus, in welchem der Heiland das Abendmahl gefeiert hatte, und nahm das Gefäß mit sich, aus welchem man dabei getrunken. Als man den Leib vom Kreuz nahm, faßte Joseph die aus den Wunden Christi fallenden Blutstropfen in diesem Kelch oder Graal auf und widmete diesem kostbaren Heiligthum, das er sorgfältigst bewahrte, eine besondere Verehrung, zumal da es dem Besitzer allerlei Vorrechte gewährte, z. B. das, in unmittelbarem Verkehr mit Gott zu stehen. Nach Jesu Tod hielten die Juden den Joseph von Arimathia zwei und vierzig Jahre lang im Gefängniß; erst in Folge der Siege Vespasians gelangte er wieder zur Freiheit und starb, über zweihundert Jahre später, nachdem er den Graal seinem Neffen Alain übermacht hatte. Nach der weitern Tradition kommt sodann der Graal nach England und seine Sage vermengt sich bald mit der Sage von Artus und den Tafelrundern, namentlich Parzival und Titurel. In Deutschland ward sie vornämlich durch Wolfram von Eschenbach behandelt. Ueber die Literatur der Graalssage gibt der Herausgeber in der Einleitung einen kurzen Ueberblick, welcher auch deutsche Leistungen bis auf Albert Schulz herab berücksichtigt, der hinsichtlich dieses Gegenstandes bekanntlich in Karl Simrock neuerdings einen scharfsinnigen Antagonisten gefunden hat.

Das Gedicht, dessen Schluß fehlt und für dessen Verfasser man früher mit Unrecht Chrestiens de Troyes gehalten hat, ist nur in einer Handschrift der königlichen Bibliothek in Paris vorhanden; prosaische Bearbeitungen der Sage auch aus früher Zeit sind häufig. Wir sind dem Herrn Prof. Michel für die Publikation deßhalb besondern Dank schuldig, zumal da die Urgeschichte des Graal bis jetzt noch sehr wenig Berücksichtigung gefunden hatte. Das Buch ist in 300 Exemplaren auf Kosten der Herren Gustave Brunet und Francisque Michel gedruckt.

Romane.

1) Irma und Nanka. Von J. Bruno. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Eine ungarische Räubergeschichte. Die Räuber entführen den jungen Sprößling eines edlen Magnatengeschlechts und erkaufen sich ihre eigne Rettung zuletzt durch dessen Auslieferung. Außerdem nimmt ein deutscher Graf, den sie ebenfalls abgeführt haben, als der eigentliche Adonis der Geschichte, das Hauptinteresse in Anspruch. Von den beiden auf dem Titel genannten Damen ist Irma die Mutter des geraubten Kindes, Nanka die Geliebte des deutschen Grafen.

2) Memoiren eines Edelmanns. Von L. Schubar. Zwei Bände. Berlin, Heymann, 1842.

Auch hier wird der rechtmäßige Erbe einer Lordschaft als Kind seiner Ansprüche beraubt, in die Welt hinausgestoßen, es gelingt ihm aber zuletzt den Usurpator seiner Rechte zu entlarven, als Lord legitimirt zu werden und seiner Geliebten als solcher am Altar die Hand zu reichen. Dieses Thema ist übrigens im englischen Roman schon unzähligemal bearbeitet worden, die verdrängten Erben bilden dort eine ganze Klasse von Romanhelden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 13.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 3. Februar 1843.

Werke über Oesterreich.

1) Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten von J. G. Kohl. Fünf Bände. Dresden und Leipzig, Arnold, 1842.

Herr Kohl ist unsern Lesern eine längst bekannte und befreundete Erscheinung, der liebenswürdigste Reisegefährte, den man sich wünschen kann, wenn man bequem auf dem Sopha liegend und ein Buch in der Hand nur in Gedanken reisen will. Dem, was er über Rußland und Polen geschrieben, reiht er nun auch Schilderungen der österreichischen Staaten an. Der weite Osten Europas ist das Terrain, auf dem er unsre Einbildungskraft spazieren führt, und wie entfernt dort alles Interessante auseinanderliegt, Herr Kohl weiß es uns zu einem höchst lebenvollen Panorama zusammenzudrängen.

Im ersten der fünf neuen Bände, die seine fruchtbare Feder beschreiben, wird uns Böhmen vor das Auge gestellt. Wer weiß nicht, wie reizend abgeschlossen Böhmen als ein großes Thal zwischen einem Kreise von Gebirgen liegt; aber noch Niemand hat diese Eigenthümlichkeit des Landes so geistreich aufgefaßt, als Herr Kohl. Auf dem Weg nach Prag nahm vorzüglich Töplitz und Osseg die Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch. Sowohl die Schönheit des Landes, als seine merkwürdigen Alterthümer und die Eigenthümlichkeit des Volksstammes flößten ihm das regste Interesse ein und er besitzt in nicht geringem Grade das Talent, was ihn angezogen, auch für Andere anziehend darzustellen.

Vom Volke zeigt er uns zuerst die rohe Außenseite, bis er uns in Prag in die Tiefen des böhmischen Geistes blicken läßt. „Ich hatte einen Stockböhmen zum Kutscher. Er sagte mir, als wir zur anderen Seite von Theresienstadt wieder hinausfuhren, hier sey nun gar kein Deutscher mehr. „Aber bei Königingrätz sind schon wieder die Deutschen, und bei Budweis und hinter Pilsen sind auch schon wieder die Deutschen. Die Deutschen gucken rund herum ins Böhmenland hinein." Ich erinnerte mich hier, daß dieses Land auch zum deutschen Bunde gehöre, und zerbrach mir den Kopf darüber, was die Leute hier wohl vom deutschen Bunde denken möchten. Es wollte mir aber nicht gelingen, ihnen in irgend einer Sprache einen Begriff von Dem zu machen, was ich meinte. Und ich glaube, die Leute wissen hier erstaunt wenig vom deutschen Bunde, dessen Mitglieder sie sind. Sollten wohl von den drei Millionen Stockböhmen, die es gibt, etwa 100,000 oder 10,000, ein Drittheil oder ein Zehntheil oder etwa ein Hunderttheil den Namen des deutschen Bundes einmal haben nennen hören? — Ich sah einmal einen Böhmen, der ganz außer sich gerieth vor Aerger, als er in einem deutschen Buche folgende Stelle las: „Eine der schönsten Städte Deutschlands ist Prag." — Derselbe Böhme fragte mich, ob in dem deutschen Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland? ist's Preußenland? ist's Schwabenland?" nicht auch das Böhmenland mit genannt sey, und er beruhigte sich nicht eher, als bis ich es ihm gedruckt wies, daß dieses Land nicht darunter stehe." Vom Nationalhaß der Böhmen gegen die Deutschen gibt uns der Verfasser noch mehreres zum Besten, und nichts ist wohl seltsamer, als die naive und treuherzige Art, mit welcher der Deutsche sich dabei benimmt. Im Gefühl vollkommenster Sicherheit und Ueberlegenheit achtet er gar nicht darauf.

Indem der Verfasser vom Aberglauben und von den zahlreichen Volkssagen der Böhmen redet, wundert er sich, daß in Böhmen, wie überall in der christlichen Welt gerade die schönsten Naturscenen durch irgend eine Herbeiziehung des Teufels verrufen seyen. Wo von einem hohen Berge herab eine wahrhaft paradiesische Aussicht sich öffnet, da ist eine Teufelskanzel, ein Teufelssprung, ein Teufelsfels und dergleichen; wo ein Wasserfall in malerischer Pracht niederschäumt, da ist eine Teufelsbrücke; erhabene Felswände heißen Teufelsmauern,

interessante Höhlen Teufelslöcher rc. Herr Kohl macht diese Benennungen und diabolischenUeberbegriffe dem christlichen Geschmack mit Recht zum Vorwurf; aber er hat Unrecht, wenn er glaubt, der christliche Geschmack habe aus freien Stücken diese Wahl getroffen. Alle jene ausgezeichneten Lokalitäten waren zur Heidenzeit Wohnsitze und Heiligthümer der Götter, und nur aus diesem Grunde wurden sie unter den Christen verrufen. Aber bei weitem nicht alle erlitten dieses Schicksal, die meisten vielmehr wurden durch das Christenthum aufs Neue sanktionirt. Auf den Bergen, an Seeen, heiligen Quellen rc., wo sonst Opferstätten und Tempel der Heiden gestanden, erhoben sich christliche Kirchen. Wer möchte z. B. im Odilienberge bei Straßburg, in Altötting in Bayern rc. Heiligthümer des alten Odin verkennen? Die ausgezeichnetsten Räume, wie die wichtigsten Zeiten, welche das Heidenthum geheiligt, heiligte auch das Christenthum und setzte an die Stelle der alten Götter Madonnen und Heilige; nur ein verhältnißmäßig geringer Theil blieb übrig, der nicht christlich sanktionirt als verlassene Wohnstätte heidnischer Götzen sofort ausschließlich dem Teufel als Eigenthum zugesprochen wurde.

Wir kommen nach Prag. Herr Kohl war von dieser herrlichen alten Stadt so bezaubert, wie es jeder Reisende, der sie sieht, zu seyn pflegt. Welche verwüstende Kriege auch über Böhmen gegangen sind, so hat sich doch in Prag noch immer außerordentlich viel von der alten Pracht erhalten. Am furchtbarsten wütheten die Hussiten, dann im dreißigjährigen Kriege wieder die Schweden im Lande; aber Herr Kohl macht darauf aufmerksam, daß die bewunderungswürdige St. Veitskirche auf dem Hradschin erst bei der Belagerung von Prag im Jahr 1757 durch Friedrich II. das meiste gelitten habe. „Denn er ließ den Dom vorzugsweise von allen Gebäuden Prags am meisten beschießen. Ich möchte wissen, welchen Grund er dazu hatte. Schwerlich konnte er vermuthen, daß die 50,000 Mann Truppen, welche in der Stadt lagen, sich, um diese Kirche zu retten, an ihn ergeben würden. Auch that ihm dieß Gebäude, das nicht von Truppen besetzt war, sondern nur von armen Priestern und Kirchendienern, welche sich beständig bemühten, die kostbaren Gemälde, Statuen und andere Schätze dieser Kirche zu retten und zu schützen, durchaus keinen Schaden. Und der Protestantismus steckte doch auch nicht so tief in ihm, daß er deßwegen einem alten katholischen Gebäude den Untergang hätte schwören sollen, ohne Rücksicht zu nehmen auf das Alter, die Schönheit seines Baues und die Unschätzbarkeit seiner artistischen und historischen Schätze. Ich möchte wissen, ob Friedrich sich irgendwo in seinen Werken über dieses rücksichtslose Bombardement der Hradschiner Metropolitankirche gerechtfertigt oder ob ihn auch überhaupt irgend Jemand darüber angeklagt hat. Bei dem unparteiischen böhmischen Historiker Pelzel findet man ein ziemlich genaues Verzeichniß aller der glühenden Kugeln, Bomben und Carcassen, welche Friedrich so unbarmherzig auf diese bewundernswürdige Antike schleudern ließ. Am 5. Juni des gedachten Jahres warf er ihr 537 Bomben, 989 Kugeln und 17 Carcassen zu, welche freilich größtentheils das Gebäude nicht erreichten. Am 6., 7., 8. und 9. Juni wurden der Stadt im Ganzen 7144 Bomben, 14,821 Kugeln und 111 Carcassen zugeschleudert, von denen eine große Partie der Kirche zugedacht war. Bloß während dieser vier Tage fing sie 30 Mal zu brennen an, und nur durch die Wachsamkeit des damaligen Domherrn Johann Kaiser wurde das Feuer 30 Mal gelöscht, und die Kirche eben so oft vom gänzlichen Untergange gerettet. Das Bleidach der Kirche allein wurde von 215 Kugeln durchlöchert, und als nach beendigtem Bombardement die Kirche wieder aufgeräumt wurde, schleppte man noch nicht weniger als 770 dieser Kugeln aus den Winkeln und Seitengewölben zusammen. — Als Napoleon den ersten Schritt in Moskau that, schickte er sofort den kleinen russischen Kindern im dortigen großen Findelhause eine starke Schutzwache zu, um sie vor Unheil zu bewahren. Ich begreife den großen Friedrich nicht, warum er nicht auch, als er die erste Kanone auf Prag abschoß, sofort der Hradschiner Metropolitankirche eine Sauvegarde dadurch gewährte, daß er seinen Artilleristen anbefahl, das Stück des Gesichtskreises, welches sie einnahm, als geheiligt und unverletzlich zu betrachten. Ja hätte er es nun nur noch bei den in einem Bombardement oft unvermeidlichen Verletzungen bewenden lassen. Aber ich komme nicht darüber hinaus, daß er gerade vorzugsweise auf dieses Gebäude schießen ließ, welches ja nicht den Pragern oder Böhmen, sondern der Kunst und Wissenschaft gehörte und nicht dem Kaiser von Oesterreich, sondern der Gottheit gewidmet war. — Nun! es ist gut für Friedrich, daß er gar nicht in die Stadt hineinkam. Ich glaube, er, der große Kunstfreund, hätte doch Aergerniß an seinen Kugeln genommen, wenn er die heruntergeworfenen gothischen Ornamente, die zersplitterten zierlichen Säulchen, die zerrissenen, mühsam berechneten Bogen, die verstümmelten schönen Statuen gesehen hätte."

Doch was ist diese einzige Achtlosigkeit, die der große König der Kunst erwies, in Vergleich mit dem Jammer, der über Böhmen von einer ganz andern Seite her kam. Es ist in unsern Tagen wohl sehr der Mühe werth, sich daran zu erinnern, daß Böhmen der erste paritätische Staat in Europa gewesen ist, daß in Böhmen zuerst eine reformirte Konfession (die utraquistische oder Hussitische) neben der Katholischen geduldet wurde, und daß in diesem Lande nahezu zweihundert Jahre lang (vom Ende der Hussitenkriege an bis zum Anfang des

dreißigjährigen Krieges) beide Konfessionen freundlich neben einander gelebt und einträchtig das Wohl des Staates gefördert haben. Sie gaben das erste schlagende Beispiel, welcher Segen die Toleranz begleitet. Ehe der Jesuitismus aufs neue Unkraut unter den Waizen säete, die Friedlichen zu neuem Haß entzündete und den schrecklichsten aller Kriege, den dreißigjährigen, herbeiführte, befand sich Böhmen, wie Deutschland, im schönsten Wohlstande. Niemand wollte eine Aenderung, Niemand als jene Jesuiten, die den Kaiser zu Loretto schwören ließen, alle Ketzer zu vertilgen. Böhmen war, trotz der zwei Kirchenparteien, die es in seinem Schooße barg, durch deren Toleranz im behaglichsten Friedenszustande. „Wissenschaften und Künste blühten im Lande. Maler kamen und schmückten die Kirchen der Städte. Gemäldegalerien wurden angelegt. Tycho Brahe und Kepler und andere eminente Geister des Jahrhunderts arbeiteten, schrieben und lehrten in der böhmischen Hauptstadt. Die Schulen waren vortrefflich in Stadt und Land, und es gab selbst Frauen, die sich in Gelehrsamkeit und Kenntnissen auszeichneten. Dichter und Redner erhoben sich, und die Sprache, in der sie redeten, ist noch jetzt den Böhmen klassisches Muster und Vorbild. Die verschiedenen Religionsparteien, die „Herren sub una und sub utraque," die Hussiten, böhmischen Brüder, Katholiken und Protestanten hatten sich mit ihren Meinungen und gegenseitigen Abneigungen einigermaßen ins Gleichgewicht gesetzt, und die religiöse Duldsamkeit war im Allgemeinen groß, selbst so groß, daß man sogar in einem Dorfe oft dreierlei verschiedene Parteien mit drei Predigern an der Spitze in Frieden bei einander fand. Und wo etwa eine Streitfrage entstehen konnte, da waren durch ausgleichende Gesetze, durch kaiserliche Majestätsbriefe die Rechte der Parteien bestimmt. Die Engel im Himmel mußten sich über diesen Zustand freuen. Aber die Jesuiten hatten ihr Aergerniß daran. Sie machten das Wasser trübe, sie warfen den ersten Feuerbrand in das Gebäude." Daran mögen die sich spiegeln, die in unsern Tagen wieder aller Toleranz den Krieg erklärt haben.

Unter den Kostbarkeiten und Seltenheiten, die aus alter Zeit gerettet oder neu erworben worden sind, zeichnen sich die aus, die ein vorzugsweise katholisches oder hussitisches Gepräge tragen. Etwas gar Seltsames sind die 368 Meßgewänder der St. Veitskirche. „Die meisten dieser Gewänder sind Geschenke böhmischer Herrschaften, und man lernt hier viel für die eigenthümlichen Gebräuche und den großen Reichthum dieser Herrschaften Lehrreiches. So ist z. B. ein Meßgewand hier, das eine Gräfin Tschernin aus ihrem Hochzeitkleide machen ließ, so wie ein anderes, welches aus dem Krönungskleide Maria Theresias verfertigt wurde. Und eine der reichsten hier aufbewahrten und bei feierlichen Gelegenheiten benutzten Monstranzen hat der Fürst von Schwarzenberg mit einer Menge von kleinen goldenen Reben und Trauben behängen lassen, deren einzelne Beeren lauter Edelsteine sind, und dann mit allen den Knöpfen, die er an seinem Hochzeitsgewande trug. Jeder dieser Knöpfe stellt ein aus einem Edelsteine sehr künstlich gearbeitetes und in Gold gefaßtes Thier vor. Welche Verschwendung! Und welche sonderbare Sitte, Hochzeitsgewänder von Damen und Herren dem Dienste der Kirche zu weihen!" Unter den hussitischen Denkmälern ist wohl das merkwürdigste „ein großes utraquistisches Canzionale (ein Gesangbuch der Hussiten), das mit einer seltenen Pracht geschrieben und mit herrlichen Malereien geziert ist. Es ist dieses Buch, das manche tausend Gulden gekostet haben mag, durch gemeinsames Zusammenwirken aller hussitischen Bewohner von Prag entstanden. Jede Zunft und Gilde der Stadt ließ auf ihre Kosten nach einem gemeinsam entworfenen Plane einige Gesänge schreiben und malen, auch einige adelige Familien thaten dasselbe. Und jede Familie und Zunft setzte ihre Wappen und Zeichen der von ihr herrührenden Abtheilung des Buches vor. In allen andern böhmischen Städten entstanden zu der Zeit der Herrschaft des Utraquismus in Böhmen ähnliche Canzionales dieser Art, und ich glaube kaum, daß noch irgend eine der gegen den Papst protestirenden Sekten solche prachtvolle Gesangbücher zu Stande gebracht hat. Die Bilder in dem Prager Canzionale sind alle ausgezeichnet und in ihrer Art meisterhaft gemalt. Sie enthalten zum Theil Darstellungen aus der Bibel, zum Theil Vorfälle aus Hußens Leben." Herr Kohl bemerkt, daß die patriotischen Böhmen sich oft in einer seltenen Verlegenheit befinden, indem sie aus Nationalstolz sich gern ihrer hussitischen Ahnen rühmen möchten, als Katholiken aber es nicht können.

Wie glücklich der Verfasser alles aufzufassen und zu behandeln weiß, davon möge folgende Beschreibung eines der wichtigsten Denkmäler der altböhmischen Literatur Zeugniß geben, nämlich der Königinhofer Handschrift. „Dieses merkwürdige und in neuerer Zeit vielbesprochene Monument altböhmischer Literatur hat der Professor Hanka durch einen glücklichen Zufall aufgefunden. Er war im Jahr 1817 zum Besuch bei einem Jugendfreunde in Königinhof, einem Städtchen, das einst Ziska's schweren Grimm erfahren hatte, und hörte hier, daß in einem niedrigen Gewölbe des Kirchthurms unter dem Sängerchore eine Sammlung von Pfeilen läge, die noch aus jenen Zeiten der Zerstörung der Stadt stammte. Er geht hin, um sich diese alten Pfeile zu betrachten, und unter ihnen wühlend, stößt er auf einige Pergamentblätter. Er zieht sie hervor, tritt damit ans Licht und findet im hellen Raume der Kirche, daß die Handschrift böhmisch sey. Auf der Stelle liest er den

Einwohnern des Ortes ein Fragment daraus vor, das sie entzückt. Sie lesen weiter, und es findet sich, daß es eine Sammlung köstlicher alter böhmischer Gedichte ist, die zugleich einen historischen Werth haben. Einige von diesen Gedichten sind vollständig da, viele nur in Bruchstücken. Von einem derselben sind bloß einzig und allein die drei Worte:

„Krächzt im Schlosse"

gerettet, wie von der ganzen Wissehrader Schloßpracht nicht mehr gerettet ist als einige bemooste Steine. Professor Hanka bot alles Mögliche auf, um noch die fehlenden Blätter des Manuscripts zu erlangen. Aber es gelang ihm nur noch Weniges zu finden. Das Meiste war wahrscheinlich mit hussitischen Pfeilen stückweise in alle Winde verflogen; denn als er die obenerwähnten Pfeile näher betrachtete, fand er, daß ihre Befiederung aus diesen kostbaren Papieren gemacht war. Er las noch manches hübsche Wort von diesem Pfeilgefieder ab, indem er jedes Papierstückchen sorgfältig davon ablöste und entfaltete und die zerschnittenen Verse copirte.

„Aus dem schwarzen Walde ragt ein Felsen,
„Auf den Felsen steigt der alte Saboi,
„Uebersieht die Gau'n nach allen Seiten,
„Gram durchweht ihn von den Gauen allen,
„Und er seufzet, wie wenn wilde Tauben girren."

oder:

Ragt die Eich' im weiten Felde,
Auf der Eich' ein Kuckuck saß,
„Kuckuck," singt er, „Kuckuck," weint er,
Daß der Lenz nicht immer währt.

Wie möcht' Korn im Felde reifen,
Blieb es Frühling immerdar?
Wie im Garten Aepfel reifen,
Blieb es Sommer immerdar?

Wie im Schober fror' die Aehre,
Währet immerdar der Herbst?
Und wie bange wär' dem Mägdlein,
Blieb' es einsam immerdar?

Sollte man nicht denken, daß etwa der böhmische Amor mit solchen hübschen Gedichten seine Pfeile befiedert hätte? Allein, wie gesagt, es waren hier die Hussiten, die ihre Pfeile also noch mit mehr Luxus ausstatteten als der griechische Apollo, dessen Geschosse Homer nur „goldene" nennt.

Ueber den Panslavismus, der in neuerer Zeit öfter zur Sprache gekommen ist, macht der Verfasser S. 217 die sehr richtige Bemerkung, daß Böhmen nicht selbstständig seyn könne, daß es die Abhängigkeit von Deutschland nur mit einer Abhängigkeit von Rußland vertauschen würde, daß aber die Erfahrungen des polnischen Adels für den böhmischen belehrend seyen, daß gar nicht daran zu denken sey, russische Sympathien könnten hier aufkommen, und daß mithin die ganze Sache eine poetische Fiktion bleibe. Ausgezeichnete Gelehrte, wie Palacky, sollten dieß würdigen und nicht in einer einseitigen Antipathie gegen den Germanismus verharren, um so weniger, als sie ja ihre eignen Werke in deutscher Sprache herausgeben.

Dem Geist und der Thatkraft böhmischer Männer, die in allen Theilen der österreichischen Monarchie die wichtigsten Aemter inne haben, und der zauberischen Schönheit böhmischer Frauen, deren Blüthe der Adel in Prag entfaltet, bringt der Verfasser die aufrichtigste Huldigung dar.

Von Prag aus reisen wir mit ihm südwärts, verweilen auf den Schlössern der Großen des Landes, der Schwarzenberge, der Bouquoi, der alten Rosenberge ꝛc. und lassen uns auf der Budweißer Eisenbahn nach Linz bringen. Hier tritt uns der niederösterreichische Nationalcharakter in seiner ganzen Liebenswürdigkeit entgegen und Herr Kohl verfehlt nicht, uns in seiner anmuthigen Weise eine Menge bürgerliche und ländliche Genrebilder zu entwerfen. Er theilt uns sogar eine ganze Geschichte der berühmten Goldhäubchen mit, die leider jetzt, wie die Schönheit der Linzerinnen selbst, nicht mehr so häufig gefunden werden wollen, als ehemals. Sehr anziehend ist die Häuslichkeit des „Meiers in der Tann" geschildert, eines reichen Bauern, wie es deren in der gesegneten Umgegend gibt. Mit der Schilderung des behaglichen, alten und prächtigen Klosters St. Florian und seiner Merkwürdigkeiten kontrastirt ziemlich scharf, was der Verfasser von der neu errichteten Jesuitenanstalt in Linz bemerkt. „Auch eine solche Anstalt besitzt Linz, und zwar ist dieselbe sonderbar genug in einem jener berühmten Thürme oder Citadellen, welche die Stadt in einem gewaltigen Kranze umgeben, etablirt. Der Erzherzog Maximilian nämlich, der jene Thürme erfand und bauen ließ, trat den Jesuiten denjenigen, den er Anfangs nur zur Probe und auf seine eigenen Kosten auf dem sogenannten Freiberge baute, zu ihrem Schulgebäude ab."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 14.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 6. Februar 1843.

Werke über Oesterreich.

1) Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten von J. G. Kohl. Fünf Bände. Dresden und Leipzig, Arnold, 1842.

(Fortsetzung.)

„Die Maximilianischen oder Linzer Thürme sind eigentlich von Haus aus große, cirkelrunde Gebäude mit dicken Mauern, die mehr in die Erde hinein als über die Oberfläche hinaus gewachsen sind. Denn während sie unter dem Boden mehrere Etagen haben, ragen sie über denselben nur wenige Fuß hoch empor und sind dabei mehrere Ellen hoch mit Rasen bedeckt, so daß sie, besonders von der äußeren Seite, wo sich noch der Mantel eines ganz allmählig sich erhebenden Walls zu ihnen heranzieht, beinahe gar nicht bemerkt werden. Die Kugeln der Feinde müssen vielfach schadlos über sie hinweghüpfen, und ihre eigenen Kugeln, welche aus Kanonen kommen, die nur wenige Zolle über den Rasen des Dammes erhoben und dabei in tiefen Mauerhöhlen versteckt sind, springen unversehens aus dem Grase hervor. Alle Thürme, es sind ihrer, glaube ich, siebenzehn oder zwanzig, stehen unter einander in einer gewissen planmäßigen Verbindung. Doch auch selbst dann, wenn ihre Kette durchbrochen und der Feind ihnen im Rücken seyn sollte, können sie sich noch jeder einzeln vertheidigen, da sie rückwärts eben so bequem feuern als seitwärts und vorwärts. Wahrlich! wenn der erlauchte und in die Kriegswissenschaften tief eingeweihte Erfinder nicht bekannt wäre, sollte man meinen, dieses Vertheidigungssystem sey von den Jesuiten ersonnen. In einer solchen Festung also haben sich die Jesuiten festgesetzt, nachdem sie dieselbe nach ihren Bedürfnissen und ihrem Geschmack umgewandelt. Auf die dicken, bombenfesten Grundmauern haben sie noch zwei Stockwerke aufgesetzt, das Innere der Festung heiter und freundlich ausgebaut, das Aeußere mit einer gefälligen rothen Farbe übertüncht, alle Thüren mit ihrem Zeichen I. H. S. versehen, jede Mauernische, wo sonst eine Kanone stand, in ein geräumiges Schlaf- und Wohnzimmer umgewandelt und darin einige ihrer Zöglinge oder einen ihrer Oberen einlogirt, zu denen elegante, in der Mitte des ganzen Gebäudes herumgehende Wendeltreppen emporführen ꝛc."

Dann beschreibt der Verfasser seine Donaufahrt von Linz nach Wien, die er einer Bildergalerie vergleicht. Wie oft auch schon diese Fahrt, so wie die Stadt Wien selbst beschrieben ist, sucht Herr Kohl doch immer noch minder beachtete Seiten hervorzuheben oder das Bekannte neu aufzufassen, so daß auch der dort schon Orientirte nicht ermüdet, ihm zu folgen. Und zwar sind es in der Regel glücklich ausgewählte Genrebilder, die uns das Volksleben vergegenwärtigen, oder pikante Bemerkungen über Natur- und Kulturverhältnisse, die seine Darstellungen haben.

Gar originell ist die Art, wie er uns in die Kaiserstadt einführt: „Auf die besagte Weise kamen wir denn endlich zu der großen Stadt Betsch an der Donau. Es ist ein im ganzen Oriente weit gepriesener Name, obgleich sonderbarer Weise in Europa wenig bekannt. Die Stadt Betsch hat über 400,000 Einwohner und ist die Residenz eines mächtigen Zaren oder Schahs, der ein Land beherrscht, welches größer ist als Beludschistan und Afghanistan, und welches man Njemzestan nennt. Dieses Land Njemzestan enthält eine Menge von Schachthümern und Ejaleten, über denen allen aber der oberste Herr der genannte Schah in Betsch ist. Der größte von den Unterkönigen dieses Schahs ist der von Trandebog, welches gen Mitternacht liegt. Seine Unterthanen, die sogenannten Trandebogdans, belaufen sich wieder auf viele Millionen. Die Sprache, welche man in Betsch redet, ist ein ganz eigenthümliches Gemisch. Sie gleicht weder dem Türkischen noch dem Persischen. Am meisten Aehnlichkeit soll sie mit dem Deutschen haben. Doch habe

ich dieß nicht immer bestätigt gefunden. Denn als ich eines Tages die Leute auf der Straße nach der Burg des Kaisers fragte, dauerte es lange, bis ich Jemanden fand, der mich verstand. Ich fragte immer nach der Burg, indem ich nach unserer Weise das „g" in diesem Worte ganz weich aussprach, und dieser Umstand allein war hinreichend, um mich unverständlich zu machen. Nach häufigen Wiederholungen von meiner Seite hieß es denn endlich: „Aha nach der Burk will der Herr, ja schaun'ns nach der Burk geht's dahin." Doch auf die Sprache des Landes werden wir später noch einmal zurückkommen, und hier wollte ich eigentlich zunächst nur von den interessanten Verbindungen, welche jene Stadt mit dem Oriente unterhält, reden. Betsch oder Wien, denn dieß ist eins, und die Türken, so wie auch schon die Ungarn und alle Völker, die von Ungarn an bis tief in Asien hineinwohnen, nennen Betsch, was wir Wien heißen, so wie sie mit dem Namen Njemzestan unser ganzes deutsches Vaterland bezeichnen, über welches ihrer Meinung nach noch immer des Kaisers von Oesterreich Majestät oberherrlich waltet, denn obgleich Kaiser Franz als deutscher König abdankte und des deutschen Reichs Pracht und Herrlichkeit längst erlosch, so dauert es doch bekanntlich immer lange, bis man in entfernten Gegenden den Untergang eines Sternes gewahrt, da seine einmal entsendeten Lichtstrahlen noch auf lange Zeit nachwirken und uns noch lange sein Bild hinzaubern. Oesterreich insbesondere nennen die Türken Austria, Brandenburg corrumpirten sie auf eine sonderbare Weise zu Trandebog, und Trandebogdan heißen die Leute, welche der Wiener gleich auf den ersten Blick als Preußen erkennt ꝛc." Die Schilderung Wiens füllt nicht viel über hundert Seiten und wir können die Mäßigung und das Ansichhalten des Verfassers nur rühmen, da über Wien und die Wiener schon ganze Berge von Büchern geschrieben sind und das Bekannte ewig zu wiederholen einem Mann von Geschmack widerstehen muß. Die Gegenstände, bei denen der Verfasser besonders verweilt, sind der alte Stephansthurm, die Schönbrunner Menagerie, der botanische Garten, die Fratschelweiber, einige Gemäldegalerien, die Boutiquen, das Quartier der Cavaliere und der Fabrikanten, das projectirte neue Stadtviertel, die Moden und die Volksbelustigungen. In Bezug auf die letztere macht Herr Kohl auf den Wetteifer der Unternehmer in Effekten aufmerksam. Alles was die kühnste orientalische Einbildungskraft von feenhafter Herrlichkeit und elysischer Wonne ersinnen kann, wird auf den Anschlagszetteln der Volksfeste, nächtlichen Illuminationen in öffentlichen Gärten ꝛc. verheißen, und eben so überbieten sich Strauß, Lanner und Fahrbach in musikalischen Effekten. Daß hierbei der gute Geschmack gänzlich versäumt werde, ist schon oft bemerkt worden. Doch läßt sich kaum entscheiden, was bei diesem Wetteifer der Unnatur wirklich unter den Begriff der Korruption fällt, und was unter den Begriff eines erlaubten und ergötzlichen Humors. Man darf das Wiener Vergnügen nicht nach dem Maaßstab messen, mit dem man das Londoner, Pariser oder Berliner Vergnügen mißt. Seit den Zeiten Leopolds mit der dicken Lippe und Karls VI., seit den burlesken Predigten des berühmten Pater Abraham a Sancta Clara und den unerschöpflichen Späßen des Hanswurstes, Theaterdirektors und Theaterdichters Stranizki ist Wien der Wohnsitz einer ganz eigenthümlichen, der Bevölkerung zur andern Natur gewordenen und bereits eingewurzelt nationalen Jovialität. Ließe sich dieselbe gleichsam chemisch analysiren, so würde man darin folgende Bestandtheile finden: 1) ein deutsches, die unverwüstliche gute Laune und Treuherzigkeit der deutschen Gebirgsvölker; 2) ein slavisches, die Liebe zu Musik und Tanz, der göttliche Leichtsinn und der schalkhafte Knechtsinn; 3) ein byzantinisches, die Vergnügungssucht der großen Hauptstadt, in der noch ein leiser Anstrich von Orientalismus nicht zu verkennen ist; 4) ein jesuitisches, die Kindlichkeit und Lust an kindischen Spielen, welche nach dem dreißigjährigen Kriege durch die Jesuitenerziehung gepflegt wurde, nachdem die in den Stürmen der Religionskriege untergegangene Generation eher die Kehrseite, nämlich eine finstere Männlichkeit, hervorgekehrt hatte. Alle diese Elemente fanden sich erst zusammen, als Wien die große Capitale einer Monarchie wurde, die in vier Nationalitäten eingriff.

Im dritten Bande gelangen wir nach Ungarn, und zwar zuerst nach Oedenburg, an den Neusiedlersee, auf die Herrschaften der Esterhazy und in die interessante Sumpfwildniß, das Hansag genannt. Ferner nach dem reichen Benediktinerkloster Martinsberg, über Raab, Komorn und Gran nach Pesth. Hier, wo gerade Messe war, sah Herr Kohl alle mannigfaltigen Nationalphysiognomien und Trachten Ungarns beisammen. Die magyarische herrscht natürlich vor. Sie charakterisirt sich durch das Husarenmäßige. Herr Kohl macht darüber eine gute Bemerkung. „Von den Ungarn wie von den Polen hat Europa einen ausgezeichneten Zweig seiner Reiterei empfangen, von diesen die Uhlanen, von jenen die Husaren. Die Husaren sind durchaus rein ungarischen Ursprungs, was auch das Wort „husz" (d. h. zwanzig, weil nach einem alten Rekrutirungsgesetze von zwanzigen einer Reiter werden mußte, wonach Husar also ungefähr soviel als „der Zwanzigste" heißt), das ein ächt magyarisches ist, schon zu erkennen gibt. Die Uhlanen mögen nur eine durch die Polen verbesserte und vervollkommnete ursprüngliche Erfindung der Tataren oder Kosaken seyn. Es ist auffallend, daß, so große Naturreiter alle diese Völker, die Tataren, Kosaken, Polen

und Ungarn, sind, doch so wenige Kunstreiter unter ihnen gefunden werden. Ja es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß, je schlechter ein Volk von Haus aus im Allgemeinen reitet, es um so mehr Kunstreiter uns zu liefern scheint. Die meisten Kunstreiter, welche wir sehen, sind Belgier, Franzosen und Italiener, und gerade diese Völker sind von Haus aus nicht die besten Cavaleristen, und eben die Italiener, die dem berühmtesten Kunstreitergeschlechte (Franconi) den Namen gaben, die schlechtesten von allen. Eben so gibt es manche sehr musikalische Völker ohne Komponisten, andere höchst poetische Völker ohne Schriftsteller." Eine schlagende Wahrheit, die uns den Trost gewährt, das deutsche Volk werde einst wieder poetisch werden, wenn erst seine zahllosen Dichter einmal vergessen seyn werden.

Ueber die politischen Zustände Ungarns drückt sich der Verfasser mit gewohnter Mäßigung aus. Nachdem er eine Comitatswahl sehr lebendig geschildert hat, bemerkt er über die Urtheile, welche frühere Reisende ausgesprochen haben: „Auch das Buch der Miß Pardoe über Ungarn fand ich hier und mußte gestehen, daß es eben so wie mehrere andere englische Bücher über Ungarn etwas zu sehr voll Lobes sey. Ich glaube nicht, daß diese Dame gelesen hat, was der Graf Szechenyi, der zu früh verstorbene Graf Desewfy und andere ungarische Patrioten über ihr eigenes Vaterland Kritisches und Tadelndes geschrieben haben, ja mit welchen Philippiken diese Herren gegen einheimische Mißbräuche und Uebelstände muthig und freisinnig ins Feld gezogen sind; sie würde sonst nicht mit einem so einseitigen Lobe alles dessen, was sie sah, aufgetreten seyn. Allerdings hat in gewisser Beziehung nur der mit Allem völlig vertraute Einheimische das Recht, über Dieses und Jenes mit warmem patriotischen Reformations-Eifer sich tadelnd auszulassen, und die Völker haben daher immer solche, sey es praktische, sey es bloß theoretische Reformations-Versuche, die von Fremden ausgingen, zurückgewiesen. Auf der anderen Seite ist ja aber auch gerade der vorurtheilsfreie Fremde in vieler anderen Beziehung vor allen Dingen befugt und befähigt, mit rügenden und vergleichenden Bemerkungen auf Dieses und Jenes aufmerksam zu machen, wenn er es nur mit Wahrheitsliebe und nicht mit Unbescheidenheit thut. Es ist aber weder dem Ausländer, noch dem Einheimischen damit gedient, wenn er Alles in verklärendem Sonnenschein zeigt und mit mattem Lobe überkleistert. Die Engländer sympathisiren mit Ungarn, theils der Handelsbeziehungen wegen, vor allen Dingen aber aus dem höchst edlen Grunde, daß sie enthusiastische Freunde der politischen Freiheit sind und in diesem Punkte mit den Ungarn zusammentreffen. Sie übersehen dabei leicht die großen Verschiedenheiten der ungarischen und der englischen Verfassung, welche sich in Kurzem in ihrem ganzen Detail nicht sogleich auseinandersetzen lassen, in zwei Worten aber darin bestehen, daß in England die Aristokratie zwar ein schweres Gewicht von 1000 Centnern besitzt, der dritte Stand ihr aber ebenfalls mit 1000 Centnern die Waage hält, während in Ungarn der Adel freilich auch = 1000 ist, der dritte Stand aber = 0 ist. — Ich muß gestehen, daß ich allerdings Vieles in Ungarn gesehen habe, was mir mißfiel, aber ich muß zugleich auch gestehen und thue es mit Freuden, daß mir nichts in Ungarn vorgekommen ist, was so sehr für die im Ganzen edle Gesinnung und große Bildungsfähigkeit dieser Nation zu sprechen scheint, als auf der einen Seite die Freimüthigkeit, mit welcher der Graf Szechenyi, Kossut und Andere, ich will nicht sagen, einzelne Mißbräuche, Uebelstände und Verfassungsgebrechen getadelt, sondern mit welcher sie geradezu die Schattenseiten des Charakters und die Sitten ihrer Landsleute eruirt und der Nation, so zu sagen, recht mitten in den Busen gegriffen haben, und auf der anderen Seite der Beifall, mit welchem die Nation im Allgemeinen die Schriften dieser Herren aufgenommen hat und noch aufnimmt."

Ehe der Verf. Pesth verläßt, handelt er noch von dem berühmten Brückenbau daselbst, von der großen Ueberschwemmung im Jahr 1838 und von der gegenüberliegenden Stadt Ofen und ihren Erinnerungen ꝛc. Dann begleiten wir ihn auf dem majestätischen Strom durch die wüsten Ebenen Ungarns. Indem er sich den türkischen Grenzen nähert und die Nationalphysiognomien immer mannigfaltiger werden (auf dem Dampfboot waren zugleich Reisende von den verschiedensten Nationen), fällt er in folgende sehr anziehende Träumereien. „Es ist, als habe die Gottheit von Anbeginn gewisse Masken unter die Nationen ausgetheilt, die sie bis in alle Ewigkeit hinaus tragen sollten. Wahrscheinlich ist es freilich, daß auch diese Masken nicht starr und ohne Leben sind. Auch sie mögen sich, wie Alles in der Welt, entwickeln, ausbilden, im Laufe von Aeonen allmählig sich umgestalten, zuletzt verlieren und untergehen. Doch entschwindet der Verlauf dieser Entwicklung dem matten Auge des Geschichtsforschers, dem in der Gesichtsbildung der Nationen Alles so fest und unverändert erscheint, wie in den Gestaltungen der Gebirge. Wunderbar aber ist es, wie bei aller dieser Unabänderlichkeit in den Grundlinien, die so außerordentlich markirt, so bestimmt ausgeprägt und gesondert sind, daß sie sich nie verläugnen und daß ein Kennerauge nie das Individuum eines Stammes mit dem eines anderen verwechseln wird, doch die individuellen Modulationen dieser Grundlinien wieder so außerordentlich verschieden und mannigfaltig sind. Wunderbar, sage ich, und unbegreiflich ist es, wie bei dem Feststehen der wenigen Grundtöne des Themas eine solche überschwängliche

Fülle von Variationen erzeugt werden konnte, daß z. B. nicht nur, so lange die Welt existirt, noch nie zwei Magyarengesichter geboren wurden, die nicht auf der einen Seite deutlich erkennen ließen, welchem Stamme Israels sie entsprossen, und doch auch auf der anderen Seite so individualisirt waren, daß Niemand das eine mit dem anderen hätte verwechseln mögen. Denn wie die Natur in keinem einzigen Stücke der Schöpfung so göttlich und erhaben ist als innerhalb des Ovales des menschlichen Angesichts, so ist sie auch in keinem einzigen so mannigfaltig, so reich, so unerschöpflich vielseitig. Die Blumengestalten, die Thierformen, sie erscheinen alle nicht nur den Geschlechtern, sondern auch den Individuen nach aus einem Modelle hervorgegangen. Und während an den Aepfel-, Kirsch- und Pflaumenbäumen alle Blüthen seit Anbeginn der Welt in Farbe und Gestalt sich gleichen, sind alle Blüthen am Baume des Menschengeschlechts von jeher verschieden gefärbt und verschieden geformt. Das Wunderbarste und Unbegreiflichste ist dabei der Blick in die Zukunft. Denn liegen in der Vergangenheit schon unzählige Massen abgestorbener Früchte und Formen, so liegen im Schooße der Zukunft noch unvergleichlich größere Massen von Keimen für erst noch zu erwachende Gebilde. Die Schönheiten, die man nach Jahrhunderten preisen und lieben wird, sie werden keiner einzigen der gewesenen gleich seyn, und doch werden sie wieder in ihrer eigenthümlichen Art nicht weniger entzücken. Die unabsehbare Reihe großer Männer, die noch aus dem Staube erstehen soll, und zu der die jetzigen Geschlechter den Samen in sich tragen, sie werden alle ihre eigenen, nie so verrichteten Thaten ausführen, alle ihre originellen, nie so gedachten Gedanken denken, und alle wieder ihre auf besondere Art große und erhabene Physiognomie besitzen. Wird nicht auch noch eine Menge von Völkern sich von dem großen Hauptstamme der Menschheit abzweigen? — Werden dann nicht auch noch viele zuvor nie gekannter, völlig unerhörter Nationalphysiognomien erstehen — und sich für einige Aeonen festsetzen, bis sie wieder ganz anderen eben so unerhörten Gesichtern Platz machen?"

Herr Kohl passirte Belgrad, die berüchtigten Stromschnellen der Donau, und kam, dem wallachischen Ufer entlang bis Orsowa. Der zahlreiche wallachische Volksstamm (8 Millionen) spricht eine romanische Mundart, die am nächsten der italienischen verwandt ist. Ein Franzose, der mit auf dem Schiffe war, staunte über die bekannten Töne, die er hier vernahm, und wollte sich nicht ausreden lassen, die Wallachen seyen Franzosen, die irgend einmal auf einem unvergänglichen Eroberungszuge in diesen Gegenden zurückgeblieben seyen. Es wäre wohl sehr der Mühe werth, die Sprache, so wie auch die Traditionen der Wallachen näher zu studieren und wäre dieß eine schöne Lebensaufgabe für einen jungen österreichischen Gelehrten.

Mit gerechter Bewunderung spricht der Verfasser von dem großen Institut der Militairgrenze, durch welches nicht nur die Barbarei von Europa abgewehrt, sondern auch unter die Barbaren selbst Kultur gepflanzt wird, und macht darauf aufmerksam, daß zur Zeit der Römer dieselbe Donaugrenze auf dieselbe militairische Weise besetzt gewesen, um die damals im Süden wohnende Kultur gegen die von Norden hereinbrechende Barbarei zu schützen; ein welthistorisch höchst merkwürdiger Umtausch der Stellung. Aber noch merkwürdiger ist es wohl, daß ein Fluß so lange die Grenze bilden konnte, da er von Natur berufen ist, im Gegentheil die Grenzen auszudehnen oder zu durchbrechen. Wenn man erwägt, wie in Nordamerika das ganze politische und bürgerliche Leben naturgemäß den großen Strömen nachzieht, muß man bedauern, daß in Europa, dem gebildetsten Welttheil, die größte von der Natur selbst gezogene Wasserstraße noch immer so unverhältnißmäßig wenig benutzt wird.

Im vierten Bande begleiten wir den Verfasser auf einem Besuch beim Pascha von Orsowa. Dieser Besuch erhielt besonders durch die Anwesenheit der Contumazdiener etwas Originelles. Die Reisenden durften in das Haus des Paschas gehen, mit ihm reden, Kaffee trinken und Tabak rauchen, nachdem alles was man ihnen darreichte, zuvor durch die Hände jener Auffseher gegangen war. Hätten sie aber irgend einen Gegenstand unmittelbar berührt, so würden sie, als muthmaßlich von der Pest angesteckt, haben Quarantaine halten müssen. Nicht minder komisch ist, was der Verf. von den serbischen Weibern erzählt, die ihren Männern Lebensmittel auf die Grenzwacht bringen, aber in gemessener Entfernung von ihnen bleiben müssen, um sie nicht mit der muthmaßlichen Pest anzustecken. „Für mich war dieß ein sehr interessantes Schauspiel, und ich dachte mir, wenn man einmal so ein Rastell, recht zierlich ausgebaut, auf die Bühne brächte und die Decorationsmaler dazu in den Coulissen rechts und links naturgetreu die imposanten Donauufer und die serbischen Gebirge darstellten, wenn dabei dann die verschiedenen walachischen, serbischen und türkischen Volkskostüme richtig beobachtet würden, und wenn zu dem Allen noch eine Liebesgeschichte käme, — sie hüben, — er drüben, und ferner die Ideen der Pest, des ewigen Grenzhaders, des Mohamedanismus und des Christenthums richtig aufgefaßt und klug eingemischt würden, so könnte dieß eine ganz neue, auf unserer Bühne noch nie gesehene Scene zur Eröffnung eines ersten oder zweiten Aktes (ich denke an den Marktplatz in der Stummen von Portici) abgeben."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 15.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 8. Februar 1843.

Werke über Oesterreich.

1) Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten von J. G. Kohl. Fünf Bände. Dresden und Leipzig, Arnold, 1842.

(Schluß.)

Ferner folgen wir dem Verfasser zu den Herkulesbädern von Mehadia, die schon zur Römerzeit berühmt waren. Da die Walachen direkte Nachkommen der mit Römern vermischten alten Dacier sind, so machte diese Erinnerung auf Herrn Kohl einen besonders lebhaften Eindruck. „Die Felsen sind noch ganz dieselben, wie die Präfekten beider Dacien sie zur Erholung mit den Ihrigen (cum suis) bestiegen, die Menschen (die Dacier) sind auch noch eben so gekleidet, wie sie auf der Trajanischen Säule in Rom abgebildet stehen, und selbst die Töne der flüssigen, flüchtigen Rede sind noch ganz dieselben; wie die Römer sie den Barbaren lehrten. Die Briefe, welche die dacischen Boten aus der Ferne in dieß dunkele Thal bringen, mögen etwas anders zusammengefaltet seyn, aber die Aufschriften sind noch dieselben; „Domnai, Domnai" (Dominae) fing die Aufschrift eines Briefes an, den ein solcher dacischer Bote am Abend in unsere Gesellschaft brachte. Er sah mir ganz so aus, als hätte ihn ein römischer Vetter etwa aus den Legionsquartieren des Isther an seine Cousine in den Bädern geschickt. „Responso?" (wird Antwort seyn?) fragte der Bote endlich, als man ihn eine Zeit lang hatte stehen lassen. „No!" (non) hieß die Antwort. Man gab ihm Geld, welches er ungezählt einstecken wollte. „Numera! numera!" (zähle nach) rief ihm der römische Centur.... ich wollte sagen, der österreichische Lieutenant zu. Es ist mir unbegreiflich, wie die Römer dieß Wunder einer solchen langen Sprachüberlieferung in der kurzen Zeit, in welcher sie Dacien besaßen, zu Stande gebracht haben, und noch dazu in einem Lande, wo nach dem Untergange ihres Reichs Jahrhunderte lange Völkerströmung und politische Anarchie erfolgte. Ihre Sprache und ihr Wesen muß etwas von dem Geruche des Moschus gehabt haben, denn wo der einmal hingerieben ist, da kann es unaufhörlich wehen und stürmen, die Stelle wird doch immer ganz frisch nach Moschus riechen." — Um das Leben der Grenzer genauer kennen zu lernen, vertiefte sich Herr Kohl in das Tschernathal, in der Nähe von Mehadia, eine höchst interessante Felsenwildniß, wo Bären, Gemsen und Räuber herrschen und die Grenzoffiziere in romantischer Einsamkeit zubringen.

Sodann erörtert er die Verhältnisse des Banats: „Gleich nach seiner Eroberung wurde das ganze Banat einer militairischen Verwaltung, ganz ähnlich der der Militairgrenze, unterworfen. Diese Verwaltung organisirten der Prinz Eugen und der General Mercy. Das ganze eroberte Land, das zum Theil sehr entvölkert war, wurde mehr oder weniger als für das Haus Oesterreich erworbenes Eigenthum angesehen (weßhalb auch noch in diesem Augenblick die Krone Ungarn nirgends mehr Kameralgüter hat als im Banate). Viele Deutsche, Spanier und Italiener wurden berufen, das Land zu bevölkern (eben so wie auch die Römer unter Trajan aus Italien, Spanien und anderen Ländern schon einmal viele Kolonien hierher geführt hatten). Sie belehnte man mit Ländereien und schenkte verdienten Generalen ebenfalls Güter, verkaufte auch dergleichen zu billigen Preisen. Deutsche und serbische Stadt-Magistrate wurden in den zu Städten erhobenen Ortschaften eingesetzt, und diese erbauten sich Rathhäuser, so wie für die Soldaten überall Kasernen errichtet wurden. Mehrere Kanäle für Schifffahrt und zur Austrocknung der Sümpfe wurden gegraben, zu wiederholten Malen serbische, bulgarische und deutsche Kolonisten ins Land gezogen. Es wurde dann das Ganze mappirt, katastrirt, allen Dörfern das Ihre genau ausgemessen. Der ganzen Verwaltung stand ein sogenannter „Präsident" vor, und übrigens

war das Land nach deutscher Weise in Kreise getheilt, deren jeder einen Kreishauptmann an der Spitze hatte. Alles dieß geschah nach und nach in einem Zeitraum von ungefähr 60 Jahren, und die Leute im Banat nennen diese Periode die Zeit der „deutschen Verwaltung." Den Ungarn aber schien diese deutsche Verwaltung eine Verletzung ihres alten Besitzrechts an diesen Gegenden zwischen der Maros, Theiß und Donau, welche die österreichischen Kaiser nicht als solche, sondern als Könige von Ungarn und nicht für sich neuerobert, sondern für die ungarische Krone zurückerobert hätten. Sie lagen daher der Kaiserin Maria Theresia schon lange an, das Banat wieder mit dem Königreiche Ungarn zu vereinen und dort wie im übrigen Ungarn die Verwaltung der Gespanschaften und die Theilnahme dieser Gespanschaften an den ungarischen Reichstagen einzuführen. Gegen das Ende der Regierung dieser Kaiserin erlangten sie auch dieß Zugeständniß. Die deutsche Verwaltung, welche das Banat allein zu dem gemacht hatte, was es geworden ist, die fruchtbarste und eine der bevölkertsten Provinzen Ungarns, hörte auf, der Präsident dankte ab (das Präsidentenhaus steht noch in Temeswar), und die Ungarn nahmen Besitz vom Banat und theilten es nach alter, vortürkischer Weise in drei Comitate, das Temescher, Krassover und Torontaler. Aus jener deutschen Zeit aber stammen hauptsächlich die vielen deutschen Kolonien im Banat; daher kommt es, daß Temeswar mehr als irgend eine Stadt im ganzen östlichen Ungarn noch jetzt deutsch ist (ich erinnere dabei wieder daran, daß es auch ehemals, als Tibiscum, eine eben so bedeutende römische Kolonie enthielt), und daher schreibt sich endlich auch noch die Anhänglichkeit dieser Deutschen in Temeswar und im ganzen Banate an jene alte deutsche Verwaltung her, welche das Land neu constituirte, und unter welcher sich wohl entschieden die Bauern und Bürger wohler befanden als unter der jetzigen Adelsherrschaft, die den Bürger und Bauer weniger achtet, als es die österreichischen Präsidenten, welche von Mercy an fast lauter Deutsche oder doch wenigstens Nicht-Ungarn waren, so Engelshofen, Baron Lutzen, Fochtern, Graf Thierheimb, Villars, Clary und die Administrationsräthe Hildebrand, Knoll, Laff, Neumann 2c. 2c. — In der Militairgrenze, wo der österreichische Kaiser allein der Grundeigenthümer ist (er hat das Obereigenthum aller liegenden Güter), wo aller sonstige Grundbesitz nur Militairlehn ist, und wo ein Offizier außer einem Obst- und Gemüsegärtchen nichts besitzen, ja nicht einmal ein größeres Grundstück in Pacht nehmen darf, gibt es keine Spur von grundbesitzendem Adel. So wie man aber die ungarische Grenze überschreitet, hört und sieht man überall gleich die „Grundherren" und ihre Herrschaftrn. — Der Hauptstamm des banatischen Adels ist ein völlig neugeschaffener, es sind meistens Serbier und zum Theil auch Armenier. Diese letzteren, die Armenier, sind die großen Viehzüchter, sowohl in diesen Gegenden Ungarns als auch in den im Norden der Maros liegenden Comitaten. Sie werden häufig sehr reich bei diesem Geschäfte, und da in keinem Lande der Adel leichter zu erwerben ist als in Ungarn, wo er zugleich auch mehr Prärogativen gewährt als in irgend einem anderen Lande, so kaufen sich solche Herren dann sehr gewöhnlich im Banate an und gehören dadurch zum Adel." Die Serbier sind nicht minder reich. „Im Temeswarer Comitate zählt man allein nicht weniger als 16 bis 18 serbische Familien, deren jede 100,000 bis 150,000 Gulden Revenuen hat. Zu den billigsten Preisen haben sie im vorigen Jahrhunderte die schönsten Güter erworben, auf denen sie wie die unumschränktesten Dynasten von der Welt leben und die jetzt durch die Zunahme des Verkehrs in der Colonisation des Banats seit 80 Jahren um das Sechs-, Acht- und Zehnfache im Werthe gestiegen sind. Wegen der zwischen den Serben und Ungarn (d. h. zwischen Slaven und Magyaren, neuem und altem Adel, neuer und älterer Bildung, Griechenthum und Katholicismus) bestehenden entschiedenen Abneigung kaufen sich sehr selten magyarische Edelleute in diesen Gegenden an." Dieser serbische Adel ist, wie Herr Kohl S. 213 bemerkt, der größte Bewunderer der Macht Rußlands, wozu vorzüglich die Religion beiträgt.

Ueber den Unterschied zwischen der katholischen und griechischen Religion macht der Verfasser eine feine Bemerkung: „Besonders auffallend war es mir, so ungleich mehr Männer als Frauen in der griechischen Kirche zu finden. In der katholischen Kirche, die ich darnach besuchte, war dieß umgekehrt. Ich glaube, daß durchweg in der ganzen griechischen Kirche die Männer mehr an dem Gottesdienste Theil nehmen als die Frauen. In der griechischen Kirche standen die Männer alle vorne an und bildeten die mittlere Masse der Versammlung; die Frauen aber waren mehr hinten zerstreut. Auch dieß war umgekehrt in den meisten ungarischen katholischen Kirchen, die ich sah, in denen immer die Frauen vorn und in der Mitte in Masse zusammensaßen, während die Männer hinten an den Mauern, vor den Thüren und in den Gängen vertheilt waren. Auch diese Gruppirung des Publikums in den verschiedenen Kirchen hängt gewiß mit dem Charakter beider zusammen. Die griechische Kirche ist eine Männerreligion, die katholische, welche die Mutter Maria so hoch stellte, hat weit mehr dem tiefreligiösen Sinne, der in dem Wesen des Weibes liegt, gehuldigt. Daher gibt es in der katholischen auch weit mehr heilig gesprochene Frauen als in der griechischen; im Ganzen, glaube ich, wenigstens drei Mal so viel. Auch Nonnenklöster gibt es deßhalb bei den

Katholiken mehr als bei den Griechen. Es bezeichnet dieß außerordentlich stark den gewaltigen Unterschied des Geistes, der in beiden Kirchen waltet." Eben so merkwürdig sind die Kontraste in den reformirten Kirchen Ungarns. Lutheraner sind meist Slowaken, Calvinisten dagegen Magyaren und gerade diese reformirten Magyaren sind die heftigsten Feinde alles Deutschen.

Aus dem kothigen Banat — die Schilderung, wie diese spiegelglatte Ebne sich bei Regenwetter in ein Meer von Koth verwandelt S. 293 ff. ist sehr originell — reiste der Verfasser durch die große Ebene Ungarns quer durch, gerade aus nach den steyrischen Gebirgen. Zuvor beschreibt er noch ausführlich die Stadt Szegedin, wo er unter andern die „italienische Deportaten-Anstalt" besuchte. Er fand die gefangenen Italiener hier in einer sehr erträglichen Lage, was er zur Steuer der Wahrheit, gehässigen Gerüchten gegenüber, aussagen zu müssen glaubt. — Die im Hintergrunde Ungarns sitzenden Völkerstämme Jazygen, Kumanen, Haiducken, Szekler sind sämmtlich echte Magyren oder wenigstens denselben sehr nahe verwandt; seit unvordenklichen Zeiten haben sie die gleiche Sprache. Die Szekler haben den ausgezeichnetsten, echt magyarischen Racentypus und wie die Ungarn die besten Reiter in der Welt sind, so sind wieder die Szekler die besten Reiter unter den Ungarn. Die Ironie des Zufalls aber wollte, daß gerade in Ketskemet (einer Stadt von 32,000 Einwohnern mitten in der Wüste Centralungarns) italienische Reiterei stationirt war. Bekanntlich sind alle welschen Nationen, Franzosen wie Italiener, elende Reiter und diese mußten hier vor den Kenneraugen der Ungarn ihre Schule durchmachen. — Herr Kohl bemerkt, daß der großen ungarischen Steppe, die mehr als 1000 Quadratmeilen umfaßt, die erratischen Blöcke gänzlich fehlen.

Sein Rückweg führte durch diese Steppe über Stuhlweißenburg und den interessanten Plattensee. Es ist uns unmöglich, hier auf alle die interessanten Bemerkungen und Schilderungen aufmerksam zu machen, die das Werk in so reichem Maaß enthält. Wir verlassen also Ungarn und wollen nur noch erwähnen, daß der Leser S. 123 f. eine sehr ausführliche Beschreibung der Blutegeltransporte finden wird, die jetzt, nachdem Ungarn schon fast erschöpft ist, aus der Wallachei nach Paris gehen. Mit dem Viehhandel ist es derselbe Fall. Das meiste Vieh kommt aus den Steppen der Ukraine, worüber Herr Kohl in seinem Werk über Südrußland die genauesten Nachrichten mitgetheilt hat.

Bei seinem Eintritt in Steiermark begrüßt der Verfasser die deutsche Nationalität mit Wärme und hält dem Vaterlande eine Lobrede. Doch hat sich unter demjenigen Theil der steirischen Bevölkerung, der von den Slaven abstammt, auch bereits Panslavismus geregt, womit die noch in ihrer ganzen Ursprünglichkeit erhaltene Naivetät und Treuherzigkeit der deutschen Bevölkerung seltsam kontrastirt. Von Grätz entwirft Herr Kohl eine reizende Schilderung, und verfehlt nicht, des liebenswürdigen Erzherzogs Johann, der ein wahrer Vater der Gebirgsvölker ist, zu gedenken, wobei er bemerkt: „So weit das Lob dieses hochherzigen Menschen auch erschallt, so sind doch die speciellen Schilderungen seiner Etablissements und Institute, mit denen er die Städte der Tiroler, besonders aber der steirischen Alpenthäler und vor allen Dingen die Stadt Grätz geschmückt hat, noch seltener als die Schilderungen von Besuchen bei dem gastfreien Prinzen selber auf seiner freundlichen Alpenwirthschaft, dem Brandhofe, wie wir sie in mehreren englischen Reisebeschreibungen finden. Und doch leuchtet aus der Solidität jener Werke selbst eben so wohl der Geist jenes Fürsten hervor als aus seiner Persönlichkeit. Es war mir unmöglich, alle die Vereine, Schulen, Sammlungen, welche entweder unmittelbar von jenem Prinzen oder mittelbar auf seine Anregung gestiftet wurden, näher kennen zu lernen. Doch besuchte ich wenigstens die hauptsächlicheren," vor allem das berühmte Johanneum. Bei seinen Ausflügen in die steirischen Gebirge interessirte den Verfasser insbesondere die Alpenwirthschaft der Senninnen, die Gemsjagd, die Fabrikation des steirischen Stahls und der Kretinismus.

Er besuchte mehrere Sennhütten und erfreute sich am herrlichen Gesang der idyllischen Einsiedlerinnen. Wie diese Alpengesänge so preist er auch den steirischen Tanz. „Ich muß sagen, daß ich schon mehrere Volkstänze gesehen habe, die mir wohl gefielen, z. B. den Husarentanz der Ungarn, die kräftige Masurka der Polen, die poetische Kosakka der Russen, den originellen Djoko der Walachen ꝛc. Auch habe ich wohl den reizenden und üppigen Fandango der Spanier, den (leider!) nichtssagenden Walzer der Deutschen, so wie die stürmischen Galoppaden der Franzosen gesehen, aber ich muß gestehen, daß, was Anmuth, Anstand und Gemüthlichkeit betrifft, mir nichts den steirischen Nationaltanz zu übertreffen scheint. Er ist der nächste Bruder des Tiroler Nationaltanzes und des österreichischen Ländlers, doch ist er noch anmuthiger als jener und mannigfaltiger, bedeutungsvoller und reicher als dieser. Die Bewegungen sind so langsam, wie sie, um schön genannt zu werden, seyn müssen. Die Figuren und Stellungen sind lauter zarte und sinnige Anspielungen auf die süßen Gefühle der Liebe. Dabei wird eine bedeutungsvolle Mimik aufgewandt, welche den Charakter gemüthvoller Fröhlichkeit athmet und die beweist, wie die Steirer den Tanz nicht als eine bloße Motion der Füße, sondern als den höchsten und schönsten Ausdruck der Seelenempfindungen in dem ganzen entzückten Spiele der

Glieder aufgefaßt haben. Ich finde allerdings auch viele der anderen genannten Nationaltänze sehr schön, wenn sie schön getanzt werden. Allein der spanische Fandango wird leicht üppig, der ungarische Nationaltanz klirrt zu viel mit den Sporen, der polnische artet leicht zu Wildheit aus, und der russische ist mit vielen bizarren, mehr komischen als schönen Muskel- und Gliederverzerrungen untermischt. Allein zu welcher Ausartung der steirische geneigt wäre, weiß ich nicht. Vielmehr scheint es mir, daß er so weit von dem Ueppigen, Wollüstigen, Wilden und Bizarren entfernt ist, daß ich ihn geradezu den Tanz der Grazien nennen möchte. Ich gestehe, ich bin auf der einen Seite stolz darauf, daß es ein deutscher Stamm ist, der diesen Ausdruck des Schönen erfand, — begreife aber zugleich auf der anderen Seite auch gar nicht, daß nicht alle anderen deutschen Bruderstämme diesen Steirischen erlernen und sich anzueignen suchen."

Ueber die Gemsenjagd, die in Steiermark noch blüht, während sie in der Schweiz immer mehr abgenommen hat, berichtet der Verfasser mancherlei Neues. Er kam eben auf das Kloster Admont, als die reichen Mönche daselbst von einer Gemsenjagd zurückgekehrt und noch ganz voll von ihren Jagdabenteuern waren, und er hatte auch sonst Gelegenheit, sich mit Gemsjägern zu unterhalten. Manche Bemerkungen weichen von der gewöhnlichen, auch in naturgeschichtlichen Werken verbreiteten Ansicht ab. Was der Verf. von der Vortrefflichkeit des steirischen Eisens sagt, müssen wir aus Mangel an Raum hier übergehen. Er hätte dabei an den alten schönen Vers erinnern dürfen:

Steier hat den Stier im Feld,
Es gebiert ihm selber Waffen ꝛc.

Der Kretinismus in Steiermark ist eines nähern ärztlichen Studiums werth. „Auch hier in Steiermark wie in der Schweiz werden die armen Trodbeln von den Leuten als eine Art geheiligter Personen angesehen, und eine Beleidigung des Trodbels eines Hauses wird von der ganzen Familie sehr übel aufgenommen. Es ist wohl nichts natürlicher als dieß, theils weil diese hülflosen Geschöpfe des besonderen mitleidigen Schutzes Anderer bedürfen, theils weil sie bei dieser oft so unerklärlichen und zuweilen scheinbar unverdienten, stets aber schrecklichen Strafe den Finger des Himmels zu erkennen glauben, und weil sich daher bei ihnen die Meinung festgesetzt hat, der arme Kretin erdulde für die Sünde aller übrigen Familienmitglieder die Strafe des Himmels. Uebrigens sind ja auch fast bei allen Völkern der Welt die Geisteskranken mehr oder weniger mit einem gewissen Heiligenschein umgeben, weil die Menschen sich diese Krankheiten noch weniger erklären können als die somatischen Leiden, und weil die Krankheiten des Geistes oft mehr als sein gesunder und normaler Zustand uns die Existenz einer überirdischen, anderen Gesetzen unterworfenen Geisterwelt nahe treten lassen. Das Schlimmste ist, daß man nicht immer die Ehen unter den Kretins vermeiden kann. So wurde mir hier ein Bauernhof citirt, der auf eine Kretine vererbt war. Einige Leute waren dabei interessirt, daß die Erbschaft nicht in andere Hände fiel, und sie suchten diese Kretine zu verheirathen. Man konnte nur einen ebenfalls etwas kretinartigen Burschen zu dieser Heirath willig machen, und so mag sich denn hier ein widerliches Geschlecht fortpflanzen. Zwei andere Bauernhöfe sollen sich in einem Thale, ich glaube, in der Hinter-Radmer befinden, die wegen des auf ihnen herrschenden Kretinismus so verrufen sind, daß sie völlig werthlos geworden sind. Schon mehrere Mal wurden diese Gehöfte mit neuen Einwohnern und Besitzern versehen, aber jedes Mal „vertockerten" sie, wie die Leute sich ausdrückten. Die Gesunden haben nun natürlich vor diesem „Vertockern" eine solche Angst, daß sich keine Käufer mehr zu jenen Höfen finden. — Es ist sehr bemerkenswerth, daß dem natürlichen Instinkte der ihres raisonnirenden Verstandes beraubten Kretins hier und da viele Dinge klar zu seyn scheinen, die den anderen Menschen entgehen. Sie sind gewissermaßen überall in den Alpenländern eine Art prophetischer Capitols-Wächter. Denn man erzählt sich überall viele außerordentliche Geschichten und Vorfälle, bei denen ein Kretin Unheil verkündete oder abwandte. Auch in der Schweiz soll ja ein Kretin bei der Schlacht von Sempach den Vaterlandsvertheidigern durch Ausforschung der feindlichen Pläne sehr nützlich geworden seyn. In Steiermark hört man fast in jeder Familie von dem Trodbel des Hauses etwas Wunderbares citiren."

Herr Kohl schildert nun das schöne Salzburg, Berchtesgaden, das salzreiche Reichenhall, Ischel, Schliersee, Tegernsee ꝛc. und verläßt hier die Alpenwelt, indem er noch einige gute allgemeine Bemerkungen über die „Alpenkenner" d. h. über die verschiedenartigsten Alpenreisenden, malerische, enthusiastische, botanische, geognostische, medicinische ꝛc. anknüpft. Wir müssen schließen, um unsre Anzeige nicht allzu weit auszudehnen, und können unsrerseits nur wiederholen, was wir schon an den früheren Werken des Herrn Kohl rühmten, daß er in seinen Reisebemerkungen die glücklichste Mischung des Wichtigen und des Anziehenden zu treffen weiß und uns auf die angenehmste Weise, während wir seine Werke lesen, beschäftigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 16.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 10. Februar 1843.

Werke über Oesterreich.

2) Wien und die Wiener. Historisch entwickelt und im Verhältniß zur Gegenwart geschildert von Matthias Koch. Karlsruhe, Macklot, 1842.

Da auf dem Titel steht „mit k. k. österreichischer allerhöchster Censurerlaubniß," begreift man leicht, daß es sich hier nicht von einer Schneller'schen oder Turnbull'schen Kritik handelt; gleichwohl ist das Buch freimüthig abgefaßt. Es gibt weniger Raisonnement als Thatsachen und verfolgt die Geschichte der Stadt Wien von ihrem Ursprunge durch die Stürme der Reformation bis auf die neueste Zeit. Für die ältere Zeit ist Schlagers treffliches Werk benutzt worden, für die Zeit Karls VI. hätte noch Förster mehr benutzt werden dürfen. Es war dieß der Wendepunkt des Wiener Lebens, der Uebergang aus der fanatischen Schreckenszeit in die des phäakischen Wohllebens. Was die Lady Montague über Wien sagt, was Flögel über die Volksbelustigungen beibringt, was man bei dem gänzlich vergessenen Conlin findet, hätte hier wohl mitgetheilt werden dürfen. Diese trefflichen Genrebilder hätten ganz in ein Werk, wie das vorliegende, gehört. Die Wiener Lokalposse ist ältern Ursprungs, als der Verfasser S. 240 anerkennt. Ihre Entstehung fällt mit der Blüthe der Kapuzinaden auf den Kanzeln, mit der beliebten Mode humoristischer Predigten zusammen, also ins Zeitalter, in welchem Pater Abraham a Sancta Clara in Wien predigte. Was dieser Pater für die Kirche war, das war der Schlesier Stranitzki für das Volkstheater. Beide vereint begründeten im Beginne des 18ten Jahrhunderts den Wiener Humor, von dem sich jedoch auch schon früher im Pfaffen vom Calenberge eine Spur zeigt. Dem Volk selbst ist eine humoristische Anlage nicht abzusprechen; sie wurde aber einseitig ausgebildet und ein wenig auf das Läppische gerichtet. Dieß hat der Verfasser sehr gut aufgefaßt, indem er sagt: „Es ist gewiß, daß die Volksbühne auf die Sitten und Denkweise der Wiener einen großen und folgenreichen Einfluß ausgeübt hat. Sie entwickelte das lebensfrohe, gemüthliche und leichtbewegliche Seyn und Treiben, gab dem den Wienern angeborenen Hang zu den Tändeleien des Witzes immer frischen Stoff, erweckte einen durch kein Mißgeschick zerstörbaren Frohsinn, und versetzte sie in die behagliche Situation, die Dinge stets nur durch die buntfarbigen Gläser des guten Humors anzuschauen. Sie gewöhnte das Wiener Publikum an die Richtung, von den unbedeutendsten wie von den wichtigsten Ereignissen jederzeit diejenige Seite hervorzukehren, an welcher der Scherz, die Laune und das Witzspiel einen Anhaltspunkt fanden. Diese Richtung wurde bald zur vorherrschenden, weil man übersah, die schädlichen Wirkungen derselben durch das Gegenmittel einer kräftig influenzirenden Anregung des ernsten und tiefen Denkens zu neutralisiren. Allein Joseph, der mit seiner Zeit die rationellen Wissenschaften für überflüssig hielt, hinderte ihre Betreibung, und lenkte statt dessen die gesammte Geistesthätigkeit auf die rein materielle Bahn. So zwischen Lebensgenuß und Broderwerb getheilt, erstarb das Leben des innern Menschen; Mangel an Grundsätzen, Verflachung der Gesinnung, Indifferentismus für die höheren geistigen Interessen waren die Folgen dieses Verfahrens. Anderntheils bleibt es unbestritten, daß das heitere Wiener Volksleben auch seine gute, den politischen Verhältnissen zuträgliche, Seite hatte. Trübe Ereignisse glitten am leichten Sinn des Volkes spurlos hin, oder drangen doch nie tief ein."

Der Verfasser gibt eine gute Uebersicht über die allmählige Entstehung der großartigen Institute aller Art, deren sich die Kaiserstadt zu rühmen hat. In Bezug auf die Sitten bemerkt er im Allgemeinen, daß in Wien doch mehr Vorliebe für ausländischen Geschmack, französische und selbst englische Moden, Sprache und

Literatur zu finden sey, als es sich für die erste und größte unter allen Städten Deutschlands zieme. Der Geist der deutschen Nation sollte hier alle andern überwiegen, und mit demselben Stolz sollte der Deutsche auf diese seine Capitale blicken, wie der Franzose auf Paris, der Engländer auf London. Er sollte hier alles vereinigt finden, was dem Nationalstolze schmeichelt.

Was den Unterschied der Stände anlangt, der in Oesterreich noch in größerer Ursprünglichkeit zu finden ist, als anderwärts, so macht der Verfasser auch darüber einige sehr gute Bemerkungen. „Der so schätzbare Bürgerstand, sagt er S. 357, strebt besonders in Wien im Gewerbsfleiß tüchtig empor. Ihm thut vorzüglich Noth, daß er, da sein Geschäftsbetrieb durch die Wechselfälle der Geldverhältnisse so leicht verderblichen Schwankungen und Stockungen ausgesetzt ist, bei den Unternehmungen Vorsicht walten lasse, und sie weniger durch die Ausdehnung, als vielmehr durch Solidität gewinnbringend mache. Der Korporationsgeist, der sich in älterer Zeit in Wien dadurch von einer sehr lobenswerthen Seite bemerkbar machte, daß der Bürger den Bürger nicht sinken ließ, wenn durch ein Mißgeschick eine Störung im Geschäfte eintrat, ferner dadurch, daß bei verschiedenen Anlässen Alle kräftig für die Ehre und die Erhaltung ihrer Genossenschaft zusammenwirkten, wird stärker aufleben und in diesem Sinne sich geltend machen müssen. Es frommt nicht, wenn, statt sich wechselseitig zu unterstützen, vielmehr Einer auf den Ruin des Andern wartet, auch kann es nimmermehr reellen Vortheil schaffen, wenn sich der Eine, um den Andern in der Konkurrenz zu überbieten, auf den Schwindel der Arbeit und des Verkaufs zu unverhältnißmäßigen Preisen verlegt. In dem Maaße, als die Gewerbsbetriebsamkeit in Wien sich vergrößert, und die Aussicht auf Absatz der Produkte nach Außen günstiger sich gestaltet, wird besonders gestrebt werden müssen, die als Handelswaare gesuchtesten Artikel mit denen des Auslands in der Qualität und im Preise der Erzeugung gleichzustellen. Besonderes Augenmerk verdienen in dieser Beziehung die ganz gemeinen Handwerker-Erzeugnisse. Sie sind im Vergleich mit der höhern Industrie-Produktion, selbst in Wien, noch sehr zurück. Die Ursache ist dießfalls in der Macht des althergebrachten Gewohnheitsverfahrens, so wie im Abgang der nöthigen Anleitung zur Aneignung einer bessern Methode zu suchen. In beiden Beziehungen könnte Abhülfe geschehen, wenn die Zünfte und Innungen sich über die Mittel beriethen, wie durch vereintes Bemühen die neuesten Verbesserungen in den einzelnen Gewerbszweigen einzuführen seyen. Diese Selbstthätigkeit für die gemeinsamen Zwecke hätte nothwendiger Weise von ihrer Seite einzutreten, um die unterste Gewerbsklasse auf eine höhere Stufe der Erzeugung zu bringen. Es ist also auch in diesem Punkte Belebung des Gemeingeistes wünschenswerth." Vom Adel heißt es S. 360: „Wo Wünsche und Bestrebungen nach gewissen Gütern durch den angeborenen Besitz oder eine große Leichtigkeit des Erwerbs von vorneherein ihr Ziel gefunden haben, fallen alle den geselligen Verkehr beengenden und störenden Bewegungen, alle Nebenrücksichten auf Rang- und Vermögensunterschied, alle Emotionen kleinlicher Eitelkeit und Ambition, alle Gründe und Triebfedern des Vorziehens und Nachsetzens weg. Es tritt ein dem Wesen wahrer Geselligkeit ungemein zusagendes Paritätsverhältniß ein. Da nun dieses hauptsächlich beim Adel gefunden wird, so wohnt seinen Kreisen das einfachste und natürlichste Element der Geselligkeit ein. Man vereinigt sich hier, ohne Prätensionen der gedachten Unterschiede mitzubringen, und ohne etwa über allenfallsige Bevorzugung zu rechten, weil gewisse Auszeichnungen von selbst verstanden und durch Uebereinkommen hergebracht und geregelt sind; dergestalt, daß nicht leicht ein Mißverständniß darüber entstehen kann. Da man nichts Anderes anfordert, als lebhaften Ideenaustausch und reichlichen Beitrag jedes Einzelnen zur gemeinschaftlichen Unterhaltung, so gewinnt die Conversation Leben und Heiterkeit, und da sich dabei Jeder gerne so gibt, wie er beschaffen ist, so werden Beziehungen aller Art mit Leichtigkeit angeknüpft und festgehalten. Läge es nicht überhaupt im Charakter des Oesterreichers, alle Dinge von der fröhlichen Seite aufzufassen, so würde das Wohlleben der Reichen und Großen für sich allein dazu führen." In der That kann wahre Geselligkeit nur bei Gleichheit der Verhältnisse Statt finden, und ihr gefährlichster Feind ist nicht sowohl der Unterschied zwischen Adel und Bürgerstand im Allgemeinen (der sie vielmehr begünstigt, da beide zahlreiche Klassen sich sehr leicht wechselseitig entbehren können), als vielmehr die Rangordnung innerhalb des Bürgerstandes selbst, theils nach der Stufenleiter des Staatsdienstes, theils nach den Summen des Vermögens. Im Lande der Geheimeräthe (Preußen), im Lande der Geheimenhofräthe (Baden) und in den guten alten Städten, in denen die Millionäre sitzen, und die Tonnen Goldes mehr oder weniger einen eben so scharfen Unterschied des Ranges und der gesellschaftlichen Ueber- oder Unterordnung bilden, wie die Gradationen der Sekretäre, Assessoren, Räthe, Hofräthe, Geheimenhofräthe, Geheimeräthe, wirklichen Geheimeräthe rc., kann unmöglich die heitere und unbefangene Geselligkeit zu finden seyn, wie unter Gleichberechtigten, und so lange der deutsche Bürgerstand in seinem eignen Kreise so erstaunlich viele Abtheilungen macht, gegen Seinesgleichen selbst exclusiv

ist und schon den ihm Nächststehenden über die Achsel ansieht, hat er kein Recht, sich über den Geburtsstolz des Adels zu beklagen; vielmehr gibt ihm der Adel durch die Art, wie derselbe sich unter sich benimmt, ein Beispiel, das er auch seinerseits befolgen sollte. Neben dem, was Herr Koch am Adel Wiens rühmt, steht aber auch folgender Tadel: „Ganz unvertilgbar ist übrigens der Gebrauch der französischen Sprache, der sich um so weniger rechtfertigen läßt, als das Bedürfniß, französisch zu reden, nicht vorhanden ist. Er stört überdieß die Wirkung der Conversation, weil er mit dem der deutschen Sprache abwechselt. Eine in französischer Sprache angefangene Erzählung wird nicht selten deutsch fortgesetzt und französisch geschlossen, oder umgekehrt. Diese Unsitte hat den Nachtheil herbeigeführt, daß ein lebhaft geführtes deutsches Gespräch oft plötzlich ins Stocken geräth, weil dieser oder jener bezeichnende Ausdruck nicht sogleich gefunden wird. Gewöhnlich ersetzt man ihn dann mit einem französischen, dem häufig die Tiefe der Bedeutung des deutschen fehlt. Die gäng und gäbe Behauptung, man könne sich in der französischen Sprache leichter als in der deutschen ausdrücken, gründet nur in der größern Uebung jener als dieser."

Auch über die neueren literarischen Bestrebungen Wiens läßt sich der Verfasser rühmend aus, sagt aber von der jüngstvergangenen Periode: „Beim Zusammenflusse so vieler ungünstigen Umstände kann es diesemnach nicht Wunder nehmen, wenn häufig bemerkt wurde, daß gerade die Begabtesten und Tüchtigsten von aller literarischen Thätigkeit abließen, auch erklärt sich hierdurch die geringe Fruchtbarkeit der österreichischen Presse. Die besseren Schriftsteller beharrten aber auch noch besonders deßhalb in Unthätigkeit, weil sie vermeiden wollten, mit den seichten und gehaltlosen, welche die Literatur immer mehr in Mißkredit brachten, in dieselbe Kategorie geworfen zu werden. Da nun gegen die schlechte Produktion sich kein Gegengewicht gegeben fand, so war es der gegen dieselbe geübten Censurstrenge nicht möglich, die Masse nichtigen Zeugs, welche immerfort auftauchte, hintanzuhalten, und die üble Wirkung auf Bildung und Geschmack zu neutralisiren. Das Schlimmste von alledem ist gleichwohl darein zu setzen, daß der Geschmack des Lesepublikums unter den Einflüssen einer Presse, deren Hervorbringungen lediglich auf Unterhaltung und Zerstreuung berechnet waren, völlig verdarb. Es gewöhnte sich an, die Literatur bloß als Sache der Tändelei und des Zeitvertreibs zu behandeln, und alles das zu scheuen und als ungenießbar von sich zu weisen, was zum Nachdenken aufforderte und geeignet war, den Geist auf eine ernste und würdige Weise zu beschäftigen. In dieser verderblichen Richtung sich bewegend, thaten die Verleger das Ihre hinzu, um das Publikum darin zu erhalten. Ausschließlich ihres pekuniären Vortheils bedacht, verlegten sie hauptsächlich solche Schriften, die, obgleich sie das Gepräge der Nichtigkeit deutlich an sich trugen, doch im Geschmack der Menge, folglich gewinnversprechend waren. Sie werden eingestehen müssen, daß sie sich in unzähligen Fällen damit getäuscht haben, und daß ihnen daraus ein größerer Schaden erwachsen ist, als der war, welcher ihnen aus dem Verlag wissenschaftlicher, ernste Tendenzen verfolgender Werke entsprang. Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß sie bei letztern, deren Lesekreis immer beschränkter wurde, öfter zu Schaden kamen, was bewirkte, daß sie den Verlag derselben zuletzt beinahe ganz aufgaben. Da nicht selten wissenschaftliche Werke, selbst mit Verzichtleistung auf ein Honorar, keinen Verleger fanden, so mußte die wissenschaftliche Produktivität abnehmen und die österreichische Literatur an großen und gediegenen Werken verarmen. Diese Schilderung der literarischen Zustände gilt von der allernächsten Vergangenheit, und wenn wir Anstand nehmen, sie in ihrer Totalität auf den gegenwärtigen Moment zu übertragen, so geschieht es nur deßhalb, weil seit Kurzem das Regewerden eines bessern Geistes verspürt wird. Wir würden übrigens dabei die Wahrheit nur halb gesagt haben, ließen wir unbemerkt, daß die Regierung das Verderbliche dieser Zustände erwog und abzuwenden bemüht war. In dieser Absicht erließ sie 1810 ein Preßgesetz, welches kaum noch etwas zu wünschen übrig ließ. Allein in Folge der politischen Bewegungen in Italien und Deutschland traten neuerdings bedeutende Beschränkungen ein, die fast die ganze Wirksamkeit desselben aufhoben. Unter der gegenwärtigen Regierung ist jedoch dießfalls ein entschiedener Wendepunkt eingetreten. Im Jahre 1841 ward das Preßgesetz von 1810 mit Aufhebung aller von dieser Zeit an bis dahin stattgefundenen Beschränkungen wieder hergestellt. Dadurch ist das Hinderniß, welches der freien Entwicklung der Kräfte im Wege stand, vollkommen beseitigt, und wer da glauben sollte, es walte jetzt noch ein dem Schriftwesen in Oesterreich hinderliches Censurverfahren, würde irren. Ueberhaupt irrt man in der Voraussetzung, die frühere Censurbeschränkung trage die ganze Schuld des Verfalls der Literatur. Dieser war ungleich mehr durch die das einheimische Schriftwesen entmuthigende Theilnahmslosigkeit des Publikums und die fehlerhafte Richtung des Geschmacks, als durch die Censurstrenge herbeigeführt. Die herrschende Vorliebe für französische und englische Literatur, die in ganz Deutschland nirgends so groß ist, als in Wien, verdrängte die deutsche beinahe ganz, und es besteht zur Zeit noch der Wahn, Deutschland liefere von schönwissenschaftlichen

Werken nichts von Bedeutung, daher man genöthigt sey, zu französischen und englischen Romanen und anderen fremden belletristischen Schriften seine Zuflucht zu nehmen."

3) Oesterreichs sociale und politische Zustände. Von P. E. Turnbull. Aus dem Englischen von Moriarty. Leipzig, J. J. Weber, 1840.

4) Reise durch die österreichischen Staaten, von demselben. Daselbst, 1842.

Die Beurtheilung Oesterreichs von einem Engländer. Oesterreich und England bilden in Bezug auf ihre innere Politik große Gegensätze, während sie in der äußeren eben so sehr sympathisiren. In vorliegenden Werken ist diese Sympathie stärker ausgedrückt, als jener Gegensatz. Doch scheint uns Herr Turnbull Manches, und nicht gerade das Unwesentlichste, auf eine irrige Weise aufgefaßt zu haben, namentlich das Verhältniß des monarchischen zum aristokratischen Element, von dem sich seit dem Tode Josephs II. keineswegs sagen läßt, was der Verfasser darüber S. 17 des erstgenannten Werkes anführt. Weit richtiger scheint uns, was über die auswärtige Politik beigebracht wird und man muß die Unparteilichkeit loben, mit welcher hier der Engländer spricht. Turnbull macht es den englischen Staatsmännern zum Vorwurf, daß sie zu der Zeit, als Rußland die Donaumündungen besetzte und über den Hämus rückte, nicht kräftiger eingeschritten seyen. „Oesterreich konnte nicht allein handeln und es konnte nur wenig erwarten, von den westlichen Mächten aufrichtig unterstützt zu werden. Die bereitwillige Hülfe Englands konnte es kaum erwarten, so lange es hören mußte, wie seine Handlungsweise und Prinzipien nicht nur von Einzelpersonen, sondern selbst von Senatoren und Staatsmännern mit Vorwürfen und Invektiven systematisch angegriffen wurden; und dieß noch dazu gefolgt oder begleitet von seinem System auswärtiger Politik, dessen Absicht war, auf der Basis von Verschiedenheiten in der Theorie der innern Regierung, die westlichen den östlichen Staaten Europas entgegenzustellen. Was auch in anderen Hinsichten die Verdienste oder Mißgriffe dieser Politik Englands gewesen seyn mögen, ein Resultat mußte die nothwendige Folge desselben seyn: sie schnitt Oesterreich in der kritischsten Periode die Mittel und Hoffnung einer engen und vertrauten Allianz zu beiderseitigem Interesse ab."

Die Reisebeschreibung ist wohl für englische Leser unterhaltender als für deutsche, da sie uns nicht viel Neues mittheilt, sondern nur Karlsbad, Prag, Linz, Salzburg, Gastein, Ischl, Grätz, Mariazell, Wien, Adelberg, Idria, Triest und Fiume mit ihren uns schon aus vielen andern Büchern bekannten Merkwürdigkeiten beschreibt. In Prag besuchte der Verfasser die verbannte k. französische Familie. Ueberhaupt suchte er etwas zu einseitig die vornehme Welt auf und lernte das eigentliche Volk zu wenig kennen. In der Schilderung dieses letzteren begeht er mehr als eine Ungerechtigkeit. Die positivste Seite des österreichischen Nationalcharakters, die unverwüstliche gute Laune und Herzensgüte ist ihm nur etwas Negatives, die Abwesenheit großer politischer Leidenschaften. In den leichten Sitten ist er ebenfalls geneigt, auf das unmoralische Moment mehr Gewicht zu legen, als auf das Entschuldigende, was im Temperament, in den Umständen und in der verhältnißmäßigen Unschädlichkeit liegt; da doch zwischen den leichten Sitten eines einfachen Naturvölkchens und der Korruption von London und Paris ein großer Unterschied Statt findet. Ganz unbesonnen ist, was Turnbull S. 175 von den „fetten Mahlzeiten" sagt, über denen die Fabrikarbeiter ihre Arbeit versäumen sollen. Der Uebersetzer selbst sah sich genöthigt, in einer Note gegen diesen schrecklich lächerlichen Irrthum des Engländers Protest einzulegen. Ueberhaupt ist der Vorwurf ganz unbegründet, daß die Deutschen hinter den Engländern an „Thätigkeit und Energie" im Gewerbswesen zurückstehen. Wären wir so einig, hätten wir so viel Geld, hätten wir alles schon so vortrefflich eingerichtet, wie die Engländer, so würde bei uns auch alles rascher und großartiger von Statten gehn; aber unsern ungünstigern Umständen angemessen, lassen wir es gewiß an nichts fehlen und Herrn Turnbull wird dem Ruhm des „deutschen Fleißes" sicher keinen Eintrag thun.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir freilich in einigen andern Beziehungen den Tadel, den Herr Turnbull auf das deutsche Wesen wirft, als gerecht anerkennen. Wenn er z. B. über die Schreibseligkeit der Deutschen und über ihre Titelsucht sich mokirt, so hat er recht. Aber gerade das heitere und gesellige Volk Oesterreichs leidet unter dieser Pedanterei weniger, als andere deutsche Stämme, und was die Rangsucht anlangt, so wird diese ohne Zweifel in Deutschland nirgends so weit getrieben, als in der Heimath des Herrn Turnbull, wenn sie auch dort durch andere Formen und Namen bedingt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 17.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 13. Februar 1843.

Werke über Oesterreich.

5) Statistische Uebersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie nach den Ergebnissen der Jahre 1834—1840. Dargestellt von Dr. Siegfried Becher, Prof. in Wien. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1841.

6) Statistische Uebersicht des Handels der österreichischen Monarchie mit dem Auslande während der Jahre 1829—1838. Von demselben. Daselbst 1841.

Zwei wichtige Werke für die Landeskunde von Oesterreich. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, in welch erfreulicher Weise sich in neuerer Zeit die Wissenschaft der Statistik vervollkommnet habe und in ihr ehemals todtes Tabellenwesen lebendiger Geist gekommen sey, und wie wenig die, welche das Wohl der Staaten erwägen, der Beihülfe dieser Wissenschaft entrathen können. „Billige Richter, und für die arbeitet Jeder nur, werden nicht übersehen, daß die Statistik erst sich immer mehr und mehr Bahn bricht, daß die scheinbar mechanische Zusammenstellung immer mehr beseitigt, und durch intelligente Kräfte ergänzt und ersetzt werden müsse, was aus Mißverstehen und Nichtachtung so lange unerkannt und unerforscht blieb. Seitdem man den hohen Werth der Statistik erkannt, ihr hohes Interesse für das innere und äußere Staatsleben erfaßt hat, und die genaue Kenntniß des eigenen Staates wie der fremden Staaten den Staatsmännern immer unentbehrlicher wird, darf auch die Statistik auf ihre hülfreiche Hand und kräftigste Unterstützung Anspruch machen. Manches darf noch geschehen, und Vieles bleibt noch hierin zu wünschen übrig. Nur in sehr wenigen Staaten beschäftigt man sich mit regem Eifer für das statistische Wissen, in andern herrscht noch eine große Lauheit in der Sammlung und eine unerklärbare Befangenheit in der Publicirung der statistischen Angaben, und doch ist keine Wissenschaft unschädlicher, keine belehrender für sich und andere, als richtige und genaue statistische Mittheilungen über die Verhältnisse des innern und äußern Staatslebens. Decken sie gleich einzelne Schwächen desselben auf (und wo gibt es deren nicht), so sind sie allein oft geeignet, solche dort unschädlich zu machen und Abhülfe zu bringen, wo es nothwendig ist."

Zuerst gibt Herr Professor Becher eine Uebersicht der Bevölkerung im Allgemeinen. Die Totalsumme der Einwohner des österreichischen Kaiserstaats betrug im Jahr 1840 36,950,401, darunter 18,202,631 männlichen, 18,747,770 weiblichen Geschlechts, und 464,972 Soldaten. Auf die Quadratmeile fielen im Durchschnitt 3177 Menschen. Die Vertheilung nach den Provinzen, so wie die Vergleichung mit der früheren Bevölkerung müssen wir hier übergehen. Im zweiten Abschnitt wird das Verhältniß zu den Wohnsitzen erörtert. Die Bevölkerung vertheilt sich in den Jahren 1837—1839 in 7,637,207 Familien und 5,229,508 Häuser. Ferner wird nach den Konfessionen geschieden. Im Jahr 1839 lebten in Oesterreich 25,469,267 Katholiken, 3,573,218 unirte Griechen, 2,852,120 nicht unirte Griechen, 2,238,918 Calvinisten, 1,258,250 Lutheraner, 44,910 Unitarier, 1770 von andern Sekten und 652,825 Juden. Merkwürdig ist das Verhältniß der unehelichen Geburten zu den ehelichen. Die Provinz Steiermark übertrifft nämlich in der Zahl der unehelichen Kinder noch Wien, obgleich sonst in der Regel die großen Hauptstädte hierin die Provinzen hinter sich lassen. „Nehmen wir das Jahr 1837 als Grundlage der Vergleichung, so reihen sich die Provinzen der österreichischen Monarchie wie folgt:

Steiermark	wie 1	unehel.	zu 3	ehel.	Geburten
Oesterreich unter der Ens	„ 1	„	„ 3	„	„
Oesterreich ob der Ens .	„ 1	„	„ 5	„	„
Kärnten und Krain . .	„ 1	„	„ 5	„	„
Böhmen	„ 1	„	„ 6	„	„
Mähren und Schlesien .	„ 1	„	„ 7	„	„
Galizien	„ 1	„	„ 12	„	„
Küstenland	„ 1	„	„ 16	„	„
Tirol	„ 1	„	„ 20	„	„
Lombardie	„ 1	„	„ 23	„	„
Dalmatien	„ 1	„	„ 27	„	„
Venedig	„ 1	„	„ 35	„	„
Siebenbürgen	„ 1	„	„ 36	„	„
Militärgrenze	„ 1	„	„ 77	„	„

Also unter den familienweise angesiedelten Grenzsoldaten herrscht die größere Sittlichkeit. Auffallend ist ferner das Verhältniß der Selbstmorde. Diese kommen nämlich ungleich häufiger in den slavischen Provinzen der großen Monarchie, als in den deutschen vor. Während in Oesterreich ob der Ens sich im Jahr 1837 nur 30, in Tirol gar nur 13 Menschen eigenhändig ums Leben brachten, kamen in demselben Jahr in Böhmen 205, in Galizien sogar 236, im ebenfalls slavischen Mähren und Schlesien 103 Selbstmorde vor.

Außerordentlich verschieden ist auch das Verhältniß des Adels zur Gesammtbevölkerung. Man zählte in den deutschen und slavischen Provinzen 46,000 Adelige, d. i. 0,28 % der Bevölkerung, welche sich im Verhältnisse zur Einwohnerzahl in den einzelnen Provinzen so vertheilen, daß selbe

in Böhmen	0,05	pCt.
in Mähren und Schlesien . .	0,05	„
in Dalmatien	0,08	„
in Oesterreich ob der Ens . .	0,10	„
in Kärnten und Krain . . .	0,12	„
in Steiermark	0,13	„
im Küstenlande	0,20	„
in Tirol	0,21	„
in Oesterreich unter der Ens .	0,31	„
in Galizien	0,70	„

Es leben sonach unter 10,000 Einwohnern in Böhmen 5, in Mähren und Schlesien 5, in Dalmatien 8, in Oesterreich ob der Ens 10, in Kärnten und Krain 12, in Steiermark 13, in dem Küstenlande 20, in Tirol 21, in Oesterreich unter der Ens 31 und in Galizien 70 Adelige im Durchschnitte. In den italienischen Provinzen hat die adelige Bevölkerung 0,16 %, d. i. 7694 Individuen der ganzen Population betragen, davon lebten in der Lombardie 0,14 % oder unter 10,000 Einwohnern 14 Adelige, und im Venetianischen 0,17 % oder unter 10,000 Einwohnern 17 Adelige. Der meiste Adel befindet sich in den ungarischen Provinzen, derselbe bildet 2,32 % der ganzen Bewohnerzahl. Man rechnete nämlich in Ungarn auf 10,000 Einwohner 228 Adelige, oder 2,28 %, in Siebenbürgen 304 Adelige oder 3,04 %, und in der Militärgrenze 7 Adelige oder 0,07 %.

Bei den an Nationalität und Bildung so sehr verschiedenen Völkerstämmen der Monarchie ist auch das Schulwesen nicht überall auf gleichem Fuße. Urtheilt man nach der Anzahl der Schulen und deren Bevölkerung in einer Provinz, so hat Tirol, die Lombardie, die Militärgrenze, Mähren und Böhmen die meisten Schulen; Dalmatien, das Küstenland und Galizien die wenigsten. Es fällt nämlich eine Schule

in Tirol auf	512	Einw.
in der Lombardie auf	696	„
in der Militärgrenze auf . . .	1050	„
in Mähren und Schlesien auf . .	1129	„
in Böhmen auf	1185	„
in Oesterreich unter der Ens auf .	1187	„
im Venetianischen auf	1310	„
in Siebenbürgen auf	1320	„
in Oesterreich ob der Ens auf . .	1359	„
in Steiermark auf	1550	„
in Kärnten und Krain auf . . .	2057	„
in Galizien auf	2504	„
im Küstenlande auf	4142	„
in Dalmatien auf	7140	„

Bemerkenswerth ist ferner die sehr kleine Zahl der Ein- und Auswanderungen. Im Jahr 1840 wanderten in die österreichische Monarchie nur 924 Seelen ein und 662 aus.

In dem zweiten Werk erörtert Herr Professor Becher die Handelsverhältnisse Oesterreichs, die um so größeres Interesse gewinnen, als man der Hoffnung lebt, die Eisenbahnen und der Donaustrom werden endlich die Schranken durchbrechen, die dem Handel zwischen Ost- und Westdeutschland noch immer gezogen sind. Der Verfasser verfolgt die Aus- und Einfuhr Oesterreichs nach allen geographischen Richtungen, nach den großen Emporien des Verkehrs, nach den Straßenzügen und der Art ihrer Benützung, nach der Natur, Art und Beschaffenheit der Waare selbst und endlich nach dem Werth derselben. Da natürlicherweise deutsche Leser auch vorzugsweise das Verhältniß Oesterreichs zum übrigen Deutschland interessiren muß, so entheben wir dem Becherschen Werke eine Stelle, die ganz geeignet ist, den Einfluß des deutschen Zollvereins auf den Handel Oesterreichs klar zu machen und die Gründe für den Anschluß beider an einander zu verstärken. Der Werth der aus dem Kaiserstaat ausgeführten Waaren war größer, so

lange der Zollverein noch nicht in seine Blüthe kam, und würde kleiner, sobald dieser Fall eintrat.

Die Ausfuhr war größer

im Jahre 1829 um	11,932,181 fl.	59 kr.
„ „ 1830 „	11,042,685 fl.	2 kr.
„ „ 1831 „	4,830,550 fl.	45 kr.
„ „ 1832 „	7,191,361 fl.	20 kr.
„ „ 1833 „	10,354,190 fl.	43 kr.
„ „ 1834 „	3,311,533 fl.	31 kr.
„ „ 1838 „	7,472,769 fl.	15 kr.
Zusammen	56,135,272 fl.	35 kr.

Die Einfuhr war größer

im Jahre 1835 um	6,265,072 fl.	49 kr.
„ „ 1836 „	8,581,166 fl.	9 kr.
„ „ 1837 „	1,276,003 fl.	17 kr.
Zusammen	16,122,242 fl.	15 kr.

Daraus würde folgen, daß die größte Mehrausfuhr im Jahre 1829 mit 11,932,181 fl. 59 kr. und im Jahre 1830 mit 11,042,685 fl. 2 kr. stattgefunden habe, daß in dem Jahre 1831 diese Mehrausfuhr über 6 Millionen Gulden gefallen sey. Die Jahre 1832 und 1833 waren dem österreichischen Handel wieder günstiger, mit dem Jahre 1834 bis zum Jahre 1838 aber hat die Ausfuhr gegen die Einfuhr abgenommen, namentlich in den Jahren 1835 und 1836, und zum Theile auch im Jahre 1837, so daß nach der Zollschätzung der Werth der eingeführten Waarenmengen jenen der ausgeführten bedeutend überstieg. Es war sonach der Handel in den drei Jahren 1835, 1836 und 1837 für die Monarchie keineswegs ein gewinnbringender zu nennen, obgleich bei einer weiteren Prüfung der gegebenen Daten, besonders in diesen drei Jahren 1835, 1836 und 1837, eine bedeutende Zunahme des wechselseitigen Verkehrs bemerkbar wird. Aus der vorstehenden Tabelle wird nämlich ersichtlich, daß die

im J.	Ausfuhr:	Einfuhr:	Zusammen:
1835:	115,217,804 fl. 9 kr.	121,482,876 fl. 58 kr.	236,700,681 fl. 7 kr.
1836:	122,284,173 fl. 12 kr.	130,865,339 fl. 21 kr.	253,149,512 fl. 33 kr.
1837:	119,621,758 fl. 25 kr.	120,897,761 fl. 42 kr.	240,519,520 fl. 7 kr.
	357,123,735 fl. 46 kr.	373,245,978 fl. 1 kr.	730,369,713 fl. 47 kr.

betragen habe. In den vorhergehenden fünf Jahren wird der stärkste Verkehr in den Jahren 1832, 1833 und 1834 ausgewiesen, und zwar die

im J.	Ausfuhr:	Einfuhr:	Zusammen:
1832:	115,017,352 fl. 42 kr.	107,825,991 fl. 22 kr.	222,843,344 fl. 4 kr.
1833:	116,624,202 fl. 55 kr.	106,270,012 fl. 12 kr.	222,894,215 fl. 7 kr.
1834:	111,092,912 fl. 57 kr.	107,781,109 fl. 26 kr.	218,874,332 fl. 23 kr.
	342,734,498 fl. 34 kr.	321,877,413 fl. — kr.	664,611,911 fl. 34 kr.

Aus der Vergleichung beider Triennien ergibt sich der Werth der ausgeführten Waaren

von den Jahren 1835—1837 mit .	357,123,735 fl. 46 kr.
„ „ „ 1832—1834 „ .	342,734,498 fl. 34 kr.
Daher ein Steigen des Verkehrs mit	14,389,237 fl. 12 kr.
in der Ausfuhr, hierzu den Werth der Mehreinfuhr mit	51,368,565 fl. 1 kr.

Sonach im Ganzen eine Zunahme von 65,757,802 fl. 13 kr. wodurch hinlänglich nachgewiesen, daß der Verkehr der Monarchie mit den übrigen Staaten eine größere Ausdehnung erlangt hat. Sind auch die Ergebnisse in den Jahren 1835 und 1836 für den österreichischen Handel sehr ungünstig, so ist die gesteigerte Zunahme des Verkehrs in der letzten Zeit, und das Fallen einer Mehreinfuhr von 6 und 8 Millionen Gulden im Jahre 1837 auf 1 Million Gulden, und die vergrößerte Ausfuhr von 7,472,769 fl. 15 kr. im Jahre 1838 einigermaßen beruhigend, und zu erwarten, daß sich der Handel wieder wie in den früheren Jahren zum Vortheile der Monarchie stellen werde. Aus diesen Resultaten wird aber auch klar, daß die Veränderungen, welche der Verkehr in Deutschland durch den Zollverein erfahren hat, so wie die Aenderung der Verkehrswege und die immer größere Thätigkeit in der Industrie der Monarchie von wesentlichem Einflusse auf den österreichischen Handel seyn mußten, wie dieses noch mehr aus der weiteren Prüfung der gegebenen Werthe bei den einzelnen Staaten, mit welchen die Monarchie zunächst in Handelsberührung kömmt, ersichtlich wird.

Romane.

1) Der Königin Juwelenschmuck oder Azouras Lazuli Tintomara. Aus der Zeit vor, während und nach der Ermordung Gustavs III. Von C. J. L. Almquist. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Berlin, Morin, 1842.

Dieser Roman ist geeignet, die Wahlverwandtschaft des neuschwedischen Geschmacks mit dem französischen klar zu machen. Von naiver Kraft der nordischen Natur ist nichts darin wahrzunehmen; es herrscht darin vielmehr das feinste Raffinement der Pariser Korruption. Die Heldin des Romans, die zugleich als Held desselben

erscheint, ist das Geschöpf einer überreizten und erschlafften Dichterphantasie, zweifelhaft, zugleich von Männern und von Frauenzimmern geliebt, allen die Köpfe verrückend, ursprünglich dem Theater angehörig und zugleich als Werkzeug politischer Intriguen zu einer Menge von Verkleidungen, bald männlichen, bald weiblichen veranlaßt, die sie in alle jene Kollisionen mit beiden Geschlechtern bringt, welche nur anzudeuten, über welche den Schleier des kühlsten Anstands auszubreiten sich der im Dichter verborgene Satyr ganz besonders angelegen seyn läßt. Wie dieser Charakter durch und durch unnatürlich und eine jener krankhaft forcirten, inneres Leben lügenden Wollustgespenster ist, durch welche sich die bis zum Tod erschöpfte und blasirte Poesie verräth, so ist auch die Handlung, das Fatum des Romans in höchstem Grade gekünstelt und bei aller Sucht nach Originalität doch eigentlich recht gemein. Ueber die als Soldat verkleidete Heldin wird Standrecht gehalten, aber nur zum Schein, denn ihr vornehmer Gönner hält schon den Wagen bereit, die bloß durch den Knall der auf sie gerichteten Flinten Erschreckte darin aufzunehmen und nach dem kleinen Schrecken desto froher zu überraschen. Unglücklicherweise aber befindet sich unter den Schützen einer ihrer Liebhaber, den sie zur Verzweiflung gebracht hat und dieser macht aus dem Spaß Ernst und schießt sie wirklich todt.

Der Roman ist halb in der erzählenden Form geschrieben, halb dramatisirt.

2) Der Mohr oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden. Aus dem Schwedischen. Vier Bände. Berlin, Morin, 1842.

Wer die Geschichte des Hofes in Stockholm seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts kennen lernen will, der kann sich aus diesem memoirenartigen Roman zur Genüge belehren. Der Held desselben ist König Gustav III., der die schwerfällige und vielköpfige Reichstagsregierung umstieß und sich zum absoluten Monarchen machte durch eine dynastische Verschwörung, an deren Spitze er selber stand. Dafür tödtete ihn später, wie bekannt, die Kugel eines Meuchelmörders. Ohne dem schwedischen Verfasser des vorliegenden Romans zu nahe treten zu wollen, können wir doch nicht umhin, zu bemerken, daß uns das rein politische Interesse, welches Gustavs Geschichte darbietet, mehr angesprochen hat und uns sogar poetischer erschienen ist, als die Liebeshändel und die Maitressenwirthschaft, die hier oft in den Vordergrund gezogen wird.

3) Das Pfarrhaus zu Nardal, eine norwegische Novelle von Gustav von See. Arolsen, Speyer, 1842.

Zwei zärtliche Paare verschlingen sich hier in ihren Liaisons, wie in einer Quadrille; am Ende aber wird jedem zu Theil, was für ihn gehört und das eine Paar genießt eben der Flitterwochen, als es durch einen Brief die angenehme Nachricht erhält, auch das andere habe sich zusammengefunden und jeder Planet könne nur mit seinem Trabanten die eigene Bahnen verfolgen, ohne den andern in der seinigen zu stören.

4) Sammlung schwedischer Musterromane. Die Rose von Tistelön von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen. Drei Theile. Berlin, Morin, 1842.

Begebenheiten einer Schmuggler-Familie in den schwedischen Scheeren (Strandklippen). Der Vater ist ein alter rauher Mann, der eine Sohn Birger noch viel verwilderter, beide Mörder, der zweite Sohn Anton wahnsinnig, die Tochter Gabrielle dagegen ein unschuldiges Mädchen. In diese letztere verliebt sich ein Schiffskapitän, verlobt sich mit ihr, reist aber ab und läßt nichts mehr von sich hören, weßhalb sie sich später abermals mit einem Lieutenant verlobt. Nun kommt jener zurück und sie entsagt beiden. Mit dieser Katastrophe ihrer Liebe fällt eine andere zusammen. Das böse Handwerk ihrer Verwandten wird durch den wahnsinnigen Bruder verrathen und ihr Vater, so wie der wilde Bruder werden hingerichtet. Ein düsteres unheimliches Gemälde.

5) Der Titanide. Novelle in zwei Theilen von Karl Eitner. Breslau, Kern, 1842.

Ein Knäul der mannigfachsten gesellschaftlichen und häuslichen Mißverhältnisse, Schwächen und sogar Verbrechen, in welche verwickelt worden zu seyn den Helden des Romans allerdings europamüde machen konnte, so daß wir ihm, indem er sich in Nordamerika ein freieres Element sucht, um diese widrigen Erinnerungen fern in seinem Rücken zu lassen, nur glückliche Reise wünschen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 18.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 17. Februar 1843.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gedichte von Friedrich Hebbel. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1842.

In diesem Dichter treten zwei Naturen auseinander, eine in hohem Grade kindliche, die ihm von Haus aus eigen scheint, und eine in eben so hohem Grade unkindliche, die ihm auf der Universität durch die Hegelei angekünstelt worden zu seyn scheint.

Betrachten wir zuerst die kindliche Natur. Der Dichter hat sich nicht in sie hinein studirt, er trägt sie vielmehr in sich. In sehr vielen seiner Gedichte spricht er sie auf die zarteste Weise aus.

Leben und Traum.

Ich lag, ein kleines Kind, in meiner Mutter Schooße
Und spielte, still entzückt, mit Lilie und Rose,
Und, von dem Duft berauscht, versank ich allgemach
In Schlummer, lind und süß, wie jener Maientag.

Ich lag auch noch im Traum in meiner Mutter Schooße
Und spielte, wie vorher, mit Lilie und Rose,
Und sah, wie Ros' auf Ros' dem Himmel sanft entquoll,
Indeß die Erde leis' zum Lilienbeet erschwoll.

Ach rings nun, statt der Welt, nur Lilie und Rose,
Dazu der Mutter Blick und ihres Hauchs Gekose!
Selbst in der Seele war kein andres Bild mehr da,
Ich wußte nur von dem, was rings mein Auge sah.

Ich lag erwachend noch in meiner Mutter Schooße,
In Händen hielt ich fest die Lilie und die Rose,
Die Mutter, über mich gebeugt, sah still mich an;
O einz'ge Stund', wo Traum und Seyn in Eins zerrann!

Diese kindliche Richtung zeichnet auch noch die Empfindungen des Jünglings aus:

Die Jungfrau.

O süßes, süßes Jungfraunbild!
In Engelfrieden hingegossen!
Noch Kind, und doch so göttlich abgeschlossen!
Demüthig, sicher, stolz und mild!

O Jungfraunbild, Dich mögt' ich nicht —
Es wär' mir, wie ein Raub — umfangen,
Ich mögte vor Dir niederknie'n und hangen
An Deinem Himmelsangesicht.

Dann läg' ich stumm in heilger Scheu,
Du aber würdest fromm erglühen,
Und still und kindlich bei mir niederknieen,
Und glauben, daß Gott nahe sey.

Wenn man nicht hier schon, was unbillig wäre, an eine im Ernst gemeinte Vergötterung der Geliebten denken will, so wird man doch mit Befremden inne, daß der Dichter in mehreren Gedichten wirklich ein vollendeter Pantheist ist und Gott einerseits nur in sich selbst, andrerseits aber in einem hübschen Mädchen sieht, wodurch der kindliche Zauber, den so viele seiner Lieder athmen, plötzlich entweicht. Ausnehmend lieblich ist folgendes Gedicht:

Mägdlein schaut beim Lampenstrale
Schüchtern in des Spiegels Rund,
Und ihr thut zum ersten Male
Ihrer Schönheit Macht sich kund.
Tieferröthend, dennoch zaudernd,
Blickt sie fort und fort hinein,
Dann, wie vor sich selbst erschaudernd,
Löscht sie schnell der Lampe Schein.

Leise in sich selbst versinkend,
Und aus eignen Zaubers Glanz
Inniges Genügen trinkend,
Ist sie still und selig ganz.

Doch, sie will die Lust bezwingen,
Weil sie aus ihr selber quillt,
Da verklärt dieß holde Ringen,
Wie mit inn'rem Licht, ihr Bild.

Und sie sieht's mit süßem Bangen,
Daß, je mehr sie sich verdammt,
Es von Stirn und Mund und Wangen
Immer göttlicher ihr flammt.
Kaum nur kann sie sich's noch wehren,
Was ihr Antlitz so durchbricht,
Als ein Wunder zu verehren,
Zitternd löscht sie da das Licht.

Aber, sollte man es glauben, der Dichter spielt hier nicht bloß auf eine galante Art, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, mit dem Beiwort des Göttlichen, sondern indem er das Mädchen göttlich nennt, versteht er darunter wirklich mit philosophischem Ernste die gleichsam concentrische Göttlichkeit, des All in Einem. Denn auch sich selbst macht er in diesem Sinne zum Gott, nur zum excentrischen, als das Eine in Allem.

Und wär' es denn, und wär' ich nicht
Ein neues schönres Leben,
Das schüchtern aus der Knospe bricht
Und mit geheimem Beben
Sich in die dunkle Kette schlingt,
Die, stets hinauf gewendet,
Durch Millionen Geister dringt
Und als ein Gott sich endet;

Und wäre ich der dunklen Kraft,
Die aus demselben Kerne
Die Blume und den Baum erschafft,
Den Himmel und die Sterne,
In ihrer höchsten Schöpferglut
Als Meisterstück entsprungen,
Von jedes Lebens reinster Flut
Auf's Innigste durchdrungen;

Wär', was mir Lipp' und Wange malt,
Zugleich der Rosen Wonne,
Und was mir aus dem Auge stralt,
Vom Flammenquell der Sonne,
Und triebe, was mir ab und auf
Die Brust durchhüpft als Seele,
Zugleich das Roß zum stolzen Lauf,
Zum Liede Philomele:

Das wäre schön, das wollte ich
Mit keinem Laut beklagen;
Natur, als Schwester dürft' ich dich
Alsdann im Herzen tragen;

Ich würde, Schwester, mich durch Dich
Und Dich durch mich verstehen,
In Dir, Geliebte, würde ich
Mein stummes Abbild sehen.

Da wär' mir jeder West ein Gruß,
Womit mich Du beglückteſt,
Und jeder kühle Trunk ein Kuß;
Womit mich Du entzücktest,
Und Luft und Duft ein süßer Hauch
Aus Deinem Schwestermunde,
Und jeder blütenvolle Strauch
Von Deiner Huld ein Kunde.

Da wüßte ich, warum ich bleich
Mich mit der Blume neige
Und mit dem Adler doch zugleich
Hinauf zum Himmel steige;
Ich wäre ja, als wie ihr Herz,
In die Natur verwoben,
Dieß wird gebeugt von jedem Schmerz,
Von jeder Lust gehoben.

Und kehrte ich ermüdet nun
Zurück in's Grenzenlose,
Da dürft' ich sanft und selig ruhn
In meiner Schwester Schooße:
Als kühle Erde würde sie
Mich freundlich überdecken,
Und dann in zarter Sympathie
Als Sonne mich erwecken.

Um uns nicht gegen den geistvollen Dichter irgend einer Ungerechtigkeit schuldig zu machen, gestehen wir mit Vergnügen ein, daß ein Pantheismus dieser Art poetisch ist und der Poesie niemals verdacht werden soll. Nur sollte er sich nicht in Prosa, in der Wissenschaft, als ernsthaft gemeinte Lehre geltend machen wollen. Und auch die Dichter sollten nur in heitrer Ironie mit ihm spielen und nie die Miene annehmen, als ob ihnen dieses lächerliche Ueberschätzen des lieben Ich, dieses Ueberheben des armen Geschöpfes über den Schöpfer, diese närrische Selbstvergötterung des Wurms irgend Ernst wäre.

Eins der anmuthigsten und humansten Gedichte dieser Sammlung ist das:

Auf eine Verlassene.

Und wenn Dich Einer schmähen will,
So zeig' ihm stumm Dein schönes Kind,
Das macht die Seele weit und still,
Das schmeichelt allen Sinnen lind.

Wenn er in ihrer sanften Glut
Dieß frische Paar der Wangen schaut,
So ahnt er, daß die reinste Flut
Des holden Lebens sie bethaut.

Und wenn er in des Auge blickt,
So neigt er sich in heil'gem Graus,
Und wähnt, im Innersten durchzückt,
Gott selber schaue stumm heraus.

Und küßt er diese Lippen dann,
Von allem Höchsten still durchbebt,
Da frag' Du leise bei ihm an,
Ob er vergebe, daß es lebt.

Es ist gewiß Schade, daß auch durch dieses schöne Gedicht wieder der alberne pantheistische Gedanke durchschielt. Denn das Gedicht verliert seinen Zauber, wenn hier nicht von einem ausnahmsweise schönen Kinde die Rede ist, sondern wenn man an die Vergötterung der Menschen in Bausch und Bogen denken soll. Wahrhaftig, man braucht nur gewisse Fabrikorte zu kennen, um ein Grauen vor den jungen Göttern zu bekommen, die den unehelichen Weg in die Welt finden.

2) Alte und neue Soldatenlieder. Mit Bildern und Singweisen. Herausgegeben von F. Pocci und A. Jürgens. Verlag von Mayer und Wigand in Leipzig, 1842. 8.

Ein äußerst niedliches Heft, das sich durch Geschmack der Auswahl und Ausstattung wie durch den wohlfeilen Preis die größte Verbreitung gesichert hat. Es enthält im Ganzen ein und dreißig Lieder, jedes durch eines oder ein paar Bilder oder durch eine verzierte Initiale in Holzschnitt geschmückt. Die Zeichnungen sind, wenn auch zuweilen nicht ganz korrekt, wie bei Nr. 4, doch immer geistreich entworfen und helfen oft dem Liede wahrhaft auf, wie bei Nr. 13. Daß Dichter und Komponist meist nicht genannt sind, ist gewiß bei einem Volksbuche zu billigen. So will es uns auch unpassend bedünken, daß in dem neuen Gesangbuch der evangelischen Kirche Württembergs die Verfasser der Lieder gleich hinter jedem derselben genannt sind. Die christliche Gemeinde singt Lieder, die aus dem Gesammtbewußtseyn der Kirche hervorgegangen sind, nicht aber Worte eines Gellert oder Schubart, nicht einmal eines Luther. Wenn hinten in dem Buche für den literarisch interessirten Leser die Liederdichter aufgeführt werden, so ist das wieder ein ander Ding. Seltsamerweise sind bei einzelnen unserer Soldatenlieder — um auf diese zurückzukommen — Dichter oder Komponist genannt, bei andern nicht. Diese Ungleichheit dürfte die nicht genannten kränken. Ueberschauen wir das Ganze, so rührt mehr als ein Drittheil dieser Lieder, wenn wir nicht irren dreizehn, von ein und dreißig, von schwäbischen Dichtern oder Komponisten her. Wir machen noch einiges Einzelne namhaft. Nr. 2. Kein schönrer Tod ist auf der Welt; alter Text, schon bei Herder; Musik von Silcher. 3. Schillers Reiterlied; Melodie vom verstorbenen Präsidenten Zahn in Calw, welcher manches in die „Flora" geliefert; das Reiterlied ist jedoch seine beste Komposition. Schade nur, daß der Schluß der Melodie hier nicht richtig und nicht vollständig ist. 4. Morgenroth. Alter Text, von W. Hauff im Lichtenstein neu bearbeitet; Melodie altschwäbisch. 5. Zu Straßburg auf der Schanz; Melodie von Silcher. 6. O du Deutschland, ich muß marschiren. Hier der alte Text; sonst wird gewöhnlich das Lied mit den nicht zu seinem Nachtheil gereichenden Abänderungen Arndts gesungen. Melodie wie bei dem Liede: So viel Stern am Himmel stehen. 7. Alte Melodie zu dem Lied: Es waren einmal drei Reiter gefangen. Das hier gegebene Mantellied ist neu der Melodie unterlegt. 8. Wer will unter die Soldaten, Lied von Güll, Melodie von Silcher. 9. Hebels Steh ich im Feld, Melodie gleichfalls von Silcher. 10. Kein besser Leben ist. Text und Musik alt und gut. 11. Heute scheid ich. Text vom Maler Müller, nach andern von Schubart. Melodie von Feska in Karlsruhe. 12. Das Kaplied, Worte und Gesang von Schubart. 13. Ein Schifflein sah ich fahren. Bekanntlich jene deutsche Melodie, aus welcher Monsieur Auber die französische National- und Revolutionshymne, genannt Parisienne, geschmiedet hat. 14. Text und Melodie alt. 15. Lützows wilde Jagd, Melodie von C. M. v. Weber. 16. Text von Th. Körner. 18. Vater ich rufe dich, Melodie von Himmel. 21) Körners Schwertlied, Melodie von C. M. v. Weber. Am Ende sollte nicht Cis, sondern f stehen. 23. Uhlands guter Kamerad. Die Melodie ist im Dreivierteltakt alt und wurde von Silcher ins Marschtempo umgesetzt und dem Liede angepaßt. 24. Steh ich in finstrer Mitternacht, von W. Hauff. 25. Es geht bei gedämpfter Trommel Klang, von Chamisso. Melodie von Silcher. 26. Fridericus Rex aus dem bekannten Roman von Willibald Alexis. 28. Schön ists unterm freien Himmel. Text von Hiemer, ehemaligem Theaterdichter in Stuttgart; Melodie vom verstorbenen Hofmusikus Eidenbenz daselbst.

Ueber Universitäten.

Naturgeschichte des deutschen Studenten. Von Plinius dem Jüngsten. Mit Federzeichnungen von Johann Gottfried Apelles. Leipzig, J. J. Weber, 1842.

Dieses „Allen, die in deutschen Landen auf Universitäten studirt haben, studiren und studiren werden," gewidmete Buch, ist mit glücklichem Humor geschrieben. Veranlassung zu demselben war für den Verfasser die

Anschauung, daß die alten deutschen Studenten immer mehr und mehr von der Erde verschwinden; — der Ernst des Lebens habe seinen bleiernen Scepter auch über die akademische Jugend gestreckt; jetzt ziehe kein Student mehr zur Universität, um zu studiren, sondern um möglichst bald Physikus, Actuarius, Pastor oder Professor zu werden, d. h., mit Schiller zu reden, nicht Priester, sondern Kuhhirt, oder noch besser mit Aristophanes, Bockmelker; — dabei müsse die Universität aufhören, ihrem Namen treu zu bleiben und eine universitas literarum zu seyn, eine freie Stätte allgemeiner Forschung, universellen Geistes, reiner Wissenschaft.

Im ersten Kapitel beantwortet der Verf. die Frage: „was ist ein deutscher Student?“ nachdem er dieselbe vorher einen Vater, eine junge Dame, einen Lieutenant, einen Universitätsprofessor, den Pedellen und einen jungen Privatdocenten hatte beantworten lassen, nach abgeschlossenem Zeugenverhör selbst folgendermaßen: „Die deutschen Studenten sind ein freies, frisches, muthiges Völkchen voll Thatenlust und Eifer, mitunter zu thatenlustig und zu eifrig, wie es die rechte Jugend immer ist; leicht vergötternd und eben so leicht verdammend, rasch handelnd, selten prüfend, und wenn es zum Prüfen Zeit und Geduld hat, und einmal dazu kommt, gern auf die Spitze stellend; mit dem Urtheil frisch weg vorn hinaus, viel wissend und wenig wissend zu gleicher Zeit, rasch über das Schwierigste der Wissenschaft mit der Entscheidung her, kurz, der echte deutsche Charakter in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und Ungezogenheit zur selben Zeit; ein brausender, rheinischer Most, der sich mit den Jahren zum edelsten Weine klärt und allen schlechten Stoff hinausgährt, im Alltäglichen und Ordinären aber auch leicht umschlägt, noch ehe er zum eigentlichen Gähren kommt und dann als subalterner Beamter ein philisterhafter Essig wird, oder als halbreifer Schriftsteller bald schaal absteht, und sich trübe zeigt und ungenießbar, wenn das Bißchen jugendliche Kraft fort ist; den stellt dann keine Schöne wieder her. Früher waren sie trotz äußerer anscheinender größerer Rohheit im Werke noch edler und fester; die letzten Jahre haben ihnen im Ganzen sehr geschadet; durch den politischen Schwindel und die demagogischen Untersuchungen hat der Geist der Intrigue sich vielfach unter sie geschlichen, ob auch nur, wie sie in ihrer Unschuld und Unwissenheit meinen, zur Abwehr. Solches geschieht immer, wenn der Stärkere sich über den Schwächern hermacht und dieser sich zu decken und sichern und ihm zu entgehen sucht; der Letztere muß dann die List als Tarnkappe gebrauchen und gewöhnt sich leider gar leicht daran, sich ihrer auch bei andern Gelegenheiten zu bedienen. Auch sind sie nicht so frisch und frei mehr, seitdem die Regierungen in Folge jener Erscheinungen sich aufmerksamer um sie bekümmern, und diesen nicht mehr daran liegt, Männer der Wissenschaft, sondern nützliche und gehorsame Diener des Staats aus ihnen zu erziehen. Wer lernen will, lernt immer gut, wer lernen muß, selten. Zum Lernenmüssen braucht man eigentlich keine Universitäten, Schulen thun es auch und besser, d. h. für das sogenannte allgemeine Beste. Seit dem Studenten die Collegia, auch die allgemein bildenden vorgeschrieben werden, belegt er sie, früher besuchte er sie mit Lust und Eifer. Wie oft vernimmt man jetzt aus Studentenmunde: „Ach, wer wird dieß oder Jenes hören, man braucht's ja nicht im Examen.“ Hol der Teufel — ich sage — hol der Teufel die Examina sie ruiniren die Wissenschaft“ u. s. f.

Das folgende Kapitel enthält wohlgelungene Deutungen der den Studenten eigenthümlichen Ausdrücke. Der Scherz ist übrigens nicht selten die Hülle ernster, beherzigenswerther Wahrheiten. So werden die verschiedenen einseitigen und beschränkten Begriffe von Universitäten, z. B. die mancher Staatsmänner, des hohen Adels, der Mutter, der Studenten selbst und der Professoren, je von den verschiedenen Standpunkten aus in satirischer Weise aufgeführt, und sodann heißt es: „Taugt eine Universität nichts, so liegt das an der illiberalen und geistlosen Behandlung, die der Staat, dem sie angehört, ihr zu Theil werden läßt.“ Ein aller Beachtung werthes Wort spricht der Verf. auch über die Vorbildung auf Universitäten: „Unsere Gymnasien haben mehr oder weniger den Fehler, daß sie das Gedächtniß und den Wortverstand leider zu sehr, Geist und Herz aber zu wenig ausbilden. Die meisten Schüler kommen geistig unreif, und positiv wissenschaftlich überreif auf die Universität, und daraus entspringt denn der Uebelstand, daß sie als Studenten stets zu wenig und stets zu viel wissen, und erst nach den mannigfaltigsten Verlusten an Zeit, Arbeit, Geld u. s. w. dahin kommen, das Rechte, nämlich das, was ihnen wahrhaft Noth thut, als Menschen wie als Gelehrte zu lernen, ja mitunter horribile dictu die Universität wieder verlassen und nicht einmal eine dunkle Ahnung dessen, was wirklich das Rechte sey, mitnehmen. Man trifft auf dem Lande eine Menge von Richtern, Advokaten, Dorfpfarrern, Landärzten u. s. w., die so aller höhern, wahren Bildung baar sind, daß man nie glauben würde, sie hätten studirt, wüßte man nicht, daß der Weg durch die Universität allein in die verschiedenen Ställe führte, in welchen sie sich für die ganze Lebenszeit auf Stallfütterung befinden. Wären diese armen Leute nicht unreif, aber dressirt, von ihren Gymnasien auf die Universität gekommen, hätten ihre Lehrer nur einen schwachen Funken des Göttlichen in ihre Seelen zu werfen vermocht, so würde es besser mit ihnen stehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 19.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 20. Februar 1843.

Biographien.

1) Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten, vornämlich für Anfänger in der juristischen Praxis. Von Dr. W. H. Puchta, pens. Landrichter. Nördlingen, Beck, 1842.

Ein lesenswerthes Buch. Der hochbejahrte Verfasser erzählt, was ihm in seinem Leben, vorzugsweise aber in seiner vierzigjährigen Amtsführung begegnet sey, und nimmt überall Anlaß, den Werth der Erfahrung gegenüber der bloßen Theorie geltend zu machen. Nicht als ob er nicht auch noch viel mehr hätte sagen können, ist doch das, was er sagt, durchgängig beherzigenswerth. Besonders machen wir auf das aufmerksam, was S. 148 ff. über die ausschweifende Milde und laxe Observanz gegen gemeine Verbrecher gesagt ist. Ehemals übertrieb man allerdings auf der andern Seite und die Behandlung der Menschen vor Gericht war grausam. Aber man brauchte deßwegen nicht ins andere Extrem zu fallen und der abgefeimtesten Bosheit und rohesten Frechheit einen Vorzug einzuräumen. Das Interessanteste aber im ganzen Buch scheint uns die ausführliche Erörterung einer Landplage zu seyn, welche aufs genaueste kennen zu lernen dem Verfasser seine lange Praxis als Landrichter hinreichende Gelegenheit verschaffte. Wir meinen die Ausbeutung des Landvolks durch die Juden. Da dasselbe Uebel sich in vielen deutschen Ländern eingenistet hat, und nicht bloß in den Gegenden, in welchen der Verfasser Landrichter war, so ist es ohne Zweifel der Mühe werth, seine Ansicht zu verbreiten und wo möglich die Gesetzgeber auf das Vorhandenseyn dieses Uebels aufmerksam zu machen. Viele tausend christliche Familien auf dem Lande werden unglücklich, weil sie ohne ihre Schuld, trotz aller möglichen Abneigung dagegen, in die Hände der Juden fallen. Gewöhnlich glaubt man, wenn ein christlicher Familienvater durch die Juden ruinirt wird, so sey es seine eigne Schuld, warum habe er sich mit dem habgierigen Schachervolk eingelassen? Aber dieser Vorwurf ist ungerecht. Hören wir den Verfasser, welcher Mittel sich die Juden unter dem Schutz unweiser Gesetze bedienen, um das christliche Landvolk systematisch zu brandschatzen, und wie die aufgehobene und erträgliche Hörigkeit, in der ehemals der christliche Bauer unter dem Adel und der Kirche stand, nun mit einer neuen unerträglichen Hörigkeit unter den schmutzigen Schacherjuden vertauscht worden ist.

„Das Uebel, das ich meine, sagt der Verfasser S. 276, ist der Erwerb von Geldforderungen durch das Mittel der Cession oder der Schuldkauf; ein Erwerb, in welchem schon das römische Recht eine Quelle gewinnsüchtiger Spekulationen erkannt und durch die bekannte lex Anastasiana (L. 22, 23 C. Mandati) zum Besten unglücklicher Schuldner beschränkt hat, indem es dem Cessionar oder Käufer einer Schuldforderung nur auf den Betrag des dafür Gegebenen und dessen Zinsen gegen den Schuldner ein Klagrecht gestattet. In dem Landgericht Erlangen, überhaupt in den vormals ansbachischen und baireuthischen Gebietstheilen, gilt aber diese gesetzliche Anordnung nicht, sondern das allgemeine preußische Landrecht. Dieses bestimmt (I. Th. 11. Titel §. 390. 391.): „Was für das abgetretene Recht bezahlt oder gegeben werden soll, hängt lediglich von dem Uebereinkommen der Parteien ab. Der Verpflichtete kann sich also gegen den Inhaber damit, daß dieser die Forderung für einen wohlfeilern Preis an sich gelöset hat, nicht schützen." Wie wenig aus allgemeinen Rechts-, vielleicht auch aus national-ökonomischen Gründen gegen die Bestimmung des preußischen Gesetzes einzuwenden seyn

mag, so sprechen doch sehr erhebliche Umstände und Erwägungen der Sanction des R. R. das Wort, besonders die Erwägung der gewinnsüchtig speculirenden Art, wie dieser Verkehr gemeinhin getrieben wird, der vornehmlich in Gegenden, wo Juden sind, im Schwange geht. Ich weiß davon aus unmittelbarer Beobachtung zu reden, indem das Landgericht Erlangen 170 jüdische Familien mit 720 Seelen zählt, ohne die große Anzahl derselben in 12 Ortschaften an dessen Grenze, mit denen ein ununausgesetzter lebhafter Verkehr Statt findet; wiewohl es auch nicht an Christen fehlt, die aus diesem Trafik Vortheil zu ziehen nicht verschmähen, und den Juden hierin nichts nachgeben. Daß der fragliche Verkehr dem Wohlstande des Volks, besonders in den niedern Ständen, vorzugsweise des Bauernstandes, höchst verderblich ist, ist wohl längst anerkannt; daß er aber auch die Sittlichkeit gefährdet, wird sich aus der folgenden Schilderung der ärgerlichen Art, wie er getrieben wird, kaum bezweifeln lassen. Man kann diese „alienis rebus fortunisque inhiantes," wie sie die römische Konstitution so bezeichnend uns vor die Augen führt, bei allen Volksversammlungen, auf Jahrmärkten, in den Wirthshäusern, auf den Landstraßen und an öffentlichen Plätzen, wie in den einsamen Wohnungen des Landmanns finden. Selbst in den Tempeln der Gerechtigkeit, in den Gerichtsstuben sind sie anzutreffen, indem sie unter allerlei Vorwänden sich da oft nur scheinbar ein Geschäft machen und die anwesenden Rechtsuchenden und Geschäfte Treibenden mit spähenden Blicken verfolgen. So mit gespannter Aufmerksamkeit Alles, was vorgeht, belauschend, unterlassen sie es nun nicht, von den auskundschafteten häuslichen und Familien-Angelegenheiten, den mancherlei Anliegen und Nöthen, über kürzer oder länger Vortheil zu ziehen. Der Jude kennt keine Beschäftigung, mag wenigstens nichts Anderes treiben, als Handelschaft, d. h. Schacher; eine Neigung, die er selbst, Zeuge der Erfahrung, gewöhnlich nicht ablegt, wenn er auch zur Täuschung der Obrigkeit auf eine ordentliche bürgerliche Nahrung scheinbar sich ansässig macht; denn körperliche Anstrengungen, die der Füße ausgenommen, scheut er. Da derselbe nur von dem Gedanken, wie er durch Handelschaft etwas erwerben kann, herumgetrieben wird, so findet er da leicht Wege und Mittel, seinen Zweck zu erreichen. Er weiß, welcher Bauer in seinem Nahrungsstande wankt, oder von Gläubigern gedrängt wird; das gibt ihm nun Gelegenheit, sich an diesen oder jenen der Gläubiger zu machen, welches immer ein Christ ist, weil die Forderung eines Juden, der eben so zu speculiren weiß, wie sein Glaubensgenosse, kein Gegenstand ist, wobei durch Einhandlung etwas zu gewinnen wäre. Auch scheut er weder Mühe und Beschwerden, noch die gewöhnlichen Folgen unbescheidener Zudringlichkeit; daher gibt es auch kaum ein Beispiel, daß ein Jude ex taedio litis eine Forderung verkauft hätte. Ganz anders ist dieß bei dem creditirenden Christen; diesem ist es gleich zuwider, wenn er einer Schuldklagsache wegen nur zweimal vor Gericht erscheinen soll: er hat andere Beschäftigungen, als der arbeitsscheue Jude, und so kann es denn nicht fehlen, daß dieser in seiner Gewandtheit diese Stimmung bald sich zu Nutzen macht, indem er durch Schilderungen von der bedenklichen Lage des Schuldners und von processualischen Umtrieben, die ihm noch bevorstehen sollen, den verdrießlich gemachten Gläubiger nach seinen Absichten lenkt. Aergerlich, ja sittenverderblich ist, auch abgesehen von seinen unheilbringenden Folgen, der Unfug, der auf diese Weise mit dem Einhandeln solcher Forderungen getrieben wird, die oft nicht einmal zweifelhaft sind. Schon das unablässige Lauern auf das Thun und Treiben Anderer, um gelegenheitlich deren Verlegenheiten zu benützen, jenes stete Anlaufen und Beunruhigen harmloser Menschen, denen oft gar kein Gedanke an die Veräußerung eines Forderungsrechts in den Sinn kommt, dieß allein schon muß jedem Ehrliebenden anstößig erscheinen. Aber das ist es nicht allein. Der Jude, der die häuslichen und Familien-Verhältnisse auskundschaftet hat, und in die geheimsten Falten des Nahrungs- und Creditzustandes eingedrungen ist, befindet sich nun in dem Stande, besser als die vorgesetzte Obrigkeit, ja als die nächsten Angehörigen, als Weib, Kinder und sonstige Verwandte, den Vermögens- und Schuldenzustand Dessen, den er auf das Korn genommen, zu tariren. Diese Kenntniß und die geschickt ausgestreute Saat von Mißtrauen trägt ihm gute Früchte. Es ist auch nicht etwa ein Einzelner, auf den er spekulirt; sein Verkehr pflegt ausgebreitet zu seyn, und wo seine Kräfte nicht hinreichen, tritt er mit Andern in Compagnie, und theilt mit ihnen die Beute. Er ist nun gleichsam im Besitz einer Proscriptionsliste, wornach bald Dieser bald Jener nach dem Grade der Reife als Opfer fällt. Mag sich der Arme von jeher noch so sehr gehütet haben, sich mit keinem Juden einzulassen, mit keinem ein Geschäft zu treiben, von keinem zu borgen, das hilft ihm nun Alles nichts; er fällt doch in der Juden Hände. Durch diesen Verkehr wird der mit Schulden beladene, wenn gleich noch lange nicht über Vermögen verschuldete, Unterthan gewissermaßen vogelfrei. Er ist wenigstens keinen Augenblick sicher, von den Habichtsblicken eines Juden erspäht zu werden. Treffen ihn vollends häusliche Unfälle, kann er mit seinen Zinszahlungen nicht ordentlich einhalten und wird ihm deßhalb das Kapital aufgekündigt, so kostet es

ohnehin wenig Mühe, seiner habhaft zu werden. — Das Empörende ist nun aber besonders Dieß, daß der Jude, kaum hat er eine Forderung an sich gehandelt, also doch willkürlich mißlich creditirt, eben so als wenn er ursprünglich in gutem Glauben Credit gegeben hätte und nun, um Schaden abzuwenden, streng seyn müßte, mit der größten Hast seine Befriedigung oder wenigstens die Verschaffung einer genügenden Sicherheit betreibt. Hat also die Forderung noch kein Hypothekrecht, so wird der neue Gläubiger gewiß schon bald Mittel und Wege finden, des Schuldners Einwilligung zur Eintragung in das Hypothekenbuch zu erhalten. Er macht demselben dabei allenfalls das Versprechen, das Kapital in so und so viel Jahren nicht aufzukündigen, oder mäßige Abschlagszahlungen anzunehmen ꝛc., wohl wissend, daß da, wo die preußischen Gesetze gelten, ein solches, wenn auch vor Zeugen abgelegtes, mündliches Versprechen (und auf etwas weiter sich einzulassen hütet er sich wohl) unverbindlich ist. Auf diese Weise werden Forderungen naher Verwandter aneinander Gegenstand dieses unheilvollen Verkehrs, — begünstigt durch Mißtrauen und entmuthigende Vorspiegelungen, und durch die Einfalt des forderungsberechtigten Bruders, Schwagers, Schwiegervaters, und so entsteht Zwietracht und Erbitterung in den Familien, und Unfriede in bis jetzt glücklichen Ehen. Wäre durch rechtzeitige Vermittelung der creditorische Verwandte dahin gebracht worden, seinem Schuldner vielleicht nur einen Theil von Dem zu erlassen, was der Jude weniger gibt, als die Forderung beträgt, er hätte sich ein Gotteslohn verdient und Wohlstand und Glück der Familien wäre erhalten worden. — Wodurch der Nothstand des abgetretenen Schuldners noch vermehrt wird, ist, daß der Jude nun gewöhnlich die Klagsache einem Advokaten überträgt, wodurch er — er braucht ja nun nicht in Person zu erscheinen — der Verlegenheit, etwa durch richterliche Vermittlung von seiner Forderung etwas fahren lassen zu müssen, überhoben wird, während der Schuldner, dem nun einmal das Gesetz entgegensteht, die Zeche bezahlen muß. — Ich will bei dieser Darstellung, die das Ergebniß mehr als vierzigjähriger Wahrnehmungen ist, nur noch erwähnen, daß die Nichtbeschränkung des fraglichen Verkehrs auch die gesetzlichen Bestimmungen bezüglich auf den eingeschränkten Gütererwerb der Juden vielfältig in ihrer Wirksamkeit lähmt. Nach dem Edikt vom 10. Juni 1813 sollen die israelitischen Glaubensgenossen Häuser und liegende Gründe zum Wiederverkauf nicht erwerben können. Es ist ihnen jedoch diese Erwerbung bei öffentlichen Versteigerungen oder in Concursfällen, wenn sie selbst als Gläubiger auftreten, nachgelassen. Man begreift leicht, daß ohne Beschränkung des Schulden-Einhandlungs-Gewerbs der Jude das Messer in der Hand hat, jene lästigen Bande bei dem Gütererwerb nach Belieben zu durchschneiden. Denn so wie mit dem, durch jüdische Mitwirkung beförderten, allmähligen Verderben der Grundeigenthümer auch die öffentlichen Versteigerungen sich vermehren, so vermehren sich auch die Fälle, wo der wuchernde Jude als Gläubiger bei Vergantungen auftritt. Und das geht nun in arithmetischer Progression so fort, weil er bei den hiernächst von ihm anderweit gewöhnlich auf Borg verkauften Grundstücken (mit der Selbstbewirthschaftung läßt er sich nicht ein) wieder als Gläubiger des Kaufschillings erscheint und, statt daß bis jetzt nur Einer an seiner Schlinge flatterte, jetzt Mehrere diese prekäre Existenz haben. Der Jude verkauft nämlich die im Gant erschlichenen Güter wiederum in einzelnen Parzellen, wobei er sich einen Theil des Kaufgeldes sogleich bezahlen läßt, im Uebrigen aber zur successiven Zahlungsannahme versteht, unter der Bedingung, daß sein Abkäufer ordentlich einhalte. Er hat also immer, selbst bei einem unverschuldet eintretenden, vielleicht vorübergehenden Zahlungshinderniß, freie Hand, die Schlinge zuzuziehen, wenn der Schuldner sich nicht nach seinem Willen bequemt, wenn er durch Spenden an erbauten Früchten oder andere Leistungen dem jüdischen Zinswucher sich zu fügen verweigert, oder Anstand nimmt, in nachtheilige Handelschaften sich mit ihm einzulassen, schlechtes Vieh von ihm einzuhandeln, schlechte Waaren zu theurem Preis zu kaufen, selbst solche, die ihm entbehrlich sind und dergleichen."

Daß Juden größere Güter, in deren Besitz sie sich zu setzen gewußt haben, rasch ausbeuten, das Holz wegschlagen, das Vieh verkaufen ꝛc. und dann den leeren Grund und Boden wieder an einen Christen verkaufen, damit er ihn aufs Neue bepflanze, ist eine sehr bekannte Sache. Es liegt, mag es noch so gesetzlich seyn, etwas Empörendes darin, und wenn die Gesetze sich mit der Nationalökonomie, so wie mit der öffentlichen Moral in Einklang setzen wollten, würde dergleichen nicht erlaubt seyn. Noch viel häufiger kommt vor, daß kleinere Güter durch die oben beschriebenen Umtriebe anfangs nur zum Theil den Juden verschuldet werden. Der christliche Eigenthümer wird dann nicht gleich ausgetrieben, sondern noch so lange vom Juden gemartert, bis er demselben ganz verschuldet ist. Er muß vom Juden das Vieh nehmen, er hat die Kuh im Stalle nur vom Juden geborgt. Eben deßhalb ist es eine schlechte Kuh. Sie stirbt. Der Schaden fällt dem Bauer zu; er muß von demselben Juden wieder borgen und wird in aller Weise sein Leibeigner und findet in

unserer christlichen Gesetzgebung nicht das geringste Schutzmittel dagegen. Hat ihn der Jude vollständig ausgepreßt, dann erst jagt er ihn vom Gute und fängt, wo möglich, mit dem Nachfolger desselben den nämlichen Prozeß an. Auf solche Weise läßt man den treuherzigen christlich deutschen Bauernstand von einer Rotte elender Wucherer mißhandeln.

2) Christina, Königin von Schweden und ihr Hof. Von Prof. W. H. Grauert. Zweiter Band. Bonn, Weber, 1842.

Dieser zweite Band erscheint vier Jahre nach dem ersten. Die Verspätung hat aber, wie der Verfasser bemerkt, das Gute gehabt, das Werk mehr zur Reife zu bringen und einmal die Untersuchung gründlicher zu machen und zweitens auch das Urtheil über den Charakter jener berühmten Königin möglichst von den Befangenheiten zu befreien, die in einer aufs Neue von religiösen Parteikämpfen zerrissenen Zeit nur zu nahe liegen. In der That ist die hier vorliegende Lebensbeschreibung außerordentlich umsichtig und gründlich, und abgesehen von ihrem historisch interessanten Inhalt gewährt es schon ein eigenthümliches Vergnügen, zu sehen, wie ein ernster und äußerst gewissenhafter Gelehrter, der auch den kleinsten Umstand wichtig zu nehmen weiß, den Läufen und Wiederläufen eines von ewiger Hast und Ungeduld geplagten launenvollen Weibes nachläuft, um in diesem Lauf einen Sinn und eine Consequenz und in dem lunarischen Wesen selbst etwas, was man Charakter nennen könnte, zu entdecken. In dieser Bemühung begriffen, deckt sich der Verfasser zugleich nach allen Seiten, damit ihn auch nicht der leiseste Vorwurf einer confessionellen Parteilichkeit treffe. Er theilt weder die Klagen und Vorwürfe, mit denen Christine ihres Religionswechsels wegen von den Protestanten verfolgt wurde, noch den Triumph, den die Jesuiten desselben Umstandes wegen feierten. Aber daraus folgt nicht, daß er das Ereigniß bloß aus einer weiblichen Caprice, Eitelkeit, Neuerungssucht und aus Widerspruchsgeist oder überhaupt aus jenen indefinirbaren Eigenschaften, die das Weib ausmachen, erklären sollte, und worin allein der Grund liegt, warum sich weder die Protestanten über ihren Abfall zu beklagen, noch die Katholiken über ihren Uebertritt zu freuen hatten; sondern er sucht ihrem Entschluß so viel als möglich edle Motive zu vindiciren und überhaupt ihren Charakter in einem möglichst achtungswürdigen Licht erscheinen zu lassen. Unserer Ansicht nach ist durch dieses gar zu gesuchte Streben nach allseitiger Unparteilichkeit und Unbefangenheit das historische Portrait der Königin Christine, nachdem es schon sehr klar vor uns stand, wieder etwas in Dämmerung gehüllt worden, wie denn, wenn man zu viel Gläser auf einander legt, ihre Durchsichtigkeit wieder abnimmt.

Man muß allerdings einem Weibe in solcher Situation, mit lebhaftem Temperament, allzufrüh zur Herrschaft gelangt und bizarr erzogen, Vieles oder Alles verzeihen und dürfte sie noch bewundern, wenn sich wirklich erweisen ließe, daß sie bei allen sonstigen Verirrungen doch immer die Ehre wenigstens des Geschlechts bewahrt hätte. Aber Achtungsbezeugungen ist ihr die Geschichte nicht schuldig. Daß ihr die lutherischen Predigten, wie sie selber (S. 23) sagt, unausstehlich langweilig vorgekommen sind, glauben wir ihr sehr gern; wenn sie aber aus Pietät gegen ihren großen Vater Gustav Adolf und gegen ihr schwedisches Volk nur ein wenig in der Geschichte nachgeforscht hätte, wie und warum die Reformation erfolgt war, so hätte sie in ihrer Stellung als Lenkerin des protestantischen Nordens etwas finden müssen, was sie für die langweiligen Predigten wohl entschädigt haben würde, die sie überdieß in geistreiche hätte verwandeln können, wenn sie sich tüchtigere Geistliche gesucht hätte. Die Motive, aus welchen hier die Tochter das Andenken ihres Vaters schändete, und einer großen und guten Sache Verachtung bezeugte, waren auf keine Weise zureichend und lassen sich durch nichts erklären, außer durch Weiberlaune und durch das nitimur in vetitum, das schon die Eva verführte und das seinen Reiz nie zu verlieren scheint. Daher wir auch die Jesuiten von dem Vorwurf frei sprechen, sie vorzüglich (S. 39) hätten durch ihre Ueberredungskünste Christinens Bekehrung bewirkt. Christine zog die Jesuiten an, wurde nicht von ihnen angezogen. Sie gehörte nicht zu den Weibern, die man lenkt, sondern zu denen, die sich abwechselnd Vieler bedienen, um sie jedesmal zu Befriedigung ihrer Laune zu gebrauchen.

Wenn es an der neuern Geschichtsforschung zu loben ist, daß sie, die Einseitigkeit des Principienstreits und die Parteirücksichten aufgebend, überall den reinen Menschenwerth anzuerkennen strebt, so sollte sie doch auch nicht vergessen, daß Clio stets eine ernste und strenge Muse bleiben muß, und daß es ihr ziemt, auch die menschlichen Schwächen, wo sie sich finden, zu bezeichnen und zu erklären, nicht aber zu bemänteln.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 20.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 22. Februar 1843.

Biographien.

3) Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbst gemachten Erfahrungen und herausgegeben von R. Fr. Eylert, Dr., evangel. Bischof, Hofprediger ꝛc. Erster Theil. Magdeburg, Heinrichshofen, 1842.

Der Verfasser war in der That im Stande, ein treues Portrait des hochseligen Königs von Preußen zu liefern, da er demselben über dreißig Jahre lang als Hofprediger und Confessionarius nahe stand, und das Buch enthält wirklich sehr viel Wissenswürdiges, manches Neue, das als Beitrag zur Zeitgeschichte dankenswerth ist, wenn auch die Darstellung nicht nach Jedermanns Geschmack seyn dürfte.

Der hochwürdige Bischof ist zu sehr Mann des Friedens, als daß er sich auf die große Politik einlassen könnte, und er schildert uns daher nicht sowohl die öffentliche Wirksamkeit und den welthistorischen Charakter des hochseligen Königs, als vielmehr nur das Familienleben desselben und seinen Privatcharakter. Es war wohl nicht anders zu erwarten, als daß er die schönsten Seiten desselben in das gehörige Licht setzen würde. Vortrefflich hat er den König insonderheit in seinem Unglück, während der Jahre 1806—1813 aufgefaßt und die Standhaftigkeit, die würdevolle Resignation, und das wahrhaft bescheidene Gottvertrauen desselben in treuen und ergreifenden Zügen geschildert. „Das Unerhörte, das Entsetzlichste geschah: tausend bewaffnete Preußen flohen feige vor hundert Franzosen; alle Pässe, Zugänge und Thore wurden ihnen geöffnet, und alle Städte, auch die befestigten, eine leichte Beute. Die Festungs-Kommandanten, bis dahin gefeierte Namen, die das Vaterland mit Achtung und Vertrauen genannt, Männer, die der König mit Ehren und Würden geschmückt, mit Wohlthaten und Gütern überhäuft hatte, — fast Alle, nicht achtend den Unwillen redlicher Bürger und verachtend die schnaubende Wuth braver Soldaten, überfiel ein Zittern und Zagen, sie übergaben bei den vollständigsten Mitteln der Vertheidigung, ohne Schwertschlag, demüthig den satirischlächelnden Siegern die Schlüssel der Festungen und brandmarkten dadurch in der vaterländischen Geschichte ihre Namen mit unauslöschlicher Schande. Nein, tiefer ist wohl nie ein edler, gerechter, milder, ritterlicher König gekränkt, keiner in seinen pflichtmäßigen Erwartungen bitterer getäuscht, keiner schnöder mit dem schwärzesten Undank gemißhandelt, wie Friedrich Wilhelm III., und bei der Beschaffenheit Seines redlichen, tieffühlenden Herzens und reinen Charakters, hat wohl nie Einer mehr und länger gelitten, als Er. — Zu den Leiden, welche die allgemeine Kalamität Seinem landesväterlichen Herzen bereitete, kamen nun auch noch besondere, die zahllosen mittelbaren und unmittelbaren persönlichen Kränkungen und Injurien, die Ihm scham- und respektlos nicht von den übermüthigen, siegreichen Feinden allein, sondern auch im Lande selbst, sogar von Menschen, die Ihm als Seine Diener früher nahe gestanden, zugefügt wurden in Pasquillen und anonymen Schriften, die wie vergiftete Pfeile die Satanität auf ihn abdrückte. Dem bitteren Geschick, im Unglück verkannt, verhöhnt, beschmutzt und verspottet zu werden, das von jeher alle ausgezeichneten Männer traf, entging Er nicht. Es schüttete vielmehr sein scharfes Geschoß im reichsten Maaße über Ihn aus und schonungslos wurde er gemißhandelt. Die alte Fabel, in welcher nach dem kranken Löwen selbst ein Esel schlägt

(quasi asinus me calcitrasset), erneuerte sich in mancherlei Formen und Farben, selbst in persiflirenden Kupferstichen, und bekundete damit die gemeine flache Denkart und Gesinnung, die den Werth der Menschen und Sachen nur nach dem jedesmaligen sichtbaren Erfolg würdiget, aber keine Ahnung von den tieferliegenden Quellen und Lebensprincipien hat. Ein und derselbe Mann wird nach diesem vulgären Maaßstab bald groß, bald klein, je nachdem ihm seine Unternehmungen gelingen, oder mißlingen, und im Gange großer erschütternder, Alles umkehrender Weltbegebenheiten gibt es Zeiten der Berauschung und Umnebelung, in welchen das öffentliche Urtheil, wenn auch nicht des Volkes, doch seiner Tonangeber und Sprecher, im Lobe auf der einen und im Tadel auf der andern Seite maaßlos wird. Eine solche Zeit der Berauschung und des optischen Betruges war die damalige, vorzüglich in der Schriftsteller-Welt; und selbst die Gelehrtesten und Besten standen, ohne es einsehen zu können und zu wollen, unter dem Einflusse dieser Circe. Das Ideal aller Herrschergröße für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, war ihnen der Alles besiegende Kaiser Napoleon, und sie gefielen sich darin, in demselbigen Grade, als sie ihn erhöheten, den gedemüthigten Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen herabzusetzen. Wie von der Tarantel gestochen, bewegten sich selbst kenntnißreiche und gründliche Geschichtskenner in solchem Gaukeltanze; Tausende sangen und sprangen nach derselben Melodie, und warum sollten sie nicht, da ja selbst der Koryphäus Johannes Müller, der berühmte Verfasser der Geschichte der Schweiz, oft der deutsche Tacitus genannt, seine gewünschte und erstrebte ehrenvolle Stellung, als preußischer Historiograph zu Berlin, nach dem Tilsiter Frieden gegen eine Anstellung bei dem neu creirten französischen Könige von Westphalen, Hieronymus, zu Kassel vertauschte, und dann der bisherigen preußischen Monarchie als einer für immer begrabenen Leiche ein Todtenlied sang. Ueberreichte doch eine namhafte deutsche Universität, in allen ihren Fakultäten, nach der Schlacht von Auerstädt und Eylau dem Kaiser Napoleon bei seiner Anwesenheit eine prachtvolle Himmelskarte, auf welcher sein Name als ein ewiger Stern der ersten Größe glänzte!" In dieser Unglückszeit nun bewährte der König eine seltene Haltung, ließ sich durch nichts irre machen, durch die unverschämtesten Zumuthungen französischer Marschälle in Berlin selbst, durch die man ihn absichtlich in Zorn zu bringen suchte, niemals bethören, selbst durch Napoleons Allmacht in Dresden nicht in seiner ruhigen Haltung und Würde erschüttern, und daß er in diesen entsetzlichen Proben, die schwersten, die der König eines kriegerischen Volks, der Erbe eines großen Ruhms bestehen kann, so wohl bestanden ist, macht ihm ohne Zweifel die größte Ehre.

Die Tugenden des Privatmanns, die Privatwohlthätigkeit und das innige Familienverhältniß des Königs hat der Verfasser ganz besonders ausführlich erörtert; was indeß für die große Geschichte das weniger Wichtige bleibt. Einige rühmende Anekdoten offenbaren uns die große Güte des Königs in Fällen, wo er, schwer beleidigt, ohne Rückhalt verzieh. Doch hätte der Verfasser wohl auch der Strenge gedenken dürfen, die der König in andern Fällen hat blicken lassen. Wir erinnern den Herrn Bischof an die Namen Heinrich von Bülow, Görres, Arndt, de Wette, Wehrhan, Scheibel ꝛc. Wenn wir nicht ganz irren und auf das Geschlecht der Menschen nicht von einem gar zu hohen Standpunkt herabsehen, so scheint es, in der Schilderung eines Königs, der so viele vortreffliche Eigenschaften des Charakters besaß, der eine so große Zeit erlebt und ihrer würdig gehandelt hat, der seinem Volke so viele hoffnungsreiche Institutionen gegeben, dem sein Volk im Unglück so treu beigestanden und den es bis an sein Ende auf so seltene Weise geliebt hat, dürfe auch die unparteiische Wahrheit gesagt werden und sey es bei so vielen Lichtseiten einige Schattenseiten zu übersehen, weder politisch geboten, noch auch des edeln Todten würdig. Zudem mußte es wohl die Aufgabe eines evangelischen Bischofs seyn, darzuthun, daß es sich mit ihm nicht wie weiland mit den byzantinischen Panegyrikern verhalte.

Unter den Schilderungen, die den König am besten charakterisiren und insbesondere seine Gottesfurcht und seinen Widerwillen gegen allen eitlen Prunk darthun, heben wir Folgendes aus: „Als der König von Seiner Reise nach Petersburg (1818) zurückkehrte, hatten sich auf der Landstraße in der Nähe der Stadt Elbing große Volkshaufen versammelt, in der Absicht auch, die Pferde vor dem Wagen des geliebten Königs ab- und sich selbst anzuspannen, und so Ihn jubelnd in die Stadt zu ziehen. Der Adjutant, General von Witzleben, welcher früher angekommen, und wohl wußte, wie sehr dem Könige eine solche knechtische Huldigung mißfiel, gab sich alle Mühe, diese gutmüthigen Menschen von solchem Vorsatze abzubringen; jedoch vergeblich, indem sie meinten, es sey so recht und ihrem Gefühl angemessen. — Als der König bald darauf ankam und mit frohem Jauchzen empfangen wurde, dankte Er freundlich; als man nun aber wirklich anfing, die Pferde auszuspannen, und das Volk im Begriff war, den Wagen fortzuziehen, untersagte solches der König mit der Aeußerung: „es sey unter der Würde des Menschen, Dienste, welche Thiere leisten müßten, zu verrichten, und Er habe Seine

Unterthanen zu lieb, als daß Er eine solche Erniedrigung von ihnen annehmen könne und dürfe.“ Diese milden guten Worte befeuerten aber noch mehr und bestärkten den Volkshaufen in seinem Verhaben. Jetzt sah der König darin Ungehorsam, wurde heftig und befahl, daß die Widerstrebenden verhaftet und zur Untersuchung gezogen werden sollten. Dieselbe wurde auch wirklich vom westpreußischen Kriminal-Senat begonnen; aber selbstredend gleich vom Könige niedergeschlagen, der bei dieser Gelegenheit erklärte, daß Er nie Beweise der Liebe, in welcher die Achtung für Menschenwürde verletzt werde, annehmen könne und werde. — Noch stärker und unwilliger äußerte Er sich bei Seiner Anwesenheit in einer andern Stadt. Er war, von Paris gekommen, incognito ohne Gefolge, in einem gewöhnlichen Reisewagen, und begab sich gleich nach Seiner Ankunft, zu Fuß, in einem grauen Ueberrock, nach der berühmten alten Domkirche daselbst. Inzwischen hatte sich doch die Nachricht über Seine Anwesenheit schnell im Publikum verbreitet und die Stadt in Bewegung gesetzt. Der Spur folgend, eilten bald große Volkshaufen zur Kirche und brachten, als sie dieselbe gefüllt hatten, dem das alte herrliche Gebäude sinnend betrachtenden Könige ein lautes, lärmendes, dreimal wiederholtes Vivat. — Diese, gerade hier an einem heiligen Orte bezeigte Huldigung machte auf Ihn einen unangenehmen, widrigen Eindruck, und Er sprach Seinen Unwillen laut aus, wie unschicklich und entweihend es sey, in einer Kirche, in der nur das Lob Gottes und des Erlösers ertönen sollte, einen sterblichen Menschen zu verehren, — und entrüstet entfernte Er sich schnell. — Da, wo der Grundton Seines frommen, wahren und festen Charakters verletzt wurde, kannte Er keine Rücksichten der Klugheit; sonst hätte Er wohl bedenken können, daß Er sich zum Erstenmal in der Hauptstadt eines Ihm neu zugefallenen Landes befand, dessen Vertrauen Ihm wichtig seyn mußte. Hätte Er eine Anlage zur Eitelkeit gehabt, so würde es Ihm geschmeichelt haben, daß strenggesinnte Katholiken Ihm, einem protestantischen Fürsten, gerade in ihrem heiligen, fast abgöttisch verehrten Dome, solche Freudebezeigungen brachten; aber so Etwas lebte nicht in Seiner Seele. Verstellung und Heuchelei hat sie nie befleckt. Nie schien Er, was Er nicht war; sich Selbst und Seinen Grundsätzen blieb Er unter allen Umständen unverrückt treu. Wie und was dieß auf Andere wirkte, kümmerte Ihn nicht. Er blieb stets in sich ruhig abgeschlossen, und darin sich gleich, in den finsteren Tiefen des Unglücks und auf den Sonnenhöhen des Glücks. Länder und Völker jauchzten auf Seinen Triumphzügen Ihm jubelnd entgegen; aber ernst, einfach und schmucklos ging Er in stiller Würde durch, grüßte dankbar freundlich, aber nie schweiften Seine Augen, um Gunst und Beifall buhlend, umher; wo man nach Seiner Meinung zuviel that, blickte Er demüthig nieder und erhob nur Sein treues Auge, nicht zum Beifall der Menschen, sondern zur Gnade Gottes. — So war Er; so haben wir Ihn gesehen, so haben wir Ihn gekannt, so hat Sein Volk Ihn erkannt. Diese Seine feste, unwandelbare Gesinnung war Seine Popularität, die in gefälligen Formen nicht bestach und schnell Gunst eroberte, sondern nur langsam, aber eben deßhalb um so sicherer und dauernder, in wahrhaft deutscher, schmuckloser Art und Weise Ihm alle Herzen gewann. — Es gibt für Regenten, auch die edelsten und besten, kaum eine gefährlichere Versuchung, als der huldigende, laut jubelnde Beifall ihrer Völker; selbst der Festeste kann dadurch schwankend gemacht und zur Ueberschätzung, wie der Sache, so seiner Person, leicht hingerissen werden; und was setzt es voraus und was gehört dazu, wenn Eitelkeit und Egoismus keinen Eingang zum Herzen mehr finden sollen und können! Auch der Starke kann durch allgemeine Lobeserhebungen bethört und schwindlich gemacht werden; Friedrich Wilhelm III. blieb im Gleichgewichte, und in diesem ruhte unbeweglich Seine Festigkeit.“ Seite 72.

Es ist sehr zu bedauern, daß sich der Verfasser, da er doch so viel von der Religiosität des Königs spricht, nicht genauer über die Agendensache ausläßt, auf die er doch selbst seiner Zeit vielen Einfluß geübt hat. Mit Predigtauszügen und Bekomplimentirungen theologischer Nobilitäten, der Herren Niemeyer, Sack &c. wird der Nachwelt wenig gedient seyn; sie erwartet mit Recht von dem evangelischen Bischof, Hofprediger und Beichtvater, der dem König in kirchlichen Dingen am nächsten stand, ganz andere Aufklärungen.

Das Werk enthält übrigens sehr viele gute Anekdoten, auch solche, die sich nicht auf den König selbst beziehen. Hier eine von Friedrich dem Großen: „Friedrich sah nach glücklich beendigtem siebenjährigen Kriege unter seinen Tischgenossen vorzüglich gern den alten General von Ziethen, und mußte derselbe, wenn gerade keine fürstlichen Personen gegenwärtig waren, immer zunächst bei ihm an seiner Seite sitzen. Einstmals hatte er ihn auch zum Mittagessen am Charfreitage einladen lassen; Ziethen aber entschuldigte sich, daß er nicht erscheinen könne und werde, weil er an diesem hohen Festtage immer zum heiligen Abendmahl zu gehen pflege und dann gern in seiner andächtigen Stimmung bliebe; er dürfe sich darin nicht unterbrechen und stören lassen. — Als er das nächste Mal wieder in Sans-souci zur

königlichen Tafel erschien, und die Unterredung bald, wie gewöhnlich, einen geistreichen, heiteren Gang genommen hatte, richtete der König scherzend die Rede an seinen nächsten Nachbar mit den Worten: „Nun Ziethen, wie ist Ihm das Abendmahl am Charfreitage bekommen? hat Er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdauet?“ Ein lautes, höhnendes Gelächter schallte durch den Saal der fröhlichen Gäste. Der alte Ziethen schüttelte unwillig sein graues Haupt, stand auf, und nachdem er tief vor seinem Könige sich gebeugt, richtete er in lauter, fester Stimme folgende Worte an ihn: „Ew. Königliche Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch heute noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es gibt Einen über uns, der ist mehr, wie Sie und ich, mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben und uns Alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee muthig gekämpft und gesiegt; unterminiren Ew. Majestät diesen Glauben, dann unterminiren Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden!“ — Der König war von dieser Rede sichtbar ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackern christlichen General die rechte Hand, legte die linke auf seine Schulter und sprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respekt vor Seinem Glauben. Halte Er ihn fest, es soll nicht wieder geschehen.“ S. 462.

Die beste Anekdote unter allen ist aber folgende: „Die Alles forcirende Gewalt, die nichts von Resignation wissen will und mag und kann, auf der einen Seite, und die ruhigste Ergebung, die sanfteste Gelassenheit, und doch dabei selbstständig und energisch auf der andern Seite, hat sich im grellsten Kontraste vielleicht nie interessanter, pikanter, kürzer und schneidender berührt und dann abgestoßen, als in der merkwürdigen, historisch richtigen, aber wenig bekannt gewordenen Scene zwischen dem Kaiser Napoleon Bonaparte und dem Papste Pius VII. Bei dessen Anwesenheit zu Paris 1804 zur Kaiser-Krönung lag dem Kaiser Alles daran, den heiligen Vater für sich und seine Zwecke zu gewinnen, und er ließ kein Mittel der Güte, und keins der in Aussicht gestellten Strenge und Gewalt unversucht, um den festen, ruhig in sich abgeschlossenen Kirchenfürsten fügsam und nachgiebig zu machen. Mit dem, was Napoleon eigentlich wollte und bezweckte, rückte er endlich nach vielen ambirenden Umwegen gerade heraus, als er den zu einer geheimen Konferenz eingeladenen Papst in seinem Audienz-Zimmer erwartete. Der Kaiser (so hat nachher sein, im angrenzenden Alkoven sich befindender, doch unbemerkter Kammerdiener als naher Augen- und Ohrenzeuge erzählt) ging unruhig auf und ab, voll von dem, was er in sich trug und ausführen wollte, stoßend, stechend und bohrend, wie er im Zustande der Aufregung zu thun pflegte, mit einem eisernen Instrumente in Tische und Stühle. Endlich, nach manchem vergeblichen Aussehen, trat der ehrwürdige heilige Vater ernst, ruhig und feierlich herein, und ehrerbietig bot ihm der Kaiser einen prachtvollen Sessel, den er, wie ihm gebührend, einnahm. In vertraulicher, einschmeichelnder, süßer Rede trug jetzt der eben zum Kaiser gekrönte und gesalbte mächtige Mann dem heiligen Vater seine Wünsche vor, bittend, rathend, den Sitz von Rom nach Paris zu verlegen, wo er dann in einem der kaiserlichen Schlösser seinen heiligen Stuhl errichten möchte. Mit ihm gemeinschaftlich wolle er dann von der Weltstadt Paris aus die heilige, allgemeine, apostolische römisch-katholische Kirche des ganzen Erdkreises regieren, seine Einkünfte verdoppeln, eine päpstliche, glänzende Leibwache ihm geben, und alle Herrschaft, Macht und Herrlichkeit mit ihm als confrater theilen. — Der Papst Pius VII. hörte diese schwunghafte Rede mit allen ihren Verheißungen ruhig an und antwortete am Schlusse derselben nur mit dem einzigen lakonischen, wiederholten Worte

„Comödiante!“

„Was!“ rief, jähzornig aufspringend, der Kaiser wüthend aus: „Ich ein Comödiant! Pfaffe, nun ist es aus mit uns.“ Heftig und schnaubend auf- und abgehend, ergriff er ein auf dem Tische stehendes Kunstwerk in Mosaik, die Peters-Kirche in Rom vorstellend, und vor den ruhig sitzen gebliebenen Papst hintretend, warf er es in Stücke zur Erde mit den donnernden Worten: „Siehest du, so werde ich nun dich, deinen Stuhl, deine Kirche und dein Reich zerschmettern; der Tag des Zorns (dies irae) ist über dich ausgebrochen.“ — Und der heilige Vater sprach in derselben feierlichen Haltung, klar und fest, wie das Erstemal, nun abermals nur das eine Wort

„Tragödiante!“

und verließ dann ruhig das Zimmer.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 21.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 24. Februar 1843.

Biographien.

4) Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. Von Th. G. v. Hippel. Bromberg, Levit, 1841.

Dieses Werk beginnt mit der preußischen Unglückszeit und mit einer interessanten Schilderung der Vorgänge in Ostpreußen, während der König und die Königin sich zu Königsberg aufhielten, im Jahre 1807. Man erkennt sogleich, daß der Verfasser selbst dort zu Hause ist. Einige der mitgetheilten Anekdoten sind charakteristisch für ihre Zeit. Als der König im unglücklichsten Zeitpunkt seiner Regierung (1810) auch seine liebenswürdige Gemahlin verlor, machte sich sein Schmerz durch eine Aeußerung Luft, die wohl sehr merkwürdig ist. „Der König soll zur Großmutter der Königin in Hohenzieritz, als sie ihn über den Zustand der Kranken trösten wollen, im tiefsten Unmuthe des Schmerzes gesagt haben: Wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben. Da sie aber mein ist, so stirbt sie gewiß." S. 49. Von der traurigen Reise des Königs nach Dresden im J. 1812 wird hier folgende Notiz gegeben, was ganz mit dem überstimmt, was Bischof Eylert von dem Stolz und von der Würde, die der König im Unglück sich zu bewahren wußte, sagt. „Der ganze Aufenthalt des Königs in Dresden war von allerlei Eigenthümlichkeiten begleitet. Der König kam acht Tage später an, als der Kaiser Franz, nur drei Tage vor der Abreise Napoleons. Der König war der letzte der eintreffenden Souveraine. Französische Zeitschriftsteller, wahrscheinlich um diese scheinbare Geringschätzung ihres Kaisers zu verdecken, behaupten, dieser habe den König in Berlin besuchen wollen, und dadurch seine Verspätung veranlaßt. So viel uns bekannt, unternahm der König die Reise nur ungern und aus Pflicht für sein Volk. Daher die Verspätung. — Außerdem waltete über der Kleidungs-Etikette des Königs in Beziehung auf Napoleon eine eigne Ironie des Zufalls. Alle Souveraine, Napoleon, Kaiser Franz und selbst der greise König von Sachsen erschienen vor den beiden Kaiserinnen, Stiefmutter und Stieftochter, in Schuhen, der König allein in Stiefeln. Höflinge fürchteten den Unwillen Napoleons. Selbst Hardenberg versuchte, den König von der gewohnten Tracht der Stiefel abzureden. Er änderte sie nicht. Auch trug der König nicht das nämliche Großkreuz der Ehrenlegion, das ihm Napoleon übersandt hatte, sondern den silbernen Stern des Marschalls Victor, der — (ebendieß ist merkwürdig) — im Jahre 1807 — durch Schill preußischer Gefangener gewesen war. Der König fand nämlich jener Ordensstern zu altmodisch und zu groß, und verlangte vom Staatskanzler den seinigen oder einen ähnlichen zu der Reise nach Dresden. Hardenberg fand solchen für den König ebenfalls nicht passend, bedurfte auch selbst seines Ordens, um vor Napoleon zu erscheinen. Er borgte daher auf seinen Namen vom Marschall Victor dessen Paradestern, den der König, ohne den wahren Eigenthümer zu wissen, in Dresden anlegte." S. 56. Ueber die Gefahr, die dem König im Januar 1813 drohte, von den Franzosen aufgehoben zu werden, lese man S. 62 ff.

Hiermit endet die Schilderung der sieben magern Jahre und nun folgen die fetten. Herr von Hippel hatte keinen geringen Antheil an dem großen politischen Aufschwung, den Preußen im Jahr 1813 nahm. Er war der Verfasser des berühmten königlichen Aufrufs „an mein Volk." Er begleitete auch die Armeen und erzählt auch aus dieser Zeit manche interessante Anekdote. „Ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen war es, daß die entschiedenen Gegner in dem nämlichen Hause in Laun in Böhmen, — freilich ohne sich zu sehen, — zusammentrafen: Moreau, der Feind Napoleons, am Nachmittage vor seinem Tode (2. September) und Vandamme, Napoleons gehorsamster Knecht. Moreau schrieb auf seinem Sterbelager eben den bekannten Brief an

seine Gattin, der er, weil die Kraft, ihn zu vollenden, versagte, seinem Adjutanten Rapatel weiter diktirte, als Vandamme auf der Fahrt nach Moskau, in Begleitung eines baumstarken russischen Feldjägers in einer Postchaise, vor dem nämlichen Hause anlangte und nach einem obern Zimmer geführt ward, um während des Wechselns der Pferde dem Hohne des Volks entzogen zu werden, dem er jedoch, — von Gebildeten sogar, — nicht ganz entging. Der Herausgeber, der eben kurz vorher, vom Zufall begünstigt, Eintritt in das Zimmer erlangt hatte, wo Moreau schreibend auf einem niedrigen Lager an der Erde ruhte, war gleich darauf Augenzeuge der andern widerlichen Scene." S. 93. — Vom König Friedrich von Dänemark, der auf dem Wiener Congreß vergeblich für das verlorne Norwegen Ersatz verlangte, heißt es: „Als der kaiserliche Kronprinz, jetzt Kaiser Ferdinand I., dem Könige Friedrich beim Abschiede das freundliche, doch wahre Wort sagte: votre Majesté a gagnée ici tous les coeurs, erwiderte dieser achselzuckend: mais pas une ame." S. 119.

Abgesehen von diesen mehr oder weniger anziehenden Charakterzügen, mit denen der Verfasser seine Darstellung würzt, hätten wir etwas mehr von seiner Darlegung der innern und äußern Politik Preußens unter der Regierung des hochseligen Königs erwartet, da Herr von Hippel alle Verhältnisse und Personen genau kennt und namentlich dem Fürsten Hardenberg nahe stand. Aber gerade dieser letztere Umstand hat nicht sehr vortheilhaft auf seine Auffassung der Dinge eingewirkt. Es folgt nämlich daraus, daß er nicht ganz gerecht ist gegen Stein und die deutschgesinnte Partei, die Preußen im Unglück so große Dienste geleistet hat, und daß er Vieles verschweigt oder beschönigt, was man jetzt wohl endlich an der Verwaltung Hardenbergs aussetzen darf, ohne gegen zu viele Rücksichten anzustoßen. Hardenberg hat das preußische Interesse auf den europäischen Congressen ohne Energie verfochten. Hardenberg hat, wie Blücher von ihm so wahr gesagt, mit der Feder wieder verdorben und verloren, was das preußische Heer mit seinem Blut und unsterblichen Ruhm errungen und gewonnen. Hardenberg hat dem Patriotismus, dem Preußen und er selbst seine Größe verdankt, mit Undank gelohnt. Hardenberg hat die deutsche Sache, anstatt sie mit der preußischen aufs innigste zu vereinigen, von derselben getrennt. Hardenberg hat ausländischem Einfluß mehr als billig nachgegeben. Hardenberg hat selbst in der engeren Beschränkung das preußische Interesse schlecht gewahrt, indem er zu voreilig Rußland den Besitz von Warschau und Kalisch sicherte, indem er auf die Anträge Bayerns im März 1813 nicht einging; indem er Ostfriesland, die treue und anhängliche altpreußische Provinz ohne Umstände an Hannover abtrat, indem er nach der Besitznahme Westphalens und der Rheinlande mit der damals noch verträglichen Curie ein bündiges Concordat abzuschließen versäumte (den preußischen Gesandten Niebuhr in Rom sogar drei Jahre lang ohne Instruktionen ließ), und indem er sich in der Verfassungsfrage mehr als zweideutig benahm. Das alles sind geschichtliche Thatsachen, die Herr von Hippel weder nicht geschehen noch nicht gesehen machen kann, wenn er auch nicht davon redet. Ein großer, ja der größte Theil der Verlegenheiten, in welche der Staat, der das meiste zur Rettung Deutschlands vom französischen Joch beigetragen hat, nachher gekommen ist, ist der Fahrlässigkeit des Ministeriums Hardenberg zuzuschreiben. Die unerbittliche Geschichte wird darüber zu Gerichte sitzen. Hätte Hardenberg (sey es, weil er selbst ein Hannoveraner war oder aus was immer für kleinlichen Gründen) Ostfriesland nicht an Hannover abgetreten, so würde der deutsche Zollverein längst die Nordsee erreicht haben, nach der er jetzt vergeblich strebt. Und hätte Hardenberg in Bezug auf die Kirchenangelegenheiten der Rheinprovinzen das Eisen geschmiedet, als es noch warm war, so hätte er dem Staate viel Sorge ersparen können.

5) Schweden unter Karl IV. Johann, von Fr. Schmidt. Heidelberg, C. F. Winter, 1842.

Obgleich wir kaum zu begreifen vermögen, wie ein deutscher Geschichtschreiber die Geschichte ausländischer Nachbarkönige und Nachbarstaaten aus einem andern Gesichtspunkte, als aus dem der deutschen Nationalpolitik betrachten kann, so müssen wir doch zugeben, daß beinah kein deutscher Geschichtschreiber bisheran diesen Gesichtspunkt gewählt, sondern beinah jeder die Geschichte fremder Staaten so geschrieben hat, als ob es dabei auf Deutschland gar nicht ankäme. Aus diesem Grunde nun können wir auch Herrn Schmidt keinen besondern Vorwurf daraus machen, wenn wir in seinem Werk über Schweden die Sympathie für Deutschland vermissen.

Daß er den König von Schweden lobt und preist, finden wir ganz billig, denn derselbe verdient es. Karl Johann ist ein höchst ausgezeichneter Regent, der Schweden unter den schwierigsten Umständen durch seltene Klugheit und Energie nicht nur vor dem Verderben gerettet hat (denn es sollte eben zwischen Rußland und Dänemark getheilt werden), sondern der es auch noch mächtiger und innerlich stärker gemacht hat, als es vorher war. Wie sein Feldherrntalent und seine Diplomatie, so ist auch sein legislatorisches und administratives Wirken in einer langen Friedenszeit für Schweden und Norwegen segensreich gewesen. Das muß nicht bloß Schweden und Norwegen, das muß die ganze Welt anerkennen.

Allein in seiner Geschichte kommen doch einige Momente vor, an die sich deutscher Patriotismus nur mit Bedauern erinnern kann, und hier hätte Hr. Schmidt wenigstens andeuten sollen, daß er ein deutscher und kein schwedischer Schriftsteller ist.

Bei der berüchtigten Zusammenkunft Napoleons und des Kaisers Alexander zu Erfurt, auf welcher Frankreich und Rußland Europa unter einander theilten, wurde ausgemacht, daß die schwedische Monarchie aufhören, und daß Schweden wie ehemals Polen, zerstückelt werden solle, und zwar sollte Dänemark, als Napoleons treuester Bundesgenoß das westliche, Rußland das östliche Stück bekommen. Durch diese Rechnung machte unerwartet die Revolution in Stockholm einen Querstrich. Die Schweden warteten nicht, bis ihr König durch Russen und Dänen abgesetzt wurde, sondern setzten ihn selber ab und wählten, unbekannt mit den Verabredungen in Erfurt, Bernadotte zum Thronfolger, in der Einbildung, sich dadurch Napoleon zu verbinden. Napoleon empfing aber ihre Boten nicht nur kalt, sondern sogar ärgerlich. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen. Der Querstrich durch seine Rechnung mißbehagte ihm, wie alles, was gegen den Willen und die Voraussicht eines Weltlenkers geschieht, demselben mißbehagen muß. Allein da Rußland Finnland behielt und also seine Forderung des westlichen Stücks von Schweden im Wesentlichen befriedigt sah, so betraf die Frage nur noch das östliche Stück, und ob dasselbe von Dänemark, einem ergebenen Alliirten, oder Bernadotte, einem untergebenen General, in Besitz genommen würde, konnte für Napoleon zuletzt ziemlich einerlei seyn, vorausgesetzt, daß der letztere untergeben blieb. Napoleon entschied sich, Bernadotte anzuerkennen, um ihn untergeben zu erhalten, um einen unnützen und schwierigen Krieg mit Schweden, das sich einmal für Bernadotte entschieden hatte und zur See durch die englische Flotte wirksam beschützt werden konnte, zu vermeiden. Auch Rußland ließ sich den neuen Regenten von Schweden gefallen, weil es sich denselben verbinden zu können glaubte.

Da nun unmittelbar darauf die diplomatischen Dissidien zwischen Frankreich und Rußland ausbrachen, die zuletzt den Krieg von 1812 zur Folge hatten, so wußte der neue Kronprinz von Schweden, Karl Johann, dieselben sehr klug zum Besten Schwedens zu benutzen. Obgleich anfangs noch zum Anschluß an das Continentalsystem gezwungen, duldete er doch den Schleichhandel, weßhalb die Engländer, zu Napoleons großem Aerger, nicht die mindeste Feindseligkeit gegen Schweden übten. Schwedische Schiffe wurden von französischen Kapern aufgebracht, aber die Schweden rächten sich an diesen letztern und so bestand eigentlich Krieg zwischen Schweden und Frankreich, und nicht zwischen Schweden und England. Napoleon machte diesem unnatürlichen Zustand ein Ende, indem er Schwedisch-Pommern besetzte und alle Schweden, die er aufbringen konnte, nach Frankreich schickte, um namentlich bei der Marine zu dienen. Trotz dieser Feindseligkeiten wurde noch immer unterhandelt. Napoleon hatte den Krieg gegen Rußland schon beschlossen und bot Schweden den Wiederbesitz von Finnland an. Allein Karl Johann hatte sich bereits mit Rußland und England benommen. Diese sagten ihm als Lohn für seinen Beistand gegen Frankreich Norwegen zu. Der Verfasser setzt sehr klar auseinander, wie viel mehr Schweden durch den Besitz Norwegens gewinnen mußte, als durch den Finnlands. Bekam Schweden Norwegen, so war es in sich abgerundet, so war Dänemark für immer geschwächt und Schweden auf der Westseite gesichert. Aber auch Rußland schien beschwichtigt, sobald es Finnland hatte. Besaß es Finnland nicht, so mußte es, weil dieses Land Petersburg beherrscht, alles daran setzen, sich desselben zu bemächtigen und Schweden konnte daher vor Rußland nur Ruhe finden und einen friedlichen Nachbar an ihm gewinnen, wenn es ihm Finnland ließ. Diese Berechnung war allerdings für den Augenblick die richtige; ob sie aber nicht Gefahren der Zukunft im Schooße trug, die man nicht ganz außer Berechnung hätte lassen sollen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Es muß doch für einen Schwedenkönig viel Peinliches haben, daß die Russen nur einen Wintermarsch über das Eis brauchen, um ihn in Stockholm zu überfallen, wenn es ihnen beliebt.

Karl Johann legte auf den Besitz Norwegens einen um so größeren Werth, als diese Erwerbung eine neue war, die Schweden ihm allein verdanken würde. Er wollte dem Volk, das ihn zum Thronfolger gewählt, diese königliche Mitgift bringen. Da nun aber Napoleon auf keine Weise zu bewegen war, ihm Norwegen zu geben (weil er die Dänen, die schon das ihnen zugesagte Schweden nicht bekommen hatten, nicht noch ärger mißhandeln wollte), so trug dieß vor allem andern zu dem Entschlusse Karl Johanns bei, sich aufs innigste an England und Rußland anzuschließen und gegen Napoleon selbst mitzukämpfen. Er verpflichtete sich, wenn Napoleon in Rußland einfiele, demselben mit 30,000 Mann Schweden eine Diversion im Rücken zu machen, durch einen Einfall in Deutschland; dagegen verpflichtete sich Kaiser Alexander, den Schweden mit 35,000 Mann bei der Eroberung Norwegens beizustehen. Beides unterblieb aber. Als nämlich Napoleon mit ungeheurer Uebermacht in Rußland einfiel, entsagte Karl Johann der russischen Hülfe, weil Alexander seine Truppen selbst brauchte, verschob aber auch seinerseits den Einfall in Deutschland. Sein ganzes Augenmerk war allein auf Norwegen gerichtet. In dem Augenblick, in dem Napoleons

Unfälle bekannt wurden, forderte Schweden von Dänemark die Abtretung Norwegens, sicherte demselben aber dafür eine hinreichende Entschädigung (in Deutschland) zu. Dänemark weigerte sich damals aufs entschiedenste; allein das Unglück Napoleons enthüllte sich in seiner ganzen Größe, Preußen und Russen drangen im Frühjahr weit vor, Tettenborn besetzte Hamburg in Dänemarks nächster Nähe, und die Schweden selbst setzten mit einem ansehnlichen Heere auf die deutsche Küste über, weil Karl Johann wohl wußte, daß er Norwegen nur in Deutschland erobern könne, das heißt, daß es ihm nur dann abgetreten werden würde, wenn er seine gegen Rußland eingetretene Verpflichtung erfülle und den Krieg gegen Napoleon mitmache. Auf Preußen, auf Deutschland nahm er dabei nicht die mindeste Rücksicht. Er handelte nur für Rußland, damit dieses ihm bei der Erwerbung Norwegens beistehe.

Dieses Moment hat der Verfasser nicht gehörig gewürdigt und in seiner Darstellung findet sich hier eine ziemlich auffallende Lücke. Dänemark neigte sich in der Noth zu den Concessionen, die Schweden kurz vorher von ihm verlangt hatte. Es war bereit, für Norwegen eine Entschädigung in Deutschland anzunehmen und verlangte die Hansestädte. Rußland erklärte durch den Fürsten Dolgorucki ausdrücklich seine Zustimmung und räumte den Dänen bereits Hamburg ein, indem Tettenborn sich zurückzog und die nahe stehenden Schweden ruhig zusahen. Nur an England scheiterte der ganze Plan. England wollte um keinen Preis zugeben, daß Dänemarks Handel und Marine durch die Hansestädte einen Zuwachs erhielte, und so mußten auch Schweden und Rußland diese Unterhandlung abbrechen. Aber für Hamburg war es schon zu spät, es war einmal in der Gewalt der Dänen, die nun, da sie den Verlust Norwegens ohne Entschädigung voraussahen, wenn die Alliirten siegten, sich in der Verzweiflung desto enger an Napoleon wieder anschlossen, und das unglückliche Hamburg den Franzosen auslieferten. Davon hätte doch Herr Schmidt etwas sagen und berichten sollen, aber er übergeht diese das patriotische Gefühl der Deutschen tiefkränkenden und für die russische und schwedische Politik eben nicht sehr rühmlichen Dinge gänzlich mit Stillschweigen.

Erwägt man alle diese Verwicklungen, so darf man sich auch nicht mehr über das bekannte Zauderungs- und Schonungssystem, das Karl Johann im Feldzug von 1813 befolgte, wundern. Er wollte seine Truppen schonen, weil er ihrer noch zur Eroberung Norwegens bedurfte. Daher that er weniger als nichts bei Groß-Görschen und beinah nichts bei Dennewitz und war auch nicht gerade der erste oder der sich am meisten geopfert hätte bei Leipzig. Und kaum war der große Schlag bei Leipzig geschlagen, so überzog er wieder ausschließlich in eignem Interesse Dänemark, und belagerte die dänischen Festungen Glückstadt und Frederiksort; Dänemark wollte es nun, da es von Napoleon keine Hülfe mehr erhalten konnte, nicht aufs äußerste ankommen lassen und trat Norwegen ab, das zwar der dänische Prinz Christian Friedrich noch durch eine Insurrektion zu vertheidigen suchte, aber ohne Erfolg. So erreichte Karl Johann seinen Zweck.

Wer sieht hiebei nicht ein, daß Norddeutschland den Grad von Unabhängigkeit, den es behauptet, ausschließlich dem Heldenmuth des preußischen Volkes verdankt, denn ohne die Thaten der Preußen würden Rußland und Schweden ganz Norddeutschland als eine in ihrem Interesse zu vertheilende, rein passive Entschädigungsmasse angesehen haben und nicht einmal Schwedisch-Pommern würde an Deutschland zurückgefallen seyn. Dänemark würde wieder wie unter dem bösen Waldemar, bis tief in Niedersachsen hinein geherrscht haben.

Manso hat sich schon vor Jahren erlaubt, den Kieler Frieden, durch den Norwegen an Schweden abgetreten wurde, eine Ungerechtigkeit zu nennen und es ominös zu finden, daß schon der erste Friedensschluß (man schloß zu Kiel am 14. Januar 1814 ab, also viel früher als zu Paris) ein ungerechter gewesen sey. Es ist wahr, Schweden war von Dänemark nicht beleidigt, nicht angegriffen. Der frühere Plan der Kaiser Napoleon und Alexander, Schweden zwischen Rußland und Dänemark zu theilen, konnte zwar die Schweden mit Recht erbittern, aber gerade weil die Ausführung jenes Plans eine himmelschreiende Ungerechtigkeit gewesen wäre, folgte daraus nicht, daß nun Schweden selbst dieselbe Ungerechtigkeit gegen Dänemark begehen mußte. Zu geschweigen, daß man das edle Volk der Norweger um seine eigene Meinung nicht einmal frug. Ein Völkerschacher, zu dem allein Rußland den Anlaß gegeben und von dem allein Rußland den Vortheil zog, wird stets ein Flecken der europäischen Geschichte bleiben. Daß dieß aber nicht die Meinung des Herrn Schmidt ist, versteht sich von selbst.

Nachdem der Verf. die Kriegsgeschichte beendigt, entwickelt er in ausführlichen Abhandlungen die Geschichte der innern Reformen Schwedens unter der langen Friedensregierung Karl Johanns, das Verfassungswesen, die Rechtspflege, die Finanzen, die See- und Landmacht, Industrie und Ackerbau, Wissenschaften und Künste, Kirchen- und Schulwesen, worauf wir uns hier nicht näher einlassen können, wollen wir nicht den uns zugemessenen Raum weit überschreiten. Man darf wohl von Karl Johann sagen, daß er sich des ursprünglich doch nur blinden Glücks, König von Schweden geworden zu seyn, durch die Besonnenheit und Weisheit, mit der er Schweden regiert, vollkommen würdig gemacht hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 22.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 27. Februar 1843.

Ueber deutschen Sprachunterricht.

1) Der Unterricht in der Muttersprache. Von Dr. K. E. P. Wackernagel. Vierter Theil des deutschen Lesebuches. Für Lehrer. Stuttgart, S. G. Liesching, 1843.

Um der Sache willen, um welche es sich hier handelt, wäre es zu wünschen, daß der Verf. seine Ansichten weniger polemisch und parador, weniger witzelnd, spöttelnd und verhöhnend gegen die entgegengesetzten vorgetragen hätte. Auch die Gesprächsform, die derselbe gewählt hat, ist einer vielseitigeren Erwägung, einer überzeugenderen Begründung um so weniger förderlich gewesen, als die sich Unterredenden nicht einmal verschiedene Ansichten vertreten, sondern in der Hauptsache schon vor der Disputation einig sind. Vielleicht hätte ein weniger launenhafter Ton, der gemessenere Gang der Abhandlung den Verf. davor bewahrt, in der Bekämpfung einer, allerdings bis zur Verkehrtheit führenden, Richtung des deutschen Sprachunterrichts ins andere Extrem zu gerathen. Dieß gilt namentlich von der gänzlichen Verwerfung des grammatischen Unterrichts in der Muttersprache bis zum vierzehnten Lebensjahr, der nicht einmal zur besseren Erlernung einer fremden Sprache behülflich seyn soll. Selbst von der Erlernung der fremden Wortformen, der Deklinationen und Konjugationen, kann man nicht sagen, daß sie nicht dem Knaben erleichtert werde, wenn seine Aufmerksamkeit schon früher auf die entsprechenden der Muttersprache ist gerichtet worden. Noch weit weniger läßt sich aber mit Grund leugnen, daß der grammatische Unterricht in der Muttersprache für Auffassung alles Syntaktischen einer fremden Sprache höchst förderlich, ja selbst nothwendig ist. Wenn der Verf. versichert, es seyen ihm weder privatim, noch auf literarischem Wege Erfahrungen bekannt geworden, welche es auf unzweifelhafte Weise feststellen, daß ein vorangegangener grammatischer Unterricht in der Muttersprache schnellere Fortschritte im Erlernen etwa der lateinischen oder der französischen bewirke; — so kann Referent dagegen versichern, daß er solche Erfahrungen privatim und publice gemacht hat. Auch dürfte z. B. die K. Preuß. Ministerialverfügung, welche einen grammatischen Unterricht in der deutschen Sprache voraussetzt, ehe das Latein beginnen darf, schwerlich aus der Luft gerissen seyn. Soll aber der grammatische Unterricht in der Muttersprache für Erlernung der fremden fruchtbringend seyn; so ist freilich erforderlich, daß der Lehrer der letzteren an jenen vorausgegangenen Unterricht anzuknüpfen wisse und neben dem Unterricht in der fremden Sprache den in der Muttersprache fortsetze. — Daß übrigens die gründliche Erlernung einer fremden, am liebsten einer alten Sprache hinwiederum für die Entwickelung des Sprachvermögens überhaupt, wie für die Kenntniß und gewandtere Anwendung der Gesetze der Muttersprache von unschätzbarem Werthe sey, davon ist Ref. eben so überzeugt, und er erkennt mit dem Verf. den großen Nutzen an, der in der Vergleichung verschiedener Sprachformen, Sprachregeln und Ausdrucksweisen liegt. Diese Vergleichung kann aber nicht allein, sie muß sogar schon beim Unterricht in der Muttersprache selbst zur Anwendung kommen. Welche Mundart wiche nicht bedeutend vom Neuhochdeutschen und namentlich vom Schriftdeutschen ab? und selbst das Bibeldeutsch wird je länger je mehr einer sprachlichen Erklärung, ja Erlernung in den Schulen bedürfen. Uebrigens theilt Ref. des Verfs. überschwängliche Verehrung der Volksmundarten nicht, die zwar vieles Beachtungswürdige, den Sprachforscher Interessirende, ihren lexikologischen und grammatischen Werth haben; aber eben so sehr Bewahrer vieles Falschen, ja vieles unendlich Rohen und Gemeinen sind, das sich zwar nicht selten als Gemüthlichkeit breit macht, aber nichts desto weniger ausgerottet zu werden verdient. — Wunderlich ist der Gedanke, der beiläufig ausgesprochen und dessen

Ausführung eine große Reform genannt wird, die Bibelsprache, versteht sich in der lutherischen Bibelübersetzung, zu einer hieratischen, zu einer deutschen Sanskrit zu machen. So etwas macht man nicht; es müßte sich selbst machen, und zu letzterem ist nicht viel Aussicht vorhanden. Könnte man das katholische Deutschland wohl dazu bringen, die Uebersetzung des Ketzers, der sich um die Vulgata nicht bekümmert hat, anzuerkennen? Und dann — bei aller Verehrung vor Luthers Werk sey es gesagt — sollen die Mängel desselben auch als heilige verehrt bleiben? Luther war selbst anderer Ansicht; er selbst erkannte seine Uebersetzung nicht als vollkommen gelungen an, sondern erklärte sie schon einer immer größeren Vervollkommnung für fähig und bedürftig. Luther würde, wenn er jetzt lebte, bei seiner Wahrheitsliebe, bei der Entschiedenheit, der Freiheit und Klarheit seines Urtheils, der erste seyn, der seine Uebersetzung für antiquirt erklärte.

Mehr einverstanden, als mit allem Bisherigen, kann sich Ref. mit dem erklären, was der Verf. über die deutschen Aufsatzübungen zur Sprache gebracht hat. Es ist wahr, aber glücklicher Weise auch schon von vielen Lehrern anerkannt, daß es ein Unsinn, ja ein Frevel ist, die Jugend ehe sie nur die physische Reife erlangt hat, zu geistigen Produktionen zu reizen. Denn was sind freie Aufsätze anderes? Da es nun in der Regel gar nicht dazu kommt, so bestehen die meisten sogenannten freien Ausarbeitungen in einem unverstandenen Nachschwatzen und Nachschreiben dessen, was der Lehrer vorempfunden, vorbetrachtet und vorgedacht hat. Die Folge hievon kann nur ein leeres Phrasenwesen, ja die leere und lügenhafte Einbildung seyn, doch selbst schon über Natur, Menschenleben und Gott eigene Empfindungen, Gedanken und Urtheile aussprechen zu können, kurz jene Schwatzhaftigkeit und Naseweisheit, welcher wir Studentenalbums, Gymnasiastenschriften und jene Jugenliteratur verdanken, die sich die moderne nennt. Die Jugend, selbst die Gymnasialjugend ist vielmehr von aller Produktion, von allem Fertigen s. g. freier Aufsätze entfernt zu halten. Dennoch soll sie in Sprech-, Rede- und Schreibfertigkeit geübt und gefördert werden. Aber alle diese Uebungen müssen einen höchstens reproduktiven Charakter haben. Sie müssen vorzugsweise im Wiedergeben des Gehörten und Gelesenen bestehen, das anfangs ein möglichst treues seyn und nach und nach erst ein freieres werden darf. Der Verf. will dieß an die Lektüre poetischer und prosaischer Meisterstücke angeknüpft wissen, und Ref. stimmt ihm hierin im Allgemeinen bei. Letzterer ist aber auch der Meinung, daß selbst die Arbeiten der reiferen Gymnasiasten vornehmlich noch den Charakter des Referates, der Rechenschaftsablage über etwas Gelerntes, Gegebenes, Gesehenes an sich tragen müsse. Ob hiezu die Geschichte nicht noch weit mehr und weit eigentlicher benützt werden sollte, als bisher geschieht, ist gewiß eine Frage, die reiflich erwogen und gründlich beantwortet zu werden verdient. Ganz zweckmäßig ist nicht minder der Vorschlag des Verf., daß man auch die Lehrer der Realfächer und besonderer Disciplinen, der Geschichte, der Geographie und der Naturkunde veranlassen sollte, geeignete Ausarbeitungen über einzelne Gegenstände, Theile, Abschnitte ihres Faches von Zeit zu Zeit fertigen zu lassen, ein Vorschlag, der bereits seit ein paar Jahren in Real- und Gewerbschulen, und zwar mit gutem Erfolg, in Ausführung gebracht ist. Auch die Religionslehre wird für diese, neben dem eigentlichen Sprachunterricht herlaufenden Aufsatzübungen geeigneten Stoff liefern, wenn man das Reindogmatische oder gar Polemische ausschließt, dagegen das Religiössittliche desto mehr beherziget. Oder sollten die Schüler, welche von ihrem sechsten Lebensjahre an Religionsunterricht empfangen, in dem Alter der Konfirmation und später noch nicht im Stande seyn, über die Pflichten des Christen gegen Gott und Menschen, und wohl gemerkt auf genau gestellte Fragen in zusammenhängender Rede schriftlich, oder auch mündlich eine erträgliche, ausführlichere Antwort zu geben? —

2) Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von Robert Heinrich Hiecke, Konrektor und Professor am Gymnasium zu Merseburg. Leipzig, E. Eisenach, 1842.

Wer unsrer obigen Behauptung, daß ein grammatischer Unterricht in der deutschen Sprache für die bessere Erlernung fremder Sprachen nicht allein förderlich, sondern sogar unentbehrlich sey, nicht beitreten zu können glaubt, den bitten wir obiges sehr tüchtige Werk des Herrn Professor Hiecke zu lesen. In diesem Werke sind unter andern die höchst schätzbaren Vortheile, welche der Unterricht in fremden, namentlich in den alten Sprachen überhaupt und für die Muttersprache gewährt, nicht allein gepriesen, sondern es ist in demselben auch angegeben, worin sie bestehen und wie man sich derselben zu bemächtigen habe. Nichts desto weniger werden sie nicht überschätzt; vielmehr führt die Angabe des zweckmäßigen Verfahrens beim Gewinnen derselben zu dem Nachweis, daß man ohne vorher- und nebenhergehenden, grammatischen Unterricht in der Muttersprache jene Vortheile weder ganz, noch sicher erreichen könne. Bewiesen ist für jeden Unbefangenen die Nothwendigkeit dieses Unterrichts in deutscher Grammatik S. 195 und folgende. Auch was über die zergliedernde, an bestimmte Lesestücke anzuknüpfende Methode, über welche sich namentlich Hr.

Dr. Wackernagel etwas übermäßig ereifert, vorgetragen ist, verdient im Allgemeinen Beifall und Beachtung; denn es verräth den praktischen Schulmann, der überall Maaß zu halten gelernt hat. Gleichwohl sind wir nicht damit einverstanden, daß die zergliedernde Methode, wie das freilich auch von Becker und seinen Anhängern geschieht, fast die Alleinherrschaft haben soll. Neben der Analysis darf der Synthesis ihr Recht nicht verkümmert werden. Doch wir wollen hierüber mit dem Verf. nicht rechten und markten, da wir in der Hauptsache mit ihm einig sind. Ueberdieß ist der Abschnitt, welchen er dem grammatischen Unterricht in der deutschen Sprache gewidmet hat, nur ein untergeordnetes Glied des ganzen Buches, welches dem Unterricht in der Muttersprache ein höheres Ziel steckt. Dieses Ziel ist kein geringeres, als: den Gymnasialunterricht in der Muttersprache zu einem *deutschen* in der besten Bedeutung des Wortes, zum Mittelpunkt aller höheren Jugendbildung zu machen, durch ihn die Jugend zum edelsten Nationalgefühl und Nationalgeist heranzubilden. Im Grunde stimmt Herr Prof. Hiecke hierin, wie überhaupt in vielem Wesentlichen, trotz aller Abweichungen im Einzelnen, mit Hrn. Dr. Wackernagel überein; denn letzterer sagt unter andern auch: das Absehen des Lehrers im Deutschen ist, jeden Schüler so zu erziehen, daß er sagen könnte, wenn er es wüßte: Die Nation, das bin ich. Wie soll nun aber dieses gewiß achtbare Ziel erreicht werden? durch wohl gewählte, sorgfältig geleitete und weise benützte Lektüre musterhafter Darstellungen deutscher Prosaiker, Redner und Dichter. Manche dieser gelesenen Musterstücke aller Darstellungsformen müssen gelernt und vorgetragen (nicht declamirt) werden; andere werden genauer betrachtet, erwogen, erläutert; andere benutzt zu referirenden, resümirenden, über das erlangte Verständniß Rechenschaft gebenden Vorträgen und schriftlichen Arbeiten; an anderen werden die erforderlichen Belehrungen über Rhetorik und Poetik, über Metrik und Prosodik angeknüpft. Außer diesen, schon einen großen Reichthum von Stoffen und Formen umfassenden Uebungen, welche an die Lektüre deutscher Musterstücke angeknüpft werden, nimmt der Herr Verfasser, wieder in Uebereinstimmung mit Wackernagel (welche übrigens eine ganz unabhängige ist), auch die anderweitigen Lektionen zu Aufsatzübungen in Anspruch, und mit vollem Recht ganz besonders die Geschichte. Endlich sollen auch noch Aufsätze, wie Vorträge gefertigt werden, welche zu ihrer Grundlage Beobachtung einzelner Beschäftigungen, Vorgänge und Erscheinungen des Lebens, so weit dasselbe dem Blicke der Jugend sich darbietet, haben sollen. Wir haben mit großer Befriedigung die äußerst lichtvollen, und von einer edlen Wärme für die Sache erfüllten Auseinandersetzungen gelesen, in welchen der Verfasser seine allgemeinen Ansichten und besonderen Forderungen begründet hat. Dankbar müssen demselben alle Lehrer der deutschen Sprache seyn, daß er ihnen einen so umfassenden, wohl durchdachten, ja bis zur Beispielgebung ausgeführten Plan eines Unterrichts in der Muttersprache, wie er seyn könnte und seyn sollte, vorgeführt hat. Hie und da haben wir uns freilich nicht des Gedankens erwehren können, es sey des Guten zu viel verlangt, und manche für die oberen Classen der Gymnasien bezeichneten Aufgaben dürften die Kräfte, wie den Gesichtskreis der großen Mehrheit der Schüler, welche bekanntlich überall aus mittelmäßigen Köpfen besteht, überschreiten. Doch wenn man bedenkt, wie weit jede Wirklichkeit hinter dem Ideal zurück bleibt, und daß man sehr viel fordern muß, wenn man etwas erreichen will; so kann man sich auch damit einverstanden erklären, daß der Verfasser uns lieber ein zu hohes, als zu niedriges Ziel gewiesen hat. Hätten alle Gymnasien Lycealclassen, so daß die Gymnasiasten durch die Bank nicht vor dem 19ten und 20sten Jahre zur Universität abgingen; so würden wir, vorausgesetzt, daß mindestens vier Wochenstunden, wie der Verfasser verlangt, dem Deutschen angewiesen wären, weder gar zu Vieles, noch gar zu Hohes verlangt finden. Jetzt aber, da meistens achtzehn-, oft siebzehn- und sechzehnjährige Jünglinge schon zur Universität entlassen werden, scheint es uns so. Eine andere Klippe, welche uns in dem vorliegenden Plane zu liegen scheint, ist die, daß man sich durch ihn, wenn namentlich von den übrigen Fächern aus nicht *kräftig* entgegengewirkt wird, leicht verleiten lassen kann, den jungen Männern eine zu vorherrschend literarästhetische und kritische Richtung zu geben, an welcher ohnehin unsere Zeit schon leidet. Der Verfasser hat dieß wohl gefühlt, und daher nicht allein jene Beihülfe der anderen Fächer, sondern auch jene aufs Leben gerichteten Aufgaben gefordert. Referent glaubt, daß auch hier das natürlichste, angemessenste Heilmittel in einer *vorwaltenden* Beschäftigung mit historischen Stoffen und ihrer Verarbeitung zu Darstellungen mehr als zu Beurtheilungen gefunden werden möchte. Eigentliche Interpretation poetischer Muster sollte aber nur Sache des Lehrers bleiben, nie den Schülern zugemuthet werden; und selbst der Lehrer wird Alles aufbieten müssen, daß er nicht, namentlich bei lyrischen Gedichten, den Blüthenstaub und Duft der Poesie hinweginterpretire. Bei dramatischen und größeren epischen Gedichten gibt es schon mehr zu thun, ist es erlaubt und oft vonnöthen, über den ideellen Gehalt Fingerzeige zu geben, einzelne Charaktere einer genaueren Betrachtung zu würdigen und an der Auffindung des Rechten die Schüler Theil nehmen zu lassen. Aber auch hier gibt das ne quid nimis, was wir nicht dem Verfasser, der uns gewiß selbst beistimmt, sondern jüngeren Lehrern

rufen, welche durch das vorliegende Buch begeistert, leicht im Interpretireifer zu weit gehen könnten. Dieser ist aber am rechten Platz erst bei gehaltreichen Reden und Abhandlungen, an denen sich auch die Herren Gymnasiasten versuchen mögen, lediglich aber, um zu erfahren, daß es schwerer ist, den Gedanken eines großen Mannes ganz zu erfassen, als beliebig darüber abzusprechen.

3) Deutsches Lesebuch von Dr. K. E. P. Wackernagel. Drei Theile. Stuttgart, S. G. Liesching, 1843.

Ein ganz vorzügliches Lesebuch, mag man nun die Auswahl des Lehrstoffes, oder die Anordnung desselben in Erwägung ziehen. Um von der letzteren zuerst zu sprechen, so bemerken wir, daß die drei Theile den drei Altersstufen, und zwar Schülern von 8—10; von 10—12 und von 12—14 Jahren entsprechen; und im Allgemeinen hat der Verfasser hiebei das Rechte getroffen, selten vorgegriffen und eben so selten der späteren Stufe vorgeführt, was sich besser für eine frühere geschickt hätte. Prosa und Poesie wechseln ab, sind, wie wir das schon bei Hornungs Lesebuch lobend anerkannt haben, durch einander geschlungen. Den Inhalt anlangend, sind die ausgewählten Stücke theils darauf berechnet, Witz und Verstand, Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Religiosität wohlthätig zu beleben, theils auch den Sinn für Auffassung der Erscheinungen und Bildungen der Natur, des Erdkundlichen und Geschichtlichen zu wecken. Der Geist, der durch das Ganze weht, ist ein religiös-vaterländischer, ein christlich-deutscher; und auch hiemit muß man sich wesentlich einverstanden erklären, eben deßwegen aber nicht mit dem I. N. G., welches über dem ersten Blatt jedes Bändchens steht. Jeder sieht, daß dieß I. N. G. Im Namen Gottes heißen soll; und wenn, oder vielmehr da man ziemlich allgemein zugeben wird, daß Alles in der Schule mit Gott begonnen, in seinem Namen geschehen soll; so kommt es uns spielend, ja affektirt vor, jene drei Buchstaben hinzumalen. Wenn man den Teufel an die Wand malt, kommt er; und wenn man Gott bei jeder Gelegenheit nennt, seinen Namen immer im Munde führt, entflieht er, wird er den Kindern gleichgültig. Dieß müssen wir aus vielseitiger Erfahrung behaupten, und das Hamann'sche Princip der Aesthetik, welches der Verfasser zur Rechtfertigung der getroffenen Buchstabenwahl anführt, mag unbestritten bleiben, da es uns hier falsch angewendet scheint. — In formeller Hinsicht sind die ausgewählten Stücke fast ohne Ausnahme vortrefflich. Gegen die Aufnahme humoristischer Stücke müssen wir, im Hinblick auf das Alter, für welches das Lesebuch bestimmt ist, protestiren. Der Humor, der auf der tiefsten Wechseldurchdringung des Unendlichen und Endlichen beruht, in welcher der Geist sich selbst in und trotz der Vernichtung des einen oder des anderen Extrems mittels des anderen behauptet, kann vom Knaben, der noch Knabe ist, nimmermehr verstanden, höchstens mißverstanden, als barer Spott und Hohn genommen werden. Eben so taugt das Reinlächerliche, oder gar das Spöttische, so sehr es das höhere, lieblose Knabenalter anspricht, eben darum nur dann für dasselbe, wenn es etwa das Anmaßliche des Knabenalters selbst zum Gegenstande hätte. Ansprechend dagegen und durchaus angemessen ist für dieß Alter der derbe, und dabei oft bildliche Witz und der Kernverstand des Sprüchwortes, womit der Verfasser sein Buch reichlich und in gehörig vertheilten Dosen versehen hat. Am gelungensten scheint uns der dritte Band, welcher recht eigentlich auf Stärkung vaterländischer Gesinnung angelegt ist, und der diesen Zweck durch eine höchst glückliche Auswahl historischer und poetischer Stücke erreicht, welche den Geist der Zeit athmen, der kurz vor, während und bald nach den Befreiungskriegen Deutschland bewegte. Wer jene Zeit nicht mehr erlebt hat, weiß ihn nicht zu würdigen; wir aber, die wir sie erlebt haben, die wir selbst von jenem Geist durchdrungen, getragen und gehoben worden, wissen, daß man, nachdem er aus dem Leben gewichen ist, wohl daran thut, eine Ahnung davon in den Gemüthern der Jugend zu entzünden.

W. B. M.

Damenliteratur.

Theologie einer deutschen Frau. Jena, Bran, 1843.

Es wäre sehr ungerecht, wenn man bestreiten wollte, daß in diesem kleinen Buch manches richtige Gefühl ausgesprochen ist; aber die Gedanken, die jenen Gefühlen, wie ein Baum der Schlingpflanze, zur Stütze dienen sollen, entbehren aller Festigkeit. Namentlich ist „die Vollendungskirche" in der die griechisch-katholisch-protestantische Spaltung versöhnt werden soll, ein sentimentales Ideal von solcher Gallertweichheit, daß man es nirgends fassen kann. Daher: Taceat mulier in ecclesia.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 23.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 1. März 1843.

Indische Dichtkunst.

Magha's Tod des Çiçupala. Ein sanscritisches Kunstepos, übersetzt und erläutert von Dr. C. Schütz. Erste Abtheilung. Bielefeld, Klasing, 1843.

Ein höchst merkwürdiges Gedicht, das die ganze Fülle und tiefglühende Farbenpracht indischer Phantasie, wie einen buntgestickten Teppich vor uns ausbreitet. Es gehört nicht der strengen hieratischen oder tiefsinnig mystischen, sondern vielmehr der erotischen Gattung an, obgleich es den heiligen Goldgrund keineswegs entbehrt. Es ist mit dem Hohenliede Salomonis zu vergleichen, obgleich es dasselbe an orientalischer Bilderfülle noch weit übertrifft. Wenn auch ausgehend von der Incarnation des höchsten Gottes, versenkt es sich doch mit solcher Vorliebe in die Schilderung menschlicher Empfindungen, Leidenschaften und Lagen, daß wir zuletzt darin vom Kirchenstyl nichts mehr merken und uns vielmehr in einer Galerie von Genrebildern, ja selbst von niederländischen Thierstücken zu befinden glauben. Dieser Reichthum von Naturmalerei ist das eigentlich Charakteristische des Gedichts, so weit es uns hier vorliegt, wobei wir übrigens dahin gestellt seyn lassen, ob es nicht am Schluß, der uns noch unbekannt ist, wieder über dem bunten Naturleben, das es schildert, die religiöse Rotunda wölben wird.

Von der Grundidee und dem Gange des Gedichts wollen wir später handeln, wenn es uns in seiner Ganzheit vorliegen wird. Die Hauptperson desselben ist Krischna, eine Incarnation Wischnus, der in der indischen Dreieinigkeit (neben Brahma als der schaffenden und Siwas als der zerstörenden Kraft) die erhaltende Weltkraft oder die ewige Liebe darstellt. Sein Heereszug gegen die Mächte der Finsterniß hat einen auffallend bacchischen und erotischen Charakter und erinnert sehr an die Dionysiaca des Nonnus, die auch voll Wein- und Liebesraserei sind.

Hier Einiges aus der Schilderung des Heereszuges:

Wo der Herr der Welten ging, da bewegte sich in der Unterwelt die Schlange, welche die Erde trägt, vorwärts, indem ihr Bauch berührt wurde von den Edelsteinen der von der großen Last gebogenen tausend Häupter.

Jetzt folgten mit gesenkten Fahnen, aus Besorgniß, sie durch Anstoßen an den hohen Thorwölbungen zu zerbrechen, wie die Früchte seiner Thaten dem Tugendhaften, die Heere dem Sprößlinge des Mondgeschlechtes nach.

Der goldene Erdstaub, gemischt mit dem bläulichrothen Schweiß der Elephanten, wurde durch die Menge der mit den Felgen eindringenden Wagen zermalmt, so daß er glänzte wie Pulver von Pfauenschweifen.

Der Staub der goldnen Erdfläche überschritt (verachtete) nicht die Häupter der Vornehmen, stieg auch nicht in die Höhe (wurde nicht hochmüthig), sondern betrug sich, selbst mit Füßen getreten, wie es der Schwere (der Würde) geziemt.

Daß die Rosse, mit Mühe von den Yadus zurückgehalten, wiederholt die Vorderfüße emporwarfen, geschah gewiß, weil sie, überspringend (verachtend) die mächtigen (Guru seyenden), den Weg versperrenden Elephantenfürsten, vorwärts zu gehen wünschten. (S. 33.)

Die Rosse, mit Haarwirbeln versehen, sowohl denen, welche, Muscheln genannt, herrliche Frucht gewähren, als den trefflichen Götteredelsteinen und glänzenden Halswirbeln, voll in den Weichen, bedeckten, schnell im Galopp heranlaufend, die Erde, gleich wirbelnden Oceanen, die hell glänzend mit den Wogen heranstürzen, klare Perlen gewährende Muscheln und

köstliche Götteredelsteine in sich tragen, deren Untiefen überfluthen.

Auf dem Wege scheueten sich, ach! ein Elephant und ein Kamel vor einander: der erstere, nicht achtend des in die Stirn getauchten spitzen Stachels, entfloh schnell, einen schmerzlichen Schrei ausstoßend; das letztere aber sprang, nachdem es seine Last abgeworfen, wiederholt in die Höhe.

Unverwandten Blickes betrachtete das Volk das Roß, welches, geschmückt mit emporhüpfenden Châmaras, rasch die Vorderfüße bewegte; den Elephanten dagegen, welcher ruhig einherschritt, mit vor Wohlgefallen blinzendem Auge: gewiß, Jeder wird werth geachtet, der seinem Wesen gemäß handelt.

Ein vor einem Elepantenweibchen erschrockener Esel sprang, bei allem Volke Lachen erregend, so lange gewaltsam in die Höhe, bis die Kammerfrau, deren Gewand von den auf dem erschütterten Sitze schwankenden Hüften sank, herunterfiel.

Der Erdstaub, enthaltend das Pulver des harten Felsengrundes, der in der Nähe des Berges durch die eindringenden scharfen Felgen der Wagen zermalmt wurde, verbreitete sich, Wolkenkreise am Himmel befestigend, wie Eselshaar röthlichgrau schimmernd. (S. 57.)

Die Natur wird mit homerischer Treue und bewundernswürdiger Wahrheit geschildert. Von Genrebildern dieser Art ist das ganze Buch voll. Hier noch Einiges vom Elephanten:

Da er in der großen Woge des Sees seinen Körper abgespiegelt erblickte, als wenn er selbst sich entgegen stürzte, da rannte, ha! wie es sich ziemte, der mächtige Elephant furchtlos vorwärts, als hätte sich ein andrer Elephant ihm gegenüber gestellt, um diesen zu tödten.

Als ein Elephant, den Stachel abschüttelnd, das Wasser, das von der Stirnflüssigkeit duftete, die von einem andern Rüsselträger getröpfelt war, nicht nehmen, aber auch nicht verlassen wollte; und die Furth des Flusses durch den Zornigen behindert wurde, stand die Volksmenge lange da, mit leeren Wassergefäßen in den Händen.

Schnell verlasse den Weg, ehe gesenkten Hauptes jener Elephant herankommt, der deine Brüste erblickend, in seinem Sinne meint, es seyen die Stirnwölbungen eines feindlichen Elephanten! — so wurde mit Hast ein Mädchen von ihren Anbetern angeredet.

Das zur Linderung des heftigen Brunstgluthleidens von den Rüsseln der zweimal Trinkenden an die Wangen verbreitete Wasser erlangte, bis ans Ohr emporspritzend, blühendem Zuckerrohr ähnlich, dasselbe Ansehn wie ein weißer Châmara.

Ein Elephant, da er den Geruch eines feindlichen Elephanten witterte, stürzte, das Maulvoll Wasser ausspeiend, am Ufer des Teiches nieder, so daß der Umfang der mächtigen Zahnkolben sich an den breiten Stirnraum zwischen denselben drängte.

Welcher Verständige (zum Gehen Fähige) möchte wohl bei Jemand verweilen, wenn er gleich Geschenke (Brunstflüssigkeit) gibt, der plötzlich von Thoren (vom Wasser) umdrängt wird, da rasch die Schwärme der Bienen nach allen Seiten von der Fläche der Schläfenpfanne des Elephanten emporflogen, als er untertauchen wollte?

Die Bienenschaar, welche die Wangen des in die Wasserfluth eingetauchten Elephanten einen Augenblick verließ und mit ausgebreiteten Flügeln in der Luft schwebte, erschien, wenn gleich die Eigenschaften an den Gegenständen haften, wie seine von ihm gesonderte graublaue Farbe.

Mit der im Wasser umherschwimmenden rothen Auripigmentfarbe und dem an dem Körper festhängenden Staube aus dem Innern der Nymphäen machten der Fluß und der Elephant gleichsam einen Austausch ihrer Kleider, nachdem sie das Vergnügen des Spieles genossen hatten.

Die Augenschönheit, welche die Elephantenfürsten durch die Monde der sich ausbreitenden Brunstflüssigkeit den großen Strömen verliehen, erlangten sie beim Herausschreiten unverzüglich wieder durch die an den gebadeten Leibern klebenden jungen Blätter blauer Lotusblumen.

Den großen Elephanten, der auf einen andern Zahnträger losstürzte, war der Führer nicht vermögend zurückzuhalten, wenn gleich das Blut aus den vom scharfen Stachel tief verletzten äußeren Augenwinkeln hervordrang: Gewaltthätigkeit unterwirft den Großen nicht dem Willen eines Andern.

Der doch zu ehrende Baum wurde, da er von der Brunstfeuchtigkeit eines Waldelephanten duftete, von dem durch den Führer mit Schmeicheleien des Anbindens wegen hingeführten Elephanten nicht geehrt (zerbrochen), nicht einmal den Geruch (den Stolz) eines Andern ertragen die Stolzen.

Als ein Waldbaum, an den Brunstwasser gekommen war, weil ein in den Gebüschen des Bergkönigs umherirrender Elephant seine Wangen daran gerieben hatte, durch einen Heereselephanten zerbrochen wurde, welkten seine eigenen Blumen, aber wie sie früher gekommen, kamen auch jetzt noch die Schwärme der Bienen. (S. 63.)

Dazu gehört auch noch das artige Bild eines in der Gefangenschaft stolzen und spröden Elephanten:

Da geschlossenen Auges der Elephant den ihm dargebotenen Bissen nicht annahm und troß der Drohungen des erzürnten Führers hartnäckig blieb, wurde von den Leuten erkannt, daß auch der Einfältige (der Manda genannte Elephant), wenn er mächtig ist, nicht mit Gewalt behandelt werden darf.

Der Elephantenfürst ergriff nicht das ihm wiederholt vorgeworfene Zuckerrohr, beachtete nicht das in seine Nähe getretene Weibchen, sondern erinnerte sich mit halbgeschlossenem Auge an die hohen Feste des Aufenthaltes im Walde, worin er nach Belieben umherschweifte.

Kaum vermochte der Fütterer, dessen Arm von dem Oele gebadet wurde, welches von den mit emporgereckter Handfläche dargebotenen Futterbällen herabfloß, den Elephantenkönig zum Essen zu bringen, da dieser seinen Vorderkörper hoch trug und aus Mangel an Respekt sich nicht beugte. (S. 66.)

Auch andere Thiere werden mit gleicher Lebendigkeit gemalt:

Die Ochsenschaar, die zwar durch Abnahme der Last erleichtert war, dennoch aber, angefüllt mit einer nicht leichten Masse von Ulapagras, sich nicht aufrecht zu halten vermochte, lag unter dem Baume mit halbgeschlossenen, trägen Augen, indem die schweren Wampen sich beim Wiederkäuen langsam bewegten.

Die mächtigen Ochsen wühlten laut brüllend, da sie andern Stieren gegenüber standen, die Ufer der Flüsse mit ihren Hörnern auf, welche, da sie an der Spitze Lehmstückchen trugen, den Halbmond verlachten, an dessen Hörnerspitzen sich Flecken, wie Schmutz, befinden.

Die Schaar der Kameele, nicht umsonst mit langgestrecktem Halse begabt, leckte mit emporgerecktem Maule, indem die Lippen sich schnalzend bewegten, die hochwachsenden jungen Zweige von äußerst saftvoller Frische.

Kaum war mit den gewohnten Pichumandablättern ein weicheres Mangoblatt ins Innere des Maules gekommen, so spie es das Kameel sofort wieder aus, wie einst der Vogelkönig den unter die Nishâdas gemischten Brahmanen. (S. 69.)

Nachdem alle diese Thiergemälde vor uns vorübergegangen sind, entfalten sich unter dem Dach der Pisangblätter oder unter den Lotusblumen im lachenden Bade die erotischen Scenen, die zum Theil außerordentlich hübsch und naiv, zum Theil aber auch in einer schwülstigen Sprache vorgetragen sind und die Linie des Anständigen nicht immer genau einhalten; worin sich indeß der echt indische Geschmack zu erkennen gibt. Zu den lieblichsten Bildern dieses Genre gehört z. B.:

Der Waldbaum, welcher, von der herangetretenen Schönen aus dem Wunsche Blüthen zu pflücken eifrig ergriffen, sich nicht beugte, glänzte er nicht, umsonst hoch erhoben, in falscher Manneswürde? (S. 72.)

Von Einer, welche Anmuth erlangte durch die Angst vor der Biene, die aus Begier nach dem Dufte des Mundes umherschwärmte, wurde, da sie entfloh, indem das Auge durch die Locken blitzte, ein liebliches Gürtelgetön erregt. (S. 73.)

Auf das Haupt eines die andern übertreffenden Mädchens sendete, da sie mit dem Arme seine von fröhlichen Bienen bedeckten Aeste schüttelte, daß die bewegten Muschelarmbänder erklangen, der Baum wie vor Freude einen Blumenregen herab. (S. 88.)

Zum Schwülstigen gehört:

Der äußerst schlanke, (schwache) Leib der Frauen, obgleich der Busenkreis ihn gleichsam emporzog durch seine große Höhe, beugte sich dennoch, wie heftig bedrängt, durch dessen übermäßige Schwere (Uebergewicht). (S. 32.)

Das ist denn doch eine sehr geschmacklose Uebertreibung der Fülle, wie der Schlankheit.

Derselbe Wechsel von Anmuth und Schwulst zeigt sich in den Badescenen aus denen wir nur das Schönere hervorheben wollen:

Während die furchtsamen Frauen, ihre Hand auf die des Freundes stützend, noch nicht hineinzusteigen wagten, nahm das Wasser aus Sehnsucht sie schnell in sich auf, indem es ihr Bild zeigte.

Da die Schönen hineintraten, indem sie erst ängstlich die Untiefe prüften, dann leise den Fuß vorwärts setzten, bezauberten (färbten) sie mit dem von Leidenschaft erfüllten (gefärbten) Körper das Wasser, wie das Herz des Geliebten. (S. 100.)

Das Gürtelband der unaufhörlich ins Wasser tauchenden Frauen, an dem viele treffliche Glöckchen befestigt waren, gab keinen Laut von sich: denn bei welchem Einfältigen (mit Wasser Erfüllten) findet man Geschicklichkeit im Reden?

Da in dem durchsichtigen Teiche das Gewand von dem Wasser weggenommen war, erwies die Lotusmenge der über die lüsternen Blicke des Geliebten verschämten Schönhüftigen durch das mit der Wellen-Hand rasch übergeworfene Blätterkleid einen Freundschaftsdienst.

Da ich auch den Duft der Schönen in hohem Grade besitze, wurde ich in der Ferne mit ihrem Antlitz verglichen, aber in ihre Nähe gekommen bin ich besiegt! — also sich gleichsam vor ihnen schämend, tauchte die prächtig Lotusblume in dem bewegten Wasser unter. (S. 105.)

Von der Brust der Yadus nahm das Wasser die dichte Salbe, aus den Haaren die Kränze, unversehrt aber blieb der wonnetrunkene Glanz der Augen, — gewiß, der ist den Feinden unzugänglich, den die Großen ins Auge gefaßt haben.

Der von den Körpern ins Wasser fallende gewichtige Schmuck der Frauen sank unter, wie vor Scham; gleich tanzten dagegen die zerknitterten Kränze: denn wenn Geringe auch verachtet werden, bleibt ihre Keckheit doch oben auf.

Der Glanz der Stirnzeichen ist verwischt, die Kränze sind weggespült, farblos ist das Gewand, entzogen die Körpersalbe: — da machte Kâma, als wäre er erzürnt wegen der Niederlage seiner Anhänger, die Frauen noch weit schöner. (S. 107.)

Endlich folgen Scenen dionysischer Trunkenheit. Wie zart sie zum Theil gehalten sind, mag man aus Folgendem erkennen. Eine der schönen Frauen, die man zur Liebe ermuntert und endlich trunken gemacht hat, wird gerade durch die Trunkenheit um so sittsamer, weil der Wein die wahre innere Natur offenbart und diese bei ihr die zarteste Scham ist:

Sie, die vorher auf Antrieb der Freundin nur mit Mühe ein keckes Wesen angenommen hatte, wandte sich, da sie Wein getrunken, gleich wieder zur schüchternen Verschämtheit: durch den Rausch kehrt ja Jeder zu seiner Natur zurück. (S. 127.)

Diese Sittsamkeit bleibt auch mehr oder weniger der Grundton des weiblichen Benehmens, wenn auch die Männer in orgiastische Wildheit ausbrechen:

Nachdem der glühende Jüngling in der Umarmung den durch die Last der Scham gesenkten Mund-Lotus der Frau bei dem Haare des Hinterhaupts emporgezogen hatte, sog er knospigen Auges das ergriffene Lippen-Blatt. (S. 133.)

Und somit dürfen sich diese Genrebilder Indiens wohl dem lieblichsten anreihen, was antike und moderne oder muhamedanische Poesie uns bisher von solcher Art dargeboten hat.

Ueber deutschen Sprachunterricht.

4) Freundlicher Wegweiser durch den deutschen Dichterwald von Dr. Thomas Scherr 2c. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung, 1842.

Unter den mancherlei Versuchen, zur Orientation über neuere und neueste deutsche Poesie beizutragen, aus der zahlreichen, um nicht zu sagen, zahllosen Menge von Dichtern die hervorzuheben, welche das meiste Interesse in Anspruch nehmen und wirklich verdienen, gebührt dem gegenwärtigen eine ehrenvolle Stelle. Die altdeutsche und mittelhochdeutsche Poesie konnte nach dem Plane des Verfassers, besonders auch die neuere und neueste hinzuweisen, nicht genugsam berücksichtiget werden; und es wäre daher wohl gerathener gewesen, sie ganz auszuschließen und frisch weg mit Haller und Hagedorn, mit Klopstock und Gellert anzufangen, und so für die neuere und neueste Poesie noch etwas mehr Raum zu gewinnen. Im übrigen müssen wir den Plan des Werkes loben. Nicht gerade nach strengem Gesetz, wohl aber nach einer gewissen Analogie und unter Berücksichtigung der Zeit, da sie besonders wirksam waren, werden die neueren und neuesten Dichter in Gruppen gebracht, und unter diesen wieder die Stimmführer hervorgehoben; jeder Gruppe geht dann eine allgemeine, vergleichende Charakteristik der zu ihr gehörigen Individuen voran und dann folgen die einzelnen Dichter selbst, über welche Lebensnotizen mitgetheilt, deren dichterische Leistungen unter steter Anführung von Proben zuletzt näher gewürdigt werden. Die gefällten Urtheile sind meistens anspruchslos und mild, und lehnen sich oft an die Aussprüche anerkannter Kritiker an, ohne diese gerade, wie es wohl Andere zu thun pflegen, abzuschreiben oder zu überbieten. Erwägt man nun noch, daß der Verfasser nicht für ein gelehrtes oder wissenschaftliches Publikum, sondern für jenes größere, für den literarischen dritten Stand gearbeitet hat; so muß man gestehen, daß ihm seine Absicht gar wohl gelungen ist. Wir können es daher allen Freunden deutscher Poesie, die zu selbstständiger Beschäftigung mit derselben nicht Zeit und Muße haben, aus voller Ueberzeugung empfehlen. Gerade daß der Verfasser sich zu beschränken gewußt und oft sehr geschickt nur so viel und solche Gedichte mitgetheilt hat, daß gar mancher Leser wünschen wird, den betreffenden Dichter näher kennen zu lernen, ist ein Vorzug seines Werkes. Der Literaturkenner wird freilich Manches an dem Buche auszusetzen finden, den Liebhaber wird es befriedigen oder doch mit Lust und Liebe erfüllen, nähere Bekanntschaft mit diesem oder jenem Dichter zu machen, ja es wird ihm, wenn er mit einigem Sinn liest, schon durch dieses Buch der innige Zusammenhang klar werden, in welchem die Dichtungen mit dem Leben, mit der Zeit stehen, deren Kinder sie sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 24.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 3. März 1843.

Werke über Nordamerika.

1) Reise in das innere Nordamerika in den Jahren 1832—1834 von Maximilian Prinz zu Wied. Mit 48 Kupfern, 33 Vignetten, vielen Holzschnitten und einer Karte. Zwei Bände. Koblenz, Hölscher, 1839. 1841. 4. Der Atlas Querfolio.

Da die letzten Lieferungen zum zweiten Bande erst jetzt ausgegeben worden sind, konnten wir dieses höchst ausgezeichnete Werk erst jetzt seinem ganzen Umfang nach besprechen. Prinz Maximilian von Wied ist zuerst durch sein großes Werk über Brasilien und durch die Bereicherung, die seine mitgebrachten Sammlungen der Naturkunde gewährt haben, berühmt worden. Die nach so großartiger Vorbildung in spätern Jahren unternommene Reise nach Nordamerika ist in mancher Beziehung noch belehrender, als es jene erste Reise gewesen, obgleich der Gegenstand an sich, das Leben in der Prairie, die Indianerwirthschaften und Jagden in der Naturarmuth des Nordens, weniger Reiz und Mannigfaltigkeit darzubieten schien, als die schwelgerische Lebensfülle Südamerikas. Das Auge des deutschen Prinzen beobachtete die Natur des Landes und die Eigenthümlichkeiten der Indianer viel schärfer, als es zuvor Engländer und Nordamerikaner gethan hatten und entwirft uns davon zum erstenmal ein klassisches, durchsichtig klares Gemälde. Wie er selbst mit seltner Genauigkeit das äußere Leben der Indianer bis in die kleinsten Einzelheiten und zugleich ihre religiösen Vorstellungen, ihre bisher so wenig beachteten Naturansichten, Aberglauben ꝛc. beschreibt, so hat ihn dabei auch das Talent des Maler Bodmer würdig unterstützt, und die dem Werke beigegebenen Kupfer und Vignetten sind ohne Zweifel das Umfassendste, Reichste, Treueste und zugleich Schönste, was über die Welt der Rothhäute vorhanden ist.

Wir folgen dem gelehrten Reisenden über Meer zuerst in die großen Hauptstädte der Vereinigten Staaten, nach Boston, New-York, Philadelphia, ferner nach Bordentown, dem schönen Landsitz des Grafen von Survillier (Joseph Napoleon), der damals aber gerade nach Europa abgereist war, und dann tiefer ins Innere des Landes in die Waldregion, zunächst nach der Stadt Bethlehem, einer Kolonie mährischer Brüder, wo der Prinz sehr freundliche Aufnahme fand und von wo er, zum Behuf seiner zoologischen Sammlungen, viele Jagdexcursionen machte; dann durch die Blue Mountains nach Manch-Chuuk im Kohlendistrikt; ferner nach Pittsburg, Ekonomy und New-Harmony (der dritten und zweiten Kolonie der bekannten Rapp'schen Gemeinde aus Würtemberg). In dem letzten Ort brachte der Verfasser den ersten Winter zu (1832—1833). Der Ort eignete sich hiezu vorzüglich, weil New-Harmony ein Sitz der Naturforschung geworden ist: „New-Harmony wurde von Rapp und seiner schwäbischen Gesellschaft in einer ebenen und waldigen Fläche am linken oder östlichen Wabash-Ufer erbaut, etwa 15—20 Meilen von allen anderen Ortschaften entfernt. Da schon Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar über diesen Gegenstand geredet hat, so bedarf es keiner weiteren Nachrichten von der Geschichte dieser Niederlassung; nur so viel will ich hinzufügen, daß Herr Owen, ein Schottländer, die ganze Anlage von Rapp kaufte, sie aber später zum Theil wieder an den in naturwissenschaftlicher Hinsicht rühmlichst bekannten Herrn William Maclure, Präsidenten der Academy of Natural Sciences of Philadelphia überließ. Zur Zeit unserer Anwesenheit war Harmony etwas in Verfall gerathen, und die von Herrn Maclure hierhergezogenen Leute hatten sich zum Theil wieder zerstreut; ein Paar Söhne des Herrn Owen lebten indessen noch hier, so wie zwei interessante Männer, die Herren Thomas Say und Lesueur. Der erstere ist bekannt durch zwei Reisen, welche er auf Kosten der Regierung mit Major Lang in die westlichen und nordwestlichen Gegenden des Innern

machte, der zweite durch seine Reise um die Welt mit Capitaine Baudin und dem bekannten Péron. Wenn gleich Maclure keinen lebhaften Antheil mehr an Harmony zu nehmen schien, da ihm das Klima nicht zusagte, und er deßhalb in Meriko lebte, so war er doch bemüht, Herrn Say eine schöne naturhistorische Bibliothek zu unterhalten, die aus Europa stets mit den kostbarsten neuen Werken vermehrt wurde. Er unterhielt hier ferner eine Buch- und Kupferdruckerei, so wie einen Kupferstecher. In Frankreich hatte Herr Maclure die sämmtlichen Platten zu Audeberts und Vieillots ornithologischen Prachtwerken aufgekauft, welche auf der hiesigen Bibliothek aufbewahrt wurden. Einstweilen beschäftigte man die Kupferdruckerei mit allerhand kleinen Abbildungen, welche man auf dem Lande unter den Waldbewohnern zu verbreiten suchte. Herr Say hatte die Aufsicht und Direktion über Maclure's Besitzungen am Wabasch übernommen, lebte aber übrigens still und eingezogen nur dem Studium der Natur und seinen literarischen Arbeiten."

An diesem Ort und bei diesem Umgang fand der Verfasser während seines Winteraufenthalts und indem er von hier aus wieder viele kleine Ausflüge unternahm, mannigfache Befriedigung. Aber mit dem Frühjahr begab er sich auf einen Weg, der ihn desto mehr Entbehrungen und Unannehmlichkeiten entgegenführte. Er wollte nämlich den obern Missouri bereisen und ins tiefe Innere des nordamerikanischen Continentes vordringen, wo nur kleine Forts der Pelzhändler in weiten Entfernungen wie verlorne Posten unter die wilden Indianer vorgeschoben sind und wo es außer Bison-, Bären-, Hirsch- und Hundefleisch und ein wenig Mays nichts zu essen gibt.

Mit Uebergehung alles des Interessanten, was der Verfasser über den bereits civilisirten Theil von Nordamerika sagt, wollen wir uns auf dem engen uns zugemessenen Raum beschränken, den wichtigsten Theil des Reisewerks, der das Land am obern Missouri schildert, hervorzuheben.

Im Fort St. Louis geschahen die Vorbereitungen zu dieser großen Reise und hier fand auch der Verfasser die ersten echten Indianer in ihrer alterthümlichen Wildheit. „St. Louis war in diesem Augenblicke für uns um so wichtiger, da wir hier die ersten nordamerikanischen Indianer in ihrer ganzen Originalität zu beobachten Gelegenheit bekamen. Es befindet sich nämlich in St. Louis das Büreau für alle indianischen Angelegenheiten des Westens, dessen Direktor unter dem Titel „Superintendant of Indian affairs" gegenwärtig, der durch seine Reise mit Capitain Lewis nach dem Rocky-Mountains und dem Columbia-River berühmte General Clarke war. Er leitete alle diese Angelegenheiten, und von ihm haben alle Fremden, welche das innere westliche Gebiet zu besuchen wünschen, einen Paß zu empfangen, so wie auch alle Indian-Agents und Sub-Agents (die Agenten der Regierung bei den verschiedenen indianischen Nationen) unter ihm stehen. Es fügte sich, daß zur Zeit unserer Anwesenheit zu St. Louis eine Deputation zweier indianischer Stämme, der Sakis oder Saukis (Sacs der Franzosen) und der Foxes oder Utagamis (Renards der Franzosen) den Missisippi herab kam, um sich für den in den Jefferson-Barracks gefangen gehalteuen Black-Hawk zu verwenden. An der Spitze dieser zahlreichen Bande stand Kiokuk, ein Saki-Chef, und zwar derselbe, welcher den unglücklichen Black-Hawk in die Hände der Amerikaner überliefert hatte. General Clarke, welchem ich durch die Güte des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar empfohlen war, hatte mich höchst zuvorkommend von den Zusammenkünften (Councils) benachrichtigt, welche er mit den Indianern hielt, und wir hatten die Freude, diese originellen Menschen hier recht beobachten und mit Muße studiren zu können. In einem großen Magazine in der Nähe des Hafens hatte man den Indianern Quartier angewiesen, wohin wir uns sogleich begaben. Schon am Strande bemerkte man einen Auflauf des Pöbels und sah zwischen dem Haufen der Neugierigen die fremdartigen dunkelbraunen Gestalten, in rothe, weiße oder grüne wollene Decken eingehüllt. Als wir sie erreichten, befanden sie sich schon im Hause, und ihr erster Anblick, der mich nicht wenig überraschte, überzeugte mich sogleich von ihrer großen Verwandtschaft mit den Brasilianern, so daß ich sie unbedingt für dieselbe Menschenrace halten muß. Sie sind starke wohlgebildete Männer, viele von mehr als Mittelgröße, breit, muskulös und fleischig. Die Gesichtszüge der Männer sind ausdrucksvoll, stark ausgewirkt, die Backenknochen vortretend, die Flügel des Unterkiefers breit und eckig, die schwarzbraunen Augen lebhaft und feurig, und besonders in der Jugend am inneren Winkel etwas hinab gezogen, jedoch nicht immer so stark, als bei den Brasilianern. Der äußere Augenwinkel steigt weder bei den Nord-, noch bei den Südamerikanern in die Höhe, wenigstens habe ich dieß nur höchst selten bemerkt. Die Stirn scheint mir bei den Nordamerikanern nicht so sehr zurück zu weichen, als man dieses im Allgemeinen angenommen hat, eben so wenig bei den Brasilianern. Meyen bestätigt dieses für die Völker westlich von der Cordilera. Die Zähne sind stark, fest und weiß, und bis in das hohe Alter meist vollkommen gesund. Die Nase ist stark und vortretend, sehr häufig gebogen, jedoch nicht immer; ein Zug, der bei den Brasilianern weit seltener vorkommt. Der Mund ist auch bei den Nordamerikanern gewöhnlich etwas dick. Die Haare sind schlicht und schwarz, wie bei allen Amerikanern; die Farbe

der Haut bald dunkler, bald heller braun, häufig dunkler als bei den Brasilianern; allein in der Hauptsache vollkommen dieselbe. Einige dieser Indianer glichen den Chinesen, welches auch Bossu von dem nun ausgerotteten Stamme der Natchez sagt, andere erinnerten mich durch ihre Züge lebhaft an die Botocuden. Es ist aber hier mit v. Humboldt und Meyen zu bemerken, daß ungeachtet einer gewissen allgemeinen Verwandtschaft und Aehnlichkeit der Race, dennoch auch wieder sehr große Abweichungen unter den Völkern des amerikanischen Stammes vorkommen."

Die Missourifahrt begann von St. Louis aus am 10. April 1833 zuerst auf einem wohleingerichteten Dampfschiff, das jedoch, der Wildniß entgegenfahrend, viel mit den berühmten Baumstämmen zu kämpfen hatte, die jener Strom mit sich wälzt. Unterwegs lernte der Verfasser immer mehr Indianer kennen. Hier eine Schilderung der Mönnitarri. „Das Dampfschiff legte an dem Weidengebüsche an und wir sahen nun unmittelbar vor uns den zahlreichen, bunt gemischten, bunt bemalten und mannigfaltig verzierten Haufen der elegantesten Indianer des ganzen Missouri-Laufes! Die schönsten, kräftigsten Menschen von allen Altern und Geschlechtern, in höchst originellen, zierlichen und charakteristischen Trachten zeigten sich gedrängt dem überraschten Auge, und es gab hier plötzlich so viel zu sehen und zu beobachten, daß man ängstlich jeden Augenblick benutzte, um nur die Hauptzüge dieses einzigen Gemäldes aufzufassen. Wirklich sind die Mönnitarries wohl die größten und wohlgebildetsten Indianer am ganzen Missouri-Laufe, es kommen ihnen in dieser Hinsicht, so wie in der Eleganz ihres Anzugs nur die Crows bei, welche sie in letzterer Hinsicht vielleicht noch übertreffen. Ihre Gesichter waren meist zinnoberroth bemalt, worin die Nordamerikaner mit den Brasilianern und vielen andern Südamerikanern übereinstimmen; die langen Haare hingen in Flechten oder Zöpfen in einer breiten Fläche über den Rücken hinab; seitwärts von jedem Auge trugen sie, von der Stirn herabhängend eine lange Schnur von weißen und himmelblauen Korallen, welche mit Dentalium-Muscheln abwechselnd aufgereiht sind, und der Kopf war mit in die Haare gesteckten Federn geziert. Man sah sich von diesen merkwürdigen Gesichtern unter verschiedenartigem Ausdrucke angestaunt! Bald war es ein kalter wilder Blick, bald unbegrenzte starre Neugier, bald einfältige Gutmüthigkeit, die sich hier aussprach. Am Oberleibe waren sie meist nackt, die schöne braune Haut an den Armen zum Theil mit glänzenden breiten Armbändern von weißem Metalle geziert, in der Hand trugen sie das Gewehr, den Bogen und die Streitart, auf dem Rücken den Köcher zum Theil mit Otterfell und höchst zierlich dekorirt; ihre Leggings oder ledernen Beinkleider waren mit Zöpfen des Haares ihrer erlegten Feinde oder von buntgefärbten Pferdshaaren, so wie mit vielen ledernen Franzen besetzt und zierlich mit Streifen von gefärbten Stachelschweinstacheln oder Glasperlen von den lebhaftesten Farben gestickt. Lachend gaben diese schönen kräftigen Menschen, die Elfenbeinzähne zeigend, ihren Empfindungen freien Lauf, und die unnatürlichen und häßlichen Moden, so wie die mannigfaltigen Kostüme der weißen Leute mögen ihnen nur zu oft Stoff zu treffenden Bemerkungen dargeboten haben, worin diese Naturkinder sehr stark sind. Alle diese Indianer hatten sich in ihren größten Staat versetzt, auch verfehlten sie ihren Endzweck nicht; denn sie machten, wenigstens auf uns Fremde, einen lebhaften Eindruck! Manche von ihnen zeichneten sich besonders durch ganze Lederhemden von höchst sauberer Arbeit aus, welche sie von den Crows eintauschen. Viele große, starke, athletische Männer waren zu Pferd und tummelten ihre vor dem Brausen des Dampfschiffes scheuen Rosse mit einer Leichtigkeit, die uns Vergnügen machte, indem sie dieselben durch die Hiebe ihrer kurzen Peitschen nach Art der Kosaken heran zu treiben bemüht waren. Mit dem Zügel am Unterkiefer befestigt, arbeiteten sie die zum Theil leichten, raschen Pferde endlich durch die Weidendickung hindurch bis an den Fluß, wo man diese wilden, schönen, den Tscherkessen ähnlichen Reiter mit ihren glühend roth bemalten Gesichtern mit lebhaftem Beifalle anstaunte. Viele dieser rohen Pferdebändiger trugen um den Hals auf dem nackten Oberleibe das große werthvolle Halsband von den langen Klauen des Bären, und ihre schön bemalte Bisonrobe war mit einem ledernen Riemen um den Leib befestigt. Steigbügel hatten sie meistens nicht, saßen aber dennoch sehr fest auf dem nackten Pferde, und manche von ihnen ritten auf einem dem ungarischen Bocke ähnlichen Sattel. Unter den Mädchen bemerkte man einige sehr niedliche, deren lebhafte weiß und schwarzbraune Augen in dem zinnoberrothen Gesichte blitzten. Leider ist es unmöglich, dem Leser eine solche Scene recht anschaulich zu schildern."

Nachdem die Reisenden mehrere Stationen oder kleine Forts zurückgelegt, gelangten sie zu dem Hauptsitz des Pelzhandels, Fort-Union, wo der berühmte Mackenzie wohnt, die Seele dieses Handels. „Fort-Union ist einer der wichtigsten Posten der Pelzhandel-Compagnie, weil er als Centralpunkt der beiden noch höher aufwärts nach den Rocky-Mountains hin vorgeschobenen Handelsposten, und des ganzen Geschäftes innerhalb und in der Nähe jenes Gebirges anzusehen ist. Der eine jener Handelsplätze, welcher den Namen Fort-Caß trägt, liegt 200 Meilen aufwärts am Yellow-Stone und ist für den Handel mit dem Stamme der Crows bestimmt; der andere, Fort-Piekan, oder jetzt Fort Mackenzie genannt,

650 Meilen aufwärts am Missouri, oder etwa eine Tagereise unterhalb der Fälle dieses Flusses, dient zur Betreibung des Pelzhandels mit den drei Stämmen der Blackfoot-Indianer. Letzterer Posten ist etwa seit zwei Jahren gegründet, und da die Dampfschiffe nicht viel über Fort-Union hinaufschiffen können, so sendet man Keelboats ab, durch welche man die genannten Handelsposten mit den zum Tauschhandel mit den Indianern nöthigen Waaren versorgt. Sie überwintern alsdann dort und bringen im Frühjahre die Pelzwaaren nach Fort-Union hinab, von wo man sie im Laufe des Sommers mit dem Dampfschiffe nach St. Louis hinab befördert. Die Compagnie unterhält auf ihren verschiedenen Handelsposten eine Menge von Angestellten, die sich für die Zeit ihres Hierseyns mit indianischen Weibern verheirathen, welche sie aber ohne Umstände verlassen, sobald sie an andere Orte versetzt werden, oder nach den vereinten Staaten zurückkehren. Die niederen Klassen dieser Leute, welche man Engagé's oder Voyageurs nennt, müssen den Dienst als Bootführer, Ruderer, Jäger, Handelsleute u. s. w. verrichten, wozu man sie nach ihren Fähigkeiten aussucht. Sie werden oft weit versendet, zu gefährlichen Geschäften unter den Indianern gebraucht, und müssen sich mit dem Feinde schlagen, auch bleibt alljährlich eine gewisse Zahl von ihnen durch die den Indianern von den Weißen selbst in die Hände gegebenen Waffen. Ein Theil der Beamten der Fur-Company überwintert alljährlich in den Rocky-Mountains. Die Theilhaber der Amerikan-Fur-Company waren gegenwärtig die Herren Astor zu New-York, General Pratte, Chouteau, Cabanné, Mackenzie, Laidlow und Lamont; die drei Letzteren nur an dem Pelzhandel des oberen Missouri. An diesem Flusse selbst hat das Wild und die übrigen Pelzthiere schon in einem hohen Grade abgenommen und man behauptet, daß daselbst das Pelzgeschäft in 10 Jahren durchaus nicht mehr von Bedeutung seyn könne. In dieser Aussicht hat die Compagnie in dem Maaße, als die Missouri-Ufer an Ergiebigkeit abnehmen, das Netz ihrer Handelsposten, so wie ihre Unternehmungen, durch ausgesandte Handelsparteien immer mehr ausgedehnt, und dadurch den Ertrag wieder gesteigert. Ueber 500 ihrer Angestellten sind in den Forts des oberen Missouri und auf den verschiedenen Posten vertheilt, und außer diesen zum Theil sehr ansehnlich besoldeten Männern (denn die Compagnie soll jährlich an 150,000 Dollars an Besoldungen zahlen), leben in diesen Prairies und den Wildnissen der Rocky-Mountains noch einzelne Biber- und Pelzjäger (Trapper) auf ihre eigene Rechnung, welche für ihre Bedürfnisse von der Compagnie Vorschuß nehmen, z. B. an Pferden, Gewehren, Pulver, Blei, wollenen Decken, Kleidungsstücken, Tabak, Teller-Eisen u. s. w., und auf dieses Conto nach gemachter Jagd abrechnen, indem sie ihre Felle an die Handelsposten verkaufen. Viele von ihnen bringen alsdann die zur Jagd ungünstige Zeit auf den Forts der Compagnie zu. Sie sind zum Theil höchst unternehmende, kräftige Menschen, vortreffliche Büchsenschützen, und durch ihr rohes Leben zu den größten Entbehrungen abgehärtet."

Abgesehen von den Bibern, Ottern, Füchsen ꝛc., welche die wichtigsten Pelze liefern, ist der Bison das wichtigste Thier jener Gegenden, weil die Wilden wie die Pelzhändler vorzugsweise von seinem Fleische leben. Diese Rinder sind vorn hoch und ungeheuer behaart, hinten kurzhaarig, glatt und niedrig. Sie kommen in Heerden von vielen tausenden vor und die Fur-Compagnie hat in einem einzigen Jahre 42,000 Kuhfelle den Missouri hinabgeschickt. Man kann sich denken, daß auch diese Thiere durch so gesteigerte Jagden vermindert werden müssen.

Wie freundlich auch der Verfasser von allen Gebildeten in diesen Einöden aufgenommen wurde, so bereitete ihm doch die Rohheit des amerikanischen Haufens manche Unannehmlichkeit. Alle naturwissenschaftlichen Gegenstände, die der Prinz oft mit Mühe sammelte, wurden, sofern sie nicht unmittelbar von den Augen des Prinzen bewacht werden konnten, von dem brutalen Schiffsvolk bei Nacht in den Fluß geworfen.

Das Land ist ungemein öde. „Die wilde Prairie zeigt kaum ein lebendiges Wesen, wenn man die hier und dort verbreiteten Heerden des Bison und der Antilopen oder einige Hirsche und Wölfe ausnimmt. Diese im Sommer vertrockneten und im Winter erstarrten Ebenen haben gewiß in sehr vielen ihrer Züge Aehnlichkeit mit den afrikanischen Steppen. Manche Schriftsteller haben sie mit dem Namen der Savannen oder Grasfluren bezeichnet; allein dieser Ausdruck kann höchstens auf diejenigen des unteren Missouri angewendet werden, und paßt durchaus nicht auf die trockenen, sterilen Gegenden des Nordwestens, wo man höchstens von einigen feuchten Stellen üppigeren Graswuchs erwarten darf, obgleich dennoch überall mancherlei dem Botaniker interessante Pflanzen vorkommen." — Aber diese Einförmigkeit wird durch die prachtvollen Felsenpartien unterbrochen, deren phantastische Gestalten die Bewunderung des Reisenden auf sich zogen und die uns durch Herrn Bodmers Hand in den Kupfern vergegenwärtigt werden.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 25.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 6. März 1843.

Werke über Nordamerika.

1) Reise in das innere Nordamerika in den Jahren 1832—1834 von Maximilian Prinz zu Wied. Mit 48 Kupfern, 33 Vignetten, vielen Holzschnitten und einer Karte. Zwei Bände. Koblenz, Hölscher, 1839. 1841. 4. Der Atlas Querfolio.

(Schluß.)

Diese Bilder Bodmers sind nicht genug zu preisen. Sie verrathen einen Sinn für Naturwahrheit, der gerade in den Bildern für naturhistorische Werke am seltensten angetroffen wird, weil dieselben meist von Handwerkern und nicht von Künstlern besorgt werden. Hier eine Schilderung der Felsenwelt am Missouri. „Die Gegend, welche sich jetzt vor uns öffnete, die sogenannten Stone-Walls (Steinmauern), hat am ganzen Missouri-Laufe ihres Gleichen nicht, und wir konnten das Verdeck während des ganzen Vormittags nicht einen Augenblick verlassen. Lewis und Clarke haben schon eine kurze Beschreibung dieser merkwürdigen Gegend mitgetheilt, ohne jedoch die später gegebene Benennung der Stone-Walls zu kennen. Das Thal des Missouri hat in dieser 12—15 Meilen langen Strecke grünlich-grau bewachsene oder graublaue, nackte, mäßig hohe Berge, oben abgerundet oder rückenartig ausgedehnt, mit kurzen Büschen niedriger Pflanzen einzeln bewachsen, an welchen überall die über diese Gegend weit ausgedehnten mächtigen Lager des weißlichen, grobkörnigen und mürben Sandsteins sichtbar sind. Sobald man den Judith-River zurückgelegt hat, beginnt dieser weiße Sandstein schon fleckweise zu Tage zu zeigen, bis man den Bighorn-River passirt hat und in das engere Thal der Stone-Walls eintritt, wo alsdann seine Lager ununterbrochen weit durch das Land fortstreichen, und theils in der Mittelhöhe der Berge liegen, theils die Kuppen derselben bilden. Sie sind die Fortsetzung der mit sonderbaren Figuren in den Black-Hills vorkommenden Lager des weißlichen Sandsteines. An allen von dem Rasenteppich entblößten Stellen werden sie sichtbar, und hier erblickt man alsdann horizontale oder perpendikuläre mauerartige Kanten und Leisten, welche zum Theil Höhlen enthalten. Am auffallendsten zeigt sich aber diese Sandsteinformation da, wo sie die Spitzen der mehr isolirten, von sanften Thälern und Schluchten getrennten Berge bildet. Kuppe an Kuppe gereiht folgen sich hier in langer Reihe zu beiden Seiten des Flusses die sonderbarsten Gebilde, und man glaubt Säulenordnungen, mit einer großen Kugel oder Tischplatte belegte schmale runde Pfeiler, Thürmchen, Kanzeln, Orgeln mit ihren Pfeifen, alte Ruinen, Festungen, Bergschlösser, Kirchen mit zwei zugespitzten Thürmen u. s. w. zu sehen."

Im Herbst 1833 verweilte der Verfasser im Fort-Mackenzie und erlebte hier das originelle Schauspiel einer Belagerung. Die Indianer stürmten das Fort, wurden aber abgeschlagen. „Der Hofraum des Forts war während dessen ein Schauplatz höchst origineller Scenen. Eine Menge von verwundeten Männern, Weibern und Kindern hatte man an die Wände gelegt, oder gesetzt, andere wurden in ihrem traurigen Zustande von ihren Angehörigen umher gezerrt, und unter Wehklagen und Weinen umhergeführt. Der schon öfters erwähnte Weiße Bison, welcher eine Wunde im Hinterkopfe erhalten hatte, wurde auf diese Art unter Gesang, Geheul und Weinen umhergeführt, man rasselte ihm mit dem Schischikué um die Ohren, damit der böse Dämon nicht Herr über ihn werden möge, und gab ihm Branntwein zu trinken. Er selbst, obgleich betäubt und betrunken, sang immer fort und wollte sich dem bösen Geiste nicht ergeben. Ohtsequâ-Stomik, ein alter Mann unserer Bekanntschaft, hatte eine Kugel durch das Knie erhalten, welche ihm eine Frau mit einem erborgten Federmesser herausschnitt und wobei er nicht das mindeste Zeichen des Schmerzes

verrieth. Natáh=Otan, ein hübscher junger Mann, welchen wir bei unserem Besuche bei Kutonápi kennen gelernt, war mit sieben Wunden kläglich zugerichtet, so wie mehrere Indianer, besonders junge Weiber. Wir bemühten uns den Verwundeten beizustehen, Herr Mitchill theilte Wundbalsam und Zeug zum Verbinden aus; allein es war hier wenig zu thun, denn anstatt die vom Blutverluste Ermatteten ruhen zu lassen, zerrte man sie unaufhörlich, rasselte mit großen Schellen, schüttelte ihren Schutzapparat oder Medecine, u. a. die als solchen betrachtete Bärentatze, welche der Weiße Bison auf der Brust aufgehängt trug, und nur eigene Ansicht dieser merkwürdigen Scene kann eine Vorstellung der Confusion und des Lärmens geben, welche noch durch das heftige Knallen der Gewehre auf dem Walle, das Hin- und Herlaufen der Leute, um Pulver und Blei zuzutragen, und durch den von einigen 20 im Forte eingeschlossenen Pferden verursachten Tumult vermehrt wurden."

Von hier, bereits 1000 Stunden weit von St. Louis entfernt und nahe den Rocky=Mountains, von wo aus es nicht mehr weit zur amerikanischen Westküste ist, begab sich der Verfasser im Spätherbst wieder auf den Rückweg. Unterwegs bewunderte er die ungeheure Menge von Bisons und Elkhirschen am Ufer, deren Anwesenheit ein sicheres Zeichen von der Abwesenheit der Indianer war, vor deren Angriffen die Reisenden Besorgnisse gehegt hatten. Man ließ Fort=Union im Rücken und überwinterte erst im Fort=Clarke in der Nähe der Mandan-Indianer, einer der sanfteren Stämme. Die Kälte war oft unerträglich und es mangelte nicht selten an Lebensmitteln. Unter andern wurde auch Hundefleisch gegessen, welches der Verfasser ganz wohlschmeckend fand. Er wurde gegen das Frühjahr krank und so bedenklich, daß man an seinem Aufkommen zweifelte, aber ein Neger, der als Koch diente, heilte ihn durch allium reticulatum, sobald es in der Prairie zu blühen anfing. Zu den Beschwerden dieser Ueberwinterung gehörte namentlich auch die Zudringlichkeit der Indianer, die ohne Umstände an den Zimmern, am Feuer und an den Mahlzeiten, ja zum Theil selbst an den Betten der Weißen participirten. Allein gerade das setzte den Herrn Verf. in den Stand, die Eigenthümlichkeiten dieser Menschenrace aufs genaueste zu studiren, und seinem geschickten Zeichner, sie aufs treueste abzubilden. Es fanden sich mehrere Stämme und unter diesen wieder sehr verschiedene Korporationen im Fort ein, die abwechselnd ihre originellen Trachten und Tänze producirten, und dem Reisenden über Sprache, Sitten und religiöse Vorstellungsweisen reichere Aufschlüsse gaben, als sie noch je in einem Werk über die Indianer mitgetheilt worden sind.

Sehr interessant ist zunächst die ausführliche Beschreibung der Trachten, die eben so mannigfach als abenteuerlich, oft höchst kleidsam und elegant, oft aber auch abschreckend, ja beinahe wahnsinnig erscheinen. Man lernt sie am besten aus den meisterhaften Darstellungen des Herrn Bodmer kennen, die einen ganzen Atlas anfüllen. Das Hauptstück der Kleidung ist die Robe, über deren kunstreiche Bemalung man im zweiten Bande S. 113 nachlesen kann. Am phantastischsten aber sind die Beinkleider, die Federhauben, die Tabakspfeifen, die Lanzen, Beile, Bogen rc. verziert, und sehr oft erscheinen die Indianer in halben Thiermasken, was vorzüglich bei den Tänzen einzelner Korporationen oder kriegerischer Genossenschaften Statt findet. Aber auch abgesehen von diesen Verhüllungen wird auch schon der nackte Leib mannigfach tätowirt und das Haar im verschiedensten Schnitt und in der mannigfachsten Flechtung getragen. Wie unendlich bunt nun diese Tracht der Indianer seyn mag, so ist doch nicht das Geringste an ihrem Anzug, das nicht eine bestimmte Bedeutung hätte. Gewisse Trachten kommen nur gewissen Korporationen und zwar nur bei feierlichen Gelegenheiten zu. Gewisse Striche und Figuren am tätowirten Körper beziehen sich lediglich auf Kriegsthaten und dürfen von keinem getragen werden, der sie nicht verdient. Andere Zeichen haben eine Beziehung auf die Galanterie. Der Verf. theilt hier viele ganz neue Beobachtungen mit: „Es ist bei diesen Indianerstämmen immer eine Hauptbeschäftigung der jungen Männer, bei den Mädchen und Weibern ihr Glück zu versuchen, und dieß füllt außer dem Putze den größten Theil ihrer Zeit aus. Sie finden nicht viele spröde Schönheiten. Abends ziehen sie meistens bis spät in die Nacht in den Dörfern und in der Umgegend umher, oder von einem Dorfe zu dem andern. Sie haben eine besonders merkwürdige Art, ihre Großthaten in diesem Felde zur Schau zu tragen, besonders wenn sie in ihren besten Anzügen sich zu den Schönen begeben. Bei diesen suchen sie mit der Anzahl ihrer Eroberungen zu glänzen, und sie markiren die Anzahl der besiegten Schönen durch Bündel von geschälten, an der Spitze roth gemalten Weidenruthen. Diese Stöcke hat man von zweierlei Art. Die meisten sind zwei bis drei Fuß lang, andere fünf bis sechs Fuß. Die Letzteren sind, da sie nur einzeln getragen werden, mit abwechselnd weißen und rothen Ringen bemalt, welche die Zahl der Eroberungen angeben. Die andere oder kürzere Art dieser Stöcke ist nur an der Spitze roth gefärbt, und hier zeigt jedes Rüthchen eine Heldenthat an, deren ganze Summe alsdann zu einem oft voluminösen Fascikel vereinigt wird. Dicke Fasces dieser Art werden von den Stutzern bei ihren galanten Exkursionen zur Schau umher getragen. Bei den Mandans sind diese Stöcke, welche Mih-Hiruschá=Káhkarusch genannt werden, gewöhnlich ganz einfach gemacht, hingegen bei den Mönnitarris befindet

sich meist in der Mitte des Bündels noch ein längerer, weit hervortretender Stock, der an seiner Spitze mit einem Busche von schwarzen Federn behängt ist. Die Federn zeigen die Favoritin an, und die Stutzer sagen einer jeden, daß sie es sey, für welche diese Fahne aufgepflanzt worden. Hatten diese Leute mit einer Person vertrauten Umgang, welche die weiße Bisonrobe trug, so wird ein Stückchen solchen Fells oben an dem Stocke angebracht; hat sie aber eine rothe wollene, oder eine Bisonrobe getragen, so befestigt man an dem Stocke ein rothes Tuchläppchen. Dieses unter den Mandans und Mönnitarris sehr bekannten Gebrauches hat, so viel mir bekannt ist, noch kein Reisender Erwähnung gethan." S. 131. Sehr merkwürdig sind auch die auf der folgenden Seite erwähnten Mih-Döckae, weibische Männer, die förmlich als Weiber in Männertracht und weiblich beschäftigt unter den Indianern leben.

Die engern Genossenschaften haben sehr viel Eigenthümliches. Sie sind dem Rang und Ansehen nach verschieden, zeichnen sich aber eine jede durch einen eigenthümlichen Tanz mit dazu gehöriger Tracht aus. Jedes Mitglied muß sich in dieselbe einkaufen und eine niedere Korporation kann wieder von einer höhern einen Tanz derselben abkaufen, was aber sehr viel Ceremonien und von Seiten der Kaufenden große Opfer erfordert, indem nicht nur reiche Geschenke gemacht, sondern auch die Weiber Preis gegeben werden. In der ausführlichen Beschreibung solcher Tänze und Feste ist der Verfasser, so wie in der bildlichen Darstellung derselben sein Maler beinah unerschöpflich. Zu den allgemeinsten Tänzen gehört der Skalptanz, den man tanzt, wenn ein Feind skalpirt, d. h. der Kopfhaut beraubt worden ist; zu den originellsten der Büffeltanz, bei welchem sich die Indianer in die Masken der häßlichen Bisons verstecken; und zu den verwegensten „der heiße Tanz," der auf einem mit glühenden Kohlen bestreuten Boden ausgeführt werden muß. (Siehe im zweiten Theile S. 144.) Alle andern Feste übertrifft aber an Grausamkeit eins, das einem ostindischen sehr ähnlich ist, indem die Indianer, die es feiern, sich den Rücken aufstechen, Stricke durchziehen und daran aufhängen lassen ꝛc.

Auch die Weiber haben ihre besondern Genossenschaften, Feste und Tänze, bei denen jedoch die Grazien sehr vermißt werden. Ein Hauptfest der Frauen wird im Frühjahr begangen, wenn sich die wilden Gänse wieder blicken lassen. Man hält diese Thiere für Boten der gütigen Weltmutter, die ihnen dadurch die künftige Maisernte anzeigen wolle. Bei diesem Fest treibt ein Weib arge Gauckelei, indem sie vorgibt, eine Maiskolbe im Leibe zu haben, die auch während des religiösen Tanzes sichtbar aus ihrem Munde hervortritt. Siehe II. S. 269.

Dieß führt uns auf das einfache Religionssystem der Indianer am oberen Missouri. Sie verehren vor allem die Alte im Monde, die niemals stirbt, und ihren Sohn, den Herrn des Lebens, der in der Sonne wohnt; drittens den ersten Menschen. Wenn der Herr Verfasser sich entschuldigen zu müssen glaubt, daß er so viele alberne Mährchen der Indianer mittheilt, so huldigt er damit vielleicht zu sehr dem herkömmlichen Vorurtheil, das von solchen Dingen nichts wissen will. Wie viel mehr würden wir über die Bildung und namentlich über die Naturanschauung aller Völker aufgeklärt seyn, wenn es die Reisenden nicht verschmäht hätten, ihre angeblich albernen Mythen aufzuzeichnen. Sie sind in der Regel gar nicht so albern und enthalten in einer scheinbar lächerlichen Thierfabel oft mehr Weisheit und Poesie, als mancher pretiöse und vielbändige Roman unserer modernen gefeierten Dichter. So findet sich denn auch unter dem hier mitgetheilten gar viel Sinniges.

Wir wollen nur die artige Fabel vom Rangstreit zwischen dem ersten Menschen und dem Herrn des Lebens anführen, die den menschlichen Hochmuthsdünkel sehr gut ironisirt und mehr Vernunft enthält, als alles, was unsre Hegelianer jemals geschrieben haben, obgleich jene Fabel nur von nordamerikanischen Wilden herrührt. „Der erste Mensch traf mit dem Herrn des Lebens zusammen. „Ach da ist ein Mensch wie ich!" rief er aus, und ging nahe zu ihm hin. „Wie geht es dir, mein Sohn?" sagte der Mensch zu Omahank-Numákschi, allein dieser antwortete: „nicht ich bin dein Sohn, sondern du bist der meinige!" Der erste Mensch antwortete jetzt: „ich bestreite deine Worte," aber der Herr des Lebens erwiderte: „nein du bist mein Sohn, und ich will es dir beweisen, wenn du mir nicht glauben willst. Wir wollen uns setzen, und unsere Medecine-Stöcke, die wir in den Händen, in den Boden stecken; derjenige von uns, welcher zuerst aufsteht, ist der jüngste von uns und der Sohn des andern." Sie setzten sich und sahen einander lange an, bis endlich der Herr des Lebens blaß wurde und sein Fleisch von den Knochen fiel, worauf der erste Mensch in die Worte ausbrach: „Nun bist du doch gewiß todt!" Auf diese Art sahen sie sich 10 Jahre lang an, und als nach dieser Zeit die entblößten Knochen des Herrn des Lebens in einem verwitterten Zustande waren, stand der Mensch auf und sagte: „ja nun ist er gewiß todt!" er nahm den Stock von Ohmahank-Numákschi und zog ihn aus der Erde; aber in demselben Augenblicke stand der Herr des Lebens mit den Worten auf: „siehe hier bin ich, dein Vater; und du bist mein Sohn!" und der erste Mensch nannte ihn seinen Vater. Als sie nun mit einander fortgingen, sagte der Herr des Lebens: „Dieses Land ist nicht gut gebildet, wir wollen es besser machen." Damals war der Bison schon auf

der Erde. Der Herr des Lebens rief den Mink herbei, ließ ihn untertauchen und Gras herauf holen, welches geschah. Nun sandte er ihn wieder fort und ließ ihn Holz holen, welches er ebenfalls herauf brachte. Er theilte Gras und Holz und gab dem ersten Menschen die Hälfte desselben. Dieß geschah an der Mündung des Nátka-Pássaká (des Heart-River, Rivière du coeur). Der Herr des Lebens trug hierauf dem ersten Menschen auf, das nördliche Missouri-Ufer zu machen; er selbst bildete das schön mit Hügeln, kleinen Thälern, Holz und Gebüschen abwechselnde südwestliche Ufer. Der Mensch hingegen machte das ganze Land eben und brachte darauf in geringer Entfernung schon viel Wald an. Sie kamen alsdann wieder zusammen; und nachdem der Herr des Lebens das Werk des ersten Menschen gesehen hatte, sagte er kopfschüttelnd: „Du hast dieß nicht gut gebildet, alles ist eben, so daß man weder Bisonten noch Hirsche beschleichen und sich ihnen unbemerkt nähern kann. Die Menschen werden da nicht leben können, sie werden sich in der Ebene in zu großer Entfernung sehen, einander nicht ausweichen können, sich also untereinander aufreiben." Dann führte er Numiánk-Máchana an das andere Ufer des Flusses und sagte ihm: „Siehe hier habe ich Quellen und Bäche in hinlänglicher Menge, und Hügel und Thäler angebracht, alle Arten von Thieren und schönes Holz hingesetzt, hier kann sich der Mensch von der Jagd und dem Fleische jener Thiere nähren." II. S. 153. Man wird in der That bei dieser artigen Mythe unwillkürlich an die Hegelianer erinnert, die sich einbilden, Gott sey gestorben und es gäbe keinen Gott mehr, außer ihnen, und die, wenn ihnen die Weltschöpfung überlassen worden wäre, sie gewiß eben so dürr und platt geschaffen haben würden, wie ihre Begriffe.

Im Frühjahr 1834 fuhr der Verfasser auf dem Missouri wieder zurück nach St. Louis und von da über Neu-Harmony, Vincennes, Portsmouth durch den Ohio-Kanal in den Erie-See und zu dem berühmten Wasserfall des Niágara, von dem er eine begeisterte Schilderung entwirft und den Bodmer schöner, als es je früher geschehen ist, abgebildet hat. Von hier kehrte der Prinz im Sommer nach New-York und dann über Meer nach Europa zurück.

Die Anhänge enthalten noch eine Flora des Missouri, nach den mitgebrachten Pflanzen classificirt von Nees von Esenbeck; sehr ausführliche Proben von den verschiedenen Sprachen der Indianer am oberen Missouri; einen Vogelkalender, betreffend das Vogelleben in der Gegend der Mandandörfer; die Beschreibung des blutigen Festes nach einer anderen Quelle; meteorologische Beobachtungen und schließlich mehrere Berichtigungen, namentlich auch solcher Irrthümer, die in andern Werken enthalten sind.

Dieses durch seinen reichen Inhalt wie durch seine elegante Form gleich sehr ausgezeichnete Werk macht Deutschland in jeder Beziehung Ehre und sollte keinem Gebildeten unbekannt bleiben.

Bilderwerk.

Bilder aus dem heiligen Lande. Vierzig ausgewählte Originalansichten biblisch-wichtiger Orte, in Begleitung des Herrn Hofrath v. Schubert nach der Natur gezeichnet von J. M. Bernatz, mit erläuterndem Text von G. H. v. Schubert. Zweite Ausgabe in kleinerem Format. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1842. Preis 5 fl. C.-M. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Diese Bilder gehören zu Schuberts schönem Reisewerk, dessen wir seiner Zeit rühmlichst in unsern Blättern gedacht haben. Auf der Titelvignette ist der Zug des hochgebildeten und frommen Reisenden und seiner Gefährten durch die arabische Wüste dargestellt. Die übrigen Bilder enthalten ausschließlich Prospekte aus dem heiligen Lande, theils fernere Aussichten auf weite Gegenden, theils manche Ansichten von Städten und berühmten Tempeln, Häusern und Denkmälern. Die Auffassung des Zeichners ist glücklich, die Ausführung in Steindruck befriedigend. Mehrere Landschaften sind von hoher Schönheit, so die Fernsicht auf Smyrna, Bethlehem, das Panorama vom Sinai, zwei Ansichten von Jerusalem (von günstigeren Seiten, als es gewöhnlich auf Bildern vorkommt, sofern hier die Höhen und Tiefen des Terrains viel klarer vor das Auge treten), der Tabor, die Fernsicht auf das herrliche Damaskus, der Libanon vom Meer aus gesehen, Patmos 2c. Die den Bildern beigegebenen Erklärungen sind, als von dem berühmten Schubert selbst verfaßt, wie alles, was aus seiner Feder kommt, sinnig und lehrreich und mithin über gewöhnliche Bildererklärungen erhaben. Wir glauben daher, dieses fromme Bilderbuch allen denen freundlich empfehlen zu müssen, die für „die heilige Landschaft" Sinn und Gefühl haben, oder auch nur neben den heiligen Schriften eine bildliche Anschauung des gelobten Landes zu besitzen wünschen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 10. März 1843.

Werke über Nordamerika.

2) Amerika von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von Moriarty. Drei Theile. Leipzig, J. J. Weber, 1843.

Dickens ist nicht nur ein sehr geistreicher, sondern auch ein besonnener, wohlwollender und vernünftiger Dichter, der nicht wie so viele andere Modeschriftsteller glaubt, der Himmel habe ihm nur deßwegen Talent verliehen, damit er es zur Verhöhnung alles Edeln und zur Beschönigung alles Schlechten mißbrauche. Diese guten Eigenschaften seines Charakters bewährt er auch hier wieder. Doch ist sein Werk mit dem des Prinzen von Wied in keiner Weise zu vergleichen. Dickens machte nur die große Tour auf der gangbarsten Straße, drang nicht ins Innere des Landes ein und kann sich daher mit seinen Schilderungen und Urtheilen auch nur im Bereich der Aussenseiten halten, die dem schnellen Beobachter in den großen Hauptstädten oder auf den großen Hauptstraßen zuerst ins Auge fallen.

Das Buch ist sehr gut geschrieben, wie ziemlich alles, was von Dickens kommt. Besonders ist seine ungezwungene Natürlichkeit angenehm; doch fürchten wir, er wird sich bald zu sehr gehen lassen. In der vorliegenden Reiseschilderung muß schon die endlos breite Erzählung von der Seekrankheit und Langeweile auf der Ueberfahrt nach Amerika ein wenig auffallen und obgleich sie recht treue Genrebilder enthält, so wünscht man doch, der Dichter möchte dabei weniger lange verweilt haben.

Dickens kam zuerst nach Boston, einer sehr freundlichen Entrée in der Republik der Republiken. Aber einer ihm inwohnenden und aus seinen früheren Schriften leicht erklärlichen Sympathie folgend, besuchte er vorzugsweise die Wohnungen des menschlichen Elendes, Blindenanstalten, Gefängnisse, Irrenhäuser und dergleichen. Mit der Blindenanstalt in Boston war er sehr zufrieden, eben so mit dem Irrenhause, in welchem die Humanität so weit geht, daß wöchentlich daselbst Bälle gegeben werden. Auch ein Besserungshaus rühmt er sehr. Von Boston begab er sich auf der Eisenbahn nach New-York, welche Fahrt er sehr lebendig schildert. Unterwegs in Lowell besuchte er eine Fabrik, die ebenfalls, wie das Irrenhaus in Boston, von der Kultur dergestalt „beleckt“ ist, daß man erstaunt, von allen Rohheiten, die man erwartet, gerade das Gegentheil zu finden. Die Fabrikarbeiterinnen sind alle wie Damen gekleidet, haben in ihren gemeinschaftlichen Speisehäusern Fortepianos und lesen nicht nur viel, sondern geben auch eine eigne Zeitschrift heraus. Ist da nicht das Ideal des Socialismus gewissermaßen schon erreicht?

New-York machte bei weitem den guten Eindruck auf den Verfasser nicht, wie Boston. Er fand die Stadt und auch ihre Anstalten düsterer. Folgendes Bild entwirft er von einem Gefängniß in New-York: „Ein Kerl mit dem Schlüsselbund erscheint, um uns herumzuführen. Er hat ein gutmüthiges Gesicht und ist, in seiner Art, höflich und gefällig. Jene schwarzen Thüren, das sind die Zellen? — Ja. — Sind sie alle besetzt? — I nu, es sind so ziemlich alle besetzt, das ist ein Factum und kein Jota anders. — Die Zellen unten sind wohl sehr ungesund, wie? — Ja wir stecken auch nur Farbige hinein. Das ist die Sache. — Wann werden die Gefangenen herausgelassen, um sich Bewegung zu machen? — Das brauchen sie gar nicht; sie halten's schon aus. — Dürfen sie nie in den Hof heraus? — Sehr selten. — Aber doch manchmal? — Na, das kommt wenig vor. Sie bleiben recht wohl dabei. — Aber gesetzt, daß Einer hier ein ganzes Jahr lang bleibt. Ich weiß, dieß Gefängniß ist nur für schwere Verbrecher bestimmt, die auf ihr Verhör warten, aber die Gesetze machen es dem Verbrecher hier leicht, Aufschub und Fristen zu erlangen, so daß ein Gefangener, wenn er auf ein neues Verhör oder auf sein Urtheil wartet, wohl sein volles Jahr hier sitzen kann. Oder meint Ihr, daß

nicht? — O ja, das kann wohl seyn. — Und wie, wollt Ihr behaupten, daß er in dieser ganzen Zeit nicht zu dieser kleinen eisernen Thür herauskommen soll, um frische Luft zu schöpfen und sich Bewegung zu machen? — Ja, ein bischen vielleicht — nicht viel. — Wollt Ihr nicht eine dieser Thüren aufmachen? — Alle, wenn Sie wollen. — Die Riegel knarren und eine jener Thüren dreht sich langsam in den Angeln. Laßt uns hineinsehen. Eine kleine Zelle mit nackten Wänden; das Licht dringt nur durch eine Spalte hoch in der Mauer ein. Ein Tisch, eine Bettstatt und dürftiges Waschgeräth. Auf der Bettstelle sitzt ein sechzigjähriger Mann und liest. Er schaut einen Augenblick auf; schüttelt ungeduldig und trotzig den Kopf und sieht wieder starr in sein Buch. Als wir wieder den Kopf zurückzogen, ging die Thüre hinter ihm zu und ward fest verschlossen. Dieser Mann hat sein Weib ermordet und wird vermuthlich gehängt werden. — Wie lange sitzt er schon? — Einen Monat. — Wann kommt er zum Verhör? — Beim nächsten Gerichtstermin. — Wann ist das? — Kommenden Monat. — In England hat ein Verbrecher, selbst wenn er zum Tode verurtheilt ist, zu gewissen Tagesstunden den Genuß der freien Luft. — Ist es möglich? — Mit welchem Erstaunen und mit welcher unübersetzbaren Pommade er dieß sagt und wie behaglich er mit uns nach der Weiberabtheilung hinschlendert; und im Gehen macht er mit dem Schlüssel auf dem Treppengeländer eine Art von eherner Castagnetenmusik! — Jede Zellenthüre auf dieser Seite hat eine viereckige Oeffnung. Einige von den Verbrecherinnen gucken beim Schall unserer Fußtritte neugierig heraus; andere ziehen sich mit einem Gefühl von Scham zurück. — Was mag jenes Kind von zehn oder zwölf Jahren verbrochen haben, daß es hier eingeschlossen ist? O! Der Junge? Er ist der Sohn des Verbrechers, den wir eben gesehen haben; ist ein Zeuge gegen seinen Vater und wird bis zum Verhör hier festgehalten: das ist die Sache. — Aber dieß ist ein entsetzlicher Aufenthalt für ein Kind, welches da seine langen Tage und Nächte zubringen soll. Das ist eine etwas harte Behandlung für einen jungen Zeugen, wie? — Was sagt unser Führer dazu? — Na, ein liederliches Leben ist's freilich nicht, das ist'n Factum! — Wieder klingt er mit seinen ehernen Castagneten an und führt uns pommadig weiter. Ich muß ihn noch etwas fragen. — Bitte, warum nennt Ihr dieß Gefängniß Die Gräber? — O, so heißt's im Cant. — Das weiß ich. Aber warum? — Es haben sich Einige das Leben genommen, wie es fertig war. Ich meine, es wird wohl daher kommen. — Da seh' ich eben, daß der Eine seine Kleider auf dem Fußboden seiner Zelle herumliegen hat. Haltet Ihr denn die Gefangenen nicht an, ein wenig ordentlich zu seyn und ihre Kleider wegzulegen? — Wo sollten sie sie hinthun? — Doch gewiß nicht auf die Erde. Was meint Ihr, wenn man sie die Kleider aufhängen ließe? — Er bleibt stehen, sieht sich um und antwortet mit Nachdruck: Ja, das ist's gerade. Wie sie noch Hacken in der Mauer hatten, da haben sie sich daran gehängt, darum hat man sie aus allen Zellen weggenommen, und nur die Löcher in der Wand gelassen, worin sie früher gesteckt haben! — Der Gefängnißhof, in welchem er jetzt stehen bleibt, ist der Schauplatz schrecklicher Tragödien gewesen. In diesen engen, gruftähnlichen Raum werden die Verurtheilten herausgeführt. Der arme Sünder steht auf der Erde, mit dem Strick um den Hals, unter dem Galgen; auf ein gegebenes Zeichen rollt mit dem andern Ende des Seiles ein schweres Gewicht herab und schwingt ihn in die Luft empor — eine Leiche. — Diesem grauenhaften Schauspiel müssen nach dem Gesetz der Richter, die Geschworenen, und fünf und zwanzig Bürger als Zeugen beiwohnen. Vor der Genossenschaft des Verbrechers bleibt es verborgen. Für die Bösen und Verworfenen ist es ein furchtbares Geheimniß; die Gefängnißmauer ist der dicke, finstere Schleier, der die Verurtheilten vor ihren Blicken verbirgt. Sie ist der Vorhang an seinem Todtenbett, sein Leichenhemd und Grab. Sie sondert ihn von allen Lebendigen ab und entfernt allen jenen Reiz zur reuelosen Verstocktheit in der Todesstunde, den oft der bloße Anblick und die Gegenwart des Volkes geben. Da sind keine kühnen Augen, um ihn kühn zu machen; keine trotzigen Bösewichter, vor denen er sich des Namens Bösewicht würdig zu bezeigen streben könnte. Außer der mitleidslosen steinernen Mauer, ist alle Welt für ihn unsichtbar."

Von New-York fuhr Dickens, abermals auf der Eisenbahn, nach Philadelphia und auch dort nahm ihn wieder insbesondere das Gefängniß in Anspruch. Er schildert das berühmte pennsylvanische oder philadelphische System der einsamen Einsperrung mit allem Talent, das einem so vortrefflichen Romanschreiber, wie es Dickens ist, zu Gebote steht, indem er uns von Zelle zu Zelle führt und uns jeden einzelnen Gefangenen aufs lebendigste portraitirt und seine Geschichte kurz mittheilt. Das Resultat dieser Revue ist ein entschiedenes Verdammungsurtheil der einsamen Einsperrung. Dickens glaubt, der Mensch gehe auf diese Weise für die Welt unabänderlich verloren. „Auf dem hagern eingefallenen Antlitz eines jeden dieser Gefangenen lag derselbe Ausdruck. Ich weiß nicht, womit ich ihn vergleichen soll. Er hatte etwas von jener gespannten Aufmerksamkeit, die wir auf den Gesichtern der Blinden und der Tauben sehen, gemischt mit einer Art von Entsetzen, als hätte man sie im Geheimen erschreckt. In jeder kleinen Kammer, die ich betrat und an jedem Gitter, durch das ich sah, glaubte ich dasselbe grausende Antlitz zu schauen. Es lebt in

meiner Erinnerung, wie mit der Zauberkraft eines merkwürdigen Bildes. Führt mir hundert Menschen vor, und wenn nur Einer darunter ist, der nicht lang aus einer solchen einsamen Zelle befreit ist, — ich will ihn augenblicklich erkennen. — Die Physiognomien der weiblichen Gefangenen werden, wie ich schon angedeutet, dadurch eher veredelt und milder gemacht. Mag dieß von ihrer besseren Natur herrühren, die sich in der Einsamkeit geltend macht, oder davon, daß sie an sich sanftere Wesen sind, von größerer Geduld und ausdauernderer Dulderkraft, ich weiß es nicht; aber es ist so. Daß die Strafe, nach meiner Ansicht, nichts desto weniger eben so grausam und ungerecht bei den Weibern ist wie bei den Männern, brauche ich kaum noch hinzuzufügen. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß diese Strafe, abgesehen von der Seelenangst, die sie hervorbringt — einer Angst, die so heftig und fürchterlich ist, daß keine Einbildungskraft sich sie denken kann — den Geist in einen krankhaften Zustand versetzt und für die rauhe Berührung der Außenwelt und ihre geschäftige Thätigkeit für immer untauglich macht.

In Washington, dem Sitz der Centralregierung der Vereinigten Staaten, fiel Dickens nichts so sehr auf, als der Cynismus der Demokratie. „Da man Washington als das Hauptquartier der Tabakspucker betrachten kann, so muß ich endlich offenherzig gestehen, daß die verhaßte Sitte, Tabak zu kauen und zu spucken, uns jetzt nichts weniger als angenehm wurde; es war beinahe zum krank werden. An allen öffentlichen Orten in Amerika ist diese Schweinerei eine sanctionirte Mode. In den Gerichtshöfen hat der Richter seinen Spucknapf, der Ausrufer, der Zeuge und der Angeklagte ebenfalls jeder seinen Spucknapf; während auch für die Geschworenen und die Zuschauer gesorgt ist, als für Leute, die natürlich in Einem fort ausspeien müssen. In den Hospitälern werden die Studenten der Medicin durch Anschläge an den Wänden ersucht, ihren Tabakssaft in die dazu aufgestellten Näpfe zu speien, und nicht die Treppen zu verunreinigen. In öffentlichen Gebäuden werden Fremde auf dieselbe Weise ersucht, die Essenz ihrer Tabakspriemchen in die National-Spucknäpfe und nicht an die Piedestals oder marmornen Säulen zu speien. Aber in manchen Gegenden findet man diesen Gebrauch bei jeder Mahlzeit, bei jedem Morgenbesuche und überhaupt überall im geselligen Verkehr. Der Fremde, der das gesellschaftliche Leben in derselben Weise beobachtet wie ich, wird in Washington das Speien in voller Blüthe, im höchsten Glanze und in all seiner beunruhigenden Rücksichtslosigkeit finden; er glaube ja nicht (wie ich einst that, zu meiner Schande muß ich es gestehen), daß frühere Touristen in ihren Schilderungen es übertrieben haben. Die Sache an sich selbst ist eine Uebertreibung der Unfläthigkeit, die nicht übertroffen werden kann." Im Senat der großen Republik selbst ist diese Cochonerie beständig an der Tagesordnung. „Es ist, gelinde gesagt, ein merkwürdiges Schauspiel, so viele ehrenwerthe Herren mit geschwollenen Backen zu sehen; und es kommt Einem nicht minder seltsam vor, wenn man entdeckt, daß diese Geschwulst von der Masse Tabak herrührt, welche sie sehr geschickt in die hohle Backe zu stopfen verstehn. Es ist auch ein seltsamer Anblick, einen ehrenwerthen Herrn zu sehen, der mit dem Rücken an der Lehne sich im Sessel wiegt, die Beine auf den Schreibtisch streckt, mit dem Federmesser sich ein passendes Priemchen schneidet und wenn es fertig ist, das alte aus dem Munde schießt wie aus einer Knallbüchse, um das neue an seiner Statt hineinzupfropfen. — Es überraschte mich zu bemerken, daß selbst alte, erfahrene Tabakkauer nicht immer gute Schützen sind, was mir beinahe an der allgemeinen Geschicklichkeit der Amerikaner im Büchsenschießen, wovon wir in England so viel gehört haben, einen Zweifel einflößen könnte. Mehrere Herren besuchten mich, die, im Lauf des Gesprächs, den Spucknapf oft auf fünf Schritte verfehlten; und einer (doch der war gewiß kurzsichtig) traf auf drei Schritt die geschlossene Fensterscheibe statt der offenen. Bei einer andern Gelegenheit, als ich außer dem Hause zu Tische war, saß ich vor dem Diner mit zwei Damen und mehreren Herren um's Feuer; und Einer aus der Gesellschaft verfehlte das Feuer sechs unterschiedliche Male. Ich möchte jedoch annehmen, es rührte daher, daß er nicht gezielt hatte; da sich vor dem Feuereisen ein weißer marmorner Herd befand, der ihm bequemer gelegen war und wohl auch seinem Zweck besser diente." Auch in den Zimmern des Präsidenten der Vereinigten Staaten bedienten sich die dort mit republikanischer Unverschämtheit, den Hut auf dem Kopf, herumflegelnden Besucher ihrer vollen Freiheit und spuckten die elegantesten Tapeten voll Taback.

Leider hängt aber diese Unfläthereі nicht mit dem, was man sonst die „rohe Tugend" des Republikanismus genannt hat, zusammen, sondern sie wird, wie überhaupt jede Art von Cynismus, Grobheit und Barbarei, geflissentlich von der demokratischen Parthei zur Mode und unerläßlichen Regel erhoben, um jeden anständigen und gebildeten Concurrenten bei den Wahlen auszuschließen. Dickens sagt von der Repräsentantenkammer: „Sah ich in dieser öffentlichen Vereinigung eine Versammlung von Männern, verbunden im heiligen Namen der Freiheit, welche die keusche Würde dieser Gottheit in allen ihren Discussionen dergestalt bewahrten und festhielten, daß sie zugleich die ewigen Principien, welchen sie ihren Namen gegeben und ihren Charakter und den Charakter ihrer Landsleute, vor den bewundernden Augen der ganzen Welt erhöhten? — War es möglich,

in dieser Versammlung die Männer wieder zu erkennen, die den Beruf haben, in einer neuen Welt einige von den Falschheiten und Lastern der alten gutzumachen, welche die Zugänge zur Oeffentlichkeit reinigten, die schmutzigen Wege zu Macht und Stellung pflasterten, für das Gemeinwohl Gesetze beriethen und erließen und keine Partei kannten als die ihres Vaterlandes? Ich sah in ihnen das Räderwerk, welches dazu diente, das Gebäude einer tugendhaften Politik auf die schmählichste Weise zu untergraben und umzukehren. Verächtliche Wahlintriguen, verstecktes Gamerspiel mit bestochenen Beamten; feige Angriffe auf jeden Gegner, bei denen aberwitzige Zeitungen zum Schild und gemiethete Federn zu Dolchen dienen; schmachvolle Kriecherei vor feilen Schurken, deren einziges Recht auf Anerkennung sich darauf gründet, daß sie täglich und wöchentlich neuen Samen der Verderbniß aussäen mit ihren käuflichen Typen, die den Drachenzähnen der alten Sage gleichen, nur daß sie nicht so scharf sind; ein Hegen und Pflegen aller bösartigen Gelüste der öffentlichen Meinung, während deren gute Einflüsse durch Gewalt und Hinterlist unterdrückt werden: solche und ähnliche Dinge, oder mit Einem Wort, die ehrlose Faktion in ihrer verderbtesten und schamlosesten Gestalt glotzte aus allen Winkeln der überfüllten Halle hervor. — Sah ich unter ihnen den Verstand und die Bildung, das treue, ehrliche, patriotische Herz Amerikas? Hie und da war ein Tropfen seines Blutes zu sehen, aber der reichte kaum hin, den Strom von verzweifelten Abenteurern zu färben, der nach Gewinn und Sold dahinstürmt. Es ist ein Kunstgriff dieser Leute und ihrer verworfenen Organe, den politischen Streit so roh und bestialisch zu machen, so zerstörend für alles höhere Selbstgefühl, daß alle gemüthvollen und edler denkenden Charaktere sich von ihm fern halten, und ihnen und ihres Gleichen das Schlachtfeld überlassen, auf dem sie dann ungehindert ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgen. Und so entsteht diese niedrigste aller Katzbalgereien, und Jene, die in andern Ländern, ihrer Stellung und Einsicht gemäß, sich am meisten bemühen würden, ihrem Beruf zur Gesetzgebung zu folgen, ziehen sich hier so weit als möglich von diesem erniedrigenden Geschäft zurück. — Daß es trotzdem unter den Volksrepräsentanten in beiden Häusern und unter allen Parteien einige Männer von edlem Charakter und großen Fähigkeiten gibt, brauche ich nicht erst zu sagen."

Dickens reiste ferner nach Baltimore, Pittsburg, Cincinnati, wo er einer großen Mäßigkeitsversammlung beiwohnte, und St. Louis, um wenigstens einen Indianer zu sehen, kehrte aber von dieser Grenze der Kultur sogleich wieder zurück, besah unterwegs den Niagarafall und machte einen Abstecher nach Quebeck, wandte sich aber von hier wieder in die Vereinigten Staaten und kehrte von da nach Europa zurück.

Zuletzt faßt Dickens sein Urtheil über die Amerikaner kurz zusammen. Wir wollen aus dieser Schilderung nur Einiges hervorheben: „Die Amerikaner sind gewiß keine Lebemänner und ihr Temperament schien mir stets düster und eintönig. In der schlauen, scharfen Auffassungsweise und in einer gewissen gußeisernen Accuratesse stehen die Yankees oder Neuengländer ohne Zweifel den übrigen voran, wie sie ihnen in allen andern Dingen des Verstandes und der Bildung vorangehen. Aber auf der Reise, außerhalb der großen Städte wurde ich ganz niedergeschlagen von dem vorherrschend melancholischen und ernsthaften Wesen der Leute; in jeder neuen Stadt, die ich sah, glaubte ich dieselben Menschen wieder zu sehen, die ich in der vorigen verlassen hatte. Die meisten Mängel, die in den Nationalsitten zu merken sind, scheinen mir großentheils von jenem Temperament herzurühren: so hat sich ein gewisses verdrossenes, grämliches Beharren auf groben Manieren gebildet und die mildern Reize des Lebens werden für etwas nicht der Beachtung Werthes gehalten." Dem Handelsgeist, der Handelslust und der Manie, die um des beim Handel bewährten Talents und Speculationsgeistes willen den Betrug verzeiht, schreibt der Verfasser viele neuentstandene Uebel der nordamerikanischen Demokratie zu, das Schlimmste aber dem Preßunfug. „Mag man Schulen errichten, in Osten, Westen, Norden und Süden; mag man Zöglinge und Meister zu zwanzig Tausenden erziehen; mögen die Collegia gedeihen, die Kirchen voll seyn, die Mäßigkeit ihre Herrschaft ausbreiten und die Kenntniß in allen andern Formen mit Riesenschritten durch das Land schreiten: so lange die amerikanische Zeitungspresse in ihrem jetzigen verworfenen Zustand bleibt, ist kein sittlicher Fortschritt zu hoffen. Ein Jahr um das andere muß die öffentliche Meinung tiefer sinken, müssen Congreß und Senat in den Augen aller Anständigen an Achtung verlieren, muß das Andenken der großen Väter der Revolution durch das arge Treiben ihrer entarteten Söhne mehr geschändet werden. — Unter den zahllosen Journalen Nordamerikas gibt es einige von Charakter und Ansehen. Der persönliche Umgang mit den dabei beschäftigten Gentlemen hat mir viel Belehrung und Vergnügen verschafft. Aber deren sind wenige, und die andern sind Legion; und der Einfluß der guten ist machtlos gegen das tödtliche Gift der bösen Journale."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 27.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 13. März 1843.

Geschichte der Poesie.

Essai sur les cours d'amour, par Frédéric Diez, professeur de belles-lettres à l'université de Bonn; traduit de l'allemand et annoté par le baron Ferdinand de Roisin, docteur en droit, membre correspondant etc. Paris, Jules Labitte, 1842.

Die Sache der Minnehöfe ist einer der schwierigsten Punkte in der Geschichte der Poesie und der Sitten des Mittelalters. Auch haben sich darüber sehr abweichende Ansichten geltend zu machen gesucht. Raynouard, der größte Kenner der provenzalischen Literatur in Frankreich, betrachtete die cours d'amour als förmlich constituirte stehende Gerichtshöfe, in welchen Frauen über die zu ihrer Entscheidung gebrachten Streitfragen in Liebessachen Urtheil sprachen. Anders betrachtet die Sache Diez in dem zuerst 1825 in Berlin erschienenen Werke über die Minnehöfe, in welchem nicht nur alle bekannten Quellen neu erwogen, sondern auch alles was in neuerer Zeit in Deutschland und Frankreich über den Gegenstand erschienen war, berücksichtigt ist. Die in diesem Buche ausgesprochene Ansicht faßt Herr von Roisin in der Vorrede S. 16 folgendermaßen zusammen: „Il n'a jamais existé de cours d'amour formellement constituées et permanentes où les amants seraient venus, contre toutes les règles de la bienséance, livrer à la publicité et leur différends et le secret de tendres relations. Mais en cas de mésintelligence ou de querelle et faute de pouvoir s'entendre, le couple amoureux s'en rapportait à l'arbitrage d'une ou plusieurs personnes, autrement dit d'un petit tribunal de circonstance, élues par les parties intéressées, et auxquelles d'ordinaire elles ne se confiaient que sous la sauvegarde de l'anonyme et par l'entremise d'un tiers. Il n'a pas existée davantage de loi ou code d'amour dont les cours ou les juges auraient pu faire l'application. Mais dans les réunions fortuites, dans les cercles d'invités, les nobles chevaliers et les avenantes châtelaines aimaient à s'exercer aux subtilités d'esprit; on soulevait les questions ardues de la doctrine érotique; on les discutait; on en donnait la solution. Ce n'était là qu'un simple passe-temps de société.

Die Schrift des Herrn Diez ist nun von Hrn. von Roisin übersetzt und mit Anmerkungen versehen, welche zum Theil Nachträge des Verfassers selbst enthalten. Ich erlaube mir hier noch einige Zusätze und Bemerkungen über diesen Gegenstand mitzutheilen, die ich jedoch meist meinem verehrten Freunde und Collegen Prof. Fallati verdanke, welcher sich früher speciell mit diesem Thema der eleganten Jurisprudenz beschäftigt hat. Seine Ansicht über die Minnehöfe faßt sich dahin zusammen, daß sie als bei ritterlichen Festlichkeiten gestiftete Frauenvereine zu betrachten seyen, welche theils in Beziehung auf die Austheilung des Preises bei Turnieren beschäftigt waren und hierbei auch auf ernstere Klagen treffen konnten, wo aber von einem eigentlichen Richten über dieselben nicht die Rede seyn kann, theils zur Unterhaltung vorgelegte Liebesfragen oder wirkliche Galanteriestreitigkeiten schlichteten, letztere wohl nur, insofern sich Liebe nicht einmischte. Ersteres stützt sich auf das Gedicht Wilhelm von Orleans, wovon unten die Rede seyn soll, letzteres auf den Capellan Andreas. In Betreff des Vaterlands und der Zeit der Minnehöfe weisen uns die eben genannten Autoritäten in das eigentliche Frankreich zwischen dem 12ten und 14ten Jahrhundert. Daß solche Festlichkeiten auch in andern Ländern, namentlich der Provence in jener Zeit vorgekommen seyen, darüber wissen wir nichts; doch ist kein Grund vorhanden, es nach der Lage der Verhältnisse nicht vermuthen zu dürfen.

Es ist S. 86 von der italienischen Nachbildung des Tractatus amoris von dem Capellan Andreas die Rede und wird bemerkt, daß dieselbe seltsamer Weise das Original dem Boccaccio zuschreibe, daß sie gelehrter sey, als

das Buch des Andreas, und die neun Aussprüche, die sie hat, worunter zwei eigenthümlich, dem Gott der Liebe selbst in den Mund lege. Herr Diez hat diesen Umstand für den Beweis der Unechtheit des Geschichtlichen im Werke des Capellans Andreas nicht benutzt und konnte ihn auch an der Stelle, wo er ihn anführt, nicht wohl ohne Beweiszirkel dafür gebrauchen; denn er will ja aus der spätern Zeit der Uebersetzung das spätere Alter des Originals beweisen, kann also nicht sagen, daß es unwahrscheinlich sey, daß man so bald nach der Abfassung eines geschichtlichen Werkes dasselbe allegorisch auffassen werde. Man könnte hier eher diesen Umstand gegen ihn benutzen und sagen, eben dieß spreche für ein höheres Alter des Originals. Wenn wir aber nach Diez übrigen scharfsinnigen Zusammenstellungen es als bewiesen ansehen zu dürfen glauben, daß das Werk des Andreas in das 14te Jahrhundert fällt, so ist es wohl erlaubt, den angeführten Umstand als einen Wahrscheinlichkeitsgrund wenigstens für die geschichtliche Unechtheit anzusehen, dessen an sich geringes Gewicht zu den übrigen hinzukommend schwerer in die Wage fällt. Sicherer gehen wir aber in dieser Hinsicht jedenfalls bei dem Werke des Martial d'Auvergne, da uns dessen Lebenszeit genau bekannt ist. Hier ist die allegorische Auffassung des spanischen Uebersetzers nur 50 Jahre später, 100 Jahre nach dem angeblichen Minnehofe Carls VI. ein weit gewichtigeres Moment.

Aus italienischer Literatur sind ferner hierher zu ziehen die Dubbj amorosi con le risoluzioni di Pietro Aretino, zwei Serien (vgl. Eberts bibliogr. Lexik. Nr. 952), welche als freche Verhöhnung jener alten Liebescasuistik gelten können.

Ich weiß nicht, ob ich mit Recht zur italienischen Literatur folgendes in meinem Besitz befindliche seltene Buch ziehe, das gleichfalls zur Literatur der Minnehöfe gehört: Histoire de Arrelio, et Isabelle, fille dv Roy d'Escoce, nouvellement traduict en quatre langues, Italien, Espaignol, François et Anglois. Bruxelles, 1608. Was als Original zu betrachten sey, ist aus dem Buche nicht ersichtlich. Aus dem Druckort möchte man auf ein niederländisches Original schließen und wirklich berichtet Mone in der Uebersicht der niederländischen Volksliteratur älterer Zeit S. 77, daß das Buch 1621 vom Bischof von Antwerpen verboten worden sey, ungeachtet mein Exemplar am Schluß eine Approbation der Antwerpener Censur vom 7. April 1607 trägt. Da jedoch Mone bemerkt, er habe keine Ausgabe des Buchs gesehen, so könnte das Censurverbot auch geradezu auf das obengenannte Buch in vier Sprachen gehen, und die Voraussetzung eines niederländischen Originals bleibt daher sehr zweifelhaft. Eine zu Mailand 1521 gedruckte italienische Ausgabe hat den Beisatz: composta da Gio de Fiori Fiamingo e Tradotta in volgare da Lelio Aletifilo. Dieses ließe ein in den Niederlanden verfaßtes lateinisches Original vermuthen. Einiges weitere bibliographische bietet Gräße, Sagenkreiße des Mittelalters S. 486. Der Inhalt des Romans dreht sich um die wirklich gerichtlich discutirte Frage, lequel donne plus d'occasion de pecher, l'homme à la femme ou la femme à l'homme.

Von Spanischem ist zuerst die von Ebert geleugnete spanische Uebersetzung der Arresta Amorum des Martial d'Auvergne durch einen Secretär der Inquisition Diego Gracian 1569 zu erwähnen, welche sich auf der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek befindet und welche Fallati in Naumanns Serapeum 1842, S. 25—30 ausführlich beschrieben hat. Ferner gehört hierher der spanische Roman des Diego de San Pedro „Carcel de amor" oder Liebesgeschichte des Leriano und der Laureola, auch deutsch übersetzt durch Hanß Ludwigen Herrn Khuefsteinern Freyherrn u. s. w. Hamburg 1660. Der Antwerpener Ausgabe des Originals von 1546 steht noch die besonders hieher gehörige Question de amor voran. Ueber das Gefängnus der Lieb vergl. Gräßes Literaturgeschichte B. II. 2, S. 1165 und Sagenkr. S. 487.

Aus der altfranzösischen Literatur erwähnt Herr von Roisin S. 79 f. das lai del trot. Auf die Unhaltbarkeit der Beweise für die Annahme, daß dasselbe schon dem 12ten Jahrhundert angehöre, habe ich schon früher (Heidelberger Jahrb. 1838, S. 1036) hingewiesen und vielmehr wahrscheinlich gemacht, daß es spätern Ursprungs ist. — S. 72 wird die Vermuthung ausgesprochen, die vaticanische Bibliothek besitze die Geschichte von Flos und Blanceflos; ich kann wenigstens so viel sagen, daß mir von einer solchen Handschrift in Rom nichts bekannt geworden ist. Dagegen finden sich z. B. in den Mss. der Königin Christine Nr. 1363 manche hierher gehörige Stücke, von welchen anderwärts ausführlicher die Rede seyn soll: lo jugement de l'amoureux banni; les erreurs du jugement de l'amant banny; les erreurs du jugement de la belle dame sans mercy.

Endlich sind noch zwei für die Minnehöfe wichtige Stellen mittelhochdeutscher Dichter namhaft zu machen, deren Mittheilung wir L. Uhland verdanken: aus Wolframs Parzival 95, 27 und aus des Rudolfs von Ems Wilhelm von Orleans. Da dieses letzte Gedicht noch nicht gedruckt ist, theile ich die Stellen nach einer Laßbergischen Handschrift und einigen Vergleichungen der Stuttgarter mit. Bl. 41 a.

Swer hât vernomen oder gelesen
Von dem Ouwaere
Hern Ereckes maere, *

* So vermuthet Uhland statt der Lesart der Laßb. Hdſ.: Von dem wallaere Hern ekkenes maere. Stuttg. Hdſ.: Erkes. Vgl. Wackern. Leseb. I b. 605.

Dem ist wol kunt wie jaergelich
Ein turnei dâ hebet sich
In der mitten ougest zit,
Und ein sperwaere durch strit
Aldâ ûf gesezzet wirt,
Den richiu kost niht verbirt.
Nû hoer ich sagen und hân vernomen,
Sô diu selbe zit si komen,
Daz man sol turnieren dâ,
Sô kument al die frouwen sâ,
Die von wârheit sint erkant
Die schoensten dâ über daz lant,
Den ist gemachet ein palas,
Sét ez als ez hie vor was,
An dem graben gén dem plân,
Dâ der turnei sol ergân,
Dar ab die werden vrouwen
Die ritter mugen schouwen.
Dar ûf sint sehs tage é
Daz der turnei dâ ergê,
Und sezzent eine künegin
Ir clag ze rihten under in,
Von der wirt in der wochen
Minnen reht gesprochen,
Als dâ man rehte lêhenreht,
Vor einem herren machet sleht.
Die dô zer schoensten wirt gesehen
Und der man muoz des prises jehen
An schoene an kiusche un werdekeit,
Der lop wirt in den landen breit,
Und swer der gedienen kan,
Der dunket sich ein saelic man
An hôhes prises bejage.
An dem ahtonden tage
Sô koment al geliche dar
Die ritter von den landen gar,
Die mit riterlicher kraft
Suochent werde riterschaft.
Sô denne der turnei ende hât
Und diu riterschaft zergât,
Die denne diu schoenste ist erkant,
Die git den sperwaer ûf die hant
Dem besten ritter der da ist
Und dem âne valschen list
Ze beiden siten prises giht,
Mit eime kusse daz geschiht,

Ferner Bl. 45 b.

Herre fürste von Brabant,
Mich hât her zuo iu gesant
Des grâven Olivieres kint.
Diu maere iu wol gewissen sint,
Daz ir nû an dirre zit
Alhie der beste ritter sit
Und iu der sperwaere werden sol.
Disiu maere weiz si wol.
Nû hant ir die vrouwen daz
Ze reht erteilet sunder haz,
Daz in sol ir süeziu hant
Sezzen dar er ist benant.

Bl. 45 c.

Ouch was mit den fürsten dar
Komen diu stolze künegin
Die si hâtent under in
Genomen nâch ir gewonheit,
Als ich iu hân hie vor gesait.
Vor al den werden rittern dâ
Sprach diu küneginne sâ:
Ir herren algeliche,
Arm und darzuo riche,
Wizzent, daz ich bin gesin
Dirre vrouwen künegin.
Die hant an disen stunden
Mir ze rehte funden,
Daz ich den lâze sehen
Dem wir alle prises jehen.
Des sint wir vrô. Nû solt ir
Den besten ritter zeigen mir.
Waz si gén dem leisten sol,
Daz ist erkant uns allen wol.
Mit einem worte jâhen dô
Die besten algelich alsô,
Daz waere der fürste von Brabant.
Dô sprach diu künegin zehant:
Sô sol ouch er den sperwaere hân.
Jâ benamen daz sol ergân:
Sprachent die hôhsten von der schar.
Dô gie vil minneclichen dar
Diu schoene unwandelbaere
Und sazte im den sperwaere
Uf sine hant; ir mündel rôt
Im [ein] süezez küssen bôt.
Des hâte er an der selber zit
Haz und manegen grôzen nit.

In der Einleitung verspricht Herr von Roisin auch eine französische Uebersetzung der größeren Werke des Hrn. Prof. Diez über die Troubadourspoesie und stellt eine Arbeit in Aussicht, in welcher er alles, was in den letzten Jahrzehenten in Deutschland für altfranzösische Literatur geleistet worden ist, kritisch überblicken und zusammenstellen wird: Bemühungen, für welche ihm beide betheiligte Nationen danken müssen.

Zum Schluß erlaube ich mir noch das S. 13 berührte Gerücht über eine von mir beabsichtigte Herausgabe des Romans von den Haimonskindern zu erwähnen, das auf einer Verwechslung beruhen muß. Bekanntlich ist Herr Michelant aus Metz mit dieser Dichtung beschäftigt. Zur Ergänzung der daselbst gegebenen Notiz dienen die zwei Fabliaux aus einer Neuenburger Handschrift herausgegeben. Stuttgart bei Ebner und Seubert. 1840.

Adelbert Keller.

Werke über Nordamerika.

2) Amerika von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von Moriarty. Drei Theile. Leipzig, J. J. Weber, 1843.

(Schluß.)

Unter der gebildeten Mittelklasse, bei den Behörden, Gerichten, wie unter der gemäßigten, Gewerbe treibenden

Klasse herrscht über den Charakter jener boshaften Journale nur Eine Stimme. Man hat zuweilen behauptet — es ist natürlich, daß man für solch eine Schande einen Deckmantel sucht — daß ihr Einfluß nicht so groß sey, als der Fremde glaube. Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich sage, daß sich dafür kein Beweis liefern läßt und daß Alles für das Gegentheil spricht. — Wenn ein Mann von Charakter oder Verstand irgend eine öffentliche Auszeichnung in Amerika erlangen kann, ohne erst zu kriechen und das Knie zu beugen vor dem Ungeheuer der schlechten Presse; wenn eine einzige Privattugend sicher ist vor ihren Angriffen, wenn ein geselliges Vertrauen von ihr unverletzt bleibt oder ein Band der Ehre und des Anstandes von ihr geachtet wird; wenn ein Einziger in diesem Lande der Freiheit seine freie Meinung hat und zu sprechen und zu denken wagt, ohne sich einer Censur zu unterwerfen, die er ihrer niedrigen Unwissenheit und kriechenden Schurkerei wegen im tiefsten Herzen haßt und verachtet; wenn diejenigen, welche die Schande, die sie für die Nation ist, am bittersten fühlen und am meisten unter einander darüber klagen, wenn diese Männer es wagen, vor aller Welt ihr mit der Ferse auf den Kopf zu treten: dann will ich glauben, daß ihr Einfluß abnimmt und die Amerikaner wieder zum gesunden Menschenverstand zurückkehren. Allein so lange ihr böser Blick auf jedem Hause ruht und bei jeder Ernennung im Staat, vom Präsidenten bis zum Postboten, ihre schwarze Hand im Spiel ist, so lange sie die Musterliteratur einer zahllosen Menschenklasse ist, die ihre Lektüre in der Zeitung oder nirgends sucht: so lange fällt auch ihre Schmach dem Lande zur Last und so lange werden ihre verderblichen Folgen in der Republik zu sehen seyn. — Wer an die leitenden Artikel englischer Blätter oder der Journale auf dem Festlande gewöhnt ist, kann sich unmöglich, ohne eine Masse von Auszügen, die ich hier anzuführen weder Raum noch Lust habe, einen richtigen Begriff von der fürchterlichen Wirksamkeit dieser Maschine in Amerika machen." Und doch läßt sich behaupten, daß in Deutschland die Presse einer der amerikanischen nicht unähnlichen Verwilderung entgegengeht, indem trotz aller Censur, die schlechten Tendenzen und die Mittelmäßigkeit das Feld gewonnen haben und durch eine ungeheure Menge Blätter Volk und Jugend, wenn auch nicht in politischer, aber desto mehr in jeder andern Beziehung auf bedauerliche Weise haranguirt, vom Edeln ab- und der Gemeinheit zugewendet werden.

Dickens wirft den Nordamerikanern noch insbesondere ihr Festhalten an der alten unmenschlichen Sitte der Sklaverei vor, und theilt eine Menge Zeitungsartikel mit, die das Unwesen am deutlichsten machen. „Folgende Beispiele sind den Zeitungsannoncen wörtlich entlehnt. Die ältesten darunter sind erst vor vier Jahren erschienen; andere derselben Art erscheinen täglich noch haufenweise in den Tagesblättern. — Entflohen, die Negerin Caroline. Hatte ein eisernes Halsband an mit einem einwärts gekehrten Eisenstachel. — Davongelaufen, eine Schwarze, Betsy. War am rechten Bein gefesselt. — Davongelaufen, der Neger Emanuel. Hat viele Narben von Fesseln am Leibe. — Entflohen, die Negerin Fanny. Hatte ein eisernes Halsband an. — Davongelaufen, ein Negerjunge, etwa zwölf Jahre alt. Trug ein Hundehalsband mit „De Lampert" drauf eingegraben. — Entflohen, der Neger Hown. Hat einen eisernen Ring um den linken Fuß. Ditto Grise, sein Weib, mit Ring und Kette am linken Bein. — Im Polizeigefängniß, die Negerin Myra. Hat mehrere Narben von Peitschenhieben, und Fesseln an den Füßen. — Davongelaufen, ein Negerweib und zwei Kinder; wenige Tage, ehe sie entfloh, brannte ich sie mit glühendem Eisen auf die linke Wange. Ich habe versucht, den Buchstaben M auszudrücken. — Entflohen, ein Neger, Henry; das linke Auge ist ausgeschlagen, hat auf und unter dem linken Arm Dolchstiche und viele Narben von der Hetzpeitsche. — Hundert Dollars Belohnung, für einen Neger, Pompey, 40 Jahr alt. Ist gebrandmarkt auf der linken Kinnbacke. — Arretirt, ein Neger. Derselbe hat keine Zehen am linken Fuß. — Durchgegangen, eine Negerin, Rachel. Hat alle Zehen an den Füßen, außer der einen großen Zehe, verloren. — Entflohen, Sam. Ist vor Kurzem durch die Hand geschossen worden und hat mehrere Schußwunden in der linken Seite und im linken Arm. — Entflohen, mein Neger Dennis. Hat einen Schuß im linken Arm zwischen Ellbogen und Schulter, wodurch seine linke Hand gelähmt ist. — Entflohen, mein Neger Simon. Hat schwere Schußwunden im Rücken und rechten Arm. — Davongelaufen, ein Neger, Arthur. Hat eine große Schmarre über Brust und beide Arme, von einem Messer; schwatzt immer von Gottes Allgüte. — Fünf und zwanzig Dollars Belohnung für meinen Bedienten Isaak. Hat eine Schmarre auf der Stirn von einem Hieb, und eine Wunde auf dem Rücken von einem Pistolenschuß. — Entflohen, ein Negermädchen, Mary. Hat eine kleine Narbe über dem Auge, mehrere Zähne ausgeschlagen, den Buchstaben A auf Stirn und Wange eingebrannt." Und so geht es noch lange fort.

Allein Dickens vergißt, oder will als Engländer nicht sehen, wie viel England durch seine berechnende Politik dazu beiträgt, daß die Nordamerikaner bei ihrem Sklavensystem verharren. Davon mehr im folgenden Artikel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 28.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 15. März 1843.

Werke über Nordamerika.

3) Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe. Von Thomas Fowell Burton. Aus dem Englischen übersetzt von G. Julius. Mit einer Vorrede von Karl Ritter. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus, 1841.

Die mit sehr vieler Wärme geschriebene Vorrede unsres berühmten Ritter ist ganz geeignet, für den Gegenstand einzunehmen, den das Werk abhandelt. Er bespricht nämlich die neueste Nigerexpedition, die den Zweck hat, Mittel und Wege auszukundschaften und Vorbereitungen zu treffen, um theils durch Verträge mit Negerfürsten, theils durch Einführung „des Pfluges und des Evangeliums" in Afrika selbst allmählig die Quelle des traurigen und menschheitschändenden Sklavenhandels zu verstopfen. Drei Dampfschiffe wurden zu diesem Zweck von England ausgerüstet und Deutschland lieferte zwei Naturforscher, welche die Expedition begleiten, Dr. Vogel, Botaniker von Bonn, und Roscher, Mineralog von Freiberg. Herr Ritter beglückwünscht das Unternehmen, drückt in den kräftigsten Worten den moralischen Zorn aus, den der Sklavenhandel in jedem edeln Gemüth erweckt und macht auf die ungeheure Ausdehnung dieses Handels aufmerksam, der als der schwärzeste Fleck des sonst so erleuchteten neunzehnten Jahrhunderts erscheint.

Das Werk von Burton selbst geht zunächst auf die genauesten Details ein, die den Sklavenhandel betreffen. Es weist nach, daß trotz der Uebereinkunft zwischen den südamerikanischen Regierungen und England jährlich noch immer wenigstens 150,000 Neger nach Brasilien, Cuba, Texas eingeführt werden. Zwar sind die englischen Kriegsschiffe thätig, Sklavenschiffe zu kapern, wo sie sich finden, und eine kleine Flotille ist ausschließlich zu diesem Behuf an der Küste Afrikas stationirt, allein man hat berechnet, daß von sechs Sklavenschiffen kaum eins genommen wird. Wie soll auch die ungeheuer ausgedehnte Küste Afrikas bewacht werden können?

Der Verfasser bemerkt: In den Papieren, welche auf königl. Befehl dem Parlamente jährlich vorgelegt werden (bezeichnet „Classe A" und Classe B"), gibt der brit. Viceconsul von Rio de Janeiro officiell folgende Uebersicht der dortigen Sklaven-Einfuhr:

1. Juli bis 31. Dec. 1827		15481	(Cl. B. 1828. S. 105)
1. Jan. „ 31. März	1828 circa	15483	(Ebend. S. 107)
1. April „ 30. Juni		11532	(Durchschnitt der 3 vorhergehenden und der 3 folgenden Monate)
1. Juli „ 31. Dec.		24488	(Cl. B. 1829. S. 80—81)
1. Jan. „ 30. Juni	1829	25179	(Ebend. S. 69)
1. Juli „ 31. Dec.		22813	(Ebd. 1830 S. 71)
1. Jan. „ 30. Juni 1830		33964	(Ebend. S. 78)
		148940	

Das heißt in 12 Monaten bis zum 30. Juni 1828 .	42496
1829 .	49667
1830 .	56777
	148940

Es steht demnach durch zuverlässigen Bericht fest, daß in den drei Jahren vom 1. Juli 1827 bis zum 30. Juni 1830 in den einzigen Hafen von Rio de Janeiro 148940 oder jährlich im Durchschnitt 49643 Neger eingeführt worden sind. Im letztverwichenen Jahre (1839) scheint aber die Summe auf 56777 gestiegen zu seyn. Cadeleugh bemerkt zu einer Zeit, da der Handel noch nicht so ausgedehnt wie jetzt war, daß „in drei andern Häfen Brasiliens eine ganz eben so starke Einfuhr von Sklaven wie in den von Rio stattfinde." Wenn dieß wahr ist, so übersteigt die Negereinfuhr in Brasilien bei weitem die höchste Berechnung von denen, welche ich sogleich vorlegen

werde. Es ist aber jedenfalls sicherer, lediglich auf die allerdings spärlichen Berichte der britischen Commissäre zu bauen. Diese residiren in der Hauptstadt und sind wohl schon deßhalb nicht recht im Stande, von den entlegenen drei Häfen sichere Informationen zu erlangen: noch mehr aber, weil alle brasilianischen Beamten überaus beflissen sind, den Gegenstand im Dunkeln zu halten. Wie sollte unter diesen Umständen die von den Commissarien verzeichnete Zahl nicht hinter der Wahrheit zurückbleiben? — Indessen liefern sie uns über die Einfuhr von anderthalb Jahren, nämlich vom 1. Jan. 1829 bis zum 30. Juni 1830, folgende Angaben:

Bahia . .	22202
Pernambuko .	8079
Maranham .	1252
	31533
Hierzu muß man in Anschlag bringen die Einfuhr von Para . . .	799

Also in 18 Monaten 32332 (Cl. B. 1829 und 1830) das heißt (durchschnittlich) in Einem Jahre . 21554
Hierzu die oben berechnete Einfuhr von Rio . 56777

Daher beläuft sich die jährliche Einfuhr in brasilianischen Häfen auf . . . . 78331.

Wenigstens so viel wurden gelandet: diese Zahl ist amtlich festgestellt; daß sie aber die Höhe der wirklichen Einfuhr erreiche, ist nicht glaublich. Läßt sich aber annehmen, daß die Sklaveneinfuhr Brasiliens auf jene fünf Haupthäfen beschränkt sey, daß auf der ganzen Ausdehnung der Küste von 38 Breitegraden oder etwa 570 geogr. Meilen, wo es so viele Häfen, Flüsse und Buchten gibt, wo die Ausschiffung überall so leicht ist, kein Sklave ans Land gesetzt werden sollte? Zwei Umstände müssen offenbar dazu führen, daß Neger auch eingeschwärzt werden: der Wunsch der Sklavenhändler, ihr Treiben geheim zu halten, und der alle Waaren treffende Einfuhrzoll. — Aehnliche Berechnungen wurden über die Sklaveneinfuhr in Portorico, auf Cuba, in Texas rc. angestellt, deren Ergebniß folgendes ist: Eine nicht genau zu bestimmende Anzahl von Sklaven geht nach Portorico, nach Texas und nach einigen südamerikanischen Staaten. — Die für die Einfuhr in fünf brasilianischen Häfen in Rechnung gestellte Zahl ist der größten Wahrscheinlichkeit nach viel zu niedrig angesetzt, und ebenso die Zahl für Cuba. — Außerdem ist Grund, zu fürchten, daß außer Portorico, Texas, Cuba, Montevideo rc. und Brasilien der Sklavenhandel noch andere Plätze eingenommen habe. — Aber alle diese Wahrscheinlichkeiten setze ich bei Seite und beschränke meine Liste auf die bereits zusammengestellten Angaben

der jährlichen Einfuhr in Brasilien von	78331	Sklaven
„ Cuba „	60000	„
der in aufgebrachten Schiffen gefundenen	8294	„
der muthmaßlich Verunglückten . . .	3375	„
Summa	150000	Sklaven.

Die Ursache warum der Sklavenhandel in dieser ungeheuern Ausdehnung trotz aller Staatsverträge fortdauert, liegt hauptsächlich im Bedürfniß, in der Nachfrage nach der (Menschen-) Waare. Die weiße Race ist weder gewohnt noch fähig in den heißen Tropenländern die Arbeit zu verrichten, welche der Neger verrichtet. So weit aber ist man in Brasilien und im spanischen Amerika noch lange nicht, daß Neger als freie Lohnarbeiter den erzwungenen Fleiß der Negersklaven ersetzen könnten. Mit Erlaubniß des menschenfreundlichen Herrn Ritter, der bei den Engländern nur die reinste Absicht voraussetzt, sey hier die Vermuthung ausgesprochen, daß an dem Eifer, welchen England für die Sklavenemancipation in Cuba und Brasilien an den Tag legt, die kaufmännische Berechnung nicht geringen Antheil haben mag; denn nichts ist gewisser, als daß die gedachten Länder in der Produktion der Colonialwaaren gegen die englischen Colonien (hauptsächlich die asiatischen) zurückbleiben müssen, sobald sie keine Sklavenhände mehr zur Arbeit aufbieten können. Wir würden nicht wagen, die Moralität Englands in dieser Beziehung zu verdächtigen, wenn uns nicht der Krieg, den England so eben mit China führte, den schlagendsten Beweis lieferte, daß England überall auf seinen Handelsvortheil ausgeht und sich dazu mit derselben Gleichgültigkeit eines moralischen, eines gottseligen Mittels bedient, wenn es nur zum Zwecke führt, wie eines unmoralischen, ja diabolischen.

Die südamerikanischen Regierungen haben, um nicht in den Verdacht zu kommen, sie wollten hinter den humanen Forderungen des Zeitgeistes zurückbleiben, dem Drängen Englands nachgegeben, aber um zugleich den Plan Englands zu vereiteln, denselben Sklavenhandel, den sie öffentlich desavouirt, heimlich gestattet. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind aufrichtiger gewesen. Sie treiben den Sklavenhandel offen und verweigern England das Durchsuchungsrecht auf dem Meere.

Dieses Durchsuchungsrecht hat auch da, wo es die Engländer üben, nichts gefruchtet, sondern den Sklavenhandel nur noch härter und grausamer gemacht. Es werden jetzt, um den möglichen Verlust durch englische Caper zu decken, viel mehr Sklaven aus Afrika entführt, als je zuvor, und sie werden auf viel unmenschlichere Weise verpackt, weil man sie vor den Engländern verstecken muß und nicht mehr in größeren und bequemeren, sondern in kleinen, nur vor allem schnell segelnden Schiffen transportiren kann. Der Verfasser entwirft

eine wahrhaft herzzerreißende und tief empörende Beschreibung von dem Elend der Neger auf den Schiffen, wobei er sich selbst oft vor Ekel unterbrechen muß. Hier nur eine Schilderung von mehr romantischer Färbung: Von einem Sklavenschiffe, dem Rodeur, findet sich in einem Pariser Journale von medicinischer Tendenz Nachricht. Das Schiff, wie es scheint, von 200 Tonnen Größe, führte 160 Neger. Nach 15 Tagen Fahrt zeigte sich unter diesen eine auffallende und merkwürdig schnell um sich greifende Entzündlichkeit der Augen. Sie waren damals auf eine Wasserration von 8 Unzen gesetzt, und bald konnte Jedem nur das halbe Maaß eines Weinglases täglich gereicht werden. Der Arzt rieth, die Kranken aus dem untern Raume hinauf an die frische Luft zu bringen; davon sah man sich alsbald genöthigt abzustehen, weil Viele derselben, vom Heimweh befallen, einander mit den Armen umschlingend, in die See sprangen. Die Ophthalmie, zuerst unter den Afrikanern rasch und furchtbar verbreitet, bedrohte auf Besorgniß erregende Weise das ganze Schiffsvolk. Heftige Ruhranfälle, welche, wie man glaubte, von dem Genusse aufgefangenen Regenwassers herrührten, erhöhten die Gefahr der Ansteckung und vermuthlich die Empfänglichkeit für die Epidemie. Jeden Tag erblindeten mehr Leute. Als das Schiff am 21. Juni 1819 Guadaloupe erreichte, befand sich Alles auf demselben in einem höchst kläglichen Zustande. Ein einziger Mann, wie von der Vorsehung zum Führer seiner Unglücksgefährten aufgespart, hatte bis dahin der Seuche widerstanden, erlag ihr aber ebenfalls drei Tage nach der Ankunft des Schiffes. Von den Negern waren 93 gänzlich blind, 12 des einen Auges beraubt, 14 mehr oder minder blödsichtig. Dieser Vorfall erregte großes Aufsehen. Man erfuhr noch folgende nähere Umstände. Mehrere Neger, welche man verhinderte, über Bord zu springen, hat der Capitain zur Warnung der Uebrigen todtschießen oder aufknüpfen, dreißig Erblindete dagegen selber in das Meer werfen lassen; Letzteres, um die Beköstigung dieser Blinden, welche doch in Guadaloupe Niemand gekauft haben würde, zu ersparen und zugleich einen Anspruch an die Versicherer auf Entschädigung, den diese, wie es heißt, auch wirklich anerkannt und befriedigt haben, zu begründen. Braucht es noch eines schlagendern Beispiels, um die Größe des auf der Meerüberfahrt sich häufenden Elendes zu erweisen? Doch die Geschichte ist noch nicht auserzählt. Als auf dem Rodeur nur noch ein einziger Mann das Schiff zu lenken fähig war, kam des Weges ein anderes großes Schiff, welches ein Spiel des Windes und der Wellen zu seyn schien. Sobald die Leute auf diesem Fahrzeuge die Stimmen Derer vom Rodeur vernahmen, erhoben sie ein ängstliches Geschrei nach Hülfe. Ihr Schiff, riefen sie im Vorüberfahren, sey ein spanischer Sklavenhändler, der S. Leon; eine Seuche habe die ganze Mannschaft blind gemacht; Niemand am Bord, weder Seemann noch Sklave, könne sehen. Aber ach! ihr Jammern war vergeblich; keine Hülfe war möglich. Der S. Leon segelte hin, und man hat nie wieder von ihm gehört. — Wir gestehen, daß wir das Zusammentreffen der beiden Blindenschiffe für gemacht, für eine romantische Ausschmückung halten, deren das eindringliche Werk Burtons nicht bedurft hätte.

Der Verfasser erörtert ferner, wie viele Menschen ein Opfer des Sklavenhandels wurden, ohne selbst Sklaven zu werden. Die Ankunft jedes Sklavenschiffes nämlich erweckt unter den sonst friedlichen Negern Krieg und reizt sie, unter ihren Nachbarn, oder die Könige, unter ihren eignen Unterthanen auf Menschenraub auszugehen, um sich von den Weißen gegen schwarze Sklaven die erwünschten Waaren einzutauschen. Der Menschenraub geht aber fast nie ohne Kampf und Mord vor sich und man rechnet, daß dabei mehr Menschen zu Grunde gehen, als wirklich geraubt und zu Sklaven gemacht werden. Wozu noch die Todesfälle kommen, die eine Folge der schlechten Behandlung auf dem Transporte sind.

Burton ist überzeugt, daß der Sklavenhandel von Amerika aus nicht zu hemmen ist, da der Gewinn allzu sehr lockt und die Regierungen keinen Ernst anwenden, dem Uebel zu steuern. Er verhehlt übrigens den wahren Grund, nämlich die Handelspolitik jener Staaten im Gegensatz gegen die englische. Er könnte nicht näher darauf eingehen, ohne auch das Sonnenstäubchen Eigennutz abzuwägen, das sich der kolossalen Großmuth Englands in dieser Emancipationsangelegenheit angehängt hat. Er sagt nur: so lange ein Sklave, der in Afrika für ein Paar Tabakrollen oder für eine Flasche Branntwein erworben ist, in Brasilien 350 Dollar gilt, und so lange ein einziges Sklavenschiff auf einer einzigen Fahrt einen reinen Gewinn von 200,000 Dollars abwirft, wird von Amerika aus der Sklavenhandel nicht zu hemmen seyn. Er hätte hinzufügen dürfen: und so lange keine Mittel aufgefunden sind, die Plantagen zu bedienen und die Colonialwaaren zu produciren ohne Sklaven.

Burtons ganzer Plan geht nun dahin, jenen schändlichen Handel von Afrika selbst aus zu hemmen, d. h. die Neger dahin zu bringen, daß sie sich nicht mehr als Sklaven verkaufen lassen. Diesen Plan durchzuführen, das gesteht er selbst offen ein, ist im höchsten Grade schwierig. Es ist dazu vor allem das Einverständniß der noch sehr rohen und zwieträchtigen Negerfürsten nothwendig. Es bedarf ferner eines Ersatzes für die Sklaven, als bisheriges Austauschmittel. Die Neger bezahlten bisher alle Waaren, die sie von den Weißen wünschten, hauptsächlich mit Sklaven. Statt dessen sollen sie nun andere Waaren herbeischaffen und zu diesem Behuf sich auf eigene Produktion

legen. Endlich sollen sie durch Erziehung und Christenthum zum Bewußtseyn ihres Menschenwerthes gebracht werden; denn bis jetzt sind sie von der Rechtmäßigkeit des Sklavenhandels eben so sehr, oder noch mehr überzeugt, als die Entarteten unter den Weißen, an welche sie sich verkaufen lassen.

Indem der Verf. die Ueberzeugung ausspricht, daß die Schuld des bisher so ganz verwahrlosten Zustandes der Neger „nicht in der Fähigkeit, sondern nur in den Umständen liege," nimmt er wohl zu wenig Rücksicht auf die entgegengesetzte Meinung. In jedem Falle wird der Menschenfreund die Erwartungen, die er von dieser Race hegt, einzuschränken haben. Der rohe Zustand, in welchem die Neger sich auch da befinden, wo sie weder durch Muhamedaner, noch Christen je gestört oder zur Knechtschaft herabgewürdigt worden sind, legt kein günstiges Zeugniß für ihre Kulturfähigkeit ab. Bei den Wilden Amerikas und selbst auf einigen Südseeinseln fand man einen höhern Kulturgrad, als er noch irgend bei Negern gefunden worden ist. Die Neger auf Hayti sind seit mehr als einem Menschenalter frei, aber ihre Republik ist im tiefen Verfall; sie zehren nur von dem Rest, der ihnen aus der Zerstörung des französischen Eigenthums' geblieben ist; sie haben nichts aus sich entwickelt, weder neue Reichthümer, noch einen neuen Geist. Nie ist ein Neger als Apostel oder Prophet seines Volkes aufgestanden. Nie haben sich freie Neger der Emancipation ihrer Stammesgenossen angenommen. Von den aus Amerika nach Afrika zurückgeführten freien Negern in der Colonie Liberia wurde vor einigen Jahren behauptet, sie treiben nun selbst das einträgliche Geschäft der Sklavenhändler. Gesetzt, diese Thatsache wäre erdichtet, so läge eine solche Handlungsweise doch gewiß im Charakter der Neger und würde ihm nicht widersprechen.

Wie wenig uns die tiefere Stufe, auf der die Neger stehen, entschuldigt, wenn wir ihre Menschenrechte nicht anerkennen und sie als Thiere behandeln, so ist es doch auch auf der andern Seite unbestreitbar, daß in ihrem Wesen etwas Unmündiges liegt, was wir gerade alsdann am meisten in Berechnung nehmen müssen, wenn wir ihnen wohl wollen. Die schöne, S. 7 ausgesprochene Hoffnung, daß auf der Colonie Sierra Leona, wo viele Negerkinder christlich erzogen werden, „bald eine Schaar von Männern ausgehen werde, um in das Land ihrer Väter die göttliche Wahrheit und alle ihre Segnungen zu tragen" wird bestimmt nicht in Erfüllung gehen, weil Neger zum apostolischen Eifer schlechterdings unfähig sind. Die Lehre der Liebe wird ihnen nicht zum erstenmal gepredigt. Sie sind empfänglich dafür, wie für alles. Es geht ihnen alles leicht ein, haftet aber nicht. Wir stehen nicht an, aus allem, was wir von den Negern und ihrer Geschichte wissen, den Schluß zu ziehen, daß dieses schwarze Volk der weißen Race stets nicht bloß zu seiner Erziehung, sondern auch zur vormundschaftlichen Leitung bedarf, daß die Neger selbstständig nie etwas leisten werden, und daß wir Weißen die Aufgabe haben, ihre Herren zu bleiben, worin natürlicherweise die Aufforderung für uns liegt, den würdigsten und humansten Gebrauch von unsrer Superiorität zu machen und sie nicht wie Sklaven, sondern nur wie schwache Brüder zu behandeln.

Literargeschichte.

Bibliopolisches und bibliographisches Jahrbuch für 1842—1843. Leipzig, J. J. Weber.

Dieses nützliche Jahrbuch hat, sich, wie es scheint, jetzt zum Zweck gesetzt, mit Beseitigung der raisonnirenden Abhandlungen, wie sie in den frühern Jahrgängen erschienen, nur das unmittelbar Brauchbarste zu geben und als Handbuch zu dienen. Es enthält nämlich dießmal 1) einige neueste Gesetze, die deutsche Presse betreffend, 2) wie gewöhnlich ein vollständiges Verzeichniß aller gegenwärtig florirenden deutschen Buchhandlungen, 3) ebenfalls wie früher einen Zeitungskatalog, ein Verzeichniß aller in Deutschland erscheinenden Journale und Zeitungen, 4) aber zum erstenmal ein Verzeichniß aller 1841 im deutschen Verlag erschienenen Bücher, mit Angabe der Verleger und des Preises. Dieser Katalog unterscheidet den neuen Jahrgang des bibliopolischen Jahrbuchs wesentlich von den früheren, und muß natürlicherweise nicht wenig beitragen, seine Brauchbarkeit zu erhöhen. Doch wünschen wir, daß dadurch allgemeinen Belehrungen über Verhältnisse des Buchhandels und der Buchdruckerei, wie sie das Jahrbuch früher gelegentlich mittheilte, nicht aller Platz weggenommen werden möchte.

Aus dem Zeitungskataloge ersehen wir, daß die Sündfluth der Journale immer noch nicht ablaufen zu wollen scheint. Das zuletzt erschienene Jahrbuch von 1841 (über das wir in Nr. 83 unsrer Blätter von demselben Jahre gesprochen) zählte bereits 92 schreibe zwei und neunzig theologische Journale in Deutschland. Das vorliegende Jahrbuch zählt denn noch mehr, nämlich 104 (wenn man von den 106 verzeichneten zwei Freimaurerzeitungen abrechnet). Medicinische Journale zählte das letzte Jahrbuch für 1841 mit Inbegriff der Chemie und Pharmacie schon 53, das neue Jahrbuch aber, und zwar mit Ausschluß der Chemie, bereits 65. Und so hat sich die Zahl der Journale in allen Fächern gesteigert. Es versteht sich von selbst, daß für Lokalinteressen auch Lokalblätter in unberechenbarer Zahl erforderlich und nützlich seyn können; aber für die Wissenschaft und für die allgemeinen deutschen Interesse ist es sicher ein Nachtheil, daß die Kräfte so sehr zersplittert werden, und daß die Gediegenheit des Urtheils in den Journalen mit der Anzahl derselben ungefähr im umgekehrten Verhältnisse steht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 29.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 17. März 1843.

Werke über Nordamerika.

4) Nordamerikas Stellung zum Quintupel-Traktat vom 29. December 1841. Nach amtlichen Daten von Olof Berg, schwedisch-norwegischem Consul. Königsberg, Gräfe und Unzer, 1842.

Diese kleine Schrift geht etwas näher auf die eigentlichen Interessen ein, von denen es sich hier handelt. Es ist traurig, daß ein so menschenfreundliches Werk, wie das des Herrn Burton, noch eines erläuternden Commentars bedarf. Allein man darf sich nicht täuschen. Hinter dem scheinbaren Eifer der Engländer für wahres Menschenwohl verbirgt sich der krasseste Eigennutz. Es ist ganz genau die nämliche Handelspolitik, welche die Engländer antreibt, hier den Chinesen das Opiumgift aufzudringen, dort die Vereinigten Staaten von Nordamerika durch einen Sklavenaufruhr zu entkräften. Denn weiter wollen sie nichts mit ihren vermeintlichen Bemühungen um die Freiheit der schwarzen Brüder. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben sich immer weiter nach Süden über Florida und Texas ausgedehnt und drohen in Kurzem den merikanischen Meerbusen allein zu beherrschen. Die hier in gleichem Maaß fortschreitende Produktion der Colonialwaaren thut der concurrirenden Produktion der Engländer Abbruch. Die Macht dieser Vereinigten Staaten aber zu brechen und ihren Wohlstand zu ruiniren, gibt es für England nur ein Mittel, nämlich den Bürgerkrieg daselbst zu entflammen, die südlichen Staaten von den nördlichen zu trennen und die schwarze Race zu einem Vertilgungskrieg gegen die weiße zu reizen. Das ist das wahre Motiv der sogenannten humanen Maßregeln Englands in Bezug auf die Sklavenemancipation. Doch verbindet England damit auch noch einen zweiten Vortheil, nämlich das Durchsuchungsrecht auf dem Meere. Es maßt sich an, unter dem Vorwand, versteckte Sklaven zu suchen, alle Schiffe zu visitiren und mißbraucht dieß Recht gegen die Schwächern, wie kürzlich das Schicksal des Hamburger Schiffs „Louise“ bewiesen hat, auf eine wahrhaft schamlose Weise.

Herr Berg theilt zuerst die klassische Rede mit, welche Herr Clay am 7. Februar 1839 im Senat zu Washington gehalten hat. Sie führt den Satz durch, daß die Aufhebung der Sklaverei in den südlichen Staaten der Union, wo sie noch besteht, zwar sehr wünschenswerth, den Interessen und der Pflicht der Humanität angemessen und vom Gewissen geboten sey, daß aber das stürmische Verlangen nach „Abolition“, d. h. augenblicklicher und vollständiger Emancipation der Schwarzen höchst unbesonnen sey. Nur durch eine sehr allmählige Vorschule könnte die verwilderte schwarze Race dahin gebracht werden, eine nützliche und friedliche Stellung in der bürgerlichen Gemeinschaft mit den Weißen einzunehmen. Jede plötzliche Befreiung werde unausbleiblich die wildeste Anarchie und die Ausrottung aller Weißen im Süden zur Folge haben. Eine allmählige Vorbereitung wird auch durch das Privatrecht geboten. Wenn die Sklavenbesitzer nicht unmittelbar entschädigt werden sollen, was bei einem Werth von 1200 Millionen Dollars (denn so hoch schlägt man die Sklaven an) unmöglich wäre, so muß man ihnen wenigstens Zeit lassen, sich auf den Eintritt der vollen Emancipation ökonomisch vorzubereiten, zumal, da der Sklavenbesitz die Basis des Kredits und die Hypothek unzähliger Gläubiger ist. Das Beispiel von Jamaika entscheidet nichts, denn abgesehen, daß diese Kolonie unselbstständig war und von England einem größeren Plane zum Opfer gebracht wurde, ist sie auch in ihrer geringen Ausdehnung und insularischen Lage nicht zu vergleichen mit dem weiten Süden der Union, und was ist denn das Resultat der Sklavenemancipation in Jamaika gewesen? Die schwarzen Banden, die zu Anfang des Jahrs 1842 mordend, sengend und brennend die Insel durchzogen, geben eine sehr unzweideutige Antwort. Das ist es aber gerade, was England will. „Die englische Cabinetspolitik hat gleichsam das ganze britische Volk, zumal

die Publicisten, so innig durchdrungen, daß man dort nie um die wunde Stelle verlegen ist, wo es sich darum handelt, Feuerbrände in das Innerste einer irgendwie mit Englands Handelsinteressen collidirenden Nation zu schleudern. Und so war es um die Mitte Oktobers 1841, als die Londoner „Times“ den scheußlichen Vorschlag oder vielmehr vollständig ausgearbeiteten Plan mittheilten, wie vermöge bewaffneter Schwarzer, die nebst reichlichen Waffensendungen von Jamaika hinübergeschafft werden müßten, die Aufwiegelung der schwarzen Bevölkerung in den südlichen Staaten zu bewirken stünde, wodurch die Auflösung der Union herbeizuführen sey.“

Gegen Clay spricht, was er selbst eingesteht, daß bisher jeder Versuch einer allmähligen Vorbereitung zur künftigen Sklavenemancipation mißlungen ist. Im Staat Kentucky, sagt er, sey der Vorschlag dazu gemacht worden, aber stets in der Minorität geblieben und zuletzt gerade durch den Eifer, womit die nördlichen Staaten die Abolition hätten erzwingen wollen, wieder beseitigt worden. Allen Versuchen dieser Art wird immer die unleugbare Thatsache entgegenstehen, daß im heißen Klima die weiße Race nicht in dem Grade fähig ist im Freien zu arbeiten, wie die schwarze, und daß sich der faule Neger nie zu strenger Arbeit herbeiläßt, wenn er nicht gezwungen wird. Die Möglichkeit also, Colonialwaaren zu produciren, ist von dem Sklavendienst der Schwarzen unzertrennlich, und deßhalb kann man Hundert gegen Eins wetten, daß die weißen Pflanzer im Süden der Union ihre Sklaven niemals freiwillig emancipiren, sondern nur der Gewalt weichen werden. Diese Gewalt kann eine gesetzliche seyn, ausgehend von der Mehrheit in der Union, oder eine revolutionäre, wenn es der englischen Politik gelingt, die Union zuletzt wirklich durch Bürgerkrieg aufzulösen und die Schwarzen zur offnen Empörung zu reizen.

Allein auch in diesem Fall ist nur eine vorübergehende Erschütterung, aber keine dauernde Gefahr für die Union zu besorgen; denn die weiße Race daselbst ist so homogen, so energisch, so offensiv und progressiv, daß sie unter allen Umständen das ihr von der Natur selbst angewiesene Ziel verfolgen und erreichen wird, ungehindert weder durch die schwarze Race, noch durch die Umtriebe englischer Handelspolitik. „Im Jahr 1830 hatten die Vereinigten Staaten eine Totalbevölkerung von 12,866,020 Seelen. Wie ungeheuer die Bevölkerung in den darauf folgenden zehn Jahren zugenommen hat, beweiset der Census für 1840, nach den officiellen Angaben im August 1841 (wo allererst die sämmtlichen Nachweisungen der respect. Staaten in Washington eingegangen waren), mit einer Gesammt-Menschenzahl von 16,907,695. Nach einer spätern Angabe aus New-York vom 15. Dec. ergab diese sechste Zählung 17,069,453 für das Gebiet der Vereinigten Staaten, d. h. 4,203,433 mehr als im Jahre 1830, also einen Zuwachs von 33 Procent während der letzten zehn Jahre.“ Unter diesen 17 Millionen befinden sich noch nicht 2½ Mill. Schwarze.

Großen Unwillen äußert der Verf. über den Vertrag, der den Engländern das Recht sichert, deutsche Schiffe auf die chikanöseste Weise zu durchsuchen. „Da es nicht ausgemacht ist, ob England diesen Blendvertrag sobald aufgeben werde, so kann für dessen Verallgemeinerung und Beleuchtung nicht zu viel gesorgt werden, weßhalb wir ihn sammt der Kreuzer-Instruktion auch hier, als Anhang, am Ende des Werkes in deutscher Uebersetzung mittheilen. Preußen, als Mitcontrahent, ist allerdings bei der Sache betheiligt, und da seine Rhedereien anfangen, weitentlegene Fahrwasser aufzusuchen, so müßten von Rechtswegen sowohl die Schiffsführer als Steuer- und Hochbootsmänner solcher Schiffe, die innerhalb der vorhin bezeichneten 77 Breitengrade auf den Frachtverdienst ausgehen, einen completen Unterricht empfangen über das, was das Schiff mitführen, was es nicht mitnehmen darf, kurz, man müßte sie wo möglich über alle zulässigen Zweideutigkeiten in der Auslegung des Vertrags zu belehren trachten, wozu freilich nicht wenig gehört. Die Ausrüstungsclausel Art. IX stellt nämlich so ziemlich die Alternative, sich entweder einem sehr leicht möglichen Hungertode und dem Verdursten preiszugeben, oder, wenn man mit Proviant und Wasser etwas reichlich versorgt ist, bei einer etwa nach der afrikanischen Küste anzunehmenden Fracht, als Sklavenhändlerfahrzeug, wenigstens als „den Sklavenhandel beförderndes, vermittelndes Schiff“ angesehen und auf Grund dessen aufgebracht zu werden. Denn derjenige Kreuzer-Commandeur müßte wenig um sich wissen, der bei der allergeringsten Lücke in den Schiffspapieren, bei dem kleinsten Versehen, mit Hülfe der §§. 2, 3 und 4 seiner Instruktion, und bei der Aussicht auf 65 Procent Prisengelder, nicht alles das aus dem obgedachten Art. IX herausbringen sollte, was er braucht, um sich gegen jede Verantwortlichkeit zu sichern, welche ihn nach Art. XIII und XIV treffen könnte, da diese beiden Artikel schon durch die Art der Fassung der Art. IX und XI gleichsam vorweg aufgehoben sind, wie denn dieser letztere jeden Schiffs- oder Ladungseigenthümer genugsam darüber belehrt, daß eigentlich in keinem Falle auf Entschädigung wegen unbefugter Aufbringungen zu rechnen ist, so lange sich die Aufbringungen aus stets an die Hand gegebenen oder leicht zu erdenkenden Motiven rechtfertigen lassen; auch dann noch, wo, während der vielleicht sehr verzögerten Untersuchung, die Ladung des Schiffes ganz oder theilweise verdarb, und der halbe oder vielleicht ganze Capitalwerth des Fahrzeuges von Monatsheuern, Volksunterhalt und Schiffsreparaturen, nach während der

Aufbringung erlittenen Havarien, verschlungen wurde. Deßhalb mögen sich preußische Rheder merken, daß eine geringe Anzahl Dielen oder einige Garnirungsmatten, wie sich dergleichen öfters auf Schiffen befinden, wenn sie nicht förmlich als Besatzstücke beim Ausgange documentirt sind, ihr und ihrer Befrachter Eigenthum in die oben bezeichnete Gefahr bringen können. Ein einziger Reservekessel kann es, den der Schiffer vorsorglich mitnimmt, weil der im Gebrauch befindliche möglicherweise unbrauchbar werden oder sonst durch Zufall abhanden kommen könnte. Lehrt daher bei Zeiten euer Schiffsvolk, sich für den Nothfall an rohe Speisen gewöhnen, kauft keine für weite Reisen berechneten Lebensmittel an Orten ein, wo der Proviant gut und billig zu haben ist, damit nicht irgend ein geraumer Vorrath davon sich auf dem Schiffe vorfindet, und lasset Acht geben, daß so wenig Wasser wie möglich am Bord sey, bei Leibe aber keine leere Reserve-Wasserfässer, damit euch kein karg zutheilender englischer Oberaufseher etwas anhaben könne. Denn der Gewalthaber steht immer im Rechte, und ihm, dem Fiscus gegenüber, wird's dem Angeschuldigten doppelt schwer, mit negativen Beweisen durchzudringen, wie es jeder Rechtsgelehrte weiß und Millionen Clienten schon erfahren haben. Es ist sehr betrübt, um ganz verfehlter Zwecke willen das freie Weltmeer so entweiht, den Verkehr auf demselben in solcher Art unterdrückt zu sehen."

Ueber Thierquälerei.

Jahresbericht des Münchner Vereins gegen Thierquälerei, erstattet von Hofrath Dr. Perner, den 11. Jan. 1843. Gedruckt in der königl. Hofbuchdruckerei von Rösl.

Dieser interessante Bericht bemerkt: a) Der Verein hat sich in der Generalversammlung am 10. März 1842, also erst vor 10 Monaten, constituirt und seine Statuten beschlossen. Se. Majestät haben den Mitgliedern über die Bildung des Vereins Allerhöchst-Ihr Wohlgefallen ausgedrückt. Eben so wurde der Verein von der königl. Polizei-Direktion München, vom Magistrat der Haupt- und Residenzstadt, von der k. Regierung von Oberbayern und vom Ordinariat des Erzbisthums München-Freysing in öffentlichen Blättern als bestehend ausgeschrieben, allgemein anempfohlen, ihm alle mögliche Unterstützung zugesichert und insbesondere vom Ordinariate zur Empfehlung dem Clerus im Diöcesan-Schematismus ans Herz gelegt. b) Die Zahl der Mitglieder ist in diesen 10 Monaten von 266 auf beinahe 1000 angewachsen.

Der Verein hat zu wirken gesucht mittelbar durch Aufforderung zu Bildung ähnlicher Vereine an andern Orten, durch angeknüpfte Verbindungen selbst mit auswärtigen Behörden, durch Aufsätze in öffentlichen Blättern und eignen Druckschriften, durch den Einfluß der Geistlichen und Lehrer, der Beamten und angesehenen Gewerbsmänner rc., die auf viele Individuen einzuwirken geeignet sind, endlich aber auch unmittelbar nicht nur durch Hemmung von Thierquälerei, wozu sich jedes Mitglied verpflichtet, wenn ihm etwas dergleichen persönlich vorkommt; sondern auch hauptsächlich durch Vorbeugen, also durch den Ankauf alter Pferde, die so oft, wie allgemein bekannt, namentlich von Fiakern gleichsam lebendig geschunden werden, und durch die Anschaffung bequemer Kälberwägen, auf denen die Kälber vom Lande in die Stadt gebracht werden können, ohne wie bisher, mit gebundenen Füßen und herabhängendem Kopf auf dem Pflaster oder Wagenrade blutig geschleift zu werden rc. Der Münchner Verein hat, um dieser Barbarei vorzubeugen, einen Musterwagen verfertigen lassen, der nicht ohne viele Mühe endlich die Vorurtheile der Metzger überwunden und auch bereits im benachbarten Oesterreich Nachahmung gefunden hat. „Die bisherige Transportweise ist, wie man schon in den öffentlichen Blättern mehrmals bemerkt hat, wahrhaft schauderhaft und, wo sie noch besteht, eine Schande für die Menschheit, ein lebendiges Monument für ihre furchtbare Grausamkeit, welche die der wildesten Thiere weit übertrifft. Die Köpfe herunterhängend, häufig dieselben auf dem Straßenpflaster oder Wagenrade schleifend, werden sie, lechzend vor Durst, unbeschreibliche Qualen leidend, oft mehrere Tage und Nächte lang fortgeschleppt. Die fest aneinander gebundenen Füße laufen ihnen an; das Fleisch ist oft bis an die Knochen eingeschnitten, mit Blut unterloffen, oft ganz versulzt; von Fliegen, Bremsen und anderm Ungeziefer werden sie wehrlos mißhandelt; dieses Ungeziefer kriecht ihnen in die Ohren und in die Augen, so daß diese durch die Geschwulst oft ganz geschlossen sind; durch die gekrümmte Lage wird ihnen das Wasser krampfhaft zurückgehalten, auch die Blasen sind daher oft ganz von Blut unterloffen; die Augen sind ihnen herausgetrieben, und daß Fleisch, Blut und Säfte nicht mehr gesund seyn können, muß jedem einleuchten.

Der von Vereinsmitgliedern als erster Anfang hierin gemachte, zum Theil mit auf Vereinskosten angeschafften und resp. abgeänderten Wagen bewerkstelligte Versuch, zu veranlassen, daß die Köpfe der Kälber auf zwei ungefähr einen halben Schuh von einander entfernten, dick mit Stroh umwundenen und auch unter sich mit Strohgeflecht verbundenen Stangen liegen, ist größtentheils gelungen. Auch werden zum Binden der Kälber statt der scharf einschneidenden Stricke großentheils schon die minder einschneidenden Riemen angewandt, und selbst

im Auslande, namentlich in Oesterreich, wird jener verbesserte Kälbertransport schon nachgeahmt. Hiemit ist viel Gutes, aber noch lange nicht Alles, lange noch nicht die Hauptsache geschehen, die der Verein sich als Ziel vorgesetzt hat. Das Binden der Kälber während dem Transporte soll gänzlich beseitigt werden. Die Einwendung, die der Erreichung dieses Zweckes entgegentritt, ist ein für allemal, „daß die Kälber ungebunden zu stark schreien (sich ausschreien, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke) und dann kein weißes Fleisch mehr liefern, während der lange dauernde Schmerz des Bindens sie am Schreien hindere." Wäre diese Einwendung auch richtig, so müßte doch der Gedanke, daß man Tausenden und allmählig Millionen Thieren lang andauernde und unerträgliche Martern absichtlich bereitet, bloß um sie zum Schweigen zu bringen, jedes für Mitleid nur im Geringsten empfängliche Herz mit Entrüstung erfüllen. Jene Einwendung ist aber noch überdieß falsch, sie ist die bloße Furcht und zugleich der Deckmantel von Gewohnheit, Vorurtheil, Bequemlichkeit und grausamer Gleichgültigkeit für die Leiden der Thiere. Der Verein hat sich hievon durch wiederholte, durch ihn veranlaßte, zum Theil auf seine Kosten veranstaltete Versuche überzeugt. Es wurden ungebundene Kälber, Anfangs in kleinerer Anzahl und nur einer Entfernung von wenigen Stunden, dann in größerer Anzahl und aus größerer Entfernung, endlich in großer Anzahl und aus großer Entfernung nach München geführt. Einer der letzten Transporte geschah z. B. durch den Kälberhändler Jakob Gottfried von Bühl, Landgerichts Nördlingen, 32 Stunden von München. In allen Fällen entsprach der Erfolg vollständig den Erwartungen, die Kälber schrieen entweder gar nicht oder nur in der ersten Viertel- oder halben Stunde nach der Entfernung aus dem Stalle, verhielten sich übrigens während der Fahrt vollkommen ruhig, kamen so munter, frisch und gesund hier an und lieferten ein so schönes, weißes, kerniges und gesundes Fleisch, wie die gebunden und also krank und elend hier ankommenden Kälber es nie liefern können. Einige wurden sogleich, einige erst einen halben Tag nach ihrer Ankunft geschlachtet, überall war das Resultat gleich günstig, alles Vorstehende ist als gewiß und richtig durch die obrigkeitlich bestellten Thierärzte und andere Sachkundige konstatirt: ein beim Magistrat aufgenommenes Protokoll enthält die Bestätigung dafür, ja enthält sogar die Nachweisung, daß ungebunden mehr Kälber auf einem mit geringen Kosten entsprechend abgeänderten Wagen geführt werden können, als gebunden, und mehrere Magistratsräthe, Thierärzte und Bürger haben Fleisch von ungebunden transportirten Kälbern holen lassen und es vortrefflich gefunden. — Veranlaßt durch die Aufsätze des Münchner-Vereins in öffentlichen Blättern hat daher auch das österreichische Gubernium für Tyrol und Vorarlberg bereits am 3. Juni d. J. eine Verordnung des Inhalts erlassen: Der Unfug, Kälber so zu transportiren, daß sie an den Füßen gebunden und mit den Köpfen abwärts auf Wägen geladen geführt werden, wird allgemein abgestellt; die Wägen sind am Saume einzuzäunen, so daß die Kälber in dem Mittelraume ohne Gefahr, sich durch Herausfallen oder Heraushüpfen zu beschädigen, stehen oder liegen können; auch ist jeder Transportwagen mit einer Decke oder Plache zu versehen, um das eingepferchte Vieh gegen große Hitze, anhaltende Regengüsse und erstarrendes Schneegestöber zu schützen."

Ein Anhang zu diesem gewiß sehr verdienstlichen Bericht enthält eine Verhandlung, die am 31. Januar 1843 in München und auf dem Wege von da nach Fürstenfeldbruck gepflogen wurde, um den Erfolg der neuen Transportweise urkundlich zu ermitteln. Bei der Commission waren Thierärzte und Metzger die Hauptpersonen und das Resultat ihrer Beobachtungen war der Vereinssache vollkommen günstig. Endlich haben eine namhafte Anzahl angesehener Münchner Aerzte folgende Erklärung unterm 4. Januar 1843 abgegeben: „Die Unterzeichneten halten es für ihre Pflicht, den Verein gegen Thierquälerei, welcher schon so oft die Schädlichkeit des Fleisches von solchen Kälbern, die durch Binden der Füße ꝛc. gemartert werden, in Anregung brachte, besonders noch darauf aufmerksam zu machen, daß nicht nur Gesunde, sondern eben so häufig Kranke, Genesende (Reconvalescentes) von ihren Aerzten Kalbfleisch, darunter namentlich Kälberfüße, Hirn u. dgl. als eine leicht verdauliche Speise, als Uebergang zu kräftigern Nahrungsmitteln, verordnet erhalten. Da bekanntlich die Diätetik ein eben so wichtiger Theil der Arzneikunde als die Ordination von Medicamenten selbst ist, oft sogar letztere ersetzt, so dürfte darüber gewiß eine strenge sanitätspolizeiliche Aufsicht geführt werden. Man will nur von den mehrere Tage lang gebundenen, ganz blau unterlaufenen (sugillirten) Füßen sprechen, wodurch der Kranke statt einer weichen gelatinösen, leicht verdaulichen Speise mehrere Tage schon geronnenes, verdorbenes, schwarzes Blut bekömmt, so wie beim Gehirn durch Herabhängen der Köpfe über die Stangen des Wagens die Adern sich überfüllen, das Blut nicht mehr zurückfließt und nach Zerreißung der Gefäße Blut-Extravasate entstehen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 30.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 20. März 1843.

Lyrische Dichtkunst.

1) Vigilien von Leopold Schefer. Guben, Berger, 1843.

Herr Hebbel besang in den Gedichten, die wir vor Kurzem (in Nr. 18 unsrer dießjährigen Blätter) besprochen, in seiner Geliebten nicht eine Göttin in dem gewöhnlichen Sinn, in welchem die Liebhaber ihre schönen Angebeteten Göttinnen zu nennen pflegen, sondern als das wirklich und wahrhaftig Göttliche, gemäß der Hegel'schen Philosophie, die eine Gottheit nirgend anderswo anerkennt, als im Menschen. So besingt nun auch Herr Schefer, zwar nicht seine Geliebte, aber sich selbst als das höchste Wesen, als Gott schlechthin. Es ist recht Schade, daß er bei seinem glücklichen Talent nicht Geschmack genug besaß, ein solches Verhältniß ironisch aufzufassen. Indem er es ganz ernsthaft auffaßt und sich mit nicht weniger Feierlichkeit und Salbung adorirt, als wenn es sich vom echten Priesterthum des wahren Gottes handelte, weckt er uns jenes eigenthümliche Mißbehagen, welches man empfindet, wenn man an einem sonst vernünftigen und begabten Manne Symptome des Irreredens wahrnimmt.

Er nennt seine Lieder Vigilien, weil sie als heilige Gesänge der neuen Kirche (d. h. der vergötterten Menschheit) und zugleich als Morgenlieder der Freiheit, als Auferstehungslieder des Geistes aus dem Grabe des Wahns betrachtet werden sollen. In einem der ersten Gedichte „unhemmbarer Sonnenaufgang" kündigt er das große Nivellement der Zukunft in Versen an, das Herr Ruge und Genossenschaft schon längst in Prosa verheißen haben, das Verschwinden aller und jeder Autorität und das Uebrigbleiben einer einzigen freien und gleichen Göttergemeinde, d. h. der gottgewordenen Menschheit.

Die Menschheit löst nun jedes Ansehn auf,
Als unausstehlich, gleich Gewitterdruck;
Nichts sey mehr übergroß und übermüthig,
Nichts unverstanden, nichts ein Truggebild!
Ist das nun Unrecht, Frevel, Bosheit, Frechheit,
Ist's Unverstand? ist das ein neuer Druck? . . .
Es ist die Wahrheit, die die Menschen frei macht,
Es ist die Anerkenntniß der Natur
Und ihres Geistes, so wie jeden Geistes,
Es ist Gerechtigkeit und Recht, zu gelten
Und selbst zu seyn, für Alles, was da lebt,
Für jeden Menschen, jedes wahre Wort,
Das aus dem fernsten Erdenwinkel raunt,
Aus jeder Menschenbrust . . . es ist die Ehre!
Der Menschheit Zweikampf mit dem grauen Irrthum!
Es ist der Sieg des Lichts, die nackte Schönheit
Der Geister all' und ihre Auferstehung.

Es wäre eine Kleinigkeit, wenn es sich hiebei nur um die Abschaffung einzelner irdischer Autoritäten handelte; die Aufgabe ist eine größere, Gott selbst muß vom Thron herunter.

Der Mensch ist kleiner, aber nicht geringer
An Geist und Liebe, als der Geist des All's,
Und Gott und Mensch sind nur aus Einem Stoff,
Dem Einen Element im ganzen All.
Aus diesem Wort nimm dir Gesetz und Leben!

Bei diesen Worten könnte man noch an einen Unterschied zwischen Gott und den Menschen denken, allein aus unzähligen anderen Stellen dieser Vigilien erhellt, daß kein solcher Unterschied gestattet seyn soll, z. B. S. 40.

O Mensch, Naturgeist sollst du seyn, und wissen,
Daß du es bist. So bist du Herr, bist Mensch,
Der freie, liebevolle Geist des All's.

Seite 62:

Wohl denen, die da sehn und doch nicht glauben;
Wohl denen, die da Tempel sehn
Und doch an keine Götterwohnung glauben.
Wohl denen —
Die Menschen sehn und doch nicht glauben
Daß sie ein andres sind als Gottes Kraft.

Seite 105:

Die Menschheit wäre ein erbärmliches
Geschmeis, wenn ihr jenseit des Grabes erst
Ein Licht aufginge ꝛc.

Seite 106:

Gottes Freude ist des Menschen Freude'
Und Gottes Seligkeit die Seligkeit
Des Menschen, als des eingebornen Gottes.
Wer hier nicht selig wird, der wird es nirgend.

Seite 108 wird gelehrt, der Mensch solle künftig nur an sich Selbst, als den wahren Gott glauben und keinen andern Gott neben sich haben:

Und stürzten alle alten Tempel ein,
Die den vorhergegangenen Propheten
Und Heiligen erbaut, die Menschen täuschten —
Das ist erst recht! das ist die Frucht der Wahrheit,
Vor der die alten tauben Blüthen fallen.

Seite 165:

Denn kein Geheimniß Gottes ist dem Menschen
Verborgen, der des Gottes Geist ja ist.

Seite 195:

Gott lebt im Menschen, Gott selbst lebt den Menschen
Und Gottes Geist ist Menschen-Geist, und Geist
Des Menschen ist des Gottes Geist, wer das
Dir sagt, wie du es nun gehört hast, der
Hat Gottes Leben, göttlich Leben dir
Erregt, geweckt, er hat den Gott in dir
Geweckt, dir dein Bewußtseyn sanft gereint.
Er hat dir nichts geschenkt, geliehn, gegeben,
Nicht eine Freude, wie denn erst den Gott?
Er wär' ein Schändlicher, wenn er im Lichte
Des Gottes lebte und ihn dir nicht zeigte!
Daß Gott ist, diesen Dank nur bist du schuldig
Dem, der da keinen dafür braucht — dem Gott.
Doch dank' ihm, so wie allem Göttlichen,
Durch göttlich Leben, denn das wird ihn freuen.
Er gab zum Leben dir auch sein Verständniß,
Den goldnen Schlüssel zu dem schönen All.
Und weißt du nun, daß Gottes Geist dein Geist ist,
Dann stirbst du auch noch Gottes Menschentod,
— Denn Sterben ist auch nur ein Werk des Lebens —
Und fühlst im Tode nur des Gottes Leben
Dein eignes, seliges Leben.

Seite 289:

Du sollst dich als den Göttergeist empfinden
Den allgemeinen, der das All erfüllt,
Durchweht, erleuchtet, Glanz an jeder Stelle
Ausstrahlt, so wie das Meer, wo Wind die Wellen
Aufkräuselt vor allgegenwärt'ger Sonne.
Du sollst dich nie im Allgemeinen selbst
Verlieren; du sollst kein Gesetz, noch tausend,
Zu deinem Herren machen, das du selbst
Nicht in dir hättest, das du selbst nicht wärest.
Du sollst dich schlechter nicht empfinden, als
Das All; Nichts höher, schöner, besser reiner!
Denn das Gefühl womit du Andres, Fremdes
Erkennst, ist eben dein Gefühl, ist du!
Du bist nichts andres als des Alls Gefühl.

Doch genug. Dasselbe Thema der Selbstvergötterung wird hier auf jeder Seite in einer neuen Variation durchgespielt.

Da es nun, wie Herr Schefer treu nach der bekannten Hegel'schen Philosophie lehrt, keinen andern Gott gibt, als die Menschheit selbst, die Menschheit aber von ihrer Herkunft nichts weiß, so weiß auch Gott nichts von seiner Herkunft, S. 113:

Wie soll der Gott selbst wissen, wo er her ist?
Das eine weiß Gott nicht, woher er ist.
Und wenn er's dächte, wär's ihm selbst ein Wunder,
Und darum ist sich Gott in uns das Wunder,
Ist Gott ein Wunder und das einzig eine.

Demnach erklärt nun der Verfasser auch den Begriff der Vorsehung für etwas rein Lächerliches und Wahnhaftes (S. 146). Und aus demselben Grunde fällt bei ihm auch die Sünde wie die Erlösung hinweg. Es gibt keine Sünde, weil der Mensch Gott ist. Es gibt zwar eine Seligkeit, aber sie ist nicht ein Lohn, sondern etwas, was sich von selbst versteht, was jedem Menschen, auch dem Verruchtesten, zukommt, und wozu zu gelangen er nichts weiter braucht, als Selbstbewußtseyn. Das Selbstbewußtseyn aber entwickelt er durch Talent, S. 107:

Die Seligkeit ist eine Eigenschaft,
Ein Eigenthum des Geistes; ist Anlage,
Die so, wie jedes göttliche Talent,

Der Mensch sich nur ausbilden darf, das Alles
Entfernen was die reine Kraft verdunkelt.

Stimmt diese Lehre wohl mit dem überein, was uns Offenbarung, Natur, Geschichte, Vernunft und Gewissen sagen? und muß man sich nicht billig wundern, wie ein Mann, der über die Jahre des jugendlichen Schwindels längst hinaus ist, ein von einer freundlichen Natur umgebner Mann ihr huldigen, wie ein Dichter in diese Unnatur verfallen konnte? Wie ansteckend muß nicht das geistige Miasma jener Berliner Philosophie seyn, daß selbst das immergrüne Muskau davon ergriffen wurde. Man glaubt eine Oase zu sehen, über die der Wüstenwind trübe Sandwolken wälzt.

2) Laien-Evangelium. Jamben von Friedrich von Sallet. Leipzig, Volckmar, 1842.

Genau dieselbe Lehre und wieder in Versen. Unter dem Evangelium ist die Hegel'sche Philosophie verstanden. Der Verfasser nimmt aber das alte christliche Evangelium zur Grundlage, um es durchweg im Hegel'schen Sinn zu deuten, das ganze neue Testament zu verhegeln. Er selber sagt S. 63:

Wollt in Buchstaben ihr den Geist versenken,
Umgarnt euch tausendfält'ger Widerspruch.
Es hilft euch nichts, ihr müßt schon selber denken,
Wollt ihr von Unsinn rein das heil'ge Buch.

Ihr seht Gedanken in die Schrift mich weben,
Geburten der Vernunft, des Teufelslichts,
D'ran die Apostel nie gedacht im Leben,
Die schlichte Männer waren, weiter nichts.

Doch, wenn ihr der Gedanken euch begebet,
Bleibt nichts zurück, als Lug und Aberwitz,
Derweil durch sie das Ganze geistig lebet
Und trifft und zündet mit der Wahrheit Blitz.

Demnach wird nun das neue Testament umgedeutet. Daß es Geschichte enthalte, wird geleugnet; die ganze Geschichte Jesu soll nur Mythe seyn, Christus soll nur das poetische Vorbild des „freien Mannes" seyn, der erst in unsern glücklichen Zeiten mit Hülfe der Hegel'schen Philosophie zur wahren Emancipation gelangt. Christus soll nur als eine dunkle Sage der Vorwelt auf den wahren Messias Hegel hingedeutet haben. In diesem Verstande wird hier zunächst Christi Geburt aufgefaßt, S. 12:

So spricht die Sage, tief und ahnungsvoll;
Doch wenn ihr sie uns aufzwingt als Geschichte,
Dann macht ihr sie zum Mährchen, zwecklos toll,
Und den lebend'gen Geist in ihr zu nichte.

Wohl ist's dem Dichter eine schlechte Lust,
Daß er verheert, mit eh'rnen Kriegestritten,
Den Blumenpfad, doch in ihm ruft's: Du mußt,
Bis du der Wahrheit Feste hast erstritten. —

Schuf Gott so stümperhaft denn die Natur,
Daß er, uns seinen Geist zu offenbaren,
Muß, ew'ge Offenbarung störend nur,
Mit Taschenspielerkunst dazwischen fahren? —

Noch geht an's Erdenweib des Engels Ruf:
Wenn immer Scham und Liebe dich durchglühte,
Und dich, geläutert, neu aus Flammen schuf,
Bist du jungfräulich rein tief im Gemüthe.

So lange du von Erdengier nichts weißt,
Und Gottes nur gedenkst im Arm des Gatten,
Wird kommen über dich der heil'ge Geist,
Wird dich die Kraft des Höchsten überschatten.

Das Heilige, was du gebärst, wird groß
Im Geist, ein ew'ger König seyn auf Erden.
Gott wählte deinen stillen Mutterschooß,
Um fort und fort hienieden menschzuwerden.

So du in Demuth, Jesu Mutter gleich!
Aufnimmst den Herrn in reiner Seelenschöne,
Schaffst du das Erdenthal zum Himmelreich,
Und deine Kinder heißen Gottes Söhne.

Also jedes Weib ist Maria, jedes Kind ist Christus. Der Mensch selbst und allein ist Gott, in dem Maaß, in dem er durch die Hegel'sche Philosophie emancipirt ist. Der „freie Mann" ist das wirklich und zwar in millionenfacher Anzahl, was Christus nur vorbildlich im Traum der Vorzeit war. Ihm zur Seite aber steht die „freie Frau," beide sich gesellend, um nichts als Götter zu gebären. In dem Capitel, welches die schönen Worte, die Christus zur Martha sprach, auf Hegel'sche Weise umdeutet, heißt es:

Doch Eins ist noth. Nicht waschen, nähen, stricken,
Besorgen unversalz'ne, kräft'ge Suppen;
Nicht, sich dem Schlendrian der Sitte schicken
Und zieh'n aus Kindern art'ge Gliederpuppen.

Nicht auch dem Herrn Gemahl den Heller sparen
Und sorgen, daß die Schuh' bequem ihm passen;
Auch nicht zur Kirche wandern oder fahren
Und dorten, pflichtgemäß, sich rühren lassen. —

Mögt ihr des Alles auch euch treu befleißen:
Verächtlich doch und todt bleibt euer Streben.
Wollt ihr, uns ebenbürtig, Menschen heißen,
Müßt, Geister, ihr mit uns im Geiste leben.

Das heißt, mit uns hegelisiren. Der Verfasser ist wohl nicht verheirathet, sonst würde er gewiß mehr Werth auf eine unversalzne Suppe, auf einen nicht ungestopft bleibenden Strumpf 2c. legen.

Durch die freien Männer und freien Frauen soll nun die Göttergemeinde gebildet werden, die künftig die Welt allein beherrschen wird, das Gottvolk (sehr verschieden vom Volke Gottes), le peuple-Dieu, die reine Demokratie der göttlichen Menschheit, außer oder über der es keinen andern Gott mehr gibt. In diesem Sinn wird das Vaterunser umgedeutet, S. 128:

Drum betet: Unser Vater in dem Himmel
In des Gedankens ungetrübten Sphären, —

Und dein Reich komme! Nicht ein leeres Drüben
Bleib' es, mit unsrer Welt in ew'ger Zweiheit!
Nein! wirklich komm' es zu uns her, im Ueben
Göttlicher Liebe und im Sieg der Freiheit!

Und deinen Willen laß gescheh'n auf Erden,
So wie im Himmel! Wie du uns ersonnen
Bei dir, laß uns hienieden göttlich werden,
Daß wir vollenden hier, was du begonnen!

Seite 166:

Gott ist kein alter Mann, kein Bühnenmeister,
Der poltert hinter seiner Welt Kulissen.
Gott ist ein Geist, der Urgeist aller Geister.
Er wohnet nur in freier Geister Wissen.

Brecht alle Tempel ab, die draußen stehen!
Baut fort und fort empor den Tempel drinnen!

Seite 187:

Das ist der Gott nur, der in euch zugegen, —
Und, weltbetrachtend, schaut sein eignes Wesen.

Das Göttliche sucht länger nicht im Weiten,
Nicht in dem Schlummer der Gebilde drüben!
Es webt und wirkt durch alle Völkerzeiten,
Da freie Geister es, erkennend, üben.

Was fragt und bangt ihr noch nach Himmelszeichen?
In euch vollendet sich das ew'ge Wunder.
Im trüben Stoff muß Gottes Licht erbleichen;
Ihr nur, die Geister, seyd des Geist's Bekunder.

So hütet euch, daß ihr gering nicht achtet
Das Feuer, das da bricht aus tausend Blicken,
Denn Lohe Gottes ist's, die, eh' ihr's dachtet,
Euch wird verschlingen, wollt ihr sie ersticken.

Heut wandelt Christus neu in eurer Mitte;
Er auferstand, er lebt im freien Manne.
Weh' euch, die ihr verfolget seine Tritte,
Und ihn bedroht mit Ketten und mit Banne!

Seite 266:

Bewußtseyn heißt die Losung. An der haltet!
Der Geist kann, kennt er sich, nach Gott nur streben,
Und Gottes Reich, das jetzt in euch nur waltet,
Einst wird's die ganze Menschheit neu beleben.

Seite 306:

Jetzt klagt ihr, sehend sonder Jugendkraft
Die Welt sich mit Erinnerungen bläh'n —
Die Nachwelt wird, von Staunen hingerafft,
Bald unsres Geistes Schöpferthaten seh'n.

Selig! wer in des Jetztbewußtseyns Tag,
Nicht in der Ueberlief'rung Dämmergrau'n,
Die reife Frucht der Zeit zu seh'n vermag.
Er wird das Himmelreich auf Erden schau'n.

Seite 319:

Dich sollst zu ehren, denn in dir verkündigt
Sich Gott.

(Schluß folgt.)

Naturkunde.

Anschauliche Belehrungen über die Natur nach ihrer zeitgemäßen Entwicklung. Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus von Dr. A. Rudolphi. Dritter und vierter Theil. Herbst und Winter. Leipzig, Hinrichs, 1842.

Wir haben schon die ersten Theile dieses Werks empfohlen, da es nach einer glücklichen Idee recht gut ausgeführt ist. Es betrachtet nämlich die Natur in ihrer stufenmäßigen Entwicklung während des Jahresverlaufs und beschreibt demnach die Blumen in dem Monat, in dem sie blühen, die Fruchtbäume in dem Monat, in dem sie reifen, die Thiere in dem Monat, in dem sie zuerst erscheinen oder sich hauptsächlich bemerklich machen 2c. Jeder Monat ist auch mit seiner Witterung 2c. charakterisirt und alles in einzelne klar ausgemalte Bilder eingerahmt und ganz auf populäre Belehrung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 31.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 24. März 1843.

Lyrische Dichtkunst.

2) Laien-Evangelium. Jamben von Friedrich von Sallet. Leipzig, Volckmar, 1842.

(Schluß.)

Dergleichen frappante Sätze, in denen der frechste Egoismus alle Ehren usurpirt, die sonst menschliche Demuth dem allerbarmenden Gott vorbehielt, kommen hier unzählige vor und füllen das ganze Buch aus. S. 320:

Des Volkes Stimme, das ist Gottes Stimme.
Des Einzelsinnes Bäche, sonder Einheit,
Getrübt von Thorheit, aufgewühlt von Grimme,
Verklären sich im See zu Ruh' und Reinheit.

Seite 344:

Ein leidend blasser Mann an's Kreuz geschlagen,
So einzig wißt ihr euren Gott zu fassen;
Doch Gott seyn will noch etwas Andres sagen,
Als für das Heil der Welt sein Leben lassen.

Seite 348:

Gott ist kein Ding, das man dir vor kann zeigen,
Ob er, ein Geist, das Weltall auch durchwallt.
Nur als du selbst, in dir, wird er dein eigen,
Nicht als ergreifbar fremde Gottgestalt. —

Ein starr Gesetz noch, fest nach Zeit und Raume,
Trägt ihn in sich der goldnen Sterne Zier,
Die Pflanze hat ihn in des Wachsthums Traume,
Im dumpfen Fühlen seiner selbst das Thier.

Im Menschen aber rafft er sich zusammen,
Und wird zum Geiste, der sich selber weiß,
Der die Gebilde all', so ihm entflammen,
Zurückverschlingt in des Bewußtseyns Kreis.

Seite 350:

Wir dürfen der Vergöttlichung Beschwerden
Nicht ihm aufbürden stets an unsrer Statt.
Die ganze Menschheit muß ein Christus werden,
Der in sich selber Gott beschaut und hat.

Dann sind wir All' in Gott, Gott in uns Allen,
Wir thun und reden Gottes Werk und Wort,
Was an uns unwahr ist in Staub zerfallen,
Nur Gott bleibt übrig, in uns selbst, nicht dort. —

Abermals genug und über genug. Alle diese Lehren sind nicht neu. Sie sind von den Hegelianern, Jungdeutschen und Socialisten nur schon zu oft wiederholt worden und indem wir ihrer hier wieder gedenken, glauben wir nur der Pflicht gehorchen zu müssen, die uns zwingt, auf die Ueberhandnahme des Unsinns aufmerksam zu machen, sofern dieser Unsinn leider, wie die Erfahrung gezeigt hat, nicht unschädlich ist, sondern höchst verderblich auf die Jugend einwirkt. Auch die formelle Fassung der neuen destruktiven Philosophie als potenzirtes oder destillirtes Christenthum ist nicht neu. Schon einige einfältige Althegelianer in Berlin haben in ihrer Einfalt, denn wenn es nicht Einfalt wäre, so wäre es die ruchloseste Bosheit, in Hegel den „zu Verstande gekommenen“ Christus, in Christo „den noch in der niedern Sphäre der dunkeln Vorstellungen“ befangenen Hegel gesehen. Schon der kleine Heine hat vor Jahren den Gott der Christen „über die Klinge springen“ lassen und statt des alten Evangeliums das neue der Fleisches-Emancipation verkündet und sich in diesem Sinn den Ehrentitel eines „Apostels“ beigelegt. Indeß ist doch noch kein Dichter geschmacklos genug gewesen, den schalen flüchtigen Witz langweilig auszuführen und wirklich das Evangelium Capitel um Capitel ins Hegel'sche zu übertragen, und erst dem Herrn von Sallet gebührt der Ruhm, eine solche Monstrosität hervorgebracht zu haben.

Doch, geschmacklos oder nicht, die Sache hat ihre

Consequenz. Wie einst nach altpersischer Sage, wenn der gute Gott Ormuzd etwas Gutes geschaffen, sofort der böse Gott Ahriman etwas Aehnliches, aber Böses schuf, um jenes Gute zu verderben, oder wenigstens zu verunreinigen, so war zu allen Zeiten und ist noch ein dämonischer Trieb in der Menschheit der Affe des Heiligen und verzerrt regelmäßig, was höchstes Ideal war, in die niedrigste Karikatur. Somit ist auch die neue Philosophie das Zerrbild des Christenthums.

Auch in diesem Laien-Evangelium tritt wieder höchst charakteristisch hervor, was in allen Hegel'schen oder antichristlichen Schriften sich wiederholt, nämlich die bequeme Moral, oder vielmehr die offene Beschönigung jeder Immoralität. Da heißt es S. 33:

Wir fühlen (sprecht ihr) in uns selbst das Böse,
Im Kampfe, der uns nimmer gönnt zu ruh'n,
Bis Gottes Kraft zum Frieden uns erlöse. —

Wohl! ein Gedank' ist's, tief und riesenhaft,
Auch er bezeugt des Menschen Gottentstammen,
Daß er geglaubt: durch eigne Willenskraft
Könn' er sich selbst in Ewigkeit verdammen.

Doch ist's ein Irrthum. Was auch deine Brust
Durchzuckt, wes du dich selber magst bezüchten:
Du bleibst doch ewiglich in Gott; du mußt.
Wohin denn wolltest du vor ihm dich flüchten?

Das Gute nun ist wirklich, ewig wahr;
Das Böse — nichts.

Zur Vogelscheuche macht der Pfaffe Gott,
Dich fortzuschrecken von der Lüste Weizen,
Und, daß der Alte dir nicht werd' ein Spott,
Läßt er den Satan noch die Krallen spreizen.

So hast du Popanz hier und Popanz dort,
Den sollst du fürchten und vor dem erschrecken;
Doch jetzt, da aufersteht der Wahrheit Wort,
Soll man mit Fratzen dich nicht länger necken.

Und Seite 214:

In ihn zurück kehrt Alles gut und rein,
Getaucht in seines Geistes ew'ge Sühne.
Das Böse, selber Schein, klebt nur am Schein,
Und schaltet auf des Erdenruges Bühne.

Man darf also sündigen wie man will und sich das Aergste erlauben, man wird doch selig, wie schon Goethe seinen schwer mit Sünden beladenen Faust dennoch federleicht in den Himmel steigen läßt. Das ist eigentlich der Kern der neuen Philosophie, das, wodurch sie eine praktische Bedeutung zu erlangen vermag. Denn wer den Lastern der Menschen schmeichelt, und den immer nach Verbotenem Lüsternen für absolut sündenlos und straflos erklärt, der darf auch immer auf einen zahlreichen Anhang rechnen. Und das wird auch von den neuen Philosophen wohl berechnet, und deßhalb schmeicheln sie auch bei jeder Gelegenheit dem sogenannten Volke. Ihre Naivetät ist merkwürdig, wenn man erwägt, daß selbst in der tiefsten Corruption des französischen Lebens doch die Maske der Tugend nie aufgegeben wurde. Rousseaus und Robespierres Socialismus verlangten ebenfalls eine reine Demokratie der freien und gleichen Menschheit, aber sie machten die Tugend zur Bedingung, während unsre deutschen Philosophen in einem weit sittlicheren Lande und in einer sittlicheren Zeit frischweg die Tugend für überflüssig und das Laster für erlaubt, nämlich für gleichgültig erklären, weil es nach ihrer Ansicht gar nichts Böses gibt. Somit muß man sagen, daß an dem peuple-Dieu der französischen Republik immer noch wenigstens in der Intention etwas Achtbares war, nämlich die Voraussetzung der Tugend, während unsre deutsche Göttersocietät nur der canaille-Dieu das Wort redet.

3) Kinder der Zeit. Gedichte von J. H. Sievers. Jena, Frommann, 1843.

Auch hier in einem sonst harmlos patriotischen Liederbuche spukt dieser Geist des antichristlichen Socialismus, z. B. S. 123:

Die neue Botschaft ist der Freiheit Lehre,
    Des Völkerfriedens und der Bruderliebe,
    Die stets versöhnt des Hasses wilde Triebe
    Und segnend wirkt, daß Menschenglück sich mehre.

Das neue Evangelium ist das hehre
    Zusammenwirken Aller, daß zerstiebe
    Die freche Anmaßung der Wohlfahrtsdiebe,
    Die stets voll Furcht, daß Freiheit wiederkehre.

Das neue Evangelium ist der Glaube,
    Daß uns auf Erden schon das Glück beschieden,
    Und nichts das Recht dazu dem Menschen raube,

Die Ueberzeugung, daß der ew'ge Frieden,
    Die Eintracht aller Völker zu erringen,
    Ein Bruderband uns Alle muß umschlingen.

Gewiß hat der Verfasser noch nicht daran gedacht, zu welchen seinem eignen Patriotismus ganz entgegengesetzten Consequenzen dieses unsinnige neue Evangelium führen müßte. Er mag sich das deutsche Volk Arm in Arm mit dem französischen oder mit dem russischen denken, so läuft sein Patriotismus Gefahr.

4) Wilde Blumen. Dichtungen von Joseph Mendelssohn. Leipzig, Reclam jun., 1843.

Dasselbe politische Gespenst geht auch hier wieder um. Der Dichter ruft den „deutschen Juden" zu: ihr habt mit Recht keine Christen werden wollen, aber jetzt, da der Antichrist erschienen ist, jetzt schließt euch an (S. 113):

Zerbrecht, zerbrecht die starren Formen,
In die ihr Geist und Leiber zwängt!
Auf, Brüder! das Jahrhundert drängt,
Es will die Zeit lebend'ge Normen
Aus Euren todten Büchern formen.
Auf, Brüder, auf! nur frisch gewagt,
Es hat getagt!

Entsagt, entsagt den kranken Träumen
Vom Stolze der Vergangenheit,
Von längst verwester Herrlichkeit!
Den Kelch des Heute seh' ich schäumen,
Er winkt! greift zu! Was soll das Säumen?
Auf, Brüder, auf! nur frisch gewagt,
Es hat getagt!

Im Blitz soll der Messias kommen,
So hat die Sage prophezeit. — —
Wohlan! die Fenster öffnet weit,
Ein herrlich Wetter ist entglommen,
Habt Ihr des Donners Ruf vernommen?
Auf, Brüder, auf! nur frisch gewagt,
Es hat getagt!

Es sind des Geistes Flammenzungen,
Was aus dem Schooß der Zeiten bricht,
Der Donner ist ein Festgedicht!
Des Retters Schwert ist hoch geschwungen
Wohlan! Hosiannah sey gesungen!
Auf, Brüder, auf! nur frisch gewagt,
Es hat getagt!

5) Nachtigallenlieder von W. Nolte. Paris, Girard frères, 1842.

In gleicher Weise wird auch hier S. 46 gesagt:

Die Freiheit soll unser Erlöser nun seyn,
Sie soll uns bestimmen, erretten,
Sie führt allein uns zum Himmel ein ꝛc.

Man sieht, das neue Evangelium hat viele poetische Anhänger.

6) Laute und leise Lieder von Johannes Scherr. Schaffhausen, Brodtmann, 1842.

Eine Frucht Herweghischer Studien. Wie genau die Poesie Herweghs mit der Hegel'schen Philosophie und dem Socialismus und Antichristenthum zusammenhängt, ist bekannt. Hier huldigt ihm ein Nachahmer in der Schweiz in preisenden Hymnen und führt zugleich einige Streiche gegen die Zürcher Glaubenspartei. Das sind verlorne Blätter, aber sie beweisen doch, wie die fünf rasch auf einander folgenden Auflagen der Herwegh'schen Gedichte selbst, wie viel Anklang solche antichristliche Gesinnungen in unsern Tagen finden.

Es liegen uns noch mehrere neueste Gedichtsammlungen vor, in denen sich ungefähr derselbe Geist ausspricht, doch wollen wir sie ignoriren, da wir von manchem der jungen Verfasser hoffen, sie werden sich eines bessern besinnen und uns später für unsre Schonung danken. Auch unterscheiden wir, wie billig, zwischen der verführten, nur die Mode des Tages mitmachenden Jugend, und den eigentlichen Tonangebern und Verführern. Jene sind kaum zurechnungsfähig. Wenn ein unerfahrner, in seiner Erziehung verwahrloster, von Natur leichtblütiger Jüngling auf der Universität sogar von Lehrern, denen der Staat die Heranbildung künftiger Seelsorger anvertraut, nichts wärmer preisen, nichts eindringlicher lehren, nichts allgemeiner verbreiten hört, als die Hegel'sche Philosophie; wenn er von zahlreichen, überall auf Universitäten und in den Journalen vorherrschenden Coterien schmeichelnd angeworben wird; wenn er sieht, wie fast alle Blätter wetteifern, jedem kaum flügge gewordenen Talent, sobald es zur antichristlichen Fahne schwört, bis zur Betäubung Weihrauch zu streuen; — wie sollten ihm seine jungen Sinne da nicht schwindeln!

Geisterwesen.

Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde und des magnetischen und magischen Lebens ꝛc. Herausgegeben von Dr. Justinus Kerner. Zweiter Band, 4tes Heft. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1842.

Dieses neue Heft des bekannten Kerner'schen Magikon ist reichhaltig an interessanten Mittheilungen.

Zwar möchten wir nicht alles glauben, was darin steht, doch müssen wir es billig finden, wenn in unserem ungläubigen Zeitalter auch einmal auf der andern Seite zu viel geglaubt wird. Es ist die Rede von der Heilkraft der Könige von Frankreich in Bezug auf die Kröpfe, eine Heilkraft, an die der Herausgeber glaubt, die uns aber, wie loyal wir immer und dem monarchischen Princip zugethan sind, doch etwas gar Problematisches bedünken will. Uebrigens ist zu bemerken, daß Eduard der Bekenner der erste war, der die Gabe, durch bloße Berührung der Hand Kröpfe zu heilen, besessen haben soll und von dem sie zunächst auf die Könige von England überging. Die französischen Könige haben diese Gabe nur von England überkommen.

Interessant ist eine Gespenstergeschichte, die sich im Jahr 1780 zu Neuenbürg im Schwarzwald zugetragen. Der beunruhigte Hausbesitzer bat den damaligen Herzog Karl von Württemberg förmlich um Hülfe wider die Gespenster und die Akten darüber werden hier mitgetheilt. Leider bleibt das Resultat unbekannt. Es heißt am Schlusse nur, die bestellten Wächter hätten nichts ausgerichtet und es habe Niemand mehr die Nachtwache in dem verrufenen Hause übernehmen wollen.

Zu dem Schauerlichsten und zugleich Poetischesten dieser Sammlung gehört der Traum eines Mannes, der auf einem Kirchhof zu Todtengräbern kam und von ihnen erfahren mußte, daß sie sein eignes Grab zu graben beschäftigt seyen. Ferner eine Vision in Tübingen. Mehrere Personen wurden durch einen nächtlichen Lärm geweckt und sahen bei hellem Lichterschein einen Zug von Rittern und edlen Damen, wie sie ehemals an diesem Ort (dem jetzigen katholischen Convict) Ritterspiele und Bankette zu feiern pflegten.

Aus Wien wird folgender merkwürdige Fall mitgetheilt: „Herr Dr. Zink, der verdienstvolle Gründer des orthopädischen Instituts (in der Alservorstadt) führte einen eilfjährigen Knaben mit einem künstlichen Vorderarme vor, da ihm die Natur denselben versagt hatte. Seine Mutter, eine geborne Pariserin, an einen Wiener Schuhmachermeister verehelicht, hatte das Unglück, eines Abends (vor eilf Jahren, als sie mit dem Knaben guter Hoffnung war) zur Zeit des Zapfenstreichs, während sie in Wien durch die Schlösselgasse ging, von einem betrunkenen Soldaten, der mit blankem Säbel in der Hand hinter ihr her kam, und dem sie in dem engen Gäßchen nicht schnell genug ausweichen konnte, durch einen Hieb in die rechte Schulter verwundet zu werden. In der Angst, ihren Kopf, nach dem der Hieb geführt ward, zu schützen, hatte sie sich vorgebeugt, und dabei mit der rechten Hand ihren linken Arm gefaßt. Die Verwundung, welche eine heftige Entzündung und Geschwulst des ganzen Armes zur Folge hatte, wurde zwar glücklich geheilt, aber bei der (acht Monate darauf) eingetretenen Entbindung kam der Knabe zur Welt, dem der linke Vorderarm gerade von der Stelle an fehlte, an welchem die Mutter in ihrer Angst mit der rechten Hand ihren linken Arm gefaßt hatte. Die Wahrheit dieser Erzählung wird durch noch lebende Zeugen bestätigt. Herr Dr. Zink hat sich durch die Konstruktion des künstlichen Armes, welcher dem mittellosen Knaben nicht allein seine körperliche Verunstaltung benimmt, sondern ihn auch besser in den Stand setzt, für seine dereinstige Subsistenz selbst zu sorgen, ein großes Humanitätsverdienst erworben."

Wahrscheinlich wird es auch manchem unsrer Leser interessant seyn, folgende Notiz über den berühmten Dr. Faust zu erhalten: „Das wahrhafteste Zeugniß über Dr. Faust scheint Melanchthon in seinen Tischreden zu geben. Er sagt in ihnen: daß er ihn selbst gekannt, und daß er von einer kleinen Stadt nahe an seinem Vaterland von Knittling (oder jetzt Knittlingen in Württemberg) gewesen. Dieses Knittlingen ist nur eine Stunde von Bretten, dem Geburtsorte Melanchthons. Auch sagt er, Faust sey in einem Dorfe des Herzogthums Württemberg vom Teufel geholt worden. Seine Worte sind folgende: Ich habe einen gekannt, mit Namen Faust von Knittling, einer kleinen Stadt in der Nähe meiner Vaterstadt. Er hatte auf der Schule zu Crakau die Magie gelernt; schweifte überall herum und lernte viele Geheimnisse. Er wollte sich zu Venedig sehen lassen und sagte, er werde gen Himmel fliegen. Der Teufel aber zog ihn herab und gab ihm einen solchen Stoß, daß er auf die Erde stürzte und fast gestorben wäre; doch starb er nicht. Vor wenigen Jahren saß derselbe Johannes Faust Abends gar traurig in einem Dorfe Württembergs. Der Wirth fragte ihn, warum er gegen seine sonstige Art und Weise so traurig sey? Denn er war sonst ein arger Wüstling von dem schlechtesten Lebenswandel, so daß ihm einigemal seine Lüste fast das Leben kosteten. Er sagte dem Wirthe in jenem Dorfe: Laß dich heute Nacht nicht erschrecken. Um Mitternacht nun bekam das Haus einen Stoß. — Als morgens Faust nicht aufstand und es fast schon Mittag war, ging der Wirth in sein Zimmer, und fand ihn neben dem Bette auf dem Gesichte liegen, und so hatte ihn der Teufel getödtet. Er hatte so lang er lebte, immer einen Hund bei sich, welcher ein Teufel war. Dieß Melanchthon."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 27. März 1843.

Staatswirthschaft.

1) Theorie der Steuern und Zölle; mit besonderer Beziehung auf Preußen und den deutschen Zollverein. Von M. v. Prittwitz, Major im k. preuß. Ingenieur-Corps. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Jeder, welcher sich gründlich mit nationalökonomischen Studien beschäftigt hat, muß zugestehen, daß die Lehre von den Steuern bisher noch sehr im Argen lag. Nicht daß es an Schriften und Abhandlungen darüber fehlte, — es gibt deren vielmehr nur eine zu große Zahl, sondern überall thut sich in Steuersachen der Mangel bestimmter leitender Grundsätze, in Theorie und Praxis dar, und deßwegen sehen wir, daß fast alle nationalökonomischen Schriftsteller in ihren Ansichten über die Steuern abweichen, und fast in allen Staaten verschiedene Besteuerungsmethoden in Anwendung kommen, ohne daß man Veranlassung hätte, die eine für entschieden besser als die andere zu erklären. Der Verf. der vorliegenden Schrift, der sich schon seit einer langen Reihe von Jahren mit nationalökonomischen Studien beschäftigt hat, indem er dazu in seiner amtlichen Stellung und der ihm anvertrauten Verwendung bedeutender Staatsfonds genügende Aufforderung fand, sucht nun jenem Mangel leitender und unbestrittener Grundprincipien in der Steuergesetzgebung abzuhelfen, und nachdem er den Gegenstand bereits in früheren Schriften beiläufig behandelt hat, führt er ihn in der vorliegenden weiter aus, wobei ihm namentlich die höchst lehrreiche Schrift des Direktors des statistischen Büreaus in Berlin, Hrn. J. G. Hoffmann, über das preußische Steuerwesen (die Lehre von den Steuern) das erforderliche authentische Material und zugleich eine Menge Fingerzeige und Belege lieferte.

Es kam dabei zuvörderst darauf an, das Wesen der Steuern möglichst klar darzulegen, und aus sich selbst zu entwickeln, keineswegs aber im Voraus eine bestimmte Theorie darüber aufzustellen, wie es der Titel vermuthen lassen könnte, der vielmehr wohl nur so gewählt wurde, um diese Schrift von dem eben gedachten Werke des Hrn. J. G. Hoffmann und von Murhards Theorie und Politik der Besteuerung zu unterscheiden.

Es würde hier viel zu weit führen, den Gang der Untersuchungen des Verfassers näher zu analysiren. Es kann vielmehr nur auf die Hauptgesichtspunkte dabei hingewiesen werden. Der Verf. zeigt nach einigen kurzen Betrachtungen über das Staatseinkommen aus Regalien und Domänen, wobei er namentlich auch das Postregal einer ausführlicheren Würdigung unterwirft, zuerst, daß die Besteuerung einen doppelten Zweck haben könne, nämlich entweder ein Einkommen zu gewähren, oder gewisse gewerbliche, politische und moralische Zwecke zu erreichen (wie dieß namentlich bei den Schutzzöllen der Fall ist). Schon diese, bisher theils versehene, theils ziemlich unbeachtet gelassene Verschiedenheit des Zweckes der Steuern hat eine große Verwirrung in den Begriffen von denselben hervorgebracht, und der Verf. dringt daher darauf, immer diese Zwecke aufs Genaueste zu trennen, da sie sich fast immer schnurstracks entgegenstehen.

Demnächst thut der Verf. dar, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen alten, verjährten, und neu eingeführten Steuern stattfinde. Denn da jede, auf irgend einem Gewerbzweige lastende Steuer als ein Antheil der Produktionskosten angesehen werden kann: so wird nach bekannten nationalökonomischen Grundsätzen jeder Gewerbtreibende mit der Zeit Mittel und Wege finden, diese Kosten sich im Kreise seiner Produkte ersetzen zu lassen. Eine neu eingeführte Steuer dagegen wird immer mit Verlusten für ihn verknüpft seyn, ja ihn vielleicht nöthigen, sein Gewerbe ganz aufzugeben. Daher finden wir allgemein in allen Ländern die Erscheinung, daß alte, verjährte Steuern ohne Schwierigkeiten erhoben werden, wenn die Erhebungsformen nur nicht zu drückend sind;

jede neue Steuer dagegen überall den hartnäckigsten Widerstand findet. Diese Erscheinung ist bereits von den meisten nationalökonomischen Schriftstellern bemerkt, aber noch niemals gehörig gewürdigt worden, welche vielmehr ziemlich allgemein die anfänglichen Wirkungen einer neuen Steuer, mit den spätern Wirkungen derselben vermischen. Diese Erscheinung beweiset zugleich, wie dieß der Verf. mehrfach ausführt, und ebenfalls bereits von vielen gründlichen National-Oekonomen, namentlich J. G. Hoffmann anerkannt wird, daß es gänzlich unmöglich und eine Thorheit sey, die Steuern dem Vermögen oder Einkommen der Steuernden anpassen zu wollen, ungeachtet dieß ein Lieblingsthema und ein ewig wiederkehrender Gemeinplatz der gewöhnlichen Tagesschriftsteller ist; — daß vielmehr jede Steuer mit der Zeit von selbst immer sich dem Vermögen und dem Einkommen der Steuernden anpaßt. Der Reiche wird immer seine Steuern mit Leichtigkeit, der Arme mit Beschwerde zahlen! oder vielmehr die Steuervertheilung möge stattfinden wie sie wolle, der Reiche wird immer reich, der Arme arm bleiben. Die Richtigkeit dieses Satzes hat sich namentlich in neuester Zeit in Preußen bei Ermäßigung der Salzsteuer wiederum bewährt, indem dadurch anerkanntermaßen der Zustand der ärmern Classen durchaus nicht erleichtert oder verbessert worden ist, ungeachtet dieß als Hauptargument für die Ermäßigung gerade dieser Steuer vorangestellt wurde.

Aus diesem Umstande erklärt und rechtfertigt sich zugleich der in allen Finanzverwaltungen anerkannte Satz, daß nur Gegenstände des allgemeinen Verbrauchs oder Besitzes, zweckmäßige Besteuerungsobjekte sind, und daß alle Steuern, welche bloß den Reichen oder den Luxus treffen sollen, ihren Zweck verfehlen.

Endlich ergibt sich daraus der wichtige Grundsatz, daß es bei verjährten Steuern hauptsächlich nur auf die Form der Erhebung ankommt, und daß jede Steuer zweckmäßig sey, die ohne Schwierigkeit und mit möglichst geringen Hebungskosten, so wie unter allen Umständen den nöthigen Steuerertrag liefert.

Der Verf. zeigt nun die Richtigkeit aller dieser Sätze an den gewöhnlich in Anwendung kommenden Steuern verschiedener Art, und bemüht sich, überall darzuthun, daß diese Sätze mit der Erfahrung und mit den Beobachtungen der bewährtesten Staatswirthe in Einklang stehen, so daß man ihm allerdings nicht den Vorwurf machen kann, daß er sich auf leere und unerwiesene theoretische Suppositionen stütze. Das Endresultat seiner dießfälligen Untersuchungen ist, daß Kopf- oder Classensteuern, und Grundsteuern am zweckmäßigsten seyen, daß aber der Uebergang zu einem darauf basirten Steuersystem jedenfalls nur sehr allmählig erfolgen müßte.

Unter den Steuern zu nicht finanziellem Zweck spielen unstreitig die Schutzzölle die wichtigste Rolle. Es ist schon oben angedeutet worden, wie ihr Zweck als solche, dem Zweck, als ergiebige Finanzquelle zu dienen, geradezu wiederstreitet, und dieß, verbunden mit dem Umstand, daß die Schutzzölle als Mittel zur Förderung der Industrie sich theoretisch auf keine Weise rechtfertigen lassen, ist der Grund, warum über dieselben so höchst widersprechende Ansichten im Umlauf sind. Der Verf. ist nun im Allgemeinen ein entschiedener Gegner jeder Beschränkung der Handels- und Gewerbsfreiheit, mithin auch ein entschiedener Gegner der Schutzzölle. Namentlich hebt er das allerdings wohl schlagende Augenmerk hervor, daß jede Erweiterung des deutschen Zollvereins eine dem freien Handel gemachte Concession sey, diese Erweiterung überall die herrlichsten Früchte getragen habe, mithin die augenscheinliche Tendenz des Zollvereins nach Erweiterung, schon an und für sich dem Princip der Handelsfreiheit entspreche und in seinen weitesten Consequenzen zuletzt zur Beseitigung aller Schutzzölle führen müsse.

Der Verf. ist jedoch weit entfernt, darum die plötzliche Abschaffung aller Grenzzölle zu verlangen; er will vielmehr, daß hierbei mit der größten Behutsamkeit verfahren, die bestehenden industriellen Verhältnisse aufs Sorgfältigste geschont, jedenfalls aber unter keinen Umständen ein jetzt bestehender Schutzzoll erhöht werde, und schließt sich in dieser Beziehung ganz den Ansichten an, die auf dem letzten Stuttgarter Zollcongreß von den preußischen Bevollmächtigten geltend gemacht worden sind, und die Oberhand behalten haben.

Diese kurze Darstellung wird genügen, um zu zeigen, daß in dieser Schrift Gegenstände von der höchsten Wichtigkeit für die materielle Wohlfahrt der Völker behandelt sind. Wie man auch über die Ansichten des Verf. denken möge, so wird man ihm wenigstens zugestehen müssen, daß er seines Stoffs vollkommen mächtig sey und denselben in möglichst klarer und anschaulicher Weise zu behandeln sich bestrebe. Der Gegenstand greift indessen so tief in alle Verhältnisse der Volkswirthschaft ein, daß diese Schrift durchaus ein sorgfältiges Studium erfordert, wenn man ein richtiges Urtheil über sie fällen will. Der Verf. rechnet daher auch keineswegs auf eine schnelle und glänzende Wirkung derselben, hofft nur dadurch einen mit der Zeit fruchttragenden Samen ausgestreut zu haben, und spricht sich hierüber in dem Schlußwort wie folgt aus: „Ich darf keineswegs der Hoffnung Raum geben, daß diese Schrift Beifall bei dem Publikum, oder auch bei den gewöhnlichen Kritikern finden werde; vielleicht nimmt sich aber doch hin und wieder ein gründlicher Staatswirth die Mühe, aufmerksam dem ganzen Gange der vorliegenden Untersuchungen zu folgen. Vielleicht gesteht ein solcher diesen Bogen dieselbe fast mathematische Consequenz zu, welche überhaupt den bessern

staatswirthschaftlichen Schriften der Adam Smithschen und Say'schen Schule eigen ist, die auch in Deutschland glücklicherweise noch eine Zahl Vertreter besitzt. Können die hier vorgetragenen Lehren aber auch nur erst nach Verlauf von Menschenaltern eine allgemeine Würdigung zu finden hoffen, so müssen sie sich mit Adam Smith's unsterblichem Werke trösten, was selbst jetzt, länger als ein halbes Jahrhundert nach seinem Erscheinen, nur von Wenigen gelesen, von noch Wenigern begriffen und nur von einer ganz kleinen Zahl von Finanzmännern und Staatswirthen als die Hauptgrundlage unserer neuern Nationalökonomie gewürdigt und auf die Wirklichkeit angewandt wird; während ein Schwarm von Journalschreibern und vermeintlichen Publicisten die Tagesblätter (mit wenigen Ausnahmen) noch immer mit einem erbärmlichen Geschreibsel im Geiste des längst begrabenen physiokratischen und Merkantilsystems erfüllen!"

2) Ueber Vermögen und Sicherheit des Besitzes. Gespräche zwischen dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

Diese Dialoge sind sehr gut geschrieben und lassen sich angenehm lesen, was gewiß bei dem Gegenstande, von dem sie handeln, der weit eher zur Lang-, als zur Kurzweiligkeit tendirt, kaum erwartet werden konnte. Erschöpfen sie auch die wichtigen nationalökonomischen und staatswirthschaftlichen Fragen unsrer Zeit keineswegs in ihrem ganzen Umfange, wie der Verfasser selbst bemerkt, so besprechen sie doch sehr Vieles und insbesondere das, woran sich die Privatinteressen knüpfen, klar und einsichtig.

Die drei Redenden beginnen mit einem Streit über den Vorzug der Erwerbsarten. Der Freiherr klagt über den geringen Ertrag der Landgüter und preist den Kaufmann glücklich; der Kaufmann klagt über die Unsicherheit seines, wenn auch größern Gewinnes, und preist den Beamten glücklich, dem seine, wenn auch geringere Besoldung, doch stets gewiß sey. Der Beamte klagt über seine geringe Besoldung. Alle stimmen darin überein, daß entweder der Besitz im Allgemeinen viel unsicherer geworden sey als früher, oder daß auch das sichere Einkommen nicht mehr im Verhältniß stehe mit dem Aufwand, den man zu machen habe, um den Bedürfnissen des Staats, der Gemeinde und seinen eigenen zu genügen. Als die Ursache davon wird vor allem Uebervölkerung bezeichnet. Welchen Einfluß diese übt, möge ein Beispiel darthun.

Der Beamte.

Wenn Sie also drei Millionen Menschen ein Jahr lang mit überseeischen Zufuhren ernähren wollen, bedürfen Sie nicht weniger, als dreitausend Schiffsladungen, jede zu einhundert Lasten. Können Sie glauben, daß die europäischen Getreidemärkte alljährlich mit dreitausend solcher Schiffsladungen befahren werden?

Der Kaufmann.

Diese Summe übersteigt die Wahrheit bei Weitem.

Der Beamte.

Ja wohl; denn sie ist gerade der sechste Theil der sämmtlichen Weizenausfuhr von Danzig in einer Zeit von 166 Jahren, und nicht mehr. Und doch wären damit nur 3 Millionen Bevölkerungszunahme von Europa gedeckt, und zwar den Kopf bloß zu 400 Pfund jährlicher Consumtion gerechnet, unerachtet man in den Parlamentsverhandlungen der letzten Jahre dieselbe zu 8 Scheffel für den Kopf angenommen hat.

Der Freiherr.

Fürwahr, dieses Resultat ist überraschend! Bedenkt man, daß sich unter den christlichen Principalmächten von Europa keine einzige befindet, deren Bevölkerung nicht seit 50 Jahren, ohne die Länderacquisitionen zu rechnen, bloß durch natürliche Vermehrung der früher vorhandenen Volksmassen, um ein Sechstheil, ja noch weit mehr gestiegen wäre, so sind die Räthsel freilich alle gelöst.

Der Beamte.

Damit wäre denn auch die Erscheinung, welche zuvor uns schon überrascht hat, erklärt, daß die Weinpreise, trotz der Ausdehnung und Verbesserung des Weinbaus, ungeachtet der außerordentlich gestiegenen Bierfabrikation, ja selbst neben der unabsehlichen Erweiterung der Obstkultur gegen frühere Zeiten eher gestiegen, als gefallen sind. Zugleich haben wir den Grund entdeckt, warum das Fleisch, das Leder und alle, mit der Viehzucht zusammenhängenden, Artikel nicht im Preise gesunken sind.

Was die Spekulation dabei vermag, davon ein andrer Beleg:

Der Kaufmann.

Sie haben uns bewiesen, daß auch das fruchtbarste Jahr nur für 10 bis 12 Tage mehr Korn erzeugt, als das ganze Jahr bedarf. Zehn bis zwölf Tage weniger Ertrag müssen schon den größten Mangel hervorbringen. Also den Bedarf von eben so vielen Tagen aus dem Verkehre gezogen, so ist die nämliche Wirkung erreicht.

Der Beamte.

Es braucht nicht einmal so viel. Die Einbildungskraft, die treue Gehülfin der Spekulation, wird ihren Zauberstab nicht umsonst schwingen. Wir berechneten zuvor den Jahresbedarf der ganzen preußischen Monarchie

auf 28 Millionen Scheffel. Nehmen wir nun den Durchschnitt zwischen dem höchsten Preise in ihren westlichen und dem niedrigsten in ihren östlichen Provinzen, also zwischen 74 und 88 Silbergr., mit 81 Silbergr., so ist nichts weiter als ein Kapital von 2½ Millionen Thalern nöthig, um den Bedarf von 12 Tagen aufzukaufen. Verdoppelt man dasselbe, so hat man eine künstliche Noth gewonnen, welche die Getreidepreise auf jede erschwingliche Höhe steigert.

Der Freiherr.

Ich möchte den Herren Geldmännern nicht rathen, diese Spekulation zu weit zu treiben. Leicht könnte das Donnerwort: Hep! Hep! mit einer Gewalt über Europa hinschallen, daß keine irdische Macht den Orkan der Anarchie mehr aufzuhalten vermöchte.

Das Gespräch führt auf die Staatsschulden, die den Schwindelgeist im Handel zur enormen Höhe getrieben haben. Der Freiherr macht einen originellen Vorschlag:

Vertheilet die Staatsschuld nach dem Maaßstab der Grundsteuer über den ganzen steuerbaren Grund und Boden; lasset jeden Grundeigenthümer die, ihm zufallende, Rate selbst verzinsen und das Kapital nach seinem Gefallen und seiner Bequemlichkeit zurückzahlen. — Ich verlange dafür nichts weiter, als die Steuerfreiheit von Grund und Boden für alle Zukunft.

Der Kaufmann.

Nur ewige Steuerfreiheit? — Eine Kleinigkeit!

Der Freiherr.

Nicht mehr und nicht weniger, als meine Voreltern schon besessen; für mich also nur ein verlorenes Recht, das ich theuer bezahlen will, und für alle Uebrigen ein Vortheil, welcher es nicht minder für den Staat selbst ist.

Der Kaufmann.

Dafür wollten Sie die ganze Staatsschuld übernehmen?

Der Freiherr.

Ja, den Antheil, der auf mich fallen kann, wenn sie nach dem Grundsteuerfuß über das ganze Land vertheilt wird.

Der Beamte.

Der Gedanke überrascht mich —

Der Kaufmann.

Ich fürchte, Sie werden keine Seide dabei spinnen.

Der Freiherr.

Sie sollen selbst urtheilen. — Ich nehme als Vertheilungs-Maßstab der Staatsschulden das gegenwärtige Steuerquantum jeder Besitzung an, und sage daher: wenn die Staatsschuld z. B. gleich 1000, und die Grundsteuer eines Gutes gleich 5 Thlr. ist, so übernimmt dieses Gut an der Staatsschuld 100 in Kapital mit den Zinsen davon. Das Verhältniß stellt sich aber in der Wirklichkeit noch weit vortheilhafter für den Grundeigenthümer; wie ich an einem Gut bewiesen habe, das ich in Rhein-Preußen besitze. Ich nehme die preußische Staatsschuld zu 150 Millionen Thlr. an und den Antheil der Rhein-Provinzen an derselben zu 37,500,000 Thlr. Nach amtlichen Quellen enthalten diese Provinzen über 8 Millionen Morgen angebauten Bodens, mit Inbegriff der Waldungen. Diese 8 Millionen Morgen zahlen 2,500,000 Thlr. Grundsteuer. Nun beträgt mein Gut 300 Morgen, und meine Grundsteuer davon jährlich 80 Thlr. Diese 80 Thlr. bilden den Antheil meiner 300 Morgen an den Zinsen der 37,500,000 Thlr. Staatsschuld, oder den 31,250sten Theil derselben. Der 31,250ste Theil von 37,500,000 beträgt 1200 Thlr. Ich muß also eine Schuld übernehmen, die mich zu 5 Prozent jährlich 60 Thlr. kostet, und so entrichte ich, wenn ich auch die 1200 Thlr. nicht zurückbezahlen will, jährlich 60 Thlr. Zinsen, statt daß ich jetzt 80 Thlr. Grundsteuer bezahle. Ich gewinne somit jedes Jahr 20 Thlr., die ich nur zur allmähligen Tilgung meiner Schuld von 1200 Thlr. anzuwenden brauche, um in wenigen Jahren schulden- und steuer-frei zu seyn.

Die weitere Erörterung dieses Gedankens können wir hier nicht verfolgen. Der Haupteinwurf, der dem Freiherrn gemacht wird, ist der, daß Schulden zum System gehören, und daß man welche machen würde, wenn man sie nicht schon gemacht hätte, weßhalb man auch mitten im segensreichen Frieden ihrer immer mehr macht.

Sehr beherzigenswerthes sagt der Verfasser über die Gütertheilungen und über die Armuth, die daraus entspringt. Der Freiherr sieht in der Primogenitur das einzige Heil, einen Theil des Familienvermögens beisammen zu erhalten. Vieles Uebel könnte durch ein vernünftiges, vom Staate selbst geleitetes Auswanderungssystem verhütet werden, aber die armen Auswanderer fallen, durch die Unnatur heimathlicher Zustände ausgetrieben, insgemein nur den schmutzigsten Spekulanten des Auslandes in die Hände. Ein drittes Auskunftsmittel läßt der Verfasser unerwähnt. Wir meinen das Zunftwesen. In diesem sehen wir, wie wir in unsern Blättern schon öfter bemerkt haben, die wesentlichste Stütze des soliden Kleinbürgerthums, das einzige Mittel, die kleinern Handwerker in ihrem Erwerb gegen die großen Fabrikanten zu schützen, und zugleich der Pfuscherei entgegenzuwirken; das einzige Mittel, einen Korporationsgeist, Bürgerehre, gute Sittenzucht, der Korruption des Pauperismus entgegenzustellen.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 33.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 31. März 1843.

Länder- und Völkerkunde.

Reisen und Länderbeschreibungen. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 24ste Lieferung. Beschreibung von Kordofan und einigen angrenzenden Ländern, von Ignaz Pallme. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

Eine sehr ansprechende Berichterstattung, hauptsächlich deßwegen, weil sie bei viel Inhalt doch durchaus anspruchslos ist. Der Reisende ist ein Böhme, der im Auftrag von Handelshäusern, nur von einem Bedienten begleitet und zum Theil ganz allein, das noch wenig bekannte Kordofan besuchte und sich mehrere Jahre dort aufhielt, um jene Gegenden gleichsam merkantilisch zu recognosciren und Mittel und Wege für den europäischen, namentlich Triestiner Handel wahrzunehmen. Da Dr. Rüppel nur durchreiste und Kordofan noch von keinem Europäer so lange heimgesucht und in so vielen Richtungen durchforscht wurde, bietet der Bericht des Herrn Pallme, obgleich derselbe weder ein Natur- noch Alterthumsforscher ist, doch viel Neues und Interessantes dar.

Kordofan ist bekanntlich eine der südlichen Provinzen des ägyptischen Reichs. Es besteht aus einer Menge Oasen (fruchtbaren Inseln des Sandmeers), die jedoch einander nahe liegen. Die Ureinwohner sind Nubaneger. Diesen gesellten sich Völkerstämme zu, deren genaue physiognomische Uebereinstimmung mit den Figuren auf oberägyptischen und nubischen Denkmälern beweist, daß sie viel früher in diese Gegenden gekommen seyn müssen, als die Araber. Obgleich sie Arab heißen, will das doch nichts weiter sagen, als sie sind „freie Leute" im Gegensatz gegen die ausschließlich zur Sklaverei bestimmten Neger. Sie sind den echten Arabern in nichts ähnlich, ein kupferrothes, ja zum Theil ganz schwarzes Volk und so abgefeimt, wie die Abyssinier, während die Neger des Landes die gutmüthigsten Menschen von der Welt sind. Die reichsten und vornehmsten unter jenen zweifelhaften Stämmen sind die athletischen, gewaltthätigen und durch und durch verlogenen Dongolawi, in deren Händen vorzugsweise der Negerhandel ist, ferner die räuberischen Bakkara, ein Nomadenvolk, und die Kabobisch, die vorzugsweise die Transporte und die Führung der Carawanen durch die Wüste übernehmen. Im Jahr 1779 wurde Kordofan durch den benachbarten König von Sennaar erobert, dem es aber der Sultan von Darfur wieder abnahm. Unter Darfur befand sich das Land im glücklichsten Frieden, als es im Jahr 1821 von Mehemet Ali Pascha von Aegypten erobert und unterworfen wurde.

Der Statthalter und Schwiegersohn desselben, der berüchtigte Defterdar, wurde der furchtbarste Tyrann des Landes und erneuerte in unsern Tagen alle Greuel, die man je von einem Nero, Nadir Schach oder Iwan Wasiliwicz erzählt. Hier nur ein paar Proben: „Ein Soldat hatte einem Bauer ein Schaf gestohlen, und wurde auf der That von letzterm ertappt — nicht genug, daß er den Raub nicht zurückstellte, mißhandelte er noch den Bauer; dieser glaubt in seiner gerechten Sache bei Niemand anderm mehr Gerechtigkeit zu finden als bei dem Gouverneur, und brachte sonach seine Klage gegen den Soldaten vor. Der Defterdar hörte gelassen zu, als der Bauer seine Anklage vorbrachte; doch als er geendet, fuhr ihn der Tyrann zornig an: Und mit einer solchen Kleinigkeit belästigst du mich? Mit diesen Worten wandte er sich zu seiner Umgebung, und befahl den Bauer vor den Kadi zu bringen; diese verstanden sogleich, daß er unter dem Worte Kadi eine Kanone verstehe, nahmen den armen Bauer alsbald in Empfang, banden ihn an die Mündung einer Kanone, und feuerten sodann letztere

ab. — In seinem Garten hatte er in einem Behälter einen Löwen eingesperrt, welcher allmählig so zahm wurde, daß er ganz frei im Garten herum lief, und dem Desterdar wie ein Hund gehorchte; dieses gezähmte Thier gebrauchte nun der Unmensch, um die Leute, welche zu ihm kamen, zu schrecken, welches ihm dann das größte Vergnügen verursachte. Traf es sich nun gerade, daß zu der Stunde, wo er sich im Garten ergötzte, kein Fremder zu ihm kam, so befahl er seinen Leuten, den ersten besten, welchen sie auf der Straße treffen würden, zu ihm in den Garten zu senden. Wenn so ein armer Teufel, ohnehin durch den erhaltenen Befehl bis zum Tode erschreckt, mit der größten Verzagtheit in den Garten trat, und in seiner Seelenangst sich dem Desterdar beinahe am Boden kriechend näherte, hetzte dieser den Löwen auf den Eintretenden, welcher natürlich bei dem Anblick dieser wilden Bestie fast ohne Besinnung zur Erde stürzte. Dieß war nun sein größtes Vergnügen, denn wenn gleich dieses Thier keinem Menschen ein Leid zufügte, so war dennoch dessen Annäherung hinreichend, auch dem Herzhaftesten einen Todesschrecken einzujagen. Bevor jedoch dieses Thier so zahm wurde, und so lange dasselbe noch eingesperrt werden mußte, traf es sich einst, daß ein Gartengehülfe sich etwas zu Schulden kommen ließ, und deßwegen von dem Gartenaufseher bei dem Desterdar verklagt wurde. Dieser im Fällen des Urtheils nicht müßig, befahl ohne weiteres, noch ehe ihm die ganze Thatsache auseinandergesetzt worden war, den armen Angeklagten dem Löwen in seinem Behälter vorzuwerfen. Dieser Befehl wurde auch gleich vollzogen; doch wie einem zweiten Daniel fügte die Bestie dem armen Verurtheilten nicht nur kein Leid zu, sondern beleckte zum größten Verwundern der Anwesenden dessen Hände. Und dieser Gartengehülfe war nicht der Wärter des Thieres, sondern warf bloß manchmal von seinem erübrigten Brod im Vorbeigehen dem Löwen etwas in dessen Behälter, und das großmüthige Thier vergaß dieses nicht, und schonte seinen Wohlthäter. Als der Desterdar dieß vernahm, wurde er dadurch nicht besänftigt, sondern blutdürstig wie er war, ohne Sinn für eine solche Erscheinung, befahl er im Zorne seiner unbefriedigten Lust, dem Löwen den ganzen Tag nichts zu fressen zu geben und den Gefangenen dort zu belassen, damit das Thier von Hunger gezwungen zum Scharfrichter seines Wohlthäters werde. Doch auch der Hunger konnte das Königsthier in seinem Edelmuth nicht wankend machen, und der Gartengehülfe blieb den ganzen Tag an der Seite des Löwen unversehrt. * Abends wurde er seiner Haft entlassen, doch leider entging der Unglückliche nur auf kurze Zeit der Rache des Wüthrich, denn als letzterer nach einigen Tagen in den Garten trat und den Gehülfen daselbst traf, welcher eben den Garten kehrte und bereits einen Haufen Blätter beisammen hatte, sagte er zu ihm: „Hund, du bist zu schlecht, als daß dich ein Löwe fressen möchte, doch nunmehr hast du dir dein Grab selbst gemacht.“ — Hierauf befahl er ihm das Laubkehricht in einen Backofen zu tragen, und dann selbst hinein zu kriechen. Als dieses alles geschehen war, ließ der Unmensch das Laub anzünden, worauf der Unglückliche unter den größten Qualen seinen Geist aufgab. — Am Bairam-Feste gingen alle Bedienten und Zeis, achtzehn an der Zahl, zu dem Desterdar, um ihm dem Herkommen gemäß ihre Glückwünsche darzubringen, und baten zugleich um ein paar neue Schuhe. „Diese sollt ihr haben,“ sagte er zu ihnen. Er ließ den Hufschmied holen, und befahl ihm achtzehn paar Hufeisen zu verfertigen, welche auf die Füße der Bedienten gut paßten; als diese des andern Tages fertig waren, ließ er allen achtzehn Bedienten ohne Barmherzigkeit jedem zwei Eisen an die Fußsohlen nageln; neun von ihnen gaben in kurzer Zeit, nachdem der Brand dazugekommen war, den Geist auf.“ Mehemet Ali hat endlich selbst diesen Wüthrich von Schwiegersohn vergiften lassen.

Indeß ist der Zweck, zu welchem Mehemet Ali diese Provinz verwalten und besetzen läßt, immer noch der grausamste Hohn für die Menschheit. Die hier stationirten ägyptischen Truppen haben nämlich das Amt, jährlich eine große Menschenjagd in den benachbarten Negerländern zu veranstalten und Aegypten mit frischen Sklaven zu versehen. „Man hat zwar in mehreren europäischen Zeitungen erwähnt, daß diese Jagden auf Befehl des Vicekönigs und zwar bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Sennaar eingestellt wurden, ich kann jedoch versichern, daß es nur bei dem Befehl blieb, diese Menschenraubzüge aber wie früher stattfinden. Die Grausamkeit, mit welcher hiebei zu Werke gegangen wird, kann keine Feder beschreiben. Das blutige Loos trifft am meisten die unglücklichen Bewohner der Gebirge Nuba's. Im Jahr 1825, also vier Jahre nach der Eroberung, schätzte man die Zahl der in die Sklaverei Abgeführten gegen 40,000, und bis zum Jahr 1839 sind es zum wenigsten 200,000, ohne die vielen Tausende zu rechnen, welche durch die Bakara geraubt und von den Djelabi aufgekauft werden.“ Der Verfasser entwirft eine sehr ausführliche Schilderung von der unmenschlichen Weise, wie die Soldaten ihren Auftrag beim Menschenraub vollziehen. Man

* Dieses edle Thier wird sich wahrscheinlich in dem königl. Museum in München ausgestopft vorfinden, indem Mehemed Ali solches dem Herrn Hofrath Schubert, welcher sich im Jahre 1836 in Cairo befand, schenkte.

geht dabei ungefähr zu Werke, wie nach der trefflichen Schilderung des Prinzen Maximilian zu Wied bei der Bisonjagd am obern Missouri, nämlich ohne alle Schonung des Capitals, dessen Zins man sich aneignet. Man vernichtet mehr Menschen, als man fortbringt; und da eine solche Jagdweise schon empört, wenn es sich nur von Thieren handelt, wie viel mehr beleidigt es das Gefühl, wenn man weiß, daß es hier Menschen, und gute, sanfte Wesen sind, unter denen die Bluthunde wüthen. Wir haben unlängst in diesen Blättern die englische Politik in Bezug auf die Sklavenemancipation erörtert. Woher kommt es wohl, daß dieses mächtige und menschenfreundliche England nichts von dem ägyptischen Sklavenhandel sehen und merken will, da derselbe doch eben so ausgedehnt und für die Menschheit nicht weniger entehrend ist, als die Sklavenausfuhr nach Westindien? und da es viel leichter wäre, ihn zu unterdrücken? Man darf nur den Nil dem Sklavenhandel sperren, und er muß aufhören, denn Cairo ist der Punkt, wohin alle Sklaven kommen, und Aegypter sind es allein, durch die sie in den übrigen Orient verbreitet werden. (Dort ist daher auch die große Eunuchenfabrik, aus der die Hareme des ganzen muhamedanischen Ostens mit schwarzen Hämmlingen versorgt werden, wovon der Verfasser ausführlicher handelt). Meint man es also ernstlich mit der Sklavenemancipation, so sollte man auch da anfangen, wo der Sklavenhandel am unmenschlichsten getrieben wird und uns zugleich am nächsten ist.

Wie wenig es den armen Negern selbst dann, wenn sie großmüthige Beschützer finden, möglich ist, dem allgemeinen Joche der Sklaverei zu entrinnen; wie die Habgier in Aegypten alle andern Gefühle unterdrückt, und welche Anarchie daraus mitten in der Despotie hervorgeht, davon gibt uns der Verf. ein sehr merkwürdiges Beispiel. Zwei junge Mädchen, Kinder einer Negerin und eines Abyssiniers, wurden von einem Elenden, der sie unter dem Vorwand, ihre Mutter von einem Besuch abzuholen, entführte, ins ägyptische Lager gebracht, um dort verkauft zu werden. Der Befehlshaber der Truppen empfand Mitleid für die armen Kinder und ließ dem Räuber sogleich einige hundert Streiche auf die Fußsohlen geben. Er beruhigte die weinenden Kinder, versprach ihnen sie wieder nach Hause zurückzubringen, und erzählte ihnen auch, daß ihr Vater den Tag vorher im Lager angekommen, und nachdem er sie daselbst nicht getroffen, wieder nach Hause zurückgeeilt wäre, um sie auf einer andern Seite zu suchen. Es fand sich nun, daß der ägyptische Commandant ein Freund des Vaters, und ihm vor einigen Jahren ein großer Freundschaftsdienst von letzterem erwiesen worden war. Er ließ nun sogleich einen Unteroffizier kommen, übergab ihm die zwei Mädchen mit dem Befehl, sie zu ihrem Vater wieder zu bringen, und ihm auf der Gränze Nachricht zu geben. Dieser bestieg ein Kamel, nahm die Mädchen zu sich, und erfreute sie durch die Versicherung, in zwei Tagen an der Gränze von Takele zu seyn, und sie dann durch andere sichere Gelegenheit zu ihrem Vater zu schicken. Allein wie getäuscht fanden sie sich, als sie nach zehn Tagen in Kartum eintrafen, und eine ihnen ganz unbekannte Stadt erblickten, wo dieser zweite Räuber sich ihnen in seiner wahren Gestalt zeigte. Er eilte mit ihnen gleich zum blauen Nil, miethete eine Barke um seine Reise nach Cairo fortzusetzen; doch hier wurde er angehalten, und sogleich vor den Gouverneur gebracht. Auf die Frage, wo er herkomme, und auf wessen Auftrag er diese zwei Sklavinnen transportire, gab der Unteroffizier vor, von dem die Gränztruppen commandirenden Offizier diese Mädchen mit dem Auftrag erhalten zu haben, sie nach Cairo zu bringen. Der Gouverneur verlangte einen schriftlichen Ausweis, und als der Unteroffizier diesen verloren zu haben vorgab, und auch die Aussagen der beiden wiederholt geraubten Mädchen bestätigten, daß er diese gestohlen habe, und von seinem Trupp desertirt sey, erhielt er die gebührende Strafe. Die Mädchen wurden zu der Frau eines Unteroffiziers gebracht und ihnen gesagt, daß sie mit dem nächsten Transport wieder an den Freund ihres Vaters, den die ägyptischen Truppen an der Gränze commandirenden Offizier, gesendet würden, welcher sie sodann zu ihren Eltern bringen lassen werde. Doch dieses Glück ward ihnen nicht zu Theil. Der Unteroffizier, dem sie zur Obhut übergeben waren, kam in einer Nacht mit einem Djelabi in einem Hause zusammen. Dieser weckte die Mädchen, die bereits schliefen, hieß sie zur Reise nach ihrem Wohnort sich vorbereiten, brachte sie ans Ufer des blauen Nils, wo sie übergesetzt und schnell auf einem bereit gehaltenen Kamel weiter fortgeschafft wurden. Schon des andern Tags früh wurden sie einem zweiten Sklavenhändler übergeben, der sie in das Haus eines Türken in Cairo verkaufte. Hier hat sie der Verfasser selbst gesehen.

Man fühlt um so tieferes Mitleid mit den armen Negern, wenn man erfährt, wie friedlich und wohlwollend sie von Natur sind. „Die Kordofaner sind ein sehr gutmüthiges Volk, und man findet überall auf der Reise eine herzliche und freundschaftliche Aufnahme. Langt man des Mittags oder Abends in einem Dorfe an, so sucht man sich nach Belieben eine Hütte aus, welche die Bewohner auch sogleich verlassen und ganz zur Disposition des Gastes lassen. Sie selbst begnügen sich zu ihrem nächsten Nachbar zu gehen, oder sie bringen, wenn es das Wetter erlaubt, die ganze Zeit im Freien zu. Wenn man auch ihre Kost nicht verachtet, so hat man keinen Pfennig Auslagen, weder für sich noch für den Bedienten und

Kamele, welche ihr Futter unweit des Dorfes finden. Alle Dienste, die man von ihnen verlangt, leisten sie gerne und ohne den geringsten Widerspruch, und von dem lästigen „Bakschisch" der Aegyptier hört man hier nichts. — Ich kann die Gastfreundschaft und das herzliche Benehmen der Kordofaner nicht genug loben, und habe so viele Beweise ihrer besonderen Güte erhalten, daß ich in meinem eigenen Vaterlande und von meinen nächsten Verwandten nichts Besseres erwarten könnte, vorzüglich als ich das Unglück hatte, in der Wüste zu erkranken und nicht mehr die Kraft hatte, auf dem Kamele zu sitzen ohne herunter zu fallen; ich lag erschöpft auf dem Sande, bis mir vom nächsten Dorfe Hülfe geleistet wurde; zum Glück war das Dorf nur eine halbe Stunde entfernt, ein gutmüthiger Bewohner trug mich in seine Hütte, und 30 Tage lang brachte ich in derselben im Bette zu. Ich kann die Theilnahme dieser gutmüthigen Leute, welche sie bei meinen Leiden bezeigten, nicht beschreiben. Einer überbot den andern um mir einen Dienst erweisen zu können. Tag und Nacht saßen einige Weiber und Mädchen abwechselnd an meinem Bette, von denen mir eine des Tags die Fliegen abwedelte und eine andere mit einem Fächer von Straußenfedern Luft machte ꝛc."

Von den Sitten und Meinungen der Kordofaner wird uns hier manches Anziehende berichtet. Die Toilette einer schwarzen Dame wird genau beschrieben und macht der Böttiger'schen Sabine keine Unehre; nur daß die orientalischen Parfums vermißt werden, statt deren das Pfund zerlaßne Butter, welches die vornehme Schöne sich erst durch die Haare rinnen und dann auf der ganzen Oberfläche ihres Leibes einreiben läßt, wenn es einige Zeit an der Sonne dunstet, europäische Nasen auf weite Ferne bannt.

Nicht minder unterhaltend ist, was der Reisende vom schwierigen Fange der Giraffen, von der gänzlichen Unschädlichkeit, ja halben Zahmheit der Hyänen (deren Hundert in Afrika nicht so zu fürchten sind, wie ein einziger Wolf in Europa), von der Herrlichkeit des Löwens und von dem panischen Schrecken, den das Gebrüll desselben bei allen Thieren, selbst bei ganzen Karawanen hervorbringt, und von andern Naturvorkommnissen, von den glühenden Sandwolken und Orkanen, von der Mirage ꝛc. erzählt. Die bekannte Luftspiegelung, die man in den Wüsten Arabiens den Durst der Gazelle nennt, weil sie diese schönen Wüstenthiere durch die Vorspiegelung eines Sees oder Flusses täuscht, nennt der Verfasser „Fluß der Gazelle," und erklärt diesen Ausdruck dadurch, daß die flüchtige Lufterscheinung eben so rasch verschwinde, wie eine Gazelle, wenn man ihr nahe komme.

Endlich gibt der Verfasser wichtige Aufschlüsse über den Handel jener Weltgegenden. Vor allem bemerkt er, daß alle Handelsunternehmungen im Stocken sind, weil Mehemet Ali alle wirklich einträglichen Handelsartikel zu seinem Monopol gemacht hat. Sollte aber, wie man hofft, der Handel mit Gummi und Elfenbein gegen einen Zoll freigegeben werden, so ließe sich dort viel thun. Interessant ist seine Bemerkung über das Elfenbein: „Viele Kaufleute in Triest, Marseille und Livorno sind noch der Meinung, daß das Elfenbein, welches das Cap der guten Hoffnung passirt, von Ostindien komme, und haben demselben den Namen asiatisches Elfenbein beigelegt; dasjenige, welches über Tripoli und Alexandrien gebracht wird, haben sie afrikanisches Elfenbein genannt. Bei dem ersteren kann ich versichern, daß mehr als ein Drittel, wenn nicht die Hälfte afrikanisches ist. Ich habe mich bei meiner 19monatlichen Reise im Innern von Afrika über diesen Handelsartikel genau informirt und glaube, daß es für manchen nicht ohne Interesse seyn dürfte, wenn ich meine gemachten Erfahrungen ganz ausführlich mittheile." Er erzählt nun, wie viel afrikanisches Elfenbein, anstatt nach Cairo zu gelangen, einen geheimen Seitenweg ans rothe Meer nach der Stadt Suakem einschlägt, wo es die Engländer aufkaufen, um es um das Cap herum nach Europa zu bringen und dort für ostindisches auszugeben. Sie haben bisher ein tiefes Geheimniß aus dieser ihrer Handelsquelle gemacht und man kann sich zum Theil hieraus erklären, warum die Engländer das Handelsmonopol des Pascha von Aegypten mit so vieler Gleichgültigkeit ansehen und seine ganze schlechte Wirthschaft, seinen Sklavenhandel ꝛc. trotz ihrer gerühmten Humanität, begünstigen. Das ägyptische Handelsmonopol schadet nämlich nicht den Engländern, weil diese die Hinterthür am rothen Meere offen haben, sondern nur den übrigen europäischen Handelsvölkern, die nur vorn an die große Hausthür an den Nilmündungen klopfen können. Indeß verhält es sich günstiger mit der Einfuhr, als mit der Ausfuhr, denn eine Menge feiner Bedürfnisse zieht Aegypten und Kordofan aus Oesterreich. Darüber und über manche Gelegenheit, dorthin Geschäfte zu machen, spricht das Buch sich näher aus, weßhalb wir es den Betheiligten empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 34.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. April 1843.

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

1) Die Schule und das Leben, eine gekrönte Preisschrift von Dr. W. J. G. Curtmann, Director des evangel. Schullehrerseminars zu Friedberg. Friedberg in der Wetterau, Bindernagel, 1842.

Bekanntlich wurde im Herbste 1839, auf der Philologenversammlung zu Mannheim von Herrn W. H. Suringar, Rath der Stadt Leeuwarden und Mitglied der Stände von Friesland, die Preisfrage gestellt: „Welches sind die Ursachen, warum so viel Gutes, was die Kinder in der Schule gelernt haben, wieder verloren geht, sobald und nachdem sie die Schule verlassen? Welche Mittel können gegen diesen Verlust nach dem Verlassen der Schule angewendet werden durch die Kinder selbst, durch Eltern, Lehrer, Geistliche, Privatpersonen und Vereine, auch durch den Verein der deutschen Schulmänner, und endlich durch den Staat, besonders in Hinsicht auf solche Kinder, welche nicht für den gelehrten Stand, und damit zum Besuche der Universität bestimmt sind?" Der so gestellten, schon ziemlich specialisirten Frage wurden noch folgende, näheren Bestimmungen beigefügt: „Bei der Beantwortung dieser Frage soll man erstens untersuchen, ob nicht vielleicht in dem Unterrichte selbst der Keim des Verlustes liegt: theils weil man von dem, was die Kinder in den Schulen lernen, wenn es auch den Samen eines guten Unterrichts trägt, eigentlich nicht gut ist, und also vermöge seiner Beschaffenheit wieder verloren geht; und theils, wenn es auch gut ist, nicht auf eine solche Weise gelehrt und gelernt wird, die es wahrscheinlich macht, daß es nicht wieder verloren gehe. Zweitens und hauptsächlich soll man die Mittel angeben, dem Verluste von dem, was wirklich gut ist und gut gelehrt und gelernt wurde, zuvorzukommen."

Es läßt sich nun gar nicht leugnen, daß die Frage einen gewichtigen Inhalt hat, da sie auf einer sehr traurigen, aber sehr allgemeinen Erfahrung beruht. Eben darum verdient aber auch ein Werk, welches diese Frage befriedigend beantwortet, welche die Hauptgründe aufdeckt, und zweckmäßige Mittel, den bestehenden Mängeln abzuhelfen, angibt, nicht allein Anerkennung, sondern noch weit mehr weise Berücksichtigung, und ein solches Werk ist das vorliegende. Es wiegt einige dutzend Werke, welche sich mit der Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung beschäftigen, auf, indem der Verf. vor allem die wunden Stellen, wie ein rechter Wundarzt soll, ohne Rücksicht auf Ach und Weh des Patienten, bis auf den Grund untersucht, reinigt und nicht bloß Salben auflegt, sondern auf innere Cur, auf gehörige Diät rc. dringt. Aber freilich, diejenigen werden sich getäuscht finden, welche gehofft haben, es werde Alles den Schulen und den Lehrern zur Last gelegt und zur Pflicht gemacht werden. Denn obwohl auch diesen zu Theil wird, was ihnen gebührt, so werden Eltern und Schulbehörden, Kirche und Staat, ja das ganze sittliche und religiöse, bürgerliche und gesellige Leben einer genauen Untersuchung unterworfen und als Mitschuldige dessen, was zu beklagen ist, wie als Mitverpflichtete für das, was zu thun wäre, bezeichnet. Da der Gegenstand höchst wichtig ist, so sey uns gestattet, ausführlicher darüber zu berichten, als in diesen Blättern sonst über verwandte Gegenstände geschieht.

Das ganze Werk zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, deren erste von den „Ursachen der geringen Wirkung der Schule auf das Leben" handelt, während in der zweiten die „Mittel" angegeben werden, „den frühzeitigen Verlust des in der Schule gelernten Guten zu verhüten." — In der ersten Abtheilung ist dann zunächst von den allgemeinen Ursachen die Rede und als Resultat dieser ersten Untersuchung ergibt sich: „die Hauptursachen des frühen Verlustes des in der Schule gewonnenen Guten liegt außer ihr, in der Laxheit unserer Sitten,

in der Frühzeitigkeit der Genüsse, in der Verweltlichung. — Allein auch die Schule * sey nicht frei von Schuld, namentlich, daß sie sich nicht genug auf ihre natürliche Verbündete, auf die Kirche stütze, sich vielmehr von ihr trenne und zu trennen versuche. Wir haben hiegegen nur zu bemerken, daß dieß ganz natürlich ist, da die Kirche nicht, wie eine Mutter ihre mündige Tochter, nicht wie eine ältere Schwester die herangewachsene jüngere, die Schule behandelt, sondern wie eine Frau ihre Magd, wie ein unumschränkter Gebieter seine Unterworfenen. — Als zweite, schon besondere Ursache wird angegeben das Uebermaaß und die Unzeitigkeit des Unterrichts. Was jenes Uebermaaß, d. i. zu viel und zu vielerlei Unterricht, anlangt, so gibt der Verf. Lorinser'n nicht so sehr Unrecht, als die preußischen Schulmänner gethan haben; auch besteht er auf das Turnwesen, auf welches vom Staat, wie auf die Schutzpockenimpfung gedrungen werden sollte. In Bezug der Unzeitigkeit bemerkt er ganz mit Recht, daß zu früh begonnen, aber auch, und namentlich bei den Realschulen, zu früh aufgehört werde, daß man überhaupt zu früh die Geistesbildung für beendigt ansehe, dann nämlich, wenn Schul- und Studienzeit vorüber sey. — Als dritte Ursache werden die häufigen Unterbrechungen des Unterrichts angeführt, welche großentheils von den Eltern, oft auch von Schulbehörden, manchmal von den Lehrern selbst verschuldet werden, von den Eltern, indem sie ihre Kinder aus allerlei Vorwänden vom Besuch der Schule bald dieses, bald das andere Mal abhalten, von den Schulbehörden, indem sie unpassende Schullokalitäten, welche Erkrankungen begünstigen, bestehen oder bauen lassen, indem sie zu lange Ferien gestatten, von den Lehrern, indem sie bald auf die eigene, bald auf der Kinder Gesundheit nicht die gehörige Rücksicht nehmen 2c. 2c. Viertens wird die Ungewissenhaftigkeit vieler Lehrer und — Schulaufseher gerügt, gewiß nicht mit Unrecht; doch möchte ich diese Ungewissenhaftigkeit nicht bloß in Schlendrian und Vernachlässigung, sondern auch ins Uebertreiben, Experimentiren und ähnliche Verirrungen setzen. Als fünfte Ursache des Mangels an Nachhaltigkeit der Schulbildung wird die Unwissenheit und Einseitigkeit vieler Lehrer bezeichnet. Dieser Vorwurf trifft vorzugsweise die Lehrer an höheren Anstalten, philologische und technologische, indem die meisten von jenen von dem mathematisch-naturkundlichen Unterricht, der doch von den Gymnasien nicht mehr ganz ausgeschlossen werden darf, eben so wenig verstehen, als verächtlich denken, während diese sich in Bezug auf den sprachlich-geschichtlichen Unterricht nicht besser verhalten. Was aber den Religionsunterricht anlangt, so hat es die Kenntnißlosigkeit und Gleichgültigkeit beider Gattungen von Lehrern schon dahin gebracht, daß man hie und da allen Unterricht wieder in die Hand von bloßen Theologen zu legen angefangen hat, da doch, wie der Verf. ganz richtig bemerkt, nur Religion kennende, hochschätzende und liebende Lehrer dazu erforderlich sind. Es wird sich, ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, gegen diesen schweren Vorwurf wenig Erhebliches einwenden lassen. Sechstens werden „die Irrthümer vieler Lehrer in Methode und Pädagogik" als eine besondere Ursache des geringen bleibenden Erfolgs, welchen der Schulunterricht hat, angegeben. Auch über diesen Punkt bringt der Verfasser schlagende und höchst betrübende Thatsachen zur Sprache, und leider sind es wieder meistentheils Lehrer der höheren Unterrichtsanstalten, welche der Vorwurf trifft, die keiner Methode zu bedürfen meinen, wenn sie nur ihres Gegenstandes Herr sind und die daher zwischen unsicherm Naturalisiren und abstraktwissenschaftlicher Behandlung hin und her schwanken. Aber der Vorwurf abstraktwissenschaftlicher Methodik trifft selbst Volksschullehrer und Lehrer an Realschulen, namentlich die Wurstianer, d. h. die Beckerianer, ein Vorwurf, den Referent schon öfters, namentlich aber in seiner Schulgrammatik der deutschen Sprache ausgesprochen hat. Das andere Extrem der Mager'schen Gedächtnißmethode, welche völlige Unerfahrenheit im Classenunterricht verräth, wird ebenfalls und mit Recht gerügt. — Siebentens kommen die „Charakterschwächen vieler Lehrer" zur Erwägung, die Lehrereitelkeit, die Gelehrt- und Vornehmthuerei, wobei wir nur bemerken wollen, daß diese nicht allein den Lehrern der Volksschulen, sondern auch den an höheren Bildungsanstalten gemacht wird. Auch dieser Vorwurf ist gegründet; allein es sollte mehr hervorgehoben werden, was diese Schwächen ins Leben ruft und groß zieht. Gehört hieher nicht der übertriebene Werth, der auf Geist, eine wissenschaftliche und selbst gelehrte Bildung von Behörden und Publikum gelegt wird? Wird jene Eitelkeit nicht so recht herausgefordert durch den Dünkel, mit welchem Jeder, wie er geht und steht, über Erziehung und Unterricht aburtheilen zu dürfen meint, mit welchem Jeder, der gesellig bürgerlich abgerieben ist, den Kopf hoch über den Lehrer erhebt, dessen Wirkungskreis ein so kleiner, unbedeutender, bornirter zu seyn scheint, wenn man ihn nur äußerlich nach seiner Oberfläche, nicht nach seiner Tiefe mißt? In diesen Abschnitt hat sich auch eine Abhandlung verirrt, welche darthut, daß „die Mathematik kein Ersatz für die Sprachen als Bildungsmittel in Realschulen sey." Besonnene Schulmänner werden dieß nicht in Abrede stellen, aber sie werden der Mathematik neben anderm Unterricht

* Unter Schule versteht der Verf. das ganze Schulwesen, von der Kleinkinderschule bis zur Universität, nur diese ausgeschlossen.

in allen höheren Anstalten, wie auch der Verfasser thut, eine bedeutende Stelle einräumen, da sie, gehörig betrieben, „Präcision des Denkens, Strenge gegen sich selbst, ja Beharrlichkeit in Allem, was man unternimmt," allerdings sehr befördert.

Die achte Ursache, welche nun zur Betrachtung kommt, ist „das gespannte Verhältniß der Schule zur Kirche," dessen schon früher im Vorbeigehen erwähnt wurde. Die Schuld dieses unseligen Verhältnisses wird vorzugsweise den Geistlichen zugeschrieben, welche durchaus nicht aufhören wollen, die Schullehrer von oben herab zu behandeln, ihnen, besonders, wenn sie Meßner, Küster, Cantoren, also Kirchendiener sind, wie Persönlichuntergebnen zu begegnen. Allein der zu weit gehende Schullehrertrotz wird ebenfalls gerügt, keineswegs aber empfohlen, den Schullehrern fortan gar keine, oder eine schlechtere Bildung zu geben, um sie zur alten sklavischen Unterwürfigkeit zu nöthigen. Dagegen rügt der Verf. im nun folgenden neunten Abschnitt die „ungünstige äußere Stellung der Lehrer" und es gibt in der That nichts Himmelschreienderes. Hunderte, ja Tausende von Lehrern haben weniger als 200 fl., in Preußen selbst weniger als 100 Rthlr. Gehalt, eine Summe, mit welcher kaum im entferntesten Winkeldorf das Salz aufs Brod zu schaffen ist, wenn der Mann Familie hat. Wenn in Bayern 400 fl. als Norm gesetzt ist; so hat man hiebei auch nur Landgemeinden bedacht, fern von größeren Stadten und vom Verkehr; in Städten, besonders in größeren, ist es nicht möglich, damit auszukommen. Das Schulhalten auch in den Elementarclassen, soll es gedeihlich werden, ist Geistesarbeit, die bei Kartoffeln und Schwarzbrod, bei Nahrungssorgen so wenig gelingt, als bei Leckerbissen und Ueberfluß. — Unser Verf. sagt, daß man bis zur höchsten Behörde zugebe, daß die Schullehrer so schlecht besoldet sind, daß man ihre Beschwerden aber nur mit Achselzucken beantworte, indem man die Unmöglichkeit, mehr zu thun, vorwende, — da es doch möglich sey, einer Sängerin 20,000 Thaler zu geben, überzählige Excellenzen zu creiren, Mausoleen aus parischem Marmor zu bauen, oder .... Allein nicht allein an dem Nothwendigsten, an der Freiheit von eigentlichen Nahrungssorgen fehlt es den meisten Lehrern, eben so sehr an einer wahrhaft ehrenden Anerkennung derselben. Dieß gilt besonders von Lehrern an niedern Schulen, obgleich man den Gymnasiallehrern hie und da auch nicht sehr viel Anerkennung verschafft, indem man ihnen den unschuldigen Titel „Professor" vorenthält. Soll der Lehrerberuf bei dem Publikum in Achtung stehen, und mit ihm die Schule; so muß ihm von Staatswegen eine ehrenvolle Anerkennung zu Theil werden, und zwar weniger durch Titel, welche den Lehrern zu verleihen wären, als vielmehr durch würdige Behandlung, durch Rüge und Bestrafung jedes unehrerbietigen Benehmens der Eltern gegen den Lehrer ihrer Kinder. — Als zehnte Ursache der geringen Dauer des in der Schule Erworbenen wird erwähnt „der Kampf der Schule gegen die Einflüsse des Lebens." Hierbei kommt zur Sprache, wie das Haus in den meisten Fällen die Schule nicht nur nicht unterstützt, sondern auch hindert und stört. Die Väter, die Mütter werden angeklagt, daß sie sich kaum um leibliche, geschweige um die geistige, sittliche Pflege der Kinder bekümmern; und daß dieser Vorwurf in der Regel nicht bloß die niederen, sondern auch die höheren, und in unserer Zeit auch die mittleren Stände mehr, als sonst, treffe, ist wohl kaum zu leugnen. Der häuslichen Verweichlichung und Nichtüberwachung wird das häufige, auch bei Mädchen nicht mehr seltene, Leib und Seele verderbende Laster der Selbstbefleckung zur Last gelegt; besonders aber den Müttern werden Vorwürfe gemacht, weil sie aus falscher Scham nichts davon wissen wollen, oder überhaupt die Kinder, um sie los zu werden, vor vollkommener Ermüdung ins Bett geben und aus eigener Bequemlichkeit nicht früh genug aufstehen lassen. Ferner wird der Mangel an Strenge in der häuslichen Erziehung und die Forderung des Hauses und der Behörden an die Lehrer, aller körperlichen Züchtigung zu entsagen, als ein Haupthinderniß bezeichnet, welches es den Schulen unmöglich mache, zu leisten, was sie leisten sollten und möchten. Hiemit steht in Verbindung, daß die Eltern nichts oder nicht genug thun, ihre Kinder zur gewissenhaften Benützung des Unterrichts, zur häuslichen Verarbeitung desselben anzuhalten; und zuletzt entziehen sie dieselben früher der Schule, ehe sie darin vollkommen erlernt haben, was sie darin hätten lernen können; an Fortbildung nach der Schule ist aber noch weniger zu denken.

Das Resultat, welches der Verf. zieht, kann natürlich nicht erfreulich seyn, und nach dem aus Goethe's Faust entlehnten Motto:

> Setz' dir Perücken auf von Millionen Locken,
> Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
> Du bleibst doch immer, was du bist.

hätte man fast schließen sollen, der Verfasser verzage, Mittel anzugeben, welche gegen die Menge von Uebeln etwas auszurichten vermöchten, besonders da er sich auch darüber nicht täuscht, daß man äußerst vorsichtig zu Werke gehen müsse, wenn man die Schüler nicht entweder in die Hände des Machiavellismus, oder des Pharisäismus unserer Tage liefern wolle. Dennoch geht er getrost und muthig ans Werk und verlangt, — um dieß gleich hier in der Uebersicht zusammen zu fassen; 1) Annahme eines festen Princips; 2) Bessere Erziehung des gesammten Lehrstandes; 3) Verbesserte

Aufsicht über die Schulen; 4) Verbesserung der äußeren Verhältnisse der Lehrer; 5) Verbesserte religiöse Erziehung; 6) Verbesserte Zucht. Sittengericht; 7) Vereinfachung und Stätigkeit des äußeren Schulorganismus; 8) Methode der Organisation des Unterrichts; 9) Erweiterung des erziehenden Kreises der Schule nach unten; 10) Erweiterung desselben nach oben. Fortbildungsanstalten; 11) Verbindung der Schulen mit dem Volksleben; 12) Pädagogische Vereine; 13) Verbesserte pädagogische Schriftstellerei. — Referent kann nicht umhin, auf die einzelnen Forderungen etwas näher einzugehen.

1) Das feste Princip, dessen Annahme verlangt wird, hat Hr. Dr. Curtmann in der Forderung ausgesprochen: „Strebet aus allen Kräften nach Erhaltung und Förderung der christlichen Civilisation!" Wir stimmen aus voller Ueberzeugung bei, weil hier das Praktischchristliche in den Vordergrund gestellt ist. Allein der Verf. substituirt später selbst dem Begriff christlicher Civilisation oder Kultur den des christlichen Glaubens; und so wird das Princip wieder ein unfestes, weil jede Konfession den ihrigen als den allein und wahrhaft christlichen behaupten wird. Soll das vorgeschlagene Princip ein festes werden; so muß erst ein wirklich allgemeiner Christenglaube, der aber nie ein andrer werden dürfte, als Christi Glaube, zur Anerkennung und Herrschaft gekommen seyn. Wann aber wird das seyn? Doch wir wollen das vorgeschlagene Princip adoptiren und zwar in dem Sinne, wie der Verfasser, daß es nicht bloß auf die Jugend-, sondern auch auf die Volkserziehung angewendet, und daß dem zu Folge „die erziehende Gewalt im Staate durch alle möglichen moralischen Elemente verstärkt werde." Wie letzteres von dem Verf. gemeint sey, davon werden spätere Abschnitte Zeugniß geben.

2) Bessere Erziehung des gesammten Lehrstandes fordert der Verf. schon darum mit Recht, weil an pädagogische Bildung der Lehrer für höhere Schulen fast noch gar nicht gedacht ist, oder weil das, was dafür geschieht, noch lange nicht das Rechte ist. Wir haben uns darüber schon vor mehreren Jahren bei Gelegenheit von Brzaska's Werk über pädagogische Seminare auf der Universität ausgesprochen. Wir stimmen dieser Forderung durchaus bei. Grade weil die Lehrer an Gymnasien, Realschulen und höheren Gewerbschulen wissenschaftliche Bildung haben, müssen sie durch pädagogische Bildung vor dem Mißgriff bewahrt werden, ihre Schüler zu unterrichten, als ob sie Akademiker wären, und entweder der philologischen oder technologischen Einseitigkeit sich zu ergeben. Alles was sich für pädagogische Bildung dieser Kategorie von Lehrern sagen läßt, ist hier kurz, bündig, schlagend gesagt. — Allein die bestehenden Seminare für die Volksschullehrer leisten auch nicht, was und wie sie es sollen. Es wird — um es kurz zu sagen — zu viel, noch mehr aber in zu vornehmer, gelehrtwissenschaftlicher Form, und dabei oft gedächtnißmäßig einbläuendes Lehren, — zu wenig Anleitung zum Selbstlernen * und zum Unterrichtgeben getrieben. Wie zu verfahren wäre bei den Realgegenständen, zeigt der Verf. sehr gut, beispielsweise an der Geographie. Die Gründlichkeit des Seminarunterrichts gehe mit einem Wort auf pädagogische Durcharbeitung der Lehrstoffe. — In Bezug auf den Geist, der in Seminaren herrschen, wie man die Seminaristen behandeln soll, sagt der Verfasser vortrefflich: „Weg mit der Klosterdisciplin der Pietisten, wie mit dem hochnasigen Ernst der Schulmeister-Gelehrten! Der Seminarist soll arbeiten, aber weder Gesundheit und Lebensfreude einbüßen; er soll gehorchen, aber nicht kriechen; er soll beten, aber nicht frömmeln. — Mit Recht wird das Turnen und eben so das Betreiben mechanischer Arbeiten in Mußestunden empfohlen: Drechslen, Schreinern, Buchbinden ꝛc.

3) Verbesserte Aufsicht über die Schulen. Zu dieser gehört vor allen Dingen, daß die Aufsicht nur solchen Männern übergeben werde, welche durch eigene Erfahrung und Praxis Kenntniß vom Schulwesen haben, daß die Schulbehörden aus Schulmännern, aus Geistlichen und Juristen, die auch Kenntniß der Sache mit Liebe zu derselben verbinden, bestehen. Auch müssen Schulaufseher und Schulbehörden die Schulen nicht als Nebensache zu besorgen haben, sondern als Hauptsache und dafür gehörig besoldet seyn. Nur so werden Mißgriffe pädagogischer Maßregeln, nur so wird Lauheit der Schulbeaufsichtigung möglichst vermieden. Uebrigens nur Heil von geistlichen Schulinspectoren zu erwarten, wie der Verf. thut, vermögen wir nicht, so lange nicht alle Geistliche vorher Lehrer gewesen sind, und zwar Lehrer solcher Schulen, die sie dereinst beaufsichtigen sollen. Auch ist damit die Frage nach der Emancipation der Schule von der Kirche nicht beantwortet, wenn man sie, wie der Verf. thut, eine Faselei nennt. Diese Frage wird immer wieder erhoben und die Emancipation wird durchgesetzt werden, wenn wir nicht die höchsten wie die niedersten Lehrstellen nur mit Geistlichen besetzen. Wenn das aber geschieht, so kehren auch die glücklichen Zeiten theologischer Mathematik, Naturkunde, Geschichte und Sprachwissenschaft wieder, wovor uns der Herr bewahre. Nicht bloß die Schulbehörden, wie der Verf. richtig will, sondern auch die Lehrerschaften müssen aus geistlichen und weltlichen Gliedern bestehen; und das Verhältniß der Kirche zur Schule kann nicht ein Verhältniß der Herrschaft zur Untergebenen bleiben, es muß ein schwesterliches werden, — wobei es gar nichts schadet, wenn die schwesterliche Liebe auch hie und da etwas kühl wird, oder auf kurze Zeit einmal in Zwistigkeit sich äußert; gerade die gleiche Berechtigung beider und das Gefühl, daß jede der andern bedarf, wird immer wieder zur Versöhnung führen.

(Schluß folgt.)

---

* Worunter aber nicht Studieren, Forschen ꝛc. verstanden wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 35.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 5. April 1843.

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

1) Die Schule und das Leben, eine gekrönte Preisschrift von Dr. W. J. G. Curtmann, Direktor des evangel. Schullehrerseminars zu Friedberg. Friedberg in der Wetterau, Bindernagel, 1842.

(Schluß.)

4) Die Verbesserung der äußeren Verhältnisse für Lehrer ist schon oben zur Sprache gekommen; hier wird die Nothwendigkeit und die Gerechtigkeit der Forderung aus einander gesetzt und mancher gute Wink gegeben, was und wie es zu thun sey. Praemium und honos wird aber nicht allein für die Lehrer, sondern auch für die Schulinspectoren (uns dünkt, mit Recht) in Anspruch genommen.

5) Verbesserte religiöse Erziehung. Diese soll vor allen Dingen den Geistlichen selbst und den Lehrern zu Theil werden. Ganz vortrefflich! Aber wie solls angefangen werden und wie soll man ermessen, daß wir wirklich fromme Geistliche und Lehrer erzogen haben und nicht — frommthuende Heuchler, oder frömmelnde Schwärmer? Der Verfasser bleibt die Antwort schuldig. Denn daß er den künftigen Theologen die Theilnahme an dem wüsten Universitätsleben nicht gestatten will, ist zwar recht und gut; aber nicht einmal eine halbe Maßregel gegenüber der bedeutenden Angelegenheit. Dann verlangt er „aufrichtige und dauernde Aussöhnung des geistlichen Standes mit dem Schulstande“ und verlangt, daß der geistliche Stand die Hand bieten, seine Privilegien aufgeben und nur durch geistige Bildung und würdiges Benehmen Anspruch auf Anerkennung seiner superioren Stellung machen solle. Wir zweifeln, daß der geistliche Stand dieß thun wird, so lange die Schule der Kirche subordinirt bleibt, was der Verf. doch auch will. Zweckmäßig finden wir dagegen, daß der Verfasser die Geistlichen zum Schulhalten genöthigt wissen will; wir würden sie aber, besonders die Angehenden, die Kandidaten, Vicare und jüngere Geistliche für mehr, als für den Religionsunterricht und etwa Geschichte, in Anspruch nehmen; wir würden ihnen, etwa Schreib- und Gesangunterricht ausgenommen, die Führung einer Classe zumuthen. Drittens soll ein „religiöser Fortbildungsunterricht und ein Gesetz über die Sonntagsfeier“ gegeben werden. Zur Theilnahme an jenem nur keine direkte oder indirekte Nöthigung; das macht das Uebel ärger, als es ist; Referent spricht aus Erfahrung. Und eben so mißlich ist ein Gesetz über die Sonntagsfeier. England sollte uns da eher zum abschreckenden, als zum aufmunternden Beispiel dienen. Zwar herrscht dort an Sonntagen äußerliche Sabbathsruhe; aber vorher und nachher ist der Teufel desto ärger los. — Was der Verf. über den Religionsunterricht in den Schulen sagt, ist zum großen Theil vortrefflich und uns aus der Seele geschrieben. Allein wir theilen auch den Zweifel, daß derselbe, auch wenn er ganz geeignet ertheilt wird, sehr nachtheilig fürs Leben wirken wird, wenn Haus, Kirche und die übrigen Lebensverhältnisse nicht helfend und fördernd zur Seite stehen. Die Schule ist, unsrer Meinung nach, nirgends unmächtiger, als wo sie für sich, vielleicht in Widerspruch mit Haus und Leben, Religion, ich sage Religion, nicht etwa Religionskenntniß, befördern soll. Dieß ist beinahe in demselben Maaße der Fall, wenn es sich um sittliche Erziehung handelt. Gleichwohl wollen wir auch mit dem Verfasser:

6) Verbesserte Zucht verlangen. Wir stimmen durchaus bei, wenn derselbe nicht die alte barbarische, wohl aber eine weise Strenge begehrt, die auch Ruthe und Stock, wo es seyn muß, wieder in Anwendung bringt. Allein die Familie muß auch zur verbesserten

Zucht sich wenden, und Gesetzgebung und Behörden müssen die Schule unterstützen; was aber nicht überall der Fall ist. Was für Früchte es trägt, wenn z. B. Gymnasiasten wissen, daß den Lehrern nicht gestattet ist, als ultima ratio auch einmal eine Ohrfeige zu appliciren, darüber höre man preußische Schulmänner und Ingerslew's Urtheil über die Unehrerbietigkeit der Berliner Gymnasialschüler. — Erster Grundsatz ist freilich, daß Eltern und Erzieher auch gegen sich selbst streng seyn müssen. „Der Vater, welcher dem Reize des Wirthshauses, die Mutter, welche den Lockungen der Visite nicht widerstehen kann, steht dem Kinde nicht mehr in der Reinheit da, welche den Gehorsam unmittelbar erzwingt. Die zu Hause bleibende Mutter kann unbedingte Folgsamkeit verlangen, die vom Ball zurückkommende muß mit Zuckerbrod bestechen. Das Nämliche gilt von Schulen und — Obrigkeiten!" Ferner sind Wachsamkeit, Ordnung, Konsequenz und Gerechtigkeit unerläßliche Vorbedingungen gedeihlicher Zucht. — Geregelte Leibesübungen als nothwendiger Theil der Schulerziehung werden ebenfalls gefordert, als Förderungsmittel besserer Zucht; wobei freilich alles auf weise Leitung dieser Uebungen ankommt. Dagegen werden die Privatlehranstalten als diejenigen bezeichnet, welche bei ihrer gewöhnlichen Nachgiebigkeit gegen die elterliche Weichlichkeit dem Gedeihen einer besseren, strengeren Zucht in öffentlichen Anstalten hemmend in den Weg treten. Noch nachtheiliger wirken die allgemeingesetzlichen und dann noch die besonderen, von den Lokalbehörden ausgehenden Beschränkungen der Schul- und Lehrersautorität. Der Verfasser verlangt dagegen einen eigenen, die Schuldisciplin aufrecht erhaltenden Schulvorstand. Doch scheint er sich die Sache nicht klar gedacht zu haben, wenn er wieder Familienväter zugezogen wissen will, welche in der Regel Lust haben werden, die Eltern und Kinder gegen die Schule in Schutz zu nehmen. Ref. kennt das aus Erfahrung. Soll die Schule über ihre Schranken hinaus auch das öffentliche Betragen ihrer Schüler außer der Schule überwachen, so muß der Rector oder oberste Lehrer einer Anstalt, oder der persönliche Vorstand sämmtlicher Schulen einer Stadt dazu befugt seyn, die vorgeschriebenen Strafen bei Uebertretung der entsprechenden Gesetze zu dictiren und vollziehen zu lassen. Die stimmberechtigten Beisitzer des Schulrathes, den er zu präsidiren hat, sind außer den Mitlehrern von ihm selbst erbetene Gemeindeglieder. Können diese Befugnisse nicht ertheilt werden, so muthe man der Schule nicht zu, den Stein des Sisyphus zu wälzen. — Eben so würde das vom Verfasser verlangte Sittengericht für die erwachsenere Jugend, welche deren Wandel zwischen dem Ende des schulpflichtigen Alters und der Mündigkeit * zu überwachen hätte, wirkungslos bleiben, so wie es eine reine Lokalbehörde wäre. Sie müßte Staatsbehörde seyn, einen der Regierung und nur ihr verantwortlichen Vorstand und Beisitzer haben, die zwar von der Gemeinde vorgeschlagen, allein von der Regierung ausgewählt werden müßten. Den Lehrer, oder Schulvorsteher übrigens bloß zuzuziehen, ohne ihm Stimme zu verleihen, wie der Verf. vorschlägt, führt zu gar nichts, als daß man ihn reden läßt und thut, was man will. Daß die Jugend, die nicht mehr schulpflichtig und noch nicht mündig ist, beaufsichtigt und in gewissen Schranken gehalten werde, ist ganz in der Ordnung; allein das Sittengericht, wie es unser Verf. will, hilft nichts. Ein solches müßte von allen Vetterschafts- und anderen Lokaleinflüssen frei dastehen; sonst nutzen auch die Sittenzeugnisse nichts, die es ausstellen soll, und wie möchten sonst Eltern, Lehrherren und selbst Behörden, wie der Verf. will, auf Einreden, Rügen, Ermahnungen 2c. dieses Sittengerichts merken. Kann die Polizei die Wirthe nicht dahin bringen, daß sie Lehrlingen und anderen noch knabenhaften Menschen den Eintritt bei sich versagen; was will das Sittengericht thun? Auch hier heißt es immer: Δος μοι που στω! Es fehlt der Punkt, wo der moralische Hebel einzusetzen wäre, und die Menschen, die ihn handhaben sollen, sind Kinder der Gegenwart. Uns schiene hier ein freiwilliger Zusammentritt gleichgesinnter Familien, sich und die Ihrigen möglichst frei zu halten von den entnervenden Einflüssen des modernen Genußlebens, ein einzig möglicher Anfang zu seyn, der freilich vieler Orten zugleich gemacht werden könnte, und an den sich nach und nach etwas dem Aehnliches anschließen ließe, was der Verf. mit seinem Sittengericht will.

7) Vereinfachung und Stätigkeit des äußeren Schulorganismus. Hieher rechnet der Verf. strenge Ausbildung der drei Hauptschulgattungen: Volksschule, Realschule und Gymnasium nach ihrer Eigenthümlichkeit, eine Forderung, welche Ref. seit anderthalb Decennien so oft ausgesprochen hat, als sich ihm die Gelegenheit dazu bot. Daß die Sonderung bis in die Elementarclassen hinabreiche, wie der Verf. will, ist zweckmäßig, wenn die Elementarclassen wirklich solche bleiben. Da der Verf. auch auf Lehrplane hier zu sprechen kommt, so hätten wir etwas mehr, als bloß die Forderung zu finden erwartet, daß man nicht ohne Noth von dem einmal angenommenen abweichen solle. Von Wichtigkeit wäre hier die Andeutung gewesen, in wiefern denn doch aus einer Schulgattung in die andere hinüber Brücken zu schlagen wären.

* Die männliche Jugend bis zu 20, die weibliche bis zu 18 Jahren.

8) Methodische Organisation des Unterrichts. In diesem Abschnitte kommt viel Gutes, aber doch nur dem Mann vom Fach Interessantes zur Sprache. Ueberall dringt der Verf. auf Concentrirung des Unterrichts. Für die Volksschule soll der Religionsunterricht einen solchen festen Kern bilden, an den sich manches Passende, Geschichtliches, Geographisches, auch deutsche Sprachübung anreihen soll, für's Gymnasium soll das Lateinische, für die Realschule das Französische solchen Kern, oder, wie der Verfasser sagt, den Ausgangs- und Rückkehrpunkt bilden. Man sieht, der Verfasser spricht ein Ergebniß der bisher geführten Diskussionen über den Hauptlehrgegenstand jeder Schulgattung aus. Uns scheint die Diskussion in Bezug auf die Realschulen noch nicht erschöpft zu seyn, besonders da die technischen Gymnasien und Lyceen, wie sie Bayern hat, noch keineswegs hinreichend beachtet worden sind. Jährlich führen diese Anstalten, wenigstens die besseren unter ihnen, den thatsächlichen Beweis immer schlagender, daß die naturkundlichmathematischen Studien, gehörig concentrirt betrieben, zu ganz respektabeln Resultaten führen. Herr Dr. Curtmann würde im Angesicht dieser Resultate schwerlich gewagt haben, der Mathematik und Physik als Schulbildungsgegenständen eine so gar unbedeutende Rolle, auch für die Realschulen anzuweisen. Freilich in Realschulen, welche ihre Zöglinge nur bis zum 14ten Jahr behalten, läßt sich nicht viel thun; allein in Preußen und Baden, in Württemberg und in der Schweiz gibt es Realschulen, welche ihre Schüler bis zum 17ten und 18ten Jahr behalten, und in solchen läßt sich etwas leisten. Freilich muß Mathematik und Physik schulmäßigerer Behandlung unterworfen werden, als jetzt noch Regel ist; allein es geht, und man braucht vor der Sterilität der mathematischen Beweisführung nicht zurückzuweichen. Geometrie als bloße Meßkunst zu betreiben, ist für den Anfang gut; man reicht aber nicht weit damit, und überdieß schmeckt die strenge Beweisführung, nach zu langem Verweilen auf dem Gebiet des Anschaulichen und Praktischen, am Ende gar nicht mehr.

9) Erweiterung des erziehenden Kreises der Schule nach unten. Hierunter versteht der Verfasser die allgemeinere Einführung von Kleinkinderschulen, auch für Kinder der mittleren und höheren Stände; da diese, obwohl aus ganz andern Gründen als die niederen, größerentheils nicht im Stande, oder fähig und geneigt sind, ihren kleinen Kindern, wenn diese einmal laufen können, die erforderliche, erziehende Sorgfalt zu widmen. Es versteht sich, daß der Verf. darauf dringt, daß von den Kleinkinderschulen alles eigentliche Schulen entfernt bleibe. „Körperliche und geistige Beschäftigung, aber keine Arbeit sey allgemeine Regel. Aber der Staat sollte ermunternd, unterstützend, ja Beispiel gebend die Errichtung von Kleinkinderschulen befördern. Musteranstalten thäten Noth, welche andern zum Beispiel dienen, und in denen sich Kinderwärterinnen bilden könnten.

10) Erweiterung des Kreises der Schule nach oben. Fortbildungsanstalten. Es ist keine Frage, daß ein Hauptgrund, warum die in der Schule erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten so bald wieder verloren gehen, darin liegt, daß nichts oder zu wenig geschieht, sie zu erhalten, zu steigern, oder doch wenigstens an sie anzuknüpfen, wenn die gewöhnliche Schulzeit einmal vorüber ist. Dieser Uebelstand bezieht sich inzwischen weniger auf diejenigen jungen Leute, welche das Gymnasium besuchen und dann auf der Universität ihre Studien machen, als vielmehr auf die unübersehbare Menge derjenigen, welche zwischen dem dreizehnten und vierzehnten Jahre die Schulen verlassen, um der Erlernung ihres Lebensberufes nachzugehen. — Hier wäre wohl das Zweckmäßigste, die Schulzeit überhaupt zu verlängern, was der Verfasser indessen nur für diejenigen verlangt, welche Realschulen und ähnliche, über das Pensum der Volksschule hinausgehenden Anstalten besuchen. Denn mit allen Sonn- und Feiertagsschulen ist sehr wenig ausgerichtet, weil man in 1—2 wöchentlichen Stunden unmöglich Etwas leisten kann, insonderheit, wenn man in denselben alle Gegenstände der Werktagsschulen durchnehmen soll. Andere Nachschulen, z. B. Abendschulen und Morgenschulen für Lehrlinge könnten schon mehr leisten, wenn diese nur Zeit dazu hätten. Nach einem arbeitsvollen Tage werden die wenigsten nur fähig seyn, dem Unterricht mit Aufmerksamkeit beizuwohnen. Morgenschulen setzen aber voraus, daß Meister und Lehrherren ihre Lehrlinge nicht zu früh in Anspruch nehmen.

11) Unter „Verbindung der Schulen mit dem Volksleben" versteht der Verfasser gar mancherlei. Zuerst wünscht derselbe Abschaffung der unmittelbaren Erhebung des Schulgeldes, welches Lehrer und Schule sehr unpopulär mache. Das Beste wäre wohl, unseres Dafürhaltens, daß die Lehrer aus Staatskassen besoldet und die dafür erforderlichen Summen aus einer gewiß unmerklichen Erhöhung der direkten oder indirekten Steuern geschöpft würden. Höhere Bildungsanstalten, in welche die Kinder zu schicken keine Verbindlichkeit statt findet, sollten übrigens keineswegs schulgeldsfrei gemacht werden, wohl aber zur Erhebung eines höheren Schulgeldes ermächtigt seyn, das ärmeren Schülern gleichwohl theilweise oder ganz erlassen werden könnte, sofern und so lange sie sich durch Talent, Fleiß und gutes Betragen

dieser Wohlthat würdig machen. Von Prüfungsfeierlichkeiten, Kinderfesten, die der Verfasser vorschlägt, läßt sich nach bisherigen Erfahrungen wenig erwarten. Mehr schon von Erweiterung der Schulbibliotheken (wo nämlich schon welche sind) zu Gemeindebibliotheken, und noch mehr davon, wenn den Schulzeugnissen bei Niederlassungen und anderen Vorkommenheiten des bürgerlichen Lebens mehr Berücksichtigung zu Theil würde, daß sie nicht bloß vorgelegt, sondern daß ihr Inhalt auch gehörig erwogen würde.

12) Es werden pädagogische Vereine theils von Lehrern, theils von Laien gefordert, von denen jene sich das theoretische, pädagogische, diese sich das praktische materielle Interesse der Schulen zum Ziele setzen sollen; und diesen sollen sich dann Vereine zur Verbreitung guter Bücher anschließen. Solche Vereine erster und dritter Art bestehen schon hie und da; allein man hat über ihre Wirksamkeit noch keine hinreichenden Erfahrungen gemacht, um den Grad ihrer Heilsamkeit, welche nicht bestritten werden kann, ermessen zu können.

13) Zuletzt verlangt der Verfasser eine verbesserte pädagogische Schriftstellerei für die Schule und das Volk. Hier sind nach des Verfassers und nach des Referenten Ansicht Preisaufgaben für die besten Schul- und Volksbücher an der rechten Stelle, wenn nämlich die Preise bedeutend genug, für Elementarlehrbücher so hoch und höher, wie für wissenschaftliche Compendien, und die Preisrichter einsichtsvolle und unparteiische Männer sind.

Dr. W. B. Mönnich.

Akademische Schrift.

Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrichs II. gehalten am 26. Januar 1843 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften von Friedrich von Raumer.

Der Redner vertheidigt den großen König gegen die Verunglimpfungen, die derselbe, namentlich was die Sittlichkeit seiner Politik und seine Freigeisterei betrifft, von Johannes Müller und Gentz erfahren hat. Obgleich Müller und Gentz berühmte Namen sind, war es doch kaum angemessen, sie in einer Akademie feierlich zu widerlegen, sofern Johannes Müller bekanntlich als Diener aller Herrn und als ein durch und durch verlogener Charakter, und Gentz, der sich selbst „das erste Weib der neueren Zeit" nannte, nicht als zuständige Richter über die Sittlichkeit Andrer anerkannt werden dürfen. Herr von Raumer hätte ganz einfach solche Sittenrichter verwerfen dürfen.

Wenn der Redner bei diesem Anlaß das Beispiel Friedrichs des Großen in Bezug auf allgemeine Toleranz auch für unsre Tage empfiehlt; wenn er den Satz verficht, ein weiser König solle dem Gewissen seiner Unterthanen nirgend Zwang anthun, und, um die Frage auf unsre Zeit anzuwenden, die gegenwärtige preußische Regierung solle dem Ultramontanismus hier und dem Antichristenthum dort den freiesten Spielraum gönnen, wie ihn die Regierung Friedrichs des Großen den Jesuiten und den damaligen Freigeistern und Atheisten zugleich gönnte, so erschöpft er diese Zeitfrage nicht hinreichend, indem er einige der wichtigsten Momente außer Acht läßt. Es ist gewiß, daß der alte, in der lutherischen Welt zuerst geltend gemachte Grundsatz cujus regio, ejus religio, die schrecklichste aller Despotien begünstigt, und daß wir Gott nicht genug danken können, von den Consequenzen desselben endlich erlöst zu seyn. Gleichwohl ist es das Recht des Staats, sich gegen eine Religionspartei oder philosophische Sekte, wenn sie ihm gefährlich zu werden droht, in Verfassung zu setzen, und ist es auch wieder die Pflicht des Staats, dem Sektenunfug zu steuern, wenn derselbe die Grundlagen der Societät untergräbt und die Corruption begünstigt. Unter diesem Gesichtspunkt, dessen Bedeutsamkeit wohl jedem in unsern Tagen einleuchtet, dürfte die pure Passivität, kirchlichen und antikirchlichen Leidenschaften gegenüber, wohl nicht die empfehlenswertheste Politik seyn. Friedrich der Große beschützte die Jesuiten, als sie aus der ganzen katholischen Welt verbannt waren. Daher die jesuitischen Sympathien für den großen König. Aber sind wir nicht in einer ganz andern Lage? Friedrich duldete die Atheisten, aber er stellte sie doch nicht als Professoren auf allen Universitäten an. Aus dem damals ohnmächtigen Ultramontanismus ist ein riesenstarker geworden; aus der ausnahmsweisen Lüderlichkeit der sogenannten freien Geister des achtzehnten Jahrhunderts ist eine Regel und Schuldisciplin auf allen protestantischen Universitäten geworden. Auf diesen Unterschied der Verhältnisse hätte Herr von Raumer wohl Rücksicht nehmen dürfen. Friedrich der Große selbst würde demgemäß, wenn er heute lebte, anders handeln, als er 1773 handelte. Ueberdieß vergißt Herr von Raumer gänzlich, daß es zwischen den Jesuiten und Hegelianern auch noch evangelische Christen gibt, daß es eine lutherische Kirche gibt, und daß der König von Preußen ihr erster Bischof ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 36.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. April 1843.

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

2) Die Schule in Beziehung auf das Leben von John George Zirnkilbon, Schulerpositus in Wendelskirchen bei Landshut in Niederbayern. Heidelberg, Winter, 1842.

Auch diese Schrift ist durch die Suringar'sche Preisfrage ins Leben gerufen worden und stimmt, obgleich sie das Gepräge der Originalität unverkennbar an sich trägt, in allem Wesentlichen mit dem Buche Curtmanns über denselben Gegenstand vollkommen überein. Die Auffassung aber und die Darstellung ist verschiedenartig. Die Anklagen gegen Eltern, Lehrer, Geistliche sind unmittelbarer auf die Thatsachen, die das Leben darbietet, bezogen; sie sind daher für die, welche der Tadel trifft, fühlbarer, obgleich des Verfassers gutmüthige Launen- und Schalkhaftigkeit den Pfeilen, die er absendet, nicht allein alles Gift, sondern öfters auch die scharfe Spitze benommen hat. Es liegt außerdem in den Anklagen, wie in den Forderungen, wie es besser werden soll, mehr Ermahnung und eindringliches Zureden, mehr Liebe zu der guten Sache, mehr Gemüth, als daß eine genaue Aufzählung des Thatbestandes, eine umsichtige Angabe der Mittel und Wege, welche und wie sie gewählt werden sollen, hätte stattfinden können. Ein Spruch aus der Bibel, eine Ansicht aus irgend einem neueren oder alten Schriftsteller, eine Anekdote aus dem Leben oder aus einem Buch, wird eingeschaltet und gibt Anlaß zu Digressionen, die fast vom Wege abführen. Merkwürdig ist, daß der Verfasser, der katholischer Geistlicher zu seyn scheint, keineswegs einen bedeutenden Accent auf die Subordination der Schule unter die Kirche legt, den Geistlichen selbst aber gehörig das Kapitel liest. Wir stellen ihn uns als einen ehrwürdigen Greis vor, vom Geiste Fenelons, Wessenbergs, Seilers beseelt.

3) Ueber Nacherziehung und Nachschulen in Bezug auf die schon aus der Schule entlassene, gereiftere Jugend; Eltern, Lehrern, Lehr- und Dienstherren, so wie Ortsbehörden, Schulvorständen, Gewerb- und Wohlthätigkeits-Vereinen gewidmet von K. Preusker. Leipzig, Hinrichs, 1842.

Herr Rentamtmann Preusker hat durch eine Reihe von Schriften sein warmes Interesse für Jugend- und Volkserziehung, welches er auch in seinem praktischen Wirkungskreise mit Eifer und Erfolg bethätiget, vielfach an den Tag gelegt. Gegenwärtige Schrift bildet den fünften Theil eines größeren Werkes über Jugendbildung überhaupt; und schon der Titel zeigt, daß ihr Inhalt von ähnlichen Erfahrungen und Wünschen eingegeben ist, aus welchen auch die Suringar'sche Preisfrage und deren Beantwortungen hervorgegangen sind. Allein Hr. Preusker will, und wir glauben mit Recht, mehr als bloß erhalten wissen, was in der Schule gelernt worden; er will, daß die Jugend in Anknüpfung an das Gegebene weiter geführt werde. Vor allen soll die Jugend, wenn sie die Schule verlassen hat, was gewöhnlich für den größten Theil derselben bei der Konfirmation geschieht, noch fernerhin erzogen werden durch Eltern und andere Vorgesetzte durch gutes Beispiel mehr als durch Ermahnen, besonders aber auch Vorbauen. Recht! Aber namentlich ist die Frage schwer zu beantworten: Wie nöthigt man die Lehr- und Dienstherren, hierin ihre Schuldigkeit zu thun? Es ist abscheulich, wie gewissenlos gegenwärtig namentlich die Lehrlinge theils behandelt, theils ihrem Schicksal überlassen werden, und es gilt dieß von Handwerkslehrlingen, wie von Kaufmannslehrlingen. Die Frechheit des Benehmens, Lüderlichkeit, gröbere und feinere Betrügereien gehören unter diesen 13—18jährigen Menschen bereits zum guten Ton. Hier kann nichts helfen, als daß jeder Lehrherr für jeden Excess seines Lehrlings mit verantwortlich gemacht würde. Was

unmündige Dienstboten in Familien, wie in Geschäftshäusern anlangt, wäre die gleiche Verpflichtung den Dienstherren, aufzuerlegen, aber — wohl zu merken — ihre Autorität dürfte nicht durch polizeiliche Verordnungen, die fast alle zu Gunsten der Dienstboten lauten, beeinträchtigt werden. — Recht umsichtig und klar wird darauf gezeigt, worauf die Fortbildung der erwachsenen Jugend zu richten sey, in moralischer wie in scientivischer Hinsicht, und zwar namentlich je nach den besonderen Lebensverhältnissen, in welche Knaben und Jünglinge eintreten. Sodann wird nachgewiesen, welche Schulen und Lehranstalten erforderlich seyen, um jenen verschiedenartigen Bildungs- und Unterrichtszwecken zu dienen. Allein so schön und gut Alles ist, was der Verf. hierüber so wie über die Mitwirkung des Staates und freier Vereine gesagt hat; so werden all diese Wünsche, Vorschläge &c. doch nur pia desideria bleiben, so lange nicht zu gleicher Zeit dargethan ist, wie die nöthige Zeit für den Fortbildungsunterricht zu gewinnen sey, woher man vor allen Dingen die bedeutenden finanziellen Mittel nehmen solle, ohne welche Nichts auch nur angefangen werden kann, und wie man die fortzubildende Jugend auch nöthigen könne, von den dargebotenen Unterrichts- und Erziehungsgelegenheiten den gehörigen Gebrauch zu machen. Immer und immer an den Patriotismus, an christliche Aufopferungslust zu appelliren, wie selbst hie und da von Regierungen geschieht, führt zu Nichts, als höchstens zu einer täuschenden Scheinthätigkeit, die mehr verdirbt als nützt. Wer arbeiten soll, muß seinen Lohn haben; wer sich weiter bilden soll, muß handgreifliche Vortheile sehen, welche dem eifrigen Bemühen gewährt werden, und noch handgreiflichere Nachtheile, welche dem Trägen und Unstrebsamen unnachsichtlich erwachsen. Man wird sagen: das sind keine edlen Motive! Ganz recht. Aber die Masse der Lehrenden und Lernenden, um die es sich hier handelt, wird nun und nimmermehr durch andere in Bewegung gesetzt werden.

4) A. G. Spillecke, Direktor des K. Friedr. Wilh. Gymnasiums, der Realschule und der Elisabethschule zu Berlin, nach seinem Leben und seiner Wirksamkeit dargestellt von Dr. L. Wiese, Prof. am K. Joachimsthalischen Gymnasium. Berlin, Enslin, 1842.

Spillecke war ein in vieler Beziehung eben so ausgezeichneter Schulmann, als liebens- und achtungswürdiger Mensch, daß er dieses würdige biographische Denkmal, welches ihm sein Schwiegersohn, Herr Prof. Wiese gesetzt hat, wohl verdient hat. Er war mit der Erfüllung seines schulmännischen Berufes so ganz beschäftigt, daß er weder Zeit noch Neigung gehabt hat, die Welt mit Geräusch literarischen Ruhmes zu erfüllen, obwohl die von ihm erschienenen Schriften, namentlich die pädagogischen, zu dem Gediegensten gehören, was auf diesem Gebiete erschienen ist. Was er nun als Mensch, was er besonders auch als Lehrer und Schuldirektor war, erfahren wir aus vorliegender Schrift. So interessant seine leider etwas zu kurze Jugend- und Bildungsgeschichte, die zum größeren Theil noch von ihm selbst herrührt, in psychologischer Hinsicht ist, und wie manche schätzbare Notiz dieselbe auch über den beklagenswerthen Zustand der Schulen in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts enthält; so scheint uns doch das Werthvollste darin das zu seyn, was wir über das Lehrer- und Schuldirektorwirken des geist-, gemüth- und charaktervollen Mannes erfahren. Referent, der es aus eigener Erfahrung weiß, was es heißt, drei Schulen verschiedener Art gleichzeitig vorstehen zu müssen, hat nur mit bewundernder Anerkennung gelesen, was hier von dem Geschick, Eifer und Fleiß berichtet wird, mit denen Spillecke einem Gymnasium, einer Realschule und einer Mädchenschule fast zwanzig Jahre lang vorgestanden, ja dieselben aus dem Zustande des Verfalles aufgerichtet und einer von Jahr zu Jahr herrlicher sich entfaltenden Blüthe entgegengeführt hat. Man denke sich die Leitung von 33 Classen mit 62 Lehrern und 1400 Schülern! Und nun noch die Sorge für plan- und zweckgemäße Leitung drei ihrer Bestimmung nach grundverschiedener Anstalten. Aber gerade eine Hauptschwierigkeit die Realschule nicht durch das früher damit in Beziehung stehende Gymnasium und dieses nicht durch jene leiden zu lassen, überwand er mit seltenem Geschick und Erfolg. Freilich gehörte Spillecke zu den wenigen Schulmännern, welche die dazu erforderliche vielseitige, von echtphilosophischem Geiste durchdrungene Bildung und zugleich auch die nöthige Unbefangenheit und Gediegenheit des Charakters besitzen; um z. B. die volle Berechtigung der Gymnasial- und Realschulbildung und der Anstalten anzuerkennen, welche diesem verschiedenen Bildungszwecke dienen sollen. Demzufolge wurde es ihm leicht, jeder der beiden Anstalten nicht allein ihren Charakter zu lassen, sondern diesen erst recht herauszubilden und jeder die volle Selbstständigkeit zu sichern. Gerathen wird es übrigens seyn, solchen verschiedenartigen Anstalten auch verschiedene Dirigenten zu geben; denn in der Regel wird der philologische Schulmann die Realschule philologisiren, und umgekehrt, selbst wenn er nicht gerade die bewußte Absicht hat. Uebrigens liefert unsere Biographie unter andern auch den Beweis, daß ein frommer, gläubiger Christ, der Spillecke in höherem Grade war, als mancher Zelot, welcher das: Herr, Herr! beständig im Munde führt, für das Gedeihen der Realschulen reden und handeln kann. Und hat nicht der fromme August Herrmann Franke schon der Realbildung

neben der Gymnasialbildung ihr Recht widerfahren lassen? — Sehr werthvoll sind die in einem Anhange gegebenen Aphorismen und kleinen Abtheilungen über allerlei, den Unterricht und die Erziehung in Schulen betreffende Fragen; jedes Wort verräth den scharfblickenden, umsichtigen, praktischen Schulmann.

5) Die Königliche Realschule zu Berlin. Eine historische Skizze von J. H. Schulz. Essen, Bädecker, 1842.

Eine höchst belehrende Schrift, da sie in der Geschichte einer fast schon ein Jahrhundert lang bestehenden Schule, die von Anfang an bestrebt war, den Forderungen, welche das Leben an die Schule stellt, zu entsprechen, zugleich eine allgemeinere Geschichte dieser Wünsche und der Versuche, sie zu erfüllen, gibt. Die Schule nämlich wurde schon als Realschule im Jahre 1747 durch den Prediger Julius Hecker, einen Schüler des frommen Stifters des Halle'schen Waisenhauses, August Hermann Franke's, begründet, enthielt aber gleich anfangs drei Schulen: eine deutsche Schule, eine lateinische Schule und eine Realschule. Die beiden letzteren waren einander nebengeordnet, der ersten aber übergeordnet. In der deutschen Schule wurden die Elementarkenntnisse, in der lateinischen Schule: Latein, Schreiben, Geographie, Geschichte, Griechisch, Französisch, Religion; in der Realschule: Arithmetik, Geometrie, Mechanik, Architektur, Zeichnen, Naturkunde gelehrt; doch durften einzelne Schüler der Lateinschule und selbst der deutschen Schule zu den Lektionen der Realschule zugelassen werden. Doch dieses Herüber und Hinüber zwischen verschiedenartigen Anstalten, was selbst heute noch, sogar von Schulmännern, für thunlich und wünschenswerth erachtet wird, und wogegen Ref. stets protestirt hat, hat sich hier in der Praxis nicht bewährt. Aus der Lateinschule wurde zuerst ein Pädagogium, und dieß drückte eine Zeit lang die Realschule zu einer nicht ganz geeigneten Vorschule herab und erst seit Direktor Spilleke an die Spitze der Anstalt trat, entwickelte sich das gymnasiale und reale Element, jedes selbstständig, und Gymnasium und Realschule stehen nun als eigentliche, ihrem Zweck entsprechende Anstalten da. Dieß haben wir schon aus Spilleke's Biographie im Allgemeinen erfahren; hier wird es uns umständlicher erzählt. Indem wir dieß nachzusehen denjenigen unsrer Leser, die sich dafür besonders interessiren, überlassen müssen, bemerken wir nur, daß auch der Unterricht im Halle'schen Waisenhause nach und nach immer entschiedener nach den beiden Seiten aus einander getreten ist, so daß auch hier Gymnasium und Realschule zu ganz besonderen Anstalten geworden sind. Nehmen wir hiezu, daß das Collegium Carolinum in Braunschweig (seit 1745), nicht minder eine entschiedene Tendenz zur Verselbstständigung der ungleichartigen Elemente, die ursprünglich zu nahe gerückt waren, an den Tag gelegt; so sollten diese Thatsachen, welche sich als Endergebniß der hundertjährigen Geschichte von drei berühmten Anstalten darstellen, von allen neueren Mischungsversuchen abhalten.

6) Genrebilder aus dem Leben eines siebenzigjährigen Schulmannes, ernsten und humoristischen Inhaltes; oder Beiträge zur Geschichte der Sitten und des Geistes seiner Zeit. Herausg. von G. F. Schuhmacher, Prof. und vormaligem Rektor der Schleswigschen Domschule. Schleswig, Druck und Verlag des Taubstummeninstitutes, 1841.

So sehr der Verf. sich auch darin gefällt, mit einer gewissen, dem höheren Alter wohl anstehenden, behaglichen Breite auch das Speciellste zu erwähnen, was an und für sich wohl nur ein näheres Interesse für die haben kann, welche ihn und die Lokalverhältnisse näher kennen, in welchen sich sein Leben bewegt; so hat es dennoch mit dem Zusatz auf dem Titel seine Richtigkeit: „die Genrebilder" sind wirklich auch Beiträge zur Geschichte der Sitten und des Geistes der Zeit, in welche des Verf. Leben fällt. Theils erreicht der Verf. diesen Zweck schon durch die Specialität seiner Mittheilungen, theils aber läßt er auch schickliche Gelegenheiten nicht vorübergehen, um betrachtende und zur Orientirung dienende Blicke auf die Gestaltungen und Umgestaltungen der sittlichen und geistigen, der künstlerischen und wissenschaftlichen, der kirchlichen und politischen Zustände zu werfen. Ein Zeitgenosse von E. M. Arndt, Steffens, v. Halem, H. Zschokke, deren Biographien unlängst erschienen sind, vervollständigt er das Bild des damaligen und des norddeutsch-dänischen Lebens, welches auch die Genannten zum Theil berühren. Dasselbe gilt von den Zeitereignissen und wie sie dort aufgenommen worden; die amerikanische und französische Revolution, der Kantianismus und die neuere Philosophie, die Goetheschillersche und die romantische Epoche in der Literatur, die Erniedrigung und die Erhebung des Vaterlandes. Hat man dieß Alles auch von Steffens, aus dem Munde also eines der aufgeregtesten, von Geist, Witz und Phantasie übersprudelnden, stets hingerissenen und hinreißenden Männer vernommen; so ist es höchst belehrend, über die ähnlichen, manchmal über dieselben Gegenstände einen Mann reden zu hören, der zwar nicht ohne Theilnahme, aber mit einer ruhigen Erwägung, mit einer Besonnenheit Alles aufgefaßt hat, die an Nüchternheit, ja, mit Steffens verglichen, an Trockenheit gränzt. Was namentlich die politischen und literarischen Vorgänge betrifft; so hat sich unser Verf. nicht in ihren Strom gestürzt; er ist meistentheils ruhiger Beobachter geblieben. Da aber dessen Beruf ein schulmännischer war, so ist es natürlich, daß er am ausführlichsten und belehrendsten ist,

wo er über das Schulwesen spricht, wie es in seinen Knaben- und Jünglingsjahren war und wie es seither geworden. Aus diesen Darstellungen, welche durchaus das Gepräge größter Wahrhaftigkeit an sich tragen, geht, wie aus vielen Schulberichten und Lebensgeschichten, welche jene Zeiten berühren, unzweideutig hervor, wie sehr die laudatores temporis acti Unrecht haben. Weder die Einrichtungen, noch die Lehrer, weder der Unterricht, noch die Disciplin, noch endlich die Schüler selbst, waren besser, vielmehr waren sie viel mangelhafter und tadelnswerther, als sie es jetzt sind. Wie selten waren doch im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts tüchtige Lehrer; oft fehlte es ihnen an der genügenden Kenntniß, oder sie waren übergelehrt; an methodische Behandlung des Unterrichts dachten die wenigsten, und eben so kümmerte es sie kaum, ob die Schüler etwas lernten oder nicht. Die ausschließliche Disciplin des Bakels in den untern Classen trug sehr wenige, und dann noch mehr schlechte als gute Früchte; und die akademische Behandlung in den oberen Classen hatte eben so viel Hochmuth und Ausgelassenheit, als Rohheit und Lüderlichkeit zur Folge. Discite, moniti!

W. B. M.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von H. Fitzau. Soldin, Siebert, 1842.

Diese jugendlichen Dichtungen behandeln meist das alte Thema: Lenz und Liebe. Einiges ist recht artig, z. B.

Ein Glas mit frischem Wasser
Hat sie mir heut gegeben;
Ihr Bildniß ist gefallen
Hinein, wie rasches Leben.

Als ichs nun auszutrinken
Gesetzet an den Mund,
Da ist ihr Bild gesunken
In meines Herzens Grund.

Ein Müllerlied:

Mit leisen Wellen klopfte
Der Bach des Abends an,
Er fand die Thür verschlossen
Und ging zurück die Bahn.

Da fiel ein Stern hernieder
In eine Well' hinein,
Noch einer und noch viele;
Bald wurdens ganze Reih'n.

Der Bach blieb ruhig stehen
Und sah mit zu dem Spiel,
Bis 'nein der ganze Himmel
Mit allen Sternen fiel.

Wir standen auf der Brücke;
Sie bog hinab den Leib.
Wir hatten an dem Spiele
Auch unsern Zeitvertreib.

Da fiel ihr Bild hinunter
Recht mitten in den Bach,
Das meine sprang behende
Sogleich der Liebsten nach.

Es hat in seinem Fällen
Wohl manchen Stern bedeckt;
Ihr haben sich die schönsten
Als Schmuck ins Haar gesteckt.

Bei Ueberreichung eines Cactus:

Du gehörst den zarten Seelen,
Die wir Engel nennen, an,
Die in Duft- und Blüthenleben
Ihren Freudenhimmel han.
Darum weiht sich dieser Cactus
Dir mit seiner Blüthenpracht;
In den Nächten meiner Blicke
Sind die hellen Stern' erwacht.
Sieh, er streckt die schweren Blätter
Lang und sehnend wohl hervor,
Wie das Herz mit seiner Liebe
Schüchtern rang zu Dir empor.
Aber als er hat geahnet,
Daß mein Herz sich ausgegossen,
Sind aus seinen langen Blättern
Prächt'ge Blüthen vorgeschossen.
Weil er aber stets von Neuem
Würd' ein Bild der Täuschung seyn
Und der Liebe alte Schmerzen
Wecken, die geschlummert ein:
Soll er hin zu Dir sich flüchten,
Dir zu sagen von den Tagen,
Da die Hoffnung Deiner Liebe
Wonnig mich empor getragen.
Und wenn seine Blüthen welken,
Stirbt doch meine Liebe nicht,
Müßte denn das Herze brechen,
Das durch sie noch lebt und spricht;
Lieg' ich dann in stiller Erde,
Möcht' ich so begraben seyn —
Eine Rose blühe täglich
Dir aus meinem Grabesstein.

Dieses letztere Gedicht hätte aber billig mit den Worten „wonnig mich emporgetragen" aufhören sollen. Der Rest ist ein überflüssiger und nur störender Zusatz. Besonders taugt es nicht, wenn unsre Einbildungskraft mit dem Bild des Cactus erfüllt ist, uns noch mit einer Rose dazwischen zu kommen.

Viele Gedichte sind in Gefühlen, Bild und Ausdruck von gar zu gewöhnlicher Art und hin und wieder ist die Sprache nachlässig, z. B. S. 84 kommt vor:

So mag sich wohl genüber stehen
Ein trauerndes Liebespaar.
Die Augen wollen übergehen
Von Freude nicht, von Trauer gar.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 37.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 10. April 1843.

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

7) Das Turnen und die deutsche Volkserziehung. Ein Entwurf. Frankfurt a. M. Brönner, 1843.

Der ungenannte Verf. dieser Schrift adoptirt zwar auch die Illusion, vermöge welcher man, offenbar in Ermanglung eines andern, bessern, im Cölner Domfest und Dombau ein Symbol der geistigen Einheit Deutschlands hat erblicken wollen; allein was verschlägt dieser Irrthum, wenn es Jemanden nur wirklich mit dieser Einheit Ernst ist, wenn er nur von einem nicht wohl gewählten Symbol zur rechten Sache selbst sich wendet, im Reich eines anmüthig täuschenden Traumes sich nicht einwiegt, sondern zum wachen Leben zurückkehrt und von diesem Verwirklichung alles dessen verlangt, was zur wahren Wohlfahrt der Nation dienen mag. Unstreitig gehört zu den Mitteln, welche ergriffen werden müssen, um diesen Zweck zu erreichen, um sich in allem Guten, was man je erreicht hat und noch erreichen wird, zu erhalten, zu befestigen, zu vervollkommnen, eine wohl organisirte, nichts Wesentliches ausschließende Jugend- und Nationalerziehung; und der Verf. macht darauf aufmerksam, daß es in dieser noch eine bedeutende, höchst wesentliche Lücke gebe, so lange nicht das Turnen, zweckmäßig geordnete Leibesübungen, als nothwendiges Glied der gesammten Jugenderziehung eine passende und bleibende Stelle gefunden habe. Der Befehl des Königes von Preußen, daß gymnastische Uebungen allgemein eingeführt werden sollen, ist allerdings ein Ereigniß, welches für sie etwas Bedeutenderes hoffen läßt, als aus früheren Begünstigungen und neueren Empfehlungen hervorgegangen ist. — Der Verf. erinnert mit Recht daran, daß das Turnen schon vor mehr als 30 Jahren als eine deutsche Angelegenheit ins Leben trat, und wenn sich hernach manches Ungehörige damit verband, dieß nicht in der Sache, sondern in dem Geiste der damaligen Zeit lag, dem sich auch die Turnplätze nicht entziehen konnten, und daß das Gute und Heilsame, welches unbestritten im Turnen liegt, unverkümmert zu erreichen seyn würde, wenn man ihm die rechte Stellung im Ganzen des Unterrichts und der Erziehung gäbe. Ref. stimmt dieser Ansicht bei und er fügt nur noch hinzu, daß durch diese rechte und berechtigte Stellung das Turnen nicht allein von nachtheiligen politischen und religiösen Influenzen, sondern auch von allen Charlatanismen und Pedantismen verschont bleiben werde, welche sich neuerlich damit zu verbinden angefangen haben. — Aber welches wäre dann nun die rechte, die heilsame Stellung, welche dem Turnen zu geben wäre? In der Jugendbildung soll es die Gesundheit, Kraft, Gewandtheit und Schönheit des leiblichen Lebens befördern und dazu beitragen, daß wir uns als ganze Menschen fühlen, daß der krankhafte Gegensatz zwischen Geist und Leib, die Kluft zwischen Denken und Wollen, zwischen Wille und That, die auf den meisten Gebieten des Lebens sich immer größer und bedenklicher zeigen, aufgehoben, ausgefüllt werden. Als Nationalerziehungsmittel betrachtet der Verf. es als Vorbereitung zum Kriegsdienst, zur Vaterlandsvertheidigung, wie es Jahn gleich Anfangs gefaßt hat, als Ergänzung und Abschluß der Wehrordnung, wie es Major v. Schmeling bereits vor 25 Jahren in einer eigenen Schrift: Die Landwehr, gegründet auf die Turnkunst, dargestellt hat. Es ist höchst dankenswerth und an der Zeit, diesen höheren, allgemeinen, nationalen Zweck des Turnens wieder hervorzuheben; es ist der edelste, wie es der ursprüngliche war. Der Leib des Einzelnen werde zum Dienste seines Geistes und Willens möglichst geschickt und aufgelegt gemacht; und alle werden vorbereitet zum Kriegsdienst, zu seinen Beschwerden und Anstrengungen. Der Verf. macht namentlich darauf aufmerksam, daß eine Jugend, welche auf den Turnplätzen an Anstrengungen gewöhnt, deren Körper gekräftigt und geschmeidigt, die auch durch passende Uebungen zur Genauigkeit

in Ausführung gemeinsamer Bewegungen vorgebildet ist, eine weit kürzere Dienstzeit nöthig haben werde, um zum eigentlichen Heerdienst tüchtig zu werden. Aber freilich sezt er hiebei eine Heerdienstordnung voraus, wie sie in Preußen seit den Befreiungskriegen besteht und sich bewährt hat. Warum aber hat man dieses musterhafte Heerdienstwesen nicht schon längst in ganz Deutschland nachgeahmt, dessen Prinzip nicht das demoralisirende Lotteriespiel der Conscription, sondern die allgemeine Kriegsdienstpflicht ist, welche das stehende Heer zur jungen Mannschaft, die Landwehr zum Kern und Stamme der Kriegsmacht, das ganze Volk zu einem sich und das Land selbst vertheidigenden erhebt? — Allein, wenn auch das Turnen als Vorschule des Heer- und Kriegsdienstes seine wahrhaft nationale und patriotische Bedeutung hat, so folgt doch keineswegs daraus, daß es selbst in Kriegsübungen zu bestehen habe. Vielmehr weiset der Verf. sehr gut nach: wie die geistige Bildung der Jugend einen allgemeinen und idealen Charakter sich bewahren müsse, auf welcher dann Berufsbildung und Fachstudium zu folgen habe; so dürfe das Turnen eine gewisse allseitige Uebung des Leibes, wenn man so sagen darf, eine gewisse Idealität eben so wenig verläugnen. Er zeigt sodann recht bündig und schön, in wie fern die rein gymnastischen Einzel- und Massenübungen, indem sie Selbstzweck sind, doch auch jenem andern Zweck, Vorschule der Kriegsübungen zu seyn, dienen. Ref. fügt hinzu, daß eine wohlbemessene, ausdrückliche Berücksichtigung der späteren Kriegsübungen so wenig nachtheilig erscheint, als wenn unsere allgemeinen Bildungsschulen, wie sie denn auch wirklich thun, auch dem späteren Studium oder Berufsleben einige Rechnung tragen. Wahrlich, hätte man nicht künftige Juristen und Theologen, Mediciner und Philosophen, nicht überhaupt gelehrtwissenschaftliche Studien in Aussicht genommen, nie hätten wir Gymnasien bekommen, in denen Latein, Griechisch und Hebräisch gelernt wird: und was würde wohl aus den Gymnasien werden, wenn sie nicht mehr Vorbereitungsschulen für die Universitätsstudien zu seyn brauchten? An höhere Realschulen und polytechnische Institute braucht man nicht erinnert zu werden. — Der Verf. wendet sich sodann zu der allerdings hochwichtigen Frage, wie die Leibesübungen mit dem übrigen Unterricht zu verbinden seyen, auf daß sie dessen Zwecke eher fördern als stören und den eigenen zugleich erreichen. Zuerst faßt derselbe die höheren Anstalten ins Auge und verlangt zuvörderst und mit Recht eigentliche Turnlehrer, die aber in jeder Beziehung den übrigen Lehrern in Beziehung auf Bildung, wie auf Stellung zur Anstalt ebenbürtig seyn müssen. Das rechte Maaß und die rechte Zeit für die Uebungen wird sich dann wohl finden. Der Verf. wirft die Frage auf, ob es nicht besser sey, daß täglich zweimal eine halbe Stunde geturnt werde, oder ganze Nachmittage. Ref. ist der Ansicht, daß täglich und zwar mindestens eine Stunde, einmal in der Woche aber, etwa Sonnabends, den ganzen Nachmittag geturnt werden müsse, weil sonst der Zweck nicht erreicht wird. Täglich eine Stunde auf Uebungen persönlicher Geschicklichkeit und Gewandtheit, auf Einzelübungen verwendet, kann nie ermüden; ohne ein anhaltendes Turnen, das sich mindestens über 3 — 4 Stunden erstreckt, ist aber an Uebungen in Masse und zur Ausdauer nicht zu denken. — Allein die Turnübungen sollen kein Privilegium der gebildeten Stände seyn; auch für die niedern Stände, selbst auf den Dörfern müssen sie eingeführt werden. Erstlich würde sonst ein Hauptzweck derselben, Vorübung zum Kriegs- und Heerdienst zu seyn, verfehlt werden; dann aber haben sie auch für die Jugend der niederen Stände und des platten Landes einen eigenthümlichen Werth. Hier sollen sie gegen die Einseitigkeit und Rohheit bloßer Kraft- oder Fertigkeitenübung, gegen Verhocken oder Verkrummen, ja gegen die Verdummung, welche ein zu mechanisches Thun in Werkstätten und Fabriken mit sich bringt, durch freiere Bewegungen des Leibes im Freien ein wohlthätiges Gegengewicht bilden. Aber wer soll für die niedern Stände, wer für die Dorfjugend Turnlehrer seyn? Den Schullehrern selbst kann bei ihrer Ueberbürdung mit Stunden und Schülern diese hundert und erste Last nicht aufgeladen werden. Der Verf. schlägt dazu tüchtige, von Seiten ihres sittlichen Werthes, ihrer sonstigen Anstelligkeit und Verständigkeit empfehlenswerthe Unteroffiziere (Corporäle) vor. Wenn man solche in gehöriger Anzahl findet und bei der Wahl glücklich ist, warum nicht? Allein nur nicht aus Grundsatz auf Unteroffiziere reflektirt! Man würde dann sicher mehr Böcke als Gärtner bekommen. Nein! man sorge dafür, daß die Seminaristen turnen lernen und gebe jedem Lehrer, was ohnehin nur wohlthätig seyn kann, vom Seminar kommende als Hülfs- und Turnlehrer bei. Es wird nicht zu lange dauern, so werden auch die angestellten Lehrer Turnlehrer gewesen seyn, ihrem Gehülfen auch fürs Turnen mit Rath und That zur Hand gehen und ihn vor Mißgriffen bewahren können. Und wenn man die künftigen Lehrer vom Kriegsdienst nicht freispricht, so werden sie auch als Turnlehrer im Stande seyn, auf diejenigen Uebungen die nothwendige Rücksicht zu nehmen, welche insonderheit als Vorübungen zum Heerdienst betrachtet werden können. Bei eigentlichen gewesenen Soldaten, wie gediente Unteroffiziere doch seyn würden, wäre zu befürchten, daß sie die Turnplätze bald in Exercierplätze verwandelten! — Auch von der finanziellen Seite scheint unser Vorschlag vortheilhafter, doch hierüber, wie über die ganze Turnfrage vielleicht bald an einem andern Orte mehr.

8) Erzählungen aus der Geschichte des Menschengeschlechts für die reifere Jugend ꝛc. Von Joh. Andr. Hofmann, Lehrer zu Arn. Zürich, Schultheß, 1842.

9) Neues historisches Lesebuch für die Jugend. Von A. Hillert und K. Riedel. 3 Theile. Berlin, Sander, 1842 — 1843.

Schon seit einigen Jahren haben wir von Zeit zu Zeit auf einzelne Geschichtsbücher hingewiesen, welche Zeugniß von der immer allgemeiner werdenden Anerkennung geben, daß mit dem Unterricht in allgemeiner Geschichte, wie er schon der Kürze der Zeit wegen auf Schulen gegeben werden muß, der Jugend wenig gedient sey, daß man vielmehr darauf bedacht seyn müsse, der Jugend Einzelnes, Anschauliches, Gemüth und Phantasie Ansprechendes, ein passendes Material darzubieten, bei dessen Aneignung der historische Sinn erweckt, zum Denken geneigt, Gemüth und Geist aber gebildet würden. Den ersten Platz nehmen unter diesen Büchern bis jezt die geschichtlichen Lesebücher von Roth und Lanz ein und die beiden, welche wir eben anzuzeigen im Begriff stehen, schließen sich der ganzen Reihe in eigenthümlicher Weise an.

Das erste von diesen lezteren führt auf dem Titel noch den Zusatz: für die reifere Jugend und zur Unterhaltung, Belehrung und Bildung des Gemüthes; doch würde dieser Titelzusatz irre leiten, wenn der Begriff „reifere Jugend" nicht genauer begrenzt wird. Wir glauben die Grenze richtig zu bezeichnen, wenn wir sagen, es sey die sonntagschulpflichtige Jugend zu Stadt und Land, diejenige zu verstehen, welche keine höhere Schulbildung genossen hat, welcher etwa Mädchen und Knaben aus den gebildeteren Ständen von 13 — 15 Jahren entsprechen möchten. Der Verf. hebt aus der ganzen Weltgeschichte einzelne wichtige Personen, Begebenheiten, Zustände heraus, und entwirft von ihnen einfache, markirte Federzeichnungen und gibt dann fast jedem seiner Bilder passende Unterschriften aus geistlichen oder weltlichen Gedichten. Wir nennen diese Unterschriften, die man auch die moralisirenden Schlußverse jeder einzelnen Fabel nennen könnte, passend, in sofern sie Sinn und Geist der einzelnen Bilder verstehen, deuten, erläutern helfen, und in sofern man sich Leser denkt, welchen diese Verse oder Gedichte nicht schon anderswoher bekannt sind. Wollten wir den literarästhetischen Maßstab der Beurtheilung anlegen, dann würden wir die Anführung dieser Verse unpassend, geschmacklos nennen und sagen müssen, sie brächten bald eine komische, bald eine widerwärtige Wirkung hervor. Was kann es z. B. in literarästhetischer Hinsicht Unpassenderes geben, als an den Schluß der Erzählung von Camillus, dem zweiten Gründer Roms, die Verse zu setzen: „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an" ꝛc.? Es ist gerade so unpassend, als es war, die alten Deutschen z. B. singen zu lassen: „Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen." Allein der Verf. hat sich mit seinem Buch an die Jugend und an denjenigen Theil vorzugsweise gewendet, bei welchem eine Vertrautheit mit der neueren deutschen Literatur nicht eben vorauszusetzen ist, wo also der Inhalt der Verse allein entscheidet; und außerdem wollen wir auch nicht läugnen, daß die Wahl derselben öfters auch in jeder Weise untadelich sey. — Einen Wunsch wollen wir noch schließlich aussprechen: Möchte es dem Verf. bei einer neuen Auflage gefallen, die Zahl der ausgewählten Stücke zu mindern und die übrigen dann um so spezieller zu behandeln. Die biblischen Stücke z. B., welche der reiferen Jugend bekannt seyn müssen, könnten, sofern sie nicht, wie Abraham, Moses, weltgeschichtlich sind, ausfallen; und so ließe sich wohl noch mancher andere Platz besser besetzen. Eine Weltgeschichte in Biographien ist ohnehin ein Widerspruch in sich, wie sogar des Hrn. Prof. Böttiger Versuch, eine solche zu schreiben, beweiset. Der Zweck einer Weltgeschichte muß auf andere Weise erfüllt werden; Erzählungen aus der Weltgeschichte haben nur einen Zweck, in sich selbst anschaulich concret, lebendig zu seyn. Lieber füge man eine welthistorische Uebersicht bei, aber lasse sich das Interesse, welches in jeder einzelnen Erzählung für sich abgeschlossen seyn soll, durch Nichts verkümmern.

Das zweite Werk, das „neue historische Lesebuch," hat sich auf einen ganz andern Standpunkt gestellt; es hat Gymnasiasten, Primaner und mindestens Secundaner im Auge. Darum sind die einzelnen Darstellungen, die mitgetheilt werden, aus den Werken ausgezeichneter Geschichtschreiber alter und neuer Zeit entlehnt, von Herodot und Thukydides bis auf Schlosser und v. Raumer, Ranke und Leo, Guizot und Gervinus. Sehr häufig ist die Wahl der Gegenstände, wie der Schriftsteller glücklich und durchaus passend; öfters können wir dieß jedoch nicht finden. Wir wollen es zwar nicht im Allgemeinen rügen, daß es mit dem, an die Spitze der Vorrede zum ersten Theil gestellten Grundsatz, daß der Reflexion die Anschauung vorausgehen müsse, etwas zu buchstäblich genommen seyn möchte, wenn auf die rein geschichtlichen Darstellungen sogleich Reflexionen darüber folgen; vielmehr geben wir zu, daß geschichtliche Betrachtungen oder selbst Reflektionen über Thatsachen den Schülern der beiden oberen Gymnasialklassen außer gelungenen Erzählungen mitzutheilen sind: allein sie dürfen weder in zu großer Anzahl vorhanden seyn, noch ihren Grund und Boden weniger in der Geschichte selbst, als in einem philosophischen oder politischen System haben. Weder

der Historiker von Profession, noch der besonnene Pädagog kann es zugeben, wenn hiedurch die Historie bloß zum Vehikel philosophischer und politischer Ansichten herabgesezt wird; der Historiker kann hierin nur eine Verfälschung der geschichtlichen Wahrheit, der Pädagog nur eine Verbildung des historischen Sinnes erblicken. Und solcher historisch und pädagogisch nicht gut zu heißender Stücke finden sich mehrere in dem Buch. Dahin rechnen wir die Stücke z. B. aus Hegel und Guizot, und die Einleitung zum dritten Bande von K. Riedel selbst. Das für den Zweck des Buches verfehlteste Stück aber scheint uns der aus Hazlitts Werk über Napoleon gewählte Abschnitt. Hazlitts Werk über N. ist unstreitig eines der besten, welche wir besitzen; es ist dieß wegen der Genauigkeit und dem Scharfblick, mit welchem die Thatsachen ausgewählt und dargestellt sind, und wegen der oft viel Selbstverläugnung erfordernden Gerechtigkeit, welche der für die Grundsätze der Revolution eingenommene Verfasser dem treulosen Sohn derselben widerfahren läßt. Aber eben um dieser seiner Anhänglichkeit an die Revolution willen ist er in seiner Weise eben so befangen und bornirt oft, wo es allgemeine politische Erwägungen gilt, wie es in demselben Falle, aber in entgegengesetzter Weise die unbedingten Feinde jenes weltumwandelnden Ereignisses sind. Zwar spricht es Hazlitt eben in dem mitgetheilten Stück mit Bestimmtheit aus, daß er in dem, was er je geschrieben, sich nirgends für einen Republikaner erklärt habe, und daß er es auch durchaus nicht der Mühe werth halte, Bekenner und Märtyrer irgend einer Regierungsform zu seyn. „Aber," fuhr er fort, „an was ich Gesundheit und Reichthum, Namen und Ruhm gesezt habe und (wofür) ich bereit bin, es wieder und bis zum lezten Augenblick zu thun, das ist, daß das Volk die Macht hat, seine Regierungsformen, so wie die Personen, welche regieren, zu verändern." Dieser radikale Grundsatz, nach welchem die Revolution eigentlich zum Staatsprinzip erhoben wird, macht es erklärlich, folgenden Ausspruch einige Zeilen früher zu finden: „Daß etwas ist, kann man viel leichter bestimmen, als ob es gut oder böse sey; um die erste Frage allein handelt es sich in Monarchien, die zweite dagegen schwebt stets in Republiken ob, erschwert deren Errichtung und erleichtert ihre Zertrümmerung." Man kann dieses Wort als einen Sarkasmus gelten lassen, in welchem der zähneknirschende und verzweifelnde Radikalismus seinem gepreßten Herzen Luft macht; aber ist es Wahrheit, ist es historische Wahrheit? Nein, es ist politische Sophistik, und die taugt überhaupt nicht und für die zu bildende Jugend am allerwenigsten. Wir haben dieß eine Beispiel angeführt, ohne viel zu suchen; es ist nur eins von vielen ähnlichen, wenn auch nicht ganz so tollen, und daher ein Beweis, daß das „neue historische Lesebuch" troz des vielen Vortrefflichen, was es wirklich enthält, doch als Schulbuch nicht zu empfehlen ist. Für erwachsene Leute, denen Leben und Geschichte bekannt ist, und die, ohne Gelehrte zu seyn, sich für Geschichte und ihre Literatur als Liebhaber interessiren, dürfte es dagegen als eine Art Chrestomathie der historischen Darstellungskunst eine belehrende und bildende Lektüre darbieten.

W. B. M.

Sagengeschichte.

Zur Arthursage. Von San Marte. Halle, 1843.

Diese kleine aus den neuen Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Vereins besonders abgedruckte Schrift ist zunächst veranlaßt durch die 1842 in Paris erschienenen contes populaires des anciens Bretons vom Grafen von la Villemarqué und bringt einige nicht unwichtige Nachträge zu des Verfassers 1842 in Quedlinburg herausgekommenen Schrift: Die Arthursage und die Mährchen des rothen Buchs von Hergest. Interessant ist besonders der Versuch, die Sage von Lancelot vom See, eines der gefeiertsten Ritter der arthusischen Tafelrunde, ebenfalls auf einen wälschen Ursprung zurückzuführen, wie man dieß bereits mit Parzival, Jwein und Erek gethan hat. Der Name Lancelot oder eigentlich l'Ancelot wird hier als Uebersetzung des keltischen Mael, Maelwas angesehen. Der thätige Verfasser ist bekanntlich Herr Albert Schulz, Regierungsrath in Bromberg.

Lyrische Dichtkunst.

Glätzische und hochdeutsche Gedichte von Franz Schönig. Meisse, Müller, 1842.

Der Verfasser starb 1828. Er war ein guter anspruchsloser Mann aus niederem Stande. Seine Verse, größtentheils Gelegenheitsgedichte, verrathen zwar keine tiefe Poesie, aber doch ein heiteres Gemüth und sind der Sprache wegen charakteristisch, indem bei weitem der größte Theil in der Glatzer Mundart gedichtet ist. Dieß wird für deutsche Sprachforscher gewiß von Interesse seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 38.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 12. April 1843.

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

10) Ueber den deutschen Unterricht auf Gymnasien. Von Friedrich Joachim Günther, Lehrer am königl. Pädagogium in Halle. Mit einem Auszuge aus dem vierten Theile der deutschen Grammatik von Jakob Grimm, und einer Erklärung der Tropen und Figuren. Essen, Bädecker, 1841.

Dieses Werk, welches denselben, jedenfalls höchst wichtigen Gegenstand behandelt, den auch Herr Dr. Ph. Wackernagel und Herr Prof. Hiecke neulich erörtert haben, rührt von einem Manne her, der im Jahre 1838 einen Lehrgang des Unterrichts im deutschen Styl für Lehrer von mittleren und höheren Bildungsanstalten der weiblichen Jugend herausgegeben hat, in welchem er Alles zu überbieten bemüht war, was bis dahin für diesen Unterricht gewünscht und verlangt worden war. Denn nach diesem Lehrgange sollten die Mädchen nicht bloß in allen Stylgattungen theoretisch belehrt und praktisch geübt, nicht allein mit der Verskunst bekannt und vertraut gemacht, sie sollten sogar zu poetischen Produktionen in Lyra, Epos und Drama angeleitet werden. Mußte jedem Vernünftigen diese Ueberschreitung alles Natur- und Vernunftgemäßen schon an und für sich lächerlich und verkehrt genug erscheinen; so flößten die Aufgaben und Pläne zu den Gedichten, welche die jungen Mädchen von 15—18 Jahren verfertigen sollten, wahrlich die Besorgniß ein, es möchte bei dem Verf. im Oberstübchen nicht ganz richtig seyn. Da sollten z. B. epische Gedichte: Tell's Tod; — die Capelle Kindlimord am Vierwaldstättersee; — der Traum des Kaisers (Napoleons nach der Schlacht bei Leipzig); — des Feldherren Rettung (Blüchers bei Ligny); — Auguste, ein kleines Epos in neun Gesängen; — Kindliche Liebe. Ein Roman in zwei Theilen ꝛc. verfaßt werden; zu dramatischen Gedichten waren unter andern vorgeschlagen: Das Geheimniß, ein Polterabendschwank; — Dichterfreude (Jean Pauls nämlich darüber, daß er zu seiner unsichtbaren Loge einen Verleger gefunden); — drei Tage aus dem Leben eines Kriegers. Es soll nicht gesagt werden, daß die Süjets und die Pläne zur Ausführung schlecht gewählt und ungeschickt angelegt seyen, — aber toll und wahnwitzig erschien es uns, die Ausführung jungen Mädchen zuzumuthen, und so ganz den Zweck und das Maaß weiblicher Schulbildung aus den Augen zu verlieren. Welche Aufgabe wird aber ein Mann, welcher so Ueberschwängliches den Mädchen schon zugemuthet hat, den Herren Gymnasiasten stellen? Consequenter Weise müßte er von ihnen verlangen, daß sie sich in Abfassung kleiner Weltgeschichten, in Lösung metaphysischer Probleme, in Reden über die wichtigsten Fragen, die Leben, Staat und Kirche betreffen, in kritischen Abhandlungen über alles Mögliche versuchen sollten. Aber weit gefehlt! — Seit 1837, aus welchem Jahre die Vorrede zu seinem früheren Werke stammt, bis zum Jahre 1840—41 ist eine lange Frist; und es will uns fast bedünken, als sey dem Verfasser das Schicksal, welches das Hegelthum und mit ihm die wissenschaftlich liberale Tendenz in Preußen erfahren, zu Gemüthe gegangen, als sey ihm plötzlich klar geworden, seine früheren Pläne stimmten mit dieser Tendenz mehr überein, als gut sey, man müsse umkehren, um nicht mit dem maßlosen und ohnehin etwas antiquirten Vorwärts, wenn auch nicht gerade in Abgründe, doch aufs Trockne zu gerathen. Die Gymnasiasten werden daher 1840—41 auf die schmale Kost von Uebersetzungen, Nachbildungen, Auszügen, Referaten, vergleichenden Zusammenstellungen ꝛc. gesetzt; alle freien Aufsätze (so weit es nämlich das königl. preußische Reglement über die Abiturientenprüfungen gestattet) werden mit dem Bann belegt, die deutschen

Klassiker aber, — Klopstock und Novalis ausgenommen, als völlig unnütz, untauglich, ja verderblich für die Gymnasialjugend bezeichnet. Während es 1837 noch für eine Prüderie erklärt wurde, jungen Mädchen poetische Verherrlichungen der Liebe vorzuenthalten, wird 1840 fast unsere ganze klassische Nationalliteratur als religions-, sitten- und staatsgefährlich verschrieen. Allein wer hieraus nun wieder schließen wollte, man solle die liebe Gymnasialjugend so einzig und allein mit römischen und griechischen Schriftstellern und ihrem allseitigen Studium beschäftigen, daß sie weder Zeit noch Lust übrig behielte, das Gift der deutschen Nationalliteratur zu schlürfen, der würde den Verfasser, der sich freilich hie und da selbst nicht recht zu verstehen scheint, mißverstanden haben. Denn später wird unter andern als zweckmäßige Gymnasiastenarbeit empfohlen: eine Nachweisung über das zu geben, worin etwa die Helden Schillers alle, vom Karl Moor an bis zum Wilhelm Tell, übereinstimmten. Es versteht sich, daß unter der besonnenen Leitung eines loyalen Lehrers, allen der Steckbrief verruchter Revolutionäre ausgestellt werden muß. Allein, wer steht dafür, daß die jungen Leute während des Studiums dieser edlen Räuber — denn mehr sind sie bekanntlich alle nicht — sich für sie, durch die poetischrhetorische „Sophistik" ihrer Monologe und Dialoge verleitet, nur allzu sehr einnehmen ließen, und daß die begründetste Verurtheilung all jener staatsverbrecherischen Helden bei der Jugend keinen Glauben mehr fände? — Hat Herr Günther doch den Tell, den er jetzt freilich sehr vernünftiger Weise, und in überraschender Uebereinstimmung mit Ludwig Börne, für einen ordinären Meuchelmörder erklärt, selbst noch 1837 als einen echten Freiheitshelden konstruirt! — Solcher Widersprüche des Verfassers von sonst und jetzt, wie des Anfangs, Mittels und Endes des vorliegenden Buches ließen sich noch mehrere anführen, und sie würden unerklärlich seyn, wenn man nicht auf jeder Seite Beweise fände, daß es ihm weniger auf besonnene Darlegung des Wahren und Heilsamen, als auf frappirende Paradoxieen, auf Klopffechterei und auf Verketzerung rationeller Unterrichtsmethoden ankäme. Das Wahre in dem, was er behauptet und verlangt, oder was selbst in seinem Tadel liegt, würde sich dann als dasjenige ausgewiesen haben, was andere Schulmänner längst ausgesprochen oder empfohlen haben, und die Leser würden gar zu leicht dahinter gekommen seyn, daß das dicke Buch im Grunde wenig Neues enthalte, daß es die Frage nach dem deutschen Sprachunterricht auf Schulen wesentlich nicht im mindesten genügender gelöst habe, als es bereits Hofrath Thiersch in seinem Werke über gelehrte Schulen gethan hat. Namentlich theilt der Verf. mit diesem auch den blinden Haß gegen den Unterricht in deutscher Grammatik auf Gymnasien, der durchaus nur bei Gelegenheit des Lateinischen zur Sprache kommen soll. Die Gründe sind ebenfalls die bekannten, theils gegen die philosophischen Grammatiken à la Becker, theils gegen die älteren à la Adelung, Heinsius, Heinse, theils gegen das geist- und gemüthverderbliche aller grammatischen Betreibung der Muttersprache gerichtet. Die Herren gebährden sich dabei, als ob wirklich Alle, welche den Unterricht in der deutschen Grammatik wollen, der Meinung wären, durch Grammatik und nur durch Grammatik den Schülern die Muttersprache erst beibringen zu sollen. Keinem Vernünftigen ist das je eingefallen; man behauptet nur, und wird darin Recht behalten, daß ein zweckmäßiger, besonderer Unterricht in der deutschen Grammatik ein sehr gutes Hülfsmittel sey, den regelrechten Gebrauch der Muttersprache, ja selbst den Unterricht in fremden Sprachen zu befördern. Tiraden dagegen und Witzeleien beweisen nichts. Es handelt sich unter besonnenen und erfahrenen Schulmännern aller Kategorien nicht darum, ob, sondern nur, wie der Unterricht in deutscher Grammatik gegeben werden soll; und auch diese Frage ist bereits von Vielen richtig beantwortet, indem das Princip, Beispiele und Uebungen vorherrschen zu lassen, längst mehrfache Anerkennung gefunden hat. Nicht das Regelwerk, oder das System einer Grammatik ist Zweck, sondern es ist bloß Mittel und Weg, die Beispiele und Uebungen in gehöriger Reihen- und Stufenfolge auftreten zu lassen. Daß hierin, in der lebendigen, natur- und zweckgemäßen Methode, in der Vermeidung alles zu Abstrakten und dem jugendlichen Geist Unangemessenen noch Viel geschehen muß, ist gewiß; gilt aber nicht nur von der deutschen Grammatik allein, sondern von allen Unterrichtszweigen. Die echten Schulmänner werden sich nicht irre machen lassen durch Verketzerung pädagogischer Zeloten und Querköpfe; aber eben so wenig durch wissenschaftliche Marktschreier und Phantasten irgend einer neuen Theorie, sie werden Zweck und Bedürfniß der Schule, die Natur der Jugend und deren Fassungskraft im Auge, nicht müde werden in immer zweck-, schul- und jugendgemäßerer Behandlung des Unterrichts. Am wenigsten aber werden sie und weise Behörden in Bezug auf den Unterricht in der Muttersprache das Kind mit dem Bade ausschütten; denn sie theilen nicht die Furcht vor dem Denken und Bewußtseyn überhaupt, welche durch alle Anfeindungen des Muttersprachunterrichts sich hindurchzieht, wohl aber fürchten sie verwirrtes Denken und unklares Bewußtseyn, gegen welches allerdings der grammatische Unterricht in der Muttersprache auch einige Abhülfe gewährt. Hinc illae lacrimae!

Wer nach dem Besseren trachtet, der suche es redlich

vor sich, nicht hinter sich; und mit umgedrehtem Halse vorwärts schreiten wollen ist lächerlich und wahnwitzig zugleich. Was hilft die Sehnsucht nach der Alleinherrschaft des Bakels, jener prima, secunda et summa ratio der alten Schulcorporale?! Sie kommt nicht wieder, sie kann und soll nicht wieder kommen; der Schulmeister soll und muß eine höhere Autorität in Anspruch nehmen, die aber freilich im eigenen, würdigen Benehmen in und außer der Schule ihre Wurzel haben muß. Dann mag er auch den Stock hie und da, aber selten als ultima ratio anwenden; dann wird dieser auch Etwas vermögen, sonst nicht. Wie es hiemit angethan ist so mit Allem, so auch mit dem deutschen Unterricht, mit der deutschen Grammatik. Die glücklichen Zeiten des alleinherrschenden Lateins, des völligen Mangels an grammatischem Unterricht in der Muttersprache kommen nicht wieder, aber auch die nicht, wo nicht etwa Primaner, nein, Schulrektoren kein richtiges deutsch sprachen und schrieben, wo Adel, Fürsten und Könige zwar französisch parlirten, comme il faut, aber deutsch redeten, comme les cochons. Das waren die Zeiten, wo man die Leute in dem gemüthlichen Gebrauch ihrer Mundart durch grammatische Pedanterien nicht störte, wo auch das Wort Gottes noch in mundartlicher Gemüthlichkeit und Derbheit, aber auch in mundartlicher Rohheit und Gemeinheit von den Kanzeln ertönte. Diese Zeiten kommen nicht wieder, und sie sollen nicht wieder kommen. Vielmehr sollen unsere Bürger und Bauern selbst von einem Ende Deutschlands zum andern sich verstehen lernen, und zwar im Neuhochdeutschen, damit sie sich nicht für Wälsche halten, wenn sie mit einander in Verkehr kommen, damit sie nicht meinen, der Andere schimpfe sie, wenn er in seiner Mundart ihn anredet, damit sie einander nicht verspotten und verhöhnen, in der Meinung, ihre besondere Mundart sey das alleinseligmachende deutsch. Auch hiegegen kann und soll ein förmlicher Unterricht in der Muttersprache, und zwar ein solcher nur helfen, der auch ein grammatischer ist, und der am allerwenigsten auf höheren Bildungsanstalten fehlen darf. Bloße Uebungen in der Rechtschreibung und in der Interpunktion, wie Herr Günther will, genügen nicht, und letztere würden sogar auf einen sehr kleinen Kreis von vorkommenden Fällen zu beschränken seyn, wenn ihnen die grammatische Unterlage fehlte. Man reicht mit den alten, von Herrn Günther empfohlenen, ganz äußerlich gefaßten Regeln nicht aus; und für eine so umfassende, bloß praktische Einübung, wie sie Jemand hat, dessen künftiger Beruf vieles Lesen und vieles Schreiben mit sich bringt, hat die Schule keine Zeit. Ref. ist schon seit mehr als zwanzig Jahren Schulmann, und kennt höhere, mittlere und niedere Schulanstalten aus Erfahrung; aber, obwohl er eben deßwegen weiß, daß nur Uebung den Meister macht, so weiß er doch auch, daß eine blinde, durch keine Regel und Einsicht geleitete Uebung eine um so unverantwortlichere Plage für die Schüler ist, als sie zu gar keinem Ziele führt. Es bleibt dabei: das Eine thun und das Andere nicht lassen! In keinem Fache, also auch nicht in der deutschen Sprache, bloß theoretische Belehrung ohne praktische Uebung, noch auch diese ohne jene; vor allem aber auch keine Verwechselung des wissenschaftlichen Unterrichts in wissenschaftlicher Form mit wissenschaftlichem Unterricht in pädagogischer Form, oder gar mit dem eigentlichen Schul- und Elementarunterricht in elementarpädagogischer Form! Ein Studium der deutschen Grammatik in rein wissenschaftlichem Sinne gehört freilich auf keine Schule, auch nicht aufs Gymnasium; eine Kenntniß ihrer Elemente, in elementarmethodischer Form mitgetheilt, gehört aber in die niederen Schulen und in die niederen Klassen höherer Schulanstalten. Wir verstehen aber unter elementarmethodischem Unterricht nicht jene ungenügenden, zum Theil falschen Regeln, welche Herr Günther in Vorschlag bringt. Mit Regeln z. B., wie: vor denn und aber setze ein Semikolon, kommt man nicht drei Schritte weit. Jeder weiß, daß auch Punkt und Komma vor diesen Partikeln stehen können und müssen; wann dieß aber der Fall sey, wird sich Herr Günther seinen Schülern deutlich zu machen vergeblich abmühen; so lange er allen Unterricht in deutscher Satzlehre verwirft. — Der Auszug aus dem vierten Theil der Grimm'schen Grammatik ist eine dankenswerthe Beilage zu dem Buch, obgleich er uns zu dürftig erscheint. Gelungener ist die Beispielsammlung zu der Lehre von den Figuren und Tropen, welche sich von ähnlichen Arbeiten dadurch unterscheidet, daß sie sich nicht auf Beispiele aus deutschen Schriftstellern beschränkt.

11) Erste Grundlage des rationalen Zeichnungsunterrichts. Mit 44 Blättern von J. G. Wolff, Lehrer an der königl. Kreislandwirthschafts- und Gewerbsschule zu Nürnberg. Nürnberg, Schrag, 1841.

Ich halte mich für verpflichtet, alle jene Lehrer und Schulvorsteher auf die erste Grundlage eines rationalen Zeichnungsunterrichtes aufmerksam zu machen, die entweder selbst Zeichnenunterricht zu ertheilen, oder für denselben Sorge zu tragen haben; denn ich habe fast zwei Jahre lang, während welcher ich das Rektorat der königl. Kreislandwirthschafts- und Gewerbsschule in Nürnberg führte, Gelegenheit gehabt, zu beobachten, mit welchem

überraschend glücklichen und sicheren Erfolge Herr Wolff seine Methode in Anwendung zu bringen wußte. Auch die unbegabten Schüler lernten korrekt und reinlich, die begabteren so musterhaft zeichnen, daß ihre Arbeiten in anderen Schulen mit Recht als Vorlagen benutzt werden konnten und wirklich benutzt wurden. Man wende mir nicht ein, daß Jeder, der sich eine Methode erfunden habe, danach auch vortrefflich unterrichten könne, daß daraus aber noch lange nicht folge, dieselbe Methode werde, von einem andern gehandhabt, dieselben Früchte tragen. Ich kann dagegen die Versicherung geben, daß auch andere Lehrer bereits, die wirklich das von Herrn Wolff vorgeschriebene Verfahren willig und genau befolgt haben, wenn auch nicht ganz zu denselben, doch jedenfalls zu Resultaten gelangt sind, welche jenen nahe kamen und die, welche die gewöhnlichen Methoden gewähren, weit hinter sich ließen. An meiner eigenen Anstalt habe ich einen Lehrer, der durchaus nicht Zeichner von Profession ist, bewogen, streng nach der Methode des Herrn Wolff zu lehren; und siehe da, die Schüler desselben sind in einem einzigen Jahre korrektere und selbst kunstreichere Zeichner geworden, als die Schüler eines andern Lehrers, der ein namhafter Künstler, aber kein Freund der Wolffischen Methode ist, in vier, sage, in vier Jahren kommen. Das ganze Geheimniß dieser vortrefflichen Methode besteht darin, daß gar nicht nach eigentlichen Vorlagen, höchstens nach Vorzeichnungen auf einer weißen Wandtafel, auf welcher mit Kohle Alles in sehr großen, auch dem Entferntesten deutlichen Umrissen gezeichnet wird, * gearbeitet und nicht eher weiter gegangen werden darf, als bis die vorliegende Aufgabe zur Befriedigung des Lehrers gefertigt worden ist. Auch die Schüler müssen Alles in großen Dimensionen, mindestens auf halben Bogen großen Formates, zeichnen; wobei eben jede Abweichung vom Rechten sogleich sichtbar wird; Cirkel und Lineal oder irgend etwas, was die Uebung des Augenmaaßes hindern könnte, darf durchaus nicht gebraucht werden. Je langsamer es anfangs vorwärts geht, weil jede schlechte Arbeit so lange wiederholt werden muß, bis sie gut ist, desto schneller geht es später, wenn Sicherheit gewonnen, wenn Genauigkeit eine Forderung geworden ist, die der Schüler an sich selbst stellt. — Vom Punktsetzen fängt man an, schreitet zur graden Linie fort, bildet sie nach den verschiedenen Richtungen, verbindet sie zu den verschiedenen Winkeln die wieder in verschiedener Lage darzustellen sind; dann kommen die gradlinigen geometrischen Figuren, Dreiecke zunächst und Vierecke an die Reihe, denen Zusammensetzungen grader Linien und gradliniger Figuren zu mancherlei Formen und Gestalten folgen, bis endlich die krumme Linie, anfangs noch an die grade sich anlehnend, auftritt, als geregelte Schlangen-Linie, in mancher Zusammenstellung schon an die Blattform, ja an die Arabeska erinnernd. Dann erst wird, zuerst ins Quadrat eingezeichnet, ein Viertelskreisbogen gebildet von rechts nach links, von oben nach unten, und links nach rechts, von unten nach oben; es folgt die Halbkreislinie, die Kreislinie, die Ellipse, zu deren Darstellung man sich anfangs konstruirender Hülfslinien bedienen darf, die zuletzt aber ganz frei gezeichnet werden müssen. Sind diese nun auch in einfacher Verbindung mit einander und mit graden Linien dargestellt, und ist zuletzt auch die Spirallinie gezeichnet worden; so ist das Feld der Arabesken, ja aller freien Handzeichnung geöffnet; um aber das Verständniß von Ornamenten und anderen körperlichen Gegenständen zu begründen, wird nun auch nach Modellkörpern, jedoch immer nur in reinstem Umriß, gezeichnet. Vielleicht wird man sagen, diese Methode tauge nur für Gewerbschulen, deren Ziel das Ornamentenzeichnen sey, allein man irrt: der auf die angegebene Weise vorbereitete Zögling kann mit derselben Leichtigkeit und mit demselben sichern Erfolg sich zum Figurenzeichnen wenden. Es ist keine Behauptung, sondern eine durch mehrfache Erfahrung festgestellte Thatsache, die ich verbürgen kann, daß die Nachbildung der Formen der menschlichen Gestalt im Einzelnen und Ganzen so schnell den nach der Wolffischen Methode Unterwiesenen gelingt, daß man glauben sollte, sie seyen schon Jahre lang im Figurenzeichnen geübt worden. Das Nähere möge man aus der Anweisung entnehmen, die Herr Wolff den 44 Blättern, welche den ersten Kurs darstellen, vorausgeschickt hat. Ich wünsche nur, daß derselbe auch Muße finden möge, seinen zweiten und dritten Kurs herauszugeben, obgleich ich geneigt bin, zu behaupten, daß Jeder, der die Aufgaben des ersten Kurses vollkommen gelöst hat, dadurch befähigt ist, sich selber im Zeichnen so weit auszubilden, als er nur Lust hat. Selbst fürs Schattiren wirkt das lange Verweilen bei der Darstellung reinster Umrisse in sicher nach allen Richtungen zu ziehenden graden und krummen Linien nur vortheilhaft.

Dr. W. V. Mönnich.

* Oder nach Vorlagen, welche auf drei bis fünf Fuß hohen Bogen in eben so großem Maaßstabe gezeichnet, auf Pappe gezogen und so in dem Zeichnungssaal aufgehängt werden, daß jeder Schüler sie sehen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 39.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. April 1843.

Lyrische Dichtkunst.

Gegen den Strom. Sonette. Zum Besten des Kölner Dombaus. Stuttgart, Hallberger, 1843.

„Gegen den Strom," das heißt hier: gegen die negative, destruktive Poesie, die jetzt Mode geworden ist. Der Dichter denkt übrigens wohl zu groß von diesen Heinianern, Herweghianern, Salletianern ꝛc. Sie machen keinen Strom, sie sind vielmehr nur die unverschämten Rohrspatzen in der Versumpfung einer lange stagnirenden Friedenszeit. Und in diesem Sinn ist das Bild des Adlers, unter dem der zürnende Dichter sich selbst sieht, sehr glücklich gewählt:

Mein Adler, schenk' aus stattlichem Gefieder
Die Feder mir für diese ernsten Lieder!
Die starke Feder soll mich heben wieder,
Wenn in den Strom der Welt ich sinke nieder.

Dein Auge gib mir auch, daß mich nicht blenden
Die Wiederscheine von den Feuerbränden,
Die böse Geister in die Welt versenden;
Frei laß den Blick mich in die Sonne wenden!

Auch leihe mir die Kraft der scharfen Fänge,
Daß in's Gewissen schlagen die Gesänge
Den Feinden, die ich gern zu Boden ränge!

Vor allem erkennt der Dichter an und spricht es mit edlem Zorn aus, daß die Gesammtlage deutscher Nation noch immer eine peinlich beengte und unwürdige sey. Es wäre unmöglich, daß so viele Zudringliche das Heiligste, was der Deutsche besitzt, Religion und Vaterland, ungestraft verhöhnen dürfen, wenn die Deutschen selbst nicht ihrer eignen Würde gänzlich vergäßen. Ohne Einheit, ohne Selbstgefühl, bei lebendigem Leibe in Stücke geschnitten und von den geistigen und materiellen Gewalten des Auslandes mannigfach umschnürt und verstrickt, muß sich Deutschland auch die Schmeißfliegen der Literatur gefallen lassen, die ihm jetzt schaarenweise in Augen und Nase fallen.

Das Gräßlichste, was uns bedroht auf Erden,
Ist Scheintodt, selbstbewußt begraben werden,
Zu sehen, wie die Erben sich gebärden,
Zu hören über's Testament Beschwerden.

Die Nägel werden in den Sarg geschlagen,
Der scheinbar Todte wird zur Gruft getragen,
Die Kirchenthüre hört im Wind er schlagen,
Nach Hause rollen dumpf die Trauerwagen.

Da plötzlich die erstarrten Glieder zücken:
Zuerst vermag er kaum den Sarg zu rücken,
Verzweiflung gibt ihm Kraft, um aufzudrücken.

Auch du, mein Vaterland, einst so erhaben,
Bist scheintodt deiner selbstbewußt begraben!
Weh' denen, die der Gruft dich übergaben!
Sie wollten nur dein reiches Erbe haben. —

Wie billig klagt der Dichter zuerst, daß wir unser edelstes Kleinod, den Rhein, in fremde Hand gegeben, in fremder Hand gelassen:

Die Sage geht im deutschen Vaterland:
Der Kaiser Rothbart wieder auferstand,
Nach Straßburg zieht er an den Rheinesstrand,
Dort hebt er drohend auf die Riesenhand.

Er hemmt des schwarzen Geisterrosses Lauf,
Zum alten Münsterthurme blickt er auf:
Was soll die fremde Fahne auf dem Knauf?
Das ist das Banner nicht von Hohenstauff!

Nicht minder schmerzlich ist ihm die Schwäche Deutschlands, England gegenüber.

Mein Vaterland, wie bist du doch zerrissen!
Was nützt dich deine Kunst, dein vieles Wissen?

Wie haben deine Feinde sich beflissen,
Zu reizen dich mit allen Aergernissen.

Du trägst ein Kleid von achtunddreißig Farben,
Noch bluten deine Krieger an den Narben,
Die sie im schlimmen Bruderkrieg erwarben,
Und viele Tausend' auf dem Schlachtfeld starben.

Noch unbekannt bist du im eignen Meere,
Hast keine Flotte, die für dich sich wehre,
Und keine Flagge weht zu deiner Ehre.

* * *

Im Schwarzwald fließt ein Urquell reinen Gold's,
Das Harz, das aus den Riesentannen schmolz;
Ermanne Deutschland dich mit edlem Stolz!
Erbau' dir eine Flotte aus dem Holz.

In jenen Tannen träumt ich manchen Traum,
Und mancher großen Hoffnung gab ich Raum,
Dort gleicht das starke Volk dem starken Baum.

Sah' ich die Flöße steuren in den Rhein,
Durchzuckt es meine Nacht mit hellem Schein,
Uns fehlt der Wille nur, um groß zu seyn!

Ein sehr poetischer Gedanke und von tiefer Wahrheit. Aber nicht genug, daß wir die herrlichen Bäume in unserm Hochlande fällen, um Masten für fremde Schiffe zu liefern; der Schwarzwald mahnt den Dichter auch noch an andere Klagen. Straßburg ist in den Händen der Franzosen, die Vertheidigung des Schwarzwalds also eine der wichtigsten Aufgaben deutscher Politik und dennoch vermißt man noch an diesen Grenzen die allgemeine Wehrpflichtigkeit, gibt es hier sogar noch Vereine zum Schutz gegen das, was uns allein schützen könnte, und versichert man sich gegen den Dienst fürs Vaterland wie gegen den Hagelschaden.

Ich möchte sammt den Waffen euch geboren:
Dann gleich zu Pferd und rasch verdient die Sporen!
Es hat die Welt sich wider uns verschworen,
Und ohne Heeresmacht sind wir verloren.

Für's Vaterland das Leben einzusetzen,
Heißt ringen nach der Ehre höchsten Schätzen:
Der hat kein Selbstgefühl mehr zu verletzen,
Der feig sich läßt durch fremdes Blut ersetzen.

Zeit ist's, die schlaffen Bogen anzuspannen!
Den Erbfeind über'm Rheine fragt — den Franken,
Wie er euch nennt: er nennt euch Allemannen.

Von diesen politischen Betrachtungen geht der Dichter erst eigentlich zu dem Strom über, gegen den er schwimmen will, nämlich zur Poesie und Literatur. Er sieht vorherrschend nichts als Frivolität, aber auch die sentimentalen Eitelkeiten und Weinerlichkeiten sind ihm verhaßt.

Melancholie und Skepticismus klingen
Aus Liedern, so die besten Dichter singen;
Stark muß der Freund des Vaterlandes ringen,
Will er die Schlangen in den Abgrund zwingen.

Die Zeiten sind vorbei zu trüben Klagen,
Wir brauchen Lieder, die gewaltig schlagen
An's Herz des Volkes, daß es lerne wagen:
Nicht Lieder, die uns machen bang verzagen.

Die Eitelkeit ist das Grundübel der modernen Poesie:

Nichts lächerlicher ist als die Poeten,
Die in der Sehnsucht leben in der steten,
Es möchten schöne Weiber sie anbeten,
Dieweil sie ein paar gute Verse drehten.

* * *

In alle Winkel hat sich eingenistet
Die Eitelkeit, die alle überlistet;
Es wäre gut, es würde ausgemistet
Augias Stall; man hat zu lang gefristet.

Diese Eitelkeit culminirt aber in der junghegelschen Schule:

Die alten Vorurtheile sind verstoben,
Es ward der eigne Geist zum Gott erhoben,
Statt dem „Herr Gott, dich loben wir dort Oben,"
Hört man: „mich Gott, mich lobe ich," sie toben!

An die neue Schule schließen sich vor allem die Juden an:

Kein Wunder, daß die Juden stolzer werden,
Mit Wort und Schrift den Glauben uns gefährden,
Da wir ja selbst mit frevelnden Geberden,
Die alten Kreuze reißen aus der Erden.

Jung Israel hat Recht zu triumphiren:
Sein Wahlspruch ist Gewinn, nur nichts verlieren,
Und seine Kunst, geschickt zu kokettiren
Mit falschem Schmuck, sogar im Bücherschmieren.

Da lob' ich noch die bärt'gen alten Juden,
Dem blut'gen Talmud treu in finstern Buden,
Trotz manchem Fluche, den sie auf sich laden.

Zwar sagt man, daß sie Christenkinder schlachten,
Doch sind sie gläubig bei dem schlimmen Trachten —
Den Juden, der nichts glaubt, muß ich verachten.

Und die gelehrten Weiber:

Am schlimmsten sind jetzo die tollen Weiber,
Umschwärmt vom Troße ihrer Zeitvertreiber,
Romanzendichter und Novellenschreiber
Und junge philosoph'sche Farbenreiber. —

Emancipation ist die Parole;
Frei sey das Fleisch zum allgemeinen Wohle!
Alles verkehrt vom Kopfe bis zur Sohle,
Am off'nen Pulverfaß glüht stets die Kohle.

Fürwahr ein Spinnhaus wäre zu erbauen
Für die verlornen sinnbethörten Frauen,
Es wäre gut, sie lernten wieder spinnen!

Mich faßt es an mit Schaudern und mit Grauen,
Muß ich ein schönes Angesicht erschauen,
Das durch die Philosophen kam von Sinnen.

Sofern nun aber all dieser Unsinn in unzähligen Büchern und Journalen wiederkehrt, und in den Hörsälen der Universitäten wie an den Theetischen Mode geworden ist, glaubt der Dichter, es thäte hier Noth, die Literatur, wie einen Stall des Augias auszufegen, oder aber den Buben die Ruthe zu geben.

Die Kirchen aber sind vier nackte Wände:
Am Hochaltar ein Riesenspiegel blinkt,
Dort falten sie mit Inbrunst ihre Hände,

Als ob der Glanz der Gottheit sie verblende;
Am Spiegelbilde jeder niedersinkt,
Und opfert seiner Andacht heiße Brände.

Laßt doch den lieben alten Gott da droben,
Den ja sogar die blinden Heiden loben,
In Ruh' mit eurem kritischen Bestreben,
Und lasset ihm ein wenig noch am Leben.

Viel gab er euch von seiner Langmuth Proben;
Lang hört er schon geduldig euer Toben
Und läßt euch machen eure Spinneweben,
Ohne die Hand zur Strafe zu erheben.

Doch gebt ihr Ruhe nicht mit euren Lehren,
Wird er nicht säumen tüchtig auszukehren,
Und hinter'm Spiegel langen nach der Ruthe.

Da wir seit Jahren allen diesen Unfug der neuern Literatur bekämpfen, stimmen wir auch, wie sich von selbst versteht, mit den Gefühlen und Ansichten des hier gegen den Strom schwimmenden Dichters in jeder Beziehung überein. Wie viel mehr Adel der Gesinnung, wie viel mehr nationale Würde und wie viel mehr Nachdruck der Wahrheit ist in diesen Sonetten, als in so vielen modernen Schwächlichkeiten und Verruchtheiten der Poesie, die alles rühmt und verschlingt.

Unter den Gedichten, die weniger den polemischen Zweck der Sammlung verfolgen, und nur zarte Gefühle und Gedanken des Dichters ausdrücken, zeichnen sich die besonders aus, die Erinnerungen seines Lebens zu enthalten scheinen. Gar lieblich ist z. B. folgendes Bild:

Im Lande, wo des Indus Fluthen schäumen,
Im Lande reich an wunderbaren Träumen,
Vom Paradieses-Vogel geht die Sage,
Daß er die Seele eines Dichters trage.

Zur Erde darf er nicht, nicht zu den Bäumen,
Muß schweben frei in off'nen Himmelsräumen,
Es heißt, daß Gott die Füße ihm versage,
Damit er ewig durch die Lüfte jage.

Aesthetik.

Drei Vorlesungen über Kunst. Von Wilhelm von Kügelgen. Bremen, Heyse, 1842.

Sinnige Betrachtungen, aber hin und wieder vielleicht zu ängstlich. Folgende hier supponirte Einwürfe gegen die Schönheit der Rose z. B. sind so spitzfindig, daß sie aus Platos Gorgias entlehnt seyn könnten: „Die Rose, wie sie aus der Hand der Natur hervorgegangen, ist, andrer Wesenheiten zu geschweigen, eine Blume mit fünf Kronenblättern und vielen Staubgefäßen. Hat sie weniger als fünf Kronenblätter und weniger als viele oder vielleicht gar keine Staubgefäße, oder hat sie mehr als fünf Kronenblätter, so entspricht sie der Idee der Rose nicht und ist folglich weder eine wirkliche, noch schöne Rose. — In diesem Falle ist nun aber grade die Centifolie; denn indem durch Uebermästung ihre lebendigern, wesentlichern Blüthentheile, die Staubgefäße in Blattform übergehen, vermehren sich die materiellern, gröbern Theile, die Kronenblätter, auf zwecklose und der Fruchtbildung nachtheilige Weise — doch halt! — Bis hierher hat man sich den so entwickelten Begriff der Schönheit vielleicht gefallen lassen; nun aber, da er concret geworden ist, erhebt sich die Opposition des unmittelbaren Geschmackes, denn er ist in seinem Liebling, in seinem kleinen Idol, der Centifolie, gar bitter angegriffen worden. Aber in der That sollte ja durch das Gesagte Niemandem die Freude an einem so reizenden Gegenstande verkümmert werden, da ja durchaus nicht geläugnet ist, daß die Centifolie, wenn sie nur nicht grade als Rose angesehen wird, ein dem Auge schmeichelndes, treffliches Ding sey, wie auch eine bunte Quaste an der Gardine oder eine Agraffe im Haar. Als Blume aber ist sie keine eigentliche oder eigentlich keine Rose und folglich auch keine schöne. — Fragen wir diejenigen, die genauer die Gestalten der Pflanzenwelt zu betrachten

gewohnt sind, die Botaniker, welche nicht, wie die kleinen Kinder, die sich an dem entzücken, was ihnen in die Augen fällt, vom Schein geblendet sind, so werden auch sie uns sagen, daß sie in der gefüllten Rose keine Rosa, sondern eine Monstrosa sehen. — In der That hätten auch die Blumen Augen und Bewußtseyn, so würden sie die gefüllte Rose mit eben dem Gefühle betrachten, welches in uns durch das Anschauen dicker Menschengestalten angeregt wird, die übrigens auch keineswegs bloß von dem noch rohen Geschmacke mancher wilden Völkerschaften, sondern sogar leider von Malern, die sich dem Modeeinfluß nicht hatten entziehen können, der natürlich proportionirten Gestalt vorgezogen worden sind, und hier wird auf das Urtheil des Paris von Rubens in Dresden u. a. dergleichen Bilder mehr verwiesen. — Da übrigens der Begriff des Schönen, auch wissenschaftlich, nach innerer Nothwendigkeit bestimmt, nicht abweichen darf von den Ergebnissen einer gesunden, unbefangenen Anschauung, so ist ein Jeder, der ein natürliches und unverdorbenes Gefühl sich zutraut, hiermit aufgefordert, doch einmal ohne Vorurtheil die Schönheit unsrer wilden Haiderose anzuschauen: diese leichte geistige, diese einfache und rührende Gestalt, wie sie mit der feinen Wölbung zart rother Kronenblätter das reiche Leben zahlreicher goldner Staubgefäße so sauber birgt, und mit ihren Genossen Guirlanden bildend, leicht getragen wird von dem schlanken und doch kräftig grünenden Zweige. Sollte diese liebliche Form, so wahr und lebendig, nicht ansprechender seyn, als die der gefeierten Gartenrose, welche doch mehr oder weniger aus einem Klumpen zwecklos übereinander geschichteter Blätter besteht, die nichts zu bergen haben, als andere kleinere, immer verkrüppeltere Blätter, und wie ein Gewicht den kümmerlichen, blattarmen Zweig nach unten ziehen."

Das Resultat dieser Kunstbetrachtungen ist aber ein sehr richtiges und wohl zu beherzigen. Der Verfasser weist auf die unnatürliche Trennung der modernen Kunst von Heiligen hin, auf den Triumph der Lüge und des Schlechten in der Kunst, während das sittliche und das kirchliche Leben dem Schönen entfremdet sind. „Die Natur ist immer wahr und wo ihrer freien Entwickelung keine Hindernisse entgegentreten, wird sie ihren guten Inhalt auch immer in schönen Formen zur Erscheinung bringen. Die Krähe, die sich mit Pfauenfedern schmückt und der Löwe in der Eselshaut gehören beide der Fabel an. — Der Mensch aber tritt auf in allerlei Gestalt und leider selten in seiner eignen und wahren; denn dieß könnte ohne Scham nur der thun, der zum Bilde Gottes wiedergeboren wäre. Wir Menschen, wie daran kein Mensch zweifelt, können nicht nur lügen, sondern lügen auch recht oft und so lügt denn auch unsre Kunst mißbräuchlich bösen Gehalt in schöne Formen hinein, nach dem Beispiel des alten Vaters der Lüge, welcher wenig Erfolge seines Treibens sehen würde, wenn er sich zeigen wollte, wie er ist. — Dieses Feld des Mißbrauchs in der schönen Kunst ist leider angebaut genug und sehr fruchtbar geworden, laut Zeugniß gebend von dem sittlichen Verderben des auch durch die Kunst zu hoher Herrlichkeit berufenen menschlichen Geschlechtes. Auf den Straßen, in den Häusern, in den Schlössern und den Hütten begegnet uns häufig dieser Zauber einer dunkeln, trügerischen Tiefe und das arme hintergangene Volk glaubt gern, was sich reime, schicke sich, was schimmere, sey das Gute und was so süß lächle, verheiße Frieden. Es ist immer noch die alte Schlange, die auf die Frucht des Todes weist, am Baume des Lebens gereift. — Dieß ist ein Kapitel, welches wir wohl Alle auch ohne erläuternde Bilder begreifen, daher wir uns nur im Allgemeinen erinnern an die zahlreichen bildlichen Darstellungen, an die Lieder, Novellen und Schauspiele, in denen an sich Nacktes, Schlechtes und Schändliches mit lügnerischer Schönheit herausgeputzt, auf eine solche Weise dargestellt wird, daß es Lust und Nacheiferung erregt. — Freilich kann auch in seiner wahren Unform oder in der Form seiner innern Lüge das Böse nicht erscheinen, weil vor einem solchem Kunstwerke Alles davon laufen würde und so erborgt auch hier der böse Feind die Gestalt eines Lichtengels, um desto sicherer seine Beute zu gewinnen, denn wo er mit Schweif und Pferdefuß erscheint, lohnt man ihm gerne mit einem Dintenfaß vor den Kopf. — Es hat eine fromme Richtung aus Mißverstand die Kunst entbehrlich gefunden und sie hinweggewiesen von der heiligen Stätte, während ein finsterer Geist der Lüge in seinen klugen Agenten sich ihrer bemeistert und sie zum mächtigen Hebel seiner Zwecke gemacht hat, und wenn nun das arme Volk durch einen abstrakten Vortrag in den nackten Wänden der Kirche gelangweilt wird, amüsirt es sich desto besser auf den Bänken des Theaters und schlürft ganz arglos in dem niedlichen Tranke, den man ihm reicht, ein berauschendes, lebenverderbliches Gift. — Malerei und Dichtkunst sind es besonders, die durch den Mißbrauch das reine Gebiet der Kunst beflecken, und die es verschuldeten, wenn frömmere Seelen alten Glaubens in der Kunst nur allein noch den Mißbrauch erblickend, geradezu die sündliche Lust als den Grund und Ursprung derselben angesehen haben."

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 40.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 16. April 1843.

Philosophie.

Zur Kritik Schellingischer Offenbarungsphilosophie. Von Dr. Ph. Marheineke. Berlin, Enslin, 1843.

Der gute Professor Marheineke bildet sich ein, es drehe sich alles in der Welt um die Philosophie. Wovon sein Kopf und sein Hörsaal voll ist, davon, glaubt er, sey auch ganz Berlin voll, Berlin aber sey die Capitale der Welt, oder gar die Welt selbst. Wie doch Schulpedanterei die Leute verblenden kann. Der gute Professor Marheineke steht nicht an, von einem „metaphysischen Geist im Volke“ zu reden, der „durch keine äußerlichen Mittel und Angriffe zu bezwingen sey und der Großes im Sinne führe“ (S. 66). Was denkt sich denn wohl der gute Professor Marheineke unter dem Volke? Er kann doch wohl in diesem Falle nur die wenigen Professoren und Studenten meinen, die sich mit der Metaphysik wirklich befassen, und diese sind doch wahrlich kein Volk zu nennen. Das wahre Volk, auch das Berliner nicht ausgenommen, was weiß es von Metaphysik? was bekümmert es sich um Metaphysik? Der Acker, das Handwerk, die Fabrik, die Kaserne, das Büreau, die Kinderstube, das Wirthshaus — was geht sie die Metaphysik an? Die Behauptung des guten Professor Marheineke ist also eine Absurdität.

Wahrscheinlich versteht aber der gute Professor Marheineke unter dem Volk, in welches der metaphysische Geist eingedrungen seyn soll, die allerdings zahlreiche literarische Jugend, in der bekanntlich eine jüdische Gesinnung die christliche überwiegt, und die zu derselben antichristlichen Fahne Hegels geschworen hat, wie der gute Professor Marheineke selbst. Allein auch dieses Journalisten- und Dichtervolk ist, wie zahlreich immer, doch nur ein kleines Häuflein in Vergleich mit dem eigentlichen Volk, und es erregt billig Erstaunen, wenn man erfährt, daß ein angesehener Geistlicher und Kirchenvorsteher sich auf ein solches Volk beruft.

Der gute Professor Marheineke ist nämlich wirklich ein angesehener Geistlicher und Kirchenlehrer in Berlin, aber er hat sich nach und nach in die Hegel'sche Philosophie so sehr vertieft, daß er vergessen hat, wie es sonst in der Welt aussieht und was in der Welt Brauch ist. Er hat jede Erinnerung an den Punkt verloren, von dem er ausging, und merkt nicht im entferntesten, wie sehr die Weltweisheit, bis zu der er sich nach und nach hindurch speculirt hat, mit seinem Amt und Beruf in Widerspruch steht. Er wurde Professor der Theologie, er sollte Jünglinge evangelischer Confession im Worte Gottes unterrichten, sie in den Geist und das Gesetz der Kirche einweihen, sie zu künftigen Predigern und Seelsorgern bilden und dieses Amt liegt ihm auch heute noch ob. Aber er ist nach und nach ein Hegelianer geworden und hat unvermerkt den christlichen Glauben mit einem sogenannten Wissen vertauscht, welches rein antichristlich ist. Das Christenthum lehrt kindliche Ehrfurcht vor dem Gott, der über uns waltet. Das Hegelthum lehrt die Menschen mit eigner Göttlichkeit prahlen. Das Christenthum lehrt Liebe und Demuth, das Hegelthum lehrt Klugheit und Hoffahrt. Das Christenthum lehrt Furcht vor der Sünde und ewigen Vergeltung, das Hegelthum lehrt, es gebe nicht einmal eine Sünde, geschweige eine Vergeltung, da der Mensch eben selbst Gott sey und als absolut freies Wesen keinen Herrn und Richter habe. Die christliche Lehre ist ein Heil und Trost für alle Armen und Leidenden in der Welt, die Hegel'sche Lehre ist ein Luxus für wenige, die zugleich äußerlich glücklich und innerlich verderbt genug sind, um, den wahren Gott lästernd, sich selbst als Götter zu träumen. Die christliche Lehre ist ein Schutz der guten Ordnung und Sitte, die Hegel'sche reizt zu frecher Auflehnung gegen das Sittengesetz. Christus endlich lehrt, indem er den Menschen als Kind Gottes an den himmlischen Vater weist, etwas, dem auch der stolzeste Geist auf

Erden sich unterwerfen kann, weil es die dem schwachen Geschöpf nur allzu nothwendige Demuth empfiehlt und doch den höhern und höchsten Beruf des Menschen nicht ausschließt. Hegel aber lehrt, indem er abgesehen von Weltschöpfung und Weltregierung und Weltzukunft den Menschen, den armen Bewohner eines kleinen Planeten, zum alleinigen Gott macht, etwas so Exorbitantes, daß es in der That nur schiefe und einseitige Köpfe seyn können, die ihm beipflichten.

Der gute Professor Marheineke huldigt nun, obgleich er sich als christlicher Theologe gerirt, der antichristlichen Philosophie und die Flugschrift, die wir hier besprechen, ist eine geharnischte Vertheidigung des Antichristenthums gegen den Philosophen Schelling, der den Versuch gemacht hat, die Philosophie von der antichristlichen Verirrung zum Christenthum zurückzuführen. Gewiß ist es auffallend, daß der Laie Schelling das Christenthum, der Geistliche Marheineke aber das Antichristenthum verficht. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein evangelischer Theologe eine Rolle, die seinem Beruf so sehr widerspricht, übernehmen konnte. Wenn der gute Professor Marheineke von dem vieljährigen Dunst seines Hörsaals umnebelt, in der langen Gewohnheit einer ihren Anfang vergessenden Speculation, auch selbst nicht mehr weiß, was sich für einen geschwornen Diener des Evangeliums schickt, so täuscht er sich doch gewaltig, wenn er glaubt, die übrige Welt wisse es auch nicht mehr. Es muß die Welt allerdings sehr, sehr Wunder nehmen, daß ein hochgestellter Geistlicher als Vertheidiger des Antichristenthums auftritt, daß er Schelling gerade deßhalb angreift, weil Schelling für das Christenthum streitet, und daß er jubelt, Schelling werde aller seiner Mühe ungeachtet das durch Hegel ein für allemal escamotirte Christenthum doch nicht mehr finden. Wenn ein evangelischer Geistlicher auf solche Weise auftritt, so muß die Welt sagen, er tritt auf eine unschickliche Weise auf. Möchte ein Heide oder eine Jude sich auf eine solche Polemik gegen das Christenthum einlassen, so würde sich Niemand darüber wundern; aber für einen evangelischen Geistlichen, für einen Mann, der auf das Evangelium geschworen hat und dem unter dieser Voraussetzung das wichtigste kirchliche Lehramt anvertraut worden ist, ziemt sie sich nicht. Wenn sich Marheineke über Schelling lustig macht, daß derselbe an die alte längst escamotirte Offenbarung glaubt, so hätte er, als Mann von Ehre und Gewissen, zuvor nothwendig sein Amt niederlegen müssen, das ihm unumgänglich vorschreibt, an eben diese Offenbarung zu glauben. Die grobe Lüge, daß die Hegel'sche Philosophie das bisher unvernünftige Christenthum erst zur Vernunft gebracht habe, und daß man also ein Anhänger Hegels seyn könne, ohne einflußreichen Aemtern in der christlichen Kirche zu entsagen, war vielleicht noch fein genug, das Ministerium Altenstein zu täuschen, allein die übrige Welt hat sich nie dadurch täuschen lassen. Eine Lüge hört dadurch, daß viele und selbst vornehme Leute daran glauben, nicht auf, Lüge zu seyn. Welche tolle Dinge auch Ruge, Feuerbach, Bruno Bauer rc. geschrieben haben, sie sind wenigstens aufrichtig und verschmähen jene Heuchelei des Berliner Althegelianismus, der noch immer versucht, Hegel'sche Lehren unter christlicher Maske auszubreiten. Was ist aller ältere Pharisäismus in der Kirche gegen dieses bodenlose Lügensystem von Kirchenlehrern, die mit anscheinend christlicher Salbung die dem Christenthum feindseligsten Dinge vortragen, auf die Zerstörung desselben ausgehn und der Jugend einen fanatischen Haß gegen dasselbe einpflanzen. Es hat zwar nie an Gährung und Ausscheidung von unreinen Stoffen in der protestantischen Theologie gefehlt, aber Marheinekes, des Theologen, Vertheidigung des Antichristenthums gegen den christlichen Philosophen Schelling ist doch unter allen Unglaublichkeiten der Theologie die auffallendste.

Uebrigens hat der gute Professor Marheineke niemals zu den größten Lichtern weder der Kirche noch der Antikirche gehört. Es ist nicht sein Licht, das bei dieser Gelegenheit zu putzen der Mühe werth wäre, sondern es ist nur seine Stellung als Geistlicher, die uns veranlaßt, seine Flugschrift bemerkenswerth zu finden. Er hat überhaupt kein eignes Licht, sondern borgt es nur von seinem Meister Hegel, und die längst bekannten antichristlichen Worte, die er wiederkäut, haben in seinem Munde nur insofern eine verhältnißmäßig größere Bedeutung, weil es ein Geistlicher ist, der sie ausspricht. Ruge, Feuerbach, Bruno Bauer haben dieselben Dinge viel klarer und schärfer ausgesprochen und sind insofern auch weit hellere Lichter als Marheineke, aber dem letztern gibt sein Alter, sein Rang, seine geistliche Würde und die Verantwortlichkeit seines Amtes eine Bedeutung, die jene nicht haben.

Für Schellings Sache ist es beklagenswerth, daß er bei seinem edlen Bemühen, der Philosophie wieder christliches Leben einzuhauchen, von der Theologie nicht nur nicht durchgängig unterstützt, sondern sogar angegriffen wird; doch ist es für seinen Ruhm nichts weniger als beklagenswerth, denn seine auf das Positive gerichtete Philosophie kann keine bessere Folie finden, als eine auf das Negative gerichtete Theologie. Wenn er in München durch ein Uebergewicht katholischer Positivität, wie es sich in Görres und dessen Schule geltend gemacht hat, gleichsam aus seiner natürlichen Stellung gedrängt wurde, so hat er diese nun in Berlin wieder gefunden, und je heftiger die antichristliche Opposition der Hegel'schen Schule seine Gläubigkeit angreift, um so fester wurzelt er in seiner Stellung ein.

Da so viel über Schelling und seine Philosophie in den Tag hinein gefaselt wird und seine Gegner sich eine nicht geringe Mühe geben, ein falsches Licht auf ihn zu werfen, wollen wir ihn hier schildern, wie er einem unbefangenen historischen Blick vom Beginn seiner Laufbahn an erschienen ist. Der gute Professor Marheineke läßt davon in seiner Flugschrift freilich nichts ahnen und macht den großen Mann auf eine Weise klein, die nur seine eigne Kleinlichkeit darthut.

Die Philosophie des vorigen Jahrhunderts war in einer mit fast mathematischer Consequenz sich potenzirenden Negation nach und nach von allem Positiven, von der Natur und Geschichte so gut wie von der geoffenbarten Religion abgekommen, hatte von allem abstrahirt und behielt zuletzt nichts übrig als das abstrahirende Ich und die logische Formel der Abstraktion. Diese eigenthümliche und merkwürdig einseitige Richtung kam in die Philosophie nicht durch Zufall, oder wie man gern vorgibt, durch den nothwendigen Entwicklungsgang der Wissenschaft, sondern durch die Zeitumstände. Dieselbe negirende Richtung offenbarte sich nämlich auch außerhalb der Wissenschaft im Leben, in der ziemlich allgemeinen Abstraktion vom Gewesenen, im Verwerfen und fanatischen Zerstören aller alten Meinungen, Grundsätze und Verhältnisse. Die Philosophie war es nicht, die den Impuls dazu gab, sie folgte vielmehr nur dem Impulse der Zeit überhaupt. Könige, Staatsmänner, Geschäftsmänner und zum Theil Dichter gaben den Ton an, Männer, die wenig oder nichts mit der Philosophie zu thun hatten. Als diese schon im Zeitalter der Reformation begonnene, im Zeitalter Ludwigs XIV., Friedrichs II und Josephs II. immer weiter geführte Negation des Alten endlich ihren Kulminationspunkt erreichte, mußte nothwendig eine große Katastrophe eintreten. Das war die französische Revolution. Aber nach dieser Katastrophe mußte auch naturgemäß das Positive wieder in sein Recht eintreten, weil das Bedürfniß darnach durch die Entbehrung nur allzu fühlbar geworden war. Daher die legitimen Restaurationen und constitutionellen Reconstruktionen, der wieder auflebende kirchliche Geist, die von der leeren Speculation überall zum Erfahrungsmäßigen und Historischen zurückkehrende Wissenschaft und die der alten Frivolität entsagende sogenannte romantische Richtung in der Poesie.

Ein in allem Leben so bemerkbarer Wendepunkt mußte nun auch in der Philosophie eintreten. Sie war negirend gewesen, so lange es der Zeitgeist überhaupt war; sie mußte wieder zum Positiven neigen, sobald sich diese Richtung der Zeit überhaupt bemächtigte. Diesen ihren merkwürdigen Wendepunkt nun bezeichnet Schelling. Er war unter den Philosophen der erste, der die Leerheit des philosophischen Bewußtseyns, wie sie durch Ausschöpfen alles Positiven nach und nach entstanden war, klar erkannte und die Leere zunächst durch das Naturganze ausfüllte, das er in jenes Bewußtseyn zu erheben bemüht war. Von der Natur ging er zur Geschichte über und suchte auch sie als ein Ganzes zu fassen und Gott wie in der Natur, so im Leben der Geschichte zu begreifen. Endlich mußte ihn die Philosophie der Geschichte nothwendig auch auf die Offenbarung, also bis zu dem Punkte zurückführen, an dem sich einst die Philosophie von der Theologie getrennt hatte. In diesem Entwicklungsgange seiner Speculation liegt eine tiefe Consequenz. Indem er den positiven Richtungen folgte, wie die Philosophen vor ihm den negativen gefolgt waren, mußte er der erste Begründer sowohl der modernen Natur- und Geschichtsphilosophie, als auch der modernen Mystik werden. Hat er nicht, oder noch nicht Alles aus dem Princip, das durch ihn in die Wissenschaft eintrat, entwickelt, und hat er Vieles seinen Schülern überlassen, die zum Theil wieder sehr divergirende Wege einschlugen, so gebührt ihm doch der Ruhm des Princips ausschließlich. Mag Schelling in den letzten zwei oder drei Decennien sich zurückgehalten und durch Schriften zu wenig gewirkt haben, ja möchte er schon vor dreißig Jahren gestorben seyn, er würde immer der große Denker bleiben, welcher nicht etwa unter hundert einzelnen philosophischen Systemen auch eins hervorgebracht, sondern der Philosophie im Großen und Ganzen eine andere Richtung gegeben hat, und zwar eine Richtung, die dem großen Reconstruktionprozeß der Weltgeschichte nach der Katastrophe der französischen Revolution entsprach.

Die Hegel'sche Philosophie ist dagegen lediglich als ein Rückschlag in die negative Richtung des vorigen Jahrhunderts zu betrachten. Es mag seyn, daß es niemals eine große Aenderung weder im politischen noch im wissenschaftlichen Leben gibt, ohne daß solche Reaktionen erfolgen; allein in diesem besonderen Falle hat unstreitig die Hegel'sche Philosophie ihren verhältnißmäßig großen Erfolg nicht der natürlichen Stärke der Repulsion eines scheidenden Geistes gegen den neugebornen zu verdanken, sondern hauptsächlich äußeren Umständen, nämlich dem politischen Mißgriff des Ministeriums Altenstein, durch den sie so auffallend begünstigt worden ist, und den gleichzeitigen Mißgriffen, durch welche die fromme und patriotische Gesinnung der Jugend auf den deutschen Universitäten gewaltsam unterdrückt und dagegen eine liederliche Gallomanie hervorgerufen wurde. Hegel hat nirgends wärmere und lautere Anhänger gefunden als unter dem Theil der Jugend, der aufs neue für Frankreich schwärmt und alle Leidenschaften theilt, durch die man dort die alte Revolution reproduciren möchte. Die Gesammterscheinung der Hegelisirenden und sogenannten jungdeutschen Literatur hat

vollkommen und in jedem Zuge die Physiognomie der Literatur, die kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution von den Freigeistern und unzüchtigen Dichtern in Paris und von den Illuminaten in Deutschland ausging. In jener wie in dieser Literatur läuft alles auf Ausrottung des Christenthums, Emancipation des Fleisches und Socialismus hinaus. Die Nachwelt wird also in der Erscheinung des Hegelthums nichts anderes zu sehen vermögen, als einen einseitigen und, wie es in der Natur der Sache liegt, vorübergehenden Rückfall des neunzehnten Jahrhunderts in die Leidenschaften und Neigungen des achtzehnten. Das Jahrhundert schreitet aber unaufhaltsam vorwärts und die einmal begonnene Richtung zum Positiven überwiegt auf entschiedenste die zum Negativen.

Dessen ist sich auch wohl Schelling klar bewußt und deßhalb sind es die Hegelianer nicht, die ihn beunruhigen könnten. Ihre Episode wird hoffentlich bald zu Ende seyn, wie es der Rückschlag ins Heidenthum unter Julian dem Apostaten war. Schellings Verhältniß zu der negirenden Philosophie ist so klar, so welthistorisch begründet und so würdevoll, daß er in der That nicht nöthig hat, darüber in Streitschriften mit seinen überdieß meist ihm unebenbürtigen, kleinlich und gehässig denkenden, unlauteren und verlogenen Gegnern zu rechten. Viel bedenklicher erscheint das Verhältniß Schellings zu dem Centrum des Positiven, dem er von Anfang an zusteuerte, als zu dem negativen Pole, von dem er sich gleich anfangs entfernte. Es ist gewiß schwierig, das Recht des Philosophen in voller Integrität der positiven Religion gegenüber zu behaupten, wenn man sich zu dieser letztern bekennt.

Die Philosophie kann sich nur im reinsten Element der Freiheit bewegen und auch da, wo sie sich der Kirche anschließt, kann sie es nur mit Freiheit und bedingungsweise thun und ihr Anschluß, ja selbst ihre Unterwerfung, kommt immer einer Mitregentschaft und Controle gleich. An einer solchen Mitregentschaft und Controle der Philosophie war aber der Kirche niemals viel gelegen. Welches Verdienst sich also auch ein Philosoph erwerben mag, der einen großen Theil der gebildeten, aber der Kirche entfremdeten Welt, wieder zur Erkenntniß christlicher Wahrheiten und mithin auch zur Kirche selbst zurückführt, er wird doch nicht viel auf den Dank der Kirche rechnen können. Das haben nun Schellings Gegner wohl begriffen und sie weiden sich mit sichtbarer Schadenfreude an der Ausmessung des Winkels, den Schellings Tendenz noch in seiner Convergenz zur kirchlichen bildet. Bald finden sie, er stehe der Kirche schon zu nahe und werfen ihm Unselbstständigkeit als Philosoph, Veräußerung der Denkfreiheit an den blinden Glauben ꝛc. vor. Bald finden sie, er halte sich noch zu weit von der Kirche entfernt, zu der er doch strebe, und werfen ihm Halbheit vor. Mithin kann er es ihnen auf keine Weise recht machen, und man muß zugeben, daß er einer solchen Kritik von rein negativem Standpunkt aus unmöglich entgehen konnte. Nur der gute Professor Marheineke war, so lange er sich noch einen christlichen Theologen nennt, nicht berufen, diese Kritik zu üben. Ein Geistlicher hätte das Verhältniß Schellings zur Kirche auch nur aus dem positiven Standpunkt beurtheilen sollen.

Das Verhältniß einer christlichen Philosophie zur Kirche ist in unsrer Zeit um so schwieriger geworden, als wir mehrere getrennte Kirchen haben. Denken wir uns aber die Kirchen als Brennpunkte, die innerhalb einer Ellipse um ein unsichtbares Centrum graviren, so ist dieses Centrum auch wieder recht eigentlich der Philosophie zu ihrer Position angewiesen. Und erscheint schon die bloße Idee einer christlichen Philosophie einem Zeitalter neu, das bisher nur an unchristliche Philosophien gewöhnt war, so darf man doch nur einen Blick in die Geschichte der Kirche und Philosophie älterer Zeiten zurückthun, um zu erkennen, daß das kirchliche Dogma in seiner ganzen Strenge und eine christliche Philosophie in ihrer vollen Freiheit sehr wohl neben einander bestehen können.

Unsre Kirchen haben angefangen, sich wieder reichlich mit Geist zu sättigen, der ihnen lange abhanden gekommen war. Das junge Leben, das in ihnen arbeitet, ist noch kaum zur Knospe gediehen, den reichen Fruchtüberhang werden erst kommende Zeiten sehen. Auch die christliche Philosophie geht unter diesen Umständen einer glanzreichen Zukunft entgegen. Warum sollte man von Schelling, der den neuen Keim in die Philosophie gelegt, schon alles erwarten, was erst die volle Reife gewähren kann? Er hat genug gethan und eine harte Arbeit lag ihm ob, indem er einen sterilen Boden erst lockern mußte. Alles in seinen unsterblichen Werken trägt den Charakter primitiver Entwicklung, wie es nicht anders seyn konnte. Die ihm nun vorwerfen, er hätte mehr Methode haben sollen, die in ihm nur einen jener gemeinen Denkvirtuosen sehen wollen, der fix und fertig hätte auf dem Katheder stehen und sein Lieblingsthema ein- wie allemal heruntergeigen sollen, verstehen weder ihn, noch den großen Entwicklungsgang der Wissenschaft und der Weltgeschichte überhaupt.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 41.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 19. April 1843.

Kriegs-Geschichte.

1) Geschichte des großen deutschen Kriegs vom Tode Gustav Adolfs ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfaßt von F. W. Barthold. Zwei Theile. Stuttgart, S. G. Liesching, 1842.

Wieder ein sehr ausgezeichnetes Geschichtswerk aus der Meisterhand Bartholds, und dießmal nicht bloß für den Geschichtsfreund interessant, sondern auch der politischen Belehrungen wegen wichtig, die noch auf die Gegenwart anwendbar sind.

Herr Barthold erörtert in diesem Werke die zweite Hälfte des dreißigjährigen Kriegs, die bisher bei weitem weniger bekannt war, als die erste und über die ungleich mehr Irrthümer obwalteten. Er hat die Materialien achtzehn Jahre lang gesammelt und früher schon durch eines seiner ersten Werke, die Biographie Johann von Werths, bewiesen, wie vertraut er sich mit jener Zeit gemacht hat. Die Neuheit der mitgetheilten Thatsachen, noch mehr die Neuheit der ganzen Anordnung, die Entwicklung der allerverwickeltsten Begebenheiten, die sich jemals zugetragen, die Orientirung in dem Spiel der verworrensten Interessen, die jemals konkurrirt haben, diese Bethätigungen seines herkulischen Fleißes und durchdringenden Geistes können dem Verfasser nur zu großem Lobe gereichen. Aber er besorgt, daß die Neuheit seiner Ansichten und Urtheile großen Widerspruch finden werde und verwahrt sich dagegen in einer geharnischten Vorrede.

Seine Ansichten sind allerdings in vieler Beziehung neu und seine Urtheile überraschend, sofern er häufig gerade das tadelt, was bisher der größte Theil der Geschichtschreiber bewunderte und das lobt und rühmt, was jene verworfen haben. Bisher haben nur wenige katholische Geschichtschreiber von einem dem protestantischen gerade entgegengesetzten und nur wenige protestantische Geschichtschreiber von einem unparteiischen Standpunkt aus den dreißigjährigen Krieg beurtheilt. Die große Masse der Geschichtschreiber hielt einseitig die protestantische Parteiansicht fest und zwar eine Ansicht, die nicht einmal ausschließlich die der deutschen Protestanten war, sondern die zum großen Theil von Schweden und Franzosen geltend gemacht worden ist. Nur zu viel bestochene Federn haben im Solde des Auslands jenen uns so verderblichen Krieg geschildert und sehr viel vom Geiste dieser Schilderungen ist in die deutsche Geschichtschreibung übergegangen. Es ist nun endlich Zeit, die Wahrheit zu sagen. Man muß jenen Krieg nicht mehr einseitig aus dem Gesichtspunkt der Kirchen, man muß ihn aus dem nationalen Gesichtspunkt beurtheilen. Und es ist schön und würdig, daß Protestanten selbst den Nebel des Irrthums zerstreuen, daß sie nicht erst warten, bis ihnen katholische Geschichtschreiber die bittere Medicin der Wahrheit eingeben.

Jedoch hat der Verfasser dem edeln Unwillen über eine so grobe Mißhandlung und Verfälschung der historischen Wahrheit, und dem patriotischen Impulse, der ihn zur Rechtfertigung jeder Maßregel trieb, die auch nur auf mittelbare Weise damals unserem gefährdeten Nationalinteresse diente, zu viel nachgegeben und es wird ihm schwer fallen, sich gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß er den Gefühlen der damaligen Protestanten zu wenig Gerechtigkeit hat wiederfahren lassen und daß er die katholische Partei viel zu mild behandelt habe. Wir sind mit Herrn Barthold in allen Beziehungen einverstanden, wo es die Nationalinteressen und die Nationalehre gilt und brauchen deßfalls keine Versicherungen zu geben, denn man kennt uns schon. Wir haben von jeher alle die Bürger- und Religionskriege beklagt, welche Deutschland zerrissen, seine Einheit aufgelöst, es fremder Beschimpfung und Beraubung preisgegeben haben. Wir achten das Interesse der Nation, die alle Meinungen überdauert, für höher als das Interesse

irgend welcher kirchlichen oder politischen Partei. Darum können wir auch bei der Beurtheilung des dreißigjährigen Krieges die Einmischung der Fremden und die Verrätherei der Deutschen selbst, durch welche die Fremden herbeigerufen wurden, nur bitter beklagen. Aber es waren nicht die Protestanten allein, welche diesen Verrath begingen. Lange bevor, durch die Protestanten herbeigerufen, der erste Schwede und der erste Franzose den Boden des deutschen Reichs betrat, hatte der Kaiser Spanier, Italiener und polnische Raubhorden hereingeführt und seine deutschen Unterthanen durch Fremde bis aufs Blut peinigen lassen. Das Uebel war schon verjährt und die Schuld so sehr getheilt, daß keine Partei gerechtfertigter erscheint als die andere. Mit Recht hat man dem Kurfürsten Moritz seinen Verrath vorgeworfen und daß er Franzosen ins Reich geführt. Aber hatte nicht Kaiser Karl V. schon vorher Spanier unter dem scheußlichen Alba ins Reich geführt? Mit Recht hat man das Andenken des protestantischen Reichsfürsten gebrandmarkt, der Metz, Toul und Verdun vom Reich weg an Frankreich verkaufte. Aber verdient es wohl weniger die geschichtliche Brandmarke, daß von katholischer Seite die schönen Niederlande an Spanien abgetreten wurden? Wer verging sich mehr am Reich, der uns jene Bisthümer, oder der uns die viel wichtigeren Niederlande abführte? Wenn man beklagt, daß Frankreich von Lothringen, Schweden von Pommern aus Brücken ins Reich geschlagen, uns auf Jahrhunderte zu verderben, so darf man jener spanischen Brücke auch nicht vergessen, die mehr geschadet hat, als alle andern, weil überhaupt nur der spanische und jesuitische Einfluß den dreißigjährigen Krieg hervorrief und dadurch jene Uebergriffe Frankreichs und Schwedens erst möglich machte. Wir sagen nicht, daß Herr Barthold Unrecht hat, wenn er die Protestanten der Nichtachtung patriotischer Pflichten und des offenen Verrathes an der deutschen Nation beschuldigt, aber er hätte die katholische Partei desselben Verbrechens beschuldigen sollen! Alsdann muß auch der Desperation, in der man sich befand, Einiges nachgesehen werden. Wie wenig auch die Zustände der protestantischen Kirche im ersten Jahrhundert nach Luther einem Ideal entsprechen mochten, so war doch immer diese neue Kirche in dem moralischen Gefühl der Nation und in dem redlichen Willen begründet, heillose Mißbräuche zu beseitigen; und die katholische, von den Jesuiten geleitete Partei ist auf keine Weise von der Schuld freizusprechen, durch ihren hartnäckigen Widerstand selbst gegen die billigsten und gemäßigtesten Reformvorschläge, die allgemeine Kirchenverbesserung verhindert und aus der Reformation eine Halbheit, eine feindliche Kirchentrennung gemacht zu haben. War redlicher Wille, tiefes sittliches Gefühl so sehr mißkannt, so höhnend zurückgewiesen worden, wer darf sich über die Erbitterung der Protestanten wundern? Nun traten vollends die Verfolgungen ein und stand die Existenz der neuen Kirche auf dem Spiele. Katholische Heere überflutheten ganz Deutschland. War es da nicht entschuldbar, daß man in der optischen Täuschung der ecclesia pressa befangen, für der Seele Heil kein Mittel mehr schonte und daß Protestanten sich der Schweden und Franzosen bedienten, wie die Katholiken der Spanier und Polen? Weniger die Verblendeten, die in der Angst zu diesen gefährlichen Mitteln griffen, als die ersten Anstifter der heillosen Zerwürfniß sind anzuklagen. Aus diesem Gesichtspunkt glauben wir z. B. das Benehmen des Herzog Bernhard von Weimar gegenüber dem des Kurfürsten von Sachsen betrachten zu müssen. Bernhard von Weimar beging eine schwere Schuld, indem er sich als deutscher Reichsfürst dem König von Frankreich verkaufte, und der sächsische Kurfürst handelte patriotisch, indem er den Prager Frieden schloß und mit dem Kaiser vereinigt die Fremdlinge vom deutschen Boden treiben wollte. Wer sollte das nicht einsehen? Und doch bleibt Bernhard von Weimar ein edler Held, dessen rührendes Bild ein unvergänglicher Zauber von Poesie umkleidet, während der sächsische Kurfürst ein peinlich widerwärtiger, moralischen Eckel erweckender Charakter bleibt. Wie kommt das? Das kommt einfach daher, weil Bernhard durch das grausamste Verhängniß zur Verzweiflung getrieben wurde, während jener Kurfürst, der viel freier zu handeln Macht hatte, durch seine erbärmliche Politik jene Verhängnisse eben erst herbeiführte. Man wird an Hamlet und seinen Stiefvater erinnert. Hamlet würde nicht wahnsinnig geworden seyn, wenn der Stiefvater nicht seinen edeln Vater vergiftet hätte. Bernhard würde nicht haben landflüchtig werden müssen, wenn sein kurfürstlicher Vetter nicht im Jahr 1620 durch seinen Verrath die Angelegenheiten des Reichs heillos verwirrt hätte. Der Kirchenfrieden hätte können erhalten werden, wenn der Kurfürst damals nicht als Lutheraner mit den Katholiken gegen die Reformirten und Hussiten gefochten hätte. Nur durch diesen Verrath an der Reformation gab er der spanisch-jesuitischen Partei in Deutschland ein solches Uebergewicht, daß das Restitutionsedikt erfolgen konnte. Und ohne diese Vorgänge hätte es nie ein Schwede oder Franzose wagen dürfen, nach Deutschland zu kommen. Jener Kurfürst konnte nun wohl hinterdrein den Patrioten spielen, aber wer mag ihm dafür danken, nachdem vorzüglich er das Unheil angerichtet? In Bezug auf die Würdigung dieser beiden Charaktere nun können wir mit dem Urtheil des Herrn Barthold nicht übereinstimmen. Wir verdammen mit ihm den Verrath, den Bernhard beging, aber wir loben nicht, sondern verdammen in noch höherem Grade den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen. Nicht immer sind die eigentlichen Verbrecher die

schlechtesten, sondern sehr oft sind es die, welche jene zum Verbrechen hingetrieben, sich selbst aber die Hände gewaschen haben.

Wenn man auf diese Weise nun leider noch streiten kann, welches Maaß von Schuld unter die deutschen Machthaber jener Zeit zu vertheilen ist; so kann doch kein Zweifel obwalten über die Sünden, welche damals die Fremden an uns begangen haben und in der gründlichen Erörterung der namentlich von Franzosen und Schweden ausgeübten militärischen und diplomatischen Frevel gegen das Völkerrecht besteht das Hauptverdienst des vorliegenden Werks. Es zeigt uns, was sich das mächtige große Deutschland, indem es mit sich selbst uneins war, von Fremden hat gefallen lassen müssen. Es zeigt, welche rohe Brutalität der Schwede, welche dämonische Arglist der Franzose gebrauchte, um uns durch uns selbst zu vernichten. Denn jene gefürchteten Heere des Auslands, sie bestanden größtentheils aus Deutschen, die in fremde Uniformen gesteckt, im Namen fremder Könige einander zerfleischten. Die Schweden, die Franzosen hätten es allein nicht vermocht. Sie konnten uns nur durch uns selbst überwinden.

Vor allem fällt auf, daß der König von Frankreich und sein dirigirender Minister, Kardinal Richelieu, obgleich selbst die eifrigsten Katholiken, doch den Protestanten in Deutschland und nicht den Katholiken beistanden. Sie thaten es, weil der Kaiser zufällig katholisch blieb. Sie wollten nicht der Religion, sondern nur dem französischen Staatsinteresse dienen. Sie bekämpften im Kaiser die Einheit und Machtfülle des deutschen Reichs und würden ihn unter allen Umständen bekämpft haben. Gesezt der Kaiser hätte die Reformation begünstigt und wäre selbst Protestant geworden, so würde Frankreich alles gethan haben, die deutschen Fürsten für die alte Kirche zu gewinnen, und dabei den reinsten Religionseifer zum Vorwand genommen haben, so wie es schon früher zur Zeit der Hohenstauffen und Ludwigs des Bayern im engen Bunde mit dem Papste die deutschen Kaiser immer als Ketzer anzuschwärzen und zu verdammen suchte. Da ihm nun aber der Kaiser die Freude nicht machte, sich der Reformation anzuschließen, sondern dem Papste treu blieb, trat Frankreich mit schamloser Stirne der protestantischen Opposition gegen den Kaiser bei. Viel natürlicher erscheint der Anschluß Schwedens an die deutschen Protestanten, weil Schweden selbst schon lutherisch war.

Es ist gewiß unbillig in Gustav Adolphs Benehmen politische Habgier und nicht auch Glaubenseifer sehen zu wollen. Während man ihn früher um des leztern willen nur bewunderte, hat man in neuerer Zeit angefangen, ihn um des erstern willen nur zu tadeln. Beides ist einseitig, und man scheint überdieß ein Drittes zu vergessen, was wohl in Anschlag gebracht werden muß. Wir meinen den normannischen Geist, die Lust an Abenteuern und kühnen Fahrten, den reinen Muth des Kriegers, der zulezt mehr leistet, als er sich bei geringen Mitteln zugetraut, sich selbst überraschend und steigernd, wie im Rausch glücklicher Liebe oder wie in einem dichterischen Traume. Wer möchte sagen, daß bei Gustav Adolph alles berechnet gewesen! Daß er protestantischer Kaiser hat werden wollen, mögen wir ihm keineswegs verdenken; es wäre sogar noch die Frage, ob wir übel dabei gefahren wären. Wir glauben nicht, daß es der historischen Kritik je möglich seyn werde, den Glanz zu verdunkeln, der von diesem Charakter aus in die Geschichte strahlt. Wenigstens werden wir nie auf diesen großen Eroberer übertragen, was von den kleinen Räubern gilt, die seinen Ruhm beerbten. Er wollte uns ganz und einig haben; seine Nachfolger aber wollten uns zerstücken. Das ist ein großer Unterschied, den auch Herr Barthold anerkennt.

Uebrigens waren auch die schwedischen Räubergenerale, die nach Gustav Adolphs Tode unser armes Vaterland noch zwei Jahrzehnte hindurch verwüsteten, wenigstens ruhmwürdige Haudegen, ähnlich jenen alten normannischen Abenteuerern, die in geringer Anzahl so oft in frühern Jahrhunderten die südliche Welt erschüttert. Sie sezten großen Muth ein. Was soll man dagegen von Frankreich sagen, das Jahre lang nur lauerte, keinen Mann aufopferte, nur immer von den Verlegenheiten seiner protestantischen Freunde Vortheil zog und sich durch das bloße Versprechen künftiger Hülfe in den Besitz der wichtigsten Städte im Elsaß und am Mittelrhein sezt, welche nicht Franzosen, sondern Schweden und deutsche Protestanten erobert hatten. Erst durch die Gefahr, in welche Frankreich durch die Rache der siegreichen kaiserlichen Heere kam, sah es sich gezwungen, selbst handelnd aufzutreten und größere Opfer zu bringen. Es ist über allen Begriff empörend, diesem Spiele der französischen Politik zuzusehen. Man hat dafür kein anderes Bild als das des Diebes, welcher während eines Brandes, statt zu löschen, stiehlt.

Die große Lehre, die wir daraus ziehen können, ist, daß uns einem solchen Nachbar gegenüber unsere innere Parteiung nothwendig Verderben bringen mußte und es jederzeit wieder bringen wird, wenn wir je in ähnliche Parteiung zurückfallen. Die erste Schuld lag an uns selbst. Warum mußten wir unsere Einheit auflösen, unsere Stärke schwächen durch Bürgerkrieg! Frankreich hätte uns nie wehe thun können, wenn wir einig geblieben wären. Daß zu dieser Uneinigkeit von Seiten reformirter Reichsglieder sträflicher Empörungsgeist reichlich mitgewirkt habe, kann nicht in Abrede gestellt werden. In vielen Fällen hatte der katholische Kaiser vollkommen

Recht, als Reichsoberhaupt strenge Strafen zu vollziehen. Hierin stimmen wir gern mit Herrn Barthold überein; allein wir müssen uns wundern, warum ihm nicht eingefallen ist, auch diejenigen Fälle genauer zu untersuchen, in welchen der Kaiser seine Gewalt offenbar überschritten und nicht nur die constituirten Reichsglieder, sondern sogar seine eigenen Erbunterthanen zur Nothwehr berechtigt hat. Der Despotismus hatte nicht geringern Antheil am öffentlichen Unglück Deutschlands, als die Rebellion. Als Haupt einer großen und freien Nation durfte dem Kaiser nie einfallen, über die Gewissen gebieten zu wollen. Seine Pflicht und sogar sein Interesse war es, durch Duldung in Glaubenssachen die politische Einheit Deutschlands zu erhalten. Er durfte es nicht so weit treiben, daß die Hälfte der Nation zur Verzweiflung kam. Als strenger Katholik mußte er wissen, daß man Gott mehr gehorchen solle als den Menschen und daß der in einem Augenblick wahnsinniger Bethörung von den Lutheranern aufgestellte Grundsatz: cujus regio, ejus religio, nimmermehr auf die katholische Welt anwendbar war. Mehr als hundertmal hat die katholische Kirche den Glauben der Völker in Schutz genommen gegen Kaiser und Könige und nie geduldet, daß der Glaube eines Landes vom zufälligen Glauben eines Herrschers abhängig gemacht werde. Dasselbe Recht, was die katholische Opposition gegen die Hohenstauffen geltend machte, nämlich Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt, dasselbe durfte auch die protestantische Opposition gegen Ferdinand II. geltend machen. Gesezt Ferdinand wäre ein Lutheraner gewesen und hätte mit derselben blutigen Unbarmherzigkeit alle Katholiken in Oestreich und Böhmen ausgerottet, wie er die Lutheraner ausrottete, so würde man wohl jenen verfolgten Katholiken das Recht der Nothwehr nicht abstreiten können; so würde man sich nicht wundern dürfen, wenn Bayern alles gethan hätte, die katholische Religionspartei zu schützen. Nun denn, so hatten die Lutheraner auch ihrerseits das Recht sich für ihren Glauben zu wehren. Ohne die Unduldsamkeit des Kaisers würde es nie zu einem Kampf der Deutschen gegen einander selbst auf Tod und Leben gekommen seyn. Ohne die furchtbare Grausamkeit, mit der er seine Siege verfolgte, ohne die Treulosigkeit, mit der er bei jeder Gelegenheit das den Andersgläubigen gegebene Wort brach, würde eine Versöhnung und ein Friede viel eher zu Stande gekommen seyn. Daß nun Herr Barthold diese Momente nicht beachtet hat, verleiht seinem sonst in jeder Beziehung so vortrefflichen Buche gerade in der Hauptfrage eine gewisse Einseitigkeit. Der patriotische Zorn, mit dem er die protestantische Partei anläßt, verliert sehr viel von seinem Gewicht, indem er die Schuld der katholischen Partei, namentlich des Kaisers selbst, nicht eben so gerecht abwägt.

Philosophie.

Zur Kritik Schellingischer Offenbarungsphilosophie. Von Dr. Ph. Marheineke. Berlin, Endlin, 1843.

(Schluß.)

Schließlich ist noch darauf aufmerksam zu machen, von welcher Bedeutung eine im Schooße des Protestantismus aufkommende christliche Philosophie für diesen leztern seyn muß. Der Protestantismus behauptete vor und während der französischen Revolution bekanntlich eine viel christlichere Haltung, als der damalige Katholicismus. Während es damals gerade die katholische Welt war, in welcher die antichristlichen Lehren Voltaires, der Encyclopädisten und Illuminaten aufkamen, bewahrte die protestantische Welt zu ihrem großen Vortheil und zu ihrer großen Ehre, der negirenden Philosophie ungeachtet, doch im Allgemeinen den alten Ernst des Glaubens und der Sitte. Seitdem ist nun in der katholischen Welt eine große Veränderung eingetreten. Die Negation in ihr ist besiegt und Positivität hat in reißender Progression alle abgestorbenen Glieder jener alten Kirche wieder durchdrungen und erfüllt. Auch in die protestantische Kirche sind neue Lebensströme eingedrungen, wenn auch langsamer, weil man hier keinen Sprung aus einem Extrem ins andere zu machen hatte, sondern nur ruhig fortschritt. Der große Bruch der Zeit traf in der protestantischen Welt weit weniger die Kirche, als die Philosophie. Nur in der Philosophie war eine Leere eingetreten, die sich wieder erfüllen mußte, und auf ihrem Gebiete wurde nun der Kampf zwischen dem Zweifel und Glauben gekämpft, der in der katholischen Welt bereits beendigt ist. Wenn nun aber die protestantische Theologie zu der Zeit, als die katholische durch den Unglauben beinahe aufgelöst und wenigstens unmächtig war, wohlgethan hat, sich den negirenden Tendenzen in der Philosophie, durch die auch sie zerrüttet worden wäre, nicht anzuschließen, welcher Verblendung würde sie sich hingeben, wenn sie jezt erst, nachdem in der Philosophie selbst eine Positivität der Negativität entgegen getreten ist, sich an die leztere verkaufen und sich von ihr desorganisiren lassen würde, wenn sie, die mit Manneskraft begonnen und mit so starker Ausdauer bisher bestanden, jezt erst in die Flegeljahre fallen und bübisch enden würde, in einem Augenblick, in welchem sie ihrer ganzen Würde sich bewußt seyn sollte und jeden in ihr lebenden Nerv anzustrengen hat, um die evangelische Kirche in kraftvoller und würdiger Einheit der so mächtig erstarkten und offensiv gewordenen katholischen Kirche gegenüber zu behaupten. Im vorigen Jahrhundert, zur Zeit des großen Friedrich, war eine Auflösung des kirchlichen Lebens durch Unglauben weit weniger gefährlich, als heute; und doch ging damals auch nicht ein lutherischer Theologe, wenn man etwa den rohen Dr. Barth ausnimmt, so weit, wie es gegenwärtig die hegelisirenden Theologen thun. Wenn aber nun die Philosophie das Mittel war, durch welches die Theologie verführt und verderbt wurde, so liegt auch wieder in der Philosophie das nächste Heilmittel, und dieses darzubieten, ist die natürliche Mission Schellings. Womit wir übrigens keineswegs in die Illusion derer eingehen wollen, die von der Philosophie allein alles Heil erwarten,

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 42.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. April 1843.

Kriegs-Geschichte.

2) Der Religionskrieg in Deutschland. Von Prof. Dr. Söltl. Dritter und letzter Theil. Denkwürdigkeiten, Briefe und Berichte. Hamburg, Meißner, 1842.

Lauter Aktenstücke und größtentheils von hohem Interesse. Den Anfang macht ein Bericht des Studenten Philipp Camerarius, der auf einer Vergnügungsreise durch Italien in Rom verhaftet, ins Gefängniß der Inquisition gebracht und von Jesuiten bearbeitet wurde. Er erzählt mit vieler Naivetät, wie er sich immer auf die Augsburgische Confession berufen habe, trotz aller Drohungen, Entbehrungen, Krankheiten ꝛc. standhaft geblieben sey und endlich auf die dringende Mahnung Kursachsens durch den kaiserlichen Gesandten befreit worden sey. Das geschah im Jahr 1565. — Das zweite Aktenstück ist eine gar merkwürdige Rede des lothringischen Gesandten vor dem Papst Sixtus V. im Jahr 1589. Der Herzog von Lothringen ergießt sich in Schmähungen über den Kaiser, der nicht genug thue, um die Ketzer zu vertilgen. Dann folgen Akten, die Union und Ligue betreffend und interessante Briefe des jungen Camerarius, die sich hauptsächlich auf das Verhältniß des vertriebenen Böhmenkönigs Friedrich zu seinem Schwiegervater Jakob I. von England beziehen. Die Stuarts thaten nichts für ihre vertriebenen, calvinischen Verwandten, weil sie selbst schon ganz ins jesuitische Interesse gezogen waren. Camerarius schreibt im August 1624: „Mich quält auch diese Furcht, es möchten der König in England und der Prinz von Wales endlich ganz zum Papstthum übergehen und uns allgemach auch dahin ziehen wollen. Denn sieh, bald nach Deinem Schreiben kommen Briefe von dem Könige Englands an den Unseren und zugleich andere des Secretärs an Carleton, in welchen er befiehlt, entweder den Waffenstillstand anzunehmen oder zu sterben. Denn wer den Lebensunterhalt verweigert, scheint zu tödten. In der That ging Carleton unsern bedauernswürdigen König so heftig an, daß er ihm nicht undeutlich sagte, nicht einmal die Königin oder ihre Kinder würden mehr etwas von England erhalten, wenn der König länger widerstrebte." S. 183. Und in einem Schreiben des berüchtigten Beichtvaters Lamormain vom April 1625 heißt es, Holland sey nicht mehr zu fürchten, noch weniger England: „Spinola solle Niederland so antasten, daß es genug zu thun haben soll, sich selbst zu wehren. Es ist mit Buckingham über alle Maßen wohl geglückt, solle vom Neuen eine große Macht wider Frankreich richten, hat von Königl. Maj. in Spanien das schriftliche Versprechen, daß er ihm nach seines Königs Tod zu der Kron England wolle helfen, dagegen er sich verpflichtet hat, die katholische Religion wiederum in den vorigen Stand zu stellen." S. 262.

Der Brief des kaiserlichen Beichtvaters ist an einen Jesuiten in Hildesheim gerichtet und von großem historischem Werthe, sofern er den ganzen Plan enthüllt, nach welchem damals der protestantische Norden unterworfen werden sollte. Es war die erste Blüthezeit Wallensteins, und der Zwiespalt zwischen diesem und den Jesuiten war noch nicht ausgebrochen, weßhalb auch dieser Brief noch sehr gut von ihm spricht und ihn als ein eben so nützliches als zuverläßiges Werkzeug ehrt. In diesem Schreiben kommen folgende Stellen vor: „Liebster Bruder in Christo! E. Ehrw. wünsche ich von Gott zeitlichen und ewigen Segen aus demüthiger Lieb meines Herzens, und kann Derselben aus schuldiger Continuation unserer vertrauten christlichen Correspondenz nicht bergen, daß ich mit Gottes Hülf auf Befehl und Unterrichtung unseres seligen Ordensgeneral zu Rom es bei dem allerchristlichsten, eifrigsten, katholischsten und glückseligsten römischen Kaiser und seinen geheimsten Räthen so weit gebracht, daß Se. Maj. der päpstlichen Heiligkeit in mein, des Herrn Herzogen von Fridland und noch zweier geistlichen Herren (welcher Namen vom Bringer dieses M. J. G.

patre Societatis Jesu E. Ehrw. vernehmen können) Gegenwart vom Neuen einen leiblichen Eid den 2. dieses geschworen haben, eher nicht ihren Kopf lassen ruhen, bis daß sie wiederum alle ketzerische Königreiche und Lande zu der alten und allein seligmachenden römischen Kirche und unter der päpstlichen Heiligkeit absoluten Gehorsam gebracht werden haben, wofür nun auf ein besonderes durch die päpstliche Heiligkeit verordnetes hochfeierliches Fest in den katholischen Kirchen fortan gedankt soll werden. Ich für meine Person preise mich dadurch selig; dieweil aber E. Ehrw. wissen, wie eine sorgliche und gebrechliche Sache es sey, als eine Victorie auf einen blinden Impetum, Eifer, Hitz und Gewalt gestellt wird, sonderlich in einem Reich, dessen Macht noch nicht vollkommen gedämpft ist, inmaßen es mit unserm lieben Deutschland noch also beschaffen ist, daß bei den Ketzerischen, insonderheit den Seestädten noch eine gewaltige Macht vorhanden: also haben Ihre Majestät folgenden Prozeß oder Vornehmen Ihr allergnädigst belieben lassen: Die Städte, so innerhalb des Lands liegen und keine Hülfe zur See haben können, als Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Hannover und alle andere dergleichen, sollen unter allerhand Prätert ersucht werden, Garnison zu Pferd und Fuß einzunehmen, und solche auf Verweigerung stracks mit Gewalt einzunehmen. In dieser Ordnung und Zahl soll eure Stadt Hildesheim, welche dazu die beste scheint und in solcher ein großer Reichthum zu erwarten ist, die erste seyn. — Vorgenannte Städte, liebster Herr Br. in Christo, sind Zirkel und rundum von unsern Garnisonen besetzt, haben keinen Entsatz zu hoffen und eine jede Stadt hat bei diesem verwüsten Zustand mit ihr selbst zu thun, mehr als genug, nachdem sie sich auf Kur- und Fürsten nicht zu verlassen. Kursachsen, möchte Einer sagen, hat noch viel Gelds, großes Land, viel Volks. Aber es hat nichts zu bedeuten, angesehen, daß das Geld den Kurfürsten und nicht der Kurfürst das Geld hat. Seine vornehmsten Räthe und Landsassen, als seine Augen, Herz, Hände, Mund und Bein, sind durch das allersüßeste Gift der heiligen Dublonen geliefert. Aber damit er den Braten desto weniger riechen möge, soll man ihm, bis und so lang die Städte, sonderlich die an der See gelegen sind, nicht überwältigt, Alles concediren und einwilligen, welches man hernach eben so leichtlich als accordirt worden, wiederum nehmen kann. Denn den Ketzern Glauben halten ist, wie E. Ehrw. wissen, anders nicht, als den katholischen Glauben verleugnen, und den armen verführten Seelen mit einem vollen Carrier oder Lauf zu dem Teufel helfen. Sind die Katholischen bis anher nicht große Narren und Gecken gewesen, daß sie ihre Zusagungen den Lutherischen und Calvinisten so lange gehalten haben. Es fällt mir eben in Sinn, als wenn Einer sehr klug seyn wollte, und komme ein rasender Mensch mit einem Messer oder einem andern tödtlichen Gewehr in der Hand über ihn her, daß er sich wollte vor Schaden bewahren, und nachdem er solches durch gute Wort oder sonst demselben Menschen aus der Hand gebracht und ihm solches hernach wieder gegeben und darüber erst Schaden empfangen hätte. Sollte man einen solchen nicht (für) einen Narren halten, und ihm allein den darüber gefolgten Schaden selbst zumessen?" S. 253 ff. Es wird hierauf weiter erörtert, wie man die Holländer in Schach halte durch die Spanier, die Engländer aber gänzlich gelähmt habe durch Buckinghams Verrath und durch die Hinneigung des stuartischen Königshauses zu den Jesuiten; wie man ferner Dänemark niederwerfen und eine ungeheure Macht zusammenbringen wolle, um Kopenhagen und den so wichtigen Sund, den Schlüssel des Nordens, zu erobern (woran Wallenstein durch den Mangel einer Flotte und durch die Verluste vor Stralsund verhindert wurde). Auch den König Gustav Adolf von Schweden hoffte man fortwährend durch Polen zu beschäftigen und der Pater Jesuit schreibt, der Kaiser suche denselben noch überdieß „durch äußerliche Freundschaft über die Maaßen zu ehren," um ihn zu beschwichtigen. Kurz man hoffte, des ganzen Nordens Meister zu werden. Die Reden, die ein Graf von Schwarzenberg als kaiserlicher Gesandter damals den Hansestädten hielt, und worin er ihnen die Vernichtung Hollands und das Monopol des spanischen Handels zusicherte, wenn sie der katholischen Sache dienen würde, sind schon bekannt.

Mit diesem Schreiben des Jesuiten contrastirt wieder sehr merkwürdig ein anderes Schreiben aus Rom vom Jahr 1632, worin über die unbegreifliche Gleichgültigkeit geklagt wird, die der Papst bei den Fortschritten der schwedischen Waffen bezeige. Weit entfernt, den Spaniern und dem Kaiser durch Geldbeiträge Hülfe zu leisten, schien sich der Papst vielmehr zu freuen, daß der Schwede die katholischen Höfe ein wenig ängstige und zahmer mache. Ausdrücklich legt das Schreiben S. 296 dem Papst die Aeußerung in den Mund: „Wenn der Kaiser nicht siegt, wird Deutschland ganz katholisch werden, denn Wir kennen den Zustand in Deutschland nicht weniger, als Ihr; wenn aber der König von Schweden nicht siegt, dann wird Deutschland ganz ketzerisch werden, denn nicht er bekämpft die Religion und es handelt sich hier nicht um die Vertheidigung der Religion, als wäre sie von dem Könige Schwedens unterdrückt; sondern es handelt sich um das Interesse des Hauses Oesterreich und um die Vertheidigung der Spanier, welche sich gegen Uns in einer Weise betragen, daß Wir vor Herzeleid sterben möchten."

Noch wichtiger ist schließlich die Correspondenz zwischen dem Kurfürsten Maximilian von Bayern und seinen

beiden Gesandten, dem von Haßlang und Dr. Krebs beim Friedenscongreß in Münster. Diese Gesandten verkehrten besonders viel mit dem französischen Gesandten d'Avaux, denn von wem anders sollte Bayern die Erreichung seiner Privatzwecke beim Friedensschluß zu erlangen hoffen, als von Frankreich und dem Papst allein? Dem Kaiser, so treu ihm auch Bayern im dreißigjährigen Kriege geholfen, lag nichts an einer Vergrößerung der bayrischen Macht. Den Schweden und protestantischen Fürsten eben so wenig. Nur Frankreich und der Papst hatten ein Interesse, Bayern groß zu machen oder wenigstens zu erhalten, um dadurch die Macht des Kaisers zu neutralisiren. Das wußte man von französischer Seite wie von bayerischer und eine Verständigung der Gesandten war daher leicht, obgleich der Krieg zwischen den Franzosen, die den Schweden und Protestanten halfen, und den Bayern, die dem Kaiser halfen, noch mit allem Eifer geführt wurde. D'Avaux machte die bayrischen Gesandten mit den Forderungen bekannt, die den Franzosen beliebte damals an das unglückliche deutsche Reich zu machen: „Mit der Festung Breisach könnten sie sich nicht befriedigen lassen, sie müßten das Elsaß dazu haben und dadurch die Festung unterhalten, sonst würde ihnen dieselbe in wenigen Jahren vom römischen Reich wieder abgenommen werden. Dagegen wollten sie, was sie jenseits des Rheins hätten, wieder abtreten und diesseits des Rheins nichts weiter begehren; aber Philippsburg wollten sie auch behalten, damit sie dadurch die Pfalzgrafen im Zaume halten. Sie hoffen, Eure Durchlaucht werden in diesem Begehren dem König in Frankreich beifallen und Hülfe erzeigen. Die Erhaltung des Elsasses würden Ew. Durchl. und den Prinzen noch künftig zu Gut kommen." So schreiben die Gesandten am 13. April 1645 an den Kurfürsten Maximilian. Dieser antwortet noch in demselben Monat am 26sten: „Wegen der Forderungen der Krone Frankreich gegen das römische Reich habt ihr mit guter Manier zu verstehen zu geben, daß d'Avaux und Frankreich sich gegen Uns wohl versichert halten mögen, daß Wir Mehreres nicht wünschen, dann denselben nach allen billigen und möglichen Dingen hierinnen Genugthuung zu leisten, gestalten Wir Uns sehr angelegen seyn lassen wollen, derselben Vorhaben besten Vermögens zu begünstigen. Es sey aber an dem zuvörderst gelegen, daß die französischen Bevollmächtigten ihr Begehren an das römische Reich in eine ordentliche Proposition bringen und übergeben. Daß Wir dergleichen am ersten vorschlagen sollen, stehe Uns so wenig an, als in Unseren Mächten und Gewalt sey, von andern Uns nicht zugehörigen Land und Leuten zu verfügen; wie es denn solchergestalt nicht allein keinen Erfolg erreichen, sondern den Wünschen der Krone Frankreich mehreres hinderlich als förderlich sey, indem wir uns dadurch gleichsam zu einer Partei und bei dem Reiche, besonders bei Ihrer Kais. Maj. und dem Hause Oesterreich sehr verdächtig machen, auch eben um solcher Ursache willen die Gelegenheit und den Kredit nicht mehr haben würden, Dasjenige dabei zu leisten, was wir sonst, wenn der Krone Frankreich Forderungen durch ihre Bevollmächtigten selbst übergeben werden, durch Unser Zuthun, so viel nur immer möglich, zu begünstigen und zu befördern ganz willig und erbötig sind. — — Sonst sollt ihr Dasjenige, was ihr mit dem französischen Gesandten dieser Sachen halber im Vertrauen besprechet, bei euch behalten und sogar dem Bischof von Osnabrügge, oder Jemandem andern nichts davon mittheilen." Im folgenden Monat Mai geschah die blutige Schlacht bei Herbsthausen, in welcher die tapfern Bayern unter Mercy und Johann von Werth die Franzosen aus dem Felde schlugen. Aber weit entfernt, über diesen Sieg zu triumphiren, schreibt der vorsichtige Kurfürst am 10. Mai an seine Gesandten: „Was für einen siegreichen und glücklichen Fortgang der Allmächtige unserem Reichsheere wider die Französischen und Weimarischen den 5. dieß nächst Herbsthausen bei Mergentheim gnädigst verliehen, habt ihr aus der Beilage ersehen. Wiewohl schon Nachricht davon in Münster wird eingekommen seyn, sollt ihr doch den beiden Vermittlern und dem Bischof von Osnabrügge und dem kais. Gesandten davon eigens mittheilen, jedoch gegen die Vermittler, besonders aber gegen die französischen Bevollmächtigten mit Glimpf und Bescheidenheit, daß sie daraus verspüren können, daß Wir ob solcher Aktion und ob des den Franzosen dabei widerfahrenen Schadens keine sonderbare Freude oder rachgierige Belustigung haben, sondern daß die Unsrigen dazu sind genöthigt worden. Daß Wir nichts desto weniger bei Unseren vorigen friedlichen Gesinnungen und Vorschlägen bleiben und euch anbefohlen haben, den Waffenstillstand zu begehren, damit das unchristliche Blutvergießen aufhöre. Gegen die französischen Gesandten sollt ihr gar nicht weiter von der Sache reden, viel weniger aber von dem Verlauf einige Nachricht geben. Wenn sie aber selbst anfangen und Uns großentheils die Schuld empfindlich beimessen, habt ihr ihnen doch glimpflich und bescheidentlich zu sagen, wie Wir allenthalben das Friedenswerk beabsichtigt und auf einen Waffenstillstand gedrängt hätten. Ja Wir hätten Frankreich seit Langem zu Gefallen gelebt, der Hoffnung, daß es dadurch desto eher zum Waffenstillstande vermocht würde. Wir hätten aber auch erfahren, daß der Krone Frankreich hohe Minister sich haben hie und da verlauten lassen, sie können zu ihrem Vorhaben so lange nicht gelangen, bis sie Uns zuvor ruinirt; man habe die Schweden zu befriedigen, dem Vicomte de Touraine Befehl ertheilt, auf Unser Heer, welches doch die Französischen nicht im Geringsten gereizt hat, loszugehen. So hätten Wir genöthigt

Gegenwehr ergreifen müssen. Aber zugleich habt ihr Unsre friedliche Gesinnung zu erkennen zu geben." Unterm 14. Juni schreibt der Kurfürst noch weiter, in Frankreich selbst habe die Niederlage von Herbsthausen nichts an den bekannten Gesinnungen geändert: „Vom Nuntius zu Paris ward Uns, aus Andeutung des Cardinals Mazarini, die Nachricht, daß man wegen des letzten Treffens Uns keineswegs übel gesinnt sey, sondern noch dieselbe gute Meinung zu Uns trage. Auch Wir suchen nichts, als der Krone Frankreich alle mögliche Genugthuung zu geben, so viel nur immer ohne Verletzung Unserer gegen das heil. röm. Reich habenden schweren Pflicht seyn kann. Ihr habt den Gesandten anzudeuten, daß, obgleich Wir die Umtriebe und bösen Rathschläge gegen Unser Haus wohl kennen, Wir doch das gute Vertrauen zu ihnen haben, sie werden sich nicht wider Uns einnehmen lassen und das Friedenswerk befördern." Diese eifrigen Bemühungen Bayerns, sich die französische Freundschaft zu erhalten, bewirkten, daß d'Avaur vollends alle Scham abwarf und die Habgier, die der französischen Politik zu Grunde lag, auch nicht einmal mehr bemäntelte. Daher brechen einmal die bayerischen Gesandten in die bitterste Klage aus: „Aus Allem ist zu spüren, daß zwar die Worte süß und lieblich, aber weit andere zu des armen Deutschlands völligem Untergang gerichtete bittere Rathschläge geführt werden. Falls auch zwischen Deutschland und Frankreich nicht die alten Grenzen, so Gott und die Natur verordnet, nämlich das burgundische und lothringische Gebiet, verbleiben sollten, würde es um das Reich fast geschehen seyn, auch in der That ein ewiger Krieg, Aufruhr und Empörung darein verpflanzt seyn und verbleiben. — Da nun bei dieser Unterredung d'Avaur uns vorgestellt, warum die katholischen Stände zu solcher Einräumung des Elsasses der Krone Frankreich beistehen sollten: es könnten hernach, in 40 oder 50 Jahren im Prager Schluß jetzt noch 20 zur Genießung geistlicher Güter hinzugefügt werden, die Waffen wieder ergriffen auch von Frankreich und den katholischen Ständen die Calvinischen und Protestirenden wieder bekriegt und vertilgt werden, daraus denn klar, daß Frankreich aus Kriegen Kriege säen und Deutschland im beständigen Kriegszustand halten, und daraus gar eine ewige Mördergrube bilden wolle. Da wir nun entgegneten, ob nicht jetzt gleich man sich zur Vertilgung der Calvinisten verbinden wolle, sagte er: Nein, dieses Mal könne es nicht geschehen, Frankreich müsse jetzt das nützliche Bündniß fortsetzen." So ohne allen Rückhalt glaubte sich der Franzose gegen deutsche Männer aussprechen zu dürfen. Und der Kurfürst nahm es nicht übel auf, sondern antwortete: „Weil d'Avaur stets so aufrichtig gewesen, auch zuerst euch die vertrauliche Mittheilung wegen der Entschädigung Frankreichs und seiner Forderung gethan; so sollt ihr ehestens wieder zu ihm gehen und melden: Wir versichern ihm, daß Wir nicht allein bei der kaiserl. Maj. das Werk mit guter Manier nächstens vorbringen, sondern auch Unserm äußersten Vermögen nach dahin wirken wollen, damit die Krone Frankreich möglichste Genugthuung erlangen möge."

Diese Daten mögen genügen, auf den Werth der vorliegenden Sammlung aufmerksam zu machen.

Gymnastik.

Somascétique naturelle ou cours analytique et gradué d'exercices propres à fortifier l'organisation humaine. Par P. H. Clias. Besancon, Deis, 1842.

Bei der allgemeinen Theilnahme, die sich wieder für Gymnastik regt, verdient dieses neue Werk des allen Turnfreunden längst bekannten Herrn Clias, obgleich es zunächst für Frankreich und England berechnet ist, auch bei uns Beachtung und sollte wohl auch übersetzt werden. Es ist durchaus praktisch; es zeigt, wie viel besser wir daran wären, wenn wir schon von frühester Jugend an naturgemäß (abgesehen von Zwang und Pedanterei einer zu künstlichen Einschulung) den Körper ausbildeten. Er macht darauf aufmerksam, wie schon im zarten Alter der Grund dazu ohne Gefahr gelegt werden könne, und er hebt besonders hervor, wie wichtig eine gehörige Durchbildung des Körpers für die Wehrhaftmachung des Volks und für die Kriegführung sey. Er citirt einen Artikel von Fournier, worin derselbe bitter über das Schlechterwerden der Race in Frankreich klagt, über die ungeheure Zunahme der kleinen und schwächlichen Figuren und über die Abnahme der großen und starken Männer, und er schreibt dieß mit Recht nicht bloß den Begehungs-, sondern auch den Unterlassungssünden, hauptsächlich dem Mangel an Kraftübung zu. Wo auf der einen Seite Genußsucht und Lüderlichkeit an dem alten Capital der Natur zehren, und auf der andern Seite keine Kraftübung die erschlaffte Muskel wieder stärkt, wie kann es da auch anders seyn? — Außer diesen allgemeinen Betrachtungen und Anregungen enthält das Werk des unermüdlich als Turnlehrer thätigen Herrn Clias auch als eigentliches Lehrbuch eine Uebersicht über alle Körperübungen, die sich aus freier Hand und ohne viel Turnapparat machen lassen, mit besonderer Rücksicht auf Springen, Klettern und Schwimmen. Dazu eine gute Anzahl Abbildungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 43.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 24. April 1843.

Kriegs-Geschichte.

3) Des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden Feldzüge wider die Türken, größtentheils aus bis jetzt unbenutzten Handschriften bearbeitet von Freiherrn Ph. Röder von Diersburg, großh. bad. Obristlieutenant im Generalstab. Zweiter Band, mit Urkunden und Planen. Carlsruhe, Müller'sche Hofbuchhandlung, 1842.

Vergl. über den ersten Theil unsre Blätter von 1840 Nr. 59. Das mit dem zweiten Theil beschlossene Werk ist wie äußerlich aufs würdevollste ausgestattet, so auch durch seinen Inhalt von bedeutendem Interesse. Markgraf Ludwig wurde, nachdem er sich in den vorhergehenden Feldzügen gegen die Türken als untergeordneter General aufs rühmlichste ausgezeichnet, endlich zum Oberfeldherrn ernannt und erhielt den eben so ehrenvollen als schwierigen Auftrag, mit geringen Mitteln auf dieser Seite das Reich gegen die Türken und gegen die unter Tökely empörten Ungarn zu schirmen, während auf der andern Seite Deutschland von Frankreich angegriffen war und vollauf zu thun hatte, sich dieser Macht am Rhein zu erwehren. Es war in dem verhängnißvollen Jahre 1689, in welchem Frankreich seine Mordbrenner aussandte, alle Städte am Mittelrhein, in der Pfalz, im Mainzischen und Badischen in Asche zu legen, und in welchem zugleich der Kampf gegen die Türken unter dem neuen Generalissimus Ludwig von Baden lebhaft fortgesetzt werden mußte. Man kann sich einen anschaulichen Begriff von der Gefahr machen, in der das deutsche Reich damals schwebte, wenn man sich denkt, der deutsche Bund würde heute von Frankreich und von Rußland zugleich angegriffen. Frankreich behauptete damals die Stellung gegen Deutschland, wie heute. Das türkische Reich aber war damals das vorherrschende im Osten, wie es heute das russische ist, ungemein progressiv in seinen Eroberungen und stets darauf bedacht, durch Empörungen des Volks im feindlichen Lande seine kriegerischen Bewegungen zu unterstützen. Man kann sich auch davon einen anschaulichen Begriff machen, wenn man sich denkt, wir würden heute zugleich von Frankreich und Rußland angegriffen und Rußland reizte die Böhmen und alle unter deutscher Herrschaft stehenden Slaven zur Empörung auf und setzte ihnen einen König, der als Rußlands Kreatur etwa in Böhmen oder Ungarn als Gegenkönig gegen den rechtmäßigen deutschen Herrscher auftreten müßte. Denn so machten es damals die Türken, indem sie in Ungarn einen König setzten, der die habsburgische Dynastie verdrängen sollte. Da nun gar zu leicht das Gewesene sich wiederholen kann und Deutschland ohne alle Frage in irgend einer unbestimmbaren Frist noch ein großer Kampf mit dem Westen und Osten zugleich bevorsteht, ist es gewiß der Mühe werth, einen Blick auf die unglücklichen Zeiten zurückzuwerfen, in denen Deutschland, von zwei Seiten zugleich angegriffen bei innerer Trennung und Erschlaffung einen langen und mühevollen Krieg um seine Existenz durchzukämpfen hatte. Bei den deutschen Höfen war fast nirgends Energie, noch weniger Uebereinstimmung. Nur große Feldherren und muthige Truppen retteten das Vaterland, zuerst Montecuculi und Ludwig von Baden, bald darauf Prinz Eugen mit seiner Heldenschaar. Aber diese Feldherren hatten mit großen Hindernissen zu kämpfen, indem oft das Unvermögen, noch öfter aber auch die schlechte Wirthschaft der Höfe und die Verschleuderung des Staatsvermögens zu lüderlichen Zwecken der Ausrüstung und Unterhaltung der Armeen verderblich wurde, und überdieß Hofkabalen und die Pedanterei des Hofkriegsrathes den kaiserlichen Generalen die kleinlichsten und peinlichsten Vorschriften machte und sie nicht selten sogar von Siegen zurückhielt.

Die sehr ausführliche, hier mitgetheilte Correspondenz zwischen dem Markgrafen und dem Kaiser Leopold I. stellt diese Verhältnisse vollkommen ins Klare. Der Kaiser erkundigte sich um jede Kleinigkeit und obgleich er

nachgerade den dringenden Vorstellungen des Markgrafen nachgab und gut hieß, was dieser siegreiche Feldherr den Umständen gemäß häufig auch gegen den Willen des Hofkriegsraths verfügte, so nöthigte er doch den Markgrafen, beständig darüber bis ins Einzelnste zu berichten und sich zu rechtfertigen, so daß der Markgraf gleichsam zwei Kriege zugleich zu führen hatte, einen Angriffskrieg gegen den Sultan und einen Vertheidigungskrieg gegen den Kaiser, wenn auch letzteren nur auf dem Papier. Indeß verdanken wir diesem Umstand die genauen Kriegsnachrichten; denn der Markgraf würde in seinen Briefen nicht so sehr ins Einzelne eingegangen seyn, wenn er überhaupt mit freierer Vollmacht hätte handeln dürfen. Der Markgraf erfocht manchen Sieg und machte manche Eroberung jenseits der Donau, rieth aber immer nur die Donaugrenze und namentlich Siebenbürgen zu behaupten, weil weitere Eroberungen auf dem türkischen Gebiete zu nichts nützen könnten und nur den Ungarn Gelegenheit gäben, ihn in der Flanke und im Rücken zu bedrohen. Der Kaiser aber war immer erpicht auf neue Eroberungen, um sich gleichsam hier für die Verluste am Rhein zu entschädigen. Doch drang der Markgraf durch, zumal da die Verwicklungen am Rhein immer ernster wurden und der Markgraf selbst dahin abgehen mußte, um an diesem mehr noch als die Donau bedrohten Flusse das Ober-Commando zu übernehmen.

4) Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen von P. F. Stuhr. Zwei Theile. Hamburg, Fr. Perthes, 1842.

Der Verf. hat die reichen historischen Fundgruben der Pariser Archive ausgebeutet, um über die geheime Geschichte des siebenjährigen Krieges neue Aufschlüsse zu geben. Insbesondere werthvoll waren ihm dabei die Berichte des Grafen Montazet, französischen Agenten im österreichischen Hauptquartier, und der Obersten Vietinghoff und Mesnager aus dem russischen Hauptquartier.

Da sich die Bewegungen, noch mehr aber die bekannten Zögerungen im siebenjährigen Kriege nur aus den geheimen Absichten, noch mehr aber aus dem Rückhalten der kriegführenden Mächte erklären lassen, so ist natürlicherweise die Geschichte der Diplomatie jener Zeit höchst wichtig. Aus den vorliegenden Mittheilungen erhellt insbesondere, warum die Franzosen und Russen nicht thätiger in den siebenjährigen Krieg eingegriffen. Man setzt die Zögerungen, Rückzüge und schimpflichen Niederlagen der französischen Armeen während jenes Krieges gewöhnlich nur auf Rechnung der Pariser Maitressenregierung, die den Armeen Feldherren aus dem Boudoir gab und überhaupt den Geist der Truppen erschlaffte. Allein aus dem, was uns hier aus französischen Archiven berichtet wird, geht klar hervor, daß die französischen Feldherren durch geheime Befehle verpflichtet waren, nicht viel auszurichten. Welche Lüderlichkeit auch unter Ludwig XV. am französischen Hofe herrschte, so gab es doch immer Staatsmänner genug in Paris, die mit Umsicht und Verstand die alte französische Politik gegen Deutschland handhabten und geltend zu machen wußten. Wenn Frankreich auf den unnatürlichen Gedanken des Minister Kaunitz einging, sich mit Oesterreich, seinem ältesten und natürlichsten Feinde, zu verbünden, so geschah es nur, um Oesterreich hinters Licht zu führen, um durch dieses Bündniß den französischen Einfluß in Deutschland zu verstärken und eben dadurch den österreichischen selbst zu schwächen. Darum konnte der Beistand, den Frankreich Oesterreich leistete, auch nicht ernst gemeint seyn und man war in Paris weit entfernt davon, dem König von Preußen großen Schaden thun zu wollen. Im Gegentheil wiederholt sich in dem, was uns Herr Stuhr aus den geheimen Rathschlägen und Befehlen jener Zeit mittheilt, beständig die Ansicht, Frankreich müsse Preußen erhalten, um es künftig wieder gegen Oesterreich brauchen zu können. Sogar Schlesien wollte Frankreich den Preußen lassen und die Ursache, warum sich die Franzosen mehrmals schlagen und an den Niederrhein zurück manövriren ließen, war keine andere, als: sie brauchten einen Vorwand, um sich nicht, wie Oesterreich dringend verlangte, mit den Oesterreichern zu vereinigen und Schlesien erobern zu helfen. Schon aus dem großen Schrecken des französischen Gesandten in Berlin, als Friedrich II den Krieg zuerst begann, geht hervor, daß Frankreich beim Abschluß des Versailler Bündnisses mehr auf eine Suite von Traktaten als von Schlachten gerechnet hatte. Es fürchtete sich vor einer Vereinigung aller Reichsgenossen gegen den König von Preußen; es glaubte, der König habe sich durch seine Keckheit für immer das Spiel verdorben, alles gegen sich aufgebracht und den Oesterreichern einen Vorwand geliehen, ihn zu vernichten. Es war daher auch über die Siege Friedrichs nicht ungehalten, da durch sie die Besorgniß vor Oesterreichs Uebermacht in Deutschland wieder vereitelt wurden. Vergl. I. S. 219 und Beilage dazu. Derselben Politik gemäß duldete Frankreich auch nicht, daß die Russen von Polen aus Oberschlesien angreifen durften. Vergl. S. 280. Es wäre so leicht gewesen, Schlesien von dieser Seite beizukommen, und eben so leicht, ein französisches Heer nach Böhmen zu werfen, um den Oesterreichern in der Eroberung Schlesiens beizustehen. Frankreich hatte das auch sogar versprochen, aber es entzog sich dieser Verbindlichkeit, indem es sich unaufhörlich von der Weser oder Saale wieder an den Rhein zurücktreiben ließ, und es hinderte die Russen an jenem Angriff auf Oberschlesien durch die bestimmtesten Erklärungen des französischen Gesandten, Grafen Douglas, in Petersburg.

Die Russen ihrerseits waren eben so weit davon entfernt, wie die Franzosen, Oesterreichs Macht vergrößern zu wollen. Ihre Absicht, sofern auch sie sich in das Versailler Bündniß einließen, war nur, den Kampf gegen Preußen zum Vorwand zu nehmen, um festen Fuß in Polen zu fassen. Vergl. I. S. 303 ff. Man glaubte bisher immer, die russischen Generale hätten nur deßhalb Preußen geschont, weil die Kaiserin Elisabeth alt und ihrem Ende nahe, der Thronfolger aber günstig für Preußen gestimmt gewesen sey und weil sie unter diesen Umständen es mit dem letzteren nicht hätten verderben wollen. Allein dieß Verhältniß wirkte nur zeit- und theilweise auf die russische Politik im siebenjährigen Kriege ein, und ganz unabhängig davon war auch die Politik der Kaiserin und Bestuschefs keine andere, als die bezeichnete. Man wollte keineswegs Preußen vernichten, sondern sich vielmehr desselben gegen Oesterreich ferner bedienen, und fischte bei dieser Gelegenheit nur im Trüben, um einerseits Polen seine ganze Macht fühlen zu lassen, andrerseits Kurland zu erwerben. Daher war Frankreich eben so eifrig bemüht, dieß letztere Projekt zu vereiteln, wie den Einfall der Russen in Schlesien. Es ist gewiß merkwürdig, daß es (wie wir hier Theil I. S. 309 lesen) gerade Frankreich war, das sich der Besitzergreifung Kurlands durch die Russen am stärksten widersetzte. Rußland wollte, ohne Preußen gänzlich zu vernichten, doch dulden, daß seine Bundesgenossen sich auf Kosten Preußens entschädigten, wenn ihm Kurland gelassen würde; aber Frankreich hintertrieb es.

Man sieht hieraus, wie sehr der große Friedrich durch die Politik seiner Feinde begünstigt wurde. Allein dafür leisteten ihm auch seine Freunde desto weniger genügenden Beistand. In diesem Jahrhundert der Unnatur war alles verkehrt. Erbfeinde schlossen Allianzen, die natürlichsten Freunde entzweiten sich, und es schien, die Corruption der Pariser Gesellschaft unter Ludwig XV., die sich nur noch durch Entweihung der Ehe und durch Buhlerei der sociolen Extreme befriedigt fühlte, sey auf die große Politik übertragen worden; denn man kann jene diplomatischen Combinationen nur mit einer Reihenfolge zwar vorübergehender, aber raffinirt bizarrer Mesallianzen vergleichen, wobei man auch zugleich an die damalige französische Kochkunst denken muß, die sich in Mischungen des Heterogensten gefiel. — Während Rußland, und mehr noch Frankreich als Feinde Friedrichs ihn schonten, that im Gegentheil England als sein Freund bei weitem nicht genug. England schickte kein Heer aufs Festland; England verband sich nicht mit Holland, um von den Niederlanden aus den Franzosen eine Diversion zu machen, die sie hätte abhalten müssen, bis an Weser und Saale vorzudringen; ja England brachte nicht ein einziges Kriegsschiff in die Ostsee, um die Russen und Schweden von ihrem Angriff auf Preußen abzuhalten. Das erste geschah nicht, weil England die österreichischen Niederlande und überhaupt Oesterreich schonen; das zweite, weil es auch Rußland schonen wollte (vergl. Theil I. S. 287 und II. S. 50). Diese wechselseitigen Schonungen wogen sich gegen einander auf.

Um die Verkehrtheiten jener Zeit voll zu machen, mußte auch noch die österreichische Politik sich ohne alle Noth selber Schwierigkeiten schaffen. Wie leidenschaftlich Maria Theresia auch den Wiederbesitz Schlesiens wünschte, so war sie doch selbst die Hauptursache des Mißlingens ihrer Eroberungspläne, indem sie mit einem edeln, aber in diesem Falle viel zu eigensinnigen und unpolitischen Vertrauen an dem Feldmarschalle Daun hing und alles Unglück dem General Laudon Schuld gab, im Widerspruch mit Kaunitz, der im Gegentheil den genialen Laudon viel lieber an der Spitze der Gesammtmacht Oesterreichs gesehen haben würde, als den ewig zaudernden und versäumenden Daun. (Vergl. Theil II. S. 336 ff.)

Aus diesen wenigen Skizzen wird der geneigte Leser unschwer erkennen, daß vorliegendes Werk vielfach Neues und sehr Belehrendes über den siebenjährigen Krieg enthält.

5) Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich, dessen Alliirte und den Rheinbund im Jahr 1809. Von F. G. A. Schneidawind. Erster und zweiter Band. Schaffhausen, Hurter, 1842.

Der zweite Theil schließt mit der Schlacht bei Wagram; es bleibt also für den dritten noch im Rückstande der Wiener Friede und der Schluß des Tiroler Aufstands. Der Verfasser, der früher schon die Kriegsthaten des ehrwürdigen Erzherzog Karl beschrieben, ist in sein Thema eingeweiht und seine Darstellung ist lebendig.

Dieser Krieg von 1809 war der letzte, in dem Napoleon glücklich war, und der erste, in dem die Begeisterung und Aufopferung des Volks in Deutschland die Anstrengungen der Fürsten unterstützte. Das macht ihn so merkwürdig. Trotz Napoleons Siegen, trotz des Uebermuthes, mit dem der damalige Rheinbund, ganz in Napoleons Interesse, die ersten Regungen nationaler Begeisterung verhöhnte, war doch einmal das große Wort, das zum erstenmal alle Deutsche zur Fahne rief, ausgesprochen worden und das blutende Tirol bewies, welche Kraft im verachteten Volke schlummerte. Von nun an trat die Idee der Nationaleinheit und der Nationalstolz in die Schlachtlinie ein und es handelte sich nicht mehr vom Kampf der Revolution gegen die Throne, noch vom Kampf einer neuen Dynastie gegen die alten Dynastien, sondern von einem Kampfe der Nationen. Nur indem die Nation ihr Gewicht in die Wagschaale legte, konnte die Allianz der Fürsten das französische Joch abwerfen. Vorher war diese Allianz immer unglücklich und nachher,

sobald sie die Idee der Nationaleinheit wieder aufgab, bereitete sie sich selbst neues Unglück vor. Hätte man den Krieg gegen Frankreich als Nationalkrieg ausgefochten und die besiegten Franzosen, wie sie es reichlich verdienten, bestraft, ihnen alle früher eroberten, erschlichenen und gestohlenen deutschen Provinzen wieder abgenommen, die Kanonen von Straßburg, Metz, Besancon gegen sie gekehrt und sie zu der Ohnmacht erniedrigt, in der sich früher ihr Neustrien gegenüber unserm Austrasien befand, so würden wir ungleich besser gefahren seyn. Indem man aber die Idee des Nationalkriegs fallen ließ und in Napoleon nur die besiegte Republik sehen wollte, und den Bourbons demzufolge wieder das ganze alte Frankreich schenkte und die Kanonen von Besancon, Metz und Straßburg wieder gegen uns richten ließ, ließ man den Franzosen auch hinreichende Mittel, ihre Angriffe auf Deutschland jeden Augenblik zu erneuern, und kehrte von einem Punkt, dessen Behauptung uns für immer vor Frankreich gesichert haben würde, freiwillig zu einem Punkt zurück, der unsre Stellung entblößt und den Franzosen eine ewige Offensive sichert.

Wenn nun auch der große Volkskrieg von 1813 weit sieg- und erfolgreicher war, als der von 1809, so zeichnet sich der letztere doch durch die jungfräuliche Reinheit aus, in der die Idee des für sein Unrecht kämpfenden Volks hier zuerst auftrat. Die Feinde dieser Idee befanden sich im Jahr 1809 auch nur im feindlichen Lager. Im Jahr 1813 dagegen hatten sie sich leider schon ins Lager des siegreichen Volks selbst eingeschlichen. Und das Benehmen der Tiroler nach verlorner Sache war ungleich großartiger und heldenmüthiger, als das des gesammten deutschen Volks nach gewonnener Sache. Es wird wohl noch einmal die Zeit kommen, in der man die Dinge aus diesem nationalen Standpunkt ansehen und dem letzten Bauern, der damals in Tirol mitgestritten, mehr Ehre zuerkennen wird, als gewissen Weltdichtern, die damals ohne ein Gefühl für das leidende Vaterland sich in niederträchtige Wollüstelei versenkten und Wahlverwandtschaften schrieben; und als gewissen Diplomaten, welche den Herausgeber des Rheinischen Merkurs des Hochverraths anklagten, weil er durch die Rückforderung Straßburgs das gute Vernehmen zwischen dem restaurirten Frankreich und den übrigen Mächten nur störe.

Die vorliegende gut geschriebene Kriegsgeschichte schildert den unglücklichen, aber ehrenvollen Krieg Oesterreichs im Jahr 1809 sehr ausführlich und in wohlgruppirten Abtheilungen. Hauptgruppen sind der Beginn des Kriegs in Bayern, die Schlachten von Aspern und von Wagram, die zwei ersten Akte des großen Tiroler Trauerspiels, der Kampf in Italien und Ungarn, der Kampf in Polen, der unglückliche Zug des Major Schill, der glückliche des Herzog von Braunschweig und endlich auch der kleine Feldzug der Württemberger gegen das arme Mergentheim. Da es an guten Quellen für die Geschichte aller dieser einzelnen Begebenheiten nicht fehlt, war es dem gewandten Verfasser möglich, auch alle diese Kriegsscenen mit gleicher Genauigkeit und Lebendigkeit uns zu vergegenwärtigen.

Tagespolitik.

Patriotische Phantasien eines Ungarn. Ein Wort zur Zeit. Wien und Leipzig, Tauer und Sohn, 1843.

In dieser kleinen, gut geschriebenen Flugschrift werden zwei Punkte hervorgehoben, die allerdings von den Ungarn beherzigt werden sollten.

Zuerst wird nämlich dargethan, daß es weniger auf die Verfassungsformen, als auf die organische Entwicklung der Staats- und Nationalkräfte ankomme; daß die praktische Gesetzgebung, Hebung des Verkehrs, Gründung von Bildungsanstalten, Kultur und Civilisation überhaupt für das noch in mancher alten Barbarei versunkene Land viel heilsamer und wichtiger sey, als das politische Theoretisiren. „Es ist nur innig zu wünschen, daß der gute und nützliche Theil der herrschenden Tagsideen bei uns für die Dauer Eingang finden, daß hingegen unser gesunder Verstand all die unsaubern Illusionen zurückweisen möge, welche im größten Theile Europas bereits ihre frühere Autorität eingebüßt haben, und jetzt einem Heuschreckenschwarm ähnlich, fremde Gegenden aufsuchen, um sie zu verfinstern und zu verwüsten. Die Theorien können sich der größtmöglichen Freiheit auf dem Felde des Geistes erfreuen; aber es wäre ein lächerliches Begehren, wenn jede derselben bei ihrem Auftauchen dem wirklichen Leben eingeimpft werden sollte."

Zweitens wird bemerkt, daß die Magyaren einen unglücklichen Versuch machen, ihre Sprache den in Ungarn lebenden zahlreichen Deutschen, Slaven 2c. ein für allemal tumultuarisch aufzudringen; nur durch überlegenen Geist und durch den Reichthum der in ihr ausgesprochenen Ideen vermöge eine Sprache das Uebergewicht über die andere zu erhalten, nicht durch Gewalt. Auch komme es zunächst nicht auf die Einheit der Sprache, sondern auf die Einheit des Landes- und Volksinteresses an, das durch nichts besser gefördert werden könne, als durch wechselseitige Verträglichkeit und Fraternität der nach den Sprachen getrennten Bewohner Ungarns.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 44.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. April 1843.

Kriegs-Geschichte.

6) Geschichte des königl. preuß. fünften Husaren-Regiments, mit besonderer Rücksicht auf G. L. von Blücher, ehemaligem Chef des Regiments, von Kurd Wolfgang von Schöning. Mit zwei Bildnissen. Berlin, Lüderitz, 1843.

Die Geschichte des berühmten Blücher'schen Husaren-Regiments, die der Geschichte des Colbergschen Infanterieregiments, welche wir am Schluß des vorigen Jahrs in diesen Blättern anzeigten, würdig zur Seite steht, ja sie an Interesse noch übertrifft. Während nämlich jenes tapfere Infanterieregiment nur in einem einzigen Kriege und nur durch seine heldenmüthige Aufopferung in Masse sich bemerklich machte, glänzte dieses Husaren-Regiment mit gleichem Ruhm in vier großen Kriegen und aus seiner Mitte ging ein welthistorischer Name hervor. Gleichwohl ist das Verdienst beider Regimenter das gleiche und wohl dem Staate, dessen alte Regimenter, wie das Blücher'sche, so lange ihre Ehre wahren, und dessen neue, wie das Colbergische, so schnell zur Stufe der höchsten kriegerischen Ehre sich emporschwingen. Wir mochten diese Parallele um so weniger umgehen, als beide Regimenter genau den nämlichen Ursprung nahmen, genau aus denselben Elementen zusammengesetzt wurden und von demselben Geist ursprünglich beseelt waren. Wie nämlich das tapfere Colbergische Regiment im Jahr 1807 in Colberg unter den Augen Gneisenaus und Schills aus Zersprengten und Freiwilligen gebildet wurde, welche die Schande der Niederlagen nicht ertragen konnten und den ungleichen Kampf aufs erbittertste fortsetzten; — so bildete sich auch das Husarenregiment, von dem hier die Rede ist, im siebenjährigen Kriege unter Leitung des feurigen Obersten von Belling aus Freiwilligen, die vor Begierde brannten, unter dem großen Friedrich zu fechten. Und wie jenes Colberger Fußvolk sein Daseyn auf der Stelle durch furchtbare Schläge auf den Feind beurkundete, so auch die Bellingische Reiterei. Es waren brennende Patriotenherzen, tollkühne, alles wagende Freiwillige, die den Stamm beider so berühmt gewordenen Regimenter bildeten. Es war der Volksgeist, der hier zum Soldatengeist hinzutrat.

Der Geschichtschreiber des Bellingischen Husaren-Regiments beginnt mit einer Betrachtung über die Husaren überhaupt. Bekanntlich waren die Husaren ursprünglich die leichte Reiterei der Ungarn, die aber allmählig bei allen stehenden Heeren für den Vorpostendienst eingeführt wurden. Sie standen lange in schlechtem Ruf, wie die Croaten (mit denen sie auch im dreißigjährigen Kriege, wie die polnischen Uhlanen mit den Kosaken verwechselt worden sind). Noch nach der Schlacht bei Mollwitz erließ Friedrich der Große den Befehl „Weiber, Husaren und Packknechte sollten gehängt werden, wenn sie beim Plündern getroffen werden." Aber der berühmte Ziethen brachte bald einen andern Geist in die preußischen Husaren und erhob sie zum Rang einer der geachtetsten und gefürchtetsten Waffen. Dabei verdient bemerkt zu werden, daß auch Ziethen, wie der kleine Prinz Eugenius und wie der abscheulich häßliche Laudon zu den Männern gehörte, denen man ihre kriegerische Laufbahn niemals zugetraut haben würde. Feldmarschall Schwerin überging den kleinen Ziethen im Avancement, weil er gar zu klein sey und eine zu dünne Stimme habe, und eben dieser Ziethen wurde einer der größten preußischen Generale und rettete bei Torgau die Monarchie. Von demselben Schrot und Korn wie Ziethen war nun auch Belling, unermüdet thätig, der rastloseste Verfolger des Feindes, der Vater seines Regiments, von Allen geliebt und zugleich so fromm, daß er vor jedem Kampf sein Gebet auf den Knieen verrichtete und jeden Abend mit lauter Stimme beichtete.

Belling wurde zuerst im Jahr 1758 an die Spitze

eines neugebildeten Husarenbataillons gestellt, welches den Stamm zu dem nachmaligen Regimente bildete, und sich unter Prinz Heinrich in Sachsen, dann gegen die Russen und gegen die Schweden aufs rühmlichste auszeichnete. In einem kleinen Gefecht mit den Schweden wurde am 29. August 1760 der schwedische Cornet Gebhard Lebrecht von Blücher, nachdem ihm sein Pferd erschossen worden, von einem der Bellingischen Husaren, Namens Landeck (einem eben erst zum Regiment gekommenen Schlesier), ergriffen, aufs Pferd gehoben und als Gefangener zum Oberst Belling gebracht. Blücher war ein Mecklenburger, als blutjunger Mensch auf der Insel Rügen (die damals noch schwedisch war) auf Besuch gewesen und hatte sich, durch den schönen Trompetenklang verlockt, gegen den Willen seiner Verwandten bei den Schweden anwerben lassen. Als er nun bei den Preußen gefangen war, kostete es dem alten Belling, der an dem jungen Blücher Freude hatte, wenig Mühe, ihn zum Uebertritt in den preußischen Dienst zu bewegen und schon in einigen Tagen stand Blücher als Cornet in dem Regiment, in das er als Gefangener gekommen war, dessen Chef er bald werden sollte und aus dem er zur höchsten militärischen Würde emporsteigen sollte. Jenen Husaren, der ihn gefangen genommen, hielt er bis an seinen Tod in Ehren und gab ihm eine gute Versorgung.

Auf Bellings dringende und wiederholte Bitten willfahrte Friedrich der Große endlich, daß derselbe sein Bataillon zu einem Regiment von 10 Schwadronen ergänzte. Freiwillige strömten in Masse herbei, denn der Ruhm des Regiments war groß und eben so der Führer allgemein beliebt. Das neue Regiment aber zeichnete sich noch in den letzten Jahren des siebenjährigen Kriegs so sehr aus, daß Friedrich der Große selbst in den Memoiren, die er über jenen Krieg geschrieben hat, desselben aufs rühmlichste erwähnt. Die Avancements folgten unter diesen Umständen auch schnell auf einander und Blücher war am Ende des Kriegs Premier-Lieutenant. Sehr interessant für die damaligen Zeitverhältnisse ist das Avancement vieler bürgerlichen Unteroffiziere in den letzten Jahren des siebenjährigen Kriegs. Während in Preußen damals, wie überall, der Adel allein das Privilegium der Offizierstellen hatte, machte die Noth des Kriegs davon eine Ausnahme und so traten unter anderm in das neue Bellingische Regiment, auf den Vorschlag seines Chefs selbst, eine kleine Anzahl Bürgerliche als Offiziere ein, die aus den tüchtigsten Wachtmeistern und Unteroffizieren ausgewählt waren. Es waren ihrer nur 14, aber mehrere von ihnen schwangen sich bald durch ungemeines Kriegsgeschick empor und zwei davon, Pletz und Rudorff wurden Generale. Eben so Göckingk, ein Bürgerlicher, der als Cornet ins Regiment trat. Nach dem Kriege füllen sich die Ranglisten des Regiments wieder mit adeligen Namen und kommt kein Bürgerlicher mehr vor, ja jene tapfern Unteroffiziere, die nunmehr zu Rittmeistern, Majors, Obersten und Generalen vorrücken, erhalten das Prädikat von, das sie zur Zeit des Kriegs noch nicht zu bedürfen schienen.

Der Frieden und das langweilige Garnisonsleben waren für Blüchers feurigen Geist eben nichts Erfreuliches, zumal da der Gamaschendienst aufs strengste gehandhabt wurde. Gewiß wird es viele unsrer Leser interessiren den Tagsbefehl zu lesen, den General Tauentzien 1763 (also bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges) in Breslau erließ: „Der Fähndrich von Ertel kommt auf 24 Stunden in Arrest auf der Hauptwacht, weil er gestern Sr. Excellence in der Stadt begegnet und den Hut verkehrt auf dem Kopf gehabt, wie gewöhnlich die lüderlichen Studenten und besoffene Handwerksburschen zu tragen pflegen. Ueberhaupt warnen Se. Excellence das Corps der Herren Offiziere, weil selbige vorgestern aus der Campagne in die Garnison eingerückt, von nun an alles was Wohlanständig ist, sich zu befleißigen: als dienstmäßige Frisur, steife Halsbinden, und nie ohne Stiefeletten, gelben Stülphandschuhe, und nie ohne Stock zu erscheinen. Der Zopf muß hinten bis an den Schooß gehen, und den Degen hoch über der Hüfte; zwei Hammelpfoten, mit einem Tuppé in der Frisur. * Die Weste muß nicht so kurz getragen werden, und bis an die Mitte der Lenden gehen, auch nicht so stark ausgeschnitten, wie bisher Mode gewesen. Der Rockschooß muß kurz geschnitten und nur eine Hand breit über die Kniekehle reichen, dabei aber die gehörige Breite haben, damit der Rock das rechte Ansehen erhält."

Blücher blieb zehn Jahre lang Lieutenant und wurde erst 1771 Rittmeister, als die Preußen einen bewaffneten Grenzcordon gegen Polen zogen, bekanntlich als Vorbereitung zur Theilung Polens, die zwei Jahr später erfolgte. Hier nun ließ sich Blücher, von seinem Diensteifer und von der lange unterdrückten kriegerischen Hitze zu einer That verleiten, die so wenig Billigung verdiente, daß er deßhalb sogar den Militärdienst zu verlassen veranlaßt wurde. Er verurtheilte nämlich eigenmächtig einen polnischen Priester, den er wegen heimlicher Ermordung preußischer Soldaten in Verdacht hatte, ohne Beweis zum Tode und ließ ihn zwar nicht wirklich erschießen, aber doch durch alle Anstalten dazu bis auf den Tod erschrecken. Dafür erhielt er Arrest, forderte trotzig seinen Abschied und erhielt von Friedrich dem

* Hammelpfoten, eine Bezeichnung für die bei der Frisur damals üblichen Locken.

Großen den Bescheid: „der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheeren."

Blücher heirathete, zog aufs Land und bestellte seinen Acker vierzehn Jahre lang; aber wie bitter ihn sein Trotz reute und wie sehnlich er wieder in die Armee einzutreten wünschte, erkennen wir aus den zehn wahrhaft flehentlichen Briefen, die er beim Ausbruch des sogenannten bayrischen Erbfolgekriegs 1778 und wiederholt in den folgenden Jahren an Friedrich den Großen schrieb. So stürmisch, dringend und rührend seine Bitten waren, sie blieben ohne allen Erfolg. Friedrich der Große antwortete stets mit Verachtung: „keine Antwort" — „ist nichts." Man kann sich nun wohl denken, daß es nicht Blücher war, der beim endlichen Ableben des großen Königs die heißesten Thränen vergoß. Welches seltsame Schicksal aber, daß der größte Feldherr, den Preußen nach Friedrich besaß, von Friedrich selbst so hart zurückgestoßen wurde!

Friedrich Wilhelm II. stellte nun Blüchern als Major in dem alten Husarenregimente wieder an, dessen Chef Belling 1779 gestorben war. Der neue Chef, General von der Schulenburg, führte das Regiment in den unbedeutenden holländischen Feldzug. Man erinnert sich in Holland noch an Blüchers liebenswürdiges Benehmen, wodurch die Wuth der Patrioten in Deventer und Zwoll besänftigt wurde. Schulenburg starb 1789. Ihm folgte Graf von der Goltz als Chef des Husarenregiments, das nunmehr 1793 in den Kampf gegen die französische Republik geführt wurde. Aus dieser interessanten Zeit ist uns Blüchers Tagebuch vollständig erhalten. Das Regiment und vor allem Blücher zeichnete sich wieder durch größte Bravour aus, und als der General Goltz an der Spitze seiner Husaren rühmlich gefallen war (Juli 1793), wurde Blücher selbst Inhaber des Regiments und Generalmajor. Es ist uns hier unmöglich, das Journal Blüchers im Einzelnen zu verfolgen, zumal da der eigenthümliche Dienst eines Husarenregiments es mit sich bringt, daß es in größter Flüchtigkeit bald hie bald da thätig ist. Wir bemerken nur, daß sich Blüchers Husaren überall durch ihren Muth, ihre Blitzesschnelligkeit und durch ein Glück auszeichneten, das solches Talentes würdig war. Sie trugen den Ruhm davon, daß ihr Regiment das tapferste in der ganzen preußischen Armee sey. Den blutigsten und ruhmvollsten Kampf aber bestanden sie bei Kaiserslautern im Jahr 1794.

Folgender Zug, den Blücher in seinem Journal selbst erzählt, verdient von Jedermann gekannt zu seyn: „Unter den französischen blessirten Gefangenen befand sich einer, dem der Schenkelknochen oben zerschmettert war; man hatte ihn neben das Feuer gelegt und zur Erfrischung, wie den andern, Brod und Branntwein angeboten; nicht allein schlug er dieses aus, sondern er wollte sich auch schlechterdings nicht verbinden lassen und forderte unsere umstehenden Leute wiederholentlich auf, ihn todtzuschießen; diese sagten sich unter einander: das ist ein recht hartnäckiger verstockter Franzose. Ich stand mit dem Oberst-Lieutenant von Müffling in einiger Entfernung und hörte diese mir auffallende Beurtheilung; wir näherten uns der Gruppe. Der erwähnte Blessirte lag, nachdem seine Ausrufungen fruchtlos gewesen waren, jetzt ganz still, tief in sich gekehrt, und sah nicht, was um ihn her vorging; da er zu frieren schien, so ließ ich mehrere Decken holen und ihn damit zudecken. — Bei dieser Gelegenheit blickte er mich forschend an und schlug die Augen wieder nieder. Jetzt ließ ich ihm durch meinen Adjutanten, den Grafen von Goltz — da ich selbst der französischen Sprache nicht ganz mächtig bin — sagen, er möchte sich doch verbinden lassen und zu seiner Stärkung etwas genießen, er antwortete nicht; ich fuhr fort, ihm andeuten zu lassen, daß ich denjenigen für einen schwachen Menschen hielte, der sein Schicksal nicht zu tragen wisse, am wenigsten gezieme es sich für einen Soldaten, zur Verzweiflung seine Zuflucht zu nehmen. Uebrigens dürfe er die Hoffnung zu seiner Genesung nicht aufgeben, und er könne versichert seyn, daß er sich unter Menschen befände, die Gefühl hätten und zu seiner Erleichterung Alles beitragen würden. Nun blickte mich der Leidende wieder an, ein Strom von Thränen stürzte zugleich aus seinen Augen und er reichte mir vertraulich die Hand. Ich ließ ihm Wein geben und er trank, auch sträubte er sich jetzt nicht mehr dawider, sich vom Regiments-Chirurgus verbinden zu lassen. Eine so schnelle Umänderung in dem Betragen dieses Menschen fiel mir auf, ich fragte ihn daher, was die Ursache seines vorigen störrischen Benehmens gewesen sey. Seine Antwort war: „Ich bin zum Dienst der Republik gezwungen worden; mein Vater ist guillotinirt, meine Brüder habe ich im Kriege verloren, meine Frau und Kinder sind zurück und leben in der kümmerlichsten Lage; ich glaubte daher, daß der Tod meinen Leiden ein Ziel setzen würde und sehnte mich nach demselben. Ihre gütige Erinnerung hat mich zu reiferm Nachdenken gebracht, ich danke Ihnen für selbige und bin jetzt entschlossen, meinem künftigen Schicksale mit Geduld entgegen zu sehen." Diese Erzählung rührte alle Umstehenden, und es war mir angenehm zu sehen, wie unsere Leute von ihrer vorher gefaßten Meinung so ganz zurückkamen."

Nicht minder Ehre macht dem Regiment die Charakteristik, die der Erbprinz von Hohenlohe damals von dem Offiziercorps desselben entwarf: „Du kennst diese Offiziere in Friedenszeiten als liebenswürdige Männer.

Du hast mir oft von ihrer guten Bildung, von ihrer Biederkeit und dem soliden Betragen selbst ihrer jüngern Offiziere erzählt. Ich wünschte, du hättest sie heute gesehen. Diese sanftmüthigen Jünglinge waren Löwen im Gefecht. Sie stürzten sich, voll Zutrauens auf ihren braven Commandeur und auf die Liebe und Treue ihrer Untergebenen, in die dicksten Haufen der Feinde; und so haben sie schon oft bewiesen, daß nicht rohe Sitten den braven Husaren ausmachen. Ich schätze mich glücklich, jetzt oft in ihrer Gesellschaft zu seyn. Sie verrathen durchaus eine gute Erziehung und wissen in allen Sachen die kluge Mittelstraße zu halten. Ohne jenen edeln Stolz zu verläugnen, welchen jeder gute Offizier besitzen muß, sind sie höflich gegen Fremde und stets einig unter sich selbst. Nie wird man einen von dem andern zweideutig reden hören, und wenn ja Zwistigkeiten unter ihnen vorfallen, so machen sie das so heimlich ab, daß der Dritte nichts davon erfährt. Dabei haben sie die, für die Gesellschaft so unschätzbare Eigenschaft, daß sie nie den Ohren der Anwesenden durch Erzählung ihrer Thaten beschwerlich fallen. Sie müssen dich erst erkennen, wenn du sie über diesen Punkt zur Sprache bringen willst, und dann sprechen sie ohne Prahlerei. Den entwaffneten Feind behandeln sie schonend und edelmüthig, und die Bewohner der Orte, wo sie im Quartier stehen, freundschaftlich. Sie fallen denselben so wenig als möglich lästig, und überall sieht man sie gern." Dieß Lob ist um so ehrender, als die preußischen Offiziere im Allgemeinen unter Friedrich Wilhelm II. als sehr arrogant verschrien waren.

Da Preußen im Jahr 1795 den unheilvollen Basler Frieden schloß, sah sich Blücher abermals zwölf Jahre lang zur Unthätigkeit verdammt. Seine Ungeduld verräth sich in einigen Mißhelligkeiten mit dem Oberkriegsrathscollegium. Er war geraume Zeit Gouverneur von Münster. Endlich begann der Krieg wieder im Jahr 1806. Die preußische Monarchie wurde mit einem Schlage bei Jena zertrümmert. Blücher allein trug an diesem Tage der Schande noch Ehre davon, indem er den unumgänglichen Rückzug wenigstens in bester Ordnung antrat, dem verlassenen König seine Escorte gab, den französischen General Klein, der ihn hätte gefangen nehmen können, auf die listigste Weise täuschte und sich auch glücklich durchgeschlagen haben würde, wenn ihm nicht aller Proviant und Munition ausgegangen wäre, was die Capitulation von Lübeck zur Folge hatte. Indeß ranzionirte sich sein gefangnes Regiment größtentheils und als er selbst aus der Gefangenschaft loskam, war das Regiment bald wieder hergestellt. Er erhielt nun das Commando in Pommern mit dem unangenehmen Auftrage, die Küste gegen die Engländer zu bewachen und den Franzosen jeden Vorschub zu leisten. Wie er damals dachte, erhellt aus folgendem Tagsbefehl vom 20. August 1809. „Wenn die Herren Offiziers schriftlich zu melden haben, oder meine Verwendung nachsuchen wollen: so bitte ich, sich dabei der möglichsten Kürze zu befleißigen und mich mit französischen Ausdrücken zu verschonen, da es ihnen wohl bekannt seyn wird, daß ich kein guter Franzose bin. Ich wünsche, daß ein Jeder so an mich schreibe, als wenn er mit mir spricht, alle Gnade und Unterthänigkeit weglasse, und in diesem Geschmack werde ich dann auch antworten. — Die ungeheuern Backenbärte werden die Herren Offiziers auch wohl abschneiden, denn ich kann diesen Putz nur für Kutscher schön finden." Am 10. September 1810 schrieb Blücher: „Bald, bald wird der allgemeine Brand losbrechen, — die Franzosen wieder in Sachsen! nur immer näher! wenn es erst auf die Haut brennt, dann lehrt die Noth handeln."

Zwei Schwadronen des Blücher'schen Husarenregiments, so wie das zweite Husarenregiment und das Uhlanenregiment mußte der König von Preußen an Napoleon überlassen, um sie mit der großen Armee nach Moskau mitzunehmen, während das Gros der preußischen Armee abgesondert gegen Riga zu marschiren hatte. Von den Schicksalen jener preußischen Reiterei, die den Unglückszug nach Moskau mitmachen mußte, ist bisher wenig gesprochen worden; deßhalb dürfte die in vorliegendem Werk mitgetheilte detaillirte Schilderung vielen Lesern von Werth seyn. Sie ist aus dem Bericht des Oberst-Lieutenants von Kalkreuth in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges Band 34. 1835 abgedruckt.

Als Preußen sich zum großen Rachekriege wider Napoleon rüstete und Blücher die Oberfeldherrnstelle übernahm, erhielt sein altes Husarenregiment einen neuen Commandanten an dem Major von Thümen und machte unter ihm ruhmvoll die Feldzüge des Bülow'schen Corps mit, und kämpfte mit bei Großbeeren, Dennewitz (wo es allein 1200 Gefangene machte), Leipzig und in Holland. Im Jahr 1815 erhielt es, statt Thümen, der bei Ligny fiel, Arnim zum Commandeur und war bei allen Kämpfen dieses letzten Feldzugs thätig. Um das Regiment zu ehren, übernahm nach Blüchers Tode der Kronprinz, jetziger König von Preußen, die Führung desselben als commandirender General. Ausführliche Rang- und Abgangslisten bis zum Jahr 1842 gewähren die vollständigste Auskunft über die Organisation dieses berühmten Regiments von seinem Entstehen an.

Man darf dieses schöne Werk als Muster für militärische Spezialgeschichte empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 45.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 1. Mai 1843.

Kriegs-Geschichte.

7) Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813. Von einem höhern Offizier der preußischen Armee. Erster Band. Potsdam, Riegel, 1843.

Während die Literatur in und um Berlin seit Lessings Zeiten, der zuerst die Bemerkung machte, immer etwas Windiges an sich hat, und eine Menge Spreu aufwirbelt, die Jedem, der sich dahin wendet, zuerst und auf eine gar unbehagliche Weise in die Augen stäubt, so bleibt hinter dieser Spreu doch viel schweres, gediegenes Korn zurück. Namentlich zeichnen sich die Staabsoffiziere in ihren kriegsgeschichtlichen Mittheilungen durch eine Solidität und würdevolle Anspruchslosigkeit aus, die sich die meisten Journalisten und auch einige Professoren wohl zum Muster nehmen dürften.

Derselbe Geist, dieselbe männliche Grazie, die wir in den Grolmann'schen Denkwürdigkeiten bewundern, begegnen uns auch hier wieder. Der ungenannte Verfasser vorliegender Beiträge spricht von den unsterblichen Leistungen des preußischen Volks und der preußischen Heere mit einer wahrhaft klassischen Bescheidenheit und von den Fehlern und Verbrechen des Feindes mit großmüthiger Schonung. Eine Sprache, die unsre im Unglück wie im Glück eiteln und hoffärtigen Feinde selten oder nie gegen uns geführt haben, und die der siegreichen Partei nach so großen Anstrengungen und Opfern ganz vorzüglich wohl ansteht.

Die erste Abtheilung enthält nur die Vorgänge auf preußischem Gebiet während der ersten drei Monate des Jahrs 1813; ein scheinbar undankbarer Stoff, da gerade in diesen Monaten nichts Entscheidendes geschah und nur für den folgenden Feldzug vorbereitet wurde. Die Franzosen konnten sich nach der russischen Niederlage in Preußen nicht mehr halten, aber die Russen waren auch zu geschwächt, um rasch vorzudringen und die Preußen, zwischen beiden in der Mitte, mit den Franzosen noch offiziell und mit den Russen schon der Gesinnung nach alliirt, trachteten nur darauf, von beiden ungehindert, ihre eignen Streitkräfte zu entwickeln. So beschränken sich die Ereignisse jener drei Monate in jenen Gegenden auf ein langsames Zurückziehen der Franzosen, auf ein langsames Vorgehen der Russen ohne andere als ganz unbedeutende Gefechte und auf die ohne alles Aufsehen durchgeführten preußischen Rüstungen. Allein die Lage der Mark war damals so einzig in ihrer Art, die Verlegenheit in der sich die Regierung in der Mitte zweier fremder Armeen und zweier entgegengesetzter Allianzen befand, so eigenthümlich und das, was unter diesen schwierigen Umständen dennoch geleistet wurde, so großartig und außerordentlich, daß man der treuen und lebendigen Darstellung derselben in vorliegendem Buch nur mit dem wärmsten Interesse folgen kann und oft davon hingerissen wird.

Zuerst wird die Lage Ost- und Westpreußens geschildert, wo General v. Bülow commandirte, als die Trümmer der großen Armee von Wilna nach Königsberg und Danzig strömten und General v. York an der Spitze des preußischen Hülfscorps, das bisher für die Franzosen gefochten hatte, bekanntermaßen mit den Russen kapitulirte. Bülow, der als Chef der Provinz, so lange Preußen noch nicht den Krieg an Frankreich erklärt hatte, das Beispiel Yorks, der an der Spitze einer mobilen Armee auf feindlichem Boden eine freiere Stellung hatte, nicht befolgen konnte, mußte nun den äußerst schwierigen Auftrag ausführen, einmal sich selbst mit allen transportabeln Vorräthen und Mannschaften vor den Russen zurückzuziehen, zweitens mitten in der Unordnung jener Tage in allen Theilen Altpreußens die Rüstungen, Stellung von Rekruten, Pferden ꝛc. zu betreiben und drittens alle Konflikte sowohl mit Franzosen als Russen dabei zu vermeiden. Es glückte ihm, diesem Amt in jeder Beziehung zu genügen.

Unterdeß konnte der König selbst, der sich im neutral erklärten Potsdam aufhielt, der Alternative nicht entgehen, sich entweder mit den Franzosen zurückziehen oder zu den Russen übergehen zu müssen. Um beides zu vermeiden, eine selbstständige Stellung seitwärts zu behaupten und einstweilen noch Zeit zu Vollendung seiner Rüstungen zu gewinnen, begab sich der König mit seiner Familie nach Schlesien. Dieses Ereigniß wird hier noch etwas näher motivirt: „Bei Gelegenheit des Einrückens der Division Grenier in die Kurmark nämlich wollte eine angeblich 4000 Mann starke, in der Gegend von Brandenburg angekommene Colonne französischer Truppen, wider den Geist und den Buchstaben der Convention vom 24. Februar 1812, in der Stadt Potsdam nebst ihren Umgebungen Nachtquartier nehmen. Abgesehen von der Verletzung der eben erwähnten Uebereinkunft, durfte man bei der damaligen Lage der Dinge, und bei dem zufälligen Zusammentreffen mit noch andern beunruhigenden Nachrichten, wohl eine tiefer liegende Absicht vermuthen, durfte man gerechte Besorgnisse für die Sicherheit des in Potsdam anwesenden Monarchen und der königlichen Familie hegen. Die gegen jene kund gegebene Absicht von den Provinzial-Behörden erhobenen Remonstrationen schienen erfolglos, und die Aussichten wurden überhaupt so drohend, daß am 17. Januar Abends die Umgebungen Sr. Maj. des Königs, im Einverständniß mit den Befehlshabern der Garnison, und ohne die Befehle des Monarchen ausdrücklich einzuholen, die Truppen auf einem rendez-vous versammelten und Vorbereitungen trafen, die eine schnelle Abreise möglich machten. Nachdem am späten Abende, von dem in Berlin anwesenden Staatskanzler von Hardenberg, beruhigendere Nachrichten eingelaufen waren, schienen Se. Majestät von den eingeleiteten Maßregeln etwas bemerken zu wollen, und befahlen, daß die im Lustgarten versammelten Truppen in ihre Quartiere entlassen werden sollten. Die Befehlshaber nahmen es auf sich, den Befehl des Monarchen nur scheinbar auszuführen, indem sie die Truppen zwar nach einem andern Platz rücken ließen, sie indeß bis zum andern Morgen und bis zum Eingang noch bestimmterer Nachrichten vereinigt behielten. Am folgenden Morgen trafen die Obersten von Kessel und von Dolffs einige militärische Maßregeln zur Beobachtung der Gegend nach Brandenburg hin, jedes Aufsehen dabei jedoch sorgfältig vermeidend; auch wurden Verabredungen genommen, um, im Fall eines nothwendig werdenden Abmarsches von Potsdam, von den hier befindlichen Militär-Effekten, z. B. Gewehr-Fabrik, so viel als möglich zu retten. Glücklicherweise kam man nicht in den Fall, die Zweckmäßigkeit der getroffenen Anstalten wirklich zu prüfen. Ungefähr um die nämliche Zeit entschloß sich Se. Maj. der König, mit seinen Kindern nach Breslau zu gehen, und die in Potsdam befindlichen Garden dahin folgen zu lassen.“

Von Breslau aus erließ der König eine außerordentliche Menge von Cabinets-Ordres, die sich alle auf die beschleunigte und vermehrte Rüstung des preußischen Volks bezogen und die hier sämmtlich und wörtlich mitgetheilt sind. Bedenkt man, welche geringen Mittel damals die preußische Monarchie besaß; bedenkt man, daß ihr Napoleon nur eine Armee von 42,000 gestattet hatte, in der sogar das Verhältniß der einzelnen Waffengattungen zu einander festgesetzt war; bedenkt man, daß die weisen Maßregeln Scharnhorsts, der zwischen 1807 und 1810 insgeheim eine Menge Festungskanonen in Feldkanonen hatte umgießen lassen, zahlreiche Gewehre angeschafft und die ausgehobenen Truppen immer schnell, sobald sie exercirt waren, wieder entlassen hatte, um neue einzuexerciren, nach der unglücklichen Katastrophe des Ministeriums Stein durch das neue Ministerium Hardenberg wieder aufgehoben und selbst die guten Früchte davon zum Theil schon wieder aufgezehrt waren; bedenkt man, daß das Land auf beispiellose Weise ausgesogen war, daß der Wohlstand der Familien durch die unerschwinglichen Contributionen und Steuern überall so tief gesunken war, wie der des Staates selbst; bedenkt man endlich, daß noch die ersten Festungen und die Hauptstadt des Landes in der Gewalt der Franzosen war, und daß die Russen andrerseits nicht immer glauben wollten, das preußische Gebiet sey ein ihnen befreundetes, so lange die Allianz zwischen Preußen und Rußland noch nicht erklärt war; bedenkt man dieß alles, — so muß man in der That staunen, wie dennoch die ungeheuren Rüstungen Preußens, die den Ausschlag im folgenden großen Kampfe gaben, möglich wurden. Sie wurden es einzig durch die Gesinnung und den entschiedenen Willen des Volks, durch das beispiellos treue und schöne Zusammenhalten Aller und durch die Summe aller Opfer, die ein Patriotismus zu bringen vermochte, von dem der Eigennutz unsrer Tage keinen Begriff mehr hat. Gewiß muß es tiefe Rührung wecken, wenn wir hier lesen, wie die Kreise der Mark Brandenburg, die von Franzosen und Russen zugleich monatlang belästigt, Schauplatz der Gefechte, und durch Fouragirungen, Vorspann rc. fast entblößt waren, gleichwohl wetteiferten, auch den letzten der einberufenen Rekruten, das letzte der für die preußische Armee verlangten Pferde zu stellen, und wie sie sich mitten unter den Feinden wegen des Verzugs nur entschuldigten, um zu versichern, daß sie alles treulich nachliefern würden, wie es denn auch geschah. Dieser Geist der Hingebung erklärt alles. Nur mit Mühe vermochten die Behörden die Volksbegeisterung

zu zügeln, so lange es galt, Frankreich noch zu schonen. Schon am Neujahrstage des Jahrs 1813 fiel in Königsberg unter den Augen des Königs von Neapel folgendes vor: „Bekanntlich war auch Königsberg ein Sammelplatz für die einberufenen Krümper (bereits früher exercirte und wieder entlassene Soldaten) und Rekruten; man konnte hier indeß nur etwas für ihre Bekleidung und nichts für ihre Bewaffnung thun, und mußte sich darauf beschränken, sie in größeren Transporten nach Graudenz abgehen zu lassen. Die Leute trafen übrigens fröhlich und guten Muthes ein, die allgemein gereizte Stimmung der Einwohner gegen die französischen Truppen recht lebhaft theilend. Am 1. Januar des Morgens standen nun 4—500 solcher Krümper und Rekruten am Schloßberge bis zur Schmiede-Straße hin in zwei Gliedern aufmarschirt, und sperrten dadurch den Eingang zu der hinter ihnen liegenden Schloßkaserne, in welcher die Pferde des Königs von Neapel, seiner Umgebungen und der Gendarmes d'élite standen. Einer der Gendarmes d'élite wollte sich schleunig nach der Kaserne begeben, da ihm indeß nicht augenblicklich Platz gemacht wurde, so versetzte er einem der vor ihm stehenden Rekruten einen so heftigen Stoß mit dem Fuße gegen den empfindlichsten Theil des Unterleibes, daß der junge Mensch sogleich besinnungslos zur Erde fiel. Kaum aber war das geschehen, so fielen Alle über den Gendarmen her; er suchte zu entfliehen und gelangte auch in die Kaserne, hier aber fanden seine Verfolger Heu- und Mistgabeln, womit sie ihn bald tödtlich verwundeten. Der König von Neapel stand am Fenster und sah den Vorgang mit an. Er sandte sogleich zwei Offiziere herunter, um die Menge zu beruhigen; allein es wurden ihnen die Degen zerbrochen, die Hüte vom Kopfe geworfen, und kaum konnten sie sich vor noch ärgern Mißhandlungen retten. Die Schloßwache, aus einer Compagnie französischer Garde bestehend, war ins Gewehr getreten und schickte sich an Feuer zu geben. Der König, die immer wachsende Volksmenge bemerkend und wohl das allgemeine Gemetzel scheuend, welches bei der herrschenden Stimmung der Gemüther unfehlbar darauf gefolgt wäre, befahl, daß die Wache sich ruhig verhalten solle, und verlangte nur: daß der preußische Unteroffizier, welcher dem Gendarmen die Glieder nicht gleich öffnen lassen, vor ihn gebracht werden solle. Die unruhige Volksmenge widersetzte sich dem aber und befreite den Unteroffizier. Man ließ nun die Krümper und Rekruten zu ihrer Bestimmung abführen, worauf die Ruhe sich nach und nach wieder herstellte. Der halbtodte Gendarme konnte nicht weiter als bis auf die Treppe, welche zu den Zimmern des Königs im Schlosse führte, gebracht werden, und verschied kurze Zeit darauf in einem nahe gelegenen Registratur-Zimmer. Es war zum Mittag eine große Cour (Neujahrs-Gratulation) bei dem Könige von Neapel angesagt. Sie wurde plötzlich abbestellt, wie man glaubte in Folge des eben erzählten Ereignisses, wie sich später indeß ergab, wahrscheinlich in Folge der eben aus Tilsit eingetroffenen Nachrichten, und schon am Nachmittage reiste der König mit den Notabilitäten des großen Hauptquartiers nach Elbing ab." Natürlicherweise sprach sich dieser Geist des Volks immer lauter aus, je näher das Frühjahr kam. Ein aufmerksamer Beobachter, der französische General Labaume erzählt: Souvent nous vimes des détachements de grossiers campagnards qui se rendaient en Silésie, sans discipline, sans armes et sans chefs, traverser nos bataillons en poussant des cris de joie; ils regardaient d'un oeil menaçant nos soldats étonnés; tant l'enthousiasme qu'inspire l'amour de la patrie, est supérieur à cette force passive qui souvent n'obéit qu'a regret au pouvoir qui la maitrise.

Neben der Begeisterung im ganzen Volke, die den Ausschlag gab, wird auch insbesondere das Institut der freiwilligen Jäger, als eine damals dringend erforderliche und wohlbewährte Schule für Offiziere, die dem in Masse bewaffneten Volke noch fehlten, gerühmt und gegen die geringe Meinung vertheidigt, die man hin und wieder von dieser Truppengattung gehegt hat.

Wir konnten hier nur die Hauptzüge des Werkes bezeichnen, dessen mit unendlichem Fleiß gesammelte Details wir der besondern Lektüre empfehlen. Den ersten großen Rüstungen für das stehende Heer folgt die Organisation der Landwehr und des Landsturmes. Der letztere war so kriegslustig, daß er sich sogar zur Unzeit versammelte, als bald hie bald dort längs den Grenzen der Mark Brandenburg durch falsche Gerüchte die Nähe des Feindes verkündet wurde. Man hatte zuweilen Mühe, die aufgeregte Bauernmasse wieder aufzulösen und heimzuschicken. Im Dorf Nowaweß bei Potsdam wurden die wenigen Männer, die nicht mit dem Landsturm ausgezogen waren, von den Weibern beschimpft und mißhandelt (S. 471).

Der erste Band verfolgt die Begebenheiten bis ans Ende des Monats April, und beschreibt noch den Fall von Spandau, die Beobachtung Wittenbergs und Magdeburgs. Die großen Schlachtscenen von Großbeeren und Dennewitz wird erst der folgende Band enthalten.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von J. J. Reithard. St. Gallen und Bern, Huber u. Comp., 1842.

Eine reiche Sammlung mannigfaltiger Gedichte, worin sich durchweg ein guter alter Schweizersinn ausspricht. Voran stehen eine Menge historische Bilder aus der Schweizergeschichte in Romanzenform. Daran schließen sich auch Naturbilder, z. B.

Doch über'm Nebel, stolz und groß,
Erglüh'n der Berge Reih'n
Mit ihren Gipfeln wolkenlos
Im gold'nen Sonnenschein:
Am Fuß von grauem Dunst umraucht,
Das Haupt in blaue Luft getaucht,
Geschmückt vom Schnee, dem blendend hellen,
Aus dem die ew'gen Ströme quellen! . . . .

Doch über Alle, kühn gebaut,
Steigt Vater Tödi fort;
Noch nie erscholl ein Menschenlaut
Auf seinen Zinnen dort;
Der Selbsanft, sein getreuer Knecht,
Wie er, von riesigem Geschlecht,
Die Silberströme, die Clariden,
Umgeben seinen ew'gen Frieden.

Und näher zeigt der Glärnisch sich,
Wie er die Blüthen pflegt,
Die, weiß und kalt und schauerlich,
Verena's Garten hegt;
Vorüber liegt sein breiter Schilt,
Der, schon vom Nebel halb verhüllt,
Dem Wiggis kalt entgegen schauert,
Auf dem der Jäger steht und — lauert.

Unter den meist gemüthlichen, zum Theil frommen Liedern finden sich auch einige politische. Unter andern eine Huldigung der Schweiz an Napoleons Grabe:

Auch die Schweiz begrüßt den Adler, der zu neuem Sieg erwacht
Mit der Schwinge Schlag die Tadler und die Neider schweigen macht:
Denkend des Vermittlers Schonung, legt auch sie, zu Seinem Preis,
Vor des Todten stille Wohnung das verdiente Lorbeerreis.

Denn entrissen dem Verderben ward durch Ihn das Schweizerland,
Das zerstückelt, das in Scherben in sich keinen Retter fand ꝛc.

Dieses Gedicht ist tadelnswerth. Napoleon hat die Schweiz auf alle Art mißbraucht und mit so tiefer Verachtung behandelt, daß ein echtes Schweizerherz sich darüber nur empören kann. Ein anderes Gedicht dagegen, das sich auf die neuesten irreligiösen Umtriebe, den Straußischen Unfug in Zürich ꝛc. bezieht, enthält sehr kräftige Wahrheiten.

Was gottlos, wird dem Volk gepriesen,
Wer gläubig, heißt ein Heuchler; Thor,
In allem Bösen unterwiesen,
Schießt junges Unkraut reich empor;
Weh denen, die auf Schlummerkissen
Das Volk in tiefe Nacht gewiegt!
Fluch denen, deren Afterwissen
Den christlich frommen Sinn bekriegt!

Die Tempel werden unbelebter,
Doch Markt und Kneipen platzen schier;
Scheu flieht der Mensch. Es schwingt sein Scepter
Zermalmend das — geschulte Thier.
Wie auch der Mensch im Irrthum schwanke,
Noch zeigt sich ihm die Rettungsbucht;
Doch der vergiftete Gedanke
Ist ewig, ewiglich verflucht!

Licht! das die Bonzen bloß verdunkelt,
Du Geisteslicht im Himmelsglanz,
Das in des Herzens Tiefen funkelt,
Sein Höllenodem löscht dich ganz!
Mit dir die Heiligkeit der Eide,
Mit dir der Liebe Kraft und Weih',
Mit dir die Scham im Lilienkleide —
Und spricht zum Volk: Jetzt bist du frei:

Uebrigens hätte der Dichter bei manchem seiner Produktionen eine schärfere Feile anlegen dürfen. Im Anhange findet man eine Uebersicht über die neuern Dichter der Schweiz und ihre Leistungen. Manches darin ausgestreute Lob verdient wohl sehr viel Einschränkung. Wie im übrigen Deutschland ist hier die Zahl der Dichter viel größer, als ihr unsterbliches Verdienst. Wir sagen im „übrigen" Deutschland, denn wir finden es lächerlich, wenn die Schweizer Dichter, wie es im vorliegenden Werke geschieht, den deutschen Dichtern überhaupt entgegengesetzt werden. Beide dichten in derselben deutschen Schriftsprache, also stehen sich wohl Schweizer und Schwaben, Schweizer und Bayern ꝛc. entgegen, nie aber Schweizer und Deutsche.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 3. Mai 1843.

Kriegs-Geschichte.

8) Zur Geschichte des Feldzugs von 1813 von v. Hoffmann, k. preuß. Generallieutenant a. D. Zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Posen und Bromberg, Mittler, 1843.

Dieses Werk ist ein sehr interessantes und besonders gedankenreich in Bezug auf die Uebersicht und Kritik der strategischen Bewegungen der alliirten und französischen Armeen im Jahre 1813.

Eine Skizze des Ganzen zu geben, dazu gebricht hier der Raum. Nur einiges können wir ausheben, was uns als besonders bemerkenswerth aufgefallen ist, wobei wir aber vorausschicken, daß der Hauptwerth des Buches gerade in der Gediegenheit des Ganzen liegt, in der übersichtlichen Klarheit, in der das Kriegsgemälde vor unsern Augen aufgerollt wird, in der festen Zusammenfassung aller einzelnen Fäden des großen Gewebes, in der Harmonie der Behandlung und endlich auch in einer diesem Zweck entsprechenden kurzen Ausdrucksweise. Wie selten es möglich ist, eine gründliche Kriegsgeschichte zu schreiben, ohne in weitläuftiges aktenmäßiges Detail einzugehen, so bleibt es doch immer die Aufgabe des militärischen Schriftstellers, mit der Wahrheit und Klarheit auch eine möglichst bündige Kürze zu vereinigen.

Im Eingange macht der Verf. die richtige Bemerkung, daß der Feldzug von 1813 gleich von Anfang an eine für die Alliirten weit günstigere Wendung genommen und ihnen weit weniger Anstrengungen und Opfer gekostet haben würde, wenn sie rascher gehandelt hätten, wenn namentlich Oesterreich sich früher entschieden hätte. Denn obgleich die preußische Armee damals sich noch nicht durch neue Formationen, durch die Freiwilligen und die Landwehr hatte ergänzen können, so reichte sie doch in Verbindung mit den Russen und Schweden einerseits und die bedeutende bereits ausgerüstete österreichische Macht andrerseits vollkommen hin, um schon in den ersten Monaten des Jahrs 1813 ganz Deutschland bis an den Rhein (einige Festungen ausgenommen) von den Franzosen zu säubern, den Rheinbund zum Abfall von Napoleon zu zwingen und den Krieg auf französisches Gebiet hinüber zu spielen. Der Verf. zählt S. 28 die Meilen von der Beresina bis nach Leipzig, und die Tage, die erforderlich waren, die Russen von der Beresina bis nach Leipzig vorwärts zu schieben, und er findet, daß auf jede Meile ein ganzer Tag kommt. Hätte man sich rascher entschieden, so hätte man um dieselbe Zeit, statt an der Saale, schon können am Rhein stehen.

Da Preußen und Russen in verhältnißmäßig geringer Zahl allein ohne die Oesterreicher und erst so spät an die Saale vordrangen, das Napoleon überdieß Zeit genug gewonnen hatte, den Rheinbund wieder in seiner Treue zu befestigen und mit einer überlegenen Armee auf den Ebenen von Leipzig zu erscheinen, darf man sich über den Verlust der Schlacht bei Groß-Görschen und über den Rückzug, zu dem die russisch-preußische Armee gezwungen wurde, nicht wundern. Indeß hebt v. Hoffmann die Genialität hervor, die in dem Gedanken der alliirten Feldherrn lag, mit der kleineren Armee der größeren bei Groß-Görschen in die Flanke zu fallen, ein Plan, der auch wohl einen glänzenderen Erfolg gehabt haben würde, wenn nicht die Ausführung um einige Stunden verspätet worden wäre. Die nähere Erklärung dieser Schlacht S. 37 ff. ist sehr belehrend.

Das Zögerungssystem Oesterreichs, das den Alliirten bisher so sehr geschadet hatte, sollte nun aber für Napoleon noch viel verderblicher werden, denn es wiegte diesen in eine trügerische Sicherheit ein. Da Oesterreich nichts gethan hatte, um die neuen siegreichen Fortschritte Napoleons bis zur böhmischen Grenze zu verhindern, da

es die Polen unter Poniatowski in seinem Schutz behielt und ungehindert zu Napoleon stoßen ließ, so schien dieß alles der natürlichen Politik zu entsprechen, die es Oesterreich nicht erlaubt, eine Vergrößerung Rußlands zu gestatten oder dieselbe gar zu fördern, und Napoleon glaubte nun darauf rechnen zu können, daß Oesterreich, wenn er ihm große Vortheile anböte, ihm gegen Rußland und Preußen wenigstens durch seine bewaffnete Neutralität und durch Vermittlung des Friedens beistehen würde. Nur in dieser Voraussetzung ging er den Waffenstillstand ein, der ihm, wenn dieselbe täuschte, Verderben bringen mußte. In der That wurde Napoleon durch den Waffenstillstand in dem bereits begonnenen Siegeslaufe gehemmt und zur Unthätigkeit gezwungen, während seine Gegner dadurch Zeit gewannen, sich auf eine ungleich umfassendere Weise zu rüsten, als er selbst es im Stande war. Zeit verloren, alles verloren.

Der scharfblickende Verf. macht sehr gute Bemerkungen über das Benehmen Napoleons nach Beendigung des Waffenstillstandes. Er glaubt, Napoleon hätte nur eine Wahl gehabt, nämlich sogleich mit dem Kern seiner Armee in Böhmen einzufallen und die Monarchen vor Prag zu einer Hauptschlacht zu zwingen, die er mit seinen damals noch zusammengehaltenen Kräften sehr wohl hätte gewinnen können. Vergl. S. 104 ff. Indem er Oesterreich auch jetzt immer noch schonte, sich nur in Defensive gegen dasselbe setzte und seine übrigen Kräfte in getheilter und darum unnützer Offensive gegen die Preußen zersplitterte, that er sich selbst den größten Schaden. Allein wenn man bedenkt, wie noch im Jahr 1814 Schwarzenberg in Frankreich handelte, so mag der Grund, aus welchem Napoleon den von General v. Hoffmann ihm vorgezeichneten Weg nach Böhmen im Jahr 1813 nicht einschlug, wohl ein politischer gewesen seyn. Napoleon glaubte ohne Zweifel, wenn er Oesterreich selbst dann noch schone, als es schon die Waffen gegen ihn ergriffen, werde er dasselbe immer noch geneigt finden, ihn beim Frieden gegen Rußland und Preußen zu unterstützen. Er glaubte, Oesterreich habe die Waffen nur ergriffen, um den Schein, als sey es noch von Frankreich abhängig, zu vermeiden und sich seine alte freie Stellung zu erkämpfen; in dieser Stellung aber werde es Napoleon nur demüthigen wollen, nicht aber sinken lassen.

Sey dem nun, wie ihm wolle, Napoleon unterließ dießmal die ihm so eigenthümliche kühne Offensive und verhielt sich mit dem Gros seiner Armee gegen die Oesterreicher nur defensiv, während seine gegen Berlin und Breslau detachirten Corps nicht zahlreich, oder wenn dieß, nicht energisch genug waren, durchzudringen und daher auch ihrerseits in die Defensive zurückgeworfen wurden. Es ist gewiß sehr merkwürdig, daß Napoleon eine Offensive immer nur gegen Preußen im Sinne hatte, nie gegen Oesterreich. Er selbst wollte zweimal gegen Berlin marschiren. Einmal nach dem Siege in der von seiner Seite rein defensiven Schlacht bei Dresden. Gerade weil er nach Berlin wollte, ließ er nur das kleine Corps von Vandamme den geschlagenen Oesterreichern in den Rücken fallen, in der Hoffnung, das werde ausreichen, anstatt Vandamme selbst nachzufolgen, in welchem Fall die Niederlage der Oesterreicher vollendet worden und der ganze Krieg vielleicht in Prag entschieden worden wäre. Da aber Vandamme unterlag, und auch Macdonald in Schlesien, glaubte Napoleon Dresden noch nicht verlassen zu dürfen und konnte also nicht, wie seine Absicht war, dem nach Berlin vorausgesandten und bei Dennewitz geschlagenen Ney nachfolgen. Im Anfang des Oktober aber verfolgte Napoleon abermals sehr ernstlich den Plan, sich auf Berlin zu werfen, als er nämlich Dresden endlich verlassen mußte. Er hoffte (S. 229) Blücher und den Kronprinzen von Schweden zu überfallen und von Berlin aus Polen zu insurgiren. Immer lag seinem Benehmen der Gedanke zu Grunde, Preußen zu vernichten, Rußland zu schrecken und dann mit Oesterreich, das er bis dahin schonen wollte, einen billigen Frieden zu contrahiren.

Da ihm aber Blücher und der Kronprinz von Schweden auswichen und die Oesterreicher in ihrem unbeschreiblich langsamen Marsche endlich doch Leipzig, den wichtigsten Punkt auf seiner Rückzugslinie erreichten, mußte er sich mit schwerem Herzen entschließen, die Offensive gegen Preußen aufzugeben und Leipzig zu decken. Indem er sich nun auf die Oesterreicher warf, in der Hoffnung sie allein schlagen zu können, ehe Blücher und der Kronprinz ihnen zu Hülfe kommen könnten, erlangte er in der That gleich am ersten Tage einen Vortheil, allein anstatt ihn zu verfolgen, versäumte er abermals die kostbarste Zeit, um aufs neue die Unterhandlung mit Oesterreich anzuknüpfen. Das war der verhängnißvolle 17. Oktober, an dem er den Alliirten Zeit ließ, alle ihre Heeresmassen gegen ihn zu vereinigen, während er ungeduldig auf eine Antwort vom Kaiser Franz wartete, der ihn keiner würdigte.

So kam es denn dahin, daß der große Feldherr, der alle seine unsterblichen Siege durch die rascheste und kühnste Offensive, durch Trennung der Gegner und Bezwingung ihrer durch die Trennung geschwächten Massen erlangt und der jeden Sieg blitzschnell bis zur Vernichtung des Gegners verfolgt hatte, jetzt wie ein König auf dem Schachbrett von allen seinen Gegnern zumal eingeengt wurde, weil er ihnen, gegen alle Regeln seiner frühern Kriegskunst zu allem Zeit gelassen, sie immer nur am ungünstigsten Ort und mit unzureichenden Kräften

angegriffen und dagegen den Angriff auf den Punkt, wo für ihn die größte Hoffnung des Erfolges lag, unterlassen hatte.

Schließlich wird beklagt, daß die Alliirten den großen Sieg bei Leipzig nicht rasch und umfangreich genug benutzt hätten. Wäre bei Freiburg an der Unstrut nicht bloß York, sondern eine stärkere Armee erschienen, was wohl möglich war, so hätte der Rest der französischen Armee, der hier im engen Defilee stockte, vernichtet werden können.

9) Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814. Mit besonderer Rücksicht auf Ostpreußen und das Königsbergische Landwehrbataillon von Karl Friccius. Erster Theil. mit 5 Plänen. Altenburg, Pierer, 1843.

Der Verfasser, k. preußischer General-Auditeur und vielfach verdient um die preußische Militär-Gesetzgebung, war in jenen Kriegszeiten Major des Königsberger Landwehrbataillons und führte es in den wichtigsten Schlachten an. Als Augenzeuge und auch nachher durch seine amtliche Stellung begünstigt, war er im Falle, eine Menge Thatsachen zu beobachten und zu vergleichen, die der Vergessenheit entzogen zu werden verdienen.

In Bezug auf Vieles, was die innern Zustände des preußischen Staats in seiner Unglückszeit berührt, huldigt der Verf. dem von Herrn von Hippel, seinem nähern Landsmann, in dessen Werk über Friedrich Wilhelm III. ausgesprochenen Ansichten keineswegs. (Vergl. unsre Blätter d. J. Nr. 21.) Er nimmt vielmehr Anlaß, an mehr als einem Ort die patriotische Partei von Stein, Scharnhorst &c. gegen die unglimpflichen Bemerkungen des Herrn von Hippel, der durchaus die Hardenbergische Partei hält, zu rechtfertigen. Namentlich hat Herr von Hippel versucht, den voreiligen Vertrag, der den Russen den Besitz von Warschau sicherte, dem edeln Scharnhorst aufzubürden. Dieser Vertrag war aber ausschließlich das Werk Hardenbergs, so wie früher der Basler Friede und so wie später die erbärmliche Vertretung preußischer Interessen in Wien und Rom.

Auch in Bezug auf die Kriegsgeschichte widerlegt der Verf. manche irrige Meinung. So berichtigt er namentlich die Aussagen des bis zur Ungebühr prahl- und lügenhaften Russen Danilleffski, der überall mit Hohn auf die Verbündeten, wie auf die Feinde Rußlands herabsieht und die Russen eine Menge Dinge thun läßt, die sie niemals gethan haben, die überhaupt niemals, oder nur von Andern gethan worden sind. So sagt Danilleffski, die Russen hätten im Beginn des Jahrs 1813 Pillau (die Festung von Königsberg) erobert, während sie ihnen durch den preußischen Commandanten Treskow, der die in der Festung befindliche französische Besatzung durch Drohungen entwaffnete, geöffnet wurde.

Von Interesse ist besonders, was der Verf. über die Thätigkeit der altpreußischen Stände in jener Zeit sagt, da sie es vorzüglich waren, durch welche die Landwehr zuerst und so schnell ins Leben trat.

Wir übergehen die Geschichte des ersten Feldzugs im Frühling, um wieder bei den diplomatischen Verhandlungen zu verweilen. Ueber den Verlust Ostfrieslands, das als altpreußische Provinz zuerst wieder von Preußen besetzt und doch an England abgetreten wurde, sagt der Verfasser: „Da der Staatskanzler (Hardenberg) selbst ein Hannoveraner war und das Interesse seines Geburtslandes und seiner Verwandtschaft mit dem Interesse Preußens in große Collision gerieth, so hätte er wohl gethan, die weitere Führung der Unterhandlungen abzulehnen und auf die Ernennung eines andern Unterhändlers anzutragen. Wahrscheinlich aber hatte er gegen seinen Vetter und die englischen Gesandten, welche mit Ostfriesland, Hildesheim und Lingen noch nicht zufrieden waren, sondern jetzt auch für ihr Geld noch Minden, Ravensberg und Bielefeld verlangten, Verpflichtungen eingegangen, von welchen er nicht glaubte zurücktreten zu können. Darüber, was unmittelbar darauf verhandelt und abgemacht ist, fehlt es an Nachrichten, so wichtig sie auch sind, um genau zu wissen, wie Preußen zu dem unersetzlichen Verluste Ostfrieslands gekommen ist. Da die englischen Gesandten und der Vetter Hardenberg zufrieden waren, so läßt sich vermuthen, daß ihnen der Staatskanzler beruhigende Zusicherungen gemacht hat, und nur Zeit gewinnen wollte. Nur erst in der Reichenbacher Convention vom 14. Juni 1813 ist in einem geheimen Artikel gesagt, daß Preußen einen Strich Landes mit 3 bis 400,000 Einwohnern, worunter Hildesheim, dem Kurfürstenthum Hannover abzutreten sich verpflichte. Es wurde also Ostfriesland und Lingen darin nicht ausdrücklich erwähnt, ohne Zweifel, weil sich der König so entschieden dagegen erklärt hat, obgleich nach dem übrigen Inhalt des Artikels keine andern Provinzen darunter verstanden werden konnten. Dieser Artikel wurde so geheim gehalten, daß selbst die commandirenden Generale nichts davon erfuhren und ahnten, und daß Bülow kein Bedenken hatte, Ostfriesland nach der Schlacht von Leipzig für Preußen nach dem aufgestellten Grundsatze des Besitzes von 1805 in Besitz nehmen zu lassen. Auch die Hannoveraner thaten dagegen keine Einsprache und scheinen zum Schweigen verpflichtet gewesen zu seyn. Nur nach Eröffnung des Wiener Congresses wurde davon

nichts laut.“ S. 221. In der That, die zwei Hardenbergischen Verträge, deren einer (vom 27. Februar 1813) duldete, daß Rußland künftig, wie der Verfasser der europäischen Pentarchie mit schmunzelnder Miene rühmt, „seinen Keil zwischen Preußen und Oesterreich treiben“ durfte, indem es Zamosk, Warschau und Kalisch erhielt, — und deren zweiter (vom 14. Juni) Preußen von der Nordsee absperrte, müssen die Ehrfurcht, die man vor der Weisheit des Fürsten Staatskanzlers zu hegen pflegt, gewaltig einschränken.

Nach dem Waffenstillstand begann erst die Thätigkeit des Landwehrbataillons, an dessen Spitze sich der Verf. befand. Es stritt mit bei Großbeeren und bei Dennewitz. Die Darstellung dieser Schlachten ist außerordentlich lebendig und malerisch und an Details weit reicher, als irgend eine frühere. Allein es thut uns leid, dem Verfasser bemerken zu müssen, daß er, der selbst eine so strenge und gerechte Kritik gegen andere Schriftsteller übt, hier selbst der Kritik keine Blöße hätte geben sollen. Wir lesen S. 368: „Tauentzien zog sich vom Weinberg ganz links nach Rohrbeck, Thümen ging mit dem Hintertreffen gerade aus auf Rohrbeck los. Das Füsilierbataillon des vierten Reserveregiments unter Poleczynski, welches auf Bülows äußerstem linken Flügel und Tauentzien am nächsten stand, rückte auf das Gehölz neben Rohrbeck vor. Das vierte Bataillon des fünften Reserveregiments folgte ihm rechts. Auf seinem Wege traf es ein Detachement von 50 Landwehrreitern unter Lieutenant Span von Tauentziens Corps, welche vorangeeilt waren, und sich ihm anschlossen. Da sich neben dem Gehölze links auf der Seite nach Jüterbogk eine feindliche Batterie zeigte, so nahm das Füsilierbataillon seine Richtung dahin und erhielt eine Salve, welche aber wenig schadete. Die Batterie zog hierauf schnell ab und das Bataillon folgte neben und durch das Gehölz. Es war nur von einigen Schützen besetzt, welche sich sogleich zurückzogen. Erst hinter dem Gehölz standen zwei Bataillone aufmarschirt, hinter welchen sich die Batterie aufgestellt hatte. Es war das zweite württembergische Infanterie-Regiment Herzog Wilhelm unter Oberst Bauer, welches mit einem hinter Rohrbeck stehenden Cavallerieregiment die Bestimmung hatte, den Abzug des vierten Corps zu maskiren. Die Würtemberger wollten schnell nach Rohrbeck abziehen, wurden aber durch die Attaquen des Lieutenant Span zum Stehen gebracht. Sie richteten einige Schüsse auf das Füsilierbataillon, welches, da es auf die Unterstützung des vierten Bataillons des fünften Reserveregiments und des heranrückenden schon sichtbaren Tauentzischen Corps rechnen konnte, nun mit gefälltem Bajonnet darauf losging. Ruhig blieben die Württemberger, Gewehr beim Fuß, stehen, ohne irgend die Absicht einer Gegenwehr zu zeigen. Dieß machte auf die Preußen einen solchen Eindruck, daß sie Halt machten, das Bajonnet zurücknahmen, sich in eine Tirailleurlinie auflösten und die Württemberger umzingelten. Alles ohne Commandowort. Von dem Füsilierbataillon stürzten Einige, und namentlich der Lieutenant Schwensitzki und der Feldwebel Agte, auf den Fahnenträger los und entrissen ihm die Fahne. Der Oberst Bauer wollte dieß verhindern und hieb nach dem Agte, welcher ihn darauf niederschoß. Dieß war für die Württemberger das Signal, das Gewehr zu strecken und sich zu ergeben. Einer der württembergischen Offiziere fiel dem Hauptmann Horst vom Poleczynskischen Bataillone in die Arme. Beide waren Freunde und Gefährten im spanischen Kriege gewesen und fanden sich hier unerwartet wieder. Ihre Wehmuth und Freude über dieses Zusammentreffen und ihre Klage, daß Deutsche gegen Deutsche kämpfen müßten, brachten eine tiefe ernste Stille hervor. Horst erhielt den Befehl über die Kriegsgefangenen, welche schnell abgeführt und gut behandelt wurden. Es waren 7 bis 800 Mann. Tauentzien kam unterdessen links heran ꝛc.“ Diese Darstellung ist, wie wir aus den übereinstimmenden Aussagen noch lebender Württemberger, die dabei waren, wissen, durchaus irrig. Es war nicht preußisches Fußvolk, durch welches das zweite Regiment der Württemberger angegriffen wurde, sondern eine zahlreiche Reiterei. Das zweite Regiment stand nicht in geschlossener Reihe, das Gewehr beim Fuß, sondern es hatte sich gegen den ausdrücklichen Befehl des Obersten, aus Mitleid und in der Ueberraschung des Augenblicks geöffnet, um die hart verfolgten Flüchtlinge des siebten Regiments aufzunehmen, und mit diesen letztern zugleich drangen nun die Preußen ein und zersprengten das Viereck in voller Furie und bei solcher wechselseitiger Wuth, daß man sich in dichtem Handgemenge würgte und an eine Pause der Ruhe und patriotischen Rührung auch nicht entfernt zu denken war. In einer vielgelesenen militärischen Zeitschrift wird demnächst eine genauere Darstellung jenes unglücklichen Kampfes von Deutschen gegen Deutsche bekannt gemacht werden.

Am letzten Tage der Leipziger Schlacht war das Bataillon, welches Herr Friccius befehligte, besonders thätig bei der Erstürmung der Stadt, wobei es großen Verlust erlitt. Die ungemein ausführliche Beschreibung dieses Sturmes liest sich sehr angenehm, da auch der Heldenthaten einzelner Soldaten gedacht ist und mancher frappante Charakterzug vorkommt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 47.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 5. Mai 1843.

Kriegs-Geschichte.

10) Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris. Erster Theil. Mit einer Uebersichtskarte und einem Plane. Berlin, Posen und Bromberg, Mittler, 1842. Zweiter Theil, 1843.

Wie die schon früher erschienenen Geschichten des Feldzugs von 1815 ist auch diese vorliegende „aus den Belehrungen und Anleitungen des Generals von Grolmann" geflossen, der als Chef des Generalstabs beim zweiten Armeecorps und wegen des besondern Vertrauens, das er bei den Feldherren genoß, in vorzüglichem Grade geeignet war, die Geschichte jener Feldzüge aufzuklären. Als Bearbeiter jener Mittheilungen und eigentlicher Verfasser des Werkes nennt sich Major von Damitz.

Das Werk ist ungemein ausführlich und gründlich, mit eben so viel Umsicht in der Sache, als Ruhe und bescheidener Würde im Ton. In der That, wenn man diese bescheidene Sprache mit den Affektationen der Franzosen, die überall ihre Niederlagen bemäntelten und ihr Unglück eher allem Andern zuschreiben als dem Heldenmuth der Preußen und dem Genie des Fürsten Blücher, und mit den Prahlereien der Russen vergleicht, die wieder sich allein alle Ehre vindiciren möchten und Blüchers Ruhm durch unwürdige Verleumdungen zu verdunkeln suchen, so muß man gestehen, die Ehre ist ganz auf der preußischen Seite. Mögen sich die rühmen, die weniger geleistet haben; wer das meiste gethan hat, dem steht auch die Bescheidenheit am schönsten.

Das patriotische Gefühl wird bei Durchlesung dieser schätzenswerthen Kriegsgeschichte vielfach und tief ergriffen. Wen müßte es nicht rühren, wenn er erfährt, mit welchen Hemmnissen der edle alte Blücher zu kämpfen hatte, wie ihm seine eignen Alliirten, mehr als der Feind, den Sieg erschwerten und wie er durch unerschütterliche Beharrlichkeit und kühnsten Muth, nicht nur dem Feinde, sondern auch seinen Alliirten gegenüber, dennoch den Sieg ertrotzte.

Schon unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig rieth Fürst Blücher, dem Feind augenblicklich und auf dem Fuße zu folgen, ihn in einem Zuge bis nach Paris zu jagen und dem Krieg dadurch das rascheste und glorioseste Ende zu machen. Die Alliirten waren stark genug, diesen Zug auszuführen und Napoleon konnte, wenn er in so großer Schnelligkeit in Frankreich selbst überfallen wurde, unmöglich hinreichende Streitkräfte zur Vertheidigung zusammenbringen. „Der Feldmarschall Blücher schlug vor, daß die Hauptarmee zwischen Mannheim und Mainz den Rhein passiren solle, während die schlesische Armee ihre Bewegungen über Aachen und Brüssel fortsetzen würde, und beide Armeen in der Richtung auf Paris vorrücken sollten. Wenn man erwägt, daß die Alliirten nach der Schlacht bei Leipzig noch über 240,000 Combattanten gebieten konnten, so bleibt es keinem Zweifel unterworfen, daß sie, selbst nach Zurücklassung des schwedischen und einiger Reservecorps, dem französischen Heere, welches nur 60,000 Mann zählte, über den Rhein nachdringen konnten. Mit unaufhaltsamen Schritten gegen Paris vordringend, würden sie mit Napoleon fast zu gleicher Zeit vor den Mauern seiner Hauptstadt eingetroffen seyn. Die geschlagene feindliche Armee, durch den gewaltsamen Rückmarsch noch mehr aufgerieben und in ihrer moralischen Kraft gebeugt, hätte unter den nachtheiligsten Verhältnissen zu einer Schlacht gezwungen werden können, in welcher, nach der günstigsten Berechnung für den Feind, 40- bis 50,000 Mann den Kampf bestehen mußten. Diese Verminderung der beiderseitigen Streitkräfte bis zum Augenblick der Krisis ist bei einem Rückzuge von Leipzig bis Paris, während die Alliirten einen Siegeszug dahin machten, gewiß nicht zum Nachtheil des französischen Heeres angenommen worden, und dessen ungeachtet würde der Erfolg und die

Entscheidung unter den dargethanen Verhältnissen nicht zweifelhaft gewesen seyn. Die Möglichkeit und die Ausführbarkeit einer solchen entscheidenden Benutzung des Sieges hat die Campagne von 1815 unter noch ungünstigeren Stärkeverhältnissen der Armee hinlänglich erwiesen. In dem vorliegenden Falle wurden aber auch die Vorschläge des Feldmarschalls Blücher zur Fortsetzung des Krieges dadurch unterstützt, daß die Möglichkeit nachgewiesen wurde, die auf dem Marsche befindlichen Verstärkungen als eine erste Reserve folgen zu lassen, und durch die neu zu organisirenden Truppen, als einer zweiten Reserve, das Vordringen in Frankreich zu sichern und zu unterstützen. Dieser Plan wurde jedoch, da man die Zeit zum Anknüpfen politischer Unterhandlungen geeignet hielt, man ferner die innern Verhältnisse Deutschlands ordnen wollte und weil auch verschiedenartige politische Interessen bei einzelnen Mächten hervortraten, für jetzt beseitigt. Der Feldmarschall Blücher erhielt demnach den Befehl, die entworfenen Operationen aufzugeben, und die Blokade von Mainz auf dem rechten Rheinufer, so wie die Besetzung dieses Flusses über Ehrenbreitenstein bis Köln zu bewirken." So wurde Blücher gefesselt und mußte dritthalb Monate am Rhein stehen bleiben, während Schwarzenberg mit der großen Armee sich langsam auf einem ungeheuren Umweg durch die Schweiz zog.

Napoleon zog von diesem Zögerungssystem der Alliirten großen Nutzen, indem er Zeit fand, sich zu verstärken. Allein er hätte seine Lage noch mit größerem Vortheil benutzen können, wenn er frühe genug die Besatzungen von Hamburg und Holland und das sieggewohnte Suchet'sche Heer aus Catalonien an sich gezogen hätte. Er that es nicht, weil er nichts von dem, was er einmal behauptete, freiwillig aufgeben, und weil er den Alliirten dadurch imponiren wollte; aber er brachte nun nicht genug Truppen zusammen, um auf den entscheidenden Punkten große Schläge gegen die Alliirten zu führen. Seine Absicht war, Blücher allein zu überraschen und zu vernichten, bevor sich derselbe mit der großen Armee unter Schwarzenberg würde haben vereinigen können. Allein Napoleon verfolgte diesen Plan nicht mit der früher an ihm gewohnten Energie. Er kam zu spät an und brachte zu wenig Truppen auf den Punkt der Entscheidung.

Blücher seinerseits benahm sich außerordentlich besonnen. Er sollte ins Centrum der feindlichen Macht vordringen, die starkbesetzten Festungen Mainz und Metz und eine Kette anderer Festungen, die er unmöglich mit seiner geringen Macht erobern konnte, hinter sich lassen, den Rhein, die Saar und Marne passiren und sich der Gefahr aussetzen, von Napeleon mit überlegner Macht allein angegriffen zu werden, ehe Schwarzenberg ihm Hülfe leisten konnte. Blücher vermied aber alle diese Gefahren, indem er die Festungen nur berennen und beobachten ließ, sie aber links umging und sich dem langsam heranziehenden Schwarzenberg so viel als möglich näherte. Er besetzte Nancy und eroberte Toul, ohne von den Marschällen Victor, Macdonald und Marmont beunruhigt zu werden, die hier postirt waren und ihn mit Hülfe der Festungsgarnisonen wohl hätten auf dem Marsch überfallen können. „Was die Oekonomie der Kräfte bei Leitung der Operationen betrifft, so war es nothwendig, ein Corps zur Einschließung von Mainz zu verwenden, weil der Feind selbst bedeutende Kräfte hier zurück ließ (4tes französisches Corps 14- bis 16,000 Mann), die unschädlich gemacht werden mußten. Eben so war man genöthigt, durch die Detachirung des St. Priest'schen Corps die Operationslinie über Coblenz und Trier zu decken. Hierdurch wurde aber die Stärke der Blücher'schen Armee von 65,000 auf 50,000 Mann vermindert, mit denen man nur an den Mosel-Festungen ankommen konnte. Bei dem weiteren Vorrücken wurde es nothwendig, ein Corps zur Einschließung der hier auf einem engen Terrain nahe zusammen liegenden Mosel- und Ardennen-Festungen und zur Sicherung der Kommunikationen auf Mainz und Coblenz zurückzulassen. Wenn man nun das Zurücklassen dieses Corps nicht als dauernd anordnete, was nach den üblichen Kriegsregeln geschehen mußte, sondern dasselbe wieder heranzog und die Beobachtung der Festungen so wie die Sicherung der Verbindungen der zurückgelassenen Cavallerie überließ, so war dieß ein kühner Gedanke, der sich über die gewöhnlichen Kriegsregeln erhob und aus den richtig erkannten momentanen Verhältnissen entsprang. Nach der Detachirung des Yorkschen Corps blieb die schlesische Armee unter den unmittelbaren Befehlen des Feldmarschalls Blücher vom 16ten Januar ab nur noch 27,000 Mann stark. Die mit dieser Masse ausgeführte Umgehung der Mosel-Festungen auf Nancy und die Fortsetzung der Operationen durch weitere Umgehung der unter den drei französischen Marschällen vereinigten, über 40,000 Mann starken Armee gegen die Marne, ist eine der glücklichsten und entscheidendsten Bewegungen dieses Krieges, die der Feldmarschall Blücher in dem Gefühle dessen, was er seinem Feinde gegenüber wagen könne, unternahm, und die daher vorzugsweise aus dem Gesichtspunkte der moralischen Entschlußkraft betrachtet werden muß." S. 341.

Die Verbindung Blüchers mit der großen Armee unter Schwarzenberg war nun gesichert und Napoleon hatte viel versäumt, sofern er nicht früher schon auf dem Kriegsschauplatz erschienen war, um Blücher aufzufangen, als er noch weit weg war von Schwarzenberg. „Es war den 27. Januar 1814 gegen 9 Uhr Morgens, als Napoleon in St. Dizier eintraf und sich durch enthusiastische

Freudenbezeugungen der Einwohner empfangen sah. Er erfuhr hier durch zurückgekehrte Vertraute und durch Gefangene, daß der Feldmarschall Blücher mit den Corps v. Sacken und Olsufiew vor zwei Tagen die Gegend passirt und sich auf Brienne dirigirt habe, wo er sich auch in diesem Augenblicke befinde und von wo er auf Troyes marschiren wolle, um sich mit der alliirten Hauptarmee, die über Bar sur Aube vorrücke, zu vereinigen. Durch das Zurückwerfen des russischen Corps unter dem General Lanskoy hatte man zwar das preußische Corps unter dem General von York, welches sich auf dem Marsche von Metz auf St. Dizier befand, von den übrigen Corps der schlesischen Armee getrennt, indeß war die eigentliche Absicht Napoleons, auf Blücher zu treffen, ganz verfehlt. — Es war nun die Frage, sollte Napoleon seinen Marsch nach Lothringen fortsetzen, um das zurückgebliebene preußische Corps anzugreifen? oder sollte er sich mitten durch Blüchers Colonnen auf Chaumont und Langres dirigiren, um sich auf die Marsch-Colonnen des Fürsten Schwarzenberg zu werfen? oder endlich war es angemessener, sich gegen Brienne zu wenden und dem Feldmarschall Blücher auf dem Fuße zu folgen? Napoleon wählte das Letztere, in der Hoffnung, die schlesische Armee unerwartet bei dem Uebergange über die Aube bei Lesmont anzufallen. Er selbst sagt: daß seine Absicht gewesen, die Vereinigung der schlesischen mit der Hauptarmee zu verhindern, Troyes zu retten und vor Allem aber, seine ersten Streiche auf den erbittertsten seiner Feinde fallen zu lassen." * S. 398.

Blücher seinerseits wünschte nichts sehnlicheres, als daß die beiden Armeen der Alliirten von nun an eine Masse bilden und vereint, durch ihre Stärke alles niederwerfend, gerade auf Paris marschiren sollten. Aber er fand im großen Hauptquartier lebhaften Widerspruch, wie früher. Der systematische Schwarzenberg wollte von solcher Kühnheit nichts wissen, und die diplomatische Partei im Lager hatte nur Unterhandlungen, nicht Schlachten im Kopf. Es ist Schade, daß im vorliegenden Werk über die eigentlichen Motive dieser Zögerungen leicht hinweggegangen wird; obgleich wir gern zugeben, daß der oder die Verfasser nur das rein Militärische im Auge, Grund haben mochten, sich auf die delikaten diplomatischen Verhältnisse nicht tiefer einzulassen.

Napoleon führte seinen Entschluß aus und griff Blücher in Brienne an; allein es war, wie gesagt, zu spät. Blücher brach das Gefecht ab, sobald er inne ward, daß Napoleon ihm überlegen sey (am 29. Januar). Die Details dieses Gefechts sind sehr interessant. Blücher hatte bereits die Angriffe der Franzosen zurückgeschlagen, und diese hatten spät am Abend alles Feuern eingestellt, als der Kampf unerwartet sich erneuerte. „Der Feldmarschall Blücher mußte das Gefecht als beendigt ansehen, und, um kurz vor Einbruch völliger Dunkelheit die feindlichen Kräfte noch einmal zu übersehen, ritt er auf das dicht hinter dem Orte auf einer Höhe gelegene Schloß. Unterdessen war die feindliche Colonne unter dem General Château, welche den äußersten rechten Flügel des Feindes bildete, um Brienne herum gegen den Park des Schlosses vorgedrungen und näherte sich dem westlichen Eingange des Schloßhofes, zu dessen Sicherung nur ein Posten der Stabswache aufgestellt war. Der Feldmarschall Blücher und sein Chef des Generalstabes, der General-Lieutenant von Gneisenau, hatten so eben die Treppen zu den oberen Theilen des Schlosses erstiegen, um ihr Vorhaben, eine Uebersicht der feindlichen Kräfte zu gewinnen, in Ausführung zu bringen, als sie in den hinteren Räumen und unter sich aus den Souterrains einzelne Schüsse hörten. Der Gedanke, daß der Feind einen Ueberfall versucht habe, vermochte Beide, sich nach dem vorderen Schloßhofe zu begeben, wo sie den eingedrungenen Feind erkannten, der aus dem hintern Theile des Gartens, aus den Kellern und den Souterrains des Gebäudes hervorbrach. Im Schloßhofe fand der Feldmarschall seine Adjutanten, die Majors, Graf v. Nostitz und v. d. Goltz, welche glücklicherweise die Pferde beider Generale hier zurückbehalten und noch nicht, wie es bereits angeordnet worden, nach den untern, der Stadt nahe gelegenen Ställen hatten führen lassen. Sobald der Feldmarschall sein Pferd bestiegen, schlug er den nach Brienne hinunterführenden Weg ein, wodurch es ihm gelang, sich dem Andrange des Feindes zu entziehen. Das plötzliche Erscheinen der Franzosen in dem Schlosse von Brienne, welches seit dem Beginne des Gefechts von der preußischen Stabswache, einem Commando des Leib-Infanterie-Regiments, besetzt war, ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt worden. Der Commandeur derselben, Capitän von Heyden, hatte bereits am Nachmittage während des Gefechts durch eine in den Schloßhof eingedrungene Kanonenkugel den Tod gefunden. Preußischer Seits glaubt man nun, daß der Kastellan des Schlosses eine Abtheilung des Feindes auf eine unbemerkte Weise in den Schloßgarten und in das Schloß gelassen und in den Kellern und Souterrains verborgen habe, um dadurch den spätern Angriff des Generals Château zu unterstützen. — Gewiß ist wenigstens, daß nur durch das frühzeitige Schießen der Franzosen, welches ihre Anwesenheit verrieth, so wie durch die in dieser kritischen Lage bewiesenen Geistesgegenwart der Feldmarschall nebst seiner Umgebung gerettet wurden. Die Franzosen besetzten hierauf das Schloß mit 400 Mann des 37sten und 56sten Regiments unter dem Befehle des chef de bataillon Henders, während der General Château mit den übrigen Truppen den Schloßberg

* Manuscript von 1814, von Fain. S. 53.

hinunter gegen die Stadt rückte. In dem Augenblicke, wo der Feldmarschall die Stadt Brienne erreichte, war eine Abtheilung der feindlichen Garde-Cavallerie unter dem General Lefèbvre-Desnouettes in den Eingang von Lesmont her, welcher bei dem fortwährenden Durchmarschiren der Truppen nicht besetzt geblieben, eingedrungen und sprengte, ohne hinreichenden Widerstand zu finden, durch die Straßen der Stadt. — Das auf mehreren Punkten im Orte ausgebrochene Feuer erhellte die Straßen in dem Grade, daß es möglich wurde, die auf den Feldmarschall eindringende feindliche Reiterei deutlich zu erkennen. Seinem kühnen Sinne und der Neigung folgend, mit dem Degen in der Faust den Kampf zu führen, wollte der greise Held sich sofort dem Feinde entgegen werfen, wovon er nur mit Mühe durch den General v. Gneisenau abgehalten werden konnte, der ihm zurief: „den Franzosen den Triumph, ihn als Gefangenen nach Paris zu führen, nicht freiwillig zu gewähren!" Durch dieselbe feindliche Reiterei gerieth auch der General v. Sacken in Gefahr, gefangen genommen zu werden. Im ersten Augenblicke von der durchsprengenden französischen Cavallerie mit fortgerissen, wobei sein Adjutant, der Oberst Graf Rochechouart getödtet wurde, gewann er eine Seitengasse des Orts, durch welche er seine Truppen wieder erreichte. Die herbeieilenden Soutiens der Russen warfen jedoch bald darauf die feindliche Cavallerie aus dem Orte, so wie die vom Schlosse herunter gedrungene französische Infanterie gegen den Schloßberg zurück. Da jedoch die Besetzung dieser Höhe dem Feinde den Vortheil gab, immer von Neuem gegen die Stadt herunter zu dringen, und weil, sobald der Feind hier mehr Streitkräfte sammelte, ein Vordringen aus dem Schloßpark gegen Alt-Brienne und Dienville ausführbar wurde, so beschloß der Feldmarschall Blücher, die Franzosen aus ihrer Stellung vertreiben zu lassen. Es wurden frische Truppen von dem Corps des Generals v. Sacken herangezogen, mit dem Befehle, die große durch Brienne führende Straße vollkommen vom Feinde zu reinigen und dieselbe besetzt zu halten, während das Corps des Generals Olsufiew seine Angriffe gegen die Flanken und den Rücken des Schlosses ausführen solle. Das Schloß, um dessen Besitz jetzt gekämpft wurde, ist ein großes Gebäude, beinahe in Form eines Quadrats aufgeführt, welches durch hohe Mauern eingeschlossen und durch dieselbe in mehrere Höfe und kleine Gärten getheilt ist. Man konnte von demselben aus, durch die Feuersbrunst in der Stadt begünstigt, die anrückenden Colonnen genau wahrnehmen und sie zur Zielscheibe seines Feuers machen, während die feindliche Aufstellung auf der Höhe durch die Dunkelheit den Angreifern verborgen blieb. Zweimal versuchten es die russischen Colonnen auf verschiedenen Punkten das Schloß zu ersteigen, aber beide Male wurden sie zurückgeworfen. Man focht auf den Höfen, den Treppen, besonders auf der Seite des Parks Mann gegen Mann mit vieler Erbitterung. Die Russen setzten eine Waffenehre darein, den einmal besessenen Posten wieder zu erobern. Nachdem jedoch durch die Truppen des Sackenschen Corps die Stadt Brienne vom Feinde völlig gereinigt und auch ein Angriff der Gardedivisionen Decouz und Meunier vollkommen zurückgeschlagen worden war, befahl der Feldmarschall, daß man von den weiteren Angriffen gegen das Schloß abstehen und sich mit der Behauptung der Stadt Brienne begnügen solle. Das Gefecht hatte mit vieler Hartnäckigkeit bis gegen Mitternacht gedauert und führte in der kurzen Zeit von wenigen Stunden den ungeheuren Verlust von 3000 Mann an Todten und Verwundeten auf jeder Seite herbei. Auf feindlicher Seite waren die Divisions-Generale Decouz und Lefèbvre-Desnouettes schwer blessirt und der General Baste bei dem letzten Angriffe der Garde-Divisionen auf die Stadt geblieben. — Es ist bei diesem Gefechte charakteristisch, daß die Feldherren auf beiden Seiten, so wie mehrere der höheren Officiere, öfteren persönlichen Gefahren ausgesetzt waren. — Als Napoleon gegen 3 Uhr aus dem Walde von Valantigny mit seiner Escorte herausritt, wurde er auf dem Wege von Maizières durch russische Cavallerie so heftig angegriffen, daß er unfehlbar in die Hände der ihm nachsetzenden Reiter gefallen wäre, wenn nicht eine Brigade der Division Meunier die Verfolger aufgehalten und den Kaiser dadurch gesichert hätte. Eben so wird in dem Manuscripte von Fain angegeben, daß Napoleon, als er spät am Abende sich nach seinem Hauptquartier begab, durch Kosaken, die sich auf der großen Allee, die von Brienne über Maizières führt, durch die Dunkelheit begünstigt, mitten in seine Suite hineingeschlichen hatten, beinahe aufgehoben worden wäre. „Der General Dejean — so erzählt Fain — fühlte sich ungestüm gedrängt, wendet sich um und ruft: Kosaken! Zu gleicher Zeit will er dem Feinde, den er zu halten glaubt, den Säbel in die Brust stoßen; aber dieser entwischt ihm und wirft sich auf den Reiter in einem grauen Ueberrocke, der an der Spitze ist. General Corbineau wirft sich dazwischen, General Gourgaud thut dasselbe und streckt den Kosaken mit einem Pistolenschusse zu Napoleons Füßen nieder. Die Bedeckung eilt herzu, man drängt einander und haut einige Kosaken nieder, der Ueberrest des Trupps aber, der sich erkannt sieht, sprengt über die Gräben und verschwindet." Der Fürst von Neufchatel wurde bei den partiellen Gefechten in den Straßen von Brienne durch einen Lanzenstich am Kopfe verwundet und hatte, nach Fain, gleichfalls persönliche Gefahren zu bestehen, ehe er gegen Mitternacht das Hauptquartier des Kaisers erreichte." S. 429.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 48.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 8. Mai 1843.

Kriegs-Geschichte.

10) Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris. Erster Theil. Mit einer Uebersichtskarte und einem Plane. Berlin, Posen und Bromberg, Mittler, 1842. Zweiter Theil, 1843.

(Schluß.)

Indem Napoleon im Angesicht Blüchers und der großen Hauptarmee unter Schwarzenberg im ungünstigsten Terrain verweilte, setzte er sich der äußersten Gefahr aus, aber Schwarzenbergs Unthätigkeit rettete ihn. „Napoleon, auf diese Weise durch eine Armee von 160,000 Mann umfaßt, denen er nur 50,000 Mann entgegen stellen konnte und zwischen der sumpfigen Voire und der Aube, über welche man die Brücke erst am 1. Februar zu beendigen vermochte, eingeklemmt, befand sich in einer Lage, die seinen völligen Untergang herbeiführen konnte. Es bedurfte am 31. Januar von Seiten der alliirten Armeen nur eines allgemeinen ernsthaften Angriffs, um ihn durch einen entscheidenden Schlag zu vernichten und dadurch den Krieg zu beendigen. Es muß jedoch einer spätern Aufklärung überlassen bleiben, darzuthun, in wie weit man diese Verhältnisse in dem großen Hauptquartier der Alliirten kannte und in wie weit man sie benutzen wollte.“ S. 460.

Man erlaubte endlich dem Feldmarschall Blücher, Napoleon anzugreifen, und gab ihm dazu die erforderlichen Verstärkungen, allein man war und blieb weit entfernt, auf dessen oft wiederholten Vorschlag einzugehen und Napoleon mit gesammter Macht zu erdrücken. „Nach der am 31. Januar von dem Fürsten Schwarzenberg aus dem Hauptquartiere zu Chaumont gegebenen General-Disposition zum Angriffe des Feindes am 1. Februar, konnte der Feldmarschall Blücher auf die unmittelbar unter seinem Befehle zur schlesischen Armee gehörigen Corps, in der Stärke

von	27,000	Mann
auf das 3te Armee-Corps (Graf Giulay)	12,000	„
auf das 4te Armee-Corps (Kronprinz von Württemberg)	14,000	„
zusammen auf	53,000	Mann

rechnen. Außerdem wurde ihm die Mitwirkung des Generals Wrede mit circa 25,000 Mann, der nicht die ihm angewiesene Richtung auf Montier en Der gewählt, sondern über Soulaines gegen den linken Flügel des Feindes im Vorrücken war, zugesagt, auch mitgetheilt, daß von den Reserven der Hauptarmee die beiden Grenadier-, so wie die 2te und 3te Kürassier-Division den Angriffsbewegungen als Unterstützung folgen würden. Auf diese Weise hatte man 70- bis 80,000 Mann zur Führung der Schlacht bestimmt, und dem preußischen Feldherrn aufgetragen, mit diesen Kräften die ihm gestellte Aufgabe zu lösen. Wenn man nun erwägt, daß von der Hauptarmee noch das Corps von Colloredo in der Stärke von 25,000 Mann und der übrige Theil der Reserven mit 15,000 Mann, zusammen circa 40,000 Mann, zur Verfügung blieben, so dürfte es gewiß noch einer späteren Aufklärung bedürfen, warum man nicht von seiner ganzen Stärke Gebrauch machen wollte, oder wenigstens doch das Corps von Colloredo auf dem linken Ufer der Aube gegen Lesmont marschiren ließ, um Napoleon den Rückzug zu verwehren? Eben so wie dem Feldmarschall Blücher die Streitkräfte zur Schlacht zugemessen waren, auf gleiche Weise konnte er auch den Beginn derselben nur nach den Entfernungen, welche

die unter seinen Befehl gestellten Truppen bis zum Rendezvous der Armee hatten, festsetzen. — Bei den kurzen Wintertagen blieb ohnedieß nicht viel Zeit zum Schlagen übrig, weßhalb es für den Erfolg entscheidender gewesen wäre, wenn man das Gefecht einige Stunden früher hätte beginnen können." S. 475. Unter diesen Umständen griff Blücher den Kaiser Napoleon bei la Rothière an, am 1. Februar 1814, und obgleich der Sieg kaum zweifelhaft seyn konnte, da Blücher stärker war als Napoleon, so konnte der Sieg doch auch auf keine Weise so vollständig seyn, als es möglich gewesen wäre, wenn Schwarzenberg alle seine Truppen mit Blücher vereinigt hätte. Die Schlacht bei la Rothière wurde im schlechtesten Wetter bei so dichtem Schneegestöber geschlagen, daß einige Minuten das Feuer schweigen mußte, weil man gar nicht mehr vor sich sah. Der blutigste Kampf fand Statt im Dorf la Rothière, wo man sich Mann gegen Mann schlug und über 6000 Todte sich häuften. Napoleon floh, verfolgt von den Bayern unter Wrede, der bei Rosnay, und vom Kronprinzen von Württemberg, der bei Lesmont noch ein glückliches Gefecht bestand.

Im Schlosse von Brienne, wo Napoleon seine Kriegsschule durchgemacht, berathschlagten die Monarchen und Feldherren über seine Vernichtung. An eine Vereinigung der gesammten alliirten Streitkräfte war auch hier noch nicht zu denken und Blücher hatte von Glück zu sagen, daß seine abermals getrennt bleibende Armee wenigstens bis auf 55,000 Mann erhöht wurde. Fürst Schwarzenberg mit der Hauptarmee blieb abermals unthätig. Die Ursache dieses Benehmens ist im zweiten Theile S. 502 ff. angedeutet. Oesterreich wollte nämlich Napoleon auf dem Thron erhalten, nur in die alten Grenzen Frankreichs von 1792 eingeschränkt, während die Preußen Napoleons Vernichtung wollten und die Russen ihnen hierin beipflichteten. Rußlands Politik war zwar keineswegs auf eine bedeutende Schwächung Frankreichs gerichtet, wie es denn, sobald Friede geschlossen wurde, am eifrigsten bemüht war, dem neuen König von Frankreich, und zwar gerade auf Kosten Deutschlands, eine ansehnliche Macht zu erhalten. Die russischen Waffen waren also nur gegen Napoleon gerichtet, um dessen Stelle durch einen neuen König zu ersetzen, von dem Rußland hoffen konnte, daß er der russischen Politik weit gefügiger und dienstbarer seyn würde, als Napoleon. Die drei großen Mächte, deren Heere auf dem Kampfplatz standen, hatten mithin sehr verschiedene Ansichten. Preußen wollte Napoleon und Frankreich zugleich besiegen und unschädlich machen. Rußland wollte nur Napoleon besiegen, aber Frankreich stark erhalten. Oesterreich endlich wollte zwar Frankreich schwächen, aber Napoleon erhalten. Daher die Zauderungen und Schwankungen in der von dem österreichischen Oberfeldherrn befehligten Hauptarmee, und das ungeduldige und hitzige Vordringen Blüchers auf der andern Seite.

Napoleon benutzte diese Umstände augenblicklich und fiel mit seiner ganzen Macht über Blüchers noch zerstreute Corps her. Jeder Corpsführer sah den auf ihn andringenden Feind für eine viel geringere Macht an und glaubte Napoleon der österreichischen Hauptarmee gegenüber. Blücher selbst fiel in diesen Irrthum und ließ sich bei Vauchamps von Napoleon überfallen und eine schwere Niederlage beibringen. Dieser von Blücher begangene Fehler ist hier mit der größten Aufrichtigkeit und historischen Unparteilichkeit vorgetragen und beurtheilt. Es ist nichts dabei bemäntelt; es wird nur darauf hingewiesen, wie muthvoll sich Blücher in der äußersten Gefahr benahm und wie zuversichtlich er darauf rechnete, das Versehen wieder gut zu machen. Rührend sind die hier (Seite 177 des 2ten Theils) von ihm angeführten Worte, die er im gefahrvollsten Augenblick, als er sich nach dem Walde von Etoges durchschlagen mußte, zu Gneisenau sagte: „Wenn ich heute nicht umkomme, so ist mir ein langes Leben beschieden, ich hoffe in der Zukunft alles wieder gut zu machen." — Nachdem Napoleon auf diese glänzende Weise, ganz in der Manier, wie er 1796 in Italien begonnen, die Blüchersche Armee aufgerollt und ihre Corps einzeln geschlagen hatte, warf er sich mit gleichem Ungestüm auf die ebenfalls vereinzelten Corps der großen österreichischen Hauptarmee und zuerst auf die Württemberger, die unter ihrem Kronprinzen Montereau aufs heldenmüthigste vertheidigten, aber der Uebermacht weichen mußten. Dieß war die letzte Glanzperiode des Napoleonischen Kriegsgenies.

Napoleon hätte vielleicht besser gethan, anstatt sich gegen Montereau zu wenden, erst Blücher bis zur Vernichtung zu verfolgen, denn indem er diesen hinter sich ließ, der seine geschlagenen Corps wieder zu einer imposanten Macht zusammenzog und überdieß in Bälde sich mit dem aus den Niederlanden kommenden Bülow zu vereinigen drohte, konnte Napoleon seine Vortheile gegen die Hauptarmee unter Schwarzenberg nicht nachdrücklich verfolgen und mußte sich, um Paris zu decken, abermals gegen Blücher wenden. Es wird hier (2ter Theil Seite 356) besonders hervorgehoben, wie durch Blüchers neues Vordringen alle Berechnungen Napoleons durchkreuzt, derselbe aus der Offensive wieder in die Defensive zurückgeworfen und der Krieg im Wesentlichen entschieden worden sey. Ein besonderer Abschnitt unter

der Aufschrift „über die Krisis in den Feldzügen" S. 355, erörtert diesen genialen Marsch Blüchers und vergleicht ihn mit zwei ganz ähnlichen und doch verschiedenen Coups, die Blücher vorher und nachher, nämlich 1813 und 1815 ausgeführt hat. Diese lehrreiche Bemerkung können wir uns nicht enthalten, hier mitzutheilen: „Solche Entschlüsse, durch welche die Wendung eines ganzen Krieges bestimmt werden, findet man in den Feldzügen gewöhnlich zur Zeit ihrer Krisis. In der Campagne von 1813 war es der Marsch auf Dessen und die fortgeführte Operation gegen Flanke und Rücken Napoleons, wobei die damalige Nordarmee mit herangezogen wurde. In allen diesen Entschlüssen liegt derselbe Gedanke der Entscheidung, und auf verschiedenen Wegen erkannt, verborgen. Es war hiernach im Feldzuge von 1814 die Bedrohung der Hauptstadt, welche Napoleons schwächsten Punkt bildete, und wo für ihn die meiste Gefahr lag, wie es 1813 das Erscheinen mit großen Massen gegen seine lange Rückzugslinie durch Deutschland war, welches ihm gefährlich wurde, während 1815 die Vernichtung Napoleons nur durch das vereinte Zusammenwirken beider allirter Armeen auf einem Schlachtfelde ausgeführt werden konnte. Man sieht hiernach, wie zwar immer dasselbe Ziel verfolgt, jedoch stets auf einem andern Wege erreicht wurde, und daß es daher immer des Blicks des kriegerischen Genies bedarf, um für jeden einzelnen Fall das Richtige zu erkennen, so wie des entschiedenen Charakters, um das Erkannte eisern festzuhalten und auch durchzuführen. — Diese Wahrheit ist demnach der ewige Damm gegen das Heranfluthen spekulativer Bestrebungen, die Kriegskunst in enge Fesseln zu schlagen und ihren göttlichen Funken den Bedürfnissen, einzelnen Rücksichten und den daraus abgeleiteten Theorien unterzuordnen. Wenn die Darstellung der kriegerischen Ereignisse dieses ruhmvollen Felgzuges nur in etwas dieser Wahrheit nahe tritt, so ist dieß vielleicht ihr einziger Werth, wenn ihr überhaupt ein solcher zuerkannt würde."

Von nun an schlug alles unglücklich für Napoleon aus. Während Blücher sich glücklich mit Bülow vereinigte und Paris bedrohte, ging auch die Hauptarmee unter Schwarzenberg auf dringenden Antrieb des Königs von Preußen wieder vorwärts und erfocht den Sieg bei Bar sur Aube am 27. Februar. Doch fiel man in Schwarzenbergs Hauptquartier in das alte Zögerungssystem zurück.

Bis hieher der zweite Theil dieser klassischen Kriegsgeschichte, deren Fortsetzung wir mit Begierde entgegensehen.

11) General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814. Von einem preußischen Offizier. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Sofern General Bülow fast immer ein abgesondertes Corps auf eigne Verantwortung commandirte, bildet die Geschichte dieses Armeecorps eine Episode in der großen Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814 überhaupt und man muß es dem ungenannten Verfasser Dank wissen, daß er diese bisher etwas vernachläßigte Parthie der Geschichte näher beleuchtet hat. Doch ist dieß auch bereits durch die beiden schon genannten Werke, den „Beiträge zur Geschichte des Jahrs 1813," worin hauptsächlich von dem damals in der Mark stehenden Bülow'schen Corps die Rede ist, und in dem Friccius'schen Werke geschehen, dessen Verfasser bei jenem Corps stand.

Das Hauptverdienst vorliegender Darstellung scheint uns in der klaren Auseinandersetzung der hochherzigen und genialen Handlungsweise zu bestehen, kraft welcher General von Bülow und sein durchaus von gleichem Geist beseeltes Corps die politischen Berechnungen des Kronprinzen von Schweden durchkreuzte. Bülow wurde bekanntlich an die Spitze der eben erst in Pommern und der Mark gebildeten Landwehren gestellt, die im Verein mit einigen altpreußischen Truppen, einigen Russen und den Schweden Berlin decken sollten, als nach Beendigung des Waffenstillstandes im Herbst 1813 der große Entscheidungskampf begann. Dem Kronprinzen von Schweden, Karl Johann, wurde zum Dank für seine Allianz der Oberbefehl über diese sämmtlichen Truppen anvertraut; allein er benahm sich auf eine Weise, die es den preußischen Truppen unmöglich machte, nicht ungehorsam gegen ihn zu werden. Anstatt nämlich die Offensive zu ergreifen, was bei der Menge Cavallerie und bei dem kühnen Geist der Truppen das rathsamste war, beschränkte sich der Kronprinz auf ein ängstlich abwartendes Vertheidigungssystem. Anstatt vorzudringen und den Feind so viel als möglich von Berlin entfernt zu schlagen, ließ er den Feind bis dicht vor die Thore von Berlin kommen. Anstatt dem Feinde wenigstens in geschlossener Masse die Stirne zu bieten, wählte er eine äußerst zerstreute Stellung, und anstatt den in dieser Isolirung einzeln von einem weit überlegenen Feind angegriffenen Corps sofort zu Hülfe zu kommen, überließ er dieselben ihrem Schicksal. Unter diesen Umständen blieb sowohl dem General Bülow, als den ihm untergebenen Generalen Tauentzien und Borstell nichts übrig, als wiederholt den Befehlen des Kronprinzen von Schweden zuwider zu handeln und Siege zu

erfechten, die jener nicht gewollt, ja sogar gehindert hatte.

Nichts kann genialer seyn, als die Art und Weise, wie dieß bewerkstelligt wurde. Bülow mußte gegen Befehl handeln, übernahm also eine ungeheure Verantwortung. Er hatte unter sich großentheils nur Bauern, die kaum ein paar Wochenlang unter dem Gewehr waren, und er hatte vor sich eine weit überlegene französische Macht, das erstemal bei Großbeeren unter Oudinot, das zweitemal bei Dennewitz unter dem berühmten Ney, Napoleons bestem Feldherrn. Wie viel also wagte er, und doch war seine Berechnung so richtig, jeder Schlag, den er führte, so a tempo und mit solcher Energie geschlagen, daß man mit Recht in dieser glänzenden und ruhmgekrönten Praxis die Anwendung der großartigen Combinationen wiedererkannt hat, die sein unglücklicher Bruder, Heinrich von Bülow, in seinen unsterblichen Werken nur in der Theorie geltend machen konnte. Dieß gilt vornämlich von der Schlacht von Dennewitz. Der Kronprinz von Schweden hatte seine Corps so weitläuftig auseinandergestellt, daß keines das andere rechtzeitig unterstützen konnte, wenn es angegriffen wurde. Auch die Preußen selbst hatten sich auf seinen Befehl theilen müssen, und alle Corps wären, eins nach dem andern geschlagen worden, wenn nicht Bülow, ohne Befehl, rasch den zuerst bedrohten General Tauentzien unterstützt hätte und dann wieder vom General Borstell, ebenfalls gegen den ausdrücklichen Befehl des Kronprinzen, unterstützt worden wäre. Bülows unerwarteter Marsch, während der Kronprinz unthätig dahinten blieb, vereitelte alle Pläne des Marschall Ney. Statt anzugreifen, wurde Ney angegriffen und zwar in der ungünstigsten Stellung, indem eben eine Hälfte seiner Truppen die Aa passirt hatte, die andere noch diesseits stand. Nie war ein Angriff Weniger auf eine große Masse geistvoller ausgedacht und kraftvoller ausgeführt. General Borstell, der den wiederholten Gegenbefehl des Kronprinzen mannhaft zurückgewiesen, erschien auf dem Schlachtfeld, um die furchtbare Niederlage der Franzosen zu vollenden. Natürlicherweise kommt dabei kaum weniger auf Rechnung der außerordentlichen Bravour, mit der sich die ungeübte Landwehr schlug, als auf die geniale Conception des Generals.

Beide große Schlachten bei Großbeeren wie bei Dennewitz, wurden von den Preußen allein geschlagen, die Schweden und Russen hatten nur das Zusehen. Der Verfasser kann nicht begreifen, warum der Kronprinz von Schweden eine so ängstliche und zaudernde, seinem kriegerischen Ruhm offenbar nachtheilige Rolle gespielt habe, und meint, er könne sich vielleicht durch das Mißtrauen, das er in die noch zu wenig geübte Landwehr gesetzt habe, und durch die Besorgniß, Napoleon selbst könne ihn mit dem Kern seiner Macht angreifen, haben bestimmen lassen. Allein das Hauptmoment übersieht er. Man versteht das Zaudern des Kronprinzen von Schweden erst, wenn man weiß, auf welche Weise er mit Rußland liirt war. Rußland und Schweden hatten eben erst eine den deutschen Nationalinteressen eben so schädliche, als für Deutschland schimpfliche Intrigue angesponnen. Rußland hatte Finnland genommen, dafür sollte Schweden Norwegen nehmen dürfen, Dänemark aber seinerseits für den Verlust von Norwegen durch die deutschen Hansestädte entschädigt werden. Alles war bereits ausgemacht und ein russischer General hatte bereits den Dänen Hamburg ausgeliefert (unter den Augen des ganz in der Nähe stehenden Kronprinzen von Schweden), als England die ganze Sache wieder hintertrieb und sich aufs entschiedenste gegen jede Vergrößerung der dänischen Seemacht aussprach. Dieß wird hinreichen um darzuthun, wie gern Schweden in Verein mit Rußland allein die Angelegenheiten Norddeutschlands beherrscht hätte, ohne dabei durch Preußen genirt zu werden. Ganz im Sinn dieser Politik wurde Moreau aus Nordamerika herbeigerufen, um im Namen Rußlands Generalissimus aller alliirten Armeen zu werden, und die preußischen Truppen zwar zu gebrauchen, aber die preußischen Generale zu beseitigen. Wenn Moreau nicht umgekommen wäre, würde Blücher in Bezug auf ihn dieselbe Rolle haben spielen müssen, wie Bülow in Bezug auf den Kronprinzen von Schweden; und sein nachheriges Verhältniß zu Schwarzenberg, einem doch rein deutschen Generalissimus, läßt ahnen, wie übel er sich zu einem französisch-russischen Generalissimus, wie Moreau, gestellt haben würde. Mit einem Wort, unsere Freunde würden mit Frankreich abgeschlossen und uns aufgeopfert haben, wenn nicht die preußischen Generale überall die erste Rolle übernommen hätten.

Das Bülow'sche Corps nahm nach seinen ersten unsterblichen Siegen in Verein mit den großen Armeen an der Schlacht bei Leipzig thätigen Antheil, erhielt dann aber wieder eine selbstständige Bestimmung, nämlich die Eroberung Hollands. Nachdem Bülow dieselbe glücklich ausgeführt, drang er sofort in Frankreich ein, vereinigte sich mit Blücher und half unter diesem den wichtigen Sieg bei Laon erfechten und endlich Paris einnehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 49.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 12. Mai 1843.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte vom Fürsten zu Lynar. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Eine schön ausgestattete Sammlung, so daß man eher ein Werk der englischen als der deutschen Typographie vor sich zu haben glaubt. Auch der Inhalt bietet manches Schöne. Den Anfang machen Balladen, Romanzen, Erzählungen. Als Patriot gibt sich der fürstliche Autor gleich im zweiten Gedicht zu erkennen, indem er zwei mit provinziellem Landsmannschaftsgeist erfüllte Gesellen von ihrem national-deutschgesinnten Herbergsvater zurechtweisen läßt. Als Volksfreund gibt er sich in der Romanze vom bösen Ritter zu erkennen, der zur Strafe für seine Bauernschinderei von einem dämonischen Hirsch auf der Jagd verlockt wird und den Hals bricht. Von dem poetischen Talent des Verfassers und von seiner geschmackvollen Behandlung des Verses mögen folgende Strophen aus einer Romanze zeugen, in welcher die Vampyre der ungarischen Volkssage auftreten.

Was schwirrt, was rauscht durch die ächzende Luft
In ernster Mitternachtsstunde?
Auf flattert es da aus verfallener Gruft,
Nun schwärmt's in weiter Runde.
Vampyre sind's! Im Mondenschein
Entfliegen sie gerne dem Leichenstein.

Die dürsten nach süßem, nach schäumendem Blut;
Und weckt sie die mondliche Helle,
Auf rauscht die gespenstig geflügelte Brut
Und sucht nach der purpurnen Quelle ꝛc.

Das nächtliche Geflatter der unheimlichen Blutsauger ist hier gewiß sehr glücklich ausgedrückt. Originell, obgleich ein wenig grotesk, ist die Romanze vom todten Pfarrer, der aus dem Grabe wieder aufsteht und als Gespenst seiner unglücklichen Tochter und ihrem adeligen Buhler erscheint.

Aus dem nahen Leichensteine
Steigen modernde Gebeine,
Die ein Priesterrock umhüllt;
Ueber sich, entsetzt, sie schauen,
Unter Liebe, Scham und Grauen,
Ernst des Pfarrers blasses Bild.

„Dachtest nicht an Vaters Lehre,
Nicht an Tugend, nicht an Ehre,
Bist nur Deines Buhlen Braut;
Doch ein ehrlich Ehebette
Findest Du an dieser Stätte,
Denn Du wirst von mir getraut.“

Und am öden Schauerorte
Murmelt gräßlich er die Worte
Geisterhafter Trauung her;
Legt mit grabesdumpfem Amen
Ihre Hände dann zusammen,
Und das Brautpaar lebt nicht mehr.

Doch ist der Hintergrund in des Dichters Seele keine Düsterniß. Die meisten seiner Dichtungen sind heiter und freundlich. Gar artig ist folgende kleine Mythe, und trotz des Vielen, was die Dichter schon vom Veilchen gesungen haben, noch originell:

Blaue Augen.

Als, mit den geschickten Händen
Seine Schöpfung zu vollenden,
Einst Prometh geschäftig war;
Noch die Seele auszudrücken
In des Frühlings Zauberblicken,
Suchte er ein Augenpaar. —

Und zwei Veilchen auf der Aue,
Perlend noch im Morgenthaue,
Pflückt die künstlerfahr'ne Hand;
Gibt sie seinem holden Bilde:
Strahlend sanft in Engelmilde,
Sind sie Augen nun genannt.

Und sie glänzen nicht verborgen;
Lieblich wie ein Frühlingsmorgen,
Herrschen sie mit Allgewalt:
Möcht' aus solchen Veilchenaugen,
Wie die Biene, Honig saugen,
Daß mein Herz genese bald.

O, so laß mich mit Entzücken
Denn in deine Augen blicken,
In des Frühlings Zauberpracht;
Und ich will darin es lesen,
Wie ich sonst so arm gewesen,
Eh' du mich zum Gott gemacht!

Auch einige Genrebilder, Scenen glücklicher Liebe, sind sehr reizend, z. B.

Nein, ich will es nicht gestatten!
Was nur lief ihm durch den Sinn;
Weiß ich doch, was ich dem Gatten,
Was mir selbst ich schuldig bin. —

Gab ihm nur die Hand zu küssen,
Nach dem alten Schlittenbrauch'.
Und nun küßt' er, hingerissen,
Schultern mir und Nacken auch.

Und mit holdem Stimmenschmelze
Bittet er, ihm zu verzeih'n;
Glücklich hüllten meine Pelze
Mich und mein Erröthen ein.

Doch es soll nicht mehr begegnen,
Wär' auch nimmer wohl gethan,
Fliehen will ich den verweg'nen,
Ach, den allzu lieben Mann!

Gegen diese Naivetät sticht die Schilderung eines kleinen Wirthhausabenteuers nicht angenehm ab. Das Portrait einer hübschen Kellnerin wird sentimental aufgefaßt, was zu Soubrettenrollen nie paßt.

Auf diese Romanzen und Balladen folgen Elegien, zunächst eine Nachtwanderung mit religiöser Tendenz:

Sieh', da gelangt' ich,
Während die Sonne
Herrlich emporstieg
Auf den steilen
Gipfel des Bergs;
Und vor mir stand
Aus Basalt,
Strahlend im Lichtglanz',
Einsam — ein Kreuz.
Wie mir die Seele
Dieses Zeichens
Heilige Blitze
Tief durchzuckt und die
Brust zerschmettert;
Wie ich gesunken vor
Ihm in den Staub hin;
Wie es urplötzlich
Tag in mir worden;
Was ich empfunden,
Was ich erschaut in
Ewiger Klarheit:
Kann ich es nennen?

Damit kontrastirt die folgende sehr heitere Elegie, in welcher der Dichter die Gefühle seiner glücklichen Liebe erzählt, und worin folgende Schilderung eines Hofballs, auf dem er seine Geliebte kennen lernte, besonders gelungen erscheint:

Langsam bewegt sich die Reihe der Kutschen im zögernden Fortschritt',
Bis an das helle Portal endlich die Gäste gelangt. —
Blumengeschmückt ist die Halle, es führen die prächtigen Stufen
Leise den wallenden Strom über den Teppich hinauf:
Fröhlich und ängstlich bewegt und mit klopfenden Herzen erscheinen,
Dicht an einander gedrängt, zierlich die Töchter der Stadt;
Sorgsam folgen die Mütter und werfen befriedigte Blicke
Auf das vergötterte Selbst in der verjüngten Gestalt.
Bürstend das dürftige Haar, die üppigen Locken des Bartes,
Hüpfen die Stutzer heran, ihres Triumphes gewiß.
Aber bedächtig, erwägend die tief gewichtigen Worte,
Die er zu sprechen gedenkt, geht der Minister einher.
Sorglos folgt ihm ein Gast und nicht um den Abend bekümmert,
Denn ihm verheißt sein Sinn tröstlich ein gutes Souper.
Hinter ihm kommt ein fröhlicher Herr, den Jeder so gern sieht,
Als den gefälligen Gast, immer zum Lobe bereit;
Gern verblieb er daheim und löste die drückenden Schuhe,
Doch ertrüg' er es nicht, hätt' er dem Feste gefehlt. —
Sieh', so schreiten sie hin, durch hell' erglänzende Säle;
Lächelnd folg' ich der Schaar zu dem ergetzlichen Spiel'.
Größeres Leben erwartet mich nun, es drängt sich die Menge
Wie es die Sitte verlangt, um ein gebietendes Paar.
Und sie erquickt sich so wonnig im Strahle der günstigen Herrscher,
Wie das erstarrte Gewürm lächelnder Sonne genießt.
Welch' ein verworrener Ton betäubt das Ohr mir, was summet
Emsig das bunte Gewühl, daß es die Sinne verwirrt?
Ach, des bekannten Gesprächs eintönige Laute vernehm ich;
Aber kein inniges Wort dringt in die trauernde Brust.
Und es ermüdet mich bald das rauschende Treiben, so geistlos,
Wie ein chinesisches Bild ekelt es nüchtern mich an.
Glänzend empfing mich der Tanzsaal. Nieder vom hellen Balkone
Schmetterte volle Musik, welche Vergnügen gebot.

Sieh, und es schwebten die Paare, geflügelt, im leitenden Takte,
Kunstrecht, sicher und frei durch die Rotonde dahin.
Aber so ernst ist das Leben, daß oft das Vergnügen zur Pflicht wird,
Selbst Terpsichore beugt sich dem vergoldeten Joch!

Den Elegien folgen Lieder, meist heiteren Inhalts und den Schluß bilden vermischte Gedichte, Erinnerungen an Erlebtes, an Freundinnen, Betrachtungen über Natur und Leben, worin die Welterfahrung des vornehmen Mannes mit der Gemüthlichkeit und dem häuslichen Sinn des Dichters in Konflikt kommt. In dem Gedicht „Amors Münze" z. B. spricht der Mann, der die Welt kennt:

Amor ist ein reicher König
Und der launigste von Allen,
Er beschenkt und überlistet
Gar zu gerne die Vasallen.

Allen zeigt er sich gewogen,
Sie durch Hoffnung zu berauschen,
Jedem reicht er eine Gabe,
Dafür Liebe einzutauschen.

Diesem schenkt er, reinen Goldes,
Einer Münze dicke Taille,
Doch verwischt ist schon das Brustbild
Auf der alten Schau-Medaille.

Mag der Eigner, auf dem Markte,
Auch durch alle Buden hetzen,
Ist doch sein antikes Goldstück
Nimmermehr in Cours zu setzen.

Jenem gibt er eine Münze,
Die nur einmal auszugeben;
Ist der Handel abgeschlossen,
Soll er gelten für das Leben.

Ach, und öfters muß der Käufer
Die Emplette schwer bereuen;
Der Dublon ist ausgeflogen,
Amor sendet keinen neuen.

Doch nur wen'gen Auserwählten,
Immer neues Glück zu haschen,
Stopft der König kleine Münze
In die weiten Reisetaschen.

Diese geh'n an alle Buden
Auf dem Markt des reichen Lebens,
Keine Krämerin, die reizend,
Winkt den Lüsternen vergebens;

Kaufen Alles, was nicht theuer,
Mit den kleinen Silberstücken,
Sich mit immer frischer Waare
Bis in's Alter zu beglücken.

In andern Gedichten finden wir dagegen wieder die Reinheit der Liebe, die Idylle des Herzens, das eheliche Glück so reizend und mit so viel Innigkeit geschildert, daß es keinem bürgerlichen Gemüth je damit ernster gewesen seyn kann, als diesem fürstlichen. Die Gedichte gehören nach Geist und Form jedenfalls zu den vorzüglicheren der neuesten Zeit.

Kriegs-Geschichte.

12) Betrachtungen über die Befestigung von Paris. Cassel, Fischer (Krieger'sche Buchhandlung, 1842.

Wir wollen unsre dießmalige kriegsgeschichtliche Revue mit diesen Betrachtungen beschließen. Die Befestigung von Paris ist in der That geeignet, in der Kriegsgeschichte Epoche zu machen, und wenn in einer Menge von Schriften, die unsre müßige Zeit hervorbringt, mit Vorhersagungen der Zukunft, Vermuthungen, Hoffnungen und Befürchtungen ein nur zu unnützes Spiel getrieben wird, so möchten wir dazu doch nicht die Schriften rechnen, welche, gleich der vorliegenden, das Terrain recognoscirens, auf dem früher oder später wird gekämpft werden müssen.

Gleich im Eingange macht der ungenannte Verf. die feine Bemerkung, daß es bei allen Krisen zwischen Deutschland und Frankreich mehr auf die Politik Englands ankomme, als man sich insgemein klar macht; daß uns nämlich England allemal gegen Frankreich hetze und brauche, so oft es besorge, Frankreichs Marine könne ihm auf dem Mittelmeer hinderlich werden, und daß wir unsrerseits England diesen Dienst zu leisten stets bereit seyn, ohne zu bedenken, daß Frankreich in dem Maaße uns weniger bedrohlich sey, in welchem seine Seemacht gegen England Anstrengungen mache, und ohne sogar den Lohn für den geleisteten Dienst zu bedingen. „So oft Frankreich seine maritimen Tendenzen zu erweitern versuchte, verstand es England jedesmal, dasselbe in Verwicklungen mit den Continentalmächten und namentlich mit Deutschland zu verstricken, und veranlaßte es, in jener Richtung einzuhalten oder sie zeitweilig ganz aufzugeben und seine ungeheuern Kräfte ausschließlich dem Landkriege zuzuwenden. Letzteres fand z. B. namentlich 1805 statt, wo Oesterreichs vorzeitiger Angriff England vor der beabsichtigten Landung Napoleons bewahrte, und zum eigenen Verderben die ganze Wucht der angesammelten Streitkräfte auf sich zog, während in der Periode des siebenjährigen Krieges der von Frankreich lebhaft geführte Seekrieg es verhinderte, größere Kräfte auf dem Continente in Wirksamkeit zu setzen. Wenn deßhalb England, wie sehr wahr bemerkt worden ist, an Deutschland stets seinen natürlichen Bundes-

genossen fand, so müßten wir auch noch hinzufügen, daß es (man kann wohl sagen leider) auch stets einen sehr uneigennützigen Verbündeten an ihm hatte, indem die gewährten Hülfsgelder im Allgemeinen durchaus keine entsprechenden Schadloshaltungen für seine geleisteten Dienste in sich faßten. Diese allzugroße Dienstwilligkeit Deutschlands scheint nun auch namentlich bei der fraglichen Lösung der orientalischen Angelegenheiten ebenwohl obgewaltet zu haben, und England ziemlich gewiß gewesen zu seyn, daß die Mitwirkung Preußens und Oesterreichs nach seinen Wünschen, sey es nun aus den bereits erwähnten Bewegungsgründen oder aus anderen weniger ostensibelen aber intensiv stärkeren Antrieben, sicher erfolgen werde. In diesem steten Zuvorkommen möchte aber wohl hauptsächlich die Ursache zu suchen seyn, warum die deutschen Interessen, und namentlich jene seines Handels, von Seiten Englands bisher noch so geringe und eigentlich noch gar keine Beachtung gefunden haben. — Die Politik Englands hat sich nämlich noch stets durch ihren streng kaufmännischen Charakter ausgezeichnet und demgemäß gewiß niemals etwas erkauft, von dem sie hoffen konnte, es auch schon umsonst zu bekommen, und wo sie wirklich Vorschüsse leistete, hat sie doch stets ihren Diskonto auf das Vortheilhafteste zu berechnen verstanden und Wucherzinsen gezogen. — Trotz dieser so wenig schmeichelhaften Ansicht von dem Charakter und dem Wesen der englischen Politik verkennen wir jedoch keinen Augenblick, daß die Allianz Deutschlands mit England, zumal so lange Rußland eine so drohende Stellung einnimmt, eine in der Natur der Dinge begründete und daher nothwendige ist; aber eben weil sie dieses ist, glauben wir, daß so lange England noch in gegenwärtiger Machtfülle dasteht, Deutschland keinen Grund hat, die Allianz in aufopfernder Weise aufzusuchen und somit England seine Dienste gleichsam an den Hals zu werfen, indem es sicher seyn kann, daß wenn England sieht, daß wir klüger geworden und Werthvolles nicht mehr umsonst verschenken, es auch Werthvolles dafür bieten wird. Je weniger daher jene, bei Lösung der orientalischen Angelegenheiten von Oesterreich und Preußen befolgte und den Absichten Englands so überaus günstige, Politik durch erhebliche Zugeständnisse der letzteren Macht, zum Besten der deutschen Interessen überhaupt und des deutschen Handels insbesondere hervorgerufen worden zu seyn scheint; um so mehr dürfte man wohl alle Ursache haben es zu bedauern, daß Frankreich dadurch abermals nicht nur abgeschreckt wurde, seine Kräfte vorzugsweise seiner Marine zuzuwenden und mithin seine Landmacht zu schwächen, sondern daß es vielmehr abermals gleichsam provozirt wurde, sein Landheer zu vermehren, welches dann auch sofort zur nächsten Folge hatte, die Gefahr eines allgemeinen Kontinentalkriegs sehr nahe herbeizuführen."

Wie diese Vorbemerkungen mit der eigentlichen Frage, die Befestigung von Paris betreffend, zusammenhangen, erklärt der Verf. S. 18. Er glaubt nämlich, daß der Beitritt Preußens zum Quadrupel-Vertrage nicht wenig dazu beigetragen habe, jene Befestigung von Paris zu fördern, „denn wir sind der festen Ueberzeugung, daß wenn jener Quadrupel-Vertrag nicht durch den Beitritt Preußens einen für Frankreich so direkt drohenden Charakter angenommen hätte, die Parteiinteressen auch ungleich kräftiger und erfolgreicher jenem Befestigungsprojekt widerstrebt haben würden und dasselbe deßhalb wahrscheinlich gar nicht, oder doch wenigstens in einer minder ausgedehnten Weise zur Ausführung gekommen wäre."

Nunmehr geht der Verf. zur eigentlichen Frage über, d. h. er prüft, in wiefern Frankreichs kriegerische Stärke durch die Befestigung seiner Hauptstadt gewonnen habe und in wiefern demgemäß uns als Nachbaren, für den Fall eines neuen Krieges mit Frankreich, daraus ein Nachtheil erwachse. Ohne uns auf die Details einzulassen, die der Verf. hauptsächlich in polemischer Beziehung auf die Schrift „Betrachtungen eines Militärs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich" entwickelt, halten wir uns hier nur an das Resultat. Dieses lautet einfach: die Hauptstadt Frankreichs ist aus einem des Schutzes bedürftigen Punkt in einen Schutz gewährenden verwandelt worden. Sie gewährt, sobald sie befestigt ist, den französischen Armeen einen sehr festen Stützpunkt und ist für die Deutschen, wenn sie in Frankreich eindringen, ein schwer zu besiegendes Hinderniß. Das alles entwickelt der Verf. nun näher mit großer Sach- und Ortskenntniß, indem er in Paris und der Umgegend wie zu Hause scheint. Dabei leugnet er nicht, daß unter günstigen Umständen auch dieses Hinderniß besiegbar sey; nur tritt er der Ansicht entgegen, welche die Befestigung von Paris für etwas unerhebliches oder wohl gar für Frankreich Nachtheiliges ansehen möchte.

Aus diesem Anlaß bekämpft er schließlich auch ganz im Allgemeinen die Schulansicht, nach welcher große Hauptstädte nie befestigt werden sollen. Er glaubt vielmehr, daß gerade größere, reichbevölkerte Städte zu Stützpunkten der Kriegsbewegung ganz vorzüglich geeignet sind. Wer ohne Schild mit bloßem Schwert den fern von ihm liegenden Schild vertheidigen soll, hat es offenbar schwerer, als wer mit Schwert und Schild zugleich bewaffnet ist. „Hätte Napoleon 1814 seine Operationen gegen die Verbündeten von einem solchen Centralpunkte ausgehen lassen können, wäre es ihm vergönnt gewesen, statt durch ein Gewebe von Schwerthieben für das wehrlose Paris fortwährend ein künstliches Schild bilden zu müssen, das bewehrte Paris selber als natürliches Schild gebrauchen zu können, um unter dem Schutze desselben seine Truppen zeitweise wieder zu Athem kommen zu lassen, die gestörte innere Ordnung bei denselben wieder herzustellen und mit größerer Sicherheit zu erspähen, wohin er tödtliche Streiche auf seine Gegner zu richten vermöge, so möchte wohl um so weniger in Zweifel gezogen werden können, daß der Angriff der Verbündeten, trotz der äußersten Ohnmacht Frankreichs, gänzlich gescheitert seyn würde, weil ein solches Resultat auch schon ohnedies nahe genug vorhanden war."

Man könnte die praktische Anwendung der Regel noch in vielen Beispielen durchführen. Wir wollen nur eines andeuten. Wie wenn 1809 Linz auf dem Wege und dann Wien im Centro gehörig befestigt gewesen wären?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 50.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 15. Mai 1843.

Reisen.

Reisen in Europa, Asien und Afrika mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835—1841, von Jos. Russegger, k. k. Bergrath. Mit einem Atlas. Ersten Bandes zweiter Theil. Stuttgart, Schweizerbart, 1843.

In den Nummern 70 und 71 unsrer vorjährigen Blätter berichteten wir über den ersten Theil dieses überaus reichhaltigen und anziehenden Reisewerks, das nicht bloß für die strengere Wissenschaft (Geographie, Gebirgskunde, Climatologie, Botanik, Zoologie ꝛc.), sondern auch für die allgemeiner interessirende Völkerkunde und Culturgeschichte und vornehmlich auch für das Verständniß der gegenwärtigen politischen Lage des Orients von hohem Werthe ist. Wir haben uns aus Anlaß des ersten Theils schon über die große Begabung des Reisenden, so wie auch über seine gemüthlichen und liebenswürdigen Formen ausgesprochen und wollen daher bei der Betrachtung des zweiten Theils gleich in die Sache selbst eingehen.

Dieser zweite Theil enthält die Schilderung der Reise, welche der Verf. von Aegypten aus nach dem Norden Syriens an den Taurus machte, um in diesem Gebirge aus Auftrag des Vicekönigs von Aegypten die Bleiwerke von Gülek zu untersuchen. Im Juni 1836 langte er mit seinen Gefährten daselbst an, am Fuß des hohen schneebedeckten Bulgur-Dagh, dessen höchster Gipfel Allah Tepessi über 10,000 Fuß hoch ist. Die Gegend ist von Turkomanen bewohnt, deren saubere Dörfer auf eine merkwürdige Weise in Obstwäldern versteckt liegen. Das Bergwerk selbst fand Herr Russegger in einem kläglichen Zustand, von einem Italiener und Schweizer, die mit einander im wüthendsten Streite lagen, auf eine eben so kostspielige als unzweckmäßige Weise betrieben und überhaupt auch von Natur nicht reich ausgestattet. Der ausführliche Bericht über diesen Gegenstand läßt uns einen tiefen Blick in die Mängel der ägyptischen Verwaltung thun. Und doch kann der Verfasser, wenigstens was die Behandlung der Eingebornen betrifft, die kurze Regierungszeit Mehemet-Alis und Ibrahim-Paschas in Syrien, im Vergleich zu dem türkischen System nur rühmen. Der Vicekönig von Aegypten hat auf Syrien die Grundsätze innerer Politik, die er in Aegypten befolgt, nicht angewendet, Syrien nicht ausgesogen, dessen Vermögen nicht zu seinem Monopol gemacht, sondern das Land viel mehr auf jede Weise geschont und die verschiedenartigen Bevölkerungen desselben bei ihren bestehenden Rechten gelassen, ja denselben eine weit größere Freiheit und Sicherheit gewährt, als es unter der türkischen Herrschaft der Fall war. Herr Russegger machte von Gülek aus mehrere Ausflüge in die Umgegend, bestieg den hohen Allah-Tepessi, von dem er eine wahrhaft göttliche Aussicht genoß, besuchte die alte Stadt Tarsus, die Stadt Adana, von der diese nördlichste Provinz des syrisch-ägyptischen Reichs den Namen erhielt, die er aber in einem kläglich verwahrlosten Zustande fand, und Siß, wo er den armenischen Patriarchen besuchte. Den besten Eindruck auf ihn machten aber die Turkomanen in ihren Dörfern.

Er schildert dieses edle Volk im Folgenden: „Ueberhaupt hatte ich Ursache die Turkomanen während meines halbjährigen Aufenthalts unter ihnen und in mancherlei Lagen lieb zu gewinnen. Im Türken, an dessen Denkweise eine übereilte und mißverstandene Civilisation noch nicht gerüttelt hat, dessen chevaleresker Charakter, ein Nachklang der alten Sarazenen-Zeit, noch nicht durch den Gifthauch verpestet ist, der von Stambul und den Divans einzelner Pascha's ausgeht, liegt ein edler Stoff. Er steht geistig niedriger als der Araber, aber in vieler Beziehung moralisch höher. Er ist roh und unwissend, aber häufig wahr, bieder und gerade in Wort und That.

Je entfernter vom Treiben größerer Städte, desto weniger Fanatismus bemerkte ich. Wie oft wurden wir von Türken in jenen Bergen dringend gebeten, die Schwelle ihres Hauses zu betreten. Nie ein beleidigendes Wort gegen den Andersdenkenden; Frauen und Mädchen erschienen ohne Zwang, den Fremdling ehrend, der sie wieder ehrt und ihre Gebräuche achtet. — Die Thäler dieses Theils des Taurus scheinen viel mehr bewohnt, als die westlich von Gülek liegenden. Auch fiel mir mehr und mehr der sichtbare Wohlstand der Landleute auf, je näher wir der Grenze kamen, je weiter wir uns von dem Centralpunkte der Verwaltung entfernten, vor deren Segen und erleuchtendem Aufschwunge Gott die Turkomanen in ihren schönen Taurusthälern bewahren möge. Die Leute, Männer so wie Frauen, sind nicht nur durchaus ein schöner Menschenschlag, sondern sie waren auch alle äußerst reinlich und anständig, viele sogar prächtig gekleidet, und besonders schienen die Männer auf den Schmuck der Waffen, die sie fortwährend tragen und nie ablegen, viel zu halten. Ueberall kam man uns offen und freundlich entgegen, selbst die Kinder, allerliebste, gesunde, muntere Wesen mit den Rosen der Lebensfrische auf den Wangen, scheuten sich vor uns Fremden nicht."

Auf einem dieser Ausflüge von Gülek aus wurde der Verf. gefährlich krank und fand in Tarsus nicht einmal eine Apotheke; in Adana war zwar eine, aber sie hatte gerade für die in jenen Gegenden so oft grassirenden Fieber kein Mittel. So ist denn in diesem Gebirgslande die moderne städtische Kultur noch tief zurück, und nur der Nomade und der ritterliche Bauer befinden sich in einem alten, den mittelalterlichen Zuständen entsprechenden Flore. Herr Russegger verweilte bis zum Ende des September, vorzüglich um eine Karte des Taurus aufzunehmen. Was aber seinen bergmännischen Zweck anlangt, so schienen ihm die Eisenwerke im Thale Jun Deressi von viel größerer Wichtigkeit als die Bleiwerke von Gülek.

Die Abreise erfolgte unter einem majestätischen Gewitter. Der Anblick der Küste war überhaupt in diesen Herbsttagen höchst malerisch, wozu die zahlreichen, durch die Unvernunft der Einwohner veranlaßten Waldbrände, die sich im Meere spiegelten, nicht wenig beitrugen. Der Verf. macht darauf aufmerksam, wie auch hier der Holzvorrath der Natur auf die unsinnigste Weise verschwendet werde. Alle romanischen und levantinischen Länder leiden an diesem Uebel. Italien wird immer kahler und der Orient ist großentheils nur noch Fels und Wüste.

Ehe der Verf. aber dieses Gebiet des Taurus verläßt, gibt er noch eine großartige und meisterhafte Uebersicht über die Gebirgs- und Terrainbildung von ganz Kleinasien und vom Taurus insbesondere. Wir entlehnen dieser herrlichen Schilderung nur die Hauptumrisse: „Werfen wir einen allgemeinen Ueberblick auf die geognostischen Verhältnisse dieses ganzen Terrains, so sehen wir zwei mächtige Emporhebungen, von denen die eine, das Tafelland von Armenien, als der Hauptgebirgsstock angesehen werden kann, von dem aus der Taurus und Antitaurus, wie Zweige, in West sich erstrecken, die andere, das große Plateau des Innern von Kleinasien bildend, stellt sich uns als Typus, als Grundform dieses ganzen Landes dar, am Nordrande wie am Südrande, begrenzt durch zwei große Gebirgsketten, den Taurus und Antitaurus. Beide Emporhebungen tragen vulkanischen Charakter entschieden an sich, der sich besonders an ihren Hervorragungen ganz unläugbar ausspricht. So sehen wir den Ararat am Südrande der armenischen Hochebene, die bei 7 Meilen Breite an 14 Meilen Länge mißt, ganz aus echt vulkanischen Gesteinen, aus Lava und Trachyten, bestehen, ein gigantischer Trümmerhaufe, durch Feuer aufgebaut. Welchen Veränderungen dieser Koloß noch fortwährend unterworfen ist, zeigten die neuesten Ereignisse im Jahr 1840, wo in Folge eines heftigen Erdbebens ein ganzer Theil seines Gipfels einstürzte. Aehnliche vulkanische Hervorragungen sehen wir auf dem großen, kleinasiatischen Plateau. — So wie sich auf diesen Plateau's der Charakter der Vulkanität klar ausspricht und sich häufig durch Produkte darthut, die den Erzeugnissen der heutzutage noch thätigen Vulkane vollkommen gleich zu stellen sind, so sehen wir in den Centralzügen des Taurus und Antitaurus in den Grundbildungen ihrer Felsformation mehr den plutonischen Charakter herrschen, der sich durch das Hervortreten sog. abnormer Gesteine, als Granit, Gneiß, Porphyre, Basalte, Phonolithe, Grünsteine, Augitgesteine, Hypersthenfels, Serpentin, Euphotide rc. ausspricht. — Das Plateau von Armenien, die höchste Erhebung Mittelasiens zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, erscheint als ein mächtiger Gebirgsstock vulkanischer Entstehung, der auf seinem Rücken die weite Ebene hat, welche den Ararat, den hervorragendsten Punkt dieses Plateau's, trägt. In ihrem tiefsten Punkte, im Thale des Aras, liegt diese Ebene 2740 Fuß über dem Meere, und der Ararat selbst steigt in zwei Gipfeln, als großer Ararat zu 16,069 und als kleiner Ararat zu 12,232 Fuß über das Niveau des Meeres an. Ewiger Schnee und Gletscher bedecken den hohen Rücken des durch die Bibel geheiligten Berges. Das Plateau, das er beherrscht, fällt in Nord in das Thal des Kur ab, jenseits welchem sich der mächtige Kaukasus mit seinen Riesen, dem Elborus und Kasbek, erhebt und als Gürtel zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere sich aus Ost in West erstreckt. In Süd fällt das Plateau Armeniens in das Quellenland des Tigris und Euphrat ab, und wie in Nord der Kaukasus, erheben sich hier in Süd der Taurus und Antitaurus, mächtige

Gebirgssysteme, die Kleinasien aus Ost in West durchziehen, sich in letzterer Richtung bis zu den Vorgebirgen des Archipels und des schwarzen Meeres erstrecken, in Ost hingegen, durch eine Reihe sich ausschließender Gebirgszüge in das Tafelland von Iran, im Süden des kaspischen Meeres, sich hinziehen und weiter mit dem Hindu Kho und den übrigen Gebirgssystemen Hochindiens sich verbinden. — Die südlichen Randgebirge der Hochebene von Armenien und die westlichen von Aserbeidschan gehören bereits zum Zuge des Taurus und sind eigentlich als sein östlicher Anfangspunkt zu betrachten. Der Taurus sowohl wie der Antitaurus gehen unmittelbar von dem großen Gebirgsstocke Armeniens aus und erstrecken sich als anfängliche Parallelketten, der Antitaurus nördlich, der Taurus südlich vom Euphratthale aus Nordost in Südwest; weiter westlich hingegen ändern beide Gebirgssysteme ihren Zug, der Antitaurus erstreckt sich aus Ost in West gegen das Marmora und schwarze Meer hin, der Taurus hingegen hält sich in gleicher Richtung an die Südküste Kleinasiens. Der Antitaurus erhielt zum großen Theil in neuerer Zeit den Namen Aga Dagh; seine Berge stehen denen des Taurus, seines südlichern Nachbars, an Höhe sehr nach und er trägt mehr den Charakter einer Voralpenkette, während dem Taurus der einer Centralkette zukommt. Der Hauptzug des Antitaurus geht von Armenien aus über Siwas und Tokat gegen Angora, bildet am Allah Dagh, nordöstlich von Kutajeh, seine letzte Erhebung von Bedeutung und verliert sich dann in den Küstenbergen des schwarzen und Marmora-Meeres. Er sendet zahlreiche Seitenzweige in Nord und Süd aus, die bedeutende Flußthäler einschließen, von denen die des Sagaria, des Güsill Irmak, des Jeschill oder Jekill-Irmak und des Köilü Hissar wohl die bedeutendsten seyn dürften. Alle die bedeutendern Flüsse, die dem Gebirgssysteme des Taurus angehören, entspringen auf der Hochebene, die das Innere Kleinasiens, den höchsten Erhebungsrücken dieses Landes, bildet und die sich vom obern Euphratthale gegen West bis zu dem Gebirgszuge erstreckt, der über Koniah und Kutajeh aus SO. in NW. den Taurus mit dem Antitaurus verbindet. Diese Flüsse durchbrechen den Hauptzug des Antitaurus, der das nördliche Randgebirge dieser Hochebene bildet und wenden sich dem schwarzen und Marmora-Meere zu. — Den südlichen Rand dieses großen Plateau's, das sich gegen Ost zum engen Euphratthale verschmälert, gegen West hingegen sich erweitert, bei Akserai am Güsill Irmak und bei Dschugat seine größte Breite erreicht und am obenerwähnten Querzuge von Gebirgen zwischen dem Taurus und Antitaurus, bei Koniah und Kutajeh, plötzlich endet, bildet der Taurus. Er beginnt an der Hochebene von Armenien und am Westrande von Aserbeidschan. Seine Hauptkette erstreckt sich von den großen Bassins von Ormiah und Wan, die er umschließt, anfänglich aus Nordost in Südwest über Argana, nördlich von Djarbekr, zwischen dem Quellenlande des Tigris und dem Flußthale des Euphrat bis zum Durchbruche desselben bei Rum-Kaleh; daselbst aber und mehr noch westlicher, bei el Bostan und am Durchbruche des westlichen Seihun, nimmt der Taurus, der nun die Südküste Kleinasiens bis in die Gegend von Smyrna am Archipel-Meer begleitet, eine mehr ost-westliche Richtung an. In diesem seinem Centralzuge liegen seine höchsten hervorragenden Punkte, die die Grenze des ewigen Schnees (in dieser Breite 10,000 Pariser Fuß) übersteigen und die sich meist zwischen dem Durchbruche des Euphrat und dem des Cydnus befinden. — Der Centralzug des Taurus, die Parallelkette des Antitaurus, sendet, ebenfalls unter ganz verschiedenen Namen, verschiedene Zweige, sowohl in Nord in die Hochebene Kleinasiens, als in Süd zur Küste des Mittelmeeres aus. Der bedeutendste der erstern, der das westliche Küstengebirgsland Kleinasiens am Archipel-Meere von dem Plateau trennt, welches das Innere Kleinasiens bildet, ist die große Bergkette, welche den Taurus mit dem Antitaurus an ihren westlichen Enden in Verbindung setzt, die Kette, die sich aus Südost in Nordwest von Koniah über Kutajeh und Brussa ans Marmora-Meer zieht, die den westlichsten Rand des großen Plateau's bildet und deren nordwestlichster Punkt der Olymp bei Brussa ist. Von dieser Kette aus gehen in Südwest viele Zweige, die das Gebirgsland der Küste, die klassischen Berge bei Troja, Pergamos und Smyrna, konstituiren, so wie ein Hauptzweig derselben, der Elma Dagh, zwischen Koniah und Kutajeh sich in Nordost erstreckt, die mittelbare Verbindung des Taurus mit dem Antitaurus bei Angora am Kusch Dagh bewirkt und den Theil des großen Plateau's, der den hohen Erdschiesch bei Kaisarieh umgibt, das obere Flußgebiet des Güsill Irmak von dem Flußgebiete des Sagaria, d. i. von dem nordwestlichsten Theil des Plateau's zwischen dem Taurus und Antitaurus, nämlich von der Hochebene von Kutajeh trennt. Der bedeutendste der südlichen Zweige des Taurus ist der Durdun Dagh, der westlich vom Euphrat vom Durchbruche des Dschihun an sich in Süd erstreckt, zwischen Marasch und Aintab sich mit dem Giaur oder Jawur Dagh verbindet, der der Amanus der Alten ist. Von diesem geht wieder ein Zweig südlich, der Akma Dagh oder Rhosus der Alten, der weiterhin als Mussa Dagh, als Dschebel Okrah ꝛc. das Küstenland von Syrien am Orontes bildet und dessen weitere Verzweigung und Verbindung mit dem Libanonzuge wir bereits kennen. Der Giaur Dagh, der die nördlichste Grenze Syriens darstellt, ist eine südliche Parallelkette des Taurus, er erstreckt sich fast aus West in Ost, tritt oberhalb Aintab

in das Flußgebiet des Euphrats ein, der ihn bei Rum Kaleh durchbricht und setzt östlich dieses Flusses, den Südrand der Terrasse von Diarbekr, das Quellenland des Tigris, bildend, als Karadschia Daghli, Dschebel Tur (Taurus?) und Baärem Dagh über Mardin und Nisibin bis in das Flußgebiet des Tigris, zwischen Dschesirah und Mossul fort. Das südlich dieser südlichen Parallelkette des Taurus liegende Hügelland, die Hügelreihen des Sindschar, Babel ꝛc. verliert sich weiterhin in den Ebenen Mesopotamiens, zwischen dem Euphrat und Tigris."

Merkwürdig ist die Physiognomie des Taurus in Vergleich mit den Alpen. „Auffallend zeigt sich auch hier wieder eine Eigenthümlichkeit des Taurus in dem Maaßstabe seiner Thälerbildung, durch die er sich z. B. von unsern süddeutschen Alpen scharf unterscheidet. Wir sehen nämlich im Taurus, d. h. in dem von mir bereisten Theile desselben, nirgends jene lang in einer Richtung anhaltenden und breiten Thäler wie in den Alpen, alle Thäler des Taurus sind mehr Schluchten, und wo sich dieselben zu einer größeren Ausdehnung erweitern, dort sind sie so mit den zu Bergen emporsteigenden Ablagerungen jüngerer Felsgebilde bedeckt, daß sie unterbrochen erscheinen und man nur mit Mühe ihre Fortsetzung aus dem Gewirre von Schluchten und Seitenthälern herausfindet. Längenthäler, in einem größern Maaßstabe ausgebildet, mangeln fast ganz, und durch diese Umstände erschwert sich das Studium der Terrain-Struktur sehr bedeutend. Andrerseits, wenn es erlaubt seyn sollte, von der Größe des Maaßstabes der Thalbildung in irgend einem Gebirgssysteme eine Schlußfolge auf sein Alter, auf die Periode seines Hervortretens als Gebirge, durch Emporhebung, wenn wir wollen, zu machen, so drängt sich der Gedanke auf, daß der Taurus wohl eine der jüngsten Emporhebungen seyn dürfte und daß dieselbe erst in ihrer gegenwärtigen Vollendung nach erfolgter Ablagerung der tertiären Reihe und der ältesten Meeres-Diluvionen vor sich gegangen sey, wofür auch die Schichtungs-Verhältnisse dieser Felsablagerungen sprechen dürften."

Die Flora des Taurus bildet den Uebergang von der Europas und des Kaukasus zu der persischen und hochindischen. Das ausgezeichnetste Gewächs ist hier aber unbestritten die riesenhafte und prachtvolle Platane, nicht selten von mehr als tausendjährigem Alter und 40 Fuß Umfang. Unter den Thieren des Taurus zeichnen sich eigenthümliche Formen der Nager aus, vor allem aber das schöne turkomanische Pferd.

Die Bevölkerung bilden außer den bereits geschilderten Turkomanen hauptsächlich Kurden, die gleich jenen eine Feudalverfassung haben und nur durch ihre Lehnsherrn oder Häuptlinge zu der Pforte (und vorübergehend damals zum Vicekönig von Aegypten) in einem tributären Verhältniß stehen. Die Kurden haben in ihren Bergschlössern und unaufhörlichen Familienfehden und Räubereien auffallend den ritterlichen Geist des Mittelalters bewahrt. Ueber sie findet man die besten neuern Nachrichten in den „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei. Berlin 1841." — An die Kurden schließen sich ferner die Jesidis, etwa 200,000 Seelen, eine besondere muhamedanische Sekte, die noch vieles aus dem alten Parsismus beibehalten zu haben scheint. Diesen verschiedenen muhamedanischen Völkern (die Kurden bekennen sich zu Ali) stehen dann die christlichen Armenier gegenüber in scharfer und würdevoller Eigenthümlichkeit, ein Volk, das auf die merkwürdigste Weise ein ehrfurchterweckendes Aeußere, gleichsam etwas Priesterliches und Heiliges, mit dem schlauesten Handelsgeist verbindet. Es sind gleichsam polnische Juden in höherer Potenz, aus dem Schmutz in die Reinlichkeit, aus dem Sklavischen ins Adelige übersetzt. — Den Rest der Einwohner bilden wenige Türken als Beamte, einige Araber, Franken als bloße Gäste. Mehemet Ali wußte die Bevölkerung des nördlichen Syriens durch die zweckmäßigste Behandlung zu gewinnen, so daß dort Niemand die Willkür der türkischen Paschas zurückwünschte.

Im Anfang des Oktober kam der Verfasser vom Taurus über Meer nach Beirut und bestieg den Libanon. Hier gefiel ihm das berühmte Volk der Drusen nicht wenig: „Die mehr als gewöhnliche Schönheit des Menschenschlags, hier durchaus Drusen, war wirklich auffallend. Die Gesichter einzelner Mädchen und Frauen, edle Formen mit brennend schwarzen Augen, waren so schön, daß sie selbst ihr sonderbarer, phantastischer Kopfputz nicht entstellte. Sie tragen nämlich auf dem Scheitel ein bei zwei Fuß langes, häufig aus Silberblech gearbeitetes und ein wenig nach vorne geneigtes Horn, über das sie einen Schleier werfen, der das Horn und sie mit bedeckt. Die Schleier waren dießmal zurückgeschlagen und die schönen Besitzerinnen der kolossalen Hörner nahmen keinen Anstand, sich mit uns im Momente des Vorüberreitens recht freundlich zu unterhalten und empfingen unsere in einem entsetzlichen Arabisch angebrachten Galanterien mit einer Liebenswürdigkeit, die ein arabischer Reisender, in dem Maaße deutsch redend, wie wir das Arabische maltraitirten, in vielen unserer Dörfer vielleicht nicht zu rühmen hätte."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 51.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 17. Mai 1843.

Astronomie.

1) Doppler über das farbige Licht der Doppelsterne. Prag, 1842. (Aus den Abhandlungen der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften).

Unter dem obigen Titel ist eine kleine Schrift erschienen, deren Verf. die Ursache der bei vielen Doppelsternen und theilweise auch bei andern Sternen vorkommenden Farben auf eine neue und eigenthümliche Weise zu erklären sucht. Die Länge der Aetherwellen ist bekanntlich für verschiedene Farben verschieden, ähnlich wie die der Schallwellen für verschiedene Töne. Indem er nun voraussetzt, daß sowohl die Bewegung der *Wellenquelle* (des tönenden oder leuchtenden Körpers) als auch die des Ohrs oder Auges, also des Hörenden und Sehenden, auf diese Wellenlänge Einfluß habe, folgert er, daß durch eine hinreichend starke Bewegung des einen oder des andern Theiles, oder auch einer zusammengesetzten beider, sowohl Ton als Farbe sich *verändern* müsse. Die §. 3 gegebenen Formeln sind wegen mangelhafter Erklärung der Buchstaben nicht recht evident, indeß kann man ihre analytische Richtigkeit zugeben, an der Statthaftigkeit des Prinzips aber gleichwohl zweifeln. Doch wollen wir uns in eine theoretische Untersuchung desselben nicht einlassen, da uns dieß nöthigen würde Parthei zu ergreifen in dem Streite zwischen dem Emanations- und den verschiedenen Undulationssystemen, wodurch unsre Anzeige umfangreicher werden würde als die Schrift des Verfassers. Wir bemerken nur, daß hinsichtlich der verschiedenen Töne, welche die verschiedene Bewegung veranlassen soll, die praktische Probe sehr leicht ist, wo man Eisenbahnen hat. Nach dem Verf. müßte schon eine Geschwindigkeit von 68 Fuß in der Sekunde den Ton h als c vernehmen lassen; da nun ein geübtes musikalisches Ohr die Hälfte und selbst das Viertel dieses Unterschiedes noch wahrnimmt, und man auf Eisenbahnen ohne alle Gefahr und Schwierigkeit 30 Fuß in der Sekunde zurücklegt, so kann die Entscheidung nicht zweifelhaft ausfallen. Was dagegen die verschiedenen Farben der Gestirne betrifft, so glauben wir aufs Entschiedenste uns dahin aussprechen zu können, daß diese nicht durch Bewegung erklärt werden können, und zwar weil so *rasche Bewegungen*, als hierzu erforderlich sind, *in den Doppelsternsystemen nicht vorkommen*, und noch weit weniger so rapide *Veränderungen der Bewegung*, als die bei einigen wenigen Sternen vermuthete Veränderung der Farbe bedingen würde.

Der Verf. glaubt zwar eine so rasche Bewegung in einigen Fällen als wahrscheinlich nachweisen zu können. Eine tiefer gehende Untersuchung würde ihn indeß leicht vom Ungrund seiner Meinung überzeugt haben. Daß der Komet von 1680 in seiner Sonnennähe 53 Meilen (nicht 74 wie S. 14 gesagt ist) in der Sekunde zurücklege, ist richtig, allein weder dieser noch irgend ein anderer elliptisch oder nahe parabolisch sich bewegender Komet können von der Erde aus gesehen werden, wenn ihre Geschwindigkeit größer als höchstens 10 Meilen ist, da sie alsdann der Sonne viel zu nahe stehen. Nach dem Verf. ist „gar nicht daran zu zweifeln, daß es unter den beobachteten aber nicht berechneten Kometen früherer Zeit solche gegeben habe, deren Geschwindigkeit mehrere hundert Meilen in der Sekunde erreichte." Diese Behauptung ist unbegreiflich. Der Verf. stelle auch nur die oberflächlichste Rechnung an und er wird finden, daß solche Geschwindigkeiten in unserm Sonnensystem unmöglich sind, wenn die geringste Aehnlichkeit mit irgend einer der bekannten Bahnformen übrig bleiben soll. Ein solcher Körper würde nicht um die Sonne laufen, sondern fast gradlinigt an ihr vorüber und durch das Sonnensystem fliegen — oder in die Sonne stürzen.

Was die Bewegungen der Fixsterne und namentlich der Doppelsterne betrifft, so zeigen die wenigen Beispiele, wo eine nähere Vergleichung möglich ist, daß sie beträchtlich *langsamer* vor sich gehen, als die unsrer Erde. Für den am besten bekannten, 61 Cygni, findet sich die Bewegung des Begleiters 1/3 Meile in der

Sekunde, und die Masse der beiden Sterne nicht ganz ⅖ der Sonnenmasse. In den meisten Fällen können wir zwar, wegen mangelnder Kenntniß der Parallaxen, den absoluten Werth der wahrgenommenen Bewegungen nicht ermitteln; aber wir können finden, wie groß die Masse des Doppelsterns seyn müßte, wenn die Quantität der Bewegung des Begleiters so und so groß angenommen wird. Da nun findet sich, daß wenn man dem Begleiter eine Geschwindigkeit von 4 Meilen in der Sekunde (die unsrer Erde) ertheilt, die Masse in dem geringsten Falle (bei ζ Herculis) 31 Mal größer als die Sonnenmasse, bei noch 6 andern bis zu 100 Mal, bei etwa 60 derselben zwischen 100 und 1000 Mal, bei der bei weitem größten Zahl derselben aber eine um Zehn- und selbst Hunderttausendmal größere Masse herauskommt. Verlangt man eine noch größere, z. B. 10 Mal so große Geschwindigkeit, so müssen die Massen noch (um das $10^3 = 1000$fache) vermehrt werden. Der Verf. läßt Littrow sagen, daß γ Virginis eine Geschwindigkeit von 40000 Meilen in der Sekunde zur Zeit seines Perihels habe, allein Littrow setzt hinzu: wenn er von seinem Hauptstern eine Billion Meilen entfernt wäre; und hätte noch weiter hinzufügen können: „wenn die Masse von γ Virginis 90000000000000 mal die unsrer Sonne übertrifft." So ungeheure Massen, und zwar bei den uns wahrscheinlich nächsten Körpern der Fixsternwelt anzunehmen, ist mit allen andern Verhältnissen derselben so wenig verträglich, daß kein Astronom sie zugeben wird, wenn es auch allerdings wahrscheinlich ist, daß es viele Fixsterne gebe, die unsre Sonne an Masse weit übertreffen. — Die Bewegung unsrer eignen Sonne ergibt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit aus der Zusammenstellung der an den Fixsternen wahrgenommenen zu etwa 40 Mill. Meilen jährlich, was für jede Sekunde 1⅓ Meile beträgt, eine Geschwindigkeit, die zwischen die rascheste und langsamste innerhalb ihres Systems vorkommende fällt, letzterer Grenze jedoch näher liegt. In ähnlicher Art laufen Jupiter und Saturn mit einer Geschwindigkeit um die Sonne, die beiläufig das Mittel hält zwischen der Geschwindigkeit ihrer Monde. — Die eigene Bewegung der Fixsterne, so weit wir im Stande sind sie auf absolutes Maaß zurückzuführen, oscilliren innerhalb ähnlicher Grenzen, überschreiten nicht 10 Meilen und gehen bis unter 1 Meile per Sekunde hinab. Es scheint demnach eine gewisse Gleichförmigkeit der absoluten Bewegungen durch alle Abstufungen der Weltsysteme hindurchzugehen, und die Bewegung unsrer Erde eher über als unter dem allgemeinen Mittel zu stehen. So wenig sicher nun auch die angeführten Zahlen im Einzelnen seyn mögen, immer wird man sich gedrungen fühlen, die von dem Verf. postulirten ungeheuren Geschwindigkeiten zu verwerfen. Der Grund der oft so höchst intensiven Farben (und zwar auch bei Sternen wo wir noch gar keine Bewegung wahrgenommen haben, wie γ Delphini und γ Andromedae) ist gewiß in den Körpern selbst, nicht in ihrer Bewegung zu suchen.

Noch können wir nicht umhin, unser Befremden über einen §. 7 vorkommende Stelle zu äußern, wonach Doppelsterne von gleicher oder nahe gleicher Größe fast immer in verschiedenfarbigem, einen complementären Gegensatz bildenden Lichte glänzten. Gerade das Gegentheil findet statt: sind die Größen gleich, so sind es fast immer auch die Farben, und mit der größeren Verschiedenheit der Lichtintensität werden auch die Farben mehr und mehr divergent. Mit klaren Worten sagt dieß Struve S. LXXXIII in seinen *Mensuris micrometricis*, und weist dieß an einzelnen Beispielen nach. Unter 596 Doppelsternpaaren, deren Farbe er untersucht hat, ist nicht ein einziges von gleicher Lichtintensität und entgegengesetzter Farbe. Der Unterschied in dieser Beziehung ist ganz unzweideutig. Unter 375 Sternpaaren mit gleichen Farben befinden sich 204 mit gleicher (oder doch weniger als ½ Größe verschiedenen) und 171 mit mehr oder minder ungleicher Lichtintensität. Unter 101 Sternenpaaren mit nahe verwandten Farben (wie etwa Weiß und Mattgelb) sind nur 14 von gleicher, 87 von verschiedener Lichtintensität; endlich die 120 von gänzlich verschiedenen Farben sind auch sämmtlich von verschiedener Intensität, die in einzelnen Fällen bis zu 5 Größenklassen steigt und im Durchschnitt nahe 2 Größenklassen beträgt.

Wir können daher dem Verfasser nur den Rath ertheilen, bei ähnlichen schwierigen Untersuchungen sich mit dem vorhandenen Material genauer bekannt zu machen, bevor er eine Entscheidung wagt. Im vorliegenden Falle wäre dieß sehr leicht gewesen; um so mehr müssen wir unser Bedauern aussprechen den Verf. auf dieser falschen Bahn zu erblicken. Mädler.

2) Kurz, die Astronomie und die Bibel. Mitau 1842.

Den Lehren der Astronomie ist von Seiten strenggläubiger Theologen nicht immer der freundlichste Empfang zu Theil geworden. Sie hatte es gewagt, ihren selbstständigen Weg zu gehen und sich durch keine Schriftauslegung irre machen zu lassen; sie hatte der Ruhe der Erde ein Ende gemacht, die Planeten als ihr ebenbürtig anerkannt, die Fixsterne für Sonnen erklärt, und alles dieß unbekümmert darum, ob Moses, Josua oder Hiob bereits derselben Meinung gehuldigt, dieselben Lehren gepredigt hatten. Man konnte zwar, ohne aller Geschichte Hohn zu sprechen, einen Copernicus, Kepler und Newton nicht zu den Freigeistern und Atheisten rangiren, mußte vielmehr bei ihnen und vielen andern Astronomen ersten Ranges die ungeheuchelte Frömmigkeit und Gottesfurcht

anerkennen und konnte nur den einzigen Lalande als entschieden verneinenden Geist namhaft machen. Aber dieß Alles konnte eine Wissenschaft, die auf eigenen Füßen zu stehen den Anspruch machte, nicht vor orthodoxer Mißgunst schützen; ja mancher kann noch heut die Hoffnung nicht bergen, daß es einst doch noch gelingen werde, dem Copernicanischen System den Stab zu brechen.

Unser Verf. gehört nicht zu diesen Excluusten. Er ist zwar — und wir sind weit entfernt dieß tadeln zu wollen — nicht gesonnen, dem Bibelglauben irgend etwas zu vergeben. Er will keinesweges „daß die Theologie vor den Thüren der Naturwissenschaft ihr tägliches Brod betteln solle" (S. 22); aber er erkennt auch das Recht der Naturforschung an, ihren unabhängigen Weg zu gehen und postulirt keinesweges, daß sie, wenn sie eine neue Wahrheit gefunden, erst bei den Theologen anfragen solle, ob sie diese habe finden dürfen. Er ist sonach recht eigentlich zu einem Vermittler berufen und dieß ist auch der Standpunkt, den er in der ganzen vorliegenden Schrift einnimmt. „Der menschliche Geist, heißt es S. 20, ist kein abstraktes, todtes Fachwerk, in welches menschlich und göttlich Erkanntes, jedes für sich und abgesondert vom andern, aufgespeichert werden könne, ohne sich gegenseitig zu berühren, zu durchdringen, zu amalgamiren." Er hält es, und gewiß mit Recht, für unmöglich, daß dasselbe Individuum als Christ etwas glauben und als Philosoph leugnen könne. Sehen wir nun zu, ob und wie ihm sein gewiß wohlgemeinter Versuch, Frieden und Bundesgenossenschaft zu stiften zwischen zwei wenn nicht kriegführenden, doch gespannten, grollenden Parteien, gelungen sey.

Zuvörderst erkennt der Verf. an, daß die Ausleger der Schrift in früheren Zeiten ein naturwissenschaftliches System in derselben zu finden glaubten und kühn aufstellten, was nur als eine mögliche, keineswegs nothwendige Erklärung anzuerkennen ist. Diese Erklärungsweise, die sich festgestellt hatte, bevor die Astronomie mit ihren Resultaten hervorgetreten war, mußte nothwendig in ein feindliches Verhältniß gegen letztere treten. Galiläi und manche ihm Gleichgesinnte haben aller Vorsicht ungeachtet den Verfolgungen nicht entgehen können, die während jenes Kampfes über sie verhängt wurden. Diese Auslegungen nun läßt der Verfasser fallen, da es ihm nicht darum zu thun ist, eine oder die andere Bibelexegese, sondern nur die Bibel selbst, zu vertheidigen. Er handelt als ein umsichtiger Feldherr, der seine Kräfte nicht in Vertheidigung unhaltbarer Posten erschöpft und seinen Gegnern keine scheinbaren Triumphe bereiten will. Hiernach wird man schon erwarten, daß der Verf. das Copercanische System offen und ohne Rückhalt anerkennt, und jeder Unbefangene wird ihm zugeben, daß er damit der Bibel — sobald man nur sie selbst, nicht ihre willkürlichen Auslegungen nimmt — nicht das Geringste vergebe. Was die sechs Schöpfungstage betrifft, so bezieht er sie nicht auf das Universum, sondern nur auf das Sonnensystem. So findet er keine Schwierigkeit, die Nebelflecken Herschels in beliebige Fernen zu rücken und den Lichtstrahl Millionen Jahre unterwegs seyn zu lassen, ohne daß die Erde älter als 6000 Jahre zu seyn braucht. Der Astronom also kann sich von dieser Seite nicht über unbillige Behandlung beklagen; anders steht es jedoch mit dem Geologen. Indeß wird auch hier die Schwierigkeit leicht zu heben seyn, wenn man die mosaische Erzählung auf den gegenwärtigen Zustand der Erde bezieht. Ein (oder auch mehrere) frühere Zustände sind ja dadurch nicht ausgeschlossen und scheinen selbst durch 1. Mos. 1, 12 gefordert zu werden. Dagegen ist er keinesweges geneigt, in den Fixsternen Centralkörper von Planeten- und Mondensystemen anzuerkennen. Wenn indeß zugegeben werden muß, daß eine allgemeine Conformität der übereinandergeordneten Weltsysteme, dergestalt, daß jedes niedere ein treues Miniaturbild des höhern sey, und eben so alle coordinirten gleichartig organisirt seyen, nicht wohl mehr anzunehmen ist; daß ferner eine Centralsonne im eigentlichen Sinne wahrscheinlich überhaupt nicht vorhanden sey; so ist doch die entgegengesetzte Folgerung, daß außer unserm Planetensystem nirgend ein ähnliches mehr existire (S. 147 ff.), eine zu gewagte. Der Verf. behandelt überhaupt die Uniformisten und Centralisten etwas zu hart, wenn er von „kühnen Mährchen," „spießbürgerlich patriotischen Phantasien" u. s. w. redet, was wir um so mehr mit Bedauern bemerken, als diese Ausdrucksweisen gar nicht zu dem sonst so milden, gemessenen, würdigen Tone seiner Schrift passen und der Verf. sich sagen muß, daß wohl mancher seiner sonst beachtenswerthen Ideen in Zukunft ein ähnliches Schicksal bevorstehen möge. Seine Ansicht von der Einzigkeit unsers Planetensystems erscheint uns als ein nicht ganz gelungener Vermittlungsversuch zwischen denen, die allein unsere Erde von Geschöpfen bewohnt seyn lassen und denen, die „das Weltall so stark bevölkern, daß es dem lieben Gott unmöglich ist, Mensch zu werden." Allein wir möchten den Verf., der doch auf theologischem Standpunkte steht, fragen, ob der Gott der Christen nicht der Unendliche sey, und ob für ihn irgend eine Welt von Geschöpfen zu groß seyn könne, wie etwa ein irdisches Reich für einen menschlichen Herrscher? Auch sehen wir weiterhin, daß er seine Hypothese urgirt hat nicht sowohl ad majorem Dei, sondern hominis gloriam, und daß es ihm schließlich darum zu thun ist, der Erde den Vorzug vor allen übrigen Weltkörpern, bewohnten und nicht bewohnten, zu vindiciren, freilich nicht im altptolemäischen Sinne als räumlich materiellen Centralkörper, sondern in rein geistiger Beziehung. Indeß können wir auch für die letztere

Ansicht keine neue Gefahr erblicken, wenn auch noch mancher andere Fixstern, gleich unsrer Sonne, bewohnte Planeten hat. Wenigstens ist der S. 147 angeführte Grund: die Fixsterne ständen zu dicht zusammen, als daß sich zwischen ihnen Raum für ungestörte Planetenbahnen finde, nicht zuzugeben. Die Entfernung der äußersten Glieder unsrer Fixsternwelt ist jedenfalls so groß, daß Sterne die nur wenige Sekunden Distanz haben, selbst wenn diese Nähe nicht bloß optisch ist, noch Tausende von Sonnenweiten von einander abstehen können und hinreichender Spielraum für sekundäre Körper bleibt, mögen diese nun Planeten oder sonst etwas seyn.

Können wir nun auch dieser Haupt- und Lieblingsmeinung des Verfassers, deren Consequenzen er durch den ganzen übrigen Theil seines Buches fortführt, nicht unbedingt beistimmen, so soll uns doch dieß nicht abhalten, die mit solcher offnen Biederkeit, mit solcher Entäußerung aller Engherzigkeit und theologischen Hochmuths dargebotene Bruderhand anzunehmen. Wir unterschreiben mit vollster Ueberzeugung die herrlichen Worte S. 12 ff. und gestehen freudig zu, daß wenn ein solches Verhältniß zwischen Religion und Wissenschaft, wie es hier geschildert wird, einst zur vollen und allgemeinen Anerkennung gelangen sollte, daß dann auch die Zeit gekommen seyn würde, welche die edelsten Menschen aller Völker zu sehen gewünscht, aber nicht gesehen haben. Alsdann werden nicht allein die Nationen der äußern, sondern auch das Gemüth seinen innern Frieden gefunden haben und Himmel und Erde werden versöhnt seyn. Bis dahin erhalte uns ein gnädiger Gott die Astronomie und die Bibel.

Mädler.

Reisen.

Reisen in Europa, Asien und Afrika mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835—1841, von Jos. Russegger, k. k. Bergrath. Mit einem Atlas. Ersten Bandes zweiter Theil. Stuttgart, Schweizerbart, 1843.

(Schluß.)

Herr Russegger besuchte dann die herrlichen Ruinen von Baalbek (in deren Grundmauern er Quadern von 65 Fuß Länge, 15 Fuß Breite und 13 Fuß Höhe fand, die großartigste Konstruktion, die in dieser Art bekannt ist), ferner die berühmten Cedern des Libanon. Er fand diese letztern nicht so schön als die im Taurus, von denen Niemand spricht. Er bestieg sodann einen der höchsten Gipfel des Libanon, Makmel, fand aber die Aussicht durch das Wetter getrübt, und stieg dann in das schöne Damaskus hinab. Da inzwischen diese Gegenden in neuester Zeit schon so oft bereist und beschrieben worden sind, faßt sich Herr Russegger hierüber kurz. Nur macht er auf die Wichtigkeit des Handels von Damaskus aufmerksam, die so lange Bestand haben wird, als nicht etwa durch Eisenbahnen und Dampfschiffe die Haupthandelsstraße über Aleppo und den Euphrat gezogen werden wird.

Ehe Herr Russegger Mittelsyrien verläßt, gibt er auch über dieses Terrain wieder eine großartige Uebersicht. Auch hier offenbart sich eine mächtige vulkanische Thätigkeit. Ein Theil Palästinas liegt sogar tief unter der Meeresfläche. Die geographischen Berichtigungen der bisherigen Karten, so wie das geognostische Detail sind von hohem Werthe, doch können wir hier nicht näher darauf eingehen. Durch die seinem Werke beigegebenen Karten und Gebirgsdurchschnitte macht er seine ausführliche Darstellung des Landes noch anschaulicher und sind dieß unschätzbare Beiträge für die Erdkunde.

In Mittelsyrien finden wir an der Stelle der Turkomanen, Kurden und Armenier Nordsyriens andere Völker, nämlich die Drusen, ein sehr eigenthümliches Volk mit feudalistischer Verfassung und eigner Religion, die christlichen Maroniten, eine kleine muhamedanische Sekte, die Mutualis, eine den Drusen verwandte Sekte, die Anserie oder Nassairie, einige Araber, Griechen, Franken, Zigeuner, Juden. Ueber alle diese Stämme, vorzüglich aber über die Drusen und ihre Religion, in der noch die Seelenwanderung eine Rolle spielt, und über die Maroniten folgt hier ausführlicher Bericht. Die Drusen und Maroniten waren mit der ägyptischen Herrschaft nur insofern unzufrieden, als sie gezwungen werden sollten, Rekruten in die ägyptische Linie zu stellen. Dieß allein veranlaßte ihre Empörung, da sie sonst mit der ägyptischen Regierung zufriedener waren, als mit der türkischen.

Den Schluß des zweiten Bandes bilden Beilagen über die Botanik Syriens von Frenzl, über die Entomologie von Redtenbacher und über die Ichthyologie von Heckel. Der Atlas enthält neben den Karten und Gebirgsdurchschnitten auch Pflanzen. Wir wünschen dem schönen Werke rasche Fortsetzung und die Aufnahme im Vaterlande, die es verdient. Der Anfang des dritten Theils, der die Reise den Nil aufwärts enthält, ist bereits in unsern Händen, wir wollen aber den vollendeten Druck abwarten, ehe wir darüber berichten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 52.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 19. Mai 1843.

Volkslieder.

1) Schlesische Volkslieder mit Melodien. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1842.

Man muß über den Reichthum guter alter Lieder erstaunen, die noch immer im Munde des Volks leben. Hier sind ihrer eine große Menge, nur allein aus Schlesien gesammelt und mit den Melodien versehen, nach welchen sie vom Volk gesungen werden. Wie viele neue Opernmelodien, sentimentale und frivole Opernarien und überhaupt moderne, meist auf Gemeinheit oder unvolksthümliche Vornehmthuerei hinauslaufende Lieder sich auch schon durch den zunehmenden Einfluß des Städtelebens, auf das Land verirrt haben, der alte gute Liederschatz ist darum unverloren geblieben. In der sehr gut geschriebenen Vorrede berichtet Herr Hoffmann, welche liebe Noth er gehabt habe, den bereitwilligen Einsendern von Volksliedern begreiflich zu machen, was ein echtes Volkslied sey. Indem er dieß nun auseinandersetzt, verwirft er nicht nur jene modernen Affektationen und Plattheiten, die man dem Theater entlehnt, sondern auch die von vornehmen und gelehrten Herrn im sogenannten Volkston und in lokalen Mundarten gedichteten angeblichen Volkslieder. Diese Aeußerungen Hoffmanns haben uns um so mehr befriedigt, als er selbst früher dergleichen Mundartliches gedichtet und sich einem Irrthum hingegeben hat, welchen erkannt zu haben seinem Geschmack Ehre macht.

Hoffmann sammelte die hier vorliegenden Lieder theils selbst aus dem Munde des Volks, theils durch Vermittlung von Freunden, namentlich durch die Zöglinge des Breslauer und Bunzlauer Schullehrerseminariums, die sie in ihren verschiedenen Heimathsorten aufsuchten, und erhielt endlich vieles auch schriftlich zugesandt. Herrn Richter verdankt das Werk insbesondere die Aufzeichnung und Vergleichung der Melodien, deren manches Lied zuweilen mehrere hat.

Den Inhalt bilden Balladen, Mährchen, Liebes-, Jäger-, Ehestands-, Handwerks-, Soldaten-, vermischte, Wiegen- und geistliche Lieder.

Die ein und vierzig Balladen verrathen meist ihr ehrwürdiges Alter durch Inhalt und Form und sind zum Theil bisher noch unbekannt gewesen, zum größern Theil aber ähnlichen Volksliedern des übrigen Deutschlands und des skandinavischen Nordens verwandt. Beiläufig gesagt ist es Schade, daß man für diese Gattung von kleinen epischen Gdichten mit lyrischer Intonation, die man insgemein Balladen und Romanzen nennt, noch keinen bessern Namen gefunden hat, als eben Ballade und Romanze, Namen, die gerade die deutsche Volksthümlichkeit dieser Lieder am wenigsten ausdrücken. — Gleich das erste Lied ist sehr schön und eigenthümlich:

Es hatt' ein Bauer ein Töchterlein,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wol über die See —
Wie hieß es denn mit Namen sein?
Die schöne Hannele.

Er ließ ihr eine Brücke bau'n,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wol über die See —
Darauf soll sie spazieren geh'n
Die schöne Hannele.

Und da sie auf die Brücke kam,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wol über die See —
Der Wassermann zog sie hinab
Die schöne Hannele.

Dort unten war sie sieben Jahr,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wol über die See —
Und sieben Kinder sie ihm gebar
Die schöne Hannele.

Und da sie bei der Wiege stand,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wol über die See —
Da hört sie einen Glockenklang
Die schöne Hannele.

Ach Wassermann, ach Wassermann!
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wol über die See —
Laß mich einmal zu Kirchen geh'n
Mich arme Hannele.

Dieß wird ihr nun gestattet, sie kommt zu den Ihrigen zurück und soll nun dort bleiben, aber sie kann den Verlust ihrer Kinder nicht verschmerzen:

Die Kinder wollen wir theilen gleich
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wol über die See —
Nehm' ich mir drei, und du auch drei,
Du schöne Hannele.

Das siebente wollen wir theilen gleich,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wol über die See —
Nehm' ich mir ein Bein, und du ein Bein,
Du schöne Hannele.

Und eh' ich mir laß' mein Kind zertheil'n,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wol über die See —
Viel lieber will ich im Wasser bleib'n,
Ich arme Hannele.

Die Schweden haben ein ähnliches Volkslied, worin aber gerade umgekehrt auf eine viel unzartere Weise nicht die Liebe der Mutter zu den Kindern, sondern nur die der Tochter zur Mutter obsiegt. — Nicht minder originell ist das siebente Lied von der treuen Schwester.

Es ritt ein Herr zum kühlen Wein,
Verspielt' sein eigenes Söhnelein.

Und wie er nun nach Hause kam,
Sein einz'ger Sohn ihm entgegen kam.

Ach Vater, lieber Vater mein,
Was bringt ihr mir vom kühlen Wein?

Ich bring' dir mit ein neues Roß,
Darauf du noch nie geritten hast.

Reit hin, Reit hin zur Nätherin,
Und laß dir machen ein Hemdelein!

Und laß dir's machen wohl in die Weite,
Daß du darinnen kannst schreiten;

Und laß dir's machen wohl in die Länge,
Daß du darinnen kannst hängen.

Und wie er von der Nätherin kam,
Der ganze Hof voll Reiter war.

Es mocht' ihn keiner greifen an,
Sein falscher Vater griff ihn selber an.

Es mocht' ihn keiner führen hinaus,
Sein falscher Vater führt' ihn selber hinaus.

Wie weit schritt ihm die Mutter nach?
Sie schritt bis hinter die Pforte nach.

Wie weit schritt ihm die Schwester nach?
Sie schritt bis hinter das Galgengericht.

Ach Herren, edle Herren mein,
Gebt mir mein einziges Brüderlein!

Und deinen Bruder den kriegst du nicht,
Er muß jetzt hangen am Galgengericht;

Und wenn du dich ziehst nackend aus
Und dreimal um den Galgen laufst —

Und wie das letzte Wort geschah,
Die Kleider schon alle unten war'n.

Und wie sie 's erste Mal 'rum kam,
Da fingen all' Frauen zu weinen an.

Und wie sie 's zweite Mal 'rum kam,
Da fingen all' Herren zu weinen an.

Und wie sie 's letzte Mal 'rum kam,
Da hießen sie sie stille stahn:

Schließt ab, schließt ab das Kettenband,
Und laßt den Knaben wieder in das Land!

In diesem Liede paart sich so viele Barbarei mit so viel Zartsinn, daß es wohl zu den sehr alten gehört. In der Zärtlichkeit der Schwester für den Bruder spricht sich übrigens ein Zug slavischer Nationalität aus, wie er in den serbischen Liedern öfter wiederzuerkennen ist. In der zwölften Ballade wird, damit übereinstimmend, die innige Sympathie des Bruders für die Schwester verherrlicht. Die Schwester wird im Wald ermordet und ruft sterbend nach ihrem Bruder, und der Bruder hört es in einer Ferne, wohin nach menschlicher Weise keine

Stimme hätte gelangen können, ahnet sogleich die Gefahr, in der sie schwebt, und kann sie zwar nicht mehr retten, doch rächen. — Auch die neunzehnte Ballade, die am Schluß drei Lilien aus dem Grabe der gestorbenen Braut wachsen läßt, auf deren Blättern steht, daß ihr umgebrachter Bräutigam unschuldig gewesen ist, hält den sehr alten Volkston, so wie fast alle dieser glücklich ausgewählten Lieder. Heitern Charakters ist das hübsche Volkslied vom verkleideten jungen Markgrafen, der als Mädchen zu seiner Geliebten kommt, eine Idee, die später im französischen Faublas aufs frivolste ausgesponnen worden. Die 24ste Ballade vom glücklichen Bettelmann hat etwas Ueberraschendes, und scheint nicht schon einer verderbten Zeit anzugehören, sondern eher an die Zeit der Geißler und fahrenden Schüler zu erinnern, in der es nichts Seltenes war, einen Bettler zu sehen, der wohl der Liebe einer schönen Dame werth war. — In der 27sten Ballade wiederholt sich das altdänische Lied von dem grausamen Bruder, der seine Schwester umbringt, weil er sie entehrt glaubt, und zu spät erfährt, ein König sey ihr Freier. — In der 34sten wird die schauerliche Geschichte erzählt, die Zacharias Werner in seinem 29sten Februar dramatisch behandelt hat. Der Stoff ist alt. Vogel erzählt die Geschichte als eine wirklich geschehene Begebenheit in seinen Leipziger Annalen unter dem Jahr 1618.

Unter der folgenden Rubrik Mährchen finden sich fast nur Thierkarikaturen. Auch für diese Gattung von Liedern fehlt es noch an einem guten Namen. Es sind keine eigentlichen Mährchen und auch keine belehrenden Fabeln, es sind Satiren auf die Menschen in humoristischen Thierfrazzen, z. B. die Käferhochzeit:

Es saß ein Käfer auf'm Bäumel, summ, summ,
Der hat ein goldnes Hemdel, summ, summ,

Es saß 'ne Fliege drunter,
Es hat den Käfer groß Wunder.

Jungfer Fliege, wollt ihr mich ha'n?
Ich bin ein wackrer Käfersmann ꝛc.

Oder die Vogelhochzeit:

Es hat sich einsmal zugetragen,
Schalaster mit ihrem schwarzen Kragen
Die wollte Hochzeit machen,
Mit dem Nußhacker, ein braver Mann,
Sie wollt' ihn gern zum Manne ha'n, ja Manne han,
Hatt' weder Vater noch Mutter.

Oder das vortreffliche Lied vom klagenden Häslein, wovon hier drei Texte vorliegen. Hier nur zwei Strophen:

Wenn ich dann geschossen bin,
Trägt man mich zur Küchen hin,
Legt man mich aufs Küchenbrett,
Spickt den Buckel wohl mit Fett,
Steckt den Spieß von hinten ein,
Ei, wie mag so grob man seyn!

Ein Schwänzlein hab ich, das ist klein,
Wünscht' wohl, es möchte größer seyn.
So klagt das Häslein fort und spricht?
Weh mir, ach! ich armer Wicht!
Wen ich an mein Schicksal denk',
Ich mich recht von Herzen kränk'.

Das Lied ist wahrscheinlich sehr alt. Maßmann hat aus einer Handschrift der Münchner Bibliothek vom Jahr 1575 folgende lateinische Fassung mitgetheilt:

Flevit Lepus parvulus
Clamans altis vocibus:
Quid feci hominibus,
Quod me sequuntur canibus?

Neque in horto fui
Neque olus comedi. Quid etc.

Longas aures habeo,
Brevem caudam teneo. Quid etc.

Leves pedes habeo,
Magnum saltum facio. Quid etc.

Caro mea dulcis est,
Pellis mea mollis est. Quid etc.

Quando servi vident me,
Hase, Hase, vocant me. Quid etc.

Domus mea silva est,
Lectus meus durus est. Quid etc.

Dum montes ascendero,
Canes nihil timeo. Quid etc.

Dum in Aulam venio,
Gaudet Rex et non ego. Quid etc.

Quando Reges comedunt me,
Vinum bibunt super me. Quid etc.

Quando comederunt me,
Ad latrinam portant me. Quid etc.

Dem folgen noch ein paar Gänselieder, worin sich vielleicht eine dunkle Spur des heidnischen Aberglaubens vermuthen ließ, der einst an die Gans geknüpft wurde. Endlich das schöne alte Lied vom grünen Tannenbaum.

Die Liebeslieder erinnern sehr an des Knaben Wunderhorn, doch finden sich manche, worin sich die naive

Gemüthlichkeit der Provinz besonders heiter und originell ausspricht. Es war hier schwer, das Alte vom Neuen gehörig zu sondern, da gerade in den Liebesliedern schon seit der ersten und zweiten schlesischen Dichterschule moderne Sentimentalität und Frivolität sich häufig in die Volkslieder eingedrängt haben. Doch hat der Herausgeber durchgängig mit sicherm Takt das Bessere und auch im Burlesken wenigstens das wahrhaft volksthümliche ausgewählt. Einige der kleinsten Lieder erinnern an die Kuhreigen und Schnaderhüpferln, z. B.

Ach! den ich hätt' so gern,
Der ist von mir so fern!
Und den ich gar nicht mag,
Den seh' ich alle Tag'.
Einen Schönen krieg' ich nicht,
Einen Wischer mag ich nicht,
Und ledig bleib' ich nicht,
Was fang' ich an.

Oder:

Wenn ich so schön wär'
Wie der Apfel am Baum,
Und so thät' ich meine Schönheit
Vor's Fenster hinaus;
Meine Schönheit vor's Fenster,
Mein'n Reichthum an die Thür'.
Und so thät ich einst sagen:
Komm, tanze mit mir!

Das erinnert an Goethe's reife Pomeranze, ist aber viel volksthümlicher. — Eine gute Anzahl Lieder stimmen mit schon bekannten aus andern deutschen Gegenden überein. So erhalten wir von dem schönen Haselliede: „Es wollt' ein Mädel zum Tanze gehn ꝛc.", das schon Herder und des Knaben Wunderhorn kennen, hier drei verschiedene Redaktionen. Und so von noch vielen andern. Nicht selten ist die hier abgedruckte Fassung reicher und vollendeter als die bisher bekannten. Unter den Liedern, die hier zum erstenmal zum Vorschein kommen, zeichnen sich mehrere durch ihre Schönheit aus. In dem 125sten z. B. fällt das lebendige Landschaftsbild im Eingang auf:

Es hat einen Schnee geschneiet;
Es war wohl an der Zeit,
Ich wollte zu meiner Herzliebsten gehn,
Der Weg war mir verschneit.

Ist dir der Weg verschneiet,
So wade durch den Schnee!
Mich friert in Händen und Füßen,
Im Herzen thut's mir so weh.

Friert dich in Händen und Füßen,
Thut's dir im Herzen so weh,
Komm, leg dich in mein Bette,
Das Frieren wird dir vergehn.

Und in dein Bette darf ich nicht,
Ich fürchte mich gar zu sehr,
Ich fürcht', ich möchte verschlafen
Meine Treu' und auch dein' Ehr' ꝛc.

Eben so in dem 150sten Liede:

Wie schön ist doch eine Lilje,
Die auf dem Wasser schwimmt!
Wie schön ist doch die Jungfrau,
Wenn sie ihre Ehre behält!

Wie häßlich ist der Schaum doch,
Der auf dem Wasser schwimmt!
Wie häßlich ist der Junggesell,
Wenn er ein Mädchen beschimpft ꝛc.

Unter den Ehestandsliedern kommen mehrere vor, die der trefflichste Humor charakterisirt, z. B.

Großweibel zum Tanze ging, he juchhe!
Kleinmännel wollt' auch mitgehn.
Vallaterizte vallala, hopsasa, sa?

Kleinmännel bleib du daheim,
Mach Schüssel und Teller rein!

Großweibel reckt 's Spinnrad hin:
Hier, Mann, hier sitz und spinn!

Großweibel vom Tanze kam,
Kleinmännel ins Auge nahm.

Mann, wieviel hast du gesponn'n?
'ch hab' dreimal 'rum gewund'n.

Großweibel den Rocksteck'n nahm,
Kleinmänneln um Kopf thät schlag'n.

Kleinmännel zum Nachbar lief,
Hielt sich den Kopf und rief:

Ach, Nachbar, hört mich an!
Mich hat mein Weib geschlag'n.

Nachbar, das darfst du mir nicht sag'n,
Meine hat mich erst gestern geschlag'n.

Wenn die Weiber das Recht soll'n hab'n,
So dürfen wir gar nichts mehr sag'n.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 53.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 22. Mai 1843.

Humoristische Literatur.

Landwirthschaftliche Humoresken. Ein Gedenkbuch für seine Freunde von **Laurentius a Fronteserona.** Frankfurt a. M., Hermann'sche Buchhandlung (Suchsland), 1842.

Ein Quodlibet von ernsten und heitern Betrachtungen über die Landwirthschaft und noch mehr über die landwirthschaftlichen Versammlungen der neuesten Zeit; darunter das witzigste und bestgelaunte „der Hammelburger landwirthschaftliche Verein," im Ton der berühmten Hammelburger Reisen des verstorbenen Lang. Wir wollen nur Einzelnes daraus zum Besten geben:

„Man hat dort mutatis mutandis Verfassungsstreitigkeiten, Gutenbergs-Denkmale, Liedertafeln u. s. w., und auch einen landwirthschaftlichen Verein. — Vorsteher desselben ist der Hofrath Schalkenberger, der, weil er, wie die meisten seiner Collegen, am Hofe nicht viel zu rathen hat, und was er allenfalls rathen könnte, doch wenig befolgt werden würde, sich auf sein Gütchen zurückgezogen hat. Es ist ein gar guter freundlicher Mann, heitern Humors, der außer der einem Hofrath gar wohl anstehenden Kunst, Jedermann etwas Freundliches zu sagen, noch die weit schwerere versteht, alle Dinge auf der bessern Seite zu betrachten. Manche mißtrauischen Menschen wollen zwar behaupten, bei aller seiner Treuherzigkeit stecke ihm doch der Schelm im Nacken. Er selbst aber versichert, es sey bloß ein Rheumatismus. — Als der gewaltige Lärm von den Kölner Carnevals-Lustbarkeiten bis nach Hammelburg sich verbreitete, that sich auch dort das edle Streben kund, diesen Tag zu verherrlichen. Das dasige Festcomité machte mehrere Vorschläge, die aber theils zu kostspielig, theils zu preßgefährlich gefunden wurden, bis Herr Schalkenberger den Rath gab, in dieser ernsthaften Zeit die Narrenspossen ganz zu unterlassen, und sich, wie es gesetzten Leuten gezieme, mit dem Nützlichen zu beschäftigen. Dazu schlage er die Stiftung eines landwirthschaftlichen Vereins vor. Der Vorschlag fand allgemein Beifall. Die Statuten machten wenig Schwierigkeit. Da sämmtliche Bewohner Hammelburgs wenigstens ihren Salat und Petersilie selbst bauen, jeder seine Kuh zum Hirten treiben läßt, so sind Alle praktische Landwirthe, folglich zutrittsfähig. Die Vorstandswahl war auch nicht schwierig, und fiel, mit Ausnahme einer einzigen Stimme, die (der bescheidene Geber war nicht zweifelhaft) auf den bürgerlichen Käsestecher und städtischen Schönheits-Commissions-Assessor Herrn Weichselzopf gefallen war, auf Herrn Hofrath Schalkenberger. Nachdem sich nun in dem Gasthause des Herrn Theuerlich sämmtliche Mitglieder zahlreich versammelt hatten, so eröffnete der Vorstand die Versammlung mit Bezeigung der lebhaftesten Freude. Demnächst hielt Herr Magister Dinte einen eben so zeitgemäßen und erbaulichen, als grundgelehrten Vortrag über die Obstbaumzucht im Paradiese. Er bewies mit schlagenden Gründen, daß der Baum des Erkenntnisses jedenfalls keine Hammelburger Apfelsorte gewesen seyn könne, sintemal die hiesigen Aepfel von so saurer Qualität seyen, daß noch jetzt nach so langer Kultur kein Teufel sie anzubeißen wage, sonach auch die Stammmutter Eva, wenn sie sonst nicht als Liebhaberin von sauren Gurken etwa die Essigbereitung im Sinne gehabt habe, schwerlich von der Schlange zum Abpflücken sich hätte verleiten lassen können. Nachdem derselbe alle in Christ's und Sickler's Pomologien bezeichnete Apfelsorten der Reihe nach durchgegangen und nachgewiesen hatte, daß die paradiesische Abstammung derselben immer zweifelhaft bleiben werde, glaubt er, daß noch die größte Wahrscheinlichkeit für eine Calville mit rothen Streifen, wie solche im Pfarrgarten am äußersten Ende zu sehen sey, spreche, weil ihm

diese Früchte schon seit drei Jahren alle Jahre der Teufel geholt habe, was auf eine besondere Liebe des Fürsten der Finsterniß und seiner Genossen, der gottlosen Hammelburger Schuljugend, zu dieser Frucht schließen lasse. Durch comparative Versuche werde sich dieses wohl am besten ermitteln lassen, und erbiete er sich zur Abgabe von Pfropfreisern. Directorium dankte für diesen so archäologisch gründlichen als zeitgemäßen Vortrag, und bemerkte, daß es schon oft bei landwirthschaftlichen Zusammenkünften die Neigung der Redner vom Sündenfalle anzufangen, trotz der dagegen erhobenen sarkastischen Einwendungen vertheidigt und belobt habe. Solche Darstellungen übten den Landwirth in einer seiner nöthigsten Eigenschaften, in der Geduld. Bleibe sich nun der Redner consequent und endige mit dem jüngsten Gericht, so lohne dem bescheidenen Dulder am Ende jener so vielen Schmerz und Leiden besänftigende Genius mit dem sanft wehenden Fittig — der Schlaf, wie auch gar oft bei mit ähnlicher Gründlichkeit behandelten Predigten, Festreden und Collegialvorträgen ihm vorgekommen sey. Herrn Magister Dinte folgte nun der emeritirte Schiffschirurg, Herr Hühnerauge. Derselbe empfahl auf das nachdrücklichste die Kultur des Rennthiermooses, welches er bei seiner letzten Fahrt auf den Wallfischfang auf der Insel Spitzbergen und in Nowaja Semlia kennen gelernt habe. Er verkenne nicht, daß man in Hammelburg in der Mooskultur, besonders auf den Wiesen, nicht nur nicht zurückgeblieben, sondern rühmlich vorwärts schreite, allein nur darin fehle, daß man eine unrichtige Spezies wähle ꝛc. Dann entspinnt sich eine hitzige Debatte über die Bauern- und Judenemancipation, wovon wir nur den Schluß mittheilen. Herr Friedlich trägt nun auf den Beschluß an, den Langtagsdeputirten zu instruiren, daß er bei der auf dem Landtage jetzt verhandelten Judenemancipationsfrage, zu Ehren der Menschheit und zur Conservation des Rufs der Freisinnigkeit der Stadt, für die Zulassung der Juden zum Staatsbürgerrecht zu stimmen habe, jedoch unter der unerläßlichen Beschränkung, daß den Juden Klagerechte gegen Christen weder unmittelbar, noch mittelbar durch Cession geltend zu machen, gestattet werden dürfe. Der Antrag wurde einstimmig zum Beschluß erhoben." Hier fällt der Humorist aus der Rolle, denn der Vorschlag ist nicht mehr hammelburgisch, sondern in der That sehr vernünftig. — Ferner tritt der Kirchenjurat Klingelbeutel mit einer breiten Abhandlung über die zunehmende Gottlosigkeit des Gesindes auf. „Dieser salbungsreiche Vortrag wurde durch den geräuschvollen Eintritt eines freundlichen jungen Mannes im zierlichen Spencer und einer Serviette unter dem Arm unterbrochen, welcher die unabweisliche Nothwendigkeit des Saals behufs des Deckens zum landwirthschaftlichen Vereins-Diner mit der schmeichelhaftesten Beredtsamkeit vortrug. Diese Notiz wurde von der ganzen Versammlung mit sichtbarem allgemeinem Interesse aufgenommen. Der Vorstand dämpfte die freudige Aufwallung achselzuckend mit der unangenehm überraschenden Anzeige, daß nicht weniger als noch sieben angekündigte Vorträge zurück seyen. Allgemeiner Tumult. Die Verlegenheit des Vorstandes ist groß! Hier die sehnsüchtigen Blicke der Redner, dort die schonungslosen Anstalten des Kellners, der schon mit unbarmherzigen Händen die auf den Tischen paradirenden Raritäten hinwegzuräumen Anstalt macht. Und doch ist es an die Erklärung derselben noch gar nicht gekommen. Man sieht ein krepirtes Kalb mit 2 Schwänzen; einen Pflug, der mittelst wohlangebrachten Orgelwerks den Jungfernkranz aus dem Freischütz spielt; Samenkörner aus der Wüste Sahara; einen sinnreich construirten Erntewagen in originali, auf welchem mit 6 Pferden so viel gefahren werden kann, als auf gewöhnlichen mit zweien; endlich vergleichende Proben von Menschendünger, der eine von bloß Kartoffeln verzehrenden Bauern, der andere von landwirthschaftlichen Institutszöglingen, die 100 Louisd'or Pension zahlen, — bekanntlich nach erprobten Erfahrungen das beste Mittel, eine gesunkene Muster-Wirthschaft wieder in Kraft zu bringen) u. dgl. — Der Vorstand bemerkt: Es wäre die Frage: ob sich die Herren so kurz fassen könnten, daß in einer halben Stunde die Sache abgethan werden könnte, dann wäre die Möglichkeit gegeben, bis zur Suppe Alle zu hören. „Ja wohl," antworteten die Sieben, „ganz kurz," und im Nu fliegen sieben Finger dicke Manuscripte aus der Tasche! Die Zuhörer erblassen. Jeder der Redner will das Wort nehmen.

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Glieder!

Der Vorstand ergreift die Schelle. „Meine Herren, meine Herren, Sie sehen, es geht nicht. Erlauben Sie einen Vorschlag. Zu einem Vortrag reicht die Zeit noch zu. Lassen sie uns bestimmen, welcher an die Reihe kommen soll." Herr Orgelmacher Stimmgabel: „Ich bitte um das Wort. Nichts kann Ihnen interessanter seyn, als meine Beschreibung einer zu erfindenden Maschine, wie nach dem System der Vaucansonischen Ente ein Scheffel Korn in 10 Minuten gedroschen, gesichtet, gemahlen, zu Teig gemacht, geknetet und gebacken werden kann, so daß, wenn vorne die Garben eingesteckt sind, hinten auf einem zierlichen Präsentirteller die ganzen Brode herauskommen. Ja, ich hoffe es noch dahin zu bringen, daß

mittelst Einlage besonderer Räderwerke auch nach Belieben Zwiebacke, Münchner Bretzeln, Augsburger Hörnchen und Linzer Gebacknes produzirt werden kann." Herr Morissonischer Pillen-Commissionär Gripser fällt ein: „Ich bitte ums Wort. Die Discussion um eine noch zu erfindende Maschine kann unmöglich das Interesse ansprechen, das mein Vortrag über die große Moguls-Gerste, von welcher am rechten Standorte jedes Korn eine Metze ertragen soll, verdienen muß. Ich habe ganz frisch eine Parthie Körner von einem schwedischen Schiffskapitän erhalten und steht jedem Mitglied zu dem Preis von 2 Groschen ein Korn zu Diensten. Erlauben Sie nun, daß ich Ihnen diesen aus dem Großmogulischen in das Deutsche übersetzten Aufsatz über die Eigenschaften dieser Wunderfrucht — — — —" Nein, nein, erhoben sich eine Menge Stimmen, wir haben Hunger wie die Wölfe! — Nur ein einziges Wort! flehte Herr Literatus Lungenflügel. Meine Herren, meine Herren, vergessen Sie nicht, daß die Viehzucht der Hebel unserer Landwirthschaft ist. Noch ist kein Wort von diesem Zweig in unserer Versammlung vorgekommen. Mein Vortrag wird Sie über einen hochwichtigen Gegenstand aufklären. Sie werden von mir Andeutungen erhalten, wie der große Vortheil, im heißesten Sommer frisches Ochsenfleisch zu liefern, mit einem hohen Mastungsertrag verbunden werden kann. Ich wette, keinem von Ihnen ist bekannt, daß in Abyssinien den Ochsen lebendig das Fleisch aus dem Hintertheile geschnitten und verzehrt wird. Könnte es nun eingerichtet werden, daß eine Art Fleischwechselwirthschaft getrieben und das Fleisch auf dem einen Schenkel ausgeschnitten würde, während es auf dem andern wieder wüchse, so wäre der Viehzüchter nicht genöthigt, dem Fleischer den Profit zu gönnen, sondern könnte aus der ersten Hand an den Consumenten verkaufen ꝛc. — Während dieser geistreichen Vorträge hat der zudringliche Kellner mit seinem Train, dem Hausknecht und den Stubenmägden, immer mehr Terrain gewonnen. Weder Winke noch die Directorial-Schelle können das Geräusch der gerückten Tische, Stühle, Teller beschwichtigen."

Mit diesen heitern Scherzen wechselt ein würdiger Ernst ab, der zumal am Schluß bei einer kurzen Schilderung eines landwirthschaftlichen Festes hervortritt. Der Verfasser hatte die Ehre, beim Festmahl an der Seite des Generals von Borstell zu sitzen und er sagt darüber Worte, denen wir aus voller Seele beipflichten. „Da saß ich nun neben dem greisen Krieger, dem die so schwer zu vereinigende Eigenschaft des edeln tief fühlenden Menschen mit dem thatkräftigen Helden in den Geschichtsblättern des deutschen Vaterlandes ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Die Geschichte wird in dem Leben dieses Mannes eine seltsame Eigenthümlichkeit nicht übersehen können, daß er sich Ruhm und Ehre erwarb, wo er dienstgemäß handelte, aber nicht geringer, wo er *dienstwidrig* handelte! — Wer weiß es nicht, daß strenge Subordination der Grundpfeiler der Kriegskunst ist. Diesen wagte von Borstell zweimal mit kühnem Muthe zu erschüttern. Das erste Mal geschah es bei Gehlsdorf, als er gegen die Ordre des commandirenden Kronprinzen von Schweden eine ganz entgegengesetzte Disposition traf, und dadurch den günstigen Erfolg der Schlacht bei Dennewitz entschied, was von nicht zu berechnenden Folgen für den Gang der damaligen Kriegsereignisse seyn mußte. — Welche ungeheure Verantwortlichkeit lag in diesem Wagstück! Will man auch sagen: ein so gewandter Krieger konnte wohl die Gewißheit des Erfolgs voraussehen, so darf man nicht vergessen, an welche Menge nicht zu berechnender Zufälligkeiten der Erfolg kriegerischer Unternehmungen gar oft gebunden ist. Der Führer, welcher der Ordre des Feldherrn folgt, ist jedes Vorwurfs ledig; derjenige, welcher sie aber verletzt, ist einzig den dunkeln Mächten des Geschicks hingegeben. Auch Zufälligkeiten fallen seiner Verantwortung anheim. — Sein Leben einzusetzen, das ist jedes rechtschaffenen Kriegsmannes Pflicht. Aber wie von Borstell einen schimpflichen Tod — durch kriegsrichterlichen Spruch — zu riskiren, dazu gehört jener wahre Heldenmuth, der das Bewußtseyn innerer Recht- und Pflichtmäßigkeit, über das Urtheil der Welt zu setzen vermag. Das zweite Mal traf von Borstell der Vorwurf der Subordinationsverletzung, als des schwer beleidigten Ober-Feldherrn rasches Wort, dem Manne, dem die Ehre *seiner* Fahne über Alles ging, zumuthete, um der Uebereilung einer aufgeregten Truppe willen, (die wohl materiell selbst in ihrem Rechte war,) als Vollzieher der Gewalt die Ehre einer ganzen Nation, durch Verbrennen ihrer Fahnen, zu beschimpfen. Da zeigte sich wieder der Mann, dessen sittliche Würde im Kampfe widerstreitender Pflichten die *äußere* Ehre der *innern* willig opferte. — Hätte der berühmte Turenne, als williger Scherge des von der Geschichte als Mordbrenner gebrandmarkten Louvois, sich zu einer ähnlichen Geistesgröße zu erheben vermocht, und statt seines achselzuckenden „le roi le veut!" in Borstell's Sinn gehandelt, so würden nicht noch jetzt so viele Trümmer in der Pfalz, als Schandsäulen der muthwilligsten Zerstörungssucht gegen ein friedliches Volk, den Wanderer anstarren. — Und doch erhielt dieser Turenne auf deutscher Erde ein steinernes Ehrendenkmal, und Deutsche halten sichs zur Ehre, es zu schirmen!"

Volkslieder.

1) Schlesische Volkslieder mit Melodien. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1842.

(Schluß.)

Und folgendes:

Und als der Mann nach Hause kam, ei ei ei!
Da standen soviel Pferde da, eins, zwei, drei!
Herzliebes Weib, ach sage mir,
Was soll'n die Pferde hier?
Milchkühe sind es ja, die Mutter schickt sie mir.
Milchkühe mit Sätteln! o Wind, o Wind, o Wind!
Ich bin ein armer Ehemann, dergleichen viel' ja sind.

Und als er zu der Treppe kam, ei ei ei!
Da hingen soviel Mäntel da, eins, zwei, drei!
Herzliebes Weib, ach sage mir,
Was soll'n die Mäntel hier?
Grastücher sind es ja, die Mutter schickt sie mir.
Grastücher mit Aufschlägen! o Wind, o Wind, o Wind!
Ich bin ein armer Ehemann, dergleichen viel' ja sind.

Und als er in die Stube kam, ei ei ei!
Da hingen soviel Stiefeln da, eins, zwei, drei!
Herzliebes Weib, ach sage mir,
Was soll'n die Stiefeln hier?
Milchkannen sind es ja, die Mutter schickt sie mir.
Milchkannen mit Sporen! o Wind, o Wind, o Wind!
Ich bin ein armer Ehemann, dergleichen viel' ja sind rc.

Unter den vielen Handwerksliedern zeichnet sich das auf Seite 240 durch seine kecke Art und durch die praktische Wahrheit aus. Im Winter nämlich, heißt es dort, muß sich der Gesell, weil er nicht wandern kann, alles vom Meister gefallen lassen, dafür spielt er aber im Sommer, zur Wanderzeit, den Herrn und läßt sich zu allem nur erbitten. — In den Spottliedern kommen die Schneider am übelsten weg. Die berühmte Geschichte der 99 Schneider kommt hier in mehreren Variationen vor.

Merkwürdig sind am Schluß die ziemlich zahlreichen geistlichen Volkslieder, die sich unabhängig von den Gesangbüchern im Munde des Volks erhalten. Sie zeichnen sich durchgängig durch etwas Bildliches, Malerisches oder Legendenartiges aus, kurz durch etwas, was zur Phantasie spricht, und daraus mag sich auch erklären, warum sie dem Volke nicht entschwunden sind, denn das Volk liebt die Poesie, und kann es schwerlich begreifen, warum man in so vielen offiziell promulgirten Gesangbüchern gerade die Poesie ausgeschlossen hat. Uebrigens sind die meisten dieser Volkslieder katholische. Eins der schönsten besingt den heiligen Nepomuk. Das einfach schöne Lied ist in dem Glazischen an der böhmischen Grenze aufgezeichnet worden, doch fehlt uns eine Notiz, ob es vielleicht auch in böhmischer Sprache vorkommt?

Das Wenige, was wir hier aus der, auf die trefflichste Weise angeordneten Sammlung hervorheben konnten, möge wenigstens einigermaßen ihren Reichthum darthun. Es wäre sehr zu wünschen, wenn dieses Beispiel Nachahmung fände und auch aus andern deutschen Gegenden die Volkslieder **mit den Melodien** gesammelt würden. Bisher ist immer nur von Wenigen und meist ohne Rücksicht auf die Melodien gesammelt worden, und gewiß hat man noch bei weitem nicht tief und umfangreich genug im Volke nachgeforscht, um den bei ihm verborgenen Liederschatz auszubeuten. Bei diesem Anlaß möchten wir den Freunden der Volkspoesie noch eins ans Herz legen, woran man bisher noch viel weniger gedacht hat, als an die Sammlung der Volkslieder. Wir meinen die Volksmeinungen, den sogenannten Volksaberglauben, der sich an bestimmte Naturerscheinungen, Steine, Meteore, Berge, Felsen, Flüsse, Quellen, Wälder, Steine, Pflanzen und Thiere, Vorgänge im Menschenleben, so wie auch an bestimmte Zeiten und Tage knüpft. Was J. Grimm darüber in seiner deutschen Mythologie gesammelt hat, ist sehr dankenswerth, aber bei weitem noch nicht vollständig genug und überhaupt fast nur aus älteren schriftlichen Quellen geschöpft, nicht unmittelbar aus der noch verborgenen, aber reichen Quelle des lebendigen Volksglaubens selbst. Wenn man einmal in dieser Beziehung forschte und sammelte, würde man nicht nur für die Poesie, sondern auch für das Verständniß des heidnischen Alterthums manchen unerwarteten Aufschluß erhalten. Geht man überhaupt darauf aus, daß das deutsche Volk in allen seinen Eigenheiten vollkommen zum Bewußtseyn kommen solle, so muß auch diese Seite des Volksglaubens ins Licht der Wissenschaft gestellt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 26. Mai 1843.

Volkslieder.

2) Dainos oder litthauische Volkslieder. Gesammelt, übersetzt und mit gegenüberstehendem Urtext herausgegeben von L. J. Rhesa, weil. Prof. ꝛc. Nebst einer Abhandlung über die litthauischen Volksgedichte und musikalischen Beilagen. Neue Auflage. Durchgesehen von Fr. Kurschat. Berlin, Enslin, 1843.

Die erste Auflage dieser sehr interessanten Sammlung erschien bei Hartung in Königsberg im Jahr 1825. Außerdem hat der verstorbene Rhesa noch im Jahr 1818 die Jahreszeiten des Donaleitis und 1824 die Fabeln desselben litthauischen Dichters herausgegeben, die noch weniger bekannt geworden zu seyn scheinen, als die Dainos. Wie sehr diese Dichtungen die Theilnahme aller Freunde der Poesie und zumal der Volkspoesie verdienen, mag aus einer kurzen Skizze dessen erhellen, was die Dainos zu bedeuten haben. Es sind Liebeslieder zum Unterschied von den Giesmes, welche Religion, Belehrung, Fabeln ꝛc. zum Gegenstande haben, und von den Raudas oder Todtenklagen. Sie sind in dem Theile Litthauens gesammelt, welcher zum Königreich Preußen gehört und in Bezug auf Nationalpoesie den doppelten Vorzug besitzt, einmal den Russen und Mongolen gegenüber ihre Freiheit und Eigenthümlichkeit reiner bewahrt, und sodann später erst (im 15ten Jahrhundert) dem Heidenthum entsagt zu haben. Daher noch sehr viel alterthümlich Heidnisches in die Poesie verwebt ist. Zwar haben sie etwas mit den altslavischen, polnischen und serbischen Liedern gemein, nämlich eine ganz eigenthümliche Innigkeit und wir möchten sagen süße Wehmuth der Empfindung. Doch gehen sie in dem liebkosenden Tone noch weiter, als jene, und verwandeln jedes dur in ein moll. „Die Menge von Diminutiven auf lnne, pne, pti, ele, ate, uze, ptis, atis, uttis, pnis, elis u. s. w., deren Häufung in der deutschen Sprache das Ohr beleidigen würde, geben den litthauischen Liedern jenen süßen Reiz, jenes weiche, sanfte, einschmeichelnde Wesen, was das Herz bezaubert. Sie drücken einen vertraulichen Ton, ein zartes Verhältniß, eine herzliche Theilnahme, kurz alles das aus, was man im Deutschen mit hold, lieb, angenehm, edel, anständig und ehrwürdig umschreibt. Fast ein jedes Substantivum erhält in der Daina eine Deminutivendung, ohne welche sie in der That nicht sangmäßig wäre. Selbst den Verbis wird die Diminutivsylbe pnu inu gegeben, um der Handlung etwas Zartes und Inniges zu ertheilen. Man betrachte nur das Volkslied Nr. 18, wo fast alle Zeitwörter die Endung inu erhalten, nicht in der transitivmachenden Bedeutung: ich lasse etwas thun, — wie die Grammatiker angeben (s. Mielke litth. Gram. S. 136), sondern in der diminutiven Bedeutung.

Išėjo Tetuzis; išsuprino

heißt wörtlich: Hinausging Väterlein, hinausbückte er sich sanft (zart und leise).

Pucztele prie Szono, ten byrino

das Flintlein zur Seite — da späht er (vorsichtig still und leise nach dem Wilde). Und so erhalten alle übrigen, selbst rauh und niedrig klingende Zeitwörter durch die Endung inu etwas Milderndes und Anmuthiges in diesem Liede." Damit stimmt eine außerordentlich keusche und zarte Sittlichkeit überein, die in den litthauischen Liedern allgemein und ausschließlich vorherrscht, was von der slavischen Volkspoesie, so viel Zartes auch sie enthält, doch keineswegs zu rühmen ist.

Die meisten Dainos drücken mädchenhafte Gefühle, Freuden und Schmerzen in den einfachsten Lagen aus, in die ein ländliches Mädchen kommen kann, und immer ist es nur die überraschende Naturwahrheit und liebliche Naivetät, verbunden mit einem unnachahmlich süßen Wohlklang der Sprache, der diesen Liedern ihren Zauber verleiht, die sonst keineswegs durch effektvolle Situationen oder Gedanken und Bilder sich auszeichnen.

Viele Lieder beziehen sich auf bräutliche Wünsche, die immer auf die bescheidenste und anmuthsvollste Weise ausgedrückt sind. Zum Beispiel:

Die Waise.

Sie sandten mich zum Walde,
Ins Wäldchen hin nach Beeren,
In den Wald nach Heidelbeeren.
Die Beeren hab' ich nicht gelesen,
Die Heidelbeeren nicht gepflücket,
Ich ging hinauf den Hügel,
Zu meiner Mutter Grabe;
Da weinte ich bittre Thränen
Um die geliebte Mutter.
„Wer weint um mich da oben?
„Wer tritt auf meinen Hügel?
Ich, ich, o liebe Mutter,
Die Einz'ge, die Verwais'te.
Wer wird mein Haar nun kämmen?
Wer meine Lippen waschen?
Wer reden Liebesworte?

Gehe zur Heimath, o Tochter!
Dort wird eine andre Mutter
Dir kämmen dein Haupthaar,
Dir deine Lippen waschen.
Dort wird ein zarter Jüngling
Dir reden Liebesworte.

Gar zart und heiter ist auch folgendes kleine Liedchen dieser Gattung:

Die spinnende Mutter.

Gestern kam ich sehr spät zurück,
Traf die Mutter noch wachend an.
Bei der Kiehnfackel mattem Schimmer
Spann sie des Flachses feine Fäden.

Spinne, Mütterchen, spinne fein!
Weit hinaus wirst du mich hinfrei'n.
„Spinne, Töchterchen, nur noch feiner,
Und ich freie dich noch viel weiter."

Auch Jünglinge werden zuweilen redend eingeführt, indem sie zur Geliebten reiten und ihre Werbung anbringen, doch am häufigsten sind es die Mädchen, in deren Namen der Dichter spricht, oder die wohl selbst diese Lieder gedichtet haben. An die Lieder der Sehnsucht schließen sich sofort die der Begegnung und Verlobung an; bald mehr von rührender, bald mehr von muntrer und lustiger Art. Zum Beispiel:

Die verwaisete Braut.

Was fiel, o Jüngling,
Dein liebend Auge
Auf mich verwaistes Mägdlein,
Die ich nicht habe
Weder Vater noch Mutter,
Noch irgend einen Verwandten?

Es wächst im Walde
Ein grüner Eichbaum;
Ach, das ist nicht mein Vater!

O würd' der Stamm zum Vater,
Die Aeste doch zu Händen!
Die Blätter doch zu Wörtlein!

Still, weine nicht, o Mägdlein,
Du meine zarte Lilie,
Ob deinen Kummer-Tagen!

Verstehest du zu spinnen?
Den Webestuhl zu regieren?
Auf grüner Wiese zu harken?

Wohl versteh' ich zu spinnen,
Den Webestuhl zu regieren,
Auf grüner Wiese zu harken.

Abschied der Tochter.

Ich hab' aufgesagt meiner Mutter
Schon vor des Sommers Mitte:

Suche, Mutter, dir ein Spinnermädchen,
Ein Spinnermädchen, ein Webermädchen.

Ich habe genug gesponnen des weißen Flachses,
Genug gewebet der feinen Linnen.

Ich habe mich genug zerscheuret am weißen Tischlein,
Ich habe genug gefeget des Hofes Plätze.

G'nug hab' ich gehorchet der lieben Mutter,
Muß nun auch gehorchen der Schwiegermutter.

Ich habe genug geharket das Gras der Wiesen,
Habe genug mich zertragen an den weißen Harklein.

O du mein Kränzlein von grünen Rauten,
Nicht lange wirst du grünen auf meinem Haupte.

Ihr, meine Flechten von grüner Seide,
Werdet nicht mehr funkeln im Sonnenstrahle.

Ihr, meine Locken, ihr gelben Locken,
Ihr werdet nicht mehr flattern im Wehn des Windes.

Ich werde besuchen meine liebe Mutter
Nicht mehr im Kranze, nein, in der Haube rc.

Zuweilen will es das Schicksal anders. Folgendes überaus kunstloses Lied hat doch einen ganz eignen rührenden Zauber.

Die kranke Braut.

Durchs Birkenwäldchen,
Durchs Fichtenwäldchen
Trug mich mein Hengst, mein Brauner,
Zu Schwiegervaters Höfchen.

Schön' Tag! schön Abend!
Geliebte Schwieger,
Was macht mein Mägdlein?
Was macht mein junges Mägdlein?

Krank ist das Mädchen,
Krank, o sehr schmerzlich!
Dort in der neuen Kleete,
In ihrem grünen Bettlein.

Da über'n Hof ich —
Und herzlich weinend,
Und vor der Thüre
Wischt' ich die Thränen.

Die Hand ergriff ich,
Aufstreifte das Ringlein.
Wird's dir nicht besser, Mägdlein?
Wird nicht das Herz genesen?

Ich werde nicht genesen,
Nicht deine Braut seyn.
Du wirst mich nicht betrauren;
Nach Andern wirst du sehen.

Durch diese Pforte
Werdet ihr mich tragen,
Durch jene reiten Gäste.
Gefällt dir das Mädchen,
Gefällt dir's junge Mägdlein?

Für minder erhebliches Leid wird der Trost in der Liebe selbst gefunden. Auch das ist in einem unvergleichlichen Liede auf die einfachste und rührendste Weise gesagt:

Die treue Liebe.

Durchs Dörfchen ging ich,
Das Wasser trug ich,
Da höret' ich wiehern
Das braune Roß im Stalle.

Ich setzte die Eimer hin,
Eröffnete die Thüre,
Da erblickt' ich den Jüngling
Im Stalle bitter weinend.

Was weinest du, lieber Jüngling,
Du, o lieber Reiter?
Ich habe dir ja zugesagt,
Meine Liebe nimmer
Von dir abzuwenden.

Rein ist ja das Wasser
In der reinen Quelle,
Treu ist die Liebe
In dem treuen Herzen.

Die Jünglinge müssen in den Kampf und oft kehrt der Geliebte nicht wieder. Der Schmerz darüber ist Gegenstand mehrerer der vortrefflichsten Gedichte.

Der Rabe.

Her flog ein schwarzer Rabe,
Trug eine weiße Hand her
Und einen goldnen Ring daran.
Dich frag' ich, lieber Vogel:
Wo hast du, schwarzer Rabe,
Die weiße Hand erhalten,
Und wo das goldne Ringlein?

Ich war im großen Kriege:
Da schlug man große Schlachten,
Da flocht man Zäune aus Schwertern,
Da grub man Gräber mit Flinten,
Da floß das Blut in Strömen,
Da liegt nicht nur ein Söhnlein,
Da weint nicht nur ein Vater.

O weh! Das ist mein Ringlein;
Nun kehrt mein Jüngling nicht wieder,
Es fließen meine Thränen.

Welche bewundernswerthe Kürze und Anspruchslosigkeit einer Dichtung, die doch den tiefsten Schmerz so wahr ausdrückt! Nicht minder schön und tiefsinnig ist auch folgendes Lied:

Die Brücke.

Ueber die Brücke ritt' ich,
Mein Roß verscheuchte sich,
Vom Roß fiel ich hernieder.

O weh! Das war mir
Ein weiches Bettlein
Im reinen, klaren Wasser.

Ich hob empor mich,
Schauete um mich her:
Mein Gefährte war verschwunden.

Ich selber traurend,
Mein Roß betrübet;
O weh, was nun beginnen?

Da kamen geflogen
Drei weiße Schwäne
Her aus des Königs Garten.

Die ließen sich hernieder,
Die weißen Schwäne,
Dort auf des Bruders Grab.

Ein Schwan zu Füßen,
Ein Schwan zu Haupte,
Ein Schwan zur Seite.

Die Braut zu Füßen,
Die Schwester zu Haupte,
Die Mutter an der Seite.

Die Braut betrauerte
Ihn drei Wochen lang,
Die Schwester drei Jahre.

Und ach, die Mutter,
Die Hochehrwürdige,
So lang' ihr Haupt am Leben war.

Die Mutterliebe kann nicht schöner verherrlicht werden.

Diese wenigen Proben mögen genügen, um ungefähr den Umfang zu bezeichnen, in welchem die Dainos das ländliche Stillleben des litthauischen Volks und hauptsächlich das weibliche Gemüthsleben darstellen. Außerdem aber finden sich in der Sammlung noch einige Gedichte, in denen Naturgegenstände zum Theil in altheidnischer Weise besungen werden. Namentlich ist ein Lied bemerkenswerth, worin die Mythe von der Entstehung der Mondphasen enthalten ist.

Des Mondes Heirath.

Es nahm der Mond die Sonne;
Da war der erste Frühling.

Die Sonne stand schon früh auf,
Der Mond verbarg sich scheidend.

Der Mond wandelte einsam,
Gewann den Morgenstern lieb.

Darob ergrimmte der Donnergott,
Zerhieb ihn mit dem Schwerte.

Was verließest du die Sonne?
Was gewannst du den Morgenstern lieb?
Was wandeltest du einsam in der Nacht?

Mehr karrikirte Thierfabel enthalten die beiden Gedichte vom Gastmahl des Sperlings und von der Hochzeit des Wolfs. Noch ein zweites Lied vom Sperling, der feierlich gebraten und von einer großen Gesellschaft verzehrt wird, wobei zwei Fässer Bier ausgetrunken werden, ist ein humoristischer Scherz, der an das deutsche Volkslied von 99 Schneidern erinnert, die von einer gebratenen Laus satt wurden.

Novelle.

Die Wiederkehr. Eine Novelle. Herausgegeben vom Einsiedler bei St. Johannes. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Ein theologischer Roman, worin die vornehmsten kirchlichen und theologischen Streitfragen unsrer Zeit in einer sehr gefälligen Weise dialogisirend besprochen werden. Der Faden, an den sich diese Gespräche anreihen, bildet die Lebens- und Bildungsgeschichte des jungen Theologen Theodor, der durch das katholische Süddeutschland, nach der Schweiz und auf mehrere Jahre nach Nordamerika wandert, endlich aber in die Heimath zurückkehrt. Seine geographische Wanderung ist zugleich eine innere Durchwanderung und Zurücklegung der mannigfachsten Gegensätze, die das kirchliche Leben und die Glaubensverschiedenheit darbietet. Der Heimkehr ins Vaterland entspricht aber eben so eine Heimkehr zur reinen evangelischen Gläubigkeit. Die Tendenz der Novelle ist mithin eine streng christliche und unterscheidet sich insofern sehr zu ihrem Vortheil von dem rationalistischen Gesalbader so vieler moderner Romane, die ebenfalls kirchliche Zeitfragen erörtern, wie z. B. der Herr von Sandau. Der uns unbekannte Eremit von St. Johannes geht viel tiefer ins Wesen der Religion und Kirche und in das Bedürfniß des Geistes und Gemüthes ein. Wenn allerdings diese sehr ausführliche Controverse kaum in eine Novelle zu gehören scheint, so ist doch gewiß, daß, gerade in dieser Form mitgetheilt, vielleicht manche Wahrheit Lesern vor Augen kommt, denen sie sonst fremd bleiben würde. Ob die Form einer Novelle überschritten wird, oder nicht, darauf kommt es ohnehin nicht an, wenn nur das Gesagte durch innere Wahrheit, sittliche Grazie und eine eben so warme, als elegante Sprache den Leser fesselt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 55.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 29. Mai 1843.

Biographie.

Ludwig Philipp der Erste, König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens von Dr. Christian Birch. Zweiter Band. Stuttgart, Hallberger, 1843.

In diesem Bande finden wir die Wirksamkeit Ludwig Philipps während der ereignißreichen Jahre von 1830—1835 oder von der Julirevolution an bis zu den sogenannten Septembergesetzen geschildert, und man kann dem Verf. das Zeugniß nicht versagen, daß er einen sehr gewandten und gefälligen Vortrag besitzt und nicht nur die Schwierigkeiten, die ihm die Erörterung so vieler verwickelter Parteikämpfe und Organisationen bereiten mußte, glücklich überwunden und seinen Gegenstand mit großer Klarheit behandelt, sondern auch, so vielen entgegengesetzten Parteiansichten gegenüber mit möglichst viel historischer Ruhe und nicht ohne Courtoisie auch gegen solche Ansichten geschrieben hat, die er nicht theilen zu dürfen glaubt. Diese ritterliche Grazie des Geschichtschreibers tritt hauptsächlich in der Behandlung der Partei hervor, welche die Umtriebe und die Katastrophe der Frau Herzogin von Berry betreffen. Sie wird auch in den Parteien, welche von den republikanischen Aufständen und von der demokratischen und kriegerischen Opposition handeln, nicht vermißt, doch die Gerechtigkeit, welche der Verf. in der Regel den Personen widerfahren läßt, wird nicht immer auf die Gründe ausgedehnt, welche dieselben für ihre Ansicht und Handlungsweise geltend machen konnten. Von dem deutschen Standpunkt aus, aus welchem wir die Politik Ludwig Philipps ansehen, stimmen wir unbedingt in das Lob der Maßregeln ein, durch welche Frankreich bezähmt und von Uebergriffen in unsre Grenzen abgehalten worden ist; doch eben deßhalb müssen wir zugestehen, daß sich dieselbe Sache von einem nationalfranzösischen Standpunkt aus betrachtet, anders darstellt, und daß in den Jahren 1830 und 1831 die französische Kriegspartei, wenn die Regierung mit ihr in Einklang gehandelt hätte, sich in der That manche Erfolge hätte versprechen dürfen. Das Einzige, was wir nun an der vorliegenden Darstellung aussetzen möchten, ist, daß sie ein verhältnißmäßig zu geringes Gewicht auf die Gründe legt, aus welchen die damalige Kriegspartei die Polen unterstützt wissen wollte, und daß sie die Aufrichtigkeit Ludwig Philipps gegen den Vorwurf der Falschheit in Schutz nimmt. In einer Stellung, wie sie Ludwig Philipp wählte, ist es Niemand möglich, die Naivetät eines aufrichtigen Gemüthes zu bewahren. Die Maske ist hier ein unerläßliches Erforderniß, eine unentbehrliche Waffe. Solche Waffen sind schon Jahrtausende vor Machiavelli gebraucht worden und werden eben so lange nach ihm gebraucht werden. Der Geschichtschreiber kann aus einer so allgemeinen politischen Praxis keinen besondern Vorwurf für einzelne machen, hat eben deßhalb aber auch nicht nöthig, die Sache zu beschönigen.

Sieht man auf den bisherigen Erfolg allein, so muß man in der That die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher Ludwig Philipp Zug für Zug sein Spiel auf dem französischen und europäischen Schachbrett lenkte, und muß staunen, mit welcher unzerstörlichen Ruhe er den Wuthausbrüchen der Thatenlust hier und den letzten Zuckungen verblutender Völker dort zusah, mit welcher sichern Berechnung er sich hier Jahrelang die gröbsten Insulten geduldig gefallen ließ und dort wieder blitzschnell zufuhr, einer Spinne in ihrem Netze gleich, die auch nicht eine einzige unnütze Bewegung macht. Vielleicht gab es noch nie einen Regenten, wenigstens noch keinen in der neuern Zeit, der den Parteien so eindringliche Lehren gegeben hätte.

Es ist wohl sehr gewagt, das Rezept der politischen Arznei zu schreiben, welche Ludwig Philipp seit dreizehn Jahren den Franzosen eingibt; doch über einige seiner Mittel kann man, weil er sie sehr regelmäßig angewandt hat, nicht in Zweifel seyn. Er entwaffnete die Parteien gewöhnlich schon, ehe er sie angriff und ihnen die eigentliche

Niederlage bereitete, durch Mißbrauch ihrer Häupter. Dieser Mißbrauch bestand theils darin, daß er sich ihnen zum Schein eine Zeitlang unterordnete, sich gleichsam selbst zum Werkzeug einer Partei oder einiger vorragenden Parteimänner erniedrigte, und sie dadurch entweder in der öffentlichen Meinung ruinirte oder sie durch schwindelnde Hoffnungen bis an einen Abgrund riß, in den sie hineinfallen mußten, theils darin, daß er sie geschickt dahin brachte, sich selbst zu prostituiren. Dieß geschah, indem er sie theilte und gegen einander reizte, so daß sie einander wechselseitig alle Schwächen aufdeckten. Es geschah ferner, indem er sie reden und schreiben und sogar vor Gericht den Mund so voll als möglich nehmen ließ. Dadurch nutzten sie sich gänzlich ab, verloren durch ihre eigne Eitelkeit den Nimbus, mit dem sie anfangs noch der Patriotismus zu umkleiden schien, und wurden theils durch Unverschämtheit, Preßfrechheit, Mordversuche ꝛc. zum allgemeinen Abscheu, theils durch ewige Wiederholung ihrer Tiraden langweilig. So gelang es Ludwig Philipp, was unter andern Umständen kaum glaublich scheinen würde, das Kriegsgeschrei zu dämpfen, die Presse zu zähmen, die Straßen zu reinigen, Paris mit Bastillen zu umgeben und eine ganz so zahme Ordnung einzuführen, wie sie nöthig ist, damit seine Dynastie vor allen Dingen Wurzeln schlage.

Das lehrreichste von Allem in Ludwig Philipps Leben dürfte sein Verhältniß zur Deputirten- und Pairskammer seyn. Ohne zu Gewaltmitteln seine Zuflucht nehmen, ohne je wie Cäsar, Cromwell und Napoleon den Senat sprengen und decimiren zu müssen, brachte er die repräsentativen Körper Frankreichs zu allem, was er wollte, indem er sie mit dem Geschick lenkte, wie ein Clavierspieler die Tasten. Die Pairskammer war unpopulär geworden, sie mußte reformirt werden. Die Deputirtenkammer wollte derselben ihr Uebergewicht fühlen lassen und setzte durch, daß aus der Pairskammer der eigentliche aristokratische Nerv, die Erblichkeit, ausgeschnitten wurde; aber wozu führten alle diese demokratischen Tendenzen? wozu anders als dahin, daß die Pairskammer aus einem unabhängigen aristokratischen Körper ein Instrument monarchischer Willkür wurde. Die Deputirtenkammer warf sich zur europäischen Macht auf, sie drohte allen Cabinetten, sie prahlte mit allen Kräften der alten Revolution plus denen Napoleons, und mußte sich gefallen lassen, daß, während sie noch über die certitude oder esperance stritt, die sie den Polen hinsichtlich ihrer Unabhängigkeit gewähren wollte, die Polen bereits von der Diplomatie gelähmt, hintergangen, vernichtet waren, und wenige Tage darauf Sebastiani den dupirten Deputirten ankündigte, „die Ordnung sey in Warschau hergestellt." In der That, wenn man erwägt, wie diese von Thatendurst und Kraftdrang gleichsam strotzende Deputirtenkammer Frankreichs in den Jahren, in denen ganz Frankreich noch in den Flitterwochen der Volkssouverainetät schwärmte, hinters Licht geführt und lächerlich gemacht wurde, darf sich keine von den Kammern und Kämmerchen in Europa, die vom Glück weniger begünstigt waren, über das Schicksal, mit allen schönen Reden nichts ausgerichtet zu haben, beklagen.

Altenglische Literatur.

1) **Popular treatises on science written during the middle ages, in anglo-saxon, anglo-norman, and english. Edited from the original manuscripts by Thomas Wright. London, printed by R. and J. E. Taylor, red lion court, fleet street. 1841. 8.**

Das Buch ist von der historical society of science, deren Präsidium der Herzog von Sussex führte, und nur für die Mitglieder der Gesellschaft gedruckt, weßhalb denn nur wenige Exemplare auf den Continent gekommen seyn mögen. Es wird daher eine kurze Uebersicht des Inhalts hier nicht ohne Interesse seyn.

Die Absicht des gelehrten Herausgebers war, einzelne in Vulgärsprachen geschriebene mittelalterliche Schriften über Naturwissenschaften zu sammeln, welche dazu bestimmt waren, das größere ungelehrte Publikum über diese Gegenstände aufzuklären. In der That sind dieß wichtige Dokumente für die Geschichte der Volksbildung. Noch ist die irrige Meinung sehr verbreitet, daß die Männer der Wissenschaft im Mittelalter nur dahin gestrebt haben, dieselbe dem Laien fern zu halten. Zu allen Zeiten finden wir aber Schriften dieser Art, welche für den Uneingeweihten bestimmt waren, und welche nicht allein dadurch merkwürdig sind, daß sie uns die Methode zeigen, in welcher dieser populäre Unterricht betrieben wurde, sondern auch dadurch, daß sie mit der Menge, in der sie auftraten, den Grad der Wichtigkeit andeuten, welchen man diesem Bestreben beilegte.

Das erste Stück unserer Sammlung ist ein angelsächsisch geschriebenes Handbuch der Astronomie in Prosa aus dem zehnten Jahrhundert. Es scheint einem Nonnenkloster angehört zu haben und für die Frauen desselben zur Lektüre bestimmt gewesen zu seyn. Der Verfasser ist nicht zu ermitteln gewesen. Man hat es Alfric beigelegt; eine neuere Hand zu Anfang des Manuscripts schreibt es dem Athelard von Bath zu, ein offenbarer Irrthum, da Athelard ins zwölfte Jahrhundert fällt. Es ist, wie aus dem Eingang hervorgeht, ein bloßer Auszug aus Bedas Buch de natura rerum und muß seiner Zeit sehr

verbreitet gewesen seyn; dafür zeugen die vielen noch vorhandenen Abschriften. Der gegenwärtigen Ausgabe liegt eine Handschrift der cottonischen Bibliothek, ungefähr vom Jahr 990 zu Grunde. Andere Handschriften sind dabei verglichen worden.

Die folgenden Stücke sind li livre des creatures und der bestiarius von Philipp de Thaun, beide in altfranzösischen Versen. Der Verf. ist schon aus des Abbé de la Rue essais historiques (II, 41) bekannt. Die zweite Schrift ist Adelaide, Gemahlin König Heinrich I. gewidmet, und wahrscheinlich in den ersten Jahren nach ihrer 1121 erfolgten Vermählung geschrieben. Die Werke sind sonach sprachlich von größtem Werth, als die frühesten sichern Denkmäler des Anglonormännischen. Sie sind hier nach einer der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts angehörigen Handschrift wiedergegeben. Die Grundlage des liber de creaturis scheinen Beda, der compotus des sangallischen Mönchs Helpericus (um 980) und Gerlandus, ein Autor des elften Jahrhunderts, nicht zu verwechseln mit Johannes de Garlandia aus dem 13ten Jahrhundert. Außerdem werden häufig zwei jetzt unbekannte Schriftsteller citirt, Nebroz oder Nebrot und Turkil oder Turchil, ferner ein Philosoph Cingius; von Alten Plinius, Macrobius, Ovid und Pythagoras. Von der ersten Schrift sind sieben Handschriften bekannt, vom Bestiarius nur eine einzige. Der Inhalt stimmt mannigfach zu den auch in deutschen und lateinischen Handschriften bekannten Büchern unter dem Titel Physiologus. Vergl. Maßmanns deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts und der nächstverwandten Zeit S. 311 ff.

Den drei ersten Stücken unserer Sammlung ist unter jeder Seite eine wörtlich genaue englische Uebersetzung von Herrn Th. Wright beigegeben. Den Schluß bildet ein Fragment aus einem englischen Gedicht über das Leben der Heiligen aus dem 13ten Jahrhundert. Es ist dieß das früheste bekannte Stück dieser Art in englischer Sprache und stellt sich also den Werken Philipps de Thaun passend zur Seite. Nehmen wir dazu, daß alle angelsächsischen Denkmäler für unsere deutsche Sprachforschung von großer Bedeutung sind, so wird man nicht anstehen, schon in sprachlicher Hinsicht die Sammlung des Hrn. Wright für eine höchst werthvolle Gabe zu erklären, und nur bedauern müssen, daß sie nicht allen, welche sich für diesen Literaturzweig interessiren, zugänglich ist.

In der Vorrede kündigt der verdienstvolle Herausgeber eine weitere interessante Publikation an: die der Image du monde, eines französischen Gedichtes des 13ten Jahrhunderts von Walter von Metz. Es soll mit einem ausführlichen Commentar ausgestattet werden, der sicherlich auch, wie es schon bei den hier gegebenen Stücken der Fall ist, auf die Sagengeschichte des Mittelalters mannigfaches Licht werfen wird.

2) A selection of latin stories, from manuscripts of the thirteenth and fourteenth centuries: a contribution to the history of fiction during the middle ages. Edited by Th. Wright, Esq. London, printed for the Percy society. 1842. 8.

Nach dem durch Sammlung und Herausgabe altenglischer Volkslieder bekannten Bischof Percy nennt sich in England ein Bibliophilenverein, welcher für seine Mitglieder den Druck alter Schriften, besonders solcher veranstaltet, welche sich auf volksmäßige Dichtung beziehen. Die 28ste Publikation dieses Vereins ist im Dec. v. J. erschienen und enthält die im Titel genannte Sammlung lateinischer Erzählungen aus dem Mittelalter, veranstaltet von dem um die Kunde mittelalterlicher Poesie so vielfach verdienten und rastlos thätigen Thomas Wright. In der Einleitung ist die Entstehung und Geschichte der viel im Mittelalter verbreiteten lateinischen Erzählungen klar und bündig geschildert und der Verf. verspricht dieß später weiter auszuführen. Ein großer Theil dieser Erzählungen kommt aus dem Orient. Viele Belege finden sich in der gegenwärtigen Sammlung; die wichtigsten Beispiele dieser Art sind aber die Sieben Meister und die Disciplina clericalis des Peter Alfonsi. Andere haben ihren Grund in der classischen Literatur; doch sind gerade diese sehr umgestaltet und haben mehr als jene von ihrer ursprünglichen Farbe verloren. Handschriftliche Sammlungen solcher Erzählungen sind nicht unhäufig und wir verdanken dieß unter anderem namentlich einer Sitte der alten Mönche, welche diesen den Hohn der Reformatoren zugezogen hat. Die Prediger des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts nämlich bedienten sich oft zur Erläuterung ihrer Texte und Belebung ihrer Vorträge, ja an der Stelle der Texte, verschiedener Erzählungen, Fabeln und Anekdoten, welche sie dann mystisch ausdeuteten, etwa nach Art der Deutung des Hohenlieds auf das Verhältniß Christi zur Kirche. Diese Predigtwürzen wurden dann von den Mönchen, besonders des Predigerordens, von allen Seiten, wo sie deren habhaft werden konnten, gesammelt, und je volksmäßiger sie waren, desto besser, denn solche übten die größere Anziehungskraft. Es läßt sich leicht denken, daß diese Sammlungen wahre Fundgruben für die Geschichte der ältern Erzählungsliteratur, Volksdichtung und Volkssitte sind; es finden sich darin Witzworte und Tagsanekdoten, Stoffe für Schwänke und Fabliaux, deren Benützung von den Jongleurs auch wirklich häufig nachgewiesen werden kann; ja zuweilen sind diese Geschichten, auf welche sich die Moralisationen oder eigentlichen Predigten gründen, geradezu Auszüge ganzer Rittergedichte oder Romane. Einzelne Prediger scheinen sich für ihren Gebrauch eigene Sammlungen der genannten Art angelegt zu haben, in welchen sie diese Erzählungen lateinisch niederschrieben,

welche sie theils mündlich, theils aus frühern ähnlichen Sammlungen und andern Werken erhalten haben mochten. Daher finden sich selten zwei Handschriften, welche genau mit einander übereinstimmen, sey es in Absicht auf die Anordnung oder auf die Einzelheiten der Geschichten selbst. Hr. Wright nimmt als die Periode, in welcher zuerst solche Sammlungen entstanden seyn mochten, die erste Hälfte des 13ten Jahrhunderts an, obwohl die Mehrzahl der Handschriften dieser Art erst dem 14ten Jahrh. angehört. In diese Zeit fällt dann das Streben, diese Erzählungen planmäßig zu sammeln und zwar meist mit Beigabe der s. g. Moralisationen, zum Gebrauch für künftige Prediger. Das merkwürdigste Werk dieser Art sind die Gesta Romanorum. Ferner gehören hieher die Summa praedicantium von Johann von Bromyard und das Promptuarium exemplorum, zwei Werke, welche für die Auswahl des Hrn. Wright besonders benützt wurden. John of Bromyard war ein englischer Dominikaner in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts. Er veranstaltete eine sehr weitläufige Sammlung über moralische und theologische Gegenstände, in alphabetischer Ordnung nach Art eines Wörterbuchs, voll Geschichten und andern ähnlichen volksmäßigen Mitteln, seinen Lehren Eingang zu verschaffen. Eine gute Ausgabe dieses Werks wurde 1485 in Nürnberg gedruckt. Das Promptuarium exemplorum ist im Anfang des 15ten Jahrhunderts entstanden und im 15ten und 16ten Jahrhundert mehrmals gedruckt. Die Werke dieser Art erscheinen dann um die Zeit der Reformation und nach derselben in der Gestalt der Faceliae wieder unabhängig von dem kirchlichen Gebrauch und werden nun auch noch mehr, als zuvor, in die Volkssprachen übertragen.

Die Auswahl, welche Hr. Wright aus diesen Erzählungen gibt, ist höchst mannigfaltig und zeugt von großer Umsicht und Bekanntschaft mit dieser Literatur. Wer mit dem mittelalterlichen Latein vertraut ist und nicht grade ein ciceronianisches Ohr mitbringt, kann nicht leicht ein unterhaltenderes Geschichtenbuch lesen, denn von den hochtragischen Stoffen durch das Reizende und Anmuthige bis zu den verschiedensten Gattungen der Komik herab kommen in bunter Folge die mannigfaltigsten poetischen Motive an die Reihe, und von den Sitten der Zeiten in allen möglichen Lebenslagen und Lebenskreisen begegnen uns die sprechendsten Schilderungen.

Besondere Rücksicht ist bei der Auswahl überdieß auch auf die Fabeln genommen. Die meisten der mitgetheilten Fabeln sind aus der Sammlung des Odo von Cerinton, eines englischen Cistercienser Mönchs aus dem Ende des 12ten Jahrhunderts und Hr. Wright hatte dabei besonders die weitere Aufhellung der Geschichte der großen deutschen Thierfabel von Reinhard Fuchs vor Augen. Diese Beiträge sind um so interessanter, als die Spuren der Verbreitung der Thierfabel in England vor dem 15ten Jahrhundert sehr selten sind. Als weitern Beitrag gibt Hr. Wright eine englische metrische Bearbeitung des Brunnenabenteuers (J. Grimms Reinhard Fuchs S. CIV. CXXIII) aus einer Oxforder Handschrift, welche nicht später als unter Edward I. (1272—1307) geschrieben seyn könne. Dieselbe Fabel enthält Num. 57 der hier mitgetheilten lateinischen Erzählungen; auffallend ist aber, daß die lateinische Bearbeitung mehr zu der deutschen, die englische mehr zur französischen stimmt.

Ein Anhang gibt eine interessante Sammlung von Fabeln aus dem 13ten Jahrhundert in lateinischen Reimversen nach einer Handschrift des britischen Museums. Sie stimmt in der Anordnung im Allgemeinen zu der lateinischen prosaischen Sammlung, welche unter dem Titel der Fabeln des Romulus bekannt ist, zu der französischen versificirten, welche Robert unter dem Titel Ysopet I. bekannt gemacht hat, und den französischen Fabeln der Marie de France; in den Anmerkungen sind die Parallelen sorgfältig nachgewiesen. Besonders beachtenswerth sind aber drei Fabeln am Schlusse, die sich in keiner andern Sammlung zu finden scheinen: der Bock und der Wolf; des Wolfs Beichte; der Hirsch und der Igel.

Eine zweite Beigabe bildet ein Wiederabdruck der bekannten Erzählungen des Adolfus, welche bisher nur in der jetzt selten gewordenen Geschichte der neulateinischen Poesie von Leyser standen. Die meisten dieser Stücke sind bekanntlich nur Versificirungen von Erzählungen des Peter Alfonsi. Er schrieb um 1315, nicht 1350, wie Valentin Schmidt (Discipl. cleric. S. 20) sagt.

Weiter gibt der Anhang die wie die vorhergehende in elegischem Versmaaß abgefaßte Erzählung Alda des Wilhelm von Blois, zugleich nach zwei von Endlicher verglichenen Wiener Handschriften. Endlicher glaubte diese Erzählung dem Matthäus Vindocinensis zuschreiben zu müssen; eine später von Wright aufgefundene harleyische Handschrift setzt jedoch den oben genannten Verf. außer Zweifel.

Den Schluß macht das Gedicht von Affra und Flavius aus einer cottonischen Handschrift des 13ten Jahrhunderts, eine s. g. tragoedia, im Styl dem vorigen Stücke so ähnlich, daß man versucht seyn könnte, es demselben Verfasser zuzuschreiben.

Die Anmerkungen geben viele Nachweisungen über anderweitige Behandlungen der hier mitgetheilten Erzählungsstoffe, wie sie dem Herausgeber eben ins Gedächtniß kamen. Daß sich die Zahl dieser Nachweisungen noch gar sehr vermehren ließe, ist bekannt. Dergleichen Untersuchungen finden nie einen vollen Abschluß. Eben darum aber genügt es, wenn bei solchen Veranlassungen nur jeder bietet, was gerade ihm zur Hand ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 56.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 2. Juni 1843.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gedichte von Albert Knapp. Neueste Folge. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

Wieder eine sehr zahlreiche Liedersammlung des fruchtbaren, der poetischen und frommen Welt schon längst rühmlichst bekannten Dichters.

Während ihm strenge Gläubigkeit, innige Andachtsgluth und der milde Ausdruck christlicher Liebe mit vielen andern frommen Liederdichtern gemeinsam ist, unterscheidet ihn vorzugsweise ein Zug zur Natur, besonders zur landschaftlichen Schönheit hin, und die Neigung, Gott in seiner Schöpfung zu bewundern. Die Mehrzahl dieser Lieder geht aus zwei Grundanschauungen hervor, wovon die eine in Christo den König der Natur, in der Natur den Palast und Garten des göttlichen Königs sieht, die andere aber den wiederkehrenden Frühling mit der Bekehrung des Sünders, mit dem Durchbruch der Gnade, und den Winter dagegen mit der Nacht der Sünde vergleicht. Durch die Thore dieser beiden Grundgedanken nun wallen uns eine Menge der lieblichsten Lieder, wie Blumen und Früchte aus doppeltem Füllhorn entgegen, wobei es an poetischer Mannigfaltigkeit nicht fehlt.

In den Liedern der erstern Art klingt ein uralter Ton an, derselbe, den einst Franciscus an den schönen Berglehnen von Assisi und Perugia anstimmte. Je mehr sich das poetische Gemüth in das Gefühl der Kindlichkeit vor Gott versenkt, um so näher treten uns auch alle mitgeschaffenen Wesen, als Brüder. Dem berühmten Zuruf an die Schwalbe vom h. Franciscus entspricht hier, eben so sinnig, der Gruß an die Nachtigall:

Morgenspaziergang im Frühling.

Wolkenlos hat mich die Sonn' erweckt,
In meines Königes Garten zu geh'n; —
Von Duft und silbernem Thaue bedeckt
Seh' ich die Blumen und Sträuche steh'n; —
Dazwischen der Flötenhall
Fröhlicher Sänger;
Meister vom Fach sind sie all:
Der eine singt länger,
Der andere kürzer, —
Holdselige Würzer
Der Morgenlust!
Und die Meist'rin vom Orden,
Frau Nachtigall,
Ist mit der schwellenden Brust
Die ganze Nacht entlang
In ihrem Brautgesang
Nicht müde geworden.

Guten Tag, ihr Kinder des Maien,
Im heitern Freien!
Guten Morgen, liebliche Blume du,
In deiner stillen, thauenden Ruh! —
Guten Tag, ihr Bäume ꝛc.

In einem andern Liede wird Christus als Naturkönig mit der Sonne verglichen, und die Seelen mit einer Heerde Lämmer in der Abendsonne:

König der Sonne! — mein Tag erblaßt;
Die an dem Herzen begehr' ich Rast;
Laß mich mit allen erkorenen Lämmern
Friedlich den sinkenden Tag umdämmern!

Auch als Hausvater in seinem Eigenthum wird Christus gedacht:

Mit dem Heiland allein
Ist die Erd' und der Himmel schön!
In seinem Schein
Steh'n Tiefen und Höh'n
Mit festlichen Strahlen gegürtet.
Da wandelt Er
Im Aethermeer
Vor den Seinigen her,
Die Er in Wald und Flur,

In Geist und Natur
Als Hausherr liebend bewirthet.

Als Herr des Weinbergs oder als der Weinstock selbst:

Gang durch den Weinberg.

Herr! aus diesen dürren Hügeln
Läſſ'st Du springen süßen Wein,
Der mit goldnen Freudeflügeln
In die Herzen dringt hinein.

Ach, wie könnt' ich Säfte locken
Aus dem schmachtenden Gebiet,
Das so leblos und so trocken
In mein menschlich Auge sieht?

Ach, wie könnt' ich Andre trösten
In der armen Welt umher,
Wo mein Mangel selbst am größten
In der öden Seele wär'?

Aber weil nach deiner Fügung
Jesus uns verheißen war,
Stellst zum Trost und zur Vergnügung
Du uns auch den Weinstock dar.

„Guter Weinstock!" o welch Leben
Fließt aus diesem Wort in mich! —
„Ich der Weinstock, ihr die Reben."
Das erquickt mich inniglich.

Kurz in der ganzen Natur sieht der Dichter die Gegenwart Gottes oder liest in ihr das Gleichniß des Ewigen, und diese Vergleichungen sind fast durchgängig echt poetisch. Nur die Beziehung der Sternbilder auf die heiligen Schriften erscheint, bei aller Originalität, doch zu gewagt und auch zu gekünstelt (S. 14):

Den Jakobsstab gewahr' ich, der gerad
Sich lodernd durch die Himmelsmitte streckt; —
Wer misset der drei Sterne prächtgen Pfad,
Und was darin sich unsrem Blick verdeckt?
Ist er dem Evangelium nicht gleich,
Geflossen aus Johannis Feuertrieb,
Darin der Geist uns Christi sel'ges Reich
Und seiner Gottheit Flammengrund beschrieb?

Den goldnen Wagen seh' ich, der so schwer
Auf Sternenachsen Himmelsgüter führt,
Und seit Jahrtausenden, so mild und hehr,
Was Gott ihm aufgeladen, nicht verliert.
Dem Römerbrief, des Evangeliums
Gewalt'gem Wagen, drauf Gerechtigkeit
Und Fülle ruhet ew'gen Glaubensruhms,
Vergleich' ich ihn in meiner Glaubenszeit.

Du, Glucke dort, mit Sternenküchlein hell,
Hochfliegend über'm dunkeln Ocean,
Zehntausendfach gefüllter Strahlenquell,
Und doch geheimnißvoll auf deiner Bahn!
Der Brief an die Hebräer, der so tief
Das Alte mischt mit neuem Bundesschein,
Der wunderbare Geistesbilderbrief
Soll deiner Herrlichkeit verglichen seyn.

Mit dir, o Schwan, und dir, Andromeda,
In myriadenweis gethürmter Höh',
Vergleich' ich, was in andern Briefen sah
Mein Paulus, ob ich ihn wohl schwach versteh'.
Mit dir, Aldebaran und Löwe, geht
Die Hoheit jenes Geistes Hand in Hand,
Was von des Heilands Blut und Majestät
Jacobus einst und Petrus hier verstand.

Am Himmel les' ich Gottesschrift; ich schau'
Erstaunend zu der Herrlichkeit empor,
Und ahn' in deiner wundertiefen Au',
Milchstraße, sel'ger Glanzgestirne Chor.
Und wenn ich dich bewundert, ist's mir doch,
Die Offenbarung habe tiefern Grund,
Und über aller Himmelsberge Joch
Steh' jenes Siegspanier vom neuen Bund.

Die Vergleichung der Lichtseite des Jahres mit der Lichtseite des Gnadenstandes und der Nachtseite des Jahres mit dem Stande der Sünde tritt ebenfalls in mancherlei Liedern hervor (S. 56):

Des Winters Nachtkleid fällt mir ab,
Ich steige wie aus einem Grab
Hervor ans Licht des Maien,
Und tret' auf lang' ersehnter Spur
Verschwistert mit der Kreatur
In ihre Festesreihen,
Indeß die Erde sich bekränzt,
Und Jugend aus der Höhe glänzt.

Da sprosset Lieb' aus todter Erd',
Dein schönstes Kind, so theuerwerth,
Und feiert Auferstehung. —
Wie wohl ist's ihr nach langem Leid!
Sie tauchet aus dem Leichenkleid
Zu heiliger Erhöhung,
Und zeuget uns, daß Jesus Christ
Für uns vom Tod erstanden ist.

Ich will nicht säumen, wenn mein Gott
Mir nach der Sünde Winternoth
Den Gnadenfrühling predigt;
Will's nicht verweigern, wenn Er mich
Durchs neue Leben königlich
Von Schmach und Tod entledigt.

Er haucht mir's tief in's Herz hinein:
„Ich will dein ew'ger Frühling seyn!“ —

In anderer Wendung und wieder in Beziehung auf das Sinnbild der Rebe (S. 59):

Fühlst du, wie der süße Mai
Bittre Herzen kann durchsüßen,
Wenn mit jungen Lebensgrüßen
Alle Schöpfung wallt herbei?
O wie fröhlich könnte leben,
Wer's recht hielte mit dem Mai,
Wo der Herr das höchste Streben
Gibt im tiefsten Grunde frei: —

Nun, o Liebe, die du weinest
Aus dem Rebenaug' so voll,
Und in Dem, was werden soll,
Frucht mit Blüthe treu vereinest;
Komm voll Friedens und bekränze
Blüthenreich dieß arme Herz:
Dann genieß' ich deine Lenze,
Die mich laden himmelwärts!

An diese frommen Naturbetrachtungen reihen sich noch eine große Anzahl von eigentlichen Landschaftsbildern, in denen der fromme Gedanke mehr zurücktritt, doch aber nie ganz vermißt wird. Vieles darunter ist von hoher poetischer Meisterschaft. Unter mehreren Schwarzwaldbildern fällt uns folgendes sehr glückliche Portrait eines Waldflüßchens auf (S. 84):

Schau, wie so winzig
Und wie verengt
Dort sich die Kinzig
Niederwärts drängt;
Wie sich die Blöcke
Mächtiglich dämmen,
Stößig wie Böcke
Alles zu hemmen!

Solltest du denken,
Daß hier ein Floß
Frei sich kann schwenken
Durch diesen Schooß,
Wo nun so leise
Plätschernde Wellen
Sich zur Reise
Schüchtern gesellen? ꝛc.

Fast immer aber knüpft der Dichter an ein Naturbild die höhere Bedeutung an. So steht er des Nachts am Rhein, dem Strom, an dessen Ufern so viel Blut vergossen worden, und sieht friedlich die Sterne über ihn hinweg ziehen (S. 90). Ein sehr glückliches Bild:

Wie süß, Nachts über des Stromes
Aufrauschender Brandung zu steh'n,
Dann hoch des ätherischen Domes
Holdselige Sterne zu seh'n! —

Wie hart sind hier Nationen
Durch irdische Wasser getrennt,
Indeß bei den himmlischen Thronen
Man keine Zersplitterung kennt!

Sprich: wem gehört wohl der schöne,
Der goldene Jupiter dort?
Welch Schiff tellurischer Söhne
Gewann den saturnischen Port?

Um Sterne gält' es zu streiten, —
Doch kämpfet Niemand darum;
Sie ziehen in bläulichen Weiten
Hochhin friedselig und stumm.

An ihren Glanzdiademen
Klebt keine Tyrannei,
Kein diplomatischer Schemen, —
Sie wallen am Himmel so frei!

Sie breiten die gold'nen Gewänder
Von ihrem erhabenen Haus
Auf alle menschlichen Länder
Ganz unparteilich aus.

Sie fragen nicht: „gallische Zwiste?“
Nicht: „deutscher Bundesbeschluß?“
Nicht: „anglikanische Twiste?“
Nicht: „russischer Kriegesverdruß?“ —

Sie fragen: seyd Ihr noch verdüstert
Im Selbstsuchtsdunkel des Scheins?
Seyd immer ihr noch nicht verschwistert
In Ihm, dem ewigen Eins? —

Warum vor dem Friedefürsten
Ersinnet Ihr Trennung und Krieg? ꝛc.

Ein sehr tiefsinniges, aus der lebendigen Natur geschöpftes und gewiß dem innersten Gefühl eines Jeden entsprechendes Gedicht ist (S. 109):

Das Geheimniß der Luft.

Wie stille bist du mir, krystallne Luft,
Die du umwallest Thal, Gebirg' und Kluft,
Sanftspielend dann an mir vorüberhauchst,
Dich tief in meine Lebensgründe tauchst,
Und doch mir nicht verräthest, was du thust,
Wo du erbrausest, oder wo du ruhst!

Vielleicht herab vom bunten Wolkenmeer, —
Vielleicht auch athmest du vom Grabe her,
Von einer Gruft, darin mein edles Gut
In stillem Auferstehungstraume ruht?
Vielleicht vom Grabe, d'rin die Eltern sind,
Begrüßest du ihr unvergeßnes Kind?

Vielleicht von Alpenstirnen, himmlisch klar,
Darob den Flügel prächtig schwingt ein Aar, —
Vielleicht vom Ocean bist du gesandt,
Von Wellendonnern fliehend weit verbannt? —
Ich weiß es nicht, doch inhaltschwer bist du, —
Und all mein Seelenleben strömt dir zu.

O liebliche Verbindung dieser Welt,
So lange sich dein Anhauch ebbt und schwellt!
Die Felsen stehen thürmend, wurzelfest,
Die Erde liegt von Meeren eingepreßt, —
Sie kommen nicht, wenn meine Wehmuth ruft;
Doch du antwortest mir, o milde Luft!

Denn in dem klaren, ungeheuern Raum,
Darinnen mir aufsteigt so mancher Traum,
Dem ich so viele Seufzer anvertraut,
Den ich so oft mit heißem Blick durchschaut, —
Was herrscht in ihm? — Du, Athem meines Herrn,
Durchwaltest ihn von Nahem und von fern! ꝛc.

Zu dem Kühnsten, was die Phantasie dieses im Wesentlichen so milden Sängers sich geträumt, gehört ein unnachahmlich schönes Bild vom Adler, (S. 119):

Dort fliegt er sonnenwärts auf schrägen Aetherlängen,
Die Flügel scharf gespannt, mit eingezog'nen Fängen,
Das Haupt emporgewandt mit königlicher Lust!
Es schmiegen sich um ihn krystallenreine Lüfte,
Es flattern vor ihm hin verwesungslose Düfte;
So fühlt er, einsam hoch, den Himmel in der Brust.

Wer mit ihm fliegen könnt'! — O wer dem armen Leben,
Wenn Sterblichkeit ihn drückt, auch also dürft' entschweben,
Und mit des Adlers Schwung alsbald im Himmel wär'!
Er würde sich zur Welt und dieses Erdballs Thränen
Nicht mehr erniedrigen! — Ihn zöge nie das Sehnen
Herab in unsern Staub aus jenem blauen Meer!

Was schaut des Adlers Blick? — Er siehet prächt'ge Weiten
In Sonnenglorie sich wundervoll verbreiten:
Da liegt das Thal, der Berg, der Wald, der klare See,
Ein ungeheures Rund voll ungeseh'ner Wonnen; ꝛc.

Es ist uns nicht möglich, alle Schönheiten dieser Art hier aufzuzählen. Wir wollen hier, statt vieler andern, nur noch auf das schöne Gedicht von der Levkoi S. 127, und auf das vom Meerwasser S. 192 aufmerksam machen.

Wenn der Verfasser seine poetische Kraft mehr concentrirt hätte, so würde die Wirkung derselben auch nachdrücklicher seyn. Hin und wieder geräth ihm ein schönes Gedicht zu lang und erhält, da es besser in der Mitte oder im zweiten Drittel abschnitte, noch einen im Ganzen nicht wesentlichen, also schleppenden Nachsatz, der besser wegbliebe. Hin und wieder läßt sich der Dichter auch in der Lust des Versemachens zu sehr gehn und die Zeilen und Reimen quellen üppig hervor und ranken überall herum, wie bei Rückert, was recht schön ist, wo es paßt, was aber eben nicht überall hin paßt. Das ernste, zumal das geistliche Lied muß sich dieser bequemen und fast muthwilligen Ueberwüchse der Verskunst enthalten. Ueberhaupt aber bleibt es unter allen Umständen die Aufgabe der Poesie, viel mit wenig Worten zu sagen, nie umgekehrt. Endlich muß auch die Person in der religiösen Poesie möglichst zurücktreten und das Lied so seyn, daß es auf jeden Leser paßt, nicht bloß auf den Dichter allein. Besonders muß jeder, auch der feinste Göthianismus vermieden werden, was auf Seite 41 nicht gänz vermieden ist.

Es folgen nun noch eine Reihe biblischer Bilder, alten und neuen Testamentes, einzelne Scenen der heiligen Geschichte in Romanzenform versifizirt. Auch hierin bewährt der Verfasser seine poetische Auffassung und sein Sprachtalent. Doch müssen wir bekennen, daß wir uns noch immer nicht von unserm alten Vorurtheil gegen dieses Genre losgemacht haben. Die Einfachheit und Kraft der lutherischen Bibelprosa geht uns noch immer über alle poetischen Paraphrasen desselben Stoffs. — Daran schließen sich ferner Balladen und historische Gedichte, worin neben Alexander dem Großen, Leonidas, Scipio ꝛc. unsre deutschen Reformatoren und Mystiker Platz finden, sofern hauptsächlich überall die ihnen gemeinsame sittliche Größe hervorgehoben ist. Eine der längsten und schönsten Balladen ist „der Sohn des Meeres.“ Ein Knabe wird von seinem trunknen Vater ins Meer geworfen, entgeht dem Tode, wird ein Schiffsarzt und findet in einem schwerverwundeten Gefangenen seinen Vater wieder, der sich bereits gebessert hatte und dem Sohn als theures Erbe eine Bibel hinterläßt, die nun dem Sohne selbst zum Segen wird. — Zum Schluß noch eine Reihe von Gelegenheits- und Festgedichten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 57.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 5. Juni 1843.

Geschichte.

Das deutsche Staatsrecht und die deutsche Reichsverfassung. Erster Theil. Von Prof. Dr. Dönniges. Auch unter dem Titel: Geschichte des deutschen Kaiserthums im 14ten Jahrhundert, zweiter Abtheilung erster Abschnitt. Berlin, Nicolai, 1842.

Eine Uebersicht über die innere Organisation des deutschen Reichs von Karl dem Großen an bis ins zwölfte Jahrhundert. Bekanntlich klebt dem deutschen Staatsrecht etwas Pedantisches und Langweiliges an, was immer wieder an die Allongeperücken der alten Reichshistoriographen und Reichspublicisten erinnert. Und das mag auch wohl die Ursache seyn, warum man sich in der Regel so wenig um das deutsche Staatsrecht bekümmert. Allein eine geistvollere Behandlung dieses Staatsrechts hätte den Gelehrten schon längst zur Pflicht gemacht werden können, wenn das Publikum oder die Nation selbst sich dafür interessirt hätte. Es ist wahrhaft kläglich, daß unter den Deutschen noch immer so wenig Neigung und Bedürfniß zum Vorschein kommt, sich von der Art und Weise, wie sie das geworden sind, was sie sind, zu unterrichten.

Herr Dönniges kann sich noch nicht ganz aus der gelehrten Weitläuftigkeit herauswickeln, sucht aber doch Höhenpunkte für eine Totalansicht zu gewinnen und hat dabei keine anderen Leitsterne, als Wahrheitsliebe und Patriotismus. Wir betrachten sein Werk als einen Fortschritt der Wissenschaft auf dem Wege, auf welchem sie den praktischen Interessen der Nation entgegenkommt.

Vor allem ist an diesem Werke zu loben, daß es durchweg den Gegensatz der deutschen Nation und Nationalität gegenüber von andern, namentlich der welschen oder romanischen festhält. Dadurch allein kommt schon große Klarheit in die Auffassung der verwickelten Reichs- und Kirchenangelegenheiten. Das neue große Institut des deutschen Kaiserreichs und der römisch-katholischen Kirche wurde von beiden dabei betheiligten Hauptnationen verschieden aufgefaßt. Es war nicht sowohl das weltliche oder Staatsinteresse, welches hier, und das geistliche oder Kircheninteresse, welches dort verfochten wurde, als vielmehr das Interesse und der Geist zwei verschiedener Nationen, die mit einander in unauflösiger Verknüpfung doch auch unaufhörlich mit einander rangen. Es handelte sich daher auch keineswegs bloß um einen Rangstreit zwischen den beiden Oberhäuptern des Staats und der Kirche, sondern hauptsächlich um den Gegensatz zweier socialer Systeme, nach den entgegengesetzten Tendenzen der beiden Nationen. Der ganze Gegensatz aber läßt sich auf zwei Worte zurückführen: der Romane faßte alles im Sinn des Despotismus und des Servilismus, der Deutsche faßte alles im Sinn der Freiheit und genossenschaftlichen Berechtigung auf.

Bleiben wir zuerst bei den Oberhäuptern stehen, so läßt sich der Gang, den die Politik beider nahm, kurz und klar in Folgendem erkennen. Der Papst ging auf Eroberung und Festhaltung der Universalmonarchie in absolut despotischer Form aus und wenn er den Kaiser auch als geliebten Sohn der Kirche adoptirte, so geschah dieß doch immer nur im altrömischen Sinn der Adoption, d. h. er maßte sich als Vater über den Sohn unumschränkte Gewalt an. So lange die Kaiser ihm gehorchten, war er ihnen auch hold; sobald aber die Kaiser ihre Rechte zu schützen unternahmen, weckte er ihnen an den Grenzen, wie im Innern des Reichs, unzählige Feinde und löste die Einheit des weltlichen Reichs auf, um die des geistlichen desto fester zu begründen. — Der Kaiser seinerseits sah sich ursprünglich als Schutzherrn der Kirche an und schützte sie bei ihren Freiheiten, wie überhaupt die Aufgabe des Königthums bei den alten Deutschen nie eine andere gewesen ist, als Schutz aller besondern Freiheiten. Erst die Usurpationen der Curie nöthigten die deutschen Kaiser, vom Schutze Roms zum eignen Schutz gegen Rom überzugehen.

Beinah noch wichtiger als dieser Gegensatz römischer Despotie und deutschen Freiheitsschutzes, der sich in den Häuptern aussprach, ist ein anderer Gegensatz, der sich vorzüglich in den Gliedern des Staats und der Kirche offenbarte. Herr Dönniges hat sich, wie es uns scheint, ein nicht geringes Verdienst um die Correction des politischen Urtheils erworben, indem er nachweist, daß das Lehnwesen und die Immunität in den romanischen Ländern entsprungen und erst allmählig auf Deutschland übertragen worden sind, daß wir sie also nicht für etwas, das aus deutschem Geist und Wesen hervorgegangen sey, sondern im Gegentheil als romanische Reactionen gegen die deutsche Volksfreiheit ansehen müssen.

Das ganze deutsche Reich war noch zu Karls des Großen Zeiten von einem freien Volke bewohnt und in Gaue eingetheilt, deren freie Bewohner unter dem Vorsitz des Grafen sich selbst richteten. Jeder freie Mann besaß ein Allod als erbeigen. Die Verwandlung der Allode in Feode durch Uebertragung an einen mächtigen Herrn, und demzufolge die Verwandlung der freien Männer in abhängige Vasallen; die Auflösung der alten Gaue und Gerichte in weltliche und geistliche Lehngebiete, die durch besondere Privilegien sich sogar der höheren Aufsicht und dem Volk den höheren Schutz entzogen (Immunitäten), dieser große Desorganisationsprozeß des germanischen Lebens begann an den Grenzen desselben, wo das romanische Element überwog, im westlichen und südlichen Frankreich, wo die römische Sprache und Gesinnung noch vorherrschte. Dort faßte die deutsche Freiheit nie recht Wurzel; die von Natur leichtsinnigen und durch die römische Kaiserzeit verderbten Gallier vermochten sich zu dem Ernst und der Würde des deutschen Gemeindewesens nicht zu erheben. Nur durch kriechende Schmeichelei und Ränkemacherei sich die Gunst der Könige und dadurch Vorrechte und einen reichen Besitz zu erwerben, war ihre Tendenz. Als die Gothen, Burgunder und Franken Gallien in Besitz nahmen, fanden sie es voll Sklaven und Bettler, unter denen einige wenige Geldaristokraten hervorragten, die sich als allvermögende Provinzialbeamte, oder als Freigelassene, Emporkömlinge und Lieblinge kaiserlicher Schwelger alles Eigenthum des Landes an Gütern und Schätzen angeeignet hatten. Führten nun auch die deutschen Eroberer eine ehrliche Theilung des Landes unter kleinere Besitzer ein, so machte sich die gallische Habgier doch bald wieder geltend und schuf das neue Lehnsystem, als das einzige Mittel, unter neuen Formen den alten Zweck des privilegirten Gütercumulus zu erreichen. Man dachte in Deutschland noch nicht entfernt an eine solche Veränderung, als sie in Frankreich schon durchgesetzt war.

Man ersieht hieraus, wie grundverkehrt die Ansicht war, die man in Frankreich während der Revolution geltend zu machen suchte. Damals hieß es nämlich, die gallische Nation nehme ihre ursprüngliche Freiheit zurück, die ihr im Mittelalter durch die Barbarei der deutschen Eroberer geraubt worden sey. Den Sturz der Feodalität sah man als eine Ausrottung des germanischen Elementes im alten Gallien an, und doch war das Verhältniß vollkommen umgekehrt. Die Feodalität, die Immunität des Clerus und später die Despotie der Könige von Frankreich waren vielmehr gallisch-römische Reactionen gegen das deutsche Element der Volksfreiheit, welches Gothen, Burgunder und Franken nach Gallien gebracht hatten, und wenn man die Cahiers liest, in welchen die ersten Deputirten der Nationalversammlung von 1789 von ihren Committenten instruirt wurden, und die Brochuren jener Zeit, so kann man nicht anders sagen, als: die französische Nation wollte im Anfang ihrer großen Revolution nur die Herstellung der deutschen, von Franken, Gothen und Burgundern eingeführten Verfassung, nämlich Gleichheit vor dem Gesetz, Zerstückelung der ungeheuren Lehngebiete in kleinere Allodialgüter, persönliche Freiheit, öffentliche und mündliche Gerichtspflege und ein von Ständen abhängiges constitutionelles Königthum. Diese ursprünglich rein deutsche Tendenz der französischen Revolution wurde zwar bald wieder durch eine gallisch-römische verdrängt, indem man vom deutschen Verfassungsstaate wieder zu einer Affektation der römischen Republik und nachher des römischen Imperiums übersprang, allein zuletzt kam man doch wieder auf den deutschen Verfassungsstaat zurück, und was die Franzosen mit ihrer großen Revolution erreicht haben, ist im Grunde doch nichts anderes, als was jene Cahiers von 1789 wollten. Wären die Franzosen aufrichtig und verstünden sie ihre eigne Geschichte, so würden sie nicht zweifeln, daß ihre Revolution, weit entfernt eine romanische Reaction gegen den Germanismus gewesen zu seyn, vielmehr eine germanische gegen den Romanismus war. Wie sehr aber der alte gallische Geist auch jetzt noch mächtig ist, sehen wir aus der auch heute wieder vorherrschenden Habgier und Tendenz zur Geldaristokratie in Frankreich. Wenn wir wissen wollen, wie vor tausend Jahren der große privilegirte Lehnbesitz entstand, so dürfen wir uns nur erkundigen, wie heute die Herren Thiers, Soult etc. sammeln.

Warum sich das deutsche Volk gegen das Lehnwesen, als gegen ein undeutsches Institut, nicht kräftiger gewehrt hat, diese Frage beantwortet sich durch die wunderbaren Verwicklungen jener Zeit. Die Kirche setzte natürlicherweise alles daran, um das Lehnwesen zu begünstigen, da sie selbst nur durch Uebertragung ihren unermeßlichen Grundbesitz erwerben konnte; sie fand aber oft genug Gelegenheit dazu, wenn schwache Kaiser regierten oder Streit über das Kaiserthum entstand. Der Streit

über das Kaiserthum wurde aber wieder durch die Eifersucht der deutschen Stämme unter einander, eine alte Erbsünde, genährt und regelmäßig vom Papst und von den romanischen Nationen zu ihrem Vortheil und unserm Schaden ausgebeutet. Endlich sahen sich sogar die kräftigeren Kaiser genöthigt, das Lehnwesen der alten Volksfreiheit gegenüber zu begünstigen, weil die Vasallenschaft schon zu mächtig geworden war und man nur noch durch sie herrschen konnte, und weil die Kaiser die Erblichkeit der Kaiserkrone in ihrer eignen Familie nur durch die Erblichkeit der Lehen in den Familien der Vasallen erkaufen konnten.

Gewiß hat der Verf. nicht unrecht, wenn er hervorhebt, wie durch den romanischen Einfluß auf die unnatürlichste Weise an den Begriff des Dienstes und zwar des persönlichen Bedientendienstes die höchste Ehre geknüpft und die alte deutsche Freiheit umgekehrt zu einer Schande herabgewürdigt worden sey. Die Gallier und Römer waren an den niedrigsten Servilismus gewöhnt; bei ihnen war alles Sklave. Das Volk bestand aus Sklaven der Großen, und die Großen waren wieder Sklaven des Hofes. Das altrömische Bürgerthum war längst in der Aristokratie der Hofdiener untergegangen. Nur wer als Sklave am tiefsten kroch, am niederträchtigsten schmeichelte und sich in die nächste Nähe des Herrn drängte, konnte zu Macht und Ansehen gelangen; daher die höchsten Ehrentitel die der Bedienten wurden, des Kochs und Tafeldeckers, des Mundschenken, Stallknechts, Kammerdieners ꝛc. Dieser Geschmack ist römisch-byzantinisch, er war nie deutsch, die deutschen Fürsten nahmen ihn nur mit anderer Corruption von den Romanen an.

Aus welchen Ursachen aber auch die deutsche Nation bei der Einführung des Lehnwesens dem romanischen Einfluß nachgab, so geschah es doch nicht uneingeschränkt und die alte Freiheit ging in Deutschland keineswegs so völlig unter wie in Frankreich. Einmal behauptete sie sich in alter Weise in der Schweiz und in Friesland; dann aber gewann sie ein neues Fundament in den Städten. Zu den schönsten Erörterungen des vorliegenden Werks gehört wieder die Nachweisung, daß die wahre Volksfreiheit nur in den deutschen Städten, nicht in den italienischen, noch weniger in den französischen zu finden gewesen sey. Erlangten die italienischen Städte auch große Macht, so waren sie doch Aristokratien und der Feudaladel hatte sich in ihnen nur vom Lande herein concentrirt, während in den deutschen Städten ausschließlich die alte echte Volksfreiheit in genossenschaftlicher Berechtigung wieder hervortrat. Das altdeutsche Sprichwort „niemands Herr und niemands Knecht, das ist des Bürgerstandes Recht,“ drückt am besten das Element aus, wodurch sich deutsches Bürgerthum vom romanischen unterscheidet.

Roman.

Antonia. Eine Novelle von Egert Winnsteen, Dr. Altona, Hammerich, 1843.

Eine gewisse geistreiche Dame, Antonia genannt, will durchaus als femme libre leben. Sie sieht in der Ehe nur einen unwürdigen Zwang und indem sie einen gewissen Arenstein liebt und von ihm geliebt wird, trägt sie selbst ihm eine ehelose Verbindung an. „Mit Offenheit entdeckte sie ihm ihre Ansichten über die nach ihrer Meinung unwürdige Stellung, in welche ihr Geschlecht gegen das männliche gerathen sey, über das Mißverhältniß beider gegen einander und über die Ungerechtigkeit, mit welcher die Männer, von Einrichtungen des Staats und der Kirche begünstigt, von ihrer bevorzugten Stellung gegen die Unterdrückten Gebrauch machten. Sie verhehlte ihm nicht, daß sie sich nie entschließen würde, ihre Freiheit in dem Sinne hinzugeben, daß sie auf ewig sich für verbunden halte, ihren Willen einem andern Willen zu unterwerfen. Nur als eine Freie, als eine vollkommen dem Mann Gleichgestellte glaube sie ihre Würde bewahren und ihre echte Frauenbestimmung erreichen zu können. Sie gestand ihm, daß sie zugleich eine hohe Achtung und eine innige Zuneigung für ihn empfinde, welches doppelte Gefühl gewiß, wenn irgend eines, dürfe Liebe genannt werden, und daß es darum auch ihr Wunsch sey, nach welchem ihre ganze Seele verlange, mit seinem ihr Leben zu verknüpfen. Allein, lenkte sie ein, da in allen Zeiten unzähligemal Verbindungen geschlossen seyen, zu denen eine innige, ja heiße Liebe beide Theile gezogen habe, welche doch in Lauheit und Widerwillen umgeschlagen wären, wo dann der erkaltete lieblose Mann durch ein ungerechtes Gesetz beschützt, der Gattin ein freudeloses Daseyn bereitet habe, dem sie die unwiderruflich Gefesselte sich dann nicht habe entziehen können: so wolle sie selber eine solche Verbindung nie knüpfen, welche sie selber nicht wieder lösen dürfe. Ich kann mich nicht überwinden, schloß sie, durch ein Gesetz, nur von Männern für Männer gegeben, oder durch kirchliche Formeln, erfunden, um eine ungerechte Unterjochung zu heiligen, mich fesseln, meine Würde vernichten, meine Freiheit tödten zu lassen.“

Arenstein willigt ein. Die Sache wird vielfach durchgesprochen. Seine Freunde meinen, die Frau fahre am schlimmsten dabei, nicht der Mann. „Mir will es auch so vorkommen, sprach mit etwas zögernder Stimme Arenstein, als wenn in der That die Mädchen und Frauen in dem ungeheuersten Irrthum über ihr Lebensglück gefangen liegen, wenn sie eine Freiwerdung ihres Geschlechts in dem Sinne verlangen, daß alle Bande müßten zerrissen werden, welche sie nach ihrer Sprache in ein untergeordnetes Verhältniß zu dem Manne zwingen und

für das ganze Leben ihre Freiheit, wie sie dieselbe verstehen, in unwürdige Schranken legen. Denn diese Schranken, welche ihre Freiheit hemmen, sind für sie nur ein Brückengeländer, um sicher und anständig den Strom des Lebens zu überschreiten: dem Manne aber sind sie mehr als Schranken, sie sind wirkliche Fesseln, welche die Schwingen seines Geistes binden, und jedenfalls seiner Behaglichkeit und Ungebundenheit, und am meisten seiner Neigung nach dem Wechsel in der Liebe eine schwere Kette anlegen. — Man könnte daher, fiel der Bibliothekar ein, welcher Arenstein mit scharfem Auge und zuletzt lächelnd angeschaut hatte, man könnte jene Mädchen und Frauen nicht schmerzlicher strafen, als wenn man sie nach ihrer Art frei werden ließe."

Dieser Strafe kann nun Antonia wirklich nicht entgehen. Arenstein findet ihr Benehmen unzart, ihren Charakter unweiblich und zieht sich von ihr zurück, nachdem sie von ihm Mutter ist, und sie muß die Schmach erleben, die von einem solchen Verhältniß unzertrennlich ist. Der Dichter führt also im Allgemeinen den Satz durch, daß die christliche Ehe, die in neuerer Zeit von Seiten der unsittlichen Dichter und sogar von einigen Schriftstellerinnen angegriffen worden ist, den wahren Interessen des schönen Geschlechts weit mehr zusage, als die neue Emancipationslehre. Uebrigens handelte der Mann in diesem Falle eben so unwürdig, als das Weib thöricht und in dem Rath- und den Betrachtungen der Freunde vermissen wir, obgleich sie sehr vernünftig reden, die moralische Indignation. Seit Goethe's Wahlverwandtschaften ist man zwar gewöhnt, die erbärmlichste Schwäche und Niedertracht des von Eitelkeit und Sinnlichkeit erschlafften Charakters wie eine bloße Naturerscheinung zu betrachten; allein der Mensch ist kein Gas oder Fossil, seine Handlungen sind keine chemischen Prozesse, er ist ein sittliches Wesen, welches Pflichten hat und wenn er die Würde der Menschheit durch Verletzung dieser Pflichten entweiht, so soll ihn der Dichter daran erinnern. Es ist nicht genug, dem Sünder bloß die übeln Folgen seiner Sünde vorzuhalten, man muß ihm auch sagen, daß er schlecht gehandelt hat.

Lyrische Dichtkunst.

2) Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1843. Herausgegeben von Albert Knapp. Mit einem Kupfer. Heidelberg, Karl Winter.

Obgleich wir das Christenthum im Modegewande, als Toilettengeschenk, Almanache, Bonbondevise ꝛc. nicht lieben, so bleibt doch nichtsdestoweniger der christliche Gedanke, das christliche Gefühl, wo immer es sich ausspricht, in seinem Werthe. Im vorliegenden Falle erkennen wir die reinste christliche Gesinnung der Christoterpe an und finden auch vieles in ihr von poetischem Werthe, wenn uns auch ein schlichtes einfaches christliches Liederbuch besser zugesagt hätte, als der vornehme gräcisirende Titel und die Form eines Taschenbuchs.

Zu diesem neuen Jahrgang haben beigesteuert die ehrwürdigen Veteranen der christlichen und deutschen Gesinnung G. H. von Schubert in München und Ernst Moritz Arndt in Bonn und eine Anzahl jüngere Geistliche und Dichter. Da ist des Guten und Schönen Mancherlei.

Am Schluß drei längere Gedichte des Herausgebers an Schiller, Napoleon und Schelling (als den größten Dichter, Helden und Philosophen der Neuzeit). In dem Gedicht auf Schiller wird wohl dessen zweideutiges Verhältniß zum Christenthum ohne Noth viel zu wichtig genommen. Es liegt am Ende wenig daran, ob man es bedauert, oder entschuldigt; die Sache bleibt, wie sie ist, und das Christenthum hat dabei nichts zu verlieren. In den Sonetten an Schelling kommt vor:

Die Kirche ruft Dir: Schlage meine Spötter.
Mit dem Gedankenschwert, gestählt vom Glauben!
Jetzt will ich, jetzt den Siegesstreich dir erlauben
Zum Siegesruhm des Gottes aller Götter!

Nicht immer redet Er in Sturm und Wetter;
Den Geiern läßt durch Schützen Er die Tauben,
Durch Lenze Wintern Er die Beute rauben; —
Gedank' und Glaube sind der Kirche Retter.

Des Schweigens ist genug in engen Schranken!
Bezwinge frisch, was Gott zum Trotze plaudert,
Daß Tausenden davor erbangt und schaudert!

Entlasse frei, wo feig mit irrem Wanken
Ein Theil nichts weiß, ein Theil armselig zaudert,
Dein klares Meer mit herrschenden Gedanken!

An diesen Versen wäre vielleicht auszusetzen, daß sie sich nicht auf dem kirchlichen Standpunkt befinden, denn die Kirche mag sich zwar des Beistands der Philosophie erfreuen, braucht ihn aber nicht, sondern muß auch ohne ihn stark genug seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 58.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 7. Juni 1843.

Bienenzucht.

Die Naturgeschichte der Honigbienen, durch langjährige Beobachtungen ermittelt von Ferd. Wilh. Gundelach. Cassel, Bohné, 1842. S. 118. 8.

Dieses kleine Werk hat einen reichen Inhalt. Der Verf. gibt Aufschluß über eine Menge Dinge, die bisher an den Bienen noch räthselhaft erschienen sind oder wovon man sich eine irrige Vorstellung gemacht hatte, und seine Beobachtungen sind von einer Klarheit und Evidenz, daß sie als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Naturkunde betrachtet werden dürfen. Mit unsäglichem Fleiß hat nämlich der Verf. nicht nur durch jahrelang fortgesetztes Beobachten, mittelst an den Bienenstöcken angebrachter Glasfenster, und durch öfteres Abtreiben, Betäuben und improvisirtes Visitiren der Bienen, und nicht nur durch Anatomie derselben, sondern auch durch wiederholte scharfsinnige Versuche à la Spalanzani, Theilen, Einsperren, Verstümmeln ꝛc. der Königinnen und der Drohnen, eigenthümliche Fütterungen, individuelles Bezeichnen vieler einzelnen Bienen, um sie wieder zu erkennen ꝛc., die geheimnißvolle Natur des Bienenlebens erforscht. Wir wollen aus seinen Belehrungen nur einiges, was uns das Wichtigste scheint, hier mittheilen.

Vor allem wichtig ist die genaue Erörterung des Wachsbildungsprozesses. Man hatte zwar auch früher schon beobachtet, daß die Bienen das Wachs ausschwitzen, aber der eigentliche Hergang der Sache war noch nicht ermittelt. Herr Gundelach hat nun Folgendes beobachtet. „Der Hinterleib der Bienen, welcher durch einen kurzen Stiel an den Vorderleib befestigt ist, besteht aus sechs Ringeln, davon der erste schmäler ist als die folgenden vier; der letzte bildet die stumpfe Schwanzspitze. Jeder Ringel besteht aus einer obern und einer untern Querschiene. Die obern laufen bis etwas unter den Bauch der Biene und decken etwas die untern von den Seiten, welche kaum halb so breit, aber eben so lang als die obern Schienen sind, wenn man die Linie vom Kopfe nach der Schwanzspitze als die Länge der Schienen annimmt; sie sind dann etwa viermal so breit als lang. Dieselben sind durch eine Haut an den Körper der Biene befestigt, und die Biene kann den Leib nach allen Seiten biegen, ohne daß diese Fugenhaut dabei sichtbar würde. Diese sechs obern und sechs untern Schienen oder Schuppen decken sich ebenso wie die der Fische. Der Hinterleib ist auch mit Luftlöchern versehen, durch welche die Biene beim Sitzen oder Laufen Luft schöpft, während beim Fliegen hauptsächlich das Athmen durch die Luftlöcher des Vorderkörpers bewerkstelligt wird. Man sieht recht deutlich, wenn die Bienen vom Fluge ermüdet sich niedersetzen, wie sie dann den Hinterleib stark bewegen, um dadurch Luft in die Tracheen einzupumpen. Betrachtet man die untern Schuppen, indem man sie mit einer Nadel in die Höhe hebt, so sieht man an den mittelsten vieren, auf jeder Seite ein länglich-rundes, glänzendes Fleckchen, von gelber Farbe, genau von der Größe wie man die Wachsblättchen unter den Bienenstöcken findet; es sind dieses die Organe, welche das Wachs ausschwitzen. An der zweiten, dritten und vierten Schuppe sind diese Fleckchen von ziemlich gleicher Größe; an der fünften aber sind sie viel kleiner, sowie auch diese Schuppe selbst kleiner als die vorhergehenden ist. — Sobald die Bienen ihren Magen oder die sogenannte Honigblase mit Honig angefüllt haben, und diesen nicht ablegen können, geht derselbe in Menge nach und nach in den Darmkanal, wird hier verdauet, der größte Theil davon als Excremente ausgeschieden und der andere in die Säfte der Bienen übergeführt. Durch diesen großen Zufluß von Säften bildet sich ein Fett, welches auf den vorn erwähnten acht Fleckchen, die sich an den untern vier Schuppen der Bauchringel befinden, als eine flüssige Masse hervorquillt und bald als Wachsblättchen erhärtet; während, wenn die Biene den Honig ablegen kann, nur so viel in den Darmkanal übergeht, als zur Ernährung

derselben nöthig ist. Die Honigblase der Bienen braucht kaum 40 Stunden mit Honig angefüllt zu seyn, um auf den acht Fleckchen acht Wachsblättchen vollkommen zur Reife zu bringen, so daß diese abfallen. Ich machte den Versuch und gab Bienen, die ich am Ende des Monats September mit ihrer Königin in ein Kästchen setzte, statt Honig aufgelösten Candiszucker. Es bildeten sich auch davon Wachsblättchen; aber sie wollten nicht recht abspringen, sondern die weiter ausquellende Masse blieb an den obern Wachsblättchen bei den meisten Bienen hängen, so daß die Blättchen so dick wurden, als es sonst viere zusammen sind. Die Schuppen der Bienen wurden dadurch ganz in die Höhe gehoben, und die Blättchen ragten hervor. Beim Nachsehen fand ich, daß diese dicken Blättchen, welche unter der Lupe mehrere Lamellen zeigten, nach dem Kopfe der Biene hin von oben nach unten, und nach der Schwanzspitze hin von unten nach oben eine schiefe Fläche hatten. Es war also das sich zuerst gebildete Blättchen durch das nächstfolgende, und weil da, wo die Schuppen an der Fugenhaut festsitzen, kein Raum für zwei Blättchen vorhanden ist, etwas abgeschoben worden, und so war es denn auch mit dem dritten Blättchen gegangen, wodurch die schiefen Flächen an den Seiten der Blättchen nach vorn und hinten entstanden waren. Ich habe hieraus recht deutlich ersehen, daß die Wachsblättchen durch die nächstfolgend sich bildende Blättchen abgeschoben werden. Der Zuckersaft war von den Bienen auch in Wachs zersetzt worden; allein es scheint doch, daß die Bildung irgend eine Unvollkommenheit erlitten hatte, indem die reifen Wachsblättchen sich nicht ablösten, sondern an den nächstfolgenden hängen blieben. Zum Wachsausschwitzen bedürfen die Bienen keines Blumenstaubes, sondern nur Honig. Ich habe schon im Oktober Bienen in ein leeres Kästchen gebracht und ihnen Honig untergesetzt, und sie bauten bald Waben, obschon das Wetter so war, daß sie gar nicht fliegen konnten. Ich kann deßhalb gar nicht glauben, daß der Blumenstaub eine Nahrung für die Bienen abgebe, sondern ich glaube, daß sie ihn nur verschlucken, um mit Honig und Wasser vermischt, den Nahrungssaft für die Maden daraus zu bereiten. Die Bienen verhungern auch oft noch im April, wenn ihr Honigvorrath aufgezehrt ist, und sie Blumenstaub in Menge, aber keinen Honig ertragen können. — Man sollte glauben, daß eine große Menge dieser Wachsblättchen verloren gingen, da sie ja den Bienen eben so gut außer dem Stocke als in demselben abfallen könnten; allein der Schöpfer hat weise dafür gesorgt, daß solche nicht verloren gehen. Stellt man den Bienen, welche im Bauen begriffen sind, Honig in einem flachen Gefäße unter und bedeckt diesen, damit die Bienen nicht in den Honig einsinken, mit einem durchlöcherten Papier, so sieht man am andern Morgen, daß der Honig aufgetragen ist, und daß auf dem Papier eine große Menge Wachsblättchen liegen. Man sollte wohl glauben, daß die Bienen, welche den Honig aufgetragen haben, diese Blättchen hätten fallen lassen; allein es ist nicht so. Legt man über das Honiggefäß zwei dünne Stäbchen und auf diese ein Brett, welches das Gefäß von allen Seiten überragt, so also, daß die Bienen unter dem Brette durchkriechen und den Honig holen können, aber nichts von oben aus dem Stocke auf den Honig fallen kann; so findet man am andern Morgen den Honig aufgetragen, aber keine Wachsblättchen auf dem Papier liegen; wohl aber liegen deren auf dem das Gefäß überragenden Brettchen. Die Bienen, welche den Honig holen, lassen also keine Blättchen fallen, sondern es thun dieses nur die Bienen, welche oben im Stocke hängen. Wiederholte Versuche dieser Art haben mich überzeugt, daß die Bienen, sobald ihre Wachsblättchen zum Abfallen reif sind, sich in den Stock zurückziehen und der Ruhe pflegen, eben so wie die Raupen es thun, wann sie sich häuten wollen. Bei einem Schwarme, der stark baut, sieht man tausende von Bienen, welche ganz unthätig oben im Stocke hängen; es sind dieses lauter Bienen, deren Wachsblättchen zum Abfallen reif sind; haben sie sich abgelöset, so erwacht wieder die Thätigkeit der Biene, und ihre Stelle wird nun von einer andern zu gleichem Zwecke eingenommen. Wer mehrere Jahre Bienen gehabt hat, der wird sicher beobachtet haben, daß die Bienen nur dann bauen, wenn sie unter den Waben herabhängen. Dieses ist nur dann der Fall, wenn sie zwischen den Waben nicht mehr alle Platz finden. Der Trieb zum Wabenbau wird dadurch in ihnen rege; ist nun die Witterung günstig und Honig auf dem Felde, so wird dieser Trieb noch mehr erhöhet, weil sie den Honig nicht bequem ablegen können. Aber gerade dadurch wird das Wachsausschwitzen bedingt und begünstigt; und dieselbe Ursache, welche den Trieb zum Wabenbau in ihnen erregt, liefert ihnen nun auch das Material dazu!! Die Bienen schwärmen in der Regel nur dann, wenn Nahrung auf dem Felde für sie da ist, denn dadurch wird, bei nöthiger Volksmenge, der Trieb zum Schwärmen angeregt. Kommen sie nun in eine leere Wohnung, so wird der Trieb zum Wabenbauen im höchsten Grade angefacht, weil die Bienen sehr gern zwischen den Waben sitzen; sie können den aus dem Mutterstocke mitgebrachten Honig, so wie auch den, welchen sie alsbald einsammeln, gar nicht ablegen, und es wird dieser alle in Wachs umgewandelt, deßhalb können Schwärme so sehr schnell bauen und oft schon in sechs Tagen einen gewöhnlichen Bienenkorb fast ganz mit Waben anfüllen."

Die Wachsbereitung ist aber immer bei den Bienen nur Mittel und Honigbereitung der Zweck. Sobald die

Bienen Raum haben, beschäftigen sie sich ausschließlich mit Honigeintragen, und so lange sie den Honig in die schon fertigen Wachswaben eintragen können, schwitzen sie eben deßhalb kein Wachs aus.

Von höchstem Interesse für die Entomologie sind ferner die Beobachtungen, welche der Herr Verfasser in Bezug auf die Fortpflanzung und Brut der Bienen gemacht hat. Er weist nämlich nach, daß keineswegs die Königin allein Eier lege, sondern daß dieß auch die gemeinen Arbeitsbienen thun, daß aber aus den Eiern der erstern nur Weibchen, d. h. Königinnen und Arbeitsbienen, aus den Eiern der letztern aber nur Männchen, d. h. Drohnen entstehn. Diese Beobachtung ist durch Versuche erhärtet. Die Königin legt allein bei weitem mehr Eier, als die Arbeitsbienen, welche letztere überhaupt nur gleichsam verkrüppelte oder in ihrer Entwicklung zurückgehaltene Königinnen sind. Die Arbeitsbienen bringen nur so viel Drohnen hervor, als gerade nöthig sind, das Fortpflanzungsgeschäft und die Bildung neuer Schwärme zu besorgen. Ist die Königin befruchtet, so werden alle Drohnen umgebracht und die Arbeiterinnen können nun nicht mehr befruchtet werden. Nur wenn die Königin verloren geht, lassen die Arbeitsbienen die Drohnen leben, um eine Brut mit ihnen zu erzielen, aber diese Brut besteht dann immer nur aus Drohnen und so muß der Stock zu Grunde gehen. „Man sollte denken, es müßten mehr Drohnen hervorkommen, als dieses gewöhnlich der Fall ist; denn wenn jede Arbeitsbiene auch nur Ein Ei legte, so könnte dieses doch sehr leicht 10,000 und mehr Eier geben. Es ist aber gewiß, daß in einem Bienenstock doch nur die wenigsten Bienen befruchtet und mithin zum Eierlegen fähig sind. Die Bienen nämlich, welche in den Monaten Februar, März und April auslaufen, können nicht fruchtbar werden, weil keine Drohnen da sind und weil anzunehmen steht, daß die Arbeitsbienen eben so wenig als die Königin fruchtbar werden, wenn die Begattung nicht in den ersten vier Wochen ihres Lebens geschieht. Noch weniger also können daher die Bienen fruchtbar werden, welche, nachdem die Drohnen getödtet sind, ausschliefsen. Ich hatte ein kleines Bienenstöckchen von etwa 1½ Fuß Höhe und 9 Zoll im Quadrat über Winter stehen lassen, und im Frühjahre fand ich die Königin todt neben mehreren Bienen liegen. Ich stellte das Stöckchen in ein Bodenfenster, um die Bienen in ihrem weiserlosen Zustande zu beobachten. Ich fütterte sie zuweilen und sie flogen ganz munter. Im März wurde mir dieses Stöckchen in der Nacht von einer Katze umgeworfen. Es war die Nacht ziemlich kalt gewesen und deßhalb fand ich am Morgen die Bienen fast ganz erstarrt. Ich untersuchte das Stöckchen und fand, daß die Bienen in einer Wabe etwas Brut angesetzt hatten; diese schnitt ich aus, weil solche durch die Kälte abgestanden war, und stellte dann das Stöckchen mit den Bienen in die Nähe eines warmen Ofens. Nach ein paar Stunden sah ich nach und fand, daß ein Theil der Bienen wieder munter, viele aber todt geblieben waren. Ich setzte das Stöckchen wieder auf seinen Platz und band solches, um es vor ähnlichen Unfällen zu schützen, fest. Die Bienen, welche wieder ins Leben zurückgekehrt waren, blieben munter und flogen auch; aber nie bemerkte ich, daß eine Biene Blumenstaub eintrug. Ich ließ das Stöckchen bis in den Anfang des Monats Mai stehen, aber es kam keine Brut wieder in die Zellen, und es konnte nicht anders seyn, als daß die Bienen, welche früher die Eier gelegt hatten, in Folge des Umsturzes des Stöckchens, umgekommen waren, und daß unter den Bienen, welche noch im Stöckchen waren, deren Zahl ich auf 800 schätzte, sich nicht eine einzige befand, welche fruchtbar war. Gleichzeitig lieferte mir diese Beobachtung einen Beweis, daß der Blumenstaub keine Nahrung für die Bienen ist, denn sonst würden sie solchen doch eingetragen haben. Der Trieb zum Eierlegen ist jedenfalls bei den Arbeitsbienen sehr schwach; auch ist wohl ganz gewiß, daß die fruchtbaren Arbeitsbienen nur äußerst wenige Eier legen, vielleicht eine jede nur ein paar; denn sonst würde es häufiger vorkommen, daß beim Abtreiben der Bienenstöcke die Arbeitsbienen Eier fallen ließen; allein ich habe diesen Fall, obschon ich mehr als hundert Stöcke abtrieb, nur zweimal gehabt."

(Schluß folgt.)

Lyrische Dichtkunst.

3) Paul Gerhardts geistliche Andachten in 120 Liedern. Nach der ersten Ausgabe von Ebeling mit geschichtlicher Einleitung, Anmerkungen und Urkunden von Otto Schulz. Mit dem Bildniß Paul Gerhardts und Facsimile. Berlin, Nicolai, 1842.

Paul Gerhardt gehört zu unsern besten Liederdichtern und die berühmtesten seiner Lieder sind bekanntlich in alle lutherischen Gesangbücher übergegangen. Deßhalb muß den Freunden der Kirche wie der Poesie eine Gesammtausgabe seiner geistlichen Dichtungen willkommen seyn. Sie ist nach der ältesten Ausgabe besorgt und reich ausgestattet mit einer geschichtlichen und kritischen Commentation. Da Gerhardts treffliche Lieder zum großen Theil schon so allgemein bekannt sind und auch über sein Verdienst als geistlicher Sänger alle Handbücher der deutschen Nationalliteratur und Dichtkunst sich

einstimmig ausgesprochen, wollen wir uns über diese Lieder selbst kurz fassen. Wir bewundern in ihnen die edle Einfachheit, die kräftige und doch anspruchslose Sprache, den ungesuchten Wohlklang und den Ausdruck einer Klarheit und eines innern Friedens, den keine Stürme der Zeit und Theologie trüben konnten. Paul Gerhardts Lieder, in einer Zeit des gehässigsten Theologenzanks gedichtet, gleichen einer frischen Quelle, die aus einem Sumpf hervorbricht und rings um sich her krystallhelle Klarheit verbreitet.

Von besonderm Interesse für die Gegenwart scheint uns die historische Einleitung mit den Urkunden. Sie läßt uns einen tiefen Blick in die protestantischen Zustände am Ende des 17ten Jahrhunderts thun, und zeigt uns die lutherische Geistlichkeit in einem Kampfe mit der Regierung, der dem Kampf der katholischen, wie er in unsern Tagen ausgebrochen, nicht unähnlich ist. Aber wie verschieden das Benehmen, wie verschieden der Erfolg!

Berlin und die Mark hatten den reinen lutherischen Glauben angenommen. Kurfürst Johann Sigismund war der erste, der im Jahr 1613 zum calvinischen Glauben übertrat und calvinische Geistliche in Berlin einführte. Die lutherische Geistlichkeit und Bürgerschaft wurde dadurch beunruhigt, es gab einige kleine Excesse und Widersetzlichkeiten; der lutherische Domprobst Gedike, Berlins erster Geistlicher, mußte flüchten. Bald darauf brach der dreißigjährige Krieg aus, in dessen Noth man die theologischen Zänkereien vergaß. Kaum aber war der Frieden und einigermaßen der Wohlstand wiedergekehrt, als unter dem großen Kurfürsten der alte Streit wieder aufgenommen wurde. Dieser calvinistische Herr wollte sich von den Lutheranern nichts bieten lassen, und wenn Einige von diesen vergaßen, daß es sich nicht gezieme, den Landesherrn als einen der ewigen Verdammniß Anheimgefallenen zu bezeichnen, so vergaß hinwiederum er, daß es sich für den Landesherren nicht gezieme, gegen den Glauben, dem die unermeßliche Mehrheit des Volks zugethan war, Partei zu ergreifen. Durch ein Religionsgespräch, das er unklugerweise veranstaltete, trug er selbst bei, die Gemüther aufs Neue aufzuregen. Inzwischen war man dermaßen durch die vorhergegangenen Schreckenszeiten und wohl auch durch den starken Charakter des großen Kurfürsten eingeschüchtert, daß nirgends an einen Widerstand, der den Regenten irgend hätte beunruhigen können, auch nicht entfernt zu denken war. Die lutherischen Geistlichen hüteten sich wohl, durch unangemessene Predigten den Zorn des Kurfürsten auf sich zu ziehen, und wünschten, indem sie nicht sagten, was sie dachten, daß man sie wenigstens nicht zwingen möchte, zu sagen, was sie nicht dachten. Aber diesem billigen Wunsche gab der Kurfürst nicht nach. Gerade weil die lutherischen Geistlichen so zahm waren und ihre eigentliche Meinung aus Respect vor ihm zurückhielten, glaubte er ihnen auch das Aergste zumuthen und sie völlig demoralisiren zu können und befahl ihnen, einen Revers zu unterschreiben, der sie verpflichtete, als lutherische Geistliche in Religions- wie in weltlichen Sachen den Edikten des calvinischen Herrn unbedingten Gehorsam zu leisten. Und er täuschte sich nicht. Alle unterschrieben den Revers, bis auf eine kaum nennenswerthe kleine Zahl von Ehrenmännern, unter denen auch Paul Gerhardt war. Wenn einst im Mittelalter Päpste oder bloße Bischöfe zu Kaisern und Königen wie zu Schulknaben gesprochen und ihnen jeden Hohn angethan, so wurden jetzt umgekehrt die Diener der Kirche von einem Fürsten und seinen Räthen aus der Juristenfakultät mit gleichem Hohn, mit gleicher Mißhandlung und Verachtung heimgesucht. Was mag sich aber wohl der große Kurfürst dabei gedacht haben, als er den geistlichen Stand auf diese Weise vor allem Volk herabwürdigte? Wie konnte er, sonst ein so verständiger Mann, hier die Nemesis vergessen?

Paul Gerhardt mußte, wie warm sich auch die Berliner Bürgerschaft für ihn verwendete, das Land meiden. Zwar wollte ihm der Kurfürst endlich den Revers erlassen, aber nur unter der Voraussetzung, daß Gerhardt sich auch ohne diese Formel dem kurfürstlichen Willen in Religionssachen unterwerfen werde; aber Gerhardt war gerade und ehrlich genug, zu sagen, daß diese Voraussetzung bei ihm nicht zuträfe. Seine Handlungsweise war um so würdiger, als er nie zu den Zänkern gehört, die Calvinisten nie beleidigt hatte. Daß er übrigens sein schönes Lied „Befiehl du deine Wege" in der höchsten Noth im Exil gedichtet habe, ist eine grundlose Sage. Er kam nie in Noth, sondern wurde nach seiner Entfernung von Berlin im sächsischen Städtchen Lübben angestellt, wo er 1676 starb.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 59.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 9. Juni 1843.

Biographie.

Fürst Moritz von Anhalt-Dessau. Ein Beitrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges von Leopold von Orlich. Berlin, Schröder, 1842.

Eine sehr interessante kleine Schrift, ganz voll von Originalbriefen Friedrichs des Großen aus dem siebenjährigen Kriege.

Moritz war der jüngste Sohn des berühmten Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau oder des sogenannten Alten Dessauers, der unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. das preußische Heerwesen so trefflich organisirt hat. Wie der Vater, so diente auch der Sohn im preußischen Heere, machte schon die schlesischen Kriege mit und war beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges 44 Jahre alt. In diesem Kriege wurde ihm von Friedrich dem Großen ein kleines sehr häufig abgesondert auftretendes Corps anvertraut, weßhalb auch zwischen beiden eine sehr lebhafte Correspondenz unterhalten werden mußte. Hier werden nun alle Briefe Friedrichs (nicht auch die des Prinzen, oder nur mit seltenen Ausnahmen) mitgetheilt. Sie sind eben so lehrreich durch ihren Inhalt, als originell in der Form. Der große König schrieb bekanntlich seine Muttersprache herzlich schlecht, und in diesem halb an den deutschen Pedantismus jener Zeit, halb auch wieder an den gemeinen Berliner Jargon erinnernden Style die genialsten Befehle und Anordnungen eines großen Feldherrn, den Ausdruck des feurigsten Gefühls, der aufgeregtesten Leidenschaft, und Gedanken des feinsten Geistes zu lesen, ist in der That oft in hohem Grade überraschend. Vieles darin ist, abgesehen davon, daß es zur Charakteristik des großen Königs in den Augenblicken, in denen er in der höchsten Gefahr schwebt, wesentlich beiträgt, auch insofern von Bedeutung, als es manche bisher weniger bekannt gewordenen Dispositionen desselben und die Motive mancher seiner Maßregeln und eigenthümlicher Wendungen des Kriegs enthält.

Die ersten Briefe aus dem Jahr 1756 beziehen sich auf die Umschließung, Aushungerung und Gefangennehmung der sächsischen Armee im Lager bei Pirna; sodann auf die Ausbeutung Sachsens. Moritz folgte im nächsten Jahre dem König nach Böhmen und war in der Schlacht bei Prag, so wie bei der Belagerung dieser Stadt thätig. In der unglücklichen Schlacht bei Collin aber war es Fürst Moritz, der den König vor dem unzeitigen Angriff der unbezwinglichen Stellung Dauns warnte und diesen dadurch in den heftigsten Zorn versetzte. Der König zog sogar den Degen und frug den Fürsten: ob er gehorchen wolle oder nicht? Der Erfolg rechtfertigte nur zu sehr die Besorgnisse des Fürsten Moritz, und Friedrich zeigte sich demselben nachher vielleicht um so gewogener, denn er schrieb ihm schon drei Tage später recht vertraulich:

* Brandis d. 20ten.

ich bin heute ohngeachtet des Großen unglücks des 18ten mit Klingendem Spil und der größten fiertet umb 3 uhr von prag aufgebrochen und bin hier angekommen ohne nichts feindliches zu finden, bei unßerem ungelücke mus unßere gubte Contenance die Sache So vihl möglich repariren und denke ich morgen ein lager zu nehmen den Rechten flügel an lißa und den linken an Rosgotsch an die Teiche, Nienburg und brandis müßen Wihr Meinteniren, Schicken sie Mihr das Regimenz Zitten, Sekely und Seydlitz, hinter Brandeis mus das von Pulcamer, und Wartenberg bleiben bei Nimburg, und Werner bei der armée; dabei Schreiben Sie mihr Nuhr gleich welche von denen ungelüklichen regimenter noch können ins Treffen an ordre de bataille gebracht werden mein 1tes bataillon nebst denen blessirten wolte ich gerne in Lissa haben, das hertz ist mihr zerrißen alleine ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der 1ten gelegenheit Suchen dieße Schart auszuweßen — adieu grüßen Sie alle officirs von Meinetwegen. Friderich.

Fünf Tage später schrieb er noch vergnügter:

* Den 25 auf den Marsch nach Melnik.

Eben krige ich einen Spion aus Prag dießer Saget aus, das Tauen Stünde bei Böhmsch brodt, er hette 6 Regimenter Infanterie, und einige verlaufene von dem Braunschen Corps nach Prag zurücke geschicket die braunsche armée Solte Morgen auf dem Weissenberg aus Rücken, es wehre nicht mehr als 8 tage Mehl in der Stat gewesen, aus allen dießen umbständen Schliße Ich, das vohrs erste die leute sich noch werden erhollen müsen, und das wir noch wohl 14 Tage auch wohl gahr 3 Wochen gewinnen werden, dieses ist sehr guht in diesen umbständen, So vihl läßet Sich auch aus allen diesen Schlisen das der feindt 2 arméen formihren wird da die eine die Moldau rechts die andere die Moldau links behalten wirdt, bei Budin ist es was Confus zugegangen ich werde zu thun haben alles in die richte zu bringen adieu. Wohr Sie mihr dorten nachricht geben können wen was passiret Sol es mihr lieb Seindt.

Friderich.

Die Unthätigkeit der Oesterreicher ließ ihm Zeit, sich nach der Niederlage von Collin wieder in Verfassung zu setzen. Allein er konnte doch nur mit Mühe die Grenzen Sachsens und Schlesiens vertheidigen und mußte zuletzt den erstarkten Feind hereinbrechen sehen. In dieser Noth verlangte er von seinen Generalen zuweilen das Unmögliche und sucht durch Terrorismus die ungeheuersten Anstrengungen zu erzwingen. Sein eigner Bruder Wilhelm, der Zittau mit großen Magazinen aufgegeben hatte, fiel in Ungnade und mußte das Heer verlassen. Moritz, welcher Dresden decken sollte, bat um Verhaltungsbefehle für den Fall, wenn er von überlegner Macht erdrückt würde. Da schrieb ihm der König:

* Den 4ten

ich kan mich ohnmöglich mit alle Ihre Schreiberei abgeben, ich bin nicht hier zu Schreiben Sie Müsen pirna und Dresden souteniren damit guht, komt ihnen was zu Nahe So gehen Sie die leute auf den Hals und prugelen Sie ihnen das Leder fol, und haben Sie gedult das ich hier fertig werde.

Friderich.

* Bernstetel d. 20ten

ich hatte mir nicht eingebildet das nach meinem expresen Befel Cola nicht zu verlassen Sie doch alda Wek Marschiret weren, Laudon hat kaum 2500 man, ich bin gar nicht mit ihrer Conduite zu friden, gehen Sie die Churken auf dem Halse und agiren offensive oder unsere Freundschaft hört auf, hier ist keine Complesance vohr den printzen Sondern der General mus Seine Schuldigkeit thun Sonsten hört alles auf.

Frid.

Wohr ist die Ehre der preussen vohr 2500 man laufen ein general von der Infanterie mit 14 bataillons und 20 escadrons zurücke wan ihr Vahter dießes im Grabe hörte So würde er Sich umkehren.

F.

Dieser letztere Vorwurf war vollkommen ungerecht und beruhte auf einem Mißverständniß, wenn es nicht etwa der König absichtlich darauf anlegte, die kriegerische Hitze seiner Generale durch solche Mittel zu stacheln. Moritz antwortete recht ritterlich, wies die ungegründeten Vorwürfe zurück, kündigte aber dem König nicht im ersten Unmuth auf, sondern hielt in der Noth treu bei ihm aus. Daher ihn der König auch bald wieder versöhnte. Der vertrauliche Briefwechsel dauerte unterbrochen fort und betraf immer die Kriegsdispositionen. Nur einmal schrieb Moritz an den König in seinen Privatangelegenheiten. Kaiser und Reich nämlich drohten, wenn Friedrich der Große unterlag, auch den kleinen Prinzen, die sich an ihn angeschlossen hatten, mit des Reiches Acht und Konfiskationen. Moritz war in diesem Falle und erbat sich vom König Rath, wie er sich zu verhalten habe, wenn man ihm seine Appanage und sein kleines Besitzthum im Anhaltischen nähme? Friedrich antwortete auf eine höchst charakteristische Weise:

Ich gebe Ew. Liebden auf dasjenige so Dieselbe unter dem 9ten dieses datirte Schreiben an Mich gelangen laßen wollen, hierdurch in antwort, wie Ich deroselben über den einhalt deßen nichts weiter schreiben kan, als daß, da Ich die menge von Teutschen Printzen bei der armée habe, die sich nicht an alle dergleichen indigne und wieder alle Reichsverfaßungen und Grundgesetze des Reichs laufende, so zu sagen infame procedez des Reichs Hofrathes kehren, Ich also auch persuadirt bin, daß Ew. Liebden solcher patriotischen Gesinnung folgen und sich an nichts dagegen kehren werden. Und da Ich Ew. Liebden schon einmal darüber selbst geschrieben habe; So ersuche Ich dieselbe hierdurch nur in das künftige diese Materie nicht wieder zu berühren. Eckartsberg den 13ten Oktober 1757.

Friderich.

Das Merkwürdigste an diesem Briefe ist, daß der König gerade das patriotisch nennt, was das Gegentheil davon war; denn von einem speziell preußischen Patriotismus konnte hier nicht die Rede seyn, da der Fürst von Anhalt nicht preußischer Unterthan war, sondern ein freier Fürst des deutschen Reiches, also auch patriotische Gesinnungen nur für das Reich haben konnte. Dieser Mißbrauch des Patriotismus, dem Namen wie der Sache nach, hat lange fortgedauert. Auch die franzosentolle Partei, die im Jahre 1798 die Schweiz an Frankreich verrieth, nannte sich mit Prahlerei die „patriotische.“

Als Berlin durch ein österreichisches Streifcorps

unter Haddik auf kurze Zeit besetzt wurde, schrieb der König in flammender Eile und wieder einmal so recht in voller Wuth an Moritz, der ihn um einen Offizier mit mündlichen Instruktionen gebeten hatte.

* Ich habe keine Officiers hier umb generals beim leidebandt zu führen, und gehet ihre gantze Instruction dahin den Feindt nicht nach Berlin zu laßen es koste was es wol ich Marschire Imidiat nach So geschwinde als es die üblen Wege und die Menschen prestiren könen.

F.

Gleich aber besann er sich wieder und schrieb höflicher:

Ich danke Ew. Liebden besonders vor die in Dero Schreiben vom 16ten dieses so Mir die Nacht eingeliefert worden, ertheilete Nachrichten. Ich gedenke, daß der Printz Ferdinand von Braunschweig auch heuthe aufgebrochen seyn wird, um zu Ew. Liebden zu stoßen. Es wäre Mir aber sehr lieb noch baldigst zu wißen ob Ich bei Jessen über die Elster kan, oder bei Hertzberg.

* wan ich fligen könte So flöge ich.

Friderich.

Sobald aber der König erfuhr, daß Haddik nicht unterstützt werde und nur einen Handstreich ausgeführt habe, kühlte sich die Hitze des Königs sogleich und er korrigirte nun seine Befehle dahin, daß auf Berlin kein Werth zu legen sey, daß man vielmehr den Krieg von den preußischen Staaten so weit als möglich entfernen müsse.

Im Spätherbst 1757 wollte Friedrich das hart bedrängte Schlesien retten, wurde aber durch das Vordringen der Franzosen und der Reichsarmee zuerst auf diese Seite hin gezogen. Folgender kurze Brief zeugt vom Eifer des Königs und von seiner guten Lust, einen glänzenden Sieg zu erfechten:

* Die Reichs armée ist den augenblick aufgebrochen, Schaffen Sie Mihr ich bitte ihnen Nachricht von Keit ich weis noch nichts von ihm. Wan da was ist geschosen worden so Müsen Sie was davon gehöret haben, Suma ich mus wisen was da passiret Sonsten Mache ich Lauter falsche Mouvemens, es Scheinet als wen der Hilpurshausen nach Merseburg Marschiret, Könte man über der Sale komen So wehre man Sie im Rüken, das würde eine Schöne Kurtzweile geben. adieu.

Friderich.

Die Schlacht bei Roßbach erfüllte alle Erwartungen des Königs. In dieser kurzen Schlacht hatte Fürst Moritz das Glück, den ersten Angriff machen zu dürfen. Hierauf wandte sich der König rasch nach Schlesien und Moritz zeichnete sich abermals bei Leuthen und zwar in solchem Grade aus, daß ihm der König öffentlich die größten Lobsprüche ertheilte. Eben so ausgezeichnet focht Moritz nachher vor Olmütz und bei Zorndorf, hatte aber das Unglück, beim Ueberfall von Hochkirch verwundet zu werden. Man mußte ihn nach Dessau bringen, wo er zwar von seiner Wunde geheilt wurde, aber bald darauf einem Krebsschaden unterlag. Er starb zu Anfang des Jahrs 1760 in der Blüthe seines kriegerischen Ruhms.

Bienenzucht.

Die Naturgeschichte der Honigbienen, durch langjährige Beobachtungen ermittelt von Ferd. Wilh. Gundelach. Cassel, Bohné, 1842. S. 118. 8.

(Schluß.)

„Der Trieb zum Eierlegen erwacht bei den Arbeitsbienen erst dann, wenn die Volksmenge sich im Stocke so vermehrt hat, daß der Trieb zum Schwärmen in den Bienen rege wird; dabei mag dann der Geschlechtstrieb bei den Arbeitsbienen angefacht werden. Läßt man einen Bienenstock nicht bis auf das Unterbrett bauen, sondern setzt ihm von Zeit zu Zeit einen leeren Strohkranz oder Holzkasten unter, so bauen die Bienen nur sehr wenige Drohnenwaben; haben aber die Bienen schon vorgelegen, und man untersetzt sie, so bauen sie fast ausschließlich Drohnenwaben, weil der Trieb zum Schwärmen und damit auch der Trieb zum Drohneneierlegen bei ihnen rege geworden ist. In Stöcken, die keine Königin haben, wird der Trieb zum Eierlegen durch die Begierde nach Brut bei ihnen angefacht; aber der Stock wird nur dadurch seinem Ruine desto schneller zugeführt, denn die Bienen mögen diese Eier in Drohnen-, Weiser- oder Arbeitsbienenzellen legen, immer kommen nur Drohnen hervor, die nicht arbeiten, sondern nur fressen. Bienen, die keine Königin haben, tödten im Herbste ihre Drohnen nicht, sondern lassen sie ruhig mit sich zehren. Uebrigens irrt man sehr, wenn man glaubt, daß weiserlose Bienen eben keinen Honig eintrügen; ein Stock, der mir zu Anfang Juli weiserlos wurde, trug von da bis zu Anfang August 16 Pfund Honig ein. Der Stock war indessen sehr stark an Volk als er seine Königin verlor, und ich ließ ihn so stehen, um ihn zu beobachten. Honig tragen daher die Bienen unter allen Umständen ein, wenn dieser zu finden ist; Blumenstaub aber nur, wenn sie Brut im Stocke haben."

Neu ist ferner die Beobachtung, daß die Königin niemals ein Ei in die Zellen der Königinnen lege, sondern daß erst die Arbeitsbienen, indem sie eine Made aus den gewöhnlichen Zellen nehmen und in die größer gebildete Weiserzelle bringen, eine Königin aus ihr machen.

Auch von dem Einfluß der Königin auf den Bienenstaat macht uns Herr Gundelach eine ganz andere Vorstellung, als man sie gewöhnlich hegt. „Das Ansetzen der Bienen wird nie von der Königin, sondern immer von den Bienen bestimmt, und die Königin folgt beim Schwärmen den Bienen, nicht aber diese der Königin. Fällt indessen beim Hauptschwarme die Königin, weil sie nicht mehr recht fliegen kann, auf die Erde, und die Bienen werden es gewahr, dann strömt bald das ganze Volk dahin, gewöhnlich aber vermissen die Bienen die Königin, und sie fliegen, nachdem sie eine kurze Zeit irgendwo gesessen haben, zum Mutterstocke zurück, während die Königin gewöhnlich von ein paar Bienen umgeben, welche treulich bei ihr aushalten, auf der Erde liegen bleibt, und endlich durch die kühlen Nächte oder durch Regen mit ihren Begleitern umkommt. Die zum Mutterstocke zurückgekehrten Bienen warten nun bis die angesetzten Weiserzellen ausschliefen, und der Schwarm zieht dann mit einer jungen noch unfruchtbaren Mutter aus. So wenig wie die Königin den Platz bestimmt, wo sich der Schwarm ansetzt, eben so wenig wird durch sie das Schwärmen veranlaßt. Wie oft zieht nicht ein Schwarm zwei- und dreimal aus, und muß jedesmal zum Mutterstocke zurück, weil die Königin nicht folgte, sondern im Stocke blieb. Ich habe den interessanten Fall gehabt, daß die Bienen eines Bienenstöckchens auszogen und sich in bedeutender Ferne ansetzen wollten, während die Königin in einer mit Drathgitter versehenen Büchse, welche oben im Stopfenloche sich befand, eingesperrt war, daher denn natürlich die Bienen wieder zurückkommen mußten. Man hat deßhalb mit Unrecht der Königin auch den Namen Weiser beigelegt, denn sie ist nie der Wegweiser der Bienen. Sie gibt nie den Ton beim Schwärmen an, sondern sie folgt nur bei der ausgebrochenen Unruhe den Bienen, und dieses ist eine sehr weise Einrichtung, denn folgten die Bienen jederzeit der Königin, so würden sie, wann die Königin zur Begattung ausfliegt, ebenfalls den Korb verlassen." Damit fallen nun die Vorstellungen von absoluter Monarchie im Bienenstock zusammen und das constitutionelle System hat auch hier Platz gegriffen.

Die bisher so räthselhaft gebliebene Begattung der Königin geschieht bei Privatausflügen, welche dieselbe zur heißesten Mittagszeit unternimmt, indem sie sich dabei sehr hoch in die Luft erhebt und den zu dieser Zeit ebenfalls umherschwärmenden Drohnen gesellt. Die Fortpflanzungsapparate sind bei beiden Geschlechtern doppelt, wie bei vielen Reptilien.

Die Hervorbringung mehrerer Königinnen in einem Stock hat nur den Zweck, Mütter neuer Schwärme zu bilden. Sobald zwei Königinnen in einem Stock ausgeschlüpft sind, muß eine mit einem Schwarm auswandern oder sie wird, wenn dieß nicht geschehen kann, umgebracht; und zwar mordet eine Königin die andere, oder wird auch wohl eine, und zwar regelmäßig die später geborene, von den Bienen selbst umgebracht. Gegen die Nebenbuhlerin wehrt sich die geopferte Königin aufs verzweifeltste, gegen das Volksgericht aber nie. Die zweite Königin ist meist von einem dichten Haufen von Arbeitsbienen umgeben, die sie entweder bis zur Auswanderung des Schwarms schützen, oder ihr das Garaus machen.

„Die Königin kann in der Regel ein Alter von drei Jahren erreichen; die Drohnen werden bekanntlich im Herbst umgebracht, und das natürliche Alter der Arbeitsbienen läßt sich nicht bestimmen, weil wohl selten Arbeitsbienen eines natürlichen Todes sterben, indem sie schon früher bei ihren gefahrvollen Arbeiten, wobei sie dem Winde und dem Regen, sowie auch den Nachstellungen der Insektenvögel zu sehr ausgesetzt sind, umkommen; man kann indessen annehmen, daß keine Arbeitsbiene zwei Winter erlebe; wenigstens fand ich von vielen mit rothem Lacke auf dem Rücken gezeichneten Arbeitsbienen im zweiten Frühjahre nicht eine einzige mehr vor."

In Bezug auf das Eintragen bemerkt der Verfasser noch, daß die Bienen außer Honig und Blumenstaub (den letztern nur als Futter für die junge Brut) auch noch Wasser und Harz eintragen. „Die Bienen tragen in ihren Honigblasen auch Wasser in die Stöcke, welches sie zur Bereitung des Futterbreies für die Maden bedürfen. Die Quantität ist übrigens gering. Ich habe sehr genau beobachtet, daß ein Stock, der etwa 5000 Bienen enthielt und den ich an einem ganz abgelegenen Orte in der Nähe eines Brunnens stehen hatte, nur immer des Nachmittags Wasser holte, wobei nur vier Bienen Wasser einsogen; es geht daraus hervor, daß der Bedarf sehr gering ist. — Die Bienen tragen auch weiches Harz ein, welches sie auf verschiedenen Bäumen, namentlich den Tannen, sammeln. Sie gebrauchen dieses um die Fugen ihrer Wohnung damit zuzukleben. Sie könnten dazu auch Wachs verwenden; allein dieses würde ihnen keine Sicherheit gegen das Eindringen anderer Insekten gewähren; namentlich würden die Larven der Wachsschaben nicht dadurch abgehalten, sondern angelockt werden."

Wir können natürlich hier nicht alles mittheilen, was der kundige Verfasser sonst noch alles vom Bienenleben mittheilt, glauben aber, das hier Angeführte wird hinreichen, auf sein vortreffliches Büchlein aufmerksam zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 60.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 12. Juni 1843.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte, ältere und neuere, von Friedrich Freiherrn von Pechlin. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Wir haben uns schon zu wiederholten Malen gegen die böse Gewohnheit der neuesten Kritik ausgesprochen, welche bei dem Urtheil über schöngeistige Hervorbringungen die Frage nach den Persönlichkeiten, nach Rang und Stand, nach Verwandtschaft und Verhältniß, nach öffentlicher und privater Stellung des Verfassers in den Vordergrund drängt. Für eine gewisse, nicht kleine Partei in der Literatur genügt die Fürstenkrone, der Grafentitel auf dem ersten Blatte eines Buches, um das ganze Buch zu verdammen; das literärische Tribunal wird zum Revolutions-Tribunal. So ist Begriff und Name einer aristokratischen Literatur in die Debatte des Tages gekommen, ohne daß die Sache eigentlich vorhanden, eigentlich verstanden wäre. Betrachten wir die zahlreiche Reihe von Schriftstellern, welche aus dem privilegirten Standesquartier in das offene Blachfeld herabgestiegen sind, in eine Arena, wo andere Farben gelten, andere Fahnen als die der Geburt, des Wappens, so finden wir unter allen diesen regierenden Herren, Fürsten, Grafen und Baronen, die, ritterlich geschaart mit Gräfinnen und Fürstinnen, an uns vorüberziehen, kaum ein oder das andere gemeinsame Merkmal, kaum hie und da eine Spur inneren Zusammenhangs und verabredeter, einverstandener Richtung, ja nirgends, wie gegenüber, eine Coterie und eine Clique. Einzelne unter ihnen erschienen und erscheinen selbst im Lager der Gegner, als Führer den eigenen Feinden an Talent und kecker Gesinnung weit voraneilend. Andere wiederum isoliren sich, im Zelt der Wüste, im Wald, im Salon, und noch Andere ziehen unstät und flüchtig umher, Jedes seine Gabe nach seiner Weise ausbauend und ausbeutend. Sie alle kämpfen mit dem Vorurtheil gegen ihre Person, welches das Publikum wenigstens zum großen Theile einnimmt, während sie keinen Vorzug und keinen Vortheil der Partei genießen. Ein liberaler Autor, — wenn wir die mißliebigen Kategorien einmal beibehalten wollen, — wird von den Seinigen mit Acclamation empfangen; ein aristokratischer Autor begegnet nicht bloß bei den Gegnern, sondern mehr noch unter seines gleichen dem Mißtrauen und dem hohnlächelnden, tadelsüchtigen Zweifel. Daraus erklärt sich theilweise auch die Erscheinung, daß, wo es entschiedene Parteinahme in der Literatur und Poesie gilt, das Talent an Zahl und Kraft auf der Linken zu prädominiren pflegt, abgesehen davon, daß der negirende, der angreifende Theil der Natur der Sache nach eine schärfere, blinkendere Waffe führt, als der vertheidigende.

Mit solchen Betrachtungen begrüßen wir eine Sammlung lyrischer Gedichte, welche unter einem in der politischen Welt wohl bekannten Namen in die Literatur eingeführt ward. Im Uebrigen tritt ihr Verfasser, der Freiherr von Pechlin, durchaus nicht als Mann der Partei darin auf, und wir haben es weder mit dem Freiherrn noch mit dem Bundestags-Gesandten, sondern lediglich, ganz und gar mit dem Dichter zu thun. Derselbe stellt sich nun, seiner poetischen Persönlichkeit nach, als eine durch tiefe und innige Naturanschauung, durch sittliches und religiöses Gefühl, durch geschichtliche und künstlerische Bildung bedeutende Erscheinung dar, welcher vielleicht um einen gebietenden und schlagenden Eindruck zu machen, subjektive Besonderheit und Originalität im neuesten Sinne abgeht, die aber dafür durch besonnene, ruhige, warme Entfaltung ihres Innern unwillkürlich anzieht, und für sich gewinnt. Hervorstechend in den poetischen Eigenschaften Pechlins ist der Sinn für Natur, welcher sich sogar zur Natursymbolik steigern und in Naturmystik vertiefen kann. Es ist nicht bloß die idyllische Naturbeschreibung, das glückliche Auffassen der Umgebung im kleinsten Detail, das kindliche Aufgehen in der kleinen natürlichen Welt, welche aus Liedern wie

„der Traum der Kindheit" (S. 12) vom Herzen weg zum Herzen spricht:

„Du sollst dich nimmer deiner Rührung schämen;
Wem seiner Kindheit Bilder sich erschließen
Darf eine Thräne von der Wange fließen." —

sondern auch die skeptische Versenkung in die Natur, das geistige Brüten und Grübeln über ihren Räthseln, das Mitfühlen ihrer Kämpfe und Schmerzen, findet in diesen Gedichten einen Nachhall, einen Ausklang. So gleich auf S. 2 in dem „die Natur" überschriebenen Gedichte; dann wiederholt und wechselnd S. 39, 43, 92, 107. Schön weiß Pechlin ferner die Natur als Scene aufzugreifen, zu beleben; sein Auge bewährt sich als ächt dichterisches durch jene speciellen Blicke in die Natur, durch jene ganz substantiellen Eindrücke und Ausdrücke, wie sie nur der Poet empfängt und gibt. Er mag in dieser Hinsicht nicht unpassend mit dem Grafen Alexander von Württemberg zusammengestellt werden; wie dieser in den Alpen und im Bergsee des deutschen Südens, so ist jener heimisch in der Ebene, in der Haide, im Landsee des deutschen Nordens.* Wer Holstein kennt, sieht er es nicht wie in einem Spiegel in solchen Zeilen, S. 20:

Es wälzt der klare See sanft murmelnd seine Wellen
Zum Uferrande hin, wo sie an Kies zerschellen.

Um das azurne Blau, geschaukelt von den Wogen,
Hat sich ein Buchenhain und Wiesengrund gezogen.

Ein Aar umkreist den Wald, die Möwe schwärmt am Seee
Und klagt im Schmerzenslaut ein unbekanntes Wehe.

Vom Fischerhüttchen in des Seegestades Nähe
Beginnt ein dünner Rauch zu steigen in die Höhe.

Oder S. 29 u. f.

Wirds dir in der Welt zu enge
Vom Geräusch und vom Gedränge,
So geh auf die Haide.
Thut dein krankes Herz dir wehe
In verhaßter Menschennähe,
So geh auf die Haide.
In der tiefen Einsamkeit
Hat die Haide Trost bereit,
Trost bei manchem Leide.

* Schon in Nr. 56 unsrer Blätter vom Jahr 1840 ist in einer Anzeige der ersten Sammlung der v. Pechlin'schen Gedichte neben andern Vorzügen derselben namentlich auch die talentvolle Behandlung des Landschaftlichen hervorgehoben.

Anmerkung der Redaktion.

Auch das Weltmeer findet S. 45 u. 47 seine Spiegelung, deßgleichen S. 27, 97, 100 das edle Waidwerk, dem ritterliche und unritterliche Poeten neuerdings so viele poetische Seiten abgewinnen. Endlich gelingt auch dem Dichter an einzelnen Stellen, S. 70 und 75 zum Beispiel, der Schritt aus dem lyrischen Empfinden der Natur in die epische Empfindung innerhalb derselben; statt der eigenen, poetischen Subjectivität wird objective Darstellung, die an das Balladenhafte glücklichst anstreift, dem Kreise der natürlichen Erscheinung untergeschoben. So sind die zwei Gedichte „der Lootse" und „die Sturmfluth," namentlich ihrem schildernden und beschreibenden Theile nach, als zwei herrliche Seestücke ein wahrer Schmuck der Sammlung.

Den der Natur zugewandten Liedern folgen, wohl nicht unabsichtlich also gereiht, der poetischen und persönlichen Lebens-Entwicklung gemäß, solche, welche des Dichters Theilnahme an der Geschichte, an der religiösen und philosophischen Debatte, an der Politik beurkunden, ohne darum unter die Kategorie politischer Gedichte zu fallen. Für den deutschen nationalen Sinn des Dichters sprechen „Deutsches Lied" S. 118, gesungen im Herbst 1840, „die deutsche Eiche" S. 123 u. a.. Interessant sind ferner die Nänie auf den Tod eines deutschen Fürsten S. 86, der Panegyricus auf einen deutschen Staatsmann S. 125, das Urtheil über die französische Schreckenszeit S. 138. Daß Pechlin seinen Standpunkt in der Politik durchaus nicht innerhalb banaler Schranken und stabiler Principien sucht, daß er dem Fortschritt der Zeit sein Recht einräumt, beweisen zwei Sonette an Napoleon (S. 144 u. f.) und einige sehr milde und schöne Stellen in dem Gedichte S. 58 „der Gefangene von Christiansoe." In der religiösen Sache bezeichnet er unbefangen und ausdrücklich seine Stellung gegenüber „den atheistischen und pantheistischen Richtungen der Philosophie" S. 161 und gibt in einer Reihe biblischer und später sogar kirchlicher Gedichte (S. 146 ff. S. 165 ff.) Zeugniß seiner frommen, christlich kirchlichen Sinnesart.

Um endlich über ein wichtiges und unumgängliches Moment im Dichter, über die Formbildung noch etwas zu sagen, so ist Pechlin im Allgemeinen eine große Korrektheit, stellenweise sogar wahre Gewandtheit in der technischen Behandlung nachzurühmen. Seine Diktion ist klar und schlicht, sein Reim, mit seltenen Ausnahmen, rein, sein Styl sogar schwungvoll und kühn, wo es der Gegenstand erlaubt oder erheischt. Ein feines Ohr und eine feine Hand für die Sprache sind nirgends zu verkennen. In den complicirteren Formen der Lyrik, im Sonett z. B., in der Kanzone genügt unser Dichter nicht überall den Ansprüchen einer scharfen Kritik, wiefern er poetische Licenzen nimmt, welche gegen das

ursprüngliche Gesetz streiten, — so in den Terzinen des Sonetts mehr als zwei Reime, — allein auch innerhalb solcher Grenzen bewegt er sich mit anmuthiger Leichtigkeit. Die Noten unter dem Text erscheinen in den meisten Fällen störend und überflüssig, dürften also bei einer neuen Sammlung wegbleiben.

X.

Volkssagen.

Volkssagen aus Graubünden von Alfons von Flugi. Chur und Leipzig, Grubenmann, 1843.

Der Dichter hat es auf die unglücklichen Ritter abgesehen, die er einen nach dem andern in seinen Romanzen abwürgt. In der That gründet sich die Volksfreiheit in Graubünden auf die Zerstörung der Ritterburgen und den Mord übermüthiger kleiner Burgherrn und diese Traditionen seiner schönen Heimath gibt nun der begeisterte Dichter in Versen wieder, die durch ihre Lebendigkeit nicht selten an Bürgers Balladen erinnern, häufig aber auch, und wie es scheint mit Absicht, eine gewisse Härte zeigen, um das Rauhe und Schroffe der Felsenwildnisse besser auszudrücken.

So beginnt das erste Gedicht:

An der Landquart ungeschwächter,
Wilder Flut
Halten als des Thales Wächter
Hoher Felsen zweie Hut;
Stehn sich nah genüber, ragen
Schroff empor,
Ein verwittert, abgeschlagen
Höllenthor.

Aus des einen finstrer Grotte
Trotzig schaut
Eine Burg, als wie zum Spotte
Allen Stürmen hingebaut;
Und an's Fenstergitter stützet
Eine Maid,
Und in tiefer Brust ihr sitzet
Banges Leid ꝛc.

Das Mädchen ist auf die Burg entführt worden und der wilde Ritter will ihr eben nahen, da fliegt ein Pfeil durchs Fenster und durchbohrt die Brust des Frechen. Den Pfeil aber schoß ein junger Bauer ab, der des Mädchens Geliebter war. So der erste Ritter. Den zweiten (in der zweiten Romanze) schlagen die Bauernweiber wegen ähnlicher Frevel mit Dreschflegeln zu Tode. Der dritte wird, nachdem er die Burg übergeben, dem Vertrag zuwider ebenfalls abgewürgt. Der vierte wird gezwungen, sich in einen Abgrund zu stürzen:

Im Rhätigau steht eine Felsenwand,
Ergraut in Gewittern und Stürmen;
Einer Veste Ruinen schau'n trotzig durch's Land,
Es nistet die Eul' in den Thürmen.
Doch oft noch sieht man in finsterer Nacht
Von Blitzen umzingelt, vom Donner umkracht,
Hoch oben stehen die Grafen;
Er schwingt in der Rechten sein schneidiges Schwert,
Er spornt die Felsen herunter sein Pferd;
Dann legt er sich wiederum schlafen.

Den fünften Ritter ersticht ein Bauer, den er gezwungen, ihm die Tochter aufs Schloß zu bringen. Den sechsten erschlägt das Donnerwetter. Der siebente und achte wird als Geizhals bei seinen unterirdischen Schätzen eingeschlossen. Der neunte versinkt mit seinem Schloß, von einem unglücklichen Greise verflucht.

Der todte See.

Wo die hohen Bäume dunkeln
In dem dichten, schwarzen Forst,
Wo im Gras die Schlangen funkeln,
Und des Luchsen Aug' im Horst,
Wo die Felsenblöcke ragen
In die Wolken, kluftig, kahl,
Schlafen trübe, todte Wasser
Nie geweckt vom Sonnenstrahl.
Es ist ein Schloß versunken, darüber wallt die Flut,
Die Wogen und die Unken, die halten unten Hut.

Knapp von Kettenlast umschlungen
Liegt ein Greis auf harter Bahr',
Und die Hände, roth gerungen
Streckt er fleh'nd zum Ritter dar;
Doch der schaut ihn an mit Blicken
Höhnischkalter, grimmer Wuth,
Wendet lachend ihm den Rücken;
Da entflammt des Alten Muth.
Es ist ein Schloß versunken, darüber wallt die Flut,
Die Wogen und die Unken, die halten unten Hut.

Starr das Aug', geballt die Hände,
Hebt er sich mit letzter Kraft,
Und durch dumpfe Kerkerwände
Schallt ein Fluch hin schauderhaft. —

Plötzlich steht die Luft in Flammen,
Spaltet Erd' sich; mit Getrach
Sinkt das Schloß; es schlägt zusammen
Schäum'ger Flut Gewoge jach!
Es ist ein Schloß versunken, darüber wallt die Flut,
Die Wogen und die Unken, die halten unten Hut.

Eine der lieblichsten Sagen ist die vom Grenzlauf bei Mayenfeld und vom Katharinenbrunnen. Der Fürst von Lichtenstein und die Graubündtner stritten um die Grenze; man beschloß, den Streit durch einen Wettlauf zu entscheiden. Von Balzers aus sollte ein Lichtensteiner, von Mayenfeld aus ein Bündtner zur gleichen Stunde auslaufen und wo sie sich treffen würden, sollte die Grenze seyn. Als sie zusammentrafen, erlaubte der Balzerser dem Bündtner, der schon sehr vom Lauf erschöpft war, die Grenze noch um so viel weiter für Bündten abzustecken, als er ihn auf dem Rücken bergauf würde tragen können. Da strengte sich jener so an, daß er ihn noch eine weite Strecke trug, dann aber mit dem Ausrufe „Katharine," welches der Name seiner Geliebten war, an dem davon genannten Brunnen todt niedersank.

Mehrere Sagen beziehen sich auch auf übermüthige Bauern und Bauernfrauen, deren schöne Alpen zur Strafe ihrer Frevel verwüstet wurden oder versanken, wie dergleichen Sagen auch sonst in der Alpenwelt häufig sind. Sinnig ist die letzte der hier mitgetheilten Sagen, die sich auf das Giftkraut Zyprion bezieht, das einst den Kühen die beste Milch gegeben habe, aber von einer Hexe verflucht worden seyn soll. — Diese Sammlung verdient dem reichen Sagenschatz, der bereits aus so vielen Gauen Deutschlands angesammelt ist, angereiht zu werden.

Deutsche Alterthümer.

Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Beschrieben und versinnlicht durch 1390 lithogr. Abbildungen von S. Chr. Wagner, Superintendenten ꝛc. Weimar, Voigt, 1842.

Die große Zahl der hier verzeichneten Bücher, in denen von den Alterthümern des einen oder andern Orts in Deutschland Nachricht gegeben ist (es sind ihrer 968), beweist schon, wie außerordentlich zerstreut diese Notizen sind und wie nothwendig und löblich es war, sie einmal zusammenzustellen. Der Herausgeber hat die Sache topographisch und lexikalisch behandelt, d. h. alle Ortschaften in Deutschland in alphabetischer Folge aufgezählt und die dort gefundenen Alterthümer nicht nur kurz, und mit Angabe der Quellen beschrieben, sondern auch größtentheils in Abbildungen vorgezeigt. Die Abbildungen allein füllen einen Octavband. Außerdem sind dem Alphabet auch Völkernamen und technische Ausdrücke, die sich auf Alterthümer beziehen, eingereiht. So bekommt man hier eine sehr reichhaltige Uebersicht über das unterirdische Deutschland, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, oder über die Ueberreste alter Kultur und Gottesverehrung, die sich von einer längst entschwundenen Zeit her in der Erde verborgen und bis auf unsre Tage gerettet haben.

Der Verfasser hat neben den deutschen Alterthümern auch sehr viele römische und slavische aufgenommen. In sehr vielen Fällen ist es freilich schwierig, zu erkennen, ob ein Denkmal unsern deutschen Vorfahren angehört hat, oder einem andern Volke; in manchen Fällen erscheint deutscher Cultus im Westen mit römischem vermischt, wie er es vielleicht auch im Osten mit slavischem war, und in allen diesen Fällen muß allerdings auch auf das Römische und Slavische Rücksicht genommen werden. Da aber der Verfasser doch nicht wohl alle römischen in Deutschland entdeckten Denkmale, und alle slavischen, z. B. die reiche Mecklenburger Sammlung mittheilen konnte und wollte, so wäre es vielleicht besser gewesen, überhaupt diejenigen, bei denen der undeutsche Ursprung notorisch ist, hier wegzulassen. Die vielen römischen Inschriften, Götzenbilder und Geräthe, die wir hier abgebildet finden, sind zwar interessant, aber nicht erschöpfend und hätten wohl ausschließlich deutschen Alterthümern Platz machen sollen.

Eine besondere Rücksicht hätten die ältesten in Deutschland gefundenen Münzen verdient, die wir hier vermissen.

Endlich hätte der Herausgeber vermeiden sollen, entschieden unkritische Bilder mitzutheilen und sich dabei auf eben so unkritische Quellen zu berufen, wie zuweilen geschehen ist, z. B. S. 349 und Nr. 623 der Abbildungen. Hier wird aus Vollmers mythologischem Wörterbuch eine angebliche Hertha dargestellt, die nichts weiter ist, als eine willkürlich modernisirte ephesische Diana, die einen Schlüssel in der Hand trägt, wie ihn erst im Mittelalter die Schlosserkunst erfand und deren Gewand mit Tulpen bemalt ist, einer Blume, die noch viel neuer ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 16. Juni 1843.

Handelspolitik.

Sklaverei, Seeherrschaft und die Preußische Staatszeitung. Von Olov Berg, schwed. norweg. Consul. Königsberg, Unzer, 1843.

Ein Nachtrag zu der frühern Schrift desselben Verfassers „Nordamerikas Stellung zum Quintrupeltraktat vom 20. Dec. 1841," und Vertheidigung seiner Ansicht gegen mehrere Zeitschriften. Der Gegenstand ist wichtig und verdient von allen Seiten beleuchtet zu werden. In dem Augenblick, in welchem uns England einen so empfindlichen Schlag versetzt (die einem Verbote gleichkommende, wenigstens die Drohung nur schlecht verbergende Warnung an Hannover, dasselbe solle dem deutschen Zollverein nicht beitreten), in einem solchen Augenblick sollte man glauben, die armen, bisher so übel angeschriebenen und so hochmüthig gehofmeisterten Vertheidiger der deutschen Handelsinteressen gegen das brittische müßten endlich einmal Gehör finden. Es ist sonderbar, daß wo irgend deutsches Interesse gegen ausländisches verfochten wird, in Deutschland selbst die ausländische Partei fast immer die überwiegende ist. So hat Frankreich für seine habgierige und gegen Deutschland gerichtete Politik zu allen Zeiten in Deutschland selbst die dienstwilligsten Vertheidiger gefunden. So auch Rom. Und so soll nun auch England, indem es Deutschland wie einen Bären am Nasenringe hält und tanzen läßt und ihm Püffe gibt, eben deßhalb in Deutschland nicht getadelt, sondern verehrt und gerechtfertigt werden.

Mit den geringen Mitteln, die wir haben, können wir uns freilich der Uebermacht Englands nicht erwehren. Alles was man von einer neu zu gründenden deutschen Seemacht, von Eroberungen und Ehren der deutschen Flaggen 2c. schwärmt, ist eitle Träumerei. Wir müssen uns alles von England gefallen lassen, die ungünstigsten Traktate, wobei uns ein Minimum, England ein Maximum von Rechten und Vortheilen gewährt wird; die demüthigendsten Traktate, wodurch den Engländern das Durchsuchungsrecht unsrer Schiffe gewährt wird 2c. Das alles müssen wir dulden, weil wir keine Macht besitzen, es zu verhindern. Das sollen wir nun anerkennen und uns vor jeder Prahlerei, England gegenüber, hüten, weil wir uns mit Drohungen, denen wir keinen Nachdruck geben können, nur doppelt lächerlich machen. Aber bei all dieser schmerzlichen Resignation sollen wir uns wenigstens den Trost der Wahrheit nicht versagen. Wir sollen, indem wir Englands Fesseln tragen, auch ehrlich sagen: es sind Fesseln, schwere eiserne Ketten und nicht Blumen! Die Beschöniger, die das vaterländische Interesse freiwillig in Worten und Werken an England verrathen, sollten wenigstens keinen Glauben finden, wenn auch das Unglück selbst nicht abgewendet werden kann.

Olof Berg verficht die Ansicht, daß England nur deßhalb gegen die Einführung der Sklaven aus Afrika nach Amerika eifre, um die ausschließlich durch Sklaven vermittelte Produktion der Colonialwaaren in den Vereinigten Staaten zu ruiniren, und daß es das Durchsuchungsrecht auf allen Meeren nur darum anspreche, um unter dem Vorwand, dem Sklavenhandel nachzuspüren, alle Schiffe anderer Nationen nach Belieben anhalten, aufbringen und von Afrika entfernen zu können, dessen Handel es sich ausschließlich vorbehält. Nicht Menschlichkeit, nicht christlicher Brudersinn vermöge die Engländer zu jener Rücksicht für die schwarzen Sklaven, sondern die ganze Maßregel sey nur ein Vorwand für die englische Handelspolitik. Dieser Ansicht war und ist Herr Olof Berg nicht allein. Jeder Mensch, der fünf Sinne hat nnd die Weltverhältnisse kennt, muß ihr unbedingt beistimmen. Mochte Willerforce nicht entfernt an eine egoistische Handelspolitik gedacht haben, mögen auch noch jetzt eine Menge Vertheidiger des englischen Systems aus der reinsten Menschenliebe handeln, das englische Ministerium folgt dabei nur der Handelspolitik.

Wenn dem nicht so wäre, wenn die englische Regierung nur aus Humanität handelte, so müßte, wie wir dieß in diesen Blättern schon früher einmal hervorgehoben, England nothwendig auch dem Sklavenhandel auf der Ostküste Afrikas ein Ende machen. Dort werden eben so viele Hunderttausende von Schwarzen nach Aegypten und Asien ausgeführt oder unterwegs durch Mißhandlungen und Strapazen aufgeopfert, als im Westen. Warum hemmt aber England nur den westlichen, nicht auch den östlichen Sklavenhandel? Hat es etwa keine Macht dazu? besitzt es nicht Häfen im rothen Meere? kann es nicht, sobald es will, Asien von Afrika abschließen und der ägyptischen Despotie den Garaus machen? Es könnte wohl, aber es will nicht. Die Sklaven, die durch Aegypten ausgeführt werden, kommen in die asiatischen Hareme, wo sie der englischen Handelspolitik nichts schaden. Also mag man sie jährlich zu Hunderttausenden wie das Wild durch Parforcejagden auftreiben, mehr als die Hälfte davon den Schlägen und dem Hunger erliegen lassen und den Rest castriren, um sie für die Orientalen brauchbar zu machen, um alle diese Unmenschlichkeiten kümmert sich das angeblich so menschenfreundliche England nicht. Es ist ihm ganz gleichgültig, denn es hat dabei nichts zu verlieren. Wenn aber diese Sklaven in Plantagen eingeführt und durch ihre Arbeit Produkte erzielt würden, welche mit den Erzeugnissen englischer Colonien concurrirten, dann würde sich auf einmal die gerühmte Menschlichkeit der englischen Politik auch auf diesen Theil Afrikas erstrecken und Flotten würden auslaufen, um die Völker- und Menschenrechte in Nubien herzustellen.

Der Verfasser hat auf diesen Contrast, der sich im Verfahren Englands in Bezug auf die Ost- und Westküste Afrikas kund gibt, nicht geachtet; erwähnt aber Irland, als einen eben so schlagenden Beweis, wie wenig das Zartgefühl der englischen Politik vor der Abscheulichkeit sklavischer Zustände zurückbebt. Der Irländer lebt in härterer Sklaverei, als der Neger.

Was unsre deutschen Interessen betrifft, so pflegt man zu sagen, daß die Benachtheiligung, welche sie durch die englische Handelspolitik erleiden, mehr als hinreichend aufgewogen werde durch die uns immer sichere Allianz Englands gegen Frankreich oder Rußland. Allein das ist nur halb wahr. England alliirt sich mit uns nicht unsertwegen, sondern nur seiner selbst wegen. Es verläßt uns daher, sobald es seinen Zweck erreicht hat, ohne sich darum zu bekümmern, ob wir den unsrigen erreichen, ja oft um zu verhindern, daß wir den unsrigen erreichen. Als wir zur Zeit Ludwigs XIV. große Noth durch Frankreich litten, schickte uns England ein Heer unter Marlborough zu Hülfe und leistete uns große Dienste, es ist wahr; allein sobald sich Ludwig XIV. bereit erklärte, die Forderungen Englands zu bewilligen, wurde Marlborough abberufen, wurde Deutschland von England schmählich im Stich gelassen und that England nicht das Mindeste, uns beizustehen, um einen für Deutschland höchst nachtheiligen Frieden zu verhindern. Genau dasselbe Spiel wiederholte sich hundert Jahre später. Als wir unter Napoleon abermals große Noth durch Frankreich erlitten, stand uns England wieder mit vielem Eifer bei; aber diesem Eifer lag keine andere Absicht zu Grunde, als die französischen Flotten zu vernichten, die französischen und holländischen Colonien zu erobern, keine europäische Seemacht neben der englischen mehr aufkommen zu lassen und zuletzt das von Napoleon aufgestellte Continentalsystem zu stürzen. Als England diese Zwecke erreicht hatte, kümmerte es sich um Deutschland nicht mehr, oder nur noch, um Deutschlands Einheit wieder aufzulösen, Deutschlands Macht wieder zu schwächen. England war Schuld, daß Preußen nicht an die Nordsee durfte, daß es sogar Ostfriesland, was es früher besessen, verlieren mußte. England war Schuld, daß Holland mit einem schleppenden Ballast von Landmacht belästigt wurde, mit welchem beschäftigt es fortan seiner Marine nicht die gehörige Sorgfalt mehr widmen konnte. England war Schuld, daß die deutschen Hansestädte isolirt und aus den natürlichen Rheeden Deutschlands zu englischen Faktoreien gemacht wurden. Selbst zu den Zerwürfnissen, die in Deutschland aus dem constitutionellen Ringen hervorgingen, trug England schadenfroh sein Theil bei, indem es durch sein überseeisches Beispiel immer für das Verfassungswesen begeisterte, und durch seine continentale Handlungsweise diese Begeisterung wieder niederschlug.

Gedrängt durch die Versuche, Hannover dem deutschen Zollverein einzuverleiben, sah sich der englische Leopard zuletzt gezwungen, die sorgfältig verborgenen Krallen hervorzustrecken. England will nicht, daß Hannover dem Zollverein beitrete, natürlicherweise. Sollte denn das Spiel, das es weiland mit Hardenberg so glücklich spielte, jetzt auf einmal vereitelt werden? Sollte England sich im Jahr 1815 so viel Mühe gegeben haben, Preußen von der Nordsee auszuschließen, um es jetzt auf einmal durch den Zollverein an die so eifersüchtig gehüteten Ufer vorrücken zu sehen? Das muß um jeden Preis verhindert werden.

Der Deutsche kann aus diesem Fall wieder einmal zu seiner Belehrung und Beschämung erkennen, was es mit seiner in jüngster Zeit wieder einmal so laut gerühmten und zur Schau getragenen Nationalkraft für eine Bewandtniß hat. Wenn es den Deutschen einfiele, den Engländern zu erklären: wir mißbilligen eure Union, die Abhängigkeit Irlands von England ist unsern Interessen entgegen und wenn ihr Irland nicht sofort ein

eigenes Parlament gebt und die Union auflöst, so werden wir dieß als eine Feindseligkeit, gegen uns gerichtet, ansehen — was würden die Engländer wohl zu einer solchen Sprache sagen? Ist aber die Sprache, die England gegen Hannover führt, etwa eine andere? Mischt sich England in die deutschen Angelegenheiten weniger ein, wenn es Hannover vom Eintritt in den Zollverein abschrecken will, als wir uns in die englischen Angelegenheiten mischen würden, wenn wir die Aufhebung der Union verlangten? Die Sache wäre die nämliche und der große Unterschied besteht nur darin, daß sich England gegen uns erlauben darf, was wir uns gegen England zu erlauben auch nicht einmal träumen dürfen. Seht da, ihr Deutschen, mit welcher Eisenfaust England in eure butterweichen Herzen greift, während ihr ihm gar nichts entgegenzusetzen habt als das wehmüthige Gefühl eurer Schwäche!

Biographie.

Ferdinand Rapedius de Berg, conseiller au conseil privé de L. M. impériale et apostolique. Mémoires et documens pour servir à l'histoire Brabançonne, par P. A. F. Gérard. T. I. Bruxelles 1842. 1 not. gr. 8. S. 1—394, mit dem lithographirten Porträt von de Berg.

Die zugleich mit der französischen ausbrechende, obwohl früher vorbereitete, gegen den Kaiser Joseph II. gerichtete brabantische Revolution gehörte jüngst noch zu den vergessenen und für unbedeutend gehaltenen Ereignissen. Die belgische Revolution von 1830 lenkte wieder die Aufmerksamkeit auf sie, und so erschienen seitdem verschiedene lesenswerthe Schriften, worin jene Episode der niederländischen Geschichte aufgehellt wird. Schon 1834 gab der so überaus thätige Reichsarchivist Gachard zu Brüssel eine Sammlung Documens politiques et diplomatiques sur la révolution belge von 1790 heraus; in demselben Jahre erschien von A. Borgnet Lettres sur la révolution brabançonne. 2 Bde. 8.; 1840 widmete ihr Herr Janssens (einst Professor am collegium philosophicum zu Löwen) das Ende des zweiten und den Anfang des dritten Theils seiner histoire des pays-bas. Zu diesen Schriften kommt nun das Werk, das wir hier anzeigen, hinzu; welches schon in einer noch neueren Arbeit über die gedachte Episode, nämlich in der von Herrn Prof. Arendt in Löwen geschriebenen Skizze über die brabantische Revolution von 1789—1790 in v. Raumers historischem Taschenbuch für 1843 Seite 238—412 benutzt ist (während das zweite und dritte der genannten Werke von diesem übergangen werden).

Wie sehr auch, zum großen Nachtheile Deutschlands, die belgischen Provinzen leider seit Jahrhunderten uns entfremdet sind, verdient doch ihre Geschichte unsere fortwährende Berücksichtigung; weßhalb wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf alle eben angeführten Schriften richten zu müssen glauben; vor Allem aber auf das Werk des Herrn Gérard, wovon freilich jetzt nur der erste Band vorliegt.

Der Hauptzweck desselben scheint zu seyn, Leben und Thaten eines in der literarischen Welt nicht unbekannten Staatsmannes, des Herrn Ferd. Rapedius von Berg zu schildern und interessante Fragmente seiner hinterlassenen Denkwürdigkeiten bekannt zu machen, allein da dessen politisches Leben größtentheils in die Zeit von 1786—1790 fällt, so wird die Geschichte derselben mit großer Ausführlichkeit und Sachkunde auf eine anziehende Weise beschrieben. Ja man kann sagen, daß wir hier den Anfang der ersten pragmatischen Geschichte dieser Revolution erhalten. Wir theilen daher eine Inhaltsanzeige des lesenswerthen Buchs mit. Die meisten Notizen über v. Berg und die Auszüge aus seinen Memoiren rühren von Herrn Theodor de Jonghe in Brüssel her, einem Geschichtsfreunde, der jetzt die vollständigste Bibliothek über die belgische Geschichte besitzt und ein Freund des Schreibers des vorliegenden Werks ist.

Die sechs ersten Kapitel enthalten die frühere Lebensgeschichte v. Bergs bis zur Thronbesteigung des Kaisers Joseph II. Er war den 5. März 1740 in Brüssel geboren und Sohn einer aus dem Luxemburgischen stammenden adeligen Familie; 1759 war er rezipirter Advokat. Unwohlseyn veranlaßte ihn (was damals weniger häufig geschah als jetzt) Italien zu bereisen, was er i. J. 1767 that, indem er seinen Weg über Paris nahm. Auf dieser Reise schrieb er die ältesten Memoiren, aus welchen sehr lesenswerthe Auszüge, meistens Betrachtungen über die Sitten der Zeit uns mitgetheilt werden S. 6—15, S. 16—46, 47—55. Ueberaus anziehend sind seine Schilderungen über die Zustände in Rom und im Kirchenstaate. Man sieht aus seinen Aeußerungen, daß v. Berg ein frei denkender, jedoch religiös gesinnter Mann war, und einerseits über seiner Zeit stand, andrerseits jedoch dem Voltairianismus nicht huldigte. Im J. 1770 trat er in den Staatsdienst und verfolgte die Administrativ-Laufbahn (S. 57). 1774 schrieb er einen sehr wichtigen Rapport sur l'administration financière de la ville de Louvain, dem in Folge eines Auftrags des Grafen Cobenzl ein gleicher über Brüssel folgte (S. 58). Beide sind jetzt Hauptwerke für die Kenntniß des Städtewesens

im alten Belgien. Darauf ward v. Berg zum Amman der Stadt Brüssel ernannt, d. h. zum Stellvertreter des Kaisers bei der Munizipalität dieser Stadt und suchte von 1778 an das gesunkene Ansehen dieses Amtes nicht ohne Kämpfe und von oben wenig unterstützt, wiederherzustellen (69).

Wir sehen aus den Mittheilungen von S. 71 folg., daß der städtische Rath allmählig alle Gewalt an sich gerissen und den landesherrlichen Beamten zu seinem Diener gemacht hatte, ein Verhältniß, welches de Berg um jeden Preis ändern wollte (1784). Als es ihm mißlang, zog er sich von den Geschäften zurück und lebte nur den Wissenschaften, bis zur Zeit, als Kaiser Joseph ihm eine neue Laufbahn eröffnete. Während dieser Zeit (1782) schrieb er die interessante Preisschrift über den Gebrauch und das Ansehen des römischen Rechts in Belgien, welche seit dem Erscheinen des 4ten Bandes von Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter oft in rechtsgelehrten Werken Deutschlands genannt wird.

Ehe Herr Gérard die weitere Lebensgeschichte seines Helden verfolgt, gibt er eine tiefeingreifende Schilderung der belgischen Zustände, zur Zeit als Kaiser Joseph die Selbstregierung seiner Staaten, auch in den Niederlanden übernahm (Cap. 7—9, S. 93—155). Wir sehen, durch welche Gründe dieser Kaiser bestimmt wurde, die Reformen zu unternehmen, welche das Land so gewaltig erschütterten, daß ein Aufstand erfolgte, der zwar die beabsichtigte Constituirung einer selbstständigen Republik nicht zur Folge hatte, jedoch Kaiser Leopold bestimmte, Alles wieder auf den alten Fuß zu setzen. Die geistreichen Schilderungen des ganzen politischen Drama's durch den Hrn. Arendt, nämlich von der Aufhebung der Klöster an bis zur Errichtung des Generalseminariums zu Löwen, der Kreisintendanzen und der neuen Gerichtsverfassung (1787) so wie des Widerstands der Stände und der gesetzlichen Behörden, namentlich des conseil de Brabant, welches die gleichen Rechte hatte, wie das Parlament in Paris — überheben uns der Pflicht, von Allem diesem zu sprechen. Herr Gérard geht genau auf Alles ein und zeigt uns den ganzen Zusammenhang der Ereignisse im klarsten Lichte S. 133—246. Dieselben sind freilich von jeher sehr verschiedentlich beurtheilt worden nach den verschiedenen Standpunkten, von welchen die Historiographen dieser Zeit ausgingen; während noch neuestens Borgnet als ein feuriger Vertheidiger des Widerstandes und der Revolution von 1789 auftritt, schreibt Janssens als entschiedener Gegner derselben. Es war daher für Herr Gérard, der sich bestrebt, unparteiisch zu bleiben, eine schwere Aufgabe, hier die rechte Mitte zu finden. Als Freund der gesetzlichen Ordnung einerseits, und des Fortschrittes andrerseits, sucht er, wie auch Arendt zu zeigen, daß man von beiden Seiten zu weit ging. Wie sehr er auch Freund des Kaisers Joseph II. ist, kann er doch nicht in Abrede stellen, daß dieser Philosoph auf dem Throne Reformen begann, für welche, wie gut gemeint sie auch seyn mochten, doch Belgien damals nicht vorbereitet war, und daß er die Grenzen der Legalität, wie er freilich zu thun genöthigt war, bald überschritt (dieses gesteht selbst Janssens zu).

v. Berg war 1787 von Joseph zum Intendanten eines Kreises (von Brabant) ernannt worden, in Folge einer Reise nach Wien, wo er mit dem Kaiser eine Unterredung gehabt hatte (S. 475). Allein er sah bald, daß man die Pläne nicht durchsetzen werde (S. 203), und daß des Kaisers Absichten ganz verkannt waren. Er gab daher schon den 9. Mai 1787 seine Dimission und ging, weil seine persönliche Sicherheit gefährdet war, nach Paris, von wo aus er aber der kaiserlichen Regierung zu nützen nach Kräften bemüht war (S. 247 folg.). Als sich das Drama nun weiter entwickelte, die Revolution im Advokaten Van der Noot einen Chef erhielt, an die Stelle der Erzherzogin Christine, und des Prinzen von Sachsenteschen in der Person des Generals Mourray ein neuer Gouverneur trat, und einige der wichtigsten Reformen suspendirt wurden, rief man von Berg zurück, der sich aber als eine Gnade ausbot, de pouvoir s'expatrier à jamais (S. 300), indem er die Auflösung der geselligen Ordnung, die alsbald erfolgte, bereits voraussah. Diese begann unter dem Minister von Trautmannsdorf und dem General d'Alten, welche über die Leitung der belgischen Angelegenheiten ganz entgegengesetzter Ansicht waren, und deßhalb den planmäßig von den Parteien und ihren Führern vorbereiteten Aufstand erleichterten. Die Geschichte desselben wird in einem zweiten Bande des vorliegenden Werkes erzählt werden, da der erste gerade mit dem Toleranzedikt Josephs II. den 29. Januar 1788 endigt. Der Verfasser schließt ihn mit politischen Betrachtungen über Revolutionen, ihre Ursachen und ihre Helden, welche dessen antirevolutionäre Gesinnungen unumwunden aussprechen S. 339—341. Beigegeben sind dem Werke von S. 345 bis zu Ende fünf wichtige Aktenstücke.

Wir zweifeln nicht, daß dasselbe in Deutschland schon als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts gewürdigt werden wird.

W.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 62.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 19. Juni 1843.

Naturwissenschaft.

Leitfaden der mathematischen und allgemeinen physischen Geographie von Hofr. Dr. Mädler. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

Wir haben schon öfter in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, von den Verdiensten zu reden, welche sich Herr Mädler früher in Verbindung mit Beer in Berlin, und jetzt als Direktor der Sternwarte zu Dorpat angestellt, um die Sternkunde überhaupt, um die Kunde des Mondes aber und des Planeten Mars insbesondere erworben hat. Da er mit der präcisesten Schärfe des Gedankens eine Klarheit und Gefälligkeit der Darstellung verbindet, wie Arago in Paris, so ist es sehr zu billigen, daß er sich in neuerer Zeit der Bearbeitung populärer Lehrbücher zu widmen angefangen hat. Wenn es wahr ist, daß manche höher begabte Naturforscher durch eine ziemlich lüderliche Fabrikschriftstellerei ihren Ruhm mißbräuchlich ausgebeutet haben, so dürfen diese schlimmen Ausnahmen doch Andere nicht abschrecken, für populäre Zwecke zu wirken; denn es wäre sehr gefehlt, wenn die höher Begabten, die eigentlich Wissenden, sich vornehm in die engere Sphäre der Akademie zurückziehen und dagegen die Belehrung der Massen nur Pfuschern überlassen wollten. Das Anfertigen von populären Lehr- und Handbüchern ist zwar die leichteste und gemeinste Sache von der Welt geworden, allein an die Stelle so vieler hunderte von schlechten und mittelmäßigen, unvollständigen oder übermäßig weitläuftigen, irrenden oder oberflächlichen Lehrbüchern eines zu setzen, was die reichste Fülle des durch gründliches Wissen Ermittelten in der kürzesten Form zur klarsten Uebersicht und zum eindringlichsten Verständniß brächte, das ist eine der schwersten, und zugleich eine der würdigsten und dankbarsten Aufgaben der Wissenschaft.

Herr Mädler hat im vorliegenden Werke auf nur 221 Seiten gewöhnlichen Octavformates das Wichtigste der mathematischen und allgemeinen physischen Geographie mit der ihm eigenen Klarheit vorgetragen. Er setzt bei seinen Lesern nur die Elemente der Geometrie, Trigonometrie und Algebra voraus, so daß es die mittleren und höheren Klassen in Gymnasien, höheren Real- und Gewerbschulen, so wie jeder einigermaßen gebildete Leser verstehen kann. Er entwickelt darin das Verhältniß des Erdganzen zum Sonnensystem, insonderheit den Einfluß der Sonne und des Mondes auf die Erdmasse in ihrer Bewegung, dann wieder auf Luft und Meer insbesondere; ferner die Gruppirung von Land und Meer auf der Erdoberfläche, die Bildung der Gebirge, Vulkane, Flüsse, Quellen, der Winde rc., kurz aller Wechsel der Erdoberfläche wie der Atmosphäre; und alles ist kurz und mit schärfster Präcision vorgetragen.

Um ein Beispiel zu geben, wahlen wir heraus, was Herr Mädler über die Entstehung der Fluth und Ebbe sagt, was um so anziehender ist, als es zur Berichtigung manches Irrthums dienen kann, dem sich vielleicht auch einige unsrer Leser hingegeben haben. Man hat nämlich, wie bekannt, den Einfluß des Mondes auf Fluth und Ebbe gänzlich läugnen wollen. Darüber sagt nun Herr Mädler S. 89: „Die Einwendungen gegen die Wirkung des Mondes auf Fluth und Ebbe beruhen auf einer ganz falschen Ansicht entweder des Phänomens selbst, oder der Art wie die Anziehung wirkt. Es war eine Zeit lang ordentlich Mode geworden, die Einwirkung des Mondes auf Ebbe und Fluth und nebenher die ganze Newton'sche Theorie vornehm zu bespötteln; während Niemand eine auch nur halbwegs vernünftige Erklärung des Umstandes, daß sich Ebbe und Fluth nach den Mondsphasen richten und durch den bekannten Mondslauf vorausbestimmen lassen, gegeben hat. Man gab uns nur schönklingende Worte von einem Erdeleben, einem Pulsiren ihrer Adern u. dgl. womit sich weder theoretisch noch praktisch etwas anfangen ließ. Diese ephemeren Versuche, wissenschaftlich

zu behandelnde Gegenstände, aus dem Gebiete der Mathematik in das der Romantik hinüberzuziehen, sind stets nach sehr kurzer Zeit der wohlverdienten Vergessenheit übergeben worden. — Das Steigen der Fluth dauert gewöhnlich $3\frac{1}{2}$, das Fallen gegen 9 Stunden, beides zusammen durchschnittlich 12 Stunden $24\frac{4}{5}$ Minuten, genau die Hälfte derjenigen Zeit, welche der Mond von einem Meridiandurchgange zum andern gebraucht. Nach Maßgabe der Ab- oder Zunahme des Mondes beschleunigt und verzögert sich die Fluth etwas. Sie ist stärker im Vollmonde und Neumonde (oder auch $1-1\frac{1}{2}$ Tage nachher) als in den Quadraturen; stärker bei der Erdnähe als bei der Erdferne; stärker, wenn der Mond in seinen Knoten steht; am stärksten endlich, wenn er zugleich in seinem Knoten und im Aequator steht, was nur um die Zeit der Nachtgleichen möglich ist. Längst hatte man deßhalb vermuthet, daß der Mond die veranlassende Ursache sey; Newton zeigte die Nothwendigkeit einer solchen Wirkung aus der Attraktionstheorie, und jetzt ist durch die genauesten und auf viele Tausende von Fluthbeobachtungen gegründeten Untersuchungen der Gegenstand unwidersprechlich bewiesen. Mond und Sonne bewirken durch ihre Anziehung die Erscheinung, ersterer wirkt seiner Nähe wegen stärker, als die Sonne. Man denke sich der Einfachheit wegen eine Wasserkugel, und über ihr den Mond. Dieser wird den ihm nächsten Punkt c' der Kugel stärker anziehen, als den Mittelpunkt c und diesen abermals stärker, als den entferntesten Punkt c''. Dadurch bewirkt er (da Wasser seine Form verändern und also dieser Verschiedenheit der Anziehung nachgeben kann), daß die drei erwähnten Punkte in eine größere Entfernung von einander zu stehen kommen, als die, einem andern Durchmesser d angehörenden. Das Wasser an der Oberfläche wird also einen Zug nach den beiden Punkten c' und c'' empfinden und in diesen sich anhäufen, folglich steigen. Da aber in Folge der Erdrotation und der eignen Bewegung des Mondes stets andere Punkte der Wasserkugel an die Stelle der c' und c'' treten, so muß die Fluth wandern und nach und nach andere Gegenden der Erdkugel treffen." — Durch die Sonne kommt eine gewisse Störung in diese Wirkung des Mondes. „Störende Wirkungen (Anziehungsdifferenzen) verhalten sich aber, wie in der Astronomie gezeigt wird, allgemein genommen wie die störenden Massen direkt und wie der Cubus ihres Abstandes umgekehrt. Nun ist, wenn man Erdmasse = 1 setzt, die Sonnenmasse = 354936 und die Mondmasse $\frac{1}{81,636}$; ferner ist die Sonne 400 mal weiter von der Erde entfernt als der Mond (beide in mittlerer Entfernung angenommen). Es wird sich demnach die hier in Betracht zu ziehende Wirkung für Sonne und Mond verhalten

$$S : M \frac{354936}{400^3} : \frac{1}{81,636} = 1 : 2,20875.$$

Mithin ist die Wirkung der Sonne nicht völlig halb so stark als die des Mondes. Es werden nun Sonne und Mond nach gleicher Richtung wirken, wenn die drei Körper in derselben Linie stehen, was im Neu- und Vollmonde wenigstens annähernd der Fall ist. Alsdann vereinigen sich beide Wirkungen gleichzeitig: die Sonnenfluth S und die Mondfluth M fügen sich zu einander und wir haben eine Fluth $S + M$ 3,20875 x. Wenn dagegen die Sonne und der Mond rechtwinkelicht zur Erde stehen, was in den Quadraturen der Fall ist, so tritt von Seiten der Sonne Ebbe ein, wenn von Seiten des Mondes Fluth erfolgt, und umgekehrt. Die beiden Wirkungen setzen sich also negativ zusammen und die Fluth ist $M - S = 1,20875\ x$. Es verhalten sich also die Fluthhöhen im Voll- und Neumond (den Syzigien) zu denen in den Quadraturen wie $3,20875 : 1,20875 = 2,7165 : 1$. Man sieht indeß leicht, daß da die Voraussetzung einer graden Linie für die drei Körper Erde, Mond, Sonne nur dann der Strenge nach gilt, wenn der Neu- und Vollmond in seinem Knoten steht, (wobei Finsternisse erfolgen) die herausgebrachte Differenz zwischen den Fluthen der Syzigien zu denen der Quadraturen durchschnittlich etwas zu groß seyn werde, und damit stimmt auch die oben angegebene Erfahrung, daß die Fluth stärker zur Zeit der Mondknoten sey. Die größere Nähe des Mondes muß ebenfalls die Fluth vermehren: ist der Mond das einemal 55000, das anderemal 48000 Meilen entfernt, so müssen sich die vom Monde abhängenden Fluthen wie $48^3 : 55^3 = 1 : 1,505$ verhalten, womit gleichfalls die Erfahrung übereinstimmt. Endlich kommt viel darauf an, ob Mond und Sonne im Aequator, oder in einem andern Deklinationskreise stehen. Ist ersteres der Fall, so liegen die beiden Punkte c' und c'' beide im Aequator, d. h. in gleichem Rotationskreise und der höchste Fluthpunkt ist dieß nach 12 Stunden $24\frac{4}{5}$ Minuten abermals. Wenn dagegen der anziehende Körper eine Deklination δ hat, so liegt der Punkt c' auf der Erdfläche in einer dieser Deklination entsprechenden Breite, c'' dagegen auf der entgegengesetzten Halbkugel in ähnlicher Breite. Wenn daher jetzt die beiden Punkte c' und c'' die Längen und Breiten (λ), (β); und $(\lambda + 180^0)$, $(-\beta)$ haben; so werden nach Ablauf einer Fluthperiode zwei andere Punkte (λ), $(-\beta -)$ und $(\lambda + 180^0)$, (β) an die Reihe kommen, die höchsten Fluthen zu zeigen. Dadurch wird die Bewegung des Wassers mehr verwickelt; es werden verschiedene Fluthwellen einander kreuzen und dieß wird dieselbe Folge haben, wie wir bei Kreuzung zweier Wellensysteme stets wahrnehmen; die Intensität wird geschwächt und die Wirkung mehr vertheilt. Hierdurch ist Alles vollständig erklärt, was sich einer aufmerksamen

Beobachtung über dieses Phänomen und seine allgemeine Erscheinung darbietet, und die großartige Arbeit Laplace's, gegründet auf mehr als 6000 Fluthbeobachtungen zu Brest und l'Orient, hat uns die Theorie dieses Phänomens und seinen Zusammenhang mit dem Stande des Mondes und der Sonne so erschöpfend dargestellt, daß wir im Stande seyn würden, Ebbe und Fluth auf Sekunden und auf einzelne Theile des Zolles vorauszuberechnen, wenn nicht Winde und andere der Rechnung sich entziehende Phänomene ihren Einfluß ebenfalls geltend machten. Gleichwohl stimmen die Vorausberechnungen mit den wirklichen Beobachtungen besser, als man nach diesen störenden Umständen erwarten sollte. Die höchsten Fluthen, die, wie oben erwähnt, von dem Zusammentreffen gewisser Mondspunkte abhängen, nennt man Springfluthen: es ist klar, daß sich mit ihnen auch die tiefsten Ebben verbinden, denn die Gesammtmasse des Meerwassers ist eine konstante."

In dieser klaren und gründlichen Weise ist das ganze Buch geschrieben.

Philosophie.

J. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von Gustav Hartenstein. Erster Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1842.

Diese Sammlung der kleinern Schriften Herbart's enthält unter andern weniger bekannt gewordenen Abhandlungen z. B. akademischen Programmen 2c., namentlich auch dasjenige, was in dessen handschriftlichem Nachlaß sich für die Veröffentlichung eignete. Wir schätzen Herbart's Selbstständigkeit bei seinen Forschungen, die sich in seltener Unabhängigkeit von der herrschenden Richtung der Zeitphilosophie bewährte, seine hohe geistige Kraft und besonders seine praktische Tendenz. In der ausführlichen Einleitung des Herausgebers ist ein interessanter Abriß des Lebens, Charakters und der wissenschaftlichen Wirksamkeit Herbart's gegeben. Wir finden hier bestätigt, wovon auch seine Schriften zeugen, daß sein Charakter nicht bloß der Ausdruck einer glücklichen Naturanlage, sondern das Werk der Arbeit an sich selbst war, das Werk der Selbstbeherrschung und der fortgesetzten Aufmerksamkeit auf sich. Sein streng geordnetes System umfaßt alle wesentlichen Fragen der Philosophie und dabei ist sein reicher Gedankenkreis ein genau in sich zusammenhängender. Was aber er, der sittlichen Ernst mit Schönheitssinn verband, als Wahrheit erkannte, bekam sogleich für ihn praktische Bedeutung; das Ethische bildete den höchsten Beziehungspunkt seines Denkens. Das Auftreten Herbart's fällt zwar in eine schon vergangene Zeit und er ist sich immer treu geblieben. Dennoch scheint er erst in der Gegenwart größere und allgemeinere Bedeutung zu gewinnen, da man erst neuerdings mehr Aufmerksamkeit seiner Philosophie zuwendet. Er selbst übergab auch seine Schriften der Zukunft und erwartete mehr von ihr, als von der befangenen Gegenwart. Uebrigens gab er selbst noch in den Jahren 1839 und 1840 eine Reihe psychologischer Untersuchungen (außer erweiterten Auflagen früherer Schriften) heraus, in deren Fortsetzung ihn der Tod (August 1841) unterbrach.

Ein Problem, das seinen Geist unter Anderm hauptsächlich beschäftigte und dem auch mehrere der vorliegenden Abhandlungen gewidmet sind, ist die Pädagogik, die Kunst der sittlichen Menschenbildung war ihm ein Gegenstand der höchsten Bedeutung. Auch sie hat bei ihm eine innere philosophische Grundlage. Schon in dem ersten, hier zum erstenmale gedruckten Aufsatz (Rede bei Eröffnung der Vorlesungen über Pädagogik) erklärt er, nirgends sey philosophische Umsicht durch allgemeine Ideen so nöthig, als hier, wo das tägliche Treiben und die sich so vielfach einprägende individuelle Erfahrung den Gesichtskreis so mächtig in die Enge ziehe; — wer ohne Philosophie an die Erziehung gehe, bilde sich so leicht ein, weitgreifende Reformen gemacht zu haben, indem er ein wenig an der Manier verbesserte. Dieß ins Gedächtniß zu rufen, möchte gerade jetzt an der Zeit seyn, wo Praktiker, die durch glückliche Umstände begünstigt und von einem gewissen pädagogischen Takt geleitet sich einigen Namen erworben haben, der wissenschaftlichen Bildung öffentlich Hohn zu sprechen wagen. Diesem Takt selbst, der mehr zur Art und Sitte gewordenen, als durch deutlich gedachte Regeln bestimmten schnellen Entscheidungs- und Beurtheilungsweise, die nicht, wie der Schlendrian, ewig gleichförmig verfährt, versagt H. die Anerkennung seines Werthes keineswegs; er erklärt denselben für ein nothwendiges Mittelglied zwischen Theorie und Praxis, aber höher stellt er als Grundlage der Pädagogik die vollkommen durchgeführte Theorie, die sich wenigstens rühmen dürfen sollte, bei strenger Consequenz und in völligem Bewußtseyn der Regel, zugleich die wahre Forderung des individuellen Falls ganz und gerade zu treffen. Die Kunst des Erziehens muß freilich durch die Erfahrung gelernt werden; aber auf die Kunst soll der Pädagog vorbereitet werden durch die Wissenschaft, ohne welche die Erfahrung verwirrend, nicht belehrend wirkt.

Ein Herbart ganz eigenthümlicher Gedanke, der von Dissen und Thiersch aufgefaßt und praktisch weiter verfolgt wurde, ist: man müsse bei dem erziehenden Unterricht das Studium der Alten von den Griechen, das Studium der Griechen aber von der Odyssee anfangen. Schon in dem Aufsatz „über die ästhetische Darstellung der Welt 2c."

findet sich der Gedanke: in den Anfängen unserer Cultur, bei den Griechen, sey durch klassische Darstellungen eines idealischen Knabenalters, durch die homerischen Gedichte, ein lichter Punkt für die gesammte Nachwelt fixirt worden; man sey sicher, dem Interesse des Knaben Begebenheiten und Personen darzubieten, deren er sich ganz bemächtigen und von wo aus er übergehen könne zu unendlich mannichfaltigen eigenen Reflexionen über Menschheit und Gesellschaft und über die Abhängigkeit beider von höherer Macht. Diesen Gedanken führt Herbart weiter aus in der Vorrede und den Anmerkungen zu L. G. Dissen's Anleitung für Erzieher; die Odyssee mit Knaben zu lesen.

Die Erziehungslehre schließt sich bei Herbart genau an die praktische Philosophie an. Hier erklärt er sich entschieden gegen Kant, (dem er übrigens das große Verdienst der Verdrängung jener Glückseligkeitslehre, die vor ihm als Moral ausgegeben wurde, mit Freuden zuerkennt,) weil er mit seiner irrigen transcendentalen Freiheitslehre und seinem Pflichtbegriff die praktische Philosophie fälschlich von absoluten Geboten anhebe; dagegen baut H. diese auf einen Boden, von dem er behauptet, er liege im Gebiete der Aesthetik. „Mitten in der Natur — sagt er in einer der vorliegenden Abhandlungen — steht der Mensch, selbst ihr Theil, im Innersten durchströmt von ihrer Macht, erwidernd die äußere Gewalt durch seine eigene, nach seiner Art, nach seinem Wesen. Durch seinen Willen geht die Kette der Natur." Dieß nennt H. das Schicksal des Menschen, entsprungen aus der Individualität der Lage, die jedem bestimmten Exemplar der Gattung unvermeidlich eine eigene ward; — die sittliche Idee rufe zwar dem Geschlechte, aber sie verstumme dem Einzelnen, sofern er einzeln ist; sie wisse Nichts von seiner nächsten Schranke; sie tadle und beschäme, aber helfen könne sie nicht; sie wolle ihn am Ziele, aber sie wisse Nichts vom Wege, noch weniger könne sie ihn führen. — Herbart's Argumente gegen die Voranstellung des Pflichtbegriffs sind in der Abhandlung XVII. „Bemerkungen über die Ursachen, welche das Einverständniß über die ersten Gründe der praktischen Philosophie erschweren" enthalten. H. verweist die Principien der praktischen Philosophie in die Aesthetik; denn jene enthalte nur diejenigen Geschmacksurtheile, welche den Willen betreffen, nebst ihrer Anwendung aufs Leben. In der genannten Abhandlung sagt er: erst die eintretende Reflexion, indem sie den mehreren Aussprüchen des Beifalls und Mißfallens die, Allen zugleich entsprechende praktische Weisung abzugewinnen suche, bilde zuvörderst aus der Zusammenfassung der Ideen das Ideal, und halte alsdann das Ideal an die Werke und Thaten der Menschen. — So viel ist gewiß, daß man mit dem Kantischen Imperativ, mit dem starren Gebot: Du sollst! im Praktischen nicht weit kommt, und daß die genannte Lehre der christlichen, welche Pflichterfüllung aus freier Neigung, aus Liebe verlangt, wenigstens näher steht, als die Kantische. Ob aber die transcendentale Freiheitslehre so ganz an dem Pflichtbegriff hänge, daß sie mit ihm stehe oder falle, ob jene außer den Zeitverhältnissen geschehene intelligible Wahl des Guten und Bösen, welche die neuere Philosophie lehrte, jene intelligible That, von der das Sinnenleben nur ein Phänomen ist, so ganz widersinnig sey, (wie H. meint,) und jede Möglichkeit einer Erziehung schlechterdings ausschließe, ist eine andere Frage, auf die uns näher einzulassen, uns jedoch zu weit führen würde.

Die ausführlichste der vorliegenden Abhandlungen ist die „über philosophisches Studium," die vieles Beherzigenswerthe, besonders für die in die Philosophie eintretende Jünglinge, enthält.

Uns auf Herbart's Metaphysik, von der die Hauptpunkte auch in einer der vorliegenden Abhandlungen gegeben sind, näher einzulassen und darüber, was er namentlich gegen die Identitätsphilosophie sagt, uns weiter auszubreiten, verbietet der Raum. (Ueber Schellings Philosophie urtheilt H. besonders hart an vielen Stellen, namentlich auch in der letzten Abhandlung: „über die Unangreifbarkeit der Schelling'schen Lehre.")

Herbarts System ist strenger Realismus, er protestirt aber, ungeachtet seiner Anknüpfung an die Erfahrung, gegen das, was man Empirismus nennt. Durch die Abhandlung über die Elementarattraktion wollte er den Eintritt in eine bessere Naturphilosophie und durch die, gleichfalls in vorliegendem Bande enthaltene „psychologische Untersuchung über die Stärke einer gegebenen Vorstellung als Funktion ihrer Dauer betrachtet" den Eingang zur Psychologie bezeichnen. Auf letztere wendet er die Mathematik an und spricht deßhalb von einer mathematischen Psychologie. Er erklärte sich zuerst kräftigst und vielfach, z. B. namentlich in der „Rede an Kants Geburtstage," gegen die alte hergebrachte Facheintheilung der Seelenvermögen, „jene Lehre von Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Verstand, Vernunft, Begehrungs- und Gefühlsvermögen, nach deren Abtheilung Kants Kritik der Vernunft fortschreitet" und bedauert diesen, daß ein so großer Geist solche Fesseln habe tragen müssen. „Die Vernunft in Person" sammt ihren vorgeblichen Formen und Gesetzen erklärt H. an einer andern Stelle für ein Unding.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 63.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 21. Juni 1843.

Kirchenwesen.

Der Protestantismus in seiner Selbstauflösung. Eine theologische Denkschrift in Briefen von einem Protestanten. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter, 1843.

Es ist unerfreulich, in das kirchliche Parteiwesen hineinzublicken, und doch muß man es thun, wenn man nicht den Vorwurf auf sich laden will, man bleibe gegen die wichtigsten Zeitinteressen blind. Kirche und Staat liegen in Streit, die Confessionen liegen in Streit, Theologie und Philosophie liegen in Streit, Glaube und Unglaube liegen in Streit; die Geschichtforscher, von demselben Parteigeist ergriffen, liegen in Streit über die Auffassung und Würdigung der bedeutendsten Begebenheiten und Personen seit der Reformation, ja seit dem Investiturstreit; sogar auch die Dichter liegen im Streit und wiederholen in Versen das Kampfgeschrei für Christus, für Rom, für Luther und Hegel, wie es in Prosa von allen Seiten ertönt. Endlich öffnet der Schneidergesell Wilhelm Weitling die Schranken, welche bisher die Literatur der Gebildeten um sich gezogen, und läßt den Ideensturm in die weite öde Steppe hineinfahren, die bisher ruhig um jene Oase ausgebreitet lag. Und wie nach dem Propheten Ezechiel des Windes Wehen den Staub der Todten zusammen blies und ihre Gebeine sich zu einander fügten und mit Fleisch bekleideten und Leben gewannen, so sollen hier die Todten im Geist auferstehen und unzählbares Volk soll sich zum Streit erheben. Wozu solltet ihr allein, ihr Professoren und Doctoren, ihr Fürsten und Freiherrn, ihr Bischöfe und Pfarrer die Feder und die Banner führen? Es handelt sich ja um Interessen des Volks und der ganzen Menschheit. Da muß auch das Volk, muß die Menschheit in ihrem letzten Winkel mitsprechen und mitschreiben, und da das Kleid der Welt alt und zerrissen ist, taugt in der That Niemand besser dazu, es auszuflicken oder ihr lieber ein ganz neues zu machen, als ein Schneider. Und wie, wenn erst die Gerber kommen, und die Grobschmiede und die Metzger mit dem blutigen Beile und sich auf die Höhe der Zeit stellen, wie einst auf den Berg des Nationalconvents? Die Ideen machen reißende Fortschritte, wenn sie einmal auf diesem Wege sind.

Sehr deutlich unterscheiden sich in diesem allgemeinen Gegeneinanderwogen der Geister zwei offensive Bewegungen, die ultramontane einer- und die antichristlich-communistische andrerseits. Jene hat ihren Ausgangspunkt in Rom und äußert ihre Kraft hauptsächlich im katholischen Deutschland. Diese hat ihren Ausgangspunkt in Paris und äußert ihre Kraft hauptsächlich im hegelisirenden Norddeutschland.

Zwischen diesen beiden kraftvollen und stürmischen Bewegungen in der Mitte schwankt der Protestantismus in unbehülflicher Defensive, von beiden gleich sehr angefeindet und mit nichts geringerem, als dem Untergange bedroht. Beide offensive Parteien sind, wie sehr sie sich auch einander selbst entgegenstehen, doch in ihrer Bekämpfung der evangelischen Kirche ganz einig. Die ultramontane Presse, vor zehn Jahren noch gleich Null, hält jetzt bereits der protestantischen die Waage, und wird sie vielleicht bald überwiegen, da ihr ein hinreißender Kraftdrang innewohnt, während jene sich passiv und defensiv verhält. Die destructive Presse hat nicht minder rasch die größten Eroberungen innerhalb des protestantischen Kirchengebietes selbst gemacht, da sich unter dem Aushängeschild reiner Wissenschaftlichkeit die antichristliche Lehre Hegels geraume Zeit hindurch das Monopol auf fast allen protestantischen Universitäten zu erwerben wußte, und sofort durch die stufenweise auf einander folgenden Generationen ihrer Jünger in alle Gebiete der Literatur und in alle Klassen der Gesellschaft ausgebreitet wurde, und sich mit der Lehre des französischen Communismus aufs innigste verband. Nun bekämpfen sich zwar die beiden offensiven Pressen auch unter sich; die Hegelingen

haben eine Masse von Pamphleten gegen Rom geschleudert und Görres hat sie wieder seinerseits als die Misere behandelt, die sie sind. Aber der protestantischen Kirche kam davon nichts zu Gute. Im Gegentheil, je zuchtloser die Hegelingen alles Heilige verhöhnten, um so öfter hörte man unter gläubigen Protestanten die Meinung aussprechen, daß diesem antichristlichen Unfug der katholische Glaube weit vorzuziehen sey. Und je perfider andrerseits die Ultramontanen alle rechtlichen und ehrlichen Motive der Reformation leugneten, um so mehr erzürnte sich wieder ein andrer Theil der gläubigen Protestanten und sagte: lieber die Anarchie, als die jesuitische Lüge und den alten Geisterzwang! In dem einen Falle warben die Hegelingen den Ultramontanen und im andern Falle warben diese jenen Freunde, in beiden Fällen aber auf Kosten der rein evangelischen Confession und Kirche.

Daß nun eine Auflösung im Gebiete dieser Confession und Kirche Statt findet, ist die augenfälligste Gewißheit und Wahrheit, und wenn dieß das Thema des uns hier vorliegenden Buches ist, so streiten wir nicht über die Thatsache selbst, sondern nur über die Ausdehnung, die der ungenannte Verfasser dem protestantischen Desorganisationsprozesse gibt, und über die Nutzanwendung, die er aus seinen Betrachtungen darüber zieht.

Vor allem fällt es auf, daß er ein Protestant zu seyn vorgibt. Die Hurter'sche Officin liefert Jahr aus Jahr ein eine Menge größere Werke und Brochuren, welche sämmtlich im feindseligsten Sinne gegen den Protestantismus gerichtet sind, aber immer mit Ostentation als von Protestanten selbst ausgegangen angekündigt werden, wie denn die Hurters Reformirte sind, ihr ältester Bruder sogar Antistes der reformirten Kirche war, und Schaffhausen ein ganz reformirter Ort ist. Welches nun auch die Beweggründe seyn mögen, aus welchen die Hurter handeln, so ist gewiß die Thatsache, daß auf protestantischem Gebiet und unter protestantischer Fahne eine so offensive, nach allen Seiten Feuer speiende katholische Redoute aufgeworfen worden ist, für die protestantische Welt bedeutsam und beschämend. Man hat so wenig Respekt mehr vor dem Protestantismus, daß man ihm, wie einem Betrunkenen oder Gefangenen, die Hand führt und sich selbst damit ins Gesicht schlagen läßt.

Indeß muß man so billig seyn, anzuerkennen, daß der Schadenfroh, der in Schaffhausen mit so vieler Behaglichkeit Posto gefaßt hat, zu seinem dreisten Gebaren durch die Vorgänge in der protestantischen Welt selbst aufgemuntert werden mußte. Denn was er für einen katholischen Endzweck thut, das haben hundert andere vor ihm für andere Zwecke gethan. Nennen sich die, welche das Christenthum ausrotten wollen, nicht auch Protestanten? Man ist schon lange her gewohnt, daß unter diesem Namen alles das mitbegriffen wird, was ihm der Sache nach gerade am entschiedensten widerstrebt, und die modernen Bellarmine, die dem Protestantismus seine Nichtigkeit vom katholischen Standpunkt nachweisen, haben ein eben so gutes Recht, sich Protestanten zu nennen, wie die Antichristen, die dem Protestantismus seine Nichtigkeit vom Hegel'schen Standpunkt aus nachweisen. Auf einem Gebiet, auf welchem einmal die Lüge schon so weit um sich gegriffen, hat jeder ein Recht, mitzulügen.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes nennt sich nun einen Protestanten, sagt aber, daß für die protestantische Welt kein Heil mehr sey, als in der Rückkehr zur alleinseligmachenden Kirche, da sie unaufhaltsam ihrer Selbstauflösung entgegengehe. Hat er diesen Glauben, so muß er sich auch offen als Katholik bekennen. Doch, wie gesagt, wir wollen uns nicht um Person, Namen und Aushängeschild bekümmern, und nur die Sache ins Auge fassen.

Die Schilderung des moralischen Aussatzes, mit welchem gegenwärtig die protestantische Theologie behaftet ist, finden wir nicht zu grell. Auch kann durchaus nicht geleugnet werden, daß, wenn die junghegel'sche Lehre in ihrer engen Verbindung mit dem französischen Communismus durch allgemein gelesene destructive Dichter und durch Volkstribunen, wie Wilhelm Weitling, in die Volksmassen eindringt, die Verwirrung noch ungemein gesteigert werden muß. Das vorliegende Werk sagt (Theil I. S. 137) nicht mit Unrecht: „Es sind nicht bloß ein Paar Dutzend philosophischer Enthusiasten, die in jugendlichem Trotze und Uebermuthe sich von der Kirche lossagen; nein! wie Luthers Mund und Feder das Organ war von Hunderttausenden, die ebenso dachten, wie er, so steht auch diese Schule, allerdings eine jugendlich kecke, nur als Sprecherin da für Hunderttausende, zumal aus der Reihe der Gebildeten und zumeist aus dem jungen Nachwuchse derselben. In Zürich hat Jung und Alt mit Ungeduld den Dr. Strauß erwartet, und nur die Hefe der Bevölkerung, von der Jesuitenpartei des orthodoxen Kirchenthums blind geleitet, hat seine Ankunft verhindert. In Halle haben unlängst gegen hundert und fünfzig Studirende ein Gesuch um seine Berufung eingegeben. In Tübingen war sein Hörsaal überfüllt, sein Buch der Kritik ging in allen Ländern reißend ab. Die Hallischen, später deutschen Jahrbücher, das Hauptorgan dieser Schule, wurden überall gehalten und mit Eifer gelesen. Im Holsteinischen treten „Philalethen," in Berlin „Freie" zusammen und bilden Vereine zur Lostrennung von der Kirche, die ihrem Bewußtseyn nimmer genügt. Alles Volk, der gebildete Mittelstand voran, ist von Zweifel und Unglauben angesteckt, und wenn sie Taufe und Abendmahl nicht offen verwerfen, so legen sie doch mehr

als deutlich an den Tag, daß sie nichts Symbolisches mehr darin finden wollen. Unter dem gemeinen Volke und in den höheren Sphären scheint noch mehr Glaube zu seyn, aber dort ist er ein dummer Wortglaube, der dem Hiebe des da und dort auftauchenden Zweifels nicht Stand hält, und fast ohne Einfluß, jedenfalls mehr von nachtheiligem als günstigem Einflusse auf die Gesinnung und aufs Leben ist; hier, ich meine in gewissen höheren Räumen, beruht er auf mehr oder weniger bewußtem, aristokratischem Widerwillen gegen jede mit politischen Reformen in Zusammenhang stehende Neuerung, und entbehrt, wie dort, meist der tieferen Ueberzeugung. Vom theologischen Nachwuchse auf unsern Universitäten will ich gar nichts sagen, denn dieser steckt so bis über die Ohren in den Ideen der, dem orthodoxen Kirchenthume conträren, Philosophie, daß selbst der spätere Eintritt in die Kirche wenig Hoffnung auf ihre Bekehrung läßt. Denn obschon allerdings der Eintritt in den Staatsdienst schon manchen politischen Zweifler wieder ins Geleis gebracht hat, weil hier die Ueberzeugung mit der Handlung nicht wohl in Widerspruch stehen darf, so ist dagegen im Kirchendienste die Accommodationstheorie ein gar leichtes und erwünschtes Auskunftsmittel zwischen Pflicht und Gewissen. Mit Einem Worte, wohin wir unsere Blicke wenden, begegnen wir dem Zweifel, der im Kampfe liegt mit dem Glauben, dem Indifferentismus, gegen den es in der ganzen Apotheke des orthodoxen Kirchenthums keine Arznei mehr gibt, entschiedenem Unglauben, der aus seinem Widerspruche gegen die kirchlichen Satzungen kein Hehl mehr macht, zuletzt gar dem offenen Abfalle, der unbedingten Lossagung von der Gemeinschaft der Kirche. — Wisset ihr nicht, welche Partei in Revolutionszeiten anfänglich immer die Oberhand gewinnt? Die hitzigste, die entschiedenste, diejenige, die das Princip auf die Spitze treibt. Bedenkt nun, ob jene Philalethen und Freien, ob jene Partei, die sich um Bruno Bauer und Feuerbach, diese beiden Strauße auf höherer Potenz, schaart, ob jene neue Schule, die in den deutschen Jahrbüchern das Wort führt, ob sie, diese kecken Ritter der bloßen Vernunft, nur ephemere Erscheinungen seyn werden, ob sie nicht vielmehr nur die Chorführer sind einer weit größeren Schaar, die nur den Augenblick erwartet, um sich an sie zu reihen; ob sie nicht Vielen, die bis jetzt noch zauderten, Muth machen und die Zunge lösen werden, die bisher durch Schüchternheit noch gebunden war? — Jene, sich so nennenden Philalethen und Freien, jene Bauer-, Feuerbachianer, jene, alles Positive der Religion negirende, nur die subjective Vernunft anerkennende, den menschlichen Geist mit dem göttlichen Geiste, der höher ist, als jener, durchaus verwechselnde Revolutionspartei, jene Gemeinde ohne Symbol mit der einigen Loosung: weg mit der Kirche, weg mit dem Christenthum! wird sich, wir sind es überzeugt, in sich selbst auflösen, eben darum, weil sie das Kind mit dem Bade, die Religion sammt ihrer, der Vernunft unangemessenen Form, den Glauben mitsammt dem Aberglauben, den Irrthum zunebst der Wahrheit ausgeschüttet haben, und nichts anerkennen wollen, als ihr an die Stelle des Absoluten hinaufgeschraubtes endliches Selbst. Sie werden in sich selbst zerfallen und untergehen; die Wurzel aber, aus welcher diese Richtung sproßt, wird bleiben, und Hunderte nach ihnen werden mit mehr oder weniger Entschiedenheit in ihre Fußstapfen treten." Das hat sich unterdeß schon gezeigt. Wie Strauß weiter ging, als Hegel, Bruno Bauer und Feuerbach weiter gingen, als Strauß, so geht Weitling wieder weiter, als sie alle. So ging einst Thomas Münzer weiter als Karlstadt und Johann von Leiden weiter als alle. Es ist charakteristisch, daß die negative Speculation sich in beiden Fällen zur Feinheit einer Schneidernadel zuspitzen mußte.

Jene Partei der Wiedertäufer, die auf dieselbe Weise wie das heutige Junghegelthum, Gott nur im eignen Geist anerkannte und auf dieselbe Weise, wie die heutigen Communisten, ein tausendjähriges Reich allgemeiner Freiheit und Gleichheit des Gottvolkes gründen wollte, war bekanntlich nur ein Auswuchs der Reformation und wurde von Luther selbst aufs entschiedenste verworfen. Die lutherische Lehre bildete sich im reinsten Gegensatz gegen jene Irrlehre aus, und schärfte, weit entfernt, die Creatur zur Gottheit erheben zu wollen, derselben vielmehr die alte Gottesfurcht selbst in noch höherm Grade ein, als es die laxe Observanz der katholischen Kirche gethan hatte. Und kam nicht im katholischen Frankreich vor und während der Revolution wieder ganz die nämliche Irrlehre auf? Wurde dort nicht förmlich das Christenthum abgeschafft? erklärte nicht der Jakobinerklubb das Volk zum alleinigen Gott (le peuple-Dieu)?

Wurde nun eine Irrlehre, die den Protestantismus zu verfälschen drohte, von diesem selbst verdammt, und kam der nämliche Irrthum auch in der katholischen Welt, ohne alle Beziehung auf den Protestantismus, zum Vorschein, so geht doch wohl aus diesen Thatsachen klar hervor, daß die Irrlehre etwas dem Protestantismus von Anfang an Fremdes ist. Wie kommt nun der Verfasser des uns vorliegenden Hurter'schen Verlagswerks dazu, die ganze Irrlehre ausschließlich aus dem Protestantismus herzuleiten, ja sie zum eigentlichen Wesen des Protestantismus zu machen. Er sagt Theil I. Seite 95: „Dieser Geist der Verneinung alles Objectiven, dieser ungebundene Freiheitstaumel des Subjects, seitdem dieses im Protestantismus sich emancipirt hat,

saugt fort und fort neue Nahrung aus ihm, und ist die Grundwurzel aller gesellschaftlichen Uebel der Gegenwart. Der Protestantismus ist das Roß, auf dessen Rücken jener Geist der Negation durch die Wüste der Zeit jagt, der Advokat, mit dessen Hülfe er es bald in dieser, bald in jener Gestalt, sogar zu einem Scheine von Recht bringt. Gewissensfreiheit, wissenschaftliche Lehrfreiheit, sind die falschen Flaggen, die er aufzieht, die Schilde des Rechtes, hinter denen er seine Freibeuterei und sein Unrecht verbirgt, seitdem „Volkssouveränetät, Freiheit und Gleichheit Aller“ und andere dergleichen Wahlsprüche von Polizei wegen verboten sind. Um jene Paniere des modernen Protestantismus schaaren sich jetzt die Beduinen und Tartaren der subjectiven Willkür, und wählen die Keckſten, die Verwegensten aus ihrer Mitte zu Führern.“ Die Erscheinung findet allerdings innerhalb eines protestantischen Gebietes Statt, so wie der Illuminatismus und Jakobinismus des vorigen Jahrhunderts in einem katholischen Gebiete aufkamen und sich ausbreiteten. Aber eben deßhalb kann man so wenig sagen, das Junghegelthum sey protestantisch und wurzle im protestantischen Princip, als man sagen kann, Illuminaten und Jakobiner seyen echte Katholiken gewesen und ihre Irrlehre habe im katholischen Princip gewurzelt.

Die von Schaffhausen und München aus unermüdlich wiederholte Behauptung, Hegel sey nur eine nothwendige Consequenz von Luther, und die bevorstehende sociale Revolution folge eben so nothwendig auf die politische des vorigen Jahrhunderts, wie diese auf die kirchliche Revolution des sechzehnten Jahrhunderts, weil die Negation nicht ruhen könne, bis sie alles kirchliche, politische und sociale Leben bis zum untersten Grunde durchwühlt habe — diese Behauptung ist unwahr und durch die Geschichte des Protestantismus aufs siegreichste widerlegt. Die Reformation war keine Negation, sondern sie war so positiv, als irgend etwas seyn kann, begründet nicht nur im festen Glauben an die Bibel, sondern auch in dem sittlichen Ernst deutscher Nation, also von vorn herein jedem Unglauben und jeder Unsittlichkeit entgegengesetzt. Und dieß charakterisirt den Protestantismus noch heute. Die schlimmen Ausnahmen sind nicht die Regel.

Aus demselben Grunde hat die Reformation auch nichts mit den Revolutionen zu schaffen. Wer hat diesen Unterschied schärfer gezogen, als gerade Luther? Er verwarf die Revolution, weil sonst eine Reformation nicht möglich gewesen wäre. Und er gab dadurch der deutschen Nation einen Segen, den die romanischen, katholisch gebliebenen Nationen nur zu augenfällig entbehren. Denn alle diese romanischen Nationen durchzuckt, weil sie es nicht bis zu einer sittlichen Reformation bringen konnten, ein immerwährendes Erdbeben von unsittlichen Revolutionen im politischen und socialen Leben, und von diesen, uns Deutschen ursprünglich fremden Revolutionen geht der böse Geist aus, der sich auch in unser Gotteshaus eingeschlichen hat. Die junghegelsche Lehre stammt direkt von den Lehren der katholischen Jakobiner und Illuminaten und von denen der katholischen Socialisten und Communisten des heutigen Frankreich ab, nicht aber von den Lehren Luthers und Melanchthons, nicht von den Lehren Speners und aller der frommen, sittenreinen und treuen deutschen Männer, in denen die protestantische Gemeinde ihre Hirten verehrt, und zu denen auch die Schultheologie von allen neologischen, rationalistischen und pantheistischen Verirrungen immer wieder zurückgekehrt ist.

Schadenfroh sieht der Ungenannte von Schaffhausen den Fortschritten der junghegelschen Partei und ihren destructiven Tendenzen in der protestantischen Welt zu und ignorirt, mit welchem zürnenden Ernst die bessern Protestanten sich dagegen waffnen. Ja er bestreitet und leugnet, daß irgend etwas Reines und Gesundes, Positives und Haltbares im Protestantismus sey, auf das man sich stützen könne. Diese Politik des Kryptokatholiken ist weder ehrlich, noch auch klug. Wenn sie ehrlich wäre, so müßte sie den bessern Protestanten in ihrem guten Kampfe beistehen, denn alle gläubigen Christen, Katholiken wie Protestanten, haben den antichristlichen Zerstörern gegenüber doch nur ein Interesse und bilden nur eine Partei. Und wenn sie klug wäre, müßte sie durch Entgegenkommen die Herzen gewinnen, die sie durch ihren Hohn empört.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 64.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 23. Juni 1843.

Kirchenwesen.

Der Protestantismus in seiner Selbstauflösung. Eine theologische Denkschrift in Briefen von einem Protestanten. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter, 1843.

(Schluß.)

Obgleich sich der Verfasser einen Protestanten nennt, also nicht nur den wahren Stand der Dinge bei den Protestanten kennen, sondern auch den größten Werth auf das Gesunde und Tüchtige, was der Protestantismus noch immer bietet, legen sollte, — gibt er doch dessen Sache von vorn herein auf, ignorirt dessen Vorzüge und wahre Stärke und sieht kein anderes Heil mehr, als in der Rückkehr zur katholischen Kirche. Ja er frägt nicht einmal nach den Bedingungen, unter denen eine solche Rückkehr Statt finden könnte und allein möglich wäre? Er sagt Theil II. S. 137. „Mit wahrhaft diabolischer Freude verkündigen diese Propheten und Apostel des Heidenthums den raschen Untergang alles Christlichen in Wissenschaft, Kunst und Leben, ziehen das Heiligste in den Koth und negiren geradezu Alles, was nicht in ihren Kram paßt. Die beiden Gebiete der Kirche und des Staates confundiren sie ganz und gar, und erklären die Aufhebung der ersteren im zweiten öffentlich für die Aufgabe unserer Zeit. Wissen und Glauben, Wissenschaft und Religion, sind ihnen zwar Gefässe mit ganz verschiedenem Inhalt, und nur, was das Erstere uns gibt, hat Realität, das zweite ist eine ganz inadäquate Form mit ebenso inadäquater Erfülltheit. „Die Theologie, sagen sie geradezu, sey nur noch insofern productiv, als sie destructiv ist, und ihr Beruf in jetziger Zeit bestehe darin, ein Gebäude, das in den Bauplan der neuen Welt nicht mehr passe, in der Art abzutragen, daß es den Bewohnern nicht geradezu über den Kopf geworfen und ihr allmähliger Auszug theils abgewartet, theils aber doch beschleunigt werde.“ (Worte von Strauß in der Glaubenslehre II. 624). Für ein Bewußtseyn, welchem das Christenthum als die höchste Blüthe der Humanität erscheint, sind solche Reden im tiefsten Herzensgrunde empörend, und es wüßte in der That nicht, von woher dem solcher Weise angegriffenen Christenthume Rettung kommen sollte, gäbe ihm die Verheißung Christi, daß auch die Pforten der Hölle es nicht überwältigen sollen, nicht Trost und Beruhigung. Dem so in sich selbst zerfallenen und mehr und mehr zerfallenden Protestantismus steht allerdings die katholische Kirche als ein wohl gefügtes, concentrirtes, fest gegründetes Gebäude gegenüber, ehrwürdig durch sein Alter und imposant durch seine Größe ꝛc.“ Kurz, der Verfasser meint, im Protestantismus sey keinerlei Kraft mehr, das Christenthum zu schützen und zu erhalten; auf protestantischem Gebiet werde die Straußische Partei unfehlbar den Sieg erlangen und nur der Fels Petri werde dem Sturm der Zeitwogen trotzen und das Kreuz auf Erden nicht untergehen lassen.

Es ist nun wohl gut, daß den schlafenden Brüdern, den in Sicherheit eingewiegten Gewohnheitschristen, den Indifferenten, den Rationalisten, die den Glauben preisgeben, aber doch Zucht und Anstand erhalten möchten, und endlich auch den Pietisten, die in ihrem kleinen Kreise vergnügt sich um das Ganze der Kirche nicht bekümmern, daß allen diesen die Gefahr gezeigt werde, in der das Gebäude schwebt, unter dessen Dach sie bisher, wenn auch getrennt, doch gemeinsamen Schutz fanden. Und es ist auch ganz natürlich, daß man sagt: wenn die protestantische Kirche nicht mehr Energie entwickelt, als bisher, so wird der Unglaube siegen, und da dieser nur eine vorübergehende Anarchie herbeiführen und nichts Dauerndes gründen kann, so wird die römische Kirche zuletzt das Erbe behalten. Aber dieses wenn läßt unser Schaffhauser fallen, und will nicht zugeben, daß noch irgend eine Energie im Protestantismus zu wecken und zu entwickeln sey. Er gibt ihn von vorn herein auf.

Denkt er denn nicht daran, daß die protestantischen Regierungen und Gemeinden, wenn ihnen nach und nach die Gefahr näher treten sollte, noch über ein sehr reiches Kapital von Kraft zu verfügen haben? Der nüchterne und sittliche Ernst des Norddeutschen, Engländers und Skandinaviers ist viel eingewurzelter und dauerhafter, als irgend welche Verführung zu phantastischer Selbstvergötterung und obscöner Republik. Berauscht sich der Nordländer in einem Jahrtausend einmal an solchem Wahn, so wird er nachher gewiß um so nüchterner. Sollte also der heutige Unglaube wirklich zu einer Katastrophe führen, so würde sie doch gewiß nur von kurzer Dauer seyn, und das alte Naturell würde gleich wieder vorschlagen. Dieses Naturell ist aber auch der glühenden Mystik und farbenreichen Kunst des katholischen Südens ungünstig. Der Nordländer ist durchweg genügsam; es wandelt ihn wohl einmal ein romantischer Trieb an, auszuziehen, zu erobern, des Südens Schätze zu rauben; aber er kehrt immer wieder zur alten Nüchternheit auch in dieser Beziehung zurück. In der Kirche genügt ihm das einfache Wort Gottes und eine gesunde daraus abgeleitete Moral, und eine Aenderung des Glaubens ist ihm keineswegs Bedürfniß, weder auf die antichristliche noch auf die katholische Seite hin. Das ist eine Regel, die durch Ausnahmen nicht umgestoßen wird.

Deßhalb legen wir auch auf den Puseyismus in England das Gewicht nicht, welches der Verfasser darauf legt. Er sagt Theil II. S. 280: „In der That sind nirgends die Bekehrungen zur katholischen Kirche häufiger als in England. Laity's Directory für 1839 meldete, daß, während im Jahr 1824 nur erst 357 katholische Kirchen daselbst waren, ihre Zahl in jenem Zeitraume auf 453 anstieg. Im Jahre 1838 allein wurden unter der Leitung des, zur katholischen Kirche übergetretenen, talentvollen Architekten Pugin acht katholische Kirchen nur allein in Werford erbaut. Eine englische Zeitschrift vom Jahr 1839 schätzt die Zahl der, im protestantischen England befindlichen, Katholiken auf nahe an zwei Millionen, * und spricht von häufigen Bekehrungen zur katholischen Religion in den verschiedensten Ständen. Im westlichen Theile Londons wurde im Jahr 1839 eine prachtvolle Kathedrale im gothischen Style und mit reichen Kunstwerken im Innern zu bauen angefangen, welche zehntausend Personen fassen kann, und wovon die Baukosten auf 150,000 Pfund angeschlagen wurden. Mit Einem Worte, nirgends rührt sich in neuerer Zeit mehr Sympathie für den Katholicismus, als eben dort, wo sonst der Haß gegen ihn am heftigsten war. — Aber warum, wirst du fragen, legst du denn so vielen Nachdruck auf England? warum sprichst du nicht von der nächsten Umgebung zuerst, nämlich von der deutsch-protestantischen Kirche? Die Antwort möge dir Görres geben (ebend. S. 211): „England hat immer wie ein Wetterzeichen für ganz Europa dagestanden; wenn seine Höhen sich trübten oder erheiterten, dann ließ sich daran der Witterungscharakter des Jahrhunderts schon erkennen; wie denn die Constellationen des Zeitalters der Reformation und der Revolution mehr als ein Jahrhundert zuvor, ehe sie wirklich eingetreten, in deutlichen Zügen an ihnen schon zu lesen gewesen. Wohl! so erkennet denn auch jetzt den prophetischen Charakter dieser großen Geisterbewegung, die in seiner Mitte sich angehoben; lest in ihr schon angedeutet, was die folgenden Menschenalter auszuführen haben. Der Gletscher, den ihr für den festen Urfels gehalten, hat unter euern Füßen einen plötzlichen Ruck gethan; was in vielen Wintern zusammengefroren, wie ein Schauder ist hindurchgefahren, der große Eisgang in der Geschichte will sich vorbereiten. Denn eine höhere Wärme hat sich lind und leicht über die Erde hergelegt; die Kraniche sind schon vorübergezogen, und die Grüne läßt nicht länger sich bedeuten; sie wächst unter dem Fuße der Ohnmächtigen fort, die sie zertreten möchten." Hast du nicht selbst schon das Haus, das die Deinigen ihre Kirche nennen, als ein aus entwendeten Steinen flüchtig und schlecht zusammengefügtes Gebäude erkannt? Hat nicht euer Strauß offen gesagt, man müsse den Auszug beschleunigen und es auf den Abbruch verkaufen? Willst du abwarten, bis es dir über dem Kopfe zusammenstürzt, oder nicht lieber vorher noch ausziehen? Wohl mag es durch Gegenstützen von Außen und eiserne Klammern und Hacken von Innen noch einige Zeit aufrecht und zusammengehalten werden, aber Sicherheit ist doch nicht mehr darin, und jedenfalls ist es ein, Gottes nicht sehr würdiger Tempel, dem man solcher Weise zu Hülfe kommen muß. Schon dem großen Leibnitz kam es sehr baufällig vor, und gefiel ihm überhaupt um ein Gutttheil weniger, als die gothische Kathedrale des Katholicismus mit ihrer soliden Basis, ihren mächtigen Strebepfeilern, schlanken Spitzsäulen, kühnen Wölbungen und herrlichen Kunstverzierungen. Dennoch, obgleich er sich hier besser gefiel, zog er nicht förmlich von dort aus. So könntest auch du es halten und dennoch, wie jener, der katholischen Wahrheit vielfach dienen: aber bedenke, daß, was vor Leibnitz an dem protestantischen Bau gerüttelt worden war, gar

* Auch in den nordamerikanischen Freistaaten ist die katholische Bevölkerung in auffallender Zunahme. Dr. Salzbacher, Domherr in Wien, welcher kürzlich eine sechsmonatliche Reise durch dieselben machte, um die Verwendung und die Erfolge der Leopoldinenstiftung in Augenschein zu nehmen, berichtet, daß unter den siebzehn Millionen Einwohnern des Freistaates nun schon über 1,200,000 der katholischen Kirche angehören. Das Sektenwesen greife auf der andern Seite immer weiter um sich.

Nichts ist im Vergleich mit dem, was seither daran gerüttelt, geschüttelt und untergraben wurde, mit den, von den rationalistischen Titanen und speculativen Giganten dagegen unternommenen Belagerungen, Stürmen und Minirarbeiten."

Was sich von protestantischen Nordländern zum Katholicismus zurückgewendet hat, ist immer nur eine Abzweigung der nach allen Seiten hin unaufhörlich stattfindenden Auswanderung aus dem volkreichen und armen Norden gewesen. Der Ueberfluß der Bevölkerung läuft dort in allen möglichen Richtungen ab, theils von Veränderungssucht, theils von Noth getrieben; aber die Masse bleibt sich homogen. Es ist ein Meer, das seinen Schaum abwirft. — Was namentlich England betrifft, so verhalten sich dort die Puseyisten wie jede andere Sekte. Wenn es im Ernst auf eine Katholisirung ganz Englands abgesehen wäre, so würde John Bull etwas von sich hören lassen.

Der Verfasser setzt offenbar die natürliche Stärke des Protestantismus gar zu sehr herab und überschätzt zu sehr die des Katholicismus. Doch müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er an einer Stelle seines Werkes (Theil I. S. 125) die Parteilichkeit eingesteht: „Es darf allerdings nicht geläugnet werden, daß man auch von katholischer Seite den Krieg nicht immer mit ehrlichen Waffen geführt hat. Zu welchen Vertheidigungsmitteln aber soll derjenige greifen, dem die rechtmäßigen entzogen sind? Auf welche Art soll derjenige sich rechtfertigen, der auf die gegen ihn erhobenen Anklagen entweder gar nicht, oder nur so antworten darf, wie es dem Ankläger, oder dem sich für diesen interessirenden Richter gefällt? Du hast im Beginne deines letzten Briefes es selbst gesagt, welch ein Gesindel von allerlei Volk, vermischt allerdings mit ehrlichen und wackern Namen, sich in dem Kölner Streit gegen uns aufmachte. Soll man diesen Kostbeuteln und Schmarotzern des Staates, diesen Lügenschmieden und literarischen Abenteurern ihre Meinung lassen, als hätten sie auch ein Gewicht in der Wage? Sollte man jenen Poltrons, die Muth zu zeigen glauben, wenn sie mit ihrer Feigheit prahlen, jenen ungeberdigen Philistern mit großem Maul und kleinem Hirn, jenen schaalen Egoisten, denen alle Grundsätze um ein Linsengericht feil sind, jenen Aposteln des Nihilismus, denen Alles, was einen positiven Bestand anspricht, ein Greuel ist, jenen verstockten, in Rabulisterei versauerten Köpfen, die altes Fabelwerk immer aufs Neue aufwärmen, jenen habituellen Lügnern, die immer und doch nie lügen, weil sie die vor Jahrzehenten von ihnen selbst ersonnenen Fabeln nun selber glauben, — soll man dieser Heerschaar literarischer Don Quixote's, die auch bei dieser Gelegenheit wieder ihre Lanze einlegen zu müssen glaubten, nicht ein für allemal das Visir in die Höhe ziehen, oder die falsche Maske abreißen? Die Rationalisten alten und neuen Styls, die jungdeutschen Mistfinken, die Ziegenmelker und Nachtschwalben der Revolution — wie Leo sie nennt — die Flüssigkeitsmacher des Geistes nach Hegel'scher Methode, besonders die modernen Selbstvergötterungsphilosophen aus dieser Schule, die (von Görres gezeichneten) Musterkartenreiter der modernen Civilisation, die milites gloriosi des modernen Liberalismus, — sie haben all' den Unfug angerichtet, in ihnen wurzelt der Krebs, der die Einheit und das Mark der Nation zerfrißt, sie müssen entlarvt und in ihrer Alles vergiftenden Erbärmlichkeit dargestellt werden. Keineswegs will Görres den Protestanten überhaupt aufbürden, was nur dem Auswurfe zu Schulden kommt; nein, er erkennt freudig an, daß die Bessergesinnten dieses Treiben selbst verdammen, und hält sich auch in seinen früheren Streitschriften da, wo er es mit ehrenwerthen Gegnern zu thun hat, ferne von dem, auf S. 45 der mehrerwähnten Schrift angeschlagenen, Tone, würdiger Angriffe nur mit würdigen Waffen sich erwehrend. Aber auch dem besseren Theile entgegen, auch gegenüber von Männern wahrer Ueberzeugung und wissenschaftlich protestantischem Standpunkt hat er vollkommen Recht, wenn er jene Rathschläge der Bemäntlung und Vertuschung der Wahrheit von sich weist. Nein, sage ich mit ihm, die ganze und die volle Wahrheit muß ans Tageslicht heraus; denn wir sollen leben einträchtig miteinander in der Zukunft, das kann aber nimmer geschehen, so lang die Dinge auf den alten Schleichwegen heuchlerischer Untreue und falscher Tücke gehen. Die Wunde würde scheinbar heilen, aber der Splitter, der in sie gefahren, würde bald zu neuer Entzündung treiben."

Ein Vorschlag zur Güte; aber das Buch, worin wir dieß lesen, beweist auf allen Seiten, wie schwer es ist, eine solche Verabredung einzuhalten. Denn dem Protestantismus als solchem wird überall in diesem Buche die Schuld gegeben und Hegel, Strauß ꝛc. werden für die consequenten Nachfolger Luthers erklärt, und darauf beruht die ganze Polemik des Buchs, denn es will nicht beweisen, daß es „bessergesinnte" und „ehrenwerthe" Leute unter den Protestanten gebe, sondern nur, daß der Protestantismus etwas Unhaltbares sey und zu Grunde gehen müsse.

Nicht ohne Scharfsinn greift der Verfasser die schwachen Seiten des protestantischen Lehrbegriffs an, namentlich die Abendmahlslehre, über die bekanntlich unter den Protestanten selbst so viel gestritten worden ist. Allein er ist nicht eben so beflissen, auch dessen zu gedenken, was als Stärke und Tugend der protestantischen Lehre und Disciplin von jeher unerschütterlich sich bewährt hat. Seine Angriffe auf die Reformatoren, namentlich auf

Luther selbst, scheinen uns ganz verfehlt, weil sie kleinlich sind. Der Verfasser hebt Momente aus Luthers Leben hervor, in denen derselbe, von tausend widersprechenden Zumuthungen bestürmt, einer augenblicklichen Anfechtung erlag und dieß, seiner Treuherzigkeit gemäß, nicht verhehlt, oder aber in guter Laune mit echt deutschem und bürgerlichem Humor seine menschlichen Seiten herauskehrte und sich selbst ironisirte. Diese Nebendinge nahmen den Doctor Luther nicht aus. Seine welthistorische Größe kann dadurch nicht ins Kleine gezogen werden, ja wenn man unbefangen seyn will, muß man in den meisten Fällen solche Menschlichkeiten des gewaltigen Reformators als Züge der reinsten Naturwahrheit und klassischen Naivetät anziehend und liebenswürdig finden.

Möchte nun aber auch an den Reformatoren und ihrer Lehre und an der ganzen Geschichte und dem gegenwärtigen Zustand der protestantischen Welt des Tadelnswerthen viel seyn, so hätte der Verfasser doch auch das Eine oder Andere von dem berühren sollen, was an dem frühern Zustand der katholischen Kirche verwerflich war und dadurch eben die ganze Reformation veranlaßt wurde. Aber in seinem Buche steht kein Wort von der römisch-französischen Politik, durch die unser deutsches Reich jahrhundertlang zerrüttet wurde, durch die das hohe Haus der Stauffen gestürzt wurde, durch die Deutschland seine Einheit verlor ꝛc. und von der greulichen Korruption der Pfaffheit im fünfzehnten Jahrhundert, von den weltkundigen Lastern, von denen sich die Kirche in zwei großen Concilien nicht reinigen konnte, vom Unfug des Ablasses und von alle den Mißbräuchen, gegen die endlich die geduldige deutsche Nation sich mit so vielem Recht erhob. Von alle dem, was die Reformation so natürlich motivirte, affektirt unser Verfasser, schlechterdings nichts zu wissen.

Wohl uns, wenn wir in Einer Kirche vereinigt wären! Wohl uns, wenn uns diese Kirche mehr böte, als die hochkirchliche und puritanische Einseitigkeit! Aber wer hat uns denn kirchlich wie politisch uneins gemacht? Wer hat die Einheit deutscher Nation aufzulösen Jahrhunderte lang sich bemüht und dieses Ziel endlich durch jedes menschheitschändende und völkerrechtswidrige Mittel erreicht? Wer anders als die uralte welsche Politik, ausgehend von Rom und Frankreich, die Politik jener einst von deutscher Kraft niedergeworfenen Völker, die seitdem keine List unversucht gelassen haben, uns die Herrschaft in Europa wieder zu entreißen. Und einem solchen welschen Einfluß sollen wir uns, nach so großen und furchtbaren Erfahrungen, auf einmal wieder freiwillig unterwerfen? Kennt man etwa heutzutage die Taube nicht mehr, die dem Knecht der Knechte Gottes die ewigen Rathschlüsse und das, was sonderlich deutscher Nation frommen sollte, einst in Avignon zuflüsterte? Es war der gallische Hahn. Ist es allgemein verborgen geblieben, wie viel Mühe sich Herr Thiers noch während seines letzten Ministeriums gegeben hat, als Se. Heiligkeit erkrankt, die sämmtlichen bourbonischen Häuser im antiösterreichischen Interesse bei dem zu erwartenden Conclave zu vereinigen? Es war der gallische Hahn, der krähte. Während ihr mit einem Tröpfchen Dinte wiederzugewinnen hoffet, was von Karl V. an bis auf Ferdinand II. Ströme von Blut nicht erreichen konnten, gebet ihr nicht die geringste Garantie, daß nicht alle die Mißbräuche, gegen welche die deutsche Nation schon lange vor der Reformation protestirte, wiederkehren und die romanischen Nationen uns wieder unterdrücken würden. Damals glaubten Kaiser Ferdinand I., Herzog Albrecht von Bayern, glaubten selbst Cardinäle und Päpste, glaubten die großen Sprecher der Kirche auf den Concilien Concessionen anbieten zu müssen, öfters sehr große Concessionen; aber unsere neuen Propheten sind ihrer Sache so gewiß, daß es ihnen nicht einfällt, den Protestanten etwas zugestehen zu wollen. Wir sollen uns auf Gnade und Ungnade ergeben, eine Zumuthung, die so ausschweifend ist, daß es selbst die einsehen sollten, welche sie machen.

Wir haben schon früher der kühnen Offensive, die im protestantischen Norden in partibus infidelium wiederzuerobern sucht, was sie im katholischen Süden in partibus fidelium verloren, wie billig unsere Bewunderung gezollt und finden es auch natürlich, daß die katholische Kirche, indem ihr in den romanischen Landen nach und nach fast alle gesunden Lebenssäfte entzogen worden, sich aus den Landen germanischer Zunge und germanischen Geistes, aus denen sie auch in den frühern Jahrhunderten ihre gewaltige Kraft sog, wieder zu regeneriren sucht. Allein wer nicht mit Blindheit geschlagen ist und die großen Lehren der Geschichte gänzlich verkennt, der muß einsehen, daß eine neue Durchdringung des katholischen Geistes mit der germanischen Nationalität nur eine wechselseitige seyn könnte, und daß der erstere nicht allein die aktive, die letztere allein die passive Rolle dabei übernehmen würde. In der Wendung der Dinge, welche die Kirchenfrage wieder zu einer Lebensfrage der germanischen Völker gemacht hat, erkennen wir die Hand der Vorsehung; aber von den Menschen wird es abhängen, ob sie den Weg wandeln werden, den ihnen Gott hier sichtbar anweist? So viel wir sehen können, sind sie von Hoffahrt und Lüge noch zu voll, um nicht des rechten Weges zu verfehlen. Ein unerwarteter Erfolg macht sie schwindelnd und rücksichtslos, heute noch immer, wie ehemals.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 65.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 26. Juni 1843.

Deutsche Landeskunde.

1) Aus dem Böhmerwalde. Von Josef Rank. Leipzig, Einhorn, 1843.

Ein sehr empfehlenswerthes Buch. Es schildert eine Gegend unseres großen Vaterlandes, die zu den am wenigsten besuchten und unbekanntesten gehört, und deren interessante, noch vom ganzen Reiz alterthümlicher Naivetät umkleidete Bevölkerung.

Das einst durch seinen wilden Urwald und durch seine Räuber berüchtigte Böhmerwaldgebirge, welches die Grenzen bildet zwischen Bayern und Böhmen, bietet eine sehr mannigfache Bevölkerung dar, indem sich hier nicht nur Deutsche und Slaven begegnen und durchkreuzen, sondern auch unter den Deutschen selbst wieder vielfache Verschiedenheit nach Mundart, Tracht und Sitten Statt findet. Im vorliegenden Werke wird ausschließlich die Gegend ins Auge gefaßt, welche nördlich bis gegen Tauß, südlich bis zum Ende des Gebietes der k. Freibauern reicht und im Westen durch den Böhmer Hochwald, im Osten durch die altböhmische, slavische oder tschechische Bevölkerung abgegrenzt wird. Diese Gegend ist reich an Naturschönheiten. „Im südlichen Theile des Gebirges erhält man auf einigen Höhen nicht nur einen Ueberblick über die niedrigen Bergzüge, welche den Prachiner Kreis durchstreichen; das Auge schweift auch über die angrenzenden Kreise bis tief in die Mitte von Böhmen, von einigen bis an die südlichen, von anderen bis an die nordwestlichen Grenzen des Landes, wo das Erzgebirge wie ein Nebelstreif mit dem Gewölke des Horizontes verschmilzt. Von mehreren Punkten reicht der Blick weit über die Nachbarländer Bayern und Oesterreich, und wird am südlichen Horizonte von den schneebedeckten Gipfeln der Alpen gefesselt, welche in unabsehbarer Ferne sichtbar werden, und gleich einem Zauberbilde das Gemüth mit staunendem Entzücken erfüllen. Von den nördlichen Höhen dieses Gebirgstheiles gewähren die, mehr durch ihre Größe und Ausdehnung anziehenden Massen des Böhmerwaldes ein großartiges Bild, dessen ernster Charakter durch die Schattenseite, welche von hier aus betrachtet sich dem Beschauer zuwendet, noch erhöht wird; sie bilden den Hintergrund einer großen Landschaft, welche durch eine Menge größerer oder kleinerer Wasserspiegel, durch zahlreiche mit Flächen abwechselnde Berg- und Hügelzüge, die den Vordergrund und den mittleren Theil erfüllen, einen eigenen Reiz von Mannigfaltigkeit erhält. Die in früherer Zeit verrufenen, abschreckend finstern Wälder sind nun größten Theils gelichtet und haben zahlreichen Ansiedlungen Platz gemacht; da, wo sie noch die weitausgedehnten Bergrücken bedecken, bringen sie von Außen betrachtet durch ihre Größe, in ihrem Innern aber durch den Anblick ihres Urzustandes, über welchen der Mensch noch nicht Meister werden konnte, einen eigenthümlichen, keineswegs unangenehmen Eindruck hervor. Auf den höchsten Gipfeln und Gebirgsrücken hat der Urwald bis auf die unzugänglichsten Stellen meist sehr üppigen Beständen Platz gemacht, welche der Kultur und regelmäßigen Benützung anheimgefallen sind. Im Waldboden, besonders in den moorigen Thälern, zeigen sich die Reste des Urwaldes in den Stöcken, Wurzeln und vermoderten Stämmen in mehreren Schichten übereinanderliegend; so fand man bei Urbarmachung einer solchen Strecke in Leonorenhain an der Moldau, welche durch einen sehr bedeutenden Kostenaufwand in eine Wiese von beiläufig 100 Joch Area umgeschaffen wurde, fünf Schichten von Wurzelstöcken erster Größe als Ueberreste natürlich abgestorbener Generationen des Waldwuchses, welcher wahrscheinlich seit dem Anbeginn der geschichtlichen Periode unserer Erde diese Regionen bedeckt hat. Der Baumwuchs auf den höchsten Höhen ist freilich nur kümmerlich im Vergleiche zu den tiefer liegenden Stellen. Der dort noch vorhandene Urwald gibt daher nur ein schwaches Bild von dem ehemaligen der niedern und der Thalgegenden; doch sieht man Bäume jedes Alters auf halb oder ganz vermoderten, vom Sturme niedergestreckten, neben

stehenden, oder oben herab abgestorbenen und ganz mit Bartmoos behängten Stämmen, welche insbesondere, nebst der fast gänzlichen Unwegsamkeit und dem gänzlichen Mangel jeder Spur von menschlicher Einwirkung auf die Kultur oder das Lebensende der Pflanzen, den Hauptzug in der Physiognomie des Urwaldes bilden rc."

Das Volk ist deutsch und unterscheidet sich aufs schärfste von seinen slavischen Nachbarn, obgleich es mit unter dem Namen der Böhmen begriffen wird. Der Verfasser vergleicht diese deutsche Bevölkerung Böhmens mitten unter der slavischen, mit einem reinlich und stattlich gekleideten Landmann, der einen Bettlermantel und Bettlerkappe auf hat. Reinlichkeit und Wohlstand bezeichnen das deutsche, Schmutz und Bettlerhaftigkeit das slavische Element. Uebrigens bemerkt der Verfasser, der selbst dort heimisch ist, daß die Deutschen und Czechen einander keineswegs hassen, sondern nur durch ihre natürliche Verschiedenheit getrennt bleiben, und daß sich die Slaven eher zu den Deutschen hingezogen, als von ihnen abgestoßen fühlen. „Diese scharfe Verschiedenheit des Nationalcharakters trennt den Deutschen vom Czechen natürlich, nicht aus Haß. Schlimmere Lage drängt diesen auch mehr, jenem sich anzuschließen, und der Fälle gibt es sehr viele, daß böhmische Burschen (nie aber Mädchen) und Knaben in den deutschen Dörfern dienen. Sie finden ein lebhaftes Vergnügen am Nationalleben der Deutschen. Ein deutscher Bursch oder Knabe wird nie im Dienste eines czechischen Hauses gefunden. Wo nicht hie und da die Bevölkerung in einem Dorfe schon gemischt ist, geschehen höchst selten Mischungsheirathen. Der Verkehr zwischen dem Deutschen und Böhmen (Czechen) wird, wo er nicht nothwendig ist, nicht gesucht; viel lieber hat man mit dem anstoßenden Bayern zu schaffen, weil hier das Nachbarvolk viel Uebereinstimmung in Tracht, Dialekt, Sitten und Charakter zeigt. Es leiten auch viele dieser Deutsch-Böhmen aus der Oberpfalz ihre Abstammung her. Man rückte im Böhmerwalde immer weiter vor, bis gewisse Schranken gesetzt wurden. Für die Urbarmachung des Böhmerwaldes aber ertheilte man ihnen Privilegien. Diese Deutschen waren anfangs ganz steuerfrei, hatten freie Waldung und nicht die geringste Frohnverpflichtung. Eigenthumswaldung und Frohnfreiheit besitzen die k. Freibauern und die Kameral-Dörfer (jetzt der Stadt Tauß unterthänig und unmittelbar an der Grenze liegend, welche erst bei der Grenzberichtigung i. J. 1766 zum Gebiete Böhmens geschlagen wurden) gegenwärtig noch; die meisten übrigen Dörfer begünstigt nur mehr ein äußerst wohlfeiler Holzbezug. Die Frohnverpflichtung verbindet nur hie und da zu unbedeutenden Leistungen."

Diese deutschen Freibauern sind von der Kultur noch nicht so belebt, daß ihnen die ursprüngliche Jugendfrische der Volkstugend verloren gegangen wäre. „Welch ein schönes Nachbarverhältniß man da oft trifft, möge Folgendes darthun. Wenn ein ärmerer Hausbesitzer wegen zu wenig Zugvieh und Arbeiter zur Erntezeit in seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig und hilft ihm vor. Nicht selten nehmen erwachsene Burschen in der Nacht einen Wagen, spannen sich selbst vor die Deichsel und schieben an Rad und Leitern; — wenn dann der Hausbesitzer zeitlich und seufzend aufsteht, sein Getreide mühsam einzuführen, liegt ein großer Theil in der Scheuer, und ein wohlbefrachteter Wagen steht vor der Thüre. Zugvieh wird oft stundenweit aushelfend zugesendet. Man kann kaum eine freudigere Bewegung sehen, als wenn Brüder mit ihrem ganzen Hauswesen einander zu Hülfe kommen. Dieser Fall tritt häufig zur Erntezeit ein, und für die Hülfeleistung wird nicht einmal Mittags- oder Abendessen angenommen." Ein Zug, der ans Fabelhafte grenzt, wenn man erwägt, welcher Eigennutz, welche rohe Gemeinheit sich in der Regel überall mit der wachsenden Kultur auf dem Lande verbreitet und wie der Sinn für das Gemeindewohl, der bäuerliche ésprit de corps und die nachbarliche Liebe und Treue in eitel Geldmacherei und Prozeßsucht untergehen. — Eine Merkwürdigkeit dieser Gegenden ist der Handel mit Federn, der sehr weit ausgedehnt ist und sich bis Paris, London und Nordamerika erstreckt, wie der Handel mit hölzernen Spielwaaren in Berchtesgaden, der Handel mit Kanarienvögeln in Tirol, mit Uhren im Schwarzwald rc. Fast jedes Gebirgsland hat eine eigenthümliche Industrie dieser Art.

Die Mundart des Volks ist im Allgemeinen die österreichische, mit einem Stich ins Alterthümliche, namentlich in die gothische Volltönigkeit. Man vergleiche z. B. folgende Anrede an die Mutter Gottes. „Halös, braudguldaras Heargatmuaderl! Half mar i mana Naud! Moch mi (ma Kid) gsund, so wollfortö zo dia am halö'n Bear!„ (Heiliges, rothgoldiges Herrgottmutterl! Hilf mir in meiner Noth! Mache mich (mein Kind) gesund, so wallfahrte ich zu Dir auf den heiligen Berg.) Man ersieht hieraus zugleich, daß das Volk gut katholisch ist. Es hegt besondere Verehrung zu den drei Madonnen von Bogen, Passau und Klattau. Legenden von den Passauer Marienbildern, von denen der Verf. S. 75 nichts zu wissen bekennt, wird er, wenn er Lust hat nachzuschlagen, in Gumppenbergs marianischem Atlas II. Nr. 318 und 319 finden.

Der Verf. malt uns sofort in einer langen Reihenfolge von Genrebildern die Volkssitten aus, zum Theil durchwebt mit den landüblichen Volksliedern. Verlobung, Hochzeit, Begräbniß, Ernte, Kirchweih rc. spielen darin natürlicherweise die Hauptrolle. Wir wollen einiges von besonderer Eigenthümlichkeit herausheben. Darunter gehört

das s. g. Tuschfest oder der Herentusch. „Burschen und Knaben sind indeß für ein eigenes Fest beschäftiget, das man Herentusch nennt ('s Härnostusch'n). Jeder dreht sich nach Verhältniß seiner Kraft große oder kleine Stricke, die gegen das eine Ende hin fast als Schnur auslaufen. Daran knüpfen sie eine wirkliche Schnur von Flachs- oder Seidengespinnst, und schwärzen dann beide Enden mit Räderschmiere, um ein vortheilhaftes Gewicht in die Vorrichtung zu bringen. An einem Peitschenstock befestigt, gibt das ihre s. g. „Patschn," was eine ungewöhnlich große Peitsche bedeutet, deren einziger Zweck es ist, den Knall auf möglich hohen Grad zu steigern, der auch oft Staunen erregt. Die starken Burschen, auch junge Männer nehmen Theil, einen Tusch mit solcher Riesenpeitsche zu exerciren. Mit beiden Händen wird der Peitschenstock gefaßt, durch Ausfahren rechts und links die Peitsche so gezwungen, über dem Haupte zauberhafte Verschlingungen zu machen, und sie mit tüchtigem Knalle (oft einem Gewehrschuß an Stärke gleich) aufzulösen. Das eigentliche Tuschfest feiert die Jugend in der Nacht vor dem Pfingstsonntage, und soll das Verjagen aller Hexen aus Wohnungen, Ställen und Scheuern zu Folge haben. — An einem solchen Abende war's, als ich einst noch ein Dorf zu erreichen eilte. Längst schon klang es aus der Ferne wie heftiges Flintenfeuer feindlicher Truppen, und ich stand auf einer Anhöhe horchend still, aufgeregt und eigenen Träumen ergeben; denn vor mir, im Nachtdunkel versunken, nur durch wenige matte Lichtschimmer verrathen, lagen mehrere Dörfer, aus denen ein ununterbrochenes Knallen allseitig näher und stärker, oder ferner und schwächer klang. Dazwischen erhob sich Stimmenjubel, Jauchzen und Gesang. Mit meinem Nähern an das erste Dorf vereinfachte sich das Lärmen. Weiber und Kinder gingen nach Hause, denn nur die Zeit der ersten Dämmerung war ziemend ihrer Gegenwart im Freien. Das Abendläuten verlöschte die ganze Scene plötzlich, und ich erreichte bereits das Dorf, ohne Tusch und Lärm zu vernehmen. Beim ersten Hause sah ich einen Mann frischen Rasen vor Stall- und Hausthüre legen, und Weihwasser herumsprengen unter der lauten Zauberformel:

Fluigt's daso Nowtgoid und Harna!
D' Patschna tuschet eng os,
D' Engl tabet eng zmarna
I man guat gwarn Hos. —

Nicht weit davon stand ein kleines, hölzernes Haus, mit kleinen Fenstern und ganz, fast bis unter das flache Dach, von gespaltenem Holz umschichtet. Als das Abendläuten zu Ende, und keine Störung der Andacht mehr zu besorgen war, knallten plötzlich um dieses Haus bei zwölf derbe Burschen, die sich in Distanzen herumgestellt hatten, lange, ohne Ermüdung zu beachten, und betäubten mich Nahestehenden so, daß mir lange darnach die Ohren klangen, und eine gellende Stimme, die jetzt aus einem Fenster scholl, fast keinen Eindruck auf mein Gehör machte. Die Bewohnerin des Häusleins galt für eine Hexe in der Gegend, und der Tusch sollte ihr die Macht (Kühe zum Blut- statt Milchgeben zu vermögen — in Feldfrüchte Brand- und Afterähren zu zaubern — mit Nebel hinter ihr und vor ihr, unsichtbar herumzuschweifen u. s. f.) in Zukunft benehmen. Sie aber eiferte wild mit fliegendem Haar aus dem Kammerfenster, bis sich die „Patschnhelden" entfernten."

Eigenthümlich sind auch diesen Gegenden die Wettrennen mit schön geputzten Pferden, wobei man wie in England wettet. Ferner die Wettfahrten mit den Erntewagen. Wer bei der Ernte den letzten Wagen heimführt, wird als der faulste verspottet. Daher ein Wetteifer auf Leben und Tod, um nicht der letzte zu seyn. „Es darf sich nur treffen, daß zwei Hausbesitzer noch gleichviel Getreide einzuführen haben, so kann ein Gefecht um das Leben nicht mit größerer Anstrengung geführt werden, als der Kampf um die Ehre, nicht der letzte geblieben zu seyn. Jeder zahlt Arbeiter, so viele er auftreiben kann, leihet Wagen, Gespann und befeuert durch Bier, Versprechungen, Scherz u. s. f. Alles um sich. Die Wagen unter ihren Ladungen knarren und fliegen; die Garben werden ohne Ordnung auf die Tenne der Scheuer geworfen, um sofort eine neue Fahrt beginnen zu können. Die letzte Fuhre, welche die beiden wetteifernden Hauswirthe nach Hause führen, gleicht einem römischen Wettrennenwagen in der Laufbahn. Das ganze Dorf wird Zuschauer. Alles jauchzt, treibt an, ermuthigt, lacht. Weh! da liegt oft der Wagen des Einen umgestürzt, und der Hoffnung beraubt, Sieger zu werden; während der Andere nun jubelnd und gemächlich, von seinen Arbeitern umringt, im Triumphe nach Hause zieht. — Der besiegte Hausbesitzer muß sich eine Posse gefallen lassen, welche ihm die Burschen zufügen. In der folgenden Nacht nämlich schleppen diese so viel Stroh zusammen, als sie bekommen können, besteigen in Stille des Bauers flaches Hausdach und setzen da eine ungeheure Strohfigur zusammen in Gestalt einer Ziege, die von einem Ende des Daches zum andern reicht. Auf die Ziege setzen sie einen kolossalen Strohmann, repräsentiren sollend den Hausherrn, in der einen Hand eine Geißel, in der andern einen Knittel haltend. Wenn die Statue völlig aufgestellt ist, bleibt ein Bursch als Wache auf dem Dache zurück, während die andern gegen Tagesanbruch die Dorfbewohner wecken mit den Worten des Spottgedichtes:

Af! Af! segt's — d' Howagoas steit:
Wia homa dd ganz Nacht nis gmeit,
Und goarwat, und kicha und g'füllt,
'n Bat'n af's To affd d' Howagoas gstilt. —

Gschwing af eiz, und schots eng's Wunadia ro.
Sist gogt eng's da Bat, soas Ts wiad daso! —

(Auf! Auf! seht — es steht die Hafergeis!
Wir haben die ganze Nacht uns geplagt in Schweiß,
Gethan, gelichert und ausgefüllt,
Die Geis dem Beiten auf's Dach gestellt. —
Schnell auf jetzt, und auf das Wunderthier geschaut!
Sonst jagt euch's der Beit davon, eh' der Tag graut. —)

(Schluß folgt.)

Schriften über den Adel.

Die aristokratischen Umtriebe (,) zur Verständigung über die historisch begründete Gliederung der Gesellschaft. Leipzig, Tauchnitz, 1843.

Ein voranstehendes Motto von Arnold Ruge ließ uns wenig von diesem Buch erwarten, denn wenn man ernst und gewissenhaft über wichtige politische Fragen urtheilen will, so kann man sich unmöglich auf einen Staatsmann von solcher Kategorie berufen. Der ungenannte Verf. hätte seinem Buche vielleicht auch einen andern Titel geben dürfen, denn es ist nicht die Aristokratie, auf die er es abgesehen hat, sondern vielmehr nur das, was er das „Junkerthum" nennt. Er läßt die englische Aristokratie gelten, weil sie eine großartige politische Stellung mit ungeheurer Geldmacht vereinigt; er läßt den russischen Rangadel gelten, weil er unzertrennlich ist von dem Stande der Gebietenden; nur den zahlreichen Theil des deutschen Adels, der weder in dem einen, noch in dem andern Fall ist, macht er zum Gegenstande seines Spottes, seines Tadels, seines Unwillens und endlich seiner Reformwünsche.

Es ist aber hier nichts gesagt, was nicht schon früher, im wohlwollenden, wie im gehässigen Sinne gesagt worden wäre, und der Verf. würde nur dann etwas Neues vorgebracht haben, wenn er den Wunsch einer Reform nicht bloß im Allgemeinen ausgesprochen, sondern auch näher bezeichnet hätte, wie eine solche zu erzielen, und zwar auf eine zuverläßigere Weise zu erzielen wäre, als durch die bereits anderwärts vorgeschlagenen Mittel. Wie es uns scheint, ist eine Reform rein unmöglich, erstens, weil der deutsche Adel nicht überall in gleichem Verhältniß steht, weil selbst innerhalb derselben Monarchie der katholische und protestantische, der alte und neue, der östliche und westliche, der noch alte Rechte und alten Besitz bewahrende und der daraus längst vertriebene Adel unmöglich unter eine Regel gebracht werden kann, und weil andrerseits auch eine durchgreifende Reform von keiner Seite gewünscht wird, nämlich nicht von den Regierungen, die den getheilten Adel leichter beherrschen, als sie eine mächtige Korporation beherrschen würden, auch nicht vom Bürgerstand und Volk, der dem Adel nicht neue Bevorzugungen eingeräumt wünscht, ohne die er doch als Korporation nicht bestehen könnte, und endlich auch nicht vom Adel selbst, weil der einflußreichere Theil desselben bei einer Reform mehr zu verlieren, als zu gewinnen fürchten muß, und der arme Adel, der nichts als seinen Namen hat, aufs entschiedenste gegen die zwei Hauptgrundsätze der Adelsreform gestimmt ist, nämlich gegen das Einrücken begüterter und verdienter Bürgerlichen in die adeligen Reihen einer= und gegen die Einführung der englischen Primogenitur andrerseits, weil durch die erste Maßregel der arme Altadelige den einzigen Vorzug, den er noch vor dem reichen und verdienten Bürger besaß, verliert, und weil die zweite ihn sogar zu den Bürgerlichen degradirt, denn die nachgebornen Söhne würden, wie in England, in das Volk zurücktreten müssen.

Der Verfasser hat nicht verfehlt, aus der Geschichte der mittleren und neueren Zeiten eine Menge Beispiele zu sammeln und anzuführen, aus denen erhellt, daß der Adel nicht so sehr Freund der Throne ist, wie man gewöhnlich glaubt und daß er vielmehr eine unzählbare Menge von Unordnungen und Revolutionen veranlaßt und den Thron oft nicht nur in der Gefahr im Stich gelassen, sondern selbst in die äußerste Gefahr gestürzt hat. Als nächstes Beispiel führt er die Julirevolution an. Mitglieder des restaurirten Adels waren es, die Karl X. vorzugsweise zum Extrem der Ordonanzen hintrieben, und doch hat keiner dieser Herrn nachher, als sich das Volk erhob, auch nur einen Blutstropfen für die alte Dynastie verspritzt. Allein aus diesen und allen ähnlichen Argumenten des Verfassers folgt nicht, was er daraus folgert, sondern das Gegentheil. Die vielen Fälle nämlich, in denen der Adel den Höfen gefährlich wurde, ohne daß es diesen jemals eingefallen wäre, sich dadurch warnen zu lassen, und ohne daß der Adel jemals seinen Einfluß an den Höfen verloren, beweisen gerade, daß er den Höfen beinah unter allen Umständen unentbehrlich ist und sicher darauf trotzen kann. Die politische Entbehrlichkeit wird hier durch die sociale Unentbehrlichkeit immer aufgewogen. Daher könnte nur eine sociale Reform oder Revolution etwas an der Stellung des Adels ändern, alle politischen Reformen und Revolutionen dagegen ändern nichts daran.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 66.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 30. Juni 1843.

Deutsche Landeskunde.

1) Aus dem Böhmerwalde. Von Josef Rank. Leipzig, Einhorn, 1843.

(Schluß.)

Da strömt nun vor Tagesanbruch das Dorf zusammen, umringt lachend und lärmend das Haus, mit dem Wunderthier auf dem Kopfe, und verläßt es nicht, bis der Hausherr zum allgemeinen Ergötzen mit seinen Knechten die Zerstörung der Ziege beginnt, und deren Reiter vernichtet, unter Zuruf der Menge:

Wea nöd afsteit und oarwat und gogt,
Dea wiad, mirk da's, mit da Howagoas plegt!

(Wer nicht aufsteht und strebet und jagt,
Der wird', merk' Dir's, mit der Hafergeis 'plagt!)"

Der Name Hafergeis erklärt sich dadurch, daß der Hafer das am spätesten eingeheimste Getreide ist. Was die Geis bedeuten sollte, dürfte schwer zu erklären seyn. Wahrscheinlich stammt die Sitte aus dem Heidenthum und bezieht sich auf ein altes Bockopfer.

Ein merkwürdiges Fest ist auch die nächtliche Flachsernte. Alle Mägde des Dorfs helfen der Eigenthümerin ihren Flachs bei Nacht einernten, die jungen Bursche des Orts umgeben das Feld, zünden Feuer an und erzählen schreckliche Gespenstergeschichten, um die Mädchen zu ängstigen, dürfen aber das Feld der Mädchen nicht betreten. Auch hier scheint eine heidnische Sitte aus grauem Alterthume zu Grunde zu liegen. Zu den eigenthümlichen Festen ist ferner zu rechnen der Hahnenschlag. Ein Bursch mit verbundenen Augen muß einen angebundenen Hahn mit dem Dreschflegel erschlagen. Der Hahn spielt im altböhmischen Heidenthum eine bedeutende Rolle. Unter der h. Luzia, die als ein Schreckgespenst gefürchtet wird, muß man sich ohne Zweifel eine alte Gottheit, etwa wie die Frau Bertha denken. Eine der lieblichsten Sitten ist das Besprengen der Leichentücher vermittelst in Weihwasser getauchter Aehren. Man muß dabei unwillkürlich an die Eleusinien und an jenen Dienst der Demeter und Kora denken, der zugleich agrarischer und Todtenkultus war.

Unter dem (übrigens unpassenden) Titel Volksnovellen hat der Verf. das Volk des Böhmerwaldes noch in mehrfachen Situationen recht anmuthig charakterisirt. Sodann theilt er noch Mancherlei aus dem Unglauben des Landes mit, z. B. „Ein gewisser Zauber, ausgeübt über ein Saatfeld, bewirkt in Gestalt eines liegenden Kreuzes zwei schmale Bahnen im Getreide, wo die Aehren zum Theil brandig, zum Theil afterig erscheinen. Man weiß dann voraus, daß beim Dreschen dieses Getreides je das dritte Korn in die Scheuer desjenigen fliegen muß, der den Zauber übte. Der schadende Geist, der dabei dient, heißt „da Pilmasschnid." — Beim ersten Donner im Frühjahre muß man den nächsten schweren Gegenstand heben; man sichert sich für ein ganzes Jahr vor körperlicher Verletzung und gewinnt an Stärke und dauernder Gesundheit. — Wenn man den Gukuk zum ersten Male rufen hört, soll man das Geld in der Tasche lärmend durcheinander schütteln, weil das zu einer glücklichen Vermehrung sehr behülflich seyn soll ꝛc." Das stimmt meist zu dem schon aus J. Grimms deutscher Mythologie Bekanntem. Dazu eine gar hübsche Elfensage: „Zur Zeit der Heuernte sah man in einem Bache unter Erlgesträuch jährlich eine Schar badender Weibchen erscheinen, welche da plätscherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln von Leinwand zum Trocknen auf das Gesträuch hingen; sie waren nicht größer als einjährige Kinder. In einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich daran kehrten; aber wollte man in ihre Nähe kommen, so erhoben sie ein Geschrei, und tumultuarisch ihre Fetzen und Windeln zusammenraffend rauschten sie unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursch, sonst erpichter Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuch am Bache auf — und wirklich ging ihm ein solches Waschweiberl ein. Es hatte ein weißes, reinliches Kleidchen von Leinwand an, das bis an die halbe Wade

reichte, und die wohlgekämmten Haare fielen aufgelöst bis zu den Schultern hinab. Ohne Sträuben ließ es sich vom Burschen nach Hause tragen und sah sich frisch mit den schwarzen Aeuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, sang, lief, wenn's was noth hatte, in einen Winkel, und was es that, war nicht viel, und kurz war ruhelos von Morgen bis Abend, ohne sich im Geringsten etwas schaffen zu lassen. Während der Abenddämmerung kam das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein, das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus; und da thaten sie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. — Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen; aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maaß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Fußboden der Stube, und nahm das Maaß nach den Tritten des Weibchens. Gut. Die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weiberl auf die Bank, daß es sich derselben bediene nach Gefallen; aber das Waschweiberl fing an zu schluchzen und zu weinen, weil man seine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen und stürzte lautklagend davon und wurde nun nie wieder gesehen." Man soll den Elfen für ihre Wohlthaten nicht danken — diese Wendung ist gewiß sehr originell.

Zum Schluß eine kleine Anzahl gemüthlicher Volksliedchen, z. B.:

Ist denn koa Himml mea,
Is denn koa Höll a mea,
Doß i in Himml kam —
's Dianal in d' Höll?

* * *

Dianal moch 's Hearzerl zua,
Kimt da schei Nochbasbua;
Is goa ra faina Hecht,
Dea dö gean mecht. —

* * *

Ma Hearzerl is zrissn,
Ma Hûaterl is neu;
Wa 's Hûaterl doch zrissn —
Gsund 's Hearzerl dabei.

Dazu mehrere Melodien, auch einige schöne Tanzmelodien.

---

2) Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. Mit lithographirten Abbildungen. 7ter Band. Sondershausen, Eupel, 1842.

Bereits der siebente Band des in diesen Blättern schon mehrmals besprochenen rühmlichen Werks, zu dessen Abfassung sich viele landeskundige Männer vereinigt haben. Es enthält die Abbildung und Beschreibung aller irgend bedeutenden Städte, Schlösser, Ruinen und merkwürdigen Gegenden des Harzes und des Thüringer Landes, wobei vorzüglich auf die geschichtlichen Erinnerungen, Sagen und alterthümliche Gebräuche jedes Ortes Rücksicht genommen ist.

Der vorliegende Band ist einer der reichhaltigsten, denn er enthält die Städte Eisenach, Eisleben, Erfurt, Goslar, Ilmenau 2c., eine große Menge alte Burgen, worunter auch die berühmte Harzburg, ferner den Roßtrapp, die Baumanns- und Bielshöhle 2c. Die Beschreibungen, als von so verschiedenen Mitarbeitern herrührend, sind auch von verschiedenem Werthe; hin und wieder hätte das Statistische, als den meisten Lesern uninteressant, abgekürzt, auch der nicht immer geschmackvolle Ausdruck romantischer Gefühle vermieden und statt dessen mehr aus dem eigentlichen Volksleben, den Gebräuchen, den Volksmeinungen 2c. mitgetheilt werden können. Doch findet sich auch von dieser Art des Belehrenden und Anziehenden viel.

Besonders ausführlich und glücklich ist Eisleben geschildert. Von Luthers Reliquien daselbst wird sehr genauer Bericht erstattet. Leider ist vieles davon aus falscher Consequenz um eines mißverstandenen Princips willen gerade von Luthers eifrigsten Anhängern selbst vernichtet worden; denn als das gemeine Volk anfing, alle Gegenstände, die von Luther herrührten, in derselben Weise wie ehemals die Reliquien der Heiligen zu verehren, ihnen wunderthätige Kraft beizulegen und Hülfe und Heilung von ihnen zu erwarten, so sah man darin einen höchst ärgerlichen Rückfall in die papistische Denkweise und in dem Hause des Dr. Drachstedt in Eisleben, in welchem Luther gestorben war, wurden nun dessen Sterbebett, Tisch, Stühle und alles was ihn umgeben, ohne Gnade zum Feuer verdammt. Erst später schmückte man ein zweites Haus, nämlich das, worin Luther geboren worden war, wieder mit Bildern und andern Erinnerungen an den großen Reformator und seine Freunde aus. Dieses Haus wurde bei dem großen Brande im Jahr 1689 ebenfalls von den Flammen ergriffen, doch brannte nur das Dach ab; der untere Theil, in dem Luther geboren, blieb verschont. Zur Zeit der Kriege

strömten die Soldaten der hier durchziehenden Truppen, selbst wenn sie kaum Zeit erübrigen konnten oder vom Marsch erschöpft waren, zu Luthers Hause und bezeugten ihm auf eine oft rührende Weise ihre Anhänglichkeit. Man hat in diesem Hause mehrere Bilder Luthers auf Glas, Leinwand und Holz aufbewahrt, auch Bilder Melanchthons. „Außer vorgenannten Bildern und Gemälden, Luthers Schriften in 11 Bänden in Schweinsleder gebunden, und einem ovalen Tische mit blauem Tuche überzogen, worauf Luthers Schwan, sein Schreibpult, steht, war vor 1816 und 1817 in Luthers Hause nichts Merkwürdiges; was sich auf ihn und die Reformation bezogen hätte, zu sehen. In dieser Zeit ward aber das Haus aus der Nähe und Ferne so reichlich ausgestattet, daß es jetzt wirklich der Mühe lohnt, die in ihm befindlichen Merkwürdigkeiten und Alterthümer in Augenschein zu nehmen. Zuerst wurden im Jahr 1816 im Saale des obern Stocks die schönen Gemälde aufgestellt, welche bisher in den hiesigen ganz offenen Gottesackerhallen standen, und daselbst dem Muthwillen der Jugend und Wind und Wetter ausgesetzt waren. Es sind zwar eigentlich Epitaphien, aber Luther befindet sich beinahe auf allen, theils mit seiner Familie, theils mit seinen treuen Anhängern. Diese Gemälde verdienen die Beachtung jedes Kenners in einem hohen Grade, und sind auch von jeher von Durchreisenden bewundert worden. Das erste ist ein über 10 Fuß breites und 7 Fuß hohes Gemälde auf Holz, der „Nebucadnezar“ genannt. Auf diesem großen, reichen und schönen Gemälde kniet ganz unten Stoßnack, ein alter, reicher und angesehener Mann zu Eisleben, über dessen Gruft er aufgestellt war. Auf den ersten Blick erscheint Nebucadnezar auf dem Throne sitzend, von Räthen, Wachen und Gefolge umgeben. Linker Hand ist der Götze aufgestellt, den das Volk anbeten soll. Das Volk liegt vor demselben auf den Knieen und betet an. Links, am Ende des Gemäldes, ist der feurige Ofen, in welchem drei Männer sind und ein Engel, der sie vor der Glut schützt. Vor dem Könige stehen drei Männer, von denen ihn der Mittelste mit Freimüthigkeit anblickt. Zwei dabei stehende Geistliche haben sehr treffende, ausdrucksvolle Gesichter. Aus einer aufgeschlagenen Rolle, lesen sie dem Könige, nicht ohne Schadenfreude, etwas vor. Merkwürdig und für den gebornen Eisleber von besonderem Interesse, ist das alte Eisleben ganz oben, wie es mit seinen Kirchen, Thürmen, öffentlichen und andern Gebäuden vor dem großen Brande, 1689, aussah, mit seinen Schachten und Göpeln, welche damals der Stadt ganz nahe gewesen sind. Betrachtet man das Gemälde genauer, so scheint ein tieferer Sinn darin zu liegen, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Wenn man die vielen Figuren mit den ausdrucksvollen Gesichtern genau betrachtet, so entdeckt man, daß sie sämmtlich wirkliche Personen aus dem Zeitalter der Reformation vorstellen sollen, in welchem Costüm sie auch gemalt sind. Vielleicht soll das Bild Luther auf dem Reichstage zu Worms darstellen. Er selbst ist dann die mittelste Figur der drei Männer, der Daniel seiner Zeit. Nebucadnezar ist dann Karl V. Vielleicht ist das Bild in Bezug auf Luthers Worte, welche er, ehe er nach Worms ging, aussprach, gemalt: „Der lebt und herrscht noch, der die drei Männer im glühenden Ofen erhalten!“ Das Bild, an dem gewiß mehrere Jahre gearbeitet worden ist, und das jetzt, nach 300 Jahren, noch wohlerhalten ist, dessen Farben von bewundernswerther Dauer, Frische und Schönheit sind, wird von vielen Künstlern und Kunstkennern dem Albrecht Dürer zugeschrieben. Das zweite Gemälde ist das Epitaph des Superintendenten Menzel, das im Jahr 1569 über seiner Gruft aufgestellt ist, 3 Fuß 8 Zoll breit und 4 Fuß 8 Zoll hoch. Im Priesterschmuck ordinirt Luther vor dem kleinen Altare der Andreaskirche, in Gegenwart vieler hiesiger Prediger und Beamten, zwei Prediger, die auf beiden Seiten des Altars knieen. Der zur rechten Hand ist Andreas Krause, der letzte, den Luther ordinirt hat. Der Superintendent Menzel, mit Gattin und Tochter, liegt nicht weit davon auf den Knieen. Alle auf diesem Bilde befindlichen Personen sind nach dem Leben gezeichnet. — Das Bild soll von Lucas und Hanns Cranach gemalt seyn, was wir aber aus mehreren Gründen widerstreiten müssen. Das dritte Gemälde, 10 Fuß 11 Zoll breit und über 5 Fuß hoch, war über der Heidelbergschen Gruft aufgehangen. Man sieht auf diesem Bilde die ganze Stadt Eisleben mit dem schönen Schlosse, welches 1601 abbrannte. Schon deßhalb hat dieses Gemälde für die Jetztbewohner Eislebens großen Werth. In der Mitte ist die Auferweckung des Lazarus abgebildet. Es hat mit dem in der Blasiuskirche zu Nordhausen befindlichen schönen Gemälde von Lucas Cranach, auf dem die Erweckung des Jünglings zu Nain dargestellt ist, überraschende Aehnlichkeit. Das vierte Gemälde, 11 Fuß 9 Zoll breit und 7 Fuß 9 Zoll hoch, ist das Bucher'sche Epitaph, eines Mannes, der ehedem eine ganze Straße zu Eisleben sein nannte, welche noch jetzt die Buchergasse heißt. Das Bild wird Holbein zugeschrieben. Das fünfte Bild ist wunderschön gearbeitet, und die darauf befindlichen Köpfe aus der niederländischen Schule erregen die Bewunderung jedes Kenners. Das sechste Bild, 7 Fuß 10 Zoll breit und 4 Fuß 6 Zoll hoch, ist das Epitaph des Hüttenfactors Feuerlein. Die Hauptgruppe ist die Auferweckung des Jünglings zu Nain. Unter den Leichenbegleitern befindet sich rechter Hand Luther, Bugenhagen, Cruciger, Sarcerius, einige Manns-

felder Kanzler und viele Herren aus dem Rathe und der Bürgerschaft, die gewiß alle nach dem Leben gezeichnet sind. Links führen Luthers Mutter und Katharina von Bora einen andern Zug von männlichen Personen, lauter Gesichter, welche auf den anderen Gemälden auch vorkommen und also Portraits sind. Das Gemälde ist deßhalb für Eisleben noch besonders bemerkenswerth, weil es eine Abbildung der Altstadt und des alten Schlosses mit seinen Umgebungen enthält. Die übrigen sechs Bilder, so schön sie auch sind, müssen wir kurz abfertigen. Das siebente enthält die letzten Begebnisse Jesu. Der Ausdruck der Gesichter ist sprechend. Das achte stellt die Geißelung Christi vor, das neunte enthält Christum am Kreuz, das zehnte stellt Christum am Kreuze dar, wie ihn zwei Engel mit trauriger Miene betrachten: das elfte enthält das himmlische Jerusalem und die Auferstehung der Todten; das zwölfte, welches schon auseinandergefallen war und vom Herrn Superintendent Berger zusammengesetzt worden ist, stellt die Leidensgeschichte Jesu vor Augen. Die Figuren auf diesem letzten Bilde sind nicht groß, aber scharf und ausdrucksvoll gezeichnet. Diese schätzbaren Denkmäler der Kunst und des Alterthums wurden auf Befehl der Regierung aus der alten verfallenen Gottesackerkirche in Luthers Haus gebracht. Man hat vermuthet, die Verfertiger dieser Bilder seyen Eisleber gewesen, oder es habe sie ein einziger Eisleber Maler gemacht; da aber verschiedene Monogramme und Manieren zu bemerken sind, so ist wohl eher anzunehmen, daß sie von fremden Künstlern, welche damals häufiger umherzogen als jetzt, in Eisleben gemalt wurden, denn an Ort und Stelle müssen sie gefertigt seyn, da Eisleben und viele Gebäude der Stadt darauf vorkommen. Das Kirchenbuch der Marktkirche gibt an, daß sich in den Jahren, in welchen diese Gemälde verfertigt wurden, mehrere Niederländer zu Eisleben aufhielten, welche ihr Vaterland wahrscheinlich wegen Religionsbedrückungen verlassen hatten. Diese mögen sie gemalt haben. Die Glanz und Pracht liebenden Grafen von Mannsfeld zogen gewiß auch manchen Künstler von Bedeutung in ihr Land. Sowohl die steinernen Epitaphien, als auch die in Erz getriebenen Arbeiten in den hiesigen Kirchen lassen auf ausgezeichnete Künstler schließen. — Nahe an den Fenstern des Saales steht der schon erwähnte Schwan Luthers. Auf ihm lag sonst ein Brief an den Fürsten zu Anhalt, Wolfgang, den Luther selbst geschrieben hatte. Durch das öftere Besehen und Anfassen ist er zuletzt zerfallen, und die Stücken sind abhanden gekommen." Doch sind mehrere andere Briefe von ihm erhalten und hier zu sehen; deßgleichen ein merkwürdiges Stammbuch Lucas Cranachs, eine Genealogie Luthers, viele Denkmünzen und Portraits und Geschenke hoher und ausgezeichneter Gäste, die zu verschiedenen Zeiten das Lutherhaus besucht haben. In der Andreas- oder Marktkirche befindet sich auch noch die steile Kanzel, auf der Luther öfter predigte, geschmückt mit einer kostbaren rothen, mit Gold aufs kunstreichste geschmückten Sammtdecke, dem Geschenk einer Gräfin von Mannsfeld.

In den Beschreibungen der kleinen Orte kommt manche hübsche Volkssage vor. So die Sage vom Querlichloch bei Königsee; einer Höhle, in der die Querliche, d. i. Elfen wohnen. Diese freundlichen Wesen standen einst einer Pächterin in ihrer Wirthschaft bei und brachten ihr reichen Segen. Da wollte sie sich dankbar beweisen und kaufte ihnen Mützen und Schuhe. Aber die Elfen erzürnten sich darüber und verließen sie von Stund an. Also auch hier der überraschende Zug, den wir im Böhmer Walde fanden. — Sehr interessant ist auch die vielleicht nur zu kurze Schilderung eines Volksfestes in Eisenach, des s. g. Sommergewinns. Man kauft den Kindern am Lätaresonntag den Sommer, d. h. Naschwaaren, die in Tannenzweige eingewickelt sind, läßt ein Rad, auf das ein Popanz geflochten ist (Sinnbild des Winters) vom Berg in die Stadt hinunterlaufen, und klettert um die Wette an einer aufgerichteten und glattgeschälten Tanne hinauf, deren Wipfel mit Bändern geschmückt ist. Das Rad findet sich auch bei der Johannisfeier an der Mosel und anderwärts.

Das Werk soll vorläufig mit diesem siebenten Bande geschlossen seyn, was wir bedauern. Bei diesem Anlaß wiederholen wir den Wunsch, die Topographen möchten sich angelegen seyn lassen, Volksliedern, Volkssagen, Volksmeinungen, Volksaberglauben zu sammeln, da immer mehr davon unterzugehen droht in dem Maaß, in welchem die Kultur von den Großstädten aus um sich greift.

3) Das Juragebirg in Franken und Oberpfalz, vornämlich Muggendorf und seine Umgebungen, dargestellt von Dr. G. Zimmermann. Erlangen, Palm, 1843.

Eine neue Beschreibung der berühmten Muggendorfer Höhlen, ihrer Petrefakten und urweltlichen Thierknochen, so wie der Umgegend, mit geognostischen Bemerkungen und geschichtlichen Rückblicken; übrigens nicht in gelehrter Form, sondern durchaus populär und heiter vorgetragen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 67.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. Juli 1843.

Reise.

Nouveaux souvenirs d'Allemagne. Pélerinage à Munich par le baron de Reiffenberg. Tome I. Bruxelles et Leipzig, Muquardt, 1843.

Der Freiherr von Reiffenberg hat schon früher eine Reise beschrieben, die er im Jahr 1839 von seinem Wohnsitz Brüssel aus nach Stuttgart unternahm, um der Enthüllung des Schillerdenkmals anzuwohnen. Den Freunden der Geschichte und Alterthümer ist er überdieß schon längst als Gelehrter rühmlichst bekannt. In des vorliegenden Werkes erstem Theil beschreibt er eine neue Reise von Brüssel über Aachen, Cölln, den Rhein hinab, dann über Frankfurt und Aschaffenburg nach Würzburg. Der folgende Theil wird die Schilderung Münchens enthalten, indem diese Stadt das eigentliche Ziel seiner Reise war.

Daß dieser Gelehrte vorzugsweise die Alterthümer der Städte und Gegenden, durch die er kam, ferner die Bibliotheken und gelehrten Männer, und auch unter diesen insbesondere die Alterthums- und Sprachforscher aufsuchen würde, ließ sich erwarten. Wie er überall die freundlichste Aufnahme fand, so ist er auch wieder bereit, überall die Verdienste der Deutschen anzuerkennen. Obgleich Herr von Reiffenberg nach der Sitte so vieler Belgier französisch schreibt, so stammt er doch nicht nur aus deutschem Geschlecht ab, wie schon sein Namen sagt, sondern es zog ihn auch von jeher eine innere Sympathie zu Deutschland hinüber und das Studium der belgischen Alterthümer mußte ihn nothwendig in das der altdeutschen Sprachstudien überhaupt führen. Nicht ohne Stolz erwähnt er S. 65 einen Cuno von Reiffenberg als Burggrafen von Caub am Rhein schon in der frühesten Zeit des Mittelalters und eines spätern Minnesängers, Friedrich von Reiffenberg, aus dem Ende des 16ten Jahrhunderts, von dem noch einige schöne Minnelieder an seine geliebte Clara Anna von Werseln erhalten sind, welche hier auch mitgetheilt werden. Einige Strophen zur Probe:

Hertzlich dhutt mich erfrewenn
die hertzallerliebste mein;
ach gott dhu mihr verleihenn.
gott weisz, dasz ich esz gutt meinn;
ertzeige dich gegen mich,
wie ich mich gegenn dich
ausz hertzenn grund erfrewenn du
mit frolicher begihr.

Nhu rede ich unbesunnen
gedencks bey mihr allein.
dasz mihr noch scheinet die sonne:
du edler sonnenschein,
schein mihr den wegk nach ihr
darnach stehett mein begihr;
viel scheidenn dhutt mich krencken,
dasz magk man gleuben mihr.

. . .

Esz geht gegen dise Jahre,
gegen dise sommertzeitt,
wasz tregt sie auff ihrem hare?
ein krentzelein woll bereitt:
das krentzelein ist bewunden
mit kraut vergisz nicht mein,
möcht mir dasz krentzelein werden,
nichts liebersz mocht ich begerenn
bisz auff mein hinnefart.

Dasz krentzelein ist bewunden
mit seiten rott und weisz,
ihr leib ist wol formiret
getziret mit gantzem fleisz;
gahr hofflich kan sie tretten,
gleichwie der pfauwen artt;
mocht ich das krentzlein haben,
erfreut mich jungen knaben
bisz auff mein hinnefart.

Esz gehet gegen disen meyen
gegen dise sommerzeitt,
Der bringt vnsz groszе freude
dartzu der blumlein viell:
noch mehr dhutt sie mich erfrewenn,
ich hoff sie solt mein eigen werden,
die allerschönest auf erdenn
die allerschönste zier.

° ° °

Wach auff, meinesz hertzens ein schone,
hertzallerliebste mein,
ich hörte ein süßes getone
vonn kleinen waltvögelein;
sie dhun vnsz so lieblich singenn,
Ich fürchte, esz sey des tages ein schein
von Orient her dringen.

Ich hörte die hanen krehenn,
den tagk spurt ich dabey,
die kulen winde wehenn,
die sternn vnsz leuchten frey;
vnsz singet fraw nachtigall,
sie singet vnsz viel der melodey,
bringet vnsz den tag mit schalle.

Ich darff niemand vertrawen
allhier zu diser stund,
die klaffer machen mihr ein grawen.
Schaffe, feinsz lieb, dein rotten mundt,
den meine ich so gantz vnnd gahr;
mit trewen sey frisch,
schönes lieb, vertzage du niht,
in trewen ich dich meine.

Der himmel dhut sich ferben
ausz weißen farb in blaw,
die wolken dhun sich ferbenn
ausz schwartzer farb in graw;
die morgenrötte thut sich herfur,
stehe auff, schönes lieb vnd mach mich frey,
der tagk wirtt vnsz ersleichen.

Noch viele andere der hier auf 64 Seiten mitgetheilten Lieder sind eben so schön und kann man kaum glauben, daß sie aus so später Zeit sind, muß man vielmehr vermuthen, sie seyen nur spätere Abschriften früherer Dichtungen. Namentlich haben sie den Ton einer gewissen Gattung von Volksliedern in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts.

Obgleich nun der Verfasser sich solcher deutscher Sänger und deutscher Burggrafen am Rhein als seiner Ahnen rühmt und mit so vieler Liebe bei den Denkmälern altdeutscher Sprache und Sitte verweilt, so will er selber doch nicht deutsch reden und schreiben, so will er nicht einmal die flämische Partei in Belgien gegen die französische unterstützen, sondern schreibt für seine Person nie anders als französisch und erklärt auch Seite 116: „Belgien ist weder deutsch, noch französisch; es ist es selbst, es will ein ihm ausschließlich eigenes Leben leben. Belgien hat zwei Sprachen, es ist wahr, und Niemand kann die eine oder die andere mit Gewalt unterdrücken. Die eine (die französische) ist ein Mittel der Civilisation und des Weltverkehrs, die andere (die flämische) ist außerordentlich eng begrenzt, obgleich schön, reich und original, und für Niemand etwas werth, außer für die Sprach- und Alterthumsforscher. Sie würde, wenn sie die vorherrschende würde und den gebildeten Theil der Nation (den französisch redenden) sich unterwürfe, Belgien isoliren und vom ganzen gebildeten Europa gleichsam ausschließen. Man muß diese Sprachen sich selbst überlassen; die das meiste Leben in sich hat, wird siegen; aber nichts läßt vermuthen, daß dieser Sieg der deutschen Mundart werde zu Theil werden.“

So Herr von Reiffenberg. Man wird ein wenig beschämt, aus dem Munde eines Mannes, der sich Enkel deutscher Ritter und Sänger zu seyn rühmt, so laue Worte zu vernehmen. Wir zweifeln indeß nicht im Geringsten, daß er eine Meinung ausspricht, die sehr viele Belgier mit ihm theilen, deßhalb wollen wir seine Erklärung mit einigen Worten commentiren. Einmal ist es ein Widerspruch zu sagen: Belgien will weder deutsch, noch französisch, es will es selbst seyn — und dann doch zu behaupten, das französische Element werde das deutsche überwinden und mithin ganz Belgien französisch werden. Sodann ist es ein Widerspruch, daß man, wenn man das wallonische Idiom durch die französische Schriftsprache, das kleine wallonische Provinzialinteresse durch das große französische Nationalinteresse unbedenklich ergänzen zu dürfen glaubt, nicht auch das flämische Idiom durch die deutsche Schriftsprache, nicht auch das kleine flämische Provinzialinteresse durch das große deutsche Nationalinteresse ergänzen lassen will. Die französische Schriftsprache hat nicht mehr Recht über die Wallonen, als die deutsche über die Flämingen. Uebrigens wird es den Gallomanen in Brüssel jezt so wenig, wie einst den Liliarden gelingen, das deutsche Wesen auszurotten. Es ist etwas zäher Natur, und diese Natur im gemeinen Volke macht immer wieder gut, was der Leichtsinn und die Schwäche der sog. höheren Klassen verderben. Wir stehen nicht an, es an Herrn von Reiffenberg und allen, die mit ihm gleich denken, zu beklagen, wenn sie nicht aus allen Kräften für die Aufrechterhaltung der flämischen und deutschen Sprache in Belgien arbeiten; denn die ganze künftige Selbstständigkeit Belgiens hängt von dem Umstand ab, ob hier die kräftige altdeutsche Eigenthümlichkeit bewahrt oder alles in die französische

Oberflächlichkeit hineingezogen wird. Mit Deutschland verbunden, wird Belgien stets seinen alten Ruhm, seinen alten Wohlstand behaupten; wenn es dagegen je einmal durch und durch von französischer Sprache, Mode und Sitte erfüllt wäre, so würde es auch bald eine französische Provinz und von den demoralisirten Hungerleidern, die seine Nachbarn auf der französischen Seite sind, systematisch ausgebeutet werden. Deutschland erkennt jede provinzielle Besonderheit und Selbstständigkeit an, Frankreich nicht. Deutschland läßt jede Provinz in der Fülle ihres eigenthümlichen Lebens; Frankreich saugt jede zu Gunsten der Hauptstadt aus. Wenn die Belgier ihre deutsche Abkunft und Natur verläugnen und in Denkart, Sprache, Sitte ꝛc. Franzosen seyn wollen, wissen sie nicht, was sie thun.

Botanik.

1) Vollständiges Handbuch der Blumengärtnerei oder Beschreibung fast aller in Deutschland bekannt gewordenen Zierpflanzen ꝛc., nebst gründlicher Verbreitung zu deren Kultur. Von J. F. W. Bosse, großh. oldenb. Hofgärtner. Dritter Theil. Zweite sehr vermehrte Auflage. Hannover, Hahn, 1842.

Das beste Buch, was in dieser Gattung existirt. Wir haben schon früher darüber berichtet. Mit vorliegendem Theil ist die neue Auflage geschlossen. Herr Bosse hat in einem weit größern Umfang, als es jemals geschehen ist, die neu entdeckten und (meist über England) nach Deutschland übersiedelten Zierpflanzen, besonders Blumen, doch auch alle die zahlreichen Sträucher und Bäume, die theils zu Anlagen taugen, theils nur in Gewächshäusern fortkommen, verzeichnet und zur Uebersicht gebracht. Ihre Zahl ist eben so staunenswürdig, als die Schönheit so mancher dieser bisher nur einigen Reisenden und Botanikern von Fach bekannten Pflanzen, die nach und nach in die botanischen Gärten Englands, Frankreichs, Rußlands und endlich auch nach Deutschland gekommen sind und von denen mehrere sich vollkommen acclimatisirt haben. Die Camellien, die Dahlien, die schönsten Varietäten der Geranien und Zinnien, die Tigridien und viele andere Liliaceen, die Azaleen ꝛc., die schon als modern auf allen Wegen durch Europa Verbreitung gefunden haben, sind lauter neue Erscheinungen, von denen man im vorigen Jahrhundert noch nichts wußte. Noch weniger hätte man sich träumen lassen, die phantastischen Ochideen, die Kinder der abenteuerlichsten zugleich und lieblichsten Phantasie, gleichsam einer von Dionysos trunkenen und träumenden Flora, jemals in Europa lebendig und nicht nur im Bilde zu sehen. Die große Emigration des Pflanzenreichs aus der südlichen Zone nach der nördlichen, die Uebersiedelung so vieler nicht nur Zier-, sondern auch Nutzpflanzen, wodurch bereits aller kultivirte Boden des Nordens eine ganz veränderte Physiognomie gewonnen, gehört zu den merkwürdigsten Vorgängen der neuern Zeit, und ist gleichsam das welthistorische Supplement zu der entgegengesetzten Emigration der Menschen und Thiere, oder des animalischen Lebens aus dem Norden nach dem Süden. Denn wie sich die Engländer, Holländer, Spanier und Portugiesen in den Tropenländern angesiedelt haben und wie auch in Asien stets eine Ausströmung nordischer Gebirgsvölker in den Süden stattfand, und wie diese Eroberer und Kolonisten aus dem Norden stets auch ihre Hausthiere mitbrachten und im Süden verbreiteten, wie z. B. Südamerika jezt von Europäern, von Pferden, Rindern ꝛc. wimmelt und die einheimischen Menschen und Thiere immer mehr zurückgedrängt werden, so kommen umgekehrt aus jenen südlichen Zonen die Pflanzen als Eroberer zurück, gleichsam wandernde Birnamwälder, die von unsern Fluren Besitz nehmen, oder Pflanzenpatriarchen, die wie Abraham mit Wenigen anlangen, um bald ein unzählbares Volk zu zeugen und überall hin auszubreiten.

Wenn man diese wunderbare Erscheinung aber aus einem religiösen Gesichtspunkt ansieht, so liegt in der sichtbaren Ausbreitung paradiesischer Schönheit über die ehemals an Schönheit armen Fluren des Nordens die Aufforderung, auch in unserer Denkart und in unsern Sitten und der ursprünglichen Seelenschönheit der Erdenbewohner zu nähern; — allein auch hier stoßen wir leider auf dieselben Contraste, wie oben. Wie nämlich die Emigrationen der Vegetation und Animalisation sich durchkreuzen, so auch das Streben der unvernünftigen Pflanzenwelt, die ganze Erde zu einem Paradiese zu machen, und umgekehrt die Tendenz der sich vernünftig nennenden Menschen, die ganze Erde mit Lastern zu überschwemmen und die Hölle dahin zu bringen, wo ohne die Menschen nur Himmel wäre.

Man wird das treffliche Werk des Herrn Bosse am besten benutzen können, wenn man Dietrichs Flora universalis dabei zur Hand hat, die uns den größten Theil der von Bosse beschriebenen fremden Blumen in illuminirten Abbildungen vor das Auge bringt. Schade, daß dieses Werk von Dietrich so theuer ist und deßhalb nur von wenigen benuzt werden kann, wie es sollte. Es gehört zu den fühlbarsten Mängeln unserer deutschen Literatur, daß sie uns noch kein botanisches Kupferwerk

geboten hat, welches umfassend genug und zugleich verhältnißmäßig wohlfeil wäre. Alles, was wir haben, ist entweder, wenn es wohlfeil ist, schlecht lithographirt und noch liederlicher illuminirt, oder es ist nach einem zu großen Maßstab angelegt, verweilt zu lange bei Nebendingen und Varietäten, anstatt nur die Hauptformen jeder Gattung festzuhalten, wird dadurch zu weitläufig und zu theuer und geräth nicht selten aus Mangel an Absatz ganz ins Stocken. Wie viele unvollendete Werke dieser Art gibt es nicht schon! Wer hier einmal die rechte Mitte träfe und dem größeren Publikum ein botanisches Bilderwerk von zweckmäßigster Anlage und zu einem wenigstens erträglichen Preise bieten könnte, würde sich ein großes Verdienst erwerben und auch seinen Vortheil dabei finden, denn das Bedürfniß darnach ist vorhanden.

2) Der Gartenbeobachter. Eine Zeitschrift des Neuesten und Interessantesten im Gebiete der Blumistik und Hortikultur. Herausgegeben von C. Gerstenberg. Nürnberg, Zeh. 8.

Von dieser seit sieben Jahren erscheinenden Zeitschrift, die jährlich in vier Heften herauskommt, wird über schöne neue Blumen, die sich vorzüglich zur Gartenzucht eignen, berichtet und werden dieselben auch zum Theil in guten illuminirten Abbildungen anschaulich gemacht, sechs in jedem Heft, also 24 in jedem Jahrgang. Außerdem bilden den Inhalt Belehrungen über Blumenkultur und freie Aufsätze über Gartenanlagen und den Geschmack an Blumen überhaupt, Berichte über Blumenausstellungen ꝛc. Unter andern ist hier auch ein recht guter Aufsatz von Winterling abgedruckt, den dieser bei der Versammlung der Naturforscher zu Erlangen im Jahr 1841 vorgetragen, und worin von der Einseitigkeit des Geschmacks die Rede ist, der immer nur dem Neuen nachjagend ältere Modeblumen, trotz ihrer bleibenden Schönheit, gleichsam abdankt, und in gleicher Weise immer nur auf Fremdes erpicht, das Einheimische ganz vernachläßigt. Mag Herr Seitz in München zu weit gehen, wenn er unter den einheimischen wilden Pflanzen, die er für die Ziergärten reklamirt, hin und wieder auch eine bezeichnet, die nur dem Botaniker von Fach, nicht aber der großen Masse der Schaulustigen anziehend seyn kann, so bleibt es doch wahr, daß unser Vaterland manche sehr zierliche und überraschende Blumenschönheit darbietet, die man wenig oder gar nicht achtet und die ein Schmuck unserer Gärten seyn könnte. — Ohne auf den mannigfaltigen Inhalt dieser Zeitschrift weiter eingehen zu können, wollen wir sie den Blumenfreunden empfohlen haben.

3) Taschenbuch der Botanik von Dr. W. L. Petermann. Mit 12 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Volkmar, 1842.

Ein sehr brauchbares Handbuch, worin die ganze Pflanzenphysiologie, d. h. das Wachsthum und Leben der Pflanzen und die Bestimmung aller ihrer einzelnen Theile eben so umfassend als klar aus einander gesezt ist. Daran knüpft sich zugleich eine kurze Uebersicht über die Klassen und Ordnungen der Pflanzen, und ein ausführliches Register erleichtert die Orientirung. Schade, daß der Druck des Buchs etwas zu eng und verschwommen ist; bei einer zweiten Auflage des so nützlichen Werkes sollte das vermieden werden.

4) Handbuch der botanischen Kunstsprache. Systematisch bearbeitet von Dr. E. Taschenberg. Mit doppelten Registern und 2 Kupfertäfeln. Halle, Anton, 1843.

Ebenfalls sehr zu empfehlen. Zuerst werden hier alle Theile der Pflanzen und der verschiedenen Pflanzengattungen in allen ihren abweichenden Formen und Eigenschaften systematisch klassificirt und kurz erklärt; dann werden in einem doppelten, nämlich lateinischen und deutschen Register oder Wörterbuch wieder alle Benennungen dieser bereits erklärten Gegenstände, die sämmtlichen botanischen Kunstnamen, alphabetisch verzeichnet und wird bei jedem Fremdnamen wieder die kurze Uebersetzung beigefügt und überall auf die vorangegangene Erklärung zurückgewiesen, so daß man, dieses kleine Buch in der Hand, jede lateinische oder deutsche Pflanzenbeschreibung in botanischen Werken leicht versteht.

Reitkunst.

Ansichten eines Nichtüberzeugten über Bouchers durch einen Ueberzeugten aus dem Französischen übersezte Methode der Reitkunst. Von Oberst-Lieutenant v. Knorr. Mühlhausen, Heinrichshofen, 1843.

Diese kleine Flugschrift enthält die musterhafte Abfertigung eines Franzosen, der sich angemaßt hat, das Reiten besser verstehen zu wollen, als man es in Deutschland versteht, und mit aller nur einem Franzosen möglichen Arroganz und Unwissenheit theils längst geprüfte und verworfene Maximen als etwas Neues und Unübertreffliches auszuposaunen, theils das Bewährte und Praktische, was die den Franzosen im Reiten von jeher überlegenen Deutschen eingeführt, zu verachten affektirt, oder gar nicht einmal kennt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 68.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. Juli 1843.

Werke über Griechenland.

1) Reisen und Länderbeschreibungen, herausgegeben von Widenmann und Hauff. 25ste Lieferung. Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Roß, ehem. Oberconservator der Alterthümer, ord. Prof. zu Athen ꝛc. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1843.
2) Inscriptiones graecae ineditae, coll. L. Rossiew. Fasc. II. Athenis, 1842. 4.

Den ersten Theil des schätzbaren Werkes von Roß besprachen wir in den Numern 31 und 32 unserer Blätter von 1841. Der Verfasser hat seine Untersuchungen des griechischen Archipels fortgesezt und im Laufe des Jahres 1841 wieder eine nicht geringe Anzahl (18) Inseln bereist und hier beschrieben. Schon länger in Griechenland heimisch, noch vor Kurzem Oberaufseher der zu Athen gesammelten Alterthümer, durch seine Schriften als Alterthumskenner bewährt und durch die Gnade Sr. Majestät des Königs Otto von Griechenland mit einem kleinen Kriegsfahrzeug versehen, was ihm die freieste Bewegung im Archipel verstattete, war er vor vielen andern Reisenden befähigt, eine genaue und belehrende Untersuchung der Alterthümer auf jenen Eilanden vorzunehmen.

Die Resultate derselben sind besonders in Bezug auf Inschriften ergiebig gewesen, die er in einem zu Athen gedruckten Werke in Quarto edirt hat und das wahrscheinlich fortgesezt werden wird. Von Bauwerken dagegen, plastischen Kunstwerken, Mosaiken und Gemälden, Antikaglien und Münzen war der Fund nicht reichlich, da eine zu lange Zerstörung über die schönen Inseln gegangen ist, und leider die neueste Zeit fast noch mehr zerstört hat, als viele frühere Jahrhunderte zusammen genommen. Denn seitdem moderne Kultur auch hier eingedrungen und mancherlei Industrie thätig geworden ist, haben die alten ärmlichen Wohnungen nicht mehr ausgereicht und hat man zu den Neubauten sich der antiken Ruinen bedient, und eine Menge Baureste von Marmor mit zahllosen Inschriften, mitunter auch mit Sculpturen und Ornamenten, die noch vor wenigen Menschenaltern vorhanden waren, sind jezt verschwunden und in moderne Häuser eingemauert. Tout comme chez nous. Wo steht jezt die alte Burg der Hohenstauffen? Antwort: seit noch nicht zwei Menschenaltern hat man sie abgetragen, und die Steine zum Neubau des abgebrannten Städtchens Göppingen verwendet. Was wir nun selbst thun, dürfen wir den Neugriechen nicht als Barbarei auslegen. Besonders gefährlich sind den antiken Marmorresten die Kalkbrennereien, so daß Herr Professor Roß, wie lebhaft er auch alles althellenische Erbe dem Museum in Athen erhalten wünscht, doch nicht umhin kann, den Engländern ihre aus Griechenland mitgenommenen Antiken zu gönnen, denn, sagt er S. 169, was die Engländer nicht gerettet haben, würde doch nur zu Kalk gemacht worden seyn.

Die Reise des Verfassers begann in Begleitung des Prof. Herzog, im Juli 1841. Zuerst wurde am felsigen Gestade Suniums angehalten und die dortigen Tempelreste geben dem Verfasser Gelegenheit, eine sehr interessante Bemerkung über die allmählige Entwicklung der dorischen Säule aus der ägyptischen anzuknüpfen. „Der viereckige Pfeiler des ursprünglichen ägyptischen Steinbaus erwies sich bald, wie Lepsius sehr hübsch entwickelt, für Hallen und Durchgänge, wegen seiner Ecken und weil er viel Licht raubt, als unbequem; die Aegyptier verfielen daher darauf, seine Ecken abzuschrägen, und so entstand die Säule mit acht glatten Seiten (κίων ὀκτάεδρος), von der Griechenland in den uralten Ruinen des Heiligthums der Artemis Limnatis ebenfalls ein Beispiel

aufbewahrt hat. Aber auch so blieb die Säule noch zu eckig; man beschnitt ihre acht Winkel nochmals, und gelangte dadurch zu der sechszehnseitigen Säule (ἑκκαιδεκάεδρος), die der runden schon um ein Bedeutendes näher kommt. Der nächste Schritt war dann aus optischen Gründen, um einen gefälligeren Wechsel von Licht und Schatten hervorzubringen, die sechszehn Seiten flach zu canneliren, und so war die normale ägyptisch-dorische Säule da, wie wir sie in den Ueberresten aus der ältern ägyptischen Kunstperiode vor dem Einfalle des Hyksos, und ausnahmsweise noch unter der achtzehnten Dynastie bis ins 15te Jahrhundert vor Christo finden, und wie sie durch den frühesten Handelsverkehr, durch die ersten Uebersiedler, vielleicht schon durch Inachos, sicher durch Danaos, Kekrops und Andere, und durch die alte Kunstschule des Dädalos und seiner Nachfolger auf mehr als Einem Wege nach den hellenischen Landen gebracht wurde."

Indem Herr Roß hiermit erklärt, daß er an den oft bestrittenen Einfluß ägyptischer Bildung auf Griechenland glaube, sagt er: „Wundern Sie sich nicht — im Vorbeigehen bitte ich Sie darum — über diese Namen, die freilich lange Zeit bei uns verpönt gewesen sind, da wir Alle, die wir zur lebenden Generation gehören, mehr oder minder unter dem Einflusse jener historischen Skepsis aufgewachsen sind, die so zu sagen Alles, was über den Solon hinausging, vom Boden der Geschichte wegläugnete, und die in Haus und Schule und Akademie solche Herrschaft erlangt hatte, daß uns nur noch durch ihre Brille vergönnt war das Alterthum zu erblicken, und daß es für Ketzerei galt, an ihre statt der der geschichtlichen Ueberlieferung aufgestellten Hypothesen nicht unbedingt zu glauben; für Einfalt und fast für Blödsinn, über das geltende Dogma hinaus noch etwas für historisch beglaubigt, ja selbst nur für möglich zu halten. Aber wenn nicht alle Zeichen trügen, ist diese lustige Skepsis, als deren Koryphäen Wolf und Niebuhr glänzen, nahe daran in ihrem Fluge zu ermatten, und an ihrer Stelle wird wieder die ernste und an die Möglichkeit einer Geschichte glaubende Forschung auf dem festen Boden der Wirklichkeit wandeln: zumal seitdem Champollions hochbegabter Geist den Schleier des Bildes zu Saïs gelüftet, und Aegypten wieder fester als je zuvor in seine angestammten Rechte urältester und durch redende Denkmäler verbürgter hoher Bildung eingesetzt hat. Nachdem aber die Basreliefs und Wandgemälde an den Monumenten der hunderttthorigen Theben dargethan, daß die Aegyptier bereits zweitausend Jahre vor Christo den indischen Völkerschaften Seeschlachten auf dem südlichen Ocean lieferten, wird man es wenigstens nicht mehr für undenkbar halten können, daß sie um dieselbe Zeit auch über den großen Binnensee setzten, den wir das mittelländische Meer nennen, und so ihre Kunst und Bildung in das alte Pelasgerland übertrugen; und wer das Schatzhaus des Atreus und die Löwen über dem Thore von Mykenä gesehen, wird nicht in Abrede stellen wollen, daß dieselben Hände, welche jene Werke geschaffen, auch einen dorischen Tempel auszuführen und seine Metopen mit Bilderwerk zu schmücken wußten."

An der Küste von Prasiä fanden die Reisenden die zerbrochene Kolossalstatue, deren Ueberrest vom Volke mißbräuchlich „der Schneider" genannt wird, vermuthlich weil es eine sitzende Statue ist. Herr Roß hat die weiblichen Formen an ihr entdeckt und erklärt sie für eine Göttin, deren Künstler sich wohl nicht hätte träumen lassen, was die barbarische Nachwelt aus seinem Werke machen würde. — Auf der Insel Andros angekommen schildert der Verfasser zwei vor wenigen Jahren daselbst in einem Grabe gefundene Statuen, wovon die männliche außerordentlich schön ist. Er weist aus einer Inschrift, so wie aus Analogien nach, daß es idealisirte Portraits, nämlich vergötterte oder zu Heroen erhobene Vornehme der Insel waren, und äußert sich bei dieser Gelegenheit, daß wohl sehr viele antike Statuen, denen man Götternamen beigelegt, nur solche idealisirte Portraits seyn mögen. Immerhin herrschten bei diesen Idealisirungen gewisse Göttertypen vor und nach dem Alter oder dem eigenthümlichen Charakter der Person, der die Apotheose galt, wurde hier mehr der apollinische, dort der jovische, ein andermal der martialische, merkurialische, bachische ꝛc. Typus festgehalten.

Auf Andros macht Herr Roß noch ferner eine sehr ansprechende Bemerkung. Er fand nämlich daselbst sehr viele Tauben in eigenthümlich schönen zierlich durchbrochenen Taubenhäusern und erinnert daran, wie uralt wohl die Taubenzucht hier seyn müsse, da sich schon bei Ovid und Lykophron die Mythe von den Schwestern des Andros findet, die in Tauben verwandelt wurden. Auch an mehreren andern Orten fand er in der Gegenwart noch Anklänge an uralte Mythen. Auf der Insel Leros befand sich einst das Heiligthum der Artemis an der Stelle, wohin die Mythe auch die in Perlhühner verwandelten Schwestern des Meleagros versezt. Jene Schwestern klagten um den Tod ihres Bruders und so kommen noch jezt in neugriechischen Volksliedern Rebhühner vor, die um den Tod gefallener Helden klagen. Von den Einwohnern der Insel Leros sagt schon ein altes Epigramm des Phokylides, sie seyen voll Tücke, und noch jezt verräth sich ihre Grausamkeit in der Sitte, den Eseln, die in die (nachläßig oder gar nicht eingefriedigten) Gärten und Felder laufen, die Ohren abzuschneiden, und sind sie als habgierig und schmutzig verschrien.

Auf Patmos fand der Verfasser zwar eine alte Klosterbibliothek und musterte sie durch, aber der größte Theil der Handschriften und Bücher war längst durch Fäulniß in einem Kellerloch aufgerieben und die 300 noch erhaltenen Handschriften enthielten nur sehr wenig Interessantes, meist nur alte Gebet- und Notenbücher, eine späte Handschrift des Diodor, einige andere unbedeutende Fragmente von späteren bekannten Historikern und einige eben so unvollständige Wörterbücher. Weit wichtiger sind die hier aufbewahrten kaiserlichen Bullen, die vom 11ten Jahrhundert an alle dem Kloster gemachten Schenkungen verzeichnet enthalten und nicht nur für die Kenntniß der innern Verwaltung des byzantinischen Reichs, sondern auch durch ihre festbestimmten Daten für die Handschriftenkunde wichtig sind. Eine ist im Anhang abgedruckt.

Bekanntlich gehören bei weitem nicht alle Inseln des Archipels zum griechischen Königreich, indeß besuchte der Verfasser auch mehrere ganz von Griechen bewohnte Inseln, die unter türkischer Herrschaft stehen, nicht ohne dabei mit einem schmerzlichen Seufzer an die Londoner Conferenz zu denken, welche den grausamen Schnitt durch das Gebiet griechischer Nationalität gethan hat. Auch in Samos hielt der Verfasser an, konnte aber, der Quarantaine wegen, nur das nächste Ufer sehen. Samos, allen unsern Lesern durch Schillers schönes Gedicht „der Ring des Polykrates" bekannt, hat jezt wieder einen eigenen Fürsten, aber der neue Polykrates erfreut sich nicht, von seiner Königsburg aus „auf das beherrschte Samos hinzublicken," sondern lebt in Constantinopel. „Der jezige Bey der Insel ist ein von dem Sultan mit derselben belehnter Phanariot, Herr Stephan Vogorides, der erst seit dem lezten russischen Kriege bei der Pforte so sehr in Gunst gestiegen. Er legt sich den Titel eines Fürsten von Samos bei, hat ein eigenes Wappen angenommen und führt als Flagge seiner Insel das weiße griechische Kreuz im blauen Felde, an einem schmalen rothen Streifen, der seine Abhängigkeit von der Pforte andeutet. Der Bey zahlt der Pforte jährlich 400,000 Piaster (etwas mehr als 100,000 Drachmen) Tribut, und alle Einkünfte von der Insel an Zehnten und andern Gefällen sind sein, so daß ihm nach Abzug der Verwaltungskosten noch ein hübsches Sümmchen übrig bleibt. Er läßt die Insel, die er selbst erst ein- oder zweimal auf kurze Zeit besucht hat, durch einen Gouverneur regieren; aber gegen seinen vorlezten Gouverneur und dessen Beamte brachen im verflossenen Jahre Unruhen aus, und er hat ihn durch einen fähigeren und besser gesinnten Mann ersetzen müssen. Unterdessen hat die plötzliche Verbannung des Bischofs und seines Bruders des Abtes wieder böses Blut gemacht, und immer bleibt es eine schwierige Aufgabe für Griechen, ihre Sprach- und Glaubensgenossen im Namen der Pforte zu regieren, und so zu regieren, daß diese nicht eine verhaßte Zwingherrschaft darin erblicken und die Werkzeuge derselben als Verräther an der Volkssache ansehen. Wegen der Unruhen im verflossenen Winter sind 12 Gefangene in den Bagno nach Constantinopel gebracht worden und man fürchtet bei Tahir-Paschahs Rückkehr von Kreta, wo er im Vorbeisegeln auch Samos besuchen wird, neue Verhaftungen."

Außer den schon genannten Inseln sah der Verfasser noch Syros, Mykonos, Amorgos, Astypalaa, Nisyros, Knidos, Kos, Kalymnos, Telendos, Ikaros, Delos, Rhenäa, Gyaros, Belbina. Von vielen theilt er die alten Wappen ihrer mittelalterlichen Herren in Holzschnitt mit; von vielen auch Proben der abweichenden, zum Theil in althellenische Archäismen zurückgreifenden Mundarten. Endlich hat er auch eine Sammlung neugriechischer Volkssprichwörter angelegt, aus der er mehreres Anziehende mittheilt, z. B.:

„Der Esel sprach zum Hahne: Du Großkopf!"

Eine artige Einkleidung der Lehre des Evangeliums, daß wir leichter einen Splitter im Auge des Andern zu sehen wähnen, als wir den Balken im eigenen Auge gewahren.

„Deßhalb habe ich meine Hütte niedergebrannt, damit mich die Flöhe nicht beißen."

„Ein Häschen stampfte Pfeffer klein; Weh über seine Augen."

Wer sich mit Dingen befaßt, denen er nicht gewachsen ist, nimmt leicht Schaden davon.

Da es dem Verfasser hauptsächlich um Alterthümer zu thun war, hat er von der physischen Beschaffenheit der Inseln auch nicht viel gemeldet, doch auf ihren Vulkanismus mehrmals aufmerksam gemacht. Besonders merkwürdig scheint in dieser Beziehung Nisyros, „ein Eiland von sehr regelmäßiger, fast runder Gestalt, und nicht über 7 bis 8 (römische) Meilen im Durchmesser. Es erscheint dem Laien — die Hebungstheorie der Geologen in allen Ehren — doch nicht als ein, gleich Amorgos und Astypaläa, aus einer Erdspalte fertig emporgehobenes Land, sondern gleich wie Thera, als der allmählige Auswurf eines Vulkanes, der den Rand seines Kraters immer höher aufbaute, und ganze Lavinen von Asche und Bimsstein, und Ströme glühender Lava über seine Seiten niederrollen ließ: bis er endlich erschöpft, gleich einer ausgebrannten Esse, in sich zusammenstürzte, und in der Mitte des Eilandes einen tiefen Kessel bildete, wo sich jezt Schwefel abkocht; während nur der äußere Kreis seiner Basis als ein ringförmiges

Gebirge rings um den Kessel stehen blieb. Ich schätze die höchsten Spitzen dieser Berge auf mehr als 2000 Fuß Höhe; verlängert man sich in Gedanken die äußern alle nach einem gemeinsamen Mittelpunkt emporstrebenden Linien derselben, so muß der Pik, ehe er in sich zusammenbrach, wenigstens 4 bis 5000 Fuß Höhe gehabt haben. Die vielen kleinen Vorgebirge, in welche der äußere Rand der Insel ausläuft, sind Lavaströme, die sich hier ins Meer gestürzt haben; man kann ihren Lauf von dem obern Rande der Berge herab noch deutlich erkennen. Hierdurch unterscheidet sich Nisyros wesentlich von Thera, wo sich keine zusammenhängende Lava, sondern nur Asche, Bimsstein, Obsidian und Schlacken finden.".

Biographien.

Die Grafen Kaspar und Franz von Sternberg und ihr Wirken für Wissenschaft und Kunst in Böhmen. Vortrag, gehalten in der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Von Franz Palacky. Prag, 1843. 4.

Die beiden verstorbenen Grafen standen an der Spitze aller wissenschaftlichen und Kunstbestrebungen, durch welche sich Böhmen in neuerer Zeit so sehr ausgezeichnet hat, und haben auch, namentlich der Naturforscher Kaspar von Sternberg, die Liebe ganz Deutschlands und einen europäischen Ruf erworben. Sie stammen aus dem edeln Geschlecht ab, dessen Heldenarm einst die germanische Welt vor den Mongolen schützte. Jaroslaw von Sternberg war schon vor sechshundert Jahren ein berühmter Mann. — Die beiden Grafen, von denen wir hier sprechen, waren nicht Brüder, aber Verwandte, beide in Prag geboren. Franz blieb daselbst, nahm lebhaften Antheil an den Landtagsverhandlungen und an allem, was Böhmens Flor befördern konnte, und gründete in diesem Sinn schon 1796 eine Privatgesellschaft, aus der im Jahre 1800 die Akademie der bildenden Künste Böhmens hervorging. — Kaspar widmete sich dem geistlichen Stande, brachte mehrere Jahre im collegium Germanicum zu Rom zu und wurde schon im 24sten Lebensjahre Domherr zu Regensburg. Hier entfaltete er bald große Thätigkeit, nahm sich der Geschäfte an, wurde Geheimerath und übernahm sogar, als Regensburg dem Mainzer Kurfürsten Dalberg abgetreten wurde (1803), provisorisch das Landesdirektorium. Allein er war von ganzem Herzen deutsch gesinnt und konnte das französische Unwesen in Deutschland nicht ertragen. Dalbergs Charakter und der seinige standen in dieser Beziehung in grellem Widerspruch. Als Dalberg befahl, man solle in Regensburg wegen Napoleons Sieg bei Jena das Te deum singen, gab Kaspar von Sternberg in kategorischen Ausdrücken seine Entlassung ein, und widmete sich von diesem Zeitpunkt an ausschließlich den Wissenschaften. Er begründete zu Regensburg eine Akademie der Naturwissenschaften, sein Hauptaugenmerk war aber die Botanik. Allein sein mit unsäglichem Fleiß angelegter und aufs reichste ausgestatteter botanischer Garten wurde bald darauf (1809) nach der Schlacht bei Eckmühl der furchtbarsten Zerstörung preisgegeben, indem sich Oestreicher und Franzosen darin schlugen, das Gartenhaus selbst zur Vertheidigung und zum Angriff dienen mußte, alle Bäume bis auf Mannshöhe abgeschossen, alle niedern Pflanzen zertreten, die Gebäude verbrannt wurden. Nie ist wohl ein Schlachtfeld übler gewählt worden, als in diesem kleinen Paradiese. Im folgenden Jahre siedelte Graf Kaspar nach Böhmen, seinem Vaterlande über, ließ aber seinen Geist und seine Thätigkeit in Regensburg zurück, wovon unter andern die Flora, die nun schon so viele Jahre fortgesetzte wichtigste botanische Zeitschrift Deutschlands Zeugniß gibt, und blieb stets mit den Vertretern der Wissenschaft daselbst in Verbindung. In Böhmen aber schloß er sich sofort auch an den Grafen Franz an, und beide waren vorzugsweise thätig bei der Gründung des böhmischen Nationalmuseums im Jahr 1818. Graf Kaspar übernahm die Sorge für die Sammlungen, Graf Franz die Kassengeschäfte. Der leztere zeichnete sich besonders auch durch seine historischen Kenntnisse aus. Den Grafen Kaspar hatte Deutschland öfter Gelegenheit, auf den Versammlungen der Naturforscher kennen zu lernen, auf denen er stets eine der ersten Stellen einnahm.

Wenn ein böhmisches und ein deutsches Volk, eine böhmische und eine deutsche Ehre getrennt von einander bestehen sollen, was uns leid thun würde, so müssen wir wenigstens sagen, daß die Grafen von Sternberg und insonderheit Kaspar von Sternberg für Deutschland so viel war als für Böhmen und daß ihn hinwiederum Deutschland eben so geehrt hat, wie Böhmen. Gerade dieser edle Mann beweist, daß man ein guter Böhme seyn kann, ohne darum ein Feind der Deutschen zu werden, und es würde nicht unangemessen gewesen seyn, wenn Herr Palacky daran gedacht hätte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 69.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 10. Juli 1843.

Werke über Griechenland.

3) Sechs Jahre in Griechenland. Von H. v. P. Grimma, Verlags-Comptoir, 1842.

Die Erinnerungen eines Offiziers, die sich zu ihrem Vortheil von vielen andern Philhellenenbüchern dadurch unterscheiden, daß sie nicht über getäuschte Erwartungen klagen und nicht durch die abschreckendsten Schilderungen Griechenlands und der Griechen dem gekränkten Gefühl Luft machen, sondern die Verhältnisse unbefangen, freimüthig und mit guter Laune auffassen.

Gleich nach seiner Ankunft in Griechenland wurde die Thätigkeit des Verfassers durch den kleinen Feldzug gegen die rebellischen Mainotten in Anspruch genommen. Viele Lorbeeren dort errungen zu haben, kann er sich nicht rühmen, aber seine Erzählung ist sehr anmuthig und enthält mehr als einen sprechenden Charakterzug. Wir heben nur ein Gemälde hervor, das uns die mainottischen Amazonen kennen lehrt, eins der besten Genrebilder, die uns vorgekommen sind: „Gegen Andersdenkende ist der Mainotte besonders intolerant, namentlich gilt der Verkehr mit Juden als entheiligend, das Christenthum entweihend. Auch die Deutschen mußten durch diesen Religionseifer viel leiden, indem man sie als Juden oder Heiden behandelte, und die Zweifler oft nur durch die lächerlichsten Christenthumsproben, namentlich durch starkes Schweinefleischessen, von der Reinheit der deutschen Religion überzeugt werden konnten, wie aus nachstehender Anekdote zur Genüge erhellen wird. In der Nähe des Cap Matapan wurde ich mit einem Detachement zur Eintreibung von Lebensmitteln in die Berge beordert. Wir mochten wohl einige Stunden auf kahlen Felsen herumgeklettert seyn, als sich vor uns eine kleine Hochebene öffnete, in deren Mitte eine Ortschaft wahrzunehmen war. Ich beschloß mit meiner Schaar näher zu rücken, entdeckte indessen bald, daß sich vor dem Eingange des Ortes Menschengruppen bildeten, die, wie sich bei der Annäherung ergab, jedoch lediglich aus Frauen bestanden, deren Männer wahrscheinlich als Patrioten anderweitig beschäftigt waren. Die ländlichen Schönen erhoben beim Anblick der fremden Krieger ein gellendes Geschrei und frugen mit Ungestüm was wir von ihnen wollten. So gut ich es vermochte erklärte ich den Zweck unsers Besuches, und bedeutete ihnen zugleich durch handgreifliche Zeichen; daß wir Alles, was sie uns liefern würden, gut bezahlen wollten. Ein verworrenes Geschrei von Seiten der Frauen ließ mich nur so viel verstehen, daß hier arme Leute wohnten, die nichts zu verkaufen hätten, und daß sie uns selbst im Fall des Habens nichts geben würden — weil wir keine Christen, sondern Juden seyen. Zugleich hoben sie Steine auf, und bedeuteten, daß sie uns steinigen würden, wenn wir in den Ort mit Gewalt einzudringen suchen sollten. — Wohl sehend, daß hier nur durch gütliche Ausgleichung unser Zweck erreicht werden könne, versuchte ich, die Weiber zu überzeugen, was für gute Christen wir seyen, indem ich das Zeichen des Kreuzes küßte, und den Soldaten ein Gleiches zu thun gebot — andere Beweise ließen sich nicht wohl geben! Endlich erlangte ich die Entschließung, daß wir eine halbe Stunde warten sollten, es werde sich zeigen ob wir Juden seyen oder nicht, und im letzteren Falle würde sich vielleicht Rath schaffen lassen unserm Wunsche zu genügen. Einige der Weiber (es mochten ihrer wohl an 200 zusammen gelaufen seyn) gingen in den Ort zurück, und die übrigen nahmen uns gegenüber eine Stellung ein, die ihnen, sollte es wirklich zu einer Steinigung kommen, nur vortheilhaft seyn konnte. Kaum konnte eine halbe Stunde vergangen seyn, so kehrten die in den Ort gegangenen Frauen zu uns zurück, in ihrer Mitte eine hölzerne Mulde tragend, und in dieser lag — o Mirakel — ein junges gesottenes Schwein! Wir wurden angegangen, zum Beweise unsers Christenthums, oder vielmehr zum Beweise unsers Nichtjudenthums von diesem Schweine zu essen, und obgleich dasselbe mit Haut und Haaren, nur oberflächlich ausgeweidet, abgesotten war, so konnte für unsere hungrigen

Mägen dennoch keine erwünschtere Einladung geschehen; einige Brode wurden gebracht, und bald lag der stärkste Beweis, daß wir keine Juden seyen, vor den Augen der Frauen: das Schwein war aufgezehrt! — Jetzt erhielten wir auch Lebensmittel; Brod, Schaafe, Ziegen, Oliven und Käse wurden herbeigebracht, und vollkommen mit unserer Sendung zufrieden, kehrten wir nun nach dem Lager zurück. — Der Ort wo dieß geschah heißt Lagia. — Erwähnung verdient auch der kriegerische, rachsüchtige Charakter der mainottischen Frauen, die mit den Männern auf Raub und Krieg ausziehen, die Beute in Sicherheit bringen und die Gefangenen übernehmen. Wer das Unglück hat, diesen Frauen in die Hände zu fallen, ist wahrhaft zu beklagen: alle Qualen, die ein rohes, aufgeregtes Frauenherz nur erdenken kann, werden an diesem Opfer mit thierischer Wollust ausgeübt, und nicht selten wurden selbst die Körper im Kampfe Gefallener von diesen Furien unter Geschrei, Tanz und Gesang auf gräßliche Weise verstümmelt, und Stunden weit, wie im Triumphe, fortgeschleppt."

Weder diese nicht immer glücklichen Expeditionen, noch das einförmige, an Entbehrungen mehr als an Genüssen reiche Garnisonsleben, noch kleine Unfälle auf Reisen, unter andern einmal unter Räubern, vermochten die Heiterkeit des Verfassers zu trüben. Manches, was man in der übrigen Welt schwer nimmt, wird dort leicht genommtn. Selbst in Sachen der militärischen Disciplin. Der Verfasser nahm einmal durch Zufall und in der Lust des Weins Theil an einem Exceß und bewaffneten Widerstande gegen die Gensd'armerie, noch dazu unter den erschwerendsten Umständen, indem er ohne Urlaub seine Garnison verlassen hatte, und doch wurde der Fall nicht einmal zur Untersuchung gezogen. Die Schelmenstreiche der Griechen sah der Verfasser mehr mit der Empfindung an, mit der man ein Lustspiel betrachtet, als mit moralischem Ingrimm. Nur einmal empört sich sein Gefühl, indem er von den in die öffentlichste und schamloseste Lasterhaftigkeit versunkenen Einwohnern Missolunghis spricht und in Bezug auf sie findet er sogar den Wunsch Ibrahim Paschas, alle Griechen über 10 Jahre sollten, als unverbesserlich verderbt, ausgerottet werden, nicht ungerecht.

Was die Deutschen in Griechenland betrifft, so mißbilligt er deren allzuübertriebene Klagen. Er theilt sie in Speculanten, Professionisten und Soldaten: „Die Speculanten hatten es vorzüglich darauf abgesehen, in Griechenland reiche Leute zu werden, und schritten diesem lobenswerthen Ziele mit solchem Eifer zu, daß sie die Abgründe nicht bemerkten, welche sich vor ihnen öffneten, und geradezu hineinstürzten. Kaum hatten diese Leute in Griechenland festen Fuß gefaßt, so war es ihre erste Sorge, ihren Landsleuten das Leben so angenehm als möglich zu machen; sie errichteten Gasthäuser nach deutscher Art, wo man die beliebtesten Speisen des Nordens bereitete; Bierbrauereien, wo Hunderte von deutschen Männern durch schlechtes Bier ihre Gesundheit verloren; Garküchen und Wurstbuden, deren Widersinnigkeit nur Der ganz zu würdigen weiß, welcher einige Sommer in Griechenland selbst verlebte. Eine Zeitlang waren diese Etablissements ziemlich stark frequentirt, als aber die Folgen eines hierdurch bedingten, so widernatürlichen Lebens in ihrer ganzen Schrecklichkeit hervortraten, die stärksten Gäste aufs Siechbett geworfen wurden, da ging es mit jenen zu Ende; die Besitzer waren für immer geworfen, und hatten ihr weniges Vermögen zugesetzt. Diese Leute nun treiben sich hier mit allerlei wunderlichen Projekten herum, der eine will eine Papiermühle gründen, der andere eine Backerei errichten, der dritte Fabriken anlegen; zu der Ausführung ihrer Plane fehlen ihnen aber die Mittel. Um diese zu erlangen, reichen sie bei der Regierung Pläne, Denkschriften und hauptsächlich Bittgesuche um Geldvorschüsse ein, die von ersterer durchaus nicht alle berücksichtigt werden können — und darin liegt der Grund der Unzufriedenheit der Speculanten. — Anderer Art sind die Klagen der hier lebenden Professionisten. Diese, in ihren Ansprüchen vernünftiger, werden von der Regierung, der sehr daran gelegen seyn muß, dem Lande geschickte und fleißige Arbeiter zu erhalten, auf das kräftigste und vortheilhafteste unterstützt. Wer in Griechenland thätig ist, sieht seinen Fleiß in pecuniärer Hinsicht auf das reichlichste belohnt, dieß gilt hauptsächlich von Mechanikern, Feuer- und Holzarbeitern; aber eben dieser gute Verdienst läßt bei diesem Stande Wünsche erregen, die dem Deutschen so natürlich erscheinen, in Griechenland aber schwer zu realisiren sind, nämlich die Sehnsucht nach einer häuslichen Einrichtung, nach einem ruhigen Familienleben. In dieser Hinsicht sind dann die Leute wirklich schlimm daran, und empfinden nur gar zu sehr, was eine gute deutsche Hausfrau werth ist, denn die Griechinnen passen zur Führung einer Wirthschaft ganz und gar nicht. — Die dritte Klasse der unzufriedenen Deutschen gehört dem Militärstande an; sie behauptet, durch Versprechungen rc. von Seiten der griechischen Regierung in Deutschland über die wahre Lage der Dinge getäuscht worden zu seyn. Es ist oft fast lächerlich, diese Klagen zu hören. Keiner, der im griechischen Militärdienste stand, wird sagen können, daß ihm jemals, wenn auch nur für Tage, seine Löhnung vorenthalten worden sey; im Gegentheil, der griechische Soldat wird gut und aufs pünktlichste bezahlt, und die auszuhaltenden Strapazen gehen schon noch an, denn viele Unternehmungen außerhalb der Garnison wurden bloß durch eigene Mißgriffe bedeutend und nachtheilig. Von Versprechungen, welche die Regierung

gemacht und nicht erfüllt habe, kann gar nicht die Rede seyn, denn die Werbecommission in München legte ja den Leuten die Verhältnisse so klar und nüchtern dar, daß sie Jeder begreifen konnte, und thut nicht die griechische Regierung alles Mögliche, um braven Leuten, wenn sie ihre Militärdienstzeit vollendet, ihr Fortkommen dort zu erleichtern? dieß bedarf keines Beweises. Jedenfalls hat das Militair am wenigsten Ursache, unzufrieden zu seyn, und im Grunde genommen hat das Klagen derselben auch nicht so viel zu bedeuten — die meisten Schreier nehmen gewöhnlich nach Ablauf ihrer ersten Capitulation neue Dienstzeit."

Von der asiatischen Trägheit, Unreinlichkeit und Unwissenheit der Griechinnen weiß der Verfasser vieles zu sagen. Nur die Männer gehn auf den Markt, kaufen ein und kochen sogar, außer in den ärmlichsten Haushaltungen, wo die Frau selbst die Stelle des Kochs vertreten muß. Eigentliche Küchen gibt es aber in Griechenland so wenig als Keller. Ein einfacher Herd oder ein Paar Steine auf der Straße genügen. Die Weiber pflegen der Ruhe, baden und putzen sich, weiter nichts. „Einer meiner Freunde, ein Administrationsbeamter, war so glücklich, die Tochter einer guten Familie, in die er zum Sterben verliebt war, als Gattin heimzuführen; er schilderte mir sein Glück in Briefen so herzlich und rein — versteht sich am Tage nach der Hochzeit — daß ich ihn fast hätte beneiden können. — Einige Wochen nach seiner Verehelichung führte mich ein Commando in seinen Wohnort; ich lud mich bei dem jungen Paare zu Gaste ein, fand aber keineswegs die glücklichen Menschen, die ich vermuthet hatte! die junge Frau — das sah ich auf den ersten Blick — mußte sich Zwang anthun, um heiter zu erscheinen; ihre Aengstlichkeit in der Beobachtung europäischer Sitten und Gebräuche, die Unsicherheit, mit der sie das Amt der Wirthin verrichtete, zeigten mir wohl eine gelehrige Schülerin, keineswegs aber eine ihre Würde und Stellung begreifende Hausfrau. — „Die Hand aufs Herz, lieber Freund," begann ich, als wir uns allein befanden, „fühlst du dich glücklich?" — „Wenn auch noch nicht im vollsten Sinne des Worts, doch theilweise," war die Antwort — „die bösen Tage sind nun fast vorüber, es werden auch bessere kommen!" — „Das hoffe und wünsche ich von ganzem Herzen," tröstete ich und reichte dem Freunde theilnehmend die Rechte, „deine Frau scheint sanft und gut zu seyn; die Zeit und deine Lehren werden die Erziehung nachholen, ihr werdet recht glücklich durch eine heitere Zukunft wandeln." — „Denke dir die Sache nicht zu leicht," fiel mir hier der junge Ehemann ins Wort, „vor einigen Wochen noch war auch ich deiner Meinung; jetzt bin ich klüger geworden. Meine Frau ist von Charakter sanft und gut, allein im Uebrigen theilt sie ganz die Schwächen der griechischen Frauen. Abgesehen davon, daß sie ohne alle geistige Bildung in meine Hände überging — das hatte ich nicht anders erwartet — hatte sie auch nicht den geringsten Begriff von dem, was eine Frau zur Leitung des Hauswesens wissen soll: kochen, nähen, waschen, waren ihr unbekannte Künste, ja ich mußte ihr sogar bei der Toilette behülflich seyn, wenn ihr Anzug der Art ausfallen sollte, daß sie sich mit Anstand sehen lassen konnte. Ihr ganzes Wissen bestand in der Kunst, nach griechischem Ritus das Kreuz zu schlagen, die Augenbraunen zu färben und die Haare zu flechten; das Uebrige überließ sie mir und ihrer alten Dienerin. Jetzt hat sich schon Vieles gebessert. Diamante weiß, daß der Kaffee gebrannt, das Fleisch gesalzen, der Salat gewaschen werden muß, ehe sie genießbar sind, sie kann bei Tische Messer und Gabel gebrauchen, nimmt bereitwillig Unterricht im Lesen, Stricken und Nähen, und wird nächstens auch die von einem ehemaligen deutschen Bäckergesellen errichtete Tanzstunde besuchen, um sich mit Anstand bewegen zu lernen." — Gerührt über solch eheliches Glück fiel ich meinem Freunde scheidend um den Hals und fühlte mich glücklich in dem süßen Gedanken: ein Junggesell zu seyn!"

Es wird Niemand reuen, einen so wohlgelaunten Reisenden, wie es der Verfasser ist, auf allen seinen Abenteuern zu begleiten, weßhalb wir das kleine Buch allen unsern Lesern freundlich empfehlen.

Oekonomie.

Die Kartoffeln, deren Geschichte, Charakter, Nützlichkeit, Schädlichkeit, Kultur, Krankheiten ꝛc. mit ausführlichen Angaben ihrer industriellen Anwendung. Monographisch bearbeitet nach Jaßnüger, Pfaff, Vibarg, Putsche, Bertuch ꝛc. von Friedrich Grafen Berchtold, Dr. der Arzneikunde. Mit zwei Kupfern. Herausgegeben von der k. k. patriotischen ökonomischen Gesellschaft im Königreich Böhmen. Prag, Haase Söhne, 1842. Groß 8.

In diesem sehr verdienstlichen Werke, welches die ausführlichste Monographie der Kartoffel enthält, die bis jetzt bekannt ist, findet man die Geschichte der merkwürdigen Pflege, die botanische Beschreibung derselben, ihrer Arten und Abarten, die Geschichte und Lehre ihrer Kultur, ihrer Entartung, ihres Nutzens als Nahrungsmittel für Menschen und Thiere, ihres mannigfachen Gebrauchs in der Industrie ꝛc. beisammen. Ueberall ist auf die bisherige Literatur der Kartoffeln hingewiesen, sind statistische Uebersichten beigegeben und

wird der Gegenstand mit unsäglichem Fleiß von allen Seiten beleuchtet.

Was die Geschichte des Kartoffelbaus betrifft, so weiß man, daß derselbe schon bei den alten Peruanern zur Zeit der Ynkas in Gebrauch war, ohne daß man bis jetzt genau ausgemittelt hätte, wo dieses damals schon zu den Kulturpflanzen gehörige Kraut seine eigentliche wilde Heimath hat. Indeß versteht es sich von selbst, daß dieselbe nirgends anderswo gesucht werden kann, als in den Cordilleren. Eben so ungewiß ist man über den Seemann, der die ersten Kartoffeln nach Europa gebracht hat. Diese Ehre wird bald dem Sklavenhändler John Hawkin zuerkannt, der sie schon im Jahr 1565 nach Irland gebracht haben soll, bald dem berühmten Franz Dracke, der sie 1586 in England soll eingeführt haben, bald dem unglücklichen Walther Raleigh, der sie ebenfalls um diese Zeit, zum Zweitenmal im Jahr 1623 herübergeholt hat. Uebrigens hatte schon Peter Martyr im Jahr 1511 eine erste Nachricht von der Pflanze mitgetheilt und 1590 hat sie der bekannte Bauhinus zum Erstenmal wissenschaftlich untersucht und ihr den Namen gegeben, den sie in der Botanik beibehalten hat: solanum tuberosum esculentum.

Die Verbreitung der nützlichen und jetzt sogar unentbehrlich gewordenen Nahrungspflanze geschah sehr langsam, weil das gemeine Volk viele Vorurtheile dagegen hatte. Man pflanzte sie in einigen Gegenden absichtlich, um sie von Hirten und gemeinen Leuten stehlen zu lassen, weil man glaubte, gestohlnes Gut würde den Leuten mehr zusagen als geschenktes. Indeß konnte doch erst nach der großen Hungersnoth in den Jahren 1771 und 1772 die allgemeinere Einführung der Kartoffeln durchgesetzt werden, da sich in dieser Nothzeit in den Gegenden, wo Kartoffeln bereits in größerer Menge angebaut waren, der Nutzen derselben aufs glänzendste bewährt hatte. — Wir vermissen hier eine nicht unwichtige Notiz, welche bei einer zweiten Auflage des Werks wohl nachgeholt werden dürfte. Nämlich schon im Anfang des siebenjährigen Krieges ließ Graf Schlaberndorf, ein auch in anderer Hinsicht um Schlesien verdienter Mann, Friedrichs des Großen Minister und Statthalter daselbst, aus weiser Vorsorge und in der Voraussicht eines langjährigen Krieges den Kartoffelbau bei den schlesischen Bauern mit Gewalt einführen und ohne die hier erzeugten Kartoffeln hätten öfter weder die Armeen noch das Volk selbst ihr Leben fristen können. Man vergleiche darüber das vortreffliche Werk: Schlesien vor und nach dem Jahr 1740 (von Klöber). Freiburg 1785. II. Seite 198. Im Hungerjahr 1771 starben in Sachsen, wo der Kartoffelbau noch nicht aufgekommen war, 100,000 Menschen Hungers, in Böhmen sogar 180,000, und 20,000 Böhmen wanderten nach Schlesien aus, wo Niemand Hungers starb, weil man hier Kartoffeln hatte.

In die rein botanischen, ökonomischen und industriellen Partieen des Werkes hier näher einzugehen, würde uns zu weit führen. Wir bemerken nur, daß die sorgfältigste Vergleichung der mannigfachen mit der Kartoffel vorgenommenen chemischen Analysen die Grundlage bilden, und den Ausbau dieses auf 573 groß Octavseiten entwickelten wissenschaftlichen Gebäudes die ausführliche Lehre von der Anwendung aller in der Kartoffel vorhandenen Stoffe zu den verschiedenartigsten Zwecken. Damit wird nicht nur die genaueste Anweisung zum Kartoffelbau und zur richtigen Behandlung des für die Industrie verwendeten Produkts verbunden, so wie die Lehre von allen Kartoffelkrankheiten, sondern es werden auch sehr zweckmäßige und zeitgemäße Warnungen angeknüpft, hauptsächlich in zweierlei Richtungen, Warnungen nämlich einerseits vor der Zurückdrängung des Getreidebaues durch den Kartoffelbau, indem an vielen Orten bereits in dieser Beziehung ein Mißverhältniß eingetreten ist, und andrerseits vor der bereits so verderblich gewordenen Verbreitung des Kartoffelbranntweins, der S. 399 ff. als ein langsam wirkendes Gift charakterisirt wird.

Roman.

Mandaros Wanderungen. Mannheim, Fr. Götz (Schwan und Götz). 1843.

Häufiger als je mischen sich in die Romane philosophische und theologische Reflexionen. Auch in diesem wird viel gegen jesuitische Umtriebe, überhaupt gegen „Pfaffen" geeifert und dagegen eine natürliche Religion, ein moralischer Theismus, empfohlen. Glücklicherweise haben wir es hier mit keinem atheistischen oder communistischen Roman und nicht mit Helden zu thun, die aller Zucht abgeschworen haben, wie es die jungdeutsche Schule liebt. Der Held des vorliegenden Romans ist vielmehr ein Inder, ein rationalistischer Bramine, voll Milde und weicher Thier- und Menschenliebe, und durchaus rein und tugendhaft. Daß er als blondlockiger Jüngling durch die Welt reist, ist freilich ein wenig sonderbar. Daß ihm die Jesuiten, die ihn bekehren wollen, nicht mit stärkern Argumenten zusetzen, ist vom Dichter allzu bequem für seinen Helden eingerichtet. Aber allerliebst finden wir den Schluß. Der junge Inder geräth nämlich zuletzt nach Deutschland, wo er Gemüther zu finden hofft, die für seine reinen Ideale empfänglich sind. Aber sein Paß ist nicht in Ordnung, er wird eingesperrt und stirbt, ehe es ihm möglich wird, die Vorfrage der Polizei zu erledigen. Eine sehr glückliche Ironie, passend auf alle idealistischen Tendenzen in Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 70.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 12. Juli 1843.

Novellen.

Bilder und Sagen aus der Schweiz. Von Jeremias Gotthelf. Zwei Bändchen. Solothurn, Jent und Gaßmann, 1843.

Wieder ein neues Werkchen des Herrn Bizius, welcher gegenwärtig der ausgezeichnetste Volksschriftsteller, oder Sittenmaler des Volks ist, den die deutsche Literatur besitzt. Die hier von ihm mitgetheilten Erzählungen sprechen um so mehr an, als sie größtentheils heitern Charakters sind und einen behaglichen Eindruck zurücklassen, während man von mehreren früheren Werken desselben Verfassers durch die grelle Färbung, mit der er die vielfache Rohheit und Entsittlichung des Volks ausmalte, gewissermaßen geängstigt wurde. Wir mißkennen nicht, daß gerade in der nacktesten Wahrheit eine Gewalt liegt, die mehr zu erschüttern vermag als jeder Aufwand tragischer Affektation; allein wenn beim zürnenden Propheten Jeremias oder beim strafenden Satyriker Juvenal die Blitze der Wahrheit nicht zerschmetternd genug fallen können, so verlangt das natürliche Gefühl dagegen vom ländlichen Sittenmaler eine gefälligere Harmonie, eine sanftere Vertheilung von Licht und Schatten. Die Verderbniß am Landvolk allein oder auch nur vorzugsweise hervorzuheben, mag Aufgabe des Kanzelredners seyn, wenn er zur Besserung mahnt; der Dichter aber soll auch und darf sogar vorzugsweise die schöne und kräftige Natur zumal eines Bergvolks ins Auge fassen. In dieser Beziehung nun scheint uns Herr Bizius jetzt das Rechte getroffen zu haben. Die hier zu besprechenden Bände enthalten einige der lieblichsten Idyllen.

In der ersten Erzählung „die schwarze Spinne“ werden wir in einem großen Bauerhofe im Kanton Bern eingeführt, wo bei großem Reichthum alte biedere Sitte und jene „adelige Ehrbarkeit“ herrscht, durch die sich das Landvolk, wo es wohlhabend und frei ist, überall so vortheilhaft unterscheidet, nicht nur in den deutschen Oberlanden, sondern auch in den Niederlanden und Marschlanden. Es soll eben Kindtaufe im Hause seyn und man wartet auf die Pathen. Die Gotte (Pathe) läßt am längsten auf sich warten, eine schmucke Jungfrau aus gutem Hause, die sich zu lange beim Putzen versäumt. „Endlich kam sie, schweißbedeckt und beladen wie das Neujahrkindlein. In der einen Hand hatte sie die schwarzen Schnüre eines großen blumenreichen Wartsäckleins, in welchem, in ein fein weißes Handtuch gewickelt, eine große Züpfe stach, ein Geschenk für die Kindbetterin. In der andern Hand trug sie ein zweites Säcklein und in demselben war eine Kleidung für das Kind, nebst etwelchen Stücken zu eigenem Gebrauch, namentlich schöne weiße Strümpfe, und unter dem einen Arme hatte sie noch eine Drucke mit dem Kränzchen und der Spitzenkappe mit den prächtigen schwarzseidenen Haarschnüren. Freudig tönten ihr die Gottwilchen (in Gott willkommen) entgegen von allen Seiten und kaum hatte sie Zeit von ihrer Bürde eine abzustellen, um den entgegengestreckten Händen freundlich zu begegnen. Von allen Seiten langten dienstbare Hände nach ihren Lasten und unter der Thüre stand die junge Frau und da ging ein neues Grüßen an, bis die Hebamme in die Stube mahnte: sie könnten ja drinnen einander sagen, was der Brauch sey. Und mit handlichen Manieren setzte die Hebamme die Gotte hinter den Tisch, und die junge Frau kam mit dem Kaffee, wie sehr auch die Gotte sich weigerte und vorgab, sie hätte schon gehabt. Des Vaters Schwester thäte es nicht, daß sie ungegessen aus dem Hause ginge, das schade jungen Mädchen gar übel, sage sie. Aber sie sey schon alt und die Jungfrauen (Mägde) möchten auch nicht zu rechter Zeit auf, deßwegen sey sie so spät; wenn es an ihr allein gelegen hätte, sie wäre längstens da. In den Kaffee wurde die dicke Nidel gegossen, und wie sehr die Gotte sich wehrte und sagte, sie liebe es gar nicht, warf ihr doch die Frau ein Stück Zucker in denselben. Lange wollte es die Gotte nicht

zulassen, daß ihretwegen die Züpfe angehauen würde, indessen mußte sie sich doch ein tüchtiges Stück vorlegen lassen und essen. Käse wollte sie lange nicht, es hätte dessen gar nicht nöthig. Sie werde meinen, es sey nur halbmagern und deßhalb schätze sie ihn nicht, sagte die Frau, und die Gotte mußte sich ergeben. Aber Küchli wollte sie durchaus nicht, die wüßte sie gar nicht wohin thun, sagte sie. Sie glaube nur, sie seyen nicht sauber und werde an bessere gewöhnt seyn, erhielt sie endlich zur Antwort. Was sollte sie anders machen als Küchli essen? Während dem Nöthen aller Art hatte sie abgemessen in kleinen Schlücken das erste Kacheli ausgetrunken und nun erhob sich ein eigentlicher Streit. Die Gotte kehrte das Kacheli um, wollte gar keinen Platz mehr haben für fernere Gutthaten, und sagte: Man solle sie doch in Ruhe lassen, sonst müßte sie sich noch verschwören. Da sagte die Frau: Es sey ihr doch so leid, daß sie ihn so schlecht finde, sie hätte doch der Hebamme dringlichst befohlen, ihn so gut als möglich zu machen, sie vermöchte sich dessen wahrhaftig nicht, daß er so schlecht sey, daß ihn Niemand trinken möge, und an der Nidle sollte es doch auch nicht fehlen, sie hätte dieselbe abgenommen, wie sie es sonst nicht alle Tage im Brauch hätte. Was sollte die arme Gotte anders machen, als noch ein Kacheli sich einschenken lassen? — Ungeduldig war schon lange die Hebamme herumgetrippelt und endlich bändigte sie das Wort nicht länger, sondern sagte: Wenn ich dir etwas helfen kann, so sage es nur, ich habe wohl Zeit dazu. „He, pressire doch nicht," sagte die Frau. Die arme Gotte aber, die rauchte wie ein Dampfkessel, verstand den Wink, versorgte den heißen Kaffee so schnell als möglich, und sagte zwischen den Absätzen, zu denen der glühende Trank sie zwang: „Ich wäre schon lange z'weg, wenn ich nicht mehr hätte nehmen müssen, als ich hinunter bringen kann, aber ich komme jetzt." Sie stund auf, packte die Säcklein aus, übergab Züpfe, Kleidung, Einband, ein blanker Neuthaler eingewickelt in den schön gemalten Taufspruch, und machte manche Entschuldigung, daß alles nicht besser sey. Darein aber redete die Hausmutter mit manchem Ausruf, wie das keine Art und Gattung hätte, sich so zu verköstigen, wie man es fast nicht nehmen dürfte, und wenn man das gewußt hätte, so hätte man sie gar nicht ansprechen dürfen. — Nun ging auch das Mädchen an sein Werk, verbeiständet von der Hebamme und der Hausfrau, und wendete das Möglichste an, eine schöne Gotte zu seyn von Schuh und Strümpfen an, bis hinauf zum Kränzchen auf der kostbaren Spitzenkappe. Die Sache ging umständlich zu, troß der Ungeduld der Hebamme, und immer war der Gotte die Sache nicht gut genug, und bald dieß bald das nicht am rechten Ort. Da kam die Großmutter herein und sagte: „Ich muß doch auch kommen und sehen wie schön unsere Gotte ist." — Nebenbei ließ sie fallen, daß es schon das zweite Zeichen geläutet habe und beide Götteni draußen in der äußern Stube seyen. Draußen saßen allerdings die zwei männlichen Pathen, ein alter und ein junger, den neumodischen Kaffee, den sie alle Tage haben konnten, verschmähend, hinter dem dampfenden Weinwarm, dieser alterthümlichen, aber guten Bernersuppe, bestehend aus Wein, geröstetem Brod, Eiern, Zucker, Zimmet und Safran, diesem eben so alterthümlichen Gewürze, das an einem Kindstaufschmaus in der Suppe, im Voressen, im süßen Thee vorkommen muß. — Da kam die Gotte hinein, wie eine junge Morgensonne, und wurde von den Mitgevattern Gottwilchen geheißen und zum Tisch gezogen, und ein großer Teller voll Weinwarm vor sie gestellt und den sollte sie essen, sie hätte wohl noch Zeit, während man das Kind zurecht mache. Die arme Gotte wehrte sich mit Händen und Füßen, behauptete, sie hätte gegessen für manchen Tag, und könne nicht mehr schnaufen. Aber da half alles nichts. Alt und Jung war mit Spott und Ernst hinter ihr, bis sie zum Löffel griff, und seltsam, ein Löffel nach dem andern fand noch sein Plätzchen. Doch da kam schon wieder die Hebamme mit dem schön eingewickelten Kinde, zog ihm das gestickte Käppchen an mit dem rosenrothen Seidenbande, legte dasselbe in das schöne Deckbettlein, steckte ihm das süße Lulli ins Mäulchen und sagte: Sie begehre Niemand zu versäumen und hätte gedacht, sie wolle Alles zurecht machen, man könne dann immer gehen, wann man wolle. Man umstand das Kind und rühmte es wie billig, und es war auch ein wunderappetitlich Bübchen. — Da nahm die Gotte das Kind im Deckbette auf die Arme, die Hebamme legte das schöne weiße Taufstuch mit den schwarzen Quasten in den Ecken über das Kind, sorgfältig den schönen Blumenstrauß an der Gotte Brust schonend, und sagte: „So geht jetzt in Gottes heiligen Namen." Und die Großmutter legte die Hände ineinander und betete still einen inbrünstigen Segen. Die Mutter aber ging mit dem Zuge hinaus bis unter die Thüre und sagte: „Mein Bübli, mein Bübli, jetzt sehe ich dich drei ganze Stunden nicht, wie halte ich das aus!" Und alsobald schoß es ihr in die Augen, rasch fuhr sie mit dem Fürtuch darüber und ging ins Haus. — Rasch schritt die Gotte die Halde ab den Kirchweg entlang, auf ihren starken Armen das muntere Kind, hintendrein die zwei Götteni, Vater und Großvater, deren keinem in Sinn kam, die Gotte ihrer Last zu entledigen, obgleich der jüngere Götti in einem stattlichen Maien auf dem Hute das Zeichen der Ledigkeit trug, und in seinem Auge etwas leuchtete wie großes Wohlgefallen an der Gotte, freilich alles hinter der Blende großer Gelassenheit verborgen. — Der Großvater berichtete, welch schrecklich Wetter es gewesen sey, als

man ihn zur Kirche getragen, vor Hagel und Blitz hätten die Kirchgänger kaum geglaubt mit dem Leben davon zu kommen. Hintenher hätten die Leute ihm allerlei geweissaget, dieses Wetters wegen; die Einen einen schrecklichen Tod, die Anderen großes Glück im Kriege; nun sey es ihm gegangen in aller Stille wie den Andern auch, und im fünf und siebenzigsten Jahre werde er weder frühe sterben noch großes Glück im Kriege machen. Mehr als halben Weges waren sie gegangen, als ihnen die Jungfrau nachgesprungen kam, welche das Kind nach Hause zu tragen hatte, sobald es getauft war, während Eltern und Gevatterleute nach alter schöner Sitte noch der Predigt beiwohnten. Die Jungfrau hatte auch anwenden wollen nach Kräften, um auch schön zu seyn; ob dieser handlichen Arbeit hatte sie sich verspätet und wollte jetzt der Gotte das Kind abnehmen; aber diese ließ es nicht, wie man ihr auch zuredete. Das war eine gar zu gute Gelegenheit, dem schönen ledigen Götti zu zeigen, wie stark ihre Arme seyen und wie viel sie erleiden möchten. Starke Arme an einer Frau sind einem rechten Bauer viel anständiger als zarte, als so liederliche Stäbchen, die jeder Bysluft, wenn er ernstlich will, auseinander wehen kann; starke Arme an einer Mutter sind schon vielen Kindern zum Heil gewesen, wenn der Vater starb, und die Mutter die Ruthe allein führen, alleine den Haushaltungswagen aus allen Löchern heben mußte, in die er gerathen wollte. — Aber auf einmal ists, als ob Jemand die starke Gotte an den Züpfen halte, oder sie vor den Kopf schlage ꝛc." Der armen Gotte fällt nämlich plötzlich ein, daß sie nicht wisse, wie das Kind heißen solle. Sie darf, einem alten Aberglauben zufolge, nach dem Namen nicht fragen, weil es sonst dem Kinde für sein ganzes Leben schaden könne; nun fürchtet sie aber, der Pfarrer werde von ihr den Namen des Kindes erfahren wollen und sie würde dadurch vor dem Taufbecken in die größte Verlegenheit kommen. Aber ihre Angst ist ungegründet, der Pfarrer hat den Namen schon vorher erfahren.

Man geht wieder nach Hause zum reichlichen Taufessen und hier nun erzählt der Großvater die Volkssage von der schwarzen Spinne. In den Feudalzeiten nämlich soll einst ein grausamer Ritter den Bauern bei höchster Strafe befohlen haben, binnen Monatsfrist einen hohen Buchenwald aus dem Thale auf den Berg hinauf vor sein Schloß zu versetzen, damit er Schatten habe. Die Bauern, heißt es, wandten sich in ihrer Noth an den Bösen, und dieser versprach ihnen, die Arbeit zu übernehmen, wenn man ihm dafür ein ungetauftes Kind zum Opfer bringen wolle. Eine Bäurin, die sich in guter Hoffnung befindet, will zum Heil der ganzen Gemeinde dieses Opfer auf sich nehmen und sagt es dem Bösen selber zu, der sie zur Besiegelung des Bundes auf die Wange küßt. Nun wird aber der Teufel, wie billig, durch die wachsame Geistlichkeit betrogen und sowohl das Kind der Bäurin selbst, als alle anderen neugebornen Kinder im Dorf werden durch den kräftigsten Exorcismus geschützt. Satanas indeß weiß sich zu rächen, indem an der Stelle, wo er die Bäurin auf die Wange geküßt, eine schwarze Spinne wächst, die nicht nur sie selbst aufs entsetzlichste martert, sondern am Ende von ihr wegläuft, um auch Andere zu plagen, und ein großes Sterben veranlaßt. Dem Priester gelingt es endlich, die Spinne in einen Balken (desselben Hauses, in dem dieß erzählt wird) einzuschließen und zu verkitten. Einmal wird sie durch Lüderlichkeit der Eigenthümer befreit, aber nochmals eingesperrt.

Im ersten Bande folgen noch zwei kleine Volkssagen: Der Ritter von Brandis und das gelbe Vöglein. Der zweite Band beginnt wieder mit einer längern und sehr ansprechenden ländlichen Idylle. Auch hier befinden wir uns wieder bei reichen Bauern, aber das Interesse dreht sich um den Hausfrieden eines Ehepaars. Der phlegmatische Mann und die lebhafte Frau kommen, obgleich beide sehr gutmüthig sind, auseinander und droht das ganze Glück ihrer Ehe in Trümmer zu fallen; aber die gute Natur siegt dennoch über die Ereiferung und beide Theile versöhnen sich wieder. Eben so wie Mann und Frau sind auch die Kinder mit unnachahmlicher Wahrheit gezeichnet und ist dieß eins der trefflichsten Sittengemälde, die je aus der Feder von Bizius hervorgingen. — Den Schluß macht eine kleine Erzählung „der Druide," in die keltische Vorzeit zurückführend.

Geschichte.

Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III Von Dr. Ed. Gervais. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1842.

In diesem Werke wird der guelfischen oder päpstlichen Partei zu viel Gutes zugeschrieben. Die Hohenstaufen erscheinen hier als eine reichsverrätherische Minorität, während Recht und gute Absicht allein auf die Seite des Papsts und des vom Papst abhängigen Kaisers Lothar fallen. Wir bestreiten diese Auffassung unsrer vaterländischen Geschichte aufs entschiedenste. Die Hohenstaufen haben es wahrlich nicht um Deutschland verdient, daß man sie in Schatten stelle und verunglimpfe; wenn sie aber auch Fehler begingen, so geziemt es sich nicht, auf ihre Kosten diejenigen deutschen Fürsten zu preisen, die sich durch kriechende Demüthigungen vor dem Papst und

durch Veräußerungen der wichtigsten, dem Reiche zustehenden Rechte, die Kaiserkrone erkauften. Diese Kaiser von der guelfischen Partei, welche das deutsche Volk damals schon sehr bezeichnend nur die Pfaffenkaiser nannte, waren immer nur Werkzeuge der päpstlichen (und später auch der französischen) Politik, nicht wahre deutsche Kaiser, sondern nur Statthalter Roms in Deutschland. Lothar war ein größeres Talent als die zweisten andern Pfaffenkaiser, doch hat gerade er das meiste dazu beigetragen, eine selbstständige Haltung der deutschen Kaiser gegenüber dem römischen Papst unmöglich zu machen, weil er freiwillig that und zum Gesetz erhob, was früheren Kaisern nur auf kurze Zeit und wider ihren Willen von den Päpsten abgezwungen worden war.

Die salischen Kaiser hatten ungeheure Fehler begangen, Heinrich IV. sich so aufgeführt, daß er der Krone verlustig erklärt wurde, und sein Sohn Heinrich V. sich in kaum geringerem Grade um alle Achtung gebracht, da er selbst seinen greisen Vater befehdete und absetzte. Diese Vorgänge im deutschen Reich waren von Rom mit großer Ueberlegung benutzt worden. Als Heinrich V. das, was ihm an Achtungswürdigkeit des Charakters abging, durch ungemeine Klugheit und Thatkraft ersetzte, und die Rechte deutscher Nation dem römischen Stuhle gegenüber energisch wahrte, stellte man ihm den Sachsenherzog Lothar, Schwiegervater des Welfen Heinrich von Bayern entgegen. Diese, in der Hoffnung, die Kaiserwürde zu erlangen und in dem welfischen Geschlecht fortzupflanzen, ergaben sich blindlings der römischen Politik und wußten den alten Ingrimm des Volks gegen die unvernünftige und tyrannische Regierung Heinrichs IV. so geschickt gegen dessen Sohn zu benutzen, daß dem letztern seine politische Weisheit eben so wenig half als die Unterstützung der treuen Hohenstaufen und der Städte, die allein für die deutsche Sache Sinn hatten und sich das römische Joch nicht wollten über den Nacken werfen lassen. Durch Verrath der Fürsten unter dem Einfluß der mächtigen und im offnen Felde über Heinrich siegenden Welfen wurde das Wormser Concordat herbeigeführt, das die Unabhängigkeit des deutschen Kaisers auf immer vernichtete und dem Papst vorherrschenden Einfluß in Deutschland sicherte.

Heinrich V. starb als der letzte Salier in tiefem Grame. Seine treuen Anhänger, die Hohenstaufen, erbten von ihm, was das salische Haus besessen, aber Lothar wurde Kaiser, weil seine Partei die siegreiche war. Als Kaiser nun trat er nicht in die ghibellinische, d. h. deutsche Stellung zurück, sondern blieb der devote Knecht des Papsts und bestätigte ihm sein Uebergewicht in vollem Maaße. Das findet nun Herr Gervais in hohem Grade anerkennens- und bewundernswerth. Vorerst antwortet er auf die Vorwürfe, die dem Kaiser Lothar zu allen Zeiten gemacht worden sind. „Wie hätte, sagt er S. 167, Lothar nicht das Wormser Concordat bestätigen sollen, da es doch schon bestand? Verdient Lothar einen Vorwurf, weil er die einmal sanktionirte Norm beschwur?“ Aber Herr Gervais vergißt, daß gerade Lothar es gewesen war, der den vorigen Kaiser Heinrich V. zu diesem elenden, deutscher Nation unwürdigen Concordate als ein im wahren Sinne des Worts schuldiger Reichsverräther gezwungen hatte. Herr Gervais sucht aber auch darzuthun, daß die Politik Lothars, der Kirche in allen Punkten nachzugeben, die weiseste gewesen sey (S. 284), weil ja alles Unheil nur aus dem Kampfe zwischen Reich und Kirche hervorgegangen sey. Wahrlich eine schöne Rolle für das Oberhaupt einer so großen Nation, wie es die deutsche war, dem Papste in aller und jeder Anmaßung nachzugeben, nur um den Kampf mit ihm zu vermeiden! Lieber gleich alles hergeben, um nicht darüber streiten zu müssen, mag ein Quäcker, aber kein deutscher Kaiser. Doch um gegen den Verfasser nicht ungerecht zu seyn, müssen wir anerkennen, daß seine Bemerkung richtig ist: wenn Kaiser und Papst immer einig geblieben wären, würde das Schlimmste, nämlich das Aufkommen der Vielherrschaft, vermieden worden seyn. Die Reichsfürsten würden die Kaisergewalt nicht haben stürzen können, wenn die letztere vom Papst unterstützt worden wäre. Dieß ist wahr und leicht begreiflich. Aber wie mag Herr Gervais glauben, daß es der Curie jemals Ernst war, die Kaisergewalt in dieser Weise zu schützen, da sie vielmehr alles that, um das einige und starke deutsche Reich in eine Vielherrschaft einzelner schwacher Fürsten aufzulösen. Sobald der Gedanke der Hierarchie ins Leben trat, war dem deutschen Kaiser der Krieg auf Leben und Tod erklärt, denn nicht der Gleiche konnte neben dem Gleichen herrschen, sondern nur der Stärkere über den Schwächeren. Die römische Kirche hatte an der griechischen ein warnendes Beispiel. Blieb der Kaiser stark, so mußte der Papst zu einem servilen Patriarchen heruntersinken. Grund genug, den deutschen Kaiser nicht stark werden zu lassen. Rom handelte darin immer ganz seinem Interesse gemäß, man mag dabei an die Kirche gegenüber dem Staate, oder an die Italiener gegenüber den Deutschen denken; daraus folgt aber, daß die guelfische Partei in Deutschland, welche diese römische Politik unterstützt hat, eine stets gegen das wahre Wohl Deutschlands gerichtete und durchaus unkaiserliche gewesen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 71.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. Juli 1843.

Roman.

Die Geheimnisse von Paris von Eugene Sue. Uebersetzt von Diezmann. 20 Bändchen. Leipzig, O. Wigand, 1843.

Man erkennt in diesem Roman sehr deutlich den Einfluß, den der Engländer Dickens auf die französische Dichtkunst übt, und zugleich ist er voll Reminiszenzen aus den bekannten Memoiren von Vidocq. Wie Dickens in seinem Oliver Twist die Schicksale eines vornehmen Knaben schildert, der unter das niedrigste Diebs- und Mordgesindel von London gerieth, so schildert hier Eugen Sue die Schicksale eines vornehmen Mädchens, die auf dieselbe Weise in die moralischen Cloaken von Paris gerieth, und dieß versetzt uns zugleich in das Gebiet, in dem Vidocq heimisch ist.

Die Unschuld und der Adel der Seele in Kontrast und Kampf mit dem schwärzesten Verbrechen und der rohesten Gemeinheit wird eines tiefen und rührenden Eindrucks nie verfehlen und wenn die Nachtseite des großstädtischen Lebens dabei auch mehr hervortritt als die Lichtseite, so können solche Schauergemälde zugleich als Sittenspiegel der Zeit einen höhern Werth haben, als eine bloße Unterhaltungslektüre ansprechen darf. Aber dann müssen wir vom Dichter auch vor allem Wahrheit und die ungekünsteltste Naturtreue verlangen, eine Bedingung, auf die sich Eugene Sue einzulassen zu unserm Bedauern verschmäht hat. Sein Roman wimmelt von Unwahrscheinlichkeiten.

Seine Heldin Marie tritt als siebzehnjähriges reizendes Mädchen in einer der schmutzigsten Branntweinschenken von Paris als Leibeigne der Wirthin daselbst und als Favoritin eines ehemaligen Galeerensträflings auf. Der Dichter beruhigt uns inzwischen in etwas unklaren Phrasen über ihre bisherige Tugend und sendet ihr gleich auf dem ersten Blatt einen Retter in einem edeln — Deutschen zu, der einerseits mit den Gaunern fraternisirt und selbst ein Gauner scheint, andrerseits aber eine weit vornehmere Natur verräth. Nachdem er sich mit dem Gauner (Schurimann oder Messermann genannt), der das Mädchen als die Seinige anspricht, im Straßenkoth herumgebalgt, und in der Branntweinschenke auch noch einen andern Räuber, den sogenannten Schulmeister, seine herkulische Stärke hat fühlen lassen, kauft er der Wirthin die schöne Marie förmlich ab und entführt sie, als Arbeiter verkleidet, auf ein schönes Landhaus in der Nähe von Paris. Höchst anmuthig schildert der Dichter die Freude des Mädchens unterwegs und ihr Staunen, als ihr Rudolf — so heißt der Deutsche — anfangs nur eine Landparthie auf diesen Tag vorschlägt, dann ihr vormalt, wie schön es wäre, wenn sie, ihrer Pariser Kloake auf immer entrissen, einen sichern Zufluchtsort auf dem Lande fände, und ihr endlich das schöne Landhaus wirklich als ihre künftige Wohnung zeigt und sie der mütterlichen Sorge einer edlen Frau, Madame Georges, daselbst anvertraut.

Rudolf selbst mischt sich aber wieder unter die Gauner, um eine Spur zu verfolgen, die ihn dahin führen solle, die Herkunft Mariens zu entdecken, und um zugleich einer Mine entgegenzuarbeiten, die von Seiten einer englischen Dame und ihres Bruders unter Vermittlung jenes Schulmeisters geheimnißvoll gegen ihn angelegt wird. Drittens macht er noch die Entdeckung, daß der Schulmeister Germain heißt und der Gatte jener Madame Georges ist, die sein Landgut verwaltet, ein Verbrecher höhern Standes, der aus dem Bagno entsprungen ist und seinen eignen, von der Mutter schmerzlich vermißten Sohn, geraubt und verschwinden gemacht hat. Indem nun Rudolf den Schulmeister mit einem Netz umzieht, wird er selbst durch dessen Kühnheit überrascht, hinterrücks in einen Keller gestürzt und eingesperrt. Es hat furchtbar geregnet, die Seine ist ausgetreten, der verschlossene Keller füllt sich mit Wasser und Rudolf ist verloren — eine schreckliche Schilderung. Schon ist er am Ertrinken, da öffnet der Schurimann, der sich

mit einem thierischen Instinkt an den stärkern und großmüthigen Rudolf angeschlossen, seit er von ihm besiegt worden, die Kellerthür und rettet ihn. Unterdeß ist der Schulmeister in die Hände von Rudolfs Leuten gefallen und Rudolf sitzt, von seiner Betäubung erholt, in einem glänzenden Palast, von treuen Dienern umgeben, und als königliche Hoheit begrüßt, zu Gericht über den gefesselten Schulmeister.

Eine tragikomische Ueberraschung für alle, die bereits den großen Abällino von Zschokke kennen. Rudolf, den wir anfangs für einen Räuber halten mußten, hat sich auf einmal in einen Fürsten verwandelt, und Eugene Sue besitzt französische Impertinenz genug, sich ihn als einen deutschen Großherzog zu denken, welcher sich in Privatangelegenheiten incognito in Paris aufhält. Dieser Fürst nun hält dem Schulmeister seine Verbrechen vor und läßt ihn durch seine Leute blenden, damit er nicht mehr schaden und seine Unthaten bereuen könne. Von Mariens Geburt, so wie vom Schicksale des jungen Germain erfährt er übrigens nichts Gewisses.

Inzwischen fährt die geheimnißvolle Engländerin fort, ihn zu verfolgen, und wir erfahren endlich, daß es eine Schottin ist, Lady Sara. Man hatte derselben prophezeiht, sie würde einen Fürsten heirathen und eine Krone tragen. Sie war deßhalb schon in ihrer ersten Jugendblüthe in das fürstenreiche Deutschland gereist und hatte sich „im gothaischen Kalender" (sic) den Prinzen ausgesucht, der die Weissagung wahr machen sollte. Ihre Wahl war auf den noch sehr jungen Rudolf gefallen, sie hatte ihn verführt und war von einem jungen Töchterlein genesen, welches sie aber, da ihr Plan mißlang und Rudolf vor der unebenbürtigen Ehe mit ihr bewahrt wurde, von sich gestoßen und „der Eule," einem boshaften alten Weibe anvertraut hatte, die wir als des Schulmeisters Concubine kennen lernen. Dieses Töchterchen ist — Marie, ohne daß Rudolf, ihr Retter, ahnet, sie sey seine Tochter. Sara verfolgt den Großherzog in Paris, hofft ihn noch wiederzugewinnen, bewacht also seine vermeintlichen Liebschaften, erfährt, daß er auf dem Landhause ein schönes Mädchen unterhält und sucht nun die arme Marie zu verderben, ohne auch ihrerseits zu ahnen, daß es ihre Tochter ist. Der Schulmeister ist abermals der Vermittler. Seine Blindheit verschafft ihm, als einem armen verirrten Manne, Zutritt auf dem Landhause. Eine Scene, die das ganze Raffinement neufranzösischer Romantik ins Licht setzt. Der Blinde naht sich, von einem gottlosen und recht dämonisch bezeichneten kleinen Buben geführt, voll Rachegedanken, aber in der Demuth eines armen Verirrten, dem Landhause, und dieses Haus ist dasselbe, dessen Besitzer er einst als Räuber umgebracht hat, und wo jetzt ohne sein Wissen, sein verlassenes Weib lebt. Die Hunde des Ermordeten erkennen den Mörder wieder und erheben ein furchtbares Geheul; doch bleibt er unentdeckt und vollführt seinen Plan. Ein schauerlicher Traum des Blinden, worin Angst- und Rachebilder abwechseln, bildet den Schluß dieser angreifenden Schilderungen. Nachdem die Verschwornen die Spur aufgefunden, wird Marie von ihnen entführt und soll ermordet werden. Da regt sich in dem Blinden das Mitleid und er rettet sie. Sie wird als eine Heimathlose dem nächsten Polizeiposten übergeben und ins Gefängniß der Vagabunden gebracht.

Unterdeß spinnen sich ganz neue Fäden an. Rudolf lernt eine edle und reizende Frau kennen, Clemence von Harville, die ihn liebt, aber ebenfalls durch sein Verhältniß zu Marien getäuscht wird und diese, die sie bei einem menschenfreundlichen Besuch im Gefängniß kennen lernt, für ihre Nebenbuhlerin, nämlich für Rudolfs geheime Geliebte hält. — Ferner tritt eine gar anmuthige Grisette, „die Lachtaube" in die Scene und an sie knüpfen sich die Abenteuer des jungen Germain. Der obligate Bösewicht dieser neuen Gruppe des Romans ist aber der in alle Teufeleien eingeweihte Notar Ferrand, der auch bei Mariens Aussetzung betheiligt war.

So weit die Geschichte, denn sie ist vom Dichter selbst noch nicht vollendet und kann sich möglicherweise noch weit ausspinnen, da derselbe nicht darauf ausgeht, einen gewöhnlichen hübsch in sich zusammenhängenden Roman zu schreiben, sondern vielmehr nur Sittengemälde aneinanderreihen will.

Burleske Literatur.

Sebastian Sailers sämmtliche Schriften in schwäbischem Dialekte. Neue vermehrte und genau durchgesehene Auflage mit Wörterbuch und Einleitung versehen von K. D. Haßler und Bildern von Julius Nißle. Ulm, Stettin'sche Buchhandlung.

Sebastian Sailer ist einer unsrer besten Komiker, und da er im schwäbischen Volkston schrieb, sind seine Werke zugleich von sprachlichem Interesse. Er war 1714 zu Weißenhorn unfern von Ulm geboren. „Troß aller Nachforschungen, sagt der Herausgeber, war es nicht möglich, über seinen Lebensgang genauere Nachrichten zu erhalten. Wir wissen nur, daß er eine Zeit lang Pfarrer in Dieterskirch im jetzigen königl. württembergischen Oberamte Riedlingen war; zugleich aber Kapitular in dem Prämonstratenser-Kloster zu Obermarchthal. An beiden Orten erwarb er sich neben dem stets unangetasteten Ruf eines in jeder Beziehung achtungswerthen, sittlichen

und durchaus biedern Charakters auch den eines ausgezeichnet populären Kanzelredners. So kam es, daß er, nach der Sitte jener Zeit und des katholischen Klerus, nicht allein auf allen bedeutenden Kanzeln Schwabens als Redner auftrat, sondern auch in Franken, in Mähren, in der Schweiz und im Algäu mit dem glücklichsten Erfolge bei besondern Veranlassungen jenen Ruf zu bewähren Gelegenheit fand. Ja selbst nach Wien wurde er von seinen schwäbischen Landesgenossen berufen, und predigte daselbst am 12. August 1767 in der kaiserlichen Hofkirche über den heiligen Ulrich als das Urbild eines weisen Schwaben. Dort erhielt er von seinen Landesgenossen als Zeichen ihrer Anerkennung eine kostbare Dose mit seinem Namen und den Worten: Ciceroni suevico. Auch der Kaiserin ward er bei dieser Gelegenheit vorgestellt, die ihn umgeben von ihren Kindern freundlichst aufnahm, und wie er selbst erzählt, als er sich vor ihr auf die Knie niedergelassen hatte, „als eine starke Frau unter den Armen faßte und den schwäbischen Bengel ganz leicht in die Höhe hob." Sailer starb in seinem Kloster den 7. März 1777."

Was den Charakter und Werth seiner Dichtungen betrifft, so hebt der Herausgeber mit Recht hervor: „Die Erzeugnisse seines Genius mögen aber nur dann richtig gewürdigt werden, wenn man bedenkt, daß sie in der That fast absichtslos entstanden, daß Sailer wenigstens niemals daran dachte, sich durch sie eine Stelle in der Reihe deutscher Dichter und Schriftsteller zu sichern. Meist aus besondern Veranlassungen in größern oder kleinern Gesellschaften an verschiedenen Orten nicht selten fast stegreifartig hervorgegangen, zunächst nur für die Kreise ihrer Entstehung bestimmt, mit dem Klosterleben und hundertjährigen Kloster-Gewohnheiten, wie z. B. die sogenannten Mysterien, einerseits, sowie mit der eigenthümlichen Stellung der katholischen Geistlichen jener Zeit zu ihren Umgebungen, insbesondere zum Landvolke, andrerseits aufs Innigste verwebt, mit ihrer eigenthümlichen Form nach ihrer provinziellen, ja lokalen Färbung in Anschauung und sprachlichem Ausdruck ein unzertrennliches Ganzes bildend, erfordern sie für ihre richtige Beurtheilung einen ganz verschiedenen Maaßstab, als jede sonstige literarische Erscheinung." Geistliche Komödien, wie possenhafte Kapuzinerpredigten, waren etwas Herkömmliches und Populäres, woran Niemand Anstoß nahm. Die burleske Manier, die Shakspeare in dem Zwischenspiel Pyramus und Thisbe so glücklich angewendet, war auch den Mysterien und geistlichen Schauspielen nicht fremd und der Scherz fand sich unwillkürlich ein, wenn Bauern, die an ein ganz anderes Kostüm gewöhnt waren, heilige Personen, oder Engel und Teufel und den Gott Vater selbst spielen mußten. Deßhalb würde man in unsrer pruden und gallichten Zeit Unrecht thun, an jenen bäurischen Späßen Anstoß zu nehmen, die, so derb und roh sie mitunter waren und selbst in der schmutzigsten Sprache, dem Heiligen weniger nahe traten, als es die feine und anständige Sprache so mancher unsrer theologischen Schulen thut.

In der Apologie des Dichters, welche die Vorrede enthält, gefällt uns nur eins nicht, nämlich die Berufung auf Goethe. Wenn es S. XII. heißt, Sailer bewege sich in einer niedern, aber gewiß nicht in einer weniger sittlichen Sphäre als Goethe und wenn auf dessen Mephistopheles hingewiesen wird, so finden wir das gar nicht zur Stelle passend. Die Sphäre, in der Goethes Faust sich bewegt, ist gar keine sittliche, sondern im Gegentheil eine entschieden unsittliche. Einen Selbstling und frechen Sünder, wie Faust, in den Himmel zu introduciren, ist ein Hohn der Poesie gegen das sittliche Gefühl. Mit diesem raffinirten Versuche Goethes, alle Begriffe von dem, was göttlich, heilig, würdig und sittlich ist, zu verwirren, sind Sailers unschuldige Späße nun auch nicht entfernt zu vergleichen.

Die Dichtungen sind größtentheils dramatische, geistliche Komödien oder Fastnachtsspiele in altem Style. Den Anfang macht „die Schöpfung des ersten Menschen" in drei Aufzügen, ein Stück, das von der köstlichsten Laune eingegeben ist. Doch muß man das Volk, seine Sitte und Sprache kennen, wenn die vis comica nicht viel verlieren soll. Hier eine Probe. Gott Vater ist beschäftigt, den Adam zu beleben.

A r i o s e.

Bursch, wach auf!
huescht und schnauf!
Pf! Pf!
hutig und g'schwind
schüttla da Grind!
Pf! Pf!
S'Maul aufstreck,
d'Zhän fein bleck!
Pf! Pf!
Nieaß, zur Prob! (Adam nießt.)
Healf dar Gott! jetzt leabt ar, Gott Lob!
Gealt Dadam, da g'siehst!

Adam.

Joa, redli Gott Vater! g'lobt sey Jesas Chrischt.

Gott Vater.

In Ewigkoit. Gealt as hoats thaun!
guck übersi, da kanst seahn d'Sonn. d'Stearn und den Maun.

A r i e t t e.

Ihr seand jo Gott Vatter seall,
gealtat ihr?

Gott Vater.

Dear und koin And'rer bin ih,
gealt da moischt mih?
Du bischt aber au mein Kreatur.

Adam.

Joa, ih haun schaun längscht dacht, wenn ih nun verschaffa wur.
Ih hätt schaun länger au möga leaba.

jez hoats ui eisar Herrgat doch an moal in Sin geaba.
Aber noh Oins. Wuhear thur ih kumma?
Wo haund er mih hearg'numma!

Und so geht der grobe, aber immer echte Spaß fort. Das zweite Stück heißt „der Fall Luzifers" in zwei Aufzügen und ist von derselben Art. Die Engel, welche Patrone verschiedener Länder sind, geben dem Dichter Anlaß zu mannigfachem Scherz, namentlich der Schweizerengel:

Hel chuta Tag biananda!
Verzeihamars! Herr Michal: daß ih dar letscht bi cho!

Michael.

Sag mar, was geits
Nuis dunda in der Schweiz?
wia hoascht dein Schuldigkoit und Pflicht
wie as am Engel anschtoaht, verriicht?
sag mar ebbas darvo.
Da schtinkscht beim Weatter! itt guat,
ih moin da kommst hear, wo man Mischt lada thuat.
Pfui Duisel! ih haun mar d'Nasa itt aufz'theand traut,
Kerle! da küchbretalascht überlaut.
Hättescht itt darvoar
könna am Beasa d'Schuah buza beim Thoar!

Schweizerengel.

He! ha itt dra tocht,
daß ih hei am Wada
an Chüestada
in d'Schtuba inar brocht.

Michael.

Sag dein Sach g'schwind,
ih will gugga, daß ih an Bris Eschtroaßburger find.

Hierauf folgt ein weltliches Stück, die bekannten „sieben Schwaben" in zwei Aufzügen. Wie sie den Hasen angreifen sollen, ist also geschildert:

Gelbfüßler. O euser lieaber Herrgatt! as ischt mar reachtschaffa Loid, daß ih dih so oft ang'loga und b'schissa haun. Ih will mih joa geara bessara; hilf mar nun dösmoal uss dar Nauth! Ih will dar au an Wallfat uf Maria Oinsidla verschpreacha.

Knöpflenschwab. O mir verschpringt fascht dar Maga voar lauter Schmeatza über meine Bosholtana. Ih will joa geara di ganz Faschta duri dägligsdags mit an baar Dutzat Knöpfla varlieab neamma, wenn mih nun dösmoal noh leaba loascht.

Mückenschwab. O mein Herrgatt! wenn da nun wüsstascht, wia loid as mir wär über älle meine Sündana und Bosholtana. As glaubt mars koin Mensch! aber an Gotts Nama! O bring mih nun dösmoal itt um — ih hauns freile wohl verdeant — so will ih gera s'Dags zwoi Schöppla Saiwein trinka, wenn mih nun leaba loascht. Ih kan joa nointz ärgers verspreacha.

Blitzschwab. Mih soll dar Duisel glei leabendig vo dar Schtell weagg holla, wenn as mar itt reacht verfluacht loid ischt. Ih neammar au beim höllischa Duisel reacht kräftig voar, ih will, bi Goscht, mein leabbig nimma mai schwöra. Und wenn ih beim Ackermeant nun noh an goziges moal schwör, so will ih grad in d'Höll na versinka.

Bannwarth. Nun ar mearat wohl fetig seyn. Jetz aber Guraschc, verlaß iß itt! Allo, anpackt!

Gelbfüßler. Ih gang itt voar an. Ih bin dar kloischt, dar Haas thät mih über dan Haussa renna.

Nestelschwab. Sò wia du Knöpflaschwoab! Du kairscht z'aischt nan. Da bischt dar jüngscht und bischt no ledig. As schreit dar koin Weib und koin Kind noah, wenn da schaun umkommscht.

Knöpflenschwab. Du dickgrindiger Limmel du! Was bischt mar jetz neidig um mein edels Leaba? wenn ih nun Moischter wär, da müeßtascht mir grad z'aischta nan, weil da dar graischt Zittarar unter älle bischt.

Mückenschwab. O eusar lieaba Fraua vom Bussa! Jetz weand sih mih mit G'walt fürre schieaba. Bannwath! kommat mar doh z'Hilf.

Bannwarth. Laund da Briagger gaun! Blitzschwoab! wia pack du an.

Blitzschwab. O ihr höllische vermaledeite Hundsduisels Kerle! Laund mih gaun. Daß ui äll dar Schindar und dar Duisel dan Kraga umdreh! Laund mih gaun, oder ih schwörana und fluachana äll in d'Höll na.

Spiegelschwab. O lieaber Bannwath! theand mar doh dös itt. Ih willana g'wieß an Trinkgeald gean, wennar mih verschonat.

Bannwarth. Nun pack an, Kerle! oder as geit Brügel.

Allgäuer. Holla! — — O Gottlob, daß ich noh s'Leaba darvo g'rissa haun. Doa na gang ih nimma, ih will mih lieaber glei umbringa laun.

Bannwarth. Sò wia, Subbaschwoab! woag du Oins mit deim ungarischa Gaul. Ar ischt itt zimmle flüchtig. Da dearfscht dar itt fürchta. As g'schieht nointz, denn der Haas kommt dar itt noah.

Suppenschwab. Hoi! hoi! Futt, futt ian Gotts Nama. — — O Jerem! laund mih futt mit meim Gaul. Ih g'sieh nointz maih voar lauter Schreacka.

Bannwarth. Doh as muaß seyn, und ar müeaßat uier Leaba woaga, as hilft nointz dafür. Ar kommet aber sicherle in Himmel as Materer, und d'Noawealt weat ui as Hoilige veraihra. Jetz aber weammar äll z'moal mitanander angreissa. Schtaund mithin äll hindaranand an dui. Schtang! und wenn ih wear saga: oins, zwoi, drui! so gaund mit älligem G'walt druf los, — — — Botz Duisel! was schtreitat ar schaun wieder. — Knöpflaschwoab! schtaud du vornaus. Jetz muggier sih nun Koiner, und geand uf mein Kommando Acht! — Allo, oins, zwoi, drui. — Kotz Ranzaduisel! Dar Haas ischt joa davonna."

Das folgende Gedicht „der schwäbische Sonn- und Mondfang" ist eben so launig. Bauern wollen Sonne und Mond mit Stangen und Netzen einfangen. Dann kommt wieder eine geistliche Posse „die heiligen drei Könige." Einige kleinere Gedichte machen den Schluß, darunter auch eine poetische Begrüßung der unglücklichen Marie Antoinette, als sie durch Schwaben reiste, um Gemahlin des Dauphin von Frankreich zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 72.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 17. Juli 1843.

Armenwesen.

Die öffentliche Armenpflege. Von dem Herrn von Gerando, Pair von Frankreich ꝛc. Im Auszug übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. F. J. Buß, Prof. in Freiburg. Erster Theil. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1843.

Herr von Gerando hat sich schon in frühern Schriften als einen großen Menschenfreund bewährt, hier aber entfaltet er den ganzen Reichthum seiner Erfahrungen in Bezug auf das menschliche Elend und die Mittel, dasselbe zu lindern. Das Werk ist ungemein tiefgreifend und in jeder Beziehung lehrreich, obgleich statt der gar zu großen Ausführlichkeit eine mehr gedrängte Fassung zu wünschen gewesen wäre.

Das Vorwort des Herrn Buß verdient ebenfalls alle Beherzigung. Es macht hauptsächlich auf den Einfluß aufmerksam, welchen die zunehmende Entsittlichung auf die Verarmung ausübt. „Man hat nach unserer Ansicht die öffentliche Armuth bisher viel zu sehr für ein vereinzeltes Leiden gehalten, statt sie als Ergebniß der Richtung unserer ganzen Zeit zu betrachten. — Wir erkennen nun als die Grundleiden unserer Tage den immer mehr in die Massen dringenden kirchlichen und politischen Rationalismus, und die denselben begleitende, auf moralischem Gebiet verwüstende Selbstsucht, und in Folge des politischen Atheismus den Mangel alles Glaubens an die Institutionen, den Mangel fester, unerschütterlicher socialer Ueberzeugungen." — Die Zerrissenheit und Zerklüftetheit der Politik im Großen und in den einzelnen Staaten, die umwandernde Revolution mit offenem und still schleichendem Brand, der Pauperismus, welcher die hitzigsten Gewerbvölker mitten in der Uebersättigung durch die gewerbliche Produktion verfolgt, die sittliche und physische Entartung der arbeitenden Klassen an den großen Manufacturheerden, die Handelskrisen mit den periodischen Bankbrüchen, der Socialismus in England und Frankreich — sie alle zeugen für die moralische Unbehaglichkeit, welche die Gegenwart foltert. — Aber so tief hat sich die falsche Richtung eingesenkt, daß selbst Jene, welche die Nothwendigkeit einer Umkehr erkennen, die sich seit zwei Jahrzehnten in einer unverkennbaren Reaction kund gibt, fast Alle von wirthschaftlichen Reformen die Rettung erwarten, und selbst der sociale Radicalismus nicht die wirthschaftlichen Schranken durchbricht. — Nur Wenige sehen in einer religiösen, sittlichen Rehabilitation die Hülfe; von diesen flüchten sich aber die Meisten aus der skeptischen Unbehaglichkeit der Gegenwart zu der Wiederaufnahme der socialen Verfassung der Vergangenheit; sie fordern lediglich eine Rückbildung, ohne zu erwägen, daß etwas Vergangenes als solches sich nicht wieder erwecken lasse."

Nicht der alte abgestorbene Leib läßt sich wieder beleben, wohl aber sollte man eine neue Organisation gewinnen; nicht zum Mittelalter kann man zurückkehren, wohl aber sollte man mit derselben Kraft, wie sich das Mittelalter organisirte, eine neue feste Weltform zu gestalten wissen. „Das Mittelalter, dieses Weltalter des körperschaftlichen Geistes, hatte bei dem Mangel aller prophylaktischen Anstalten weniger Arme, als die Gegenwart. Warum? Weil es organisirt war. In den bevölkertsten Städten zeigte sich die Armuth nicht, weil eine sociale Zucht, eine gegenseitige corporative Ueberwachung und eine höhere Aufsicht walteten." Daran fehlt es jetzt gänzlich. Nicht für einander arbeiten alle Kräfte, einander wechselseitig tragend und schützend, sondern gegen einander. „So schaden uns die Divergenz der wirthschaftlichen Interessen, die Trennung des Kapitals und der Arbeit und die Unvermitteltheit der Gütererzeugung und der Vertheilung. Alle die heillosen Erscheinungen der mercantilischen Fälschungen, die zerrüttenden Fluctuationen in der Nachfrage nach Arbeit, die Agglomeration der Lohnarbeiter, deren Prolification ihre ökonomische Unsicherheit nicht hemmt, der

Parallelismus des Siegs der rohen Kraft und der Laster und Verbrechen weissagen nach dem Kampf der Concurrenz die Pacification des socialen Kirchhofes; eine Unbehaglichkeit, ein dumpfes Ahnen besorglicher Zukunft umdunkelt die gebildetsten Nationen."

Das furchtbare Uebel des Pauperismus ist nun in die Zeit eingetreten, und die Mittel der Abhülfe, die man vorgeschlagen, genügen nicht. Denn die Mildthätigkeit, die der immer wachsenden Noth abhelfen will, ohne ihre Quelle verstopfen zu können oder sogar zu wollen, reicht zuletzt mit allen Armenspenden und Armensteuern nicht mehr aus, und die communistischen Vorschläge würden zu einer allgemeinen Anarchie führen, die doch nur eine vorübergehende Krisis seyn könnte, ohne dem Uebel wahrhaft abzuhelfen. Nur ein Mittel gibt es und der Herausgeber hat den Muth, es zu nennen: Selbstbeschränkung, Mäßigung, Resignation, Würdigung der Pflicht vor dem Recht, Dämpfung der unsinnigen Begierde nach Genüssen, nach Ehre und Reichthum, die doch unmöglich allen befriedigt werden können, Genügsamkeit, Bescheidenheit unter den Menschen und Demuth vor Gott.

Auf diese sehr besonnen geschriebene Einleitung folgt das Werk des Herrn von Gerando selbst, das uns zuerst in großartiger Uebersicht eine Statistik des Armenwesens vorlegt und die Entstehung des Uebels, seinen Umfang, seine normale und anomale Verbreitung und die Versuche zu seiner Abhülfe auseinandersetzt. Wir wollen Einiges in Betrachtung ziehen, was uns vorzüglicher Rücksicht werth scheint.

Sofern die Uebervölkerung Ursache der Armuth ist, scheint das Mittel nahe zu liegen: Entfernung, Auswanderung, oder wenigstens periodischer Ortswechsel. Die Zugvögel wechseln ihren Aufenthaltsort nach ihrem Bedürfniß, die nomadischen Völker thun dasselbe. Wenn die ackerbauenden und industriellen, an feste Wohnsitze gebundenen Völker nicht mehr genug Subsistenzmittel im engen Kreise ihrer Heimath finden, müssen auch sie wieder, wenigstens theilweise, Nomaden werden und mit ihren Bedürfnissen weiter ziehen. Vielleicht verschaffen die Eisenbahnen der Ueberzahl schlecht bezahlter oder ganz arbeitloser Menschen bald Gelegenheit, sich periodisch in die Gegenden zu versetzen, wo man ihre Arbeit braucht, oder wo sie besser bezahlt wird. Herr von Gerando hat auf diesen Punkt, wenigstens im vorliegenden Bande, noch nicht gehöriges Gewicht gelegt.

Sofern die Armuth aus der Ungleichheit der Stände und der Erwerbsmittel hervorgeht, hat man geglaubt, ihr durch ein allgemeines Nivellement der Stände und des Eigenthums begegnen zu können. Das ist das einseitige Ziel des Communismus. Herr von Gerando macht dagegen alle Gründe der Vernunft und Erfahrung geltend und stellt den Satz auf, daß sich allgemeiner Wohlstand und allgemeine Gleichheit umgekehrt verhalten und daß, um einen gemeinsamen Reichthum zu erzielen, die individuelle Gleichheit nothwendig aufhören müsse. „Je mehr man die Gesetze der menschlichen Natur und der socialen Organisation ergründet, erkennt man da nicht, daß man die Fortschritte des gemeinsamen Wohlstands nur durch eine Abstufung in den individuellen Lagen erringe, und daß sich ein Jeder dann besser befinde, wenn er an dieser allgemeinen Verbesserung Theil nimmt, wenn sie auch dem Einen oder Andern ungleich zu gut kömmt? Und gesetzt, die Chimäre der vollkommenen Gleichheit wäre einmal ausgeführt, würde sie nicht in dem nächsten Augenblick wieder schwinden? Die Einen würden sich bald durch die Ueberlegenheit des Talents, der Thätigkeit, der Ordnung, der Achtung erheben; Andere würden durch Nachläßigkeit, Unvorsichtigkeit, und durch die Befriedigung ihrer Leidenschaften heruntersinken. Und diese entgegengesetzten Richtungen würden im Laufe der Zeit zu den größten Contrasten zwischen den individuellen Lagen führen. Möchte man den Lauf dieser entgegengesetzten Bewegungen hemmen, und könnte man es, ohne das Eigenthumsrecht anzugreifen, diese Bedingung der Gütererzeugung, dieses Princip der Gesittung selbst? So ist die Ungleichheit die unvermeidliche Folge der freien Arbeit, die Quelle jedes Wohlstands, zu gleicher Zeit aber auch ihr nothwendiges Werkzeug; denn die beiden wesentlichen Bedingungen der Ergiebigkeit der Arbeit sind ihre Theilung, ihre Organisation; die erstere sondert die verschiedenen Verrichtungen der Arbeiter; die zweite vereinigt ihre Bemühungen, beide führen mit der Verschiedenheit der Verwendung, verschiedene Grade der Fähigkeit, der Unabhängigkeit, folglich der Mächtigkeit, der Lohnung mit sich. Die Arbeit befruchtet sich nur mit Capitalien, diese bilden sich aber nur durch Anhäufung der Güter. Man sehe, wie der Betrieb im Großen die Kosten erspart, die Operationen beschleunigt und erweitert, die Ausführung gewisser riesenhafter und ebendadurch äußerst fruchtbarer Unternehmungen gestattet. Sind nicht auch Werkzeuge, welche den Reichthum erzeugen, und deren Werth beträchtlich ist, obwohl er wenig gewürdigt wird, weil ihre Wirkung fern und allgemein ist, jene freien Berufe, welche in der von der Ungleichheit der Stellungen gegönnten Wohlhabenheit geübt werden, und welche sämmtliche Arbeiten beleben, aufklären und schützen? Die Wissenschaft hat gegenwärtig diese große Wahrheit verkündet: der Richter, der Verwaltungsbeamte, der Geistliche, der Arzt bewahren die Elemente der Kraft und des Reichthums, unterhalten und mehren die nützlichen Beziehungen, die Gelehrten eröffnen der Arbeit tausend neue Wege, die Männer der Literatur, die Künstler erheben

den Geist und stärken dadurch das wesentlichste Element bei der Arbeit des Menschen, seine sittliche Kraft."

Sofern aber die verschiedenen Berufsarten nicht sorgfältig genug gegen einander abgegrenzt und jede nicht innerhalb ihres eignen Bereichs einer gesicherten und sichernden Organisation sich erfreut, entstehen jene Uebel der Gewerbsfreiheit, der Concurrenz, der Schwindelei, und der fast periodisch gewordenen Bankbrüche einer-, und lokalen Brodlosigkeit und Arbeiteremeuten andrerseits. In dieser Beziehung nun weist Herr von Gerando auf das ältere System der Zünfte zurück und zeigt, wie die modernen Arbeiterassociationen im Grunde nur Versuche seyen, einige Garantien, welche die alten Zünfte auf die Dauer darboten, zeitweise und örtlich wiederzuerobern. Aber der große Unterschied zwischen dem Organismus der alten Zünfte und dem Atomismus der neuen Associationen besteht darin, daß in jenem Rechte und Pflichten sich wechselseitig ausgeglichen hatten, während in diesem nur entgegengesetzte Rechtsansprüche, ohne irgend eine Anerkenntniß der Pflicht, sich bekämpfen. Die Associationen zwecken in der Regel nur Erhöhung des Lohnes ab und sind, weit entfernt, einen dauerhaften Frieden zwischen Meistern und Gesellen zu begründen, vielmehr nur Symptome ihres Krieges. Und die Tendenz ist hier, das moralische, sociale und ökonomische Band, was beide ehemals in den Zünften unzertrennlich vom Eintritt in die Lehre bis zum Tode vereinigte, immer mehr aufzulockern. Die Verträge werden auf immer kürzere Termine geschlossen, nicht nur in Fabriken und Werkstätten, sondern auch in Haushaltungen zwischen Herrschaft und Dienerschaft. Mag die Härte und der Egoismus mancher Industriellen oder der Leichtsinn und die Verführung bei den Proletariern Schuld seyn, genug, die Thatsache steht fest, daß sich aller Dienenden eine wahre Wuth, ihre Stellen zu wechseln, bemächtigt hat; daß von Pietät und Treue, von Mitgefühl für des Hauses Glück und Ehre selten mehr bei Dienenden die Rede ist, und daß auch die Herren wieder ihrerseits ihre Diener und Arbeiter, anstatt mit der alten patriarchalischen Güte, mit conventioneller Kälte und Härte placiren und deplaciren, in Krankheits- und Unglücksfällen mitleidlos aus dem Hause werfen und — das Schlimmste von allem — sie demoralisiren, die Unschuld, die bei ihnen Brod sucht, verführen &c.

Höchst vortrefflich ist, was Herr von Gerando in dieser Beziehung S. 297 äußert: „Von allen Quellen der Verderbniß ist aber die schlechteste jene, welche die Feilheit zu der Ansteckung der Laster fügt. Die Wohlhabenheit, welche Gold anwendet zur Verführung, welche Zeugen, Diener für ihre Ausschweifungen miethet, entwürdigt doppelt den Charakter. Sie ist um so schuldiger, als sie ihre Opfer unter den Armen sucht. Sie verletzt die heilige Würde des Unglücks. Die Begriffe des Eigenthums und seiner Rechte entarten in der Ansicht des niedern Volkes, wenn es den Reichthum den schuldhaften Leidenschaften zur Nahrung dienen sieht. Mit ihnen entartet auch der Begriff von dem Verdienst der Arbeit; selbst die Ehrfurcht vor der Gerechtigkeit wird dadurch geschwächt: die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung werden erschüttert. Man plündert mit weniger Gewissensangst Solche, welche man zu achten aufgehört hat. Die Hausgenossenschaft kann durch die Verhältnisse, welche sie zwischen dem Herrn und Diener gründet, ein nützlicher Unterricht werden, und Tugenden übertragen, ebenso aber auch verderbliche Einflüsse. Als ergebener Vertrauter eines verdorbenen Herrn wird sein Diener leicht sein Nebenbuhler, und überliefert wiederum diese Traditionen der Schändlichkeit und Niederträchtigkeit an die Individuen der niedern Klasse, mit welchen er im Verkehr ist."

Die Hauptursachen des Pauperismus sind Trunkenheit und Geschlechtsausschweifung. Zu den erstern treibt meist das Unbehagen und die Hoffnung, sich über eine trostlose Lage wenigstens durch einen augenblicklichen Genuß zu täuschen. Die andere ist meist das Resultat einer von oben, von den Herrschaften selbst ausgehenden Verführung. Wenn die kolossale Lüderlichkeit des vorigen Jahrhunderts vorzüglich von den Höfen und der verderbten Aristokratie ausging und sich um dieselbe her gruppirte, so geht die heutige Lüderlichkeit vorzugsweise von den Industriellen aus und gruppirt sich in den Hütten der Armuth um die Paläste der Reichen.

Ueber die Vertheilung der beiden vom Pauperismus unzertrennlichen Laster, sagt Herr von Gerando: „In Nordamerika sind ³/₄ der Armen Opfer der Trunksucht, die ihnen täglich sechs Stunden raubt, und so der gesammten Nation einen jährlichen Verlust von 120 Millionen Dollars bringt, ohne die Verluste durch Verbrechen und Krankheiten zu rechnen. Gegen diese Drangsal erhoben sich die Mäßigkeitsvereine, welche sie beschränkten. In England nimmt der Hang zu geistigen Getränken von Tag zu Tag in der arbeitenden Klasse zu; in sieben Jahren von 1820—1827 hat sich der Verbrauch des Branntweins und des Rums fast verdoppelt, was die Armenliste wohl empfand. Frankreich leidet weniger an der Trunksucht, die sogar noch im Abnehmen ist. Aber die die größte Tranksteuer zahlenden Departemente zählen auch die meisten Armen. — Die Geschlechtsausschweifung hat weniger Entschuldigungen, und in einigen Beziehungen verderblichere Folgen. Erzeugt sie auch weniger Arme, so erzeugt sie ein häßlicheres, tieferes Elend. Jede ihrer Verirrungen trifft zugleich mehrere Opfer, und verdirbt vor Allem das weibliche Geschlecht, den Depositar der zarten Familienfreuden. Betrachtet

man die Strafstatistik, so sieht man, daß der Ehebruch, die Hurerei, der Concubinat, die Verführung in Frankreich gegenwärtig das eingestandene Motiv von ungefähr 1/8 der Verbrechen bilden. Es besteht nur eine geringe Connexität zwischen den heftigen Leidenschaften und den gewöhnlichen Ursachen der Armuth; der Haß, die Rachsucht, die Begierde treiben zum Verbrechen, und führen nicht direkt zur Armuth. Allein Alles, was den Charakter verschlechtert und den Willen entmuthigt, erzeugt Sorglosigkeit, Apathie und bald Erschöpfung der Hülfsquellen. Der Geist der Servilität, die Lüge, der Neid, die Niederträchtigkeit bereiten zur Anrufung fremder Hülfe vor. Mit dem Gefühl der eigenen Würde ist Alles verloren. Die Kinder dieser Unglücklichen sind zumal, in der Atmosphäre des Lasters erzogen, jeder Nacheiferung unzugänglich, zum voraus entweder dem Elend oder dem Laster verfallen, selbst die Erziehung wird von ihnen zurückgewiesen."

Ueber das merkwürdige Verhältniß der Verbrechen zur Armuth sagt der Verfasser noch: „Die meisten Verbrechen werden gerade in jenem Lebensalter verübt, wo die Armuth am wenigsten bekannt und am leichtesten zu vermeiden ist, zwischen 25 und 30 Jahren. Die Ursachen der wirklichen Armuth treffen die unschuldigsten Wesen. Wenn die Armuth die Tochter des Lasters ist, so ist es die Folge jener Laster, welche den Menschen verschlechtern, nicht der Leidenschaften, welche zur Gewaltthat treiben. Auch erscheinen die Frauen, welche den größten Theil der Armen ausmachen, auf der Tabelle der Verbrechen gegen die Personen in einem viel schwächern Verhältniß, und da meist nur durch den Kindsmord, als auf der der Verbrechen gegen das Eigenthum. Die größte Zahl der Verbrechen gegen die Personen begehen junge Leute."

Am Schluß des Bandes würdigt Herr von Gerando die Mittel, die man gegen den Pauperismus angewendet oder empfohlen hat. In den früheren Jahrhunderten war der Pauperismus unbekannt. Durch den Organismus der Stände und Innungen war für jede individuelle Existenz gesorgt und wo durch zufälliges Unglück, öffentliches oder privates, Armuth eintraf, da half die Kirche aus. „Lange Zeit und vor Allem seit dem Sieg des Christenthums galt die Unterstützung des Unglücks als eine ausschließlich religiöse Pflicht. Der Staat vertraute der Macht der religiösen Moral, um alle Bedürfnisse der leidenden Menschheit zu befriedigen. Die Kirche war die natürliche Vertheilerin der Armenspenden. Die Gastlichkeit wohnte in den Klöstern, sorgte für den Wanderer, den Kranken, den Verwundeten. Die milden Anstalten erhoben sich, von bloßen Privaten gegründet. Wenn die Fürsten Schenkungen den Armen zuwandten, Hospitien gründeten, so dachten sie als die mächtigsten Bürger eher eine persönliche Pflicht zu erfüllen, als einer großen socialen Sendung zu dienen. — Als die europäische Gesetzgebung sich zu säcularisiren unternahm, so begann man die Fragen über das Armenwesen unter einem neuen Gesichtspunkt zu betrachten. Man fragte sich, ob nicht eine direkte, wenn gleich stillschweigende, Verpflichtung des Staats gegen seine Mitglieder bestehe, vermöge welcher er seine Armen unterstützen solle. Grotius, welcher zuerst diese ernste Frage stellte, gab ihr die unbedingteste Lösung: er erschrack selbst vor den Folgen seiner eigenen Maximen. Nach seiner Ansicht „thaten Jene, welche das Eigenthum einführten, es nur unter der stillschweigenden Beschränkung, daß die natürliche Wirkung des Eigenthums, nämlich die, jeden Andern als den Eigenthümer von dem Gebrauch der besessenen Sache auszuschließen, von dem Zeitpunkt an aufhören würde, wo man sie nicht mehr behaupten könnte, ohne fremdes Gut zu gebrauchen." Nicht so weit gehend, unterwarf Montesquieu den Staat einer so ausgedehnten Verpflichtung, daß sie der Privatwohlthätigkeit gar keinen Raum mehr lassen würde. „Der Staat, sagt er, schuldet allen Bürgern einen sichern Unterhalt, Nahrung, anständige Kleidung und eine gesunde Lebensweise." Necker stellt ohne Bedenken „unter die Statuten, welche die Rechtsverhältnisse der Bürger gegen einander bestimmen, die Pflichten der ganzen Gesellschaft gegen das Unglück." Die constituirende Versammlung stellte durch das Organ des Ausschusses über den Bettel den Grundsatz auf: „die Gesellschaft schuldet allen ihren Mitgliedern Unterhalt und Arbeit." Diese Lehre wurde in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts durch die Literatur allgemein anerkannt, so wie durch die Gesetzgebung einer Menge Staaten Europa's; dieses Princip hat selbst Fundamentalbestimmungen in der Verfassung einiger derselben veranlaßt."

Man erkannte die Pflicht und die Nothwendigkeit, für die Armuth zu sorgen, aber je mehr das Uebel sich steigerte, um so mehr glaubte man auch wieder, Kategorien aufstellen und den Strom der Wohlthätigkeit zweckmäßig vertheilen und auf die rechte Stelle leiten zu müssen. Deßfalls stehen sich nun ein strenges, im Extrem zu strenges, und ein laxes, im Extrem wieder unhaltbares, ja schädliches System im Armenwesen gegenüber. Herr Gerando sucht zwischen beiden zu vermitteln und überall feste Grenzen zu ziehen, zwischen der Staats- und Privatwohlthätigkeit und zwischen den Rechten und Pflichten der Armen. Und ebenso stellt er genau alle die Pflichten zusammen, die den Armen zukommen, sofern sie insbesondere ihre Rechte an Staat, Gemeinden und Private geltend machen dürfen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 73.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 19. Juli 1843.

Werke über die Alpen.

1) Die Gletscher und die erratischen Blöcke. Von F. J. Hugi. Solothurn, Jent und Gaßmann, 1843.

Wieder eine Hauptschrift über die berühmte Gletscherfrage. Da fast alle Zeitungen an den Streitigkeiten darüber Theil genommen haben, können wir die Kenntniß derselben bei unsern Lesern voraussetzen und bringen ihnen hier nur kurz in Erinnerung, daß der Streit über die Priorität eines Gedankens, welcher von Agassiz einer- und von Schimper und Forbes andrerseits geführt wurde, als etwas rein Persönliches von dem Streit über die Natur der Gletscher und über die Fortbewegung der sogenannten erratischen Blöcke, der hauptsächlich zwischen Agassiz einer- und Hugi andrerseits geführt wird, als einem rein wissenschaftlichen und nur die Sache selbst betreffenden Streite zu unterscheiden ist. Nur mit dem letzteren haben wir es hier zu thun.

Agassiz, in so vieler Beziehung als Forscher ausgezeichnet und deßhalb von Hugi stets mit Achtung behandelt, ist seinerseits dem wissenschaftlichen Gegner nicht mit gleicher Achtung entgegengekommen, sondern hat sich selbst, und noch mehr seinen jungen Freunden eine Polemik voll irriger Unterstellungen, gehässiger Verdächtigungen und verächtlicher Seitenblicke gestattet, wie sie sich überhaupt nie für Gelehrte schickt, in diesem besondern Falle aber um so weniger am Platze war, als es sich von einer eben erst begonnenen, noch lange nicht zu ihren letzten Resultaten gelangten Forschung handelt und die einseitige Ansicht, die Agassiz vertheidigt, nur zu viele schwache Seiten darbietet.

Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß Hugi die Gletscher weit länger und sorgfältiger untersucht hat, als Agassiz. Hugi ist seit zwanzig Jahren ein unermüdlicher Wanderer und hat Wochenlang hinter einander, nicht nur im Sommer, sondern auch im härtesten Winter * in den höchsten Alpenregionen zugebracht, um die Natur der Gletscher, in deren tiefstes Innere er eindrang, zu jeder Jahrszeit und bei jeder Temperatur von innen und außen zu erforschen. Er hat unter diesen Umständen eine Menge Versuche der scharfsinnigsten Art angestellt, die Agassiz nicht oder auf kurzen Sommerreisen nur unvollkommen anstellen konnte. Er hat endlich, was wohl sehr zu seinen Gunsten spricht, trotz seiner langen Arbeit in diesem Gebiete sich niemals angemaßt, zu einem letzten Resultate gelangt zu seyn und den letzten Erklärungsgrund aller bei den Gletschern vorkommenden Erscheinungen aufgefunden zu haben; während Agassiz mit einem kurzen veni, vidi, vici das Räthsel gelöst zu haben glaubt. Hugi wäre mit seinen Forschungen auch jetzt noch nicht hervorgetreten, wenn er nicht durch Agassiz provocirt worden wäre. Sofern Agassiz gleichsam mit dem untrüglichen Blick des Genies und ohne Untersuchung, wenigstens nur nach einer kurzen und sehr einseitigen, die wichtigsten Dinge unberücksichtigt lassenden Untersuchung, diktatorisch erklärte: „so ist es!“ und diese seine Meinung von Andern auf seine Autorität hin und ebenfalls ohne Untersuchung angenommen wurde und sogar die herrschende zu werden schien, glaubte Hugi verpflichtet zu seyn, der Welt auch seine Forschungen vorzulegen und vor übereilten Schlüssen zu warnen.

Seine Forschungen stimmen nämlich in einigen wesentlichen Punkten mit denen von Agassiz nicht überein. Agassiz glaubte das Wachsthum der Gletscher vorzugsweise aus dem Einsickern des Wassers in das Innerste der Gletscher während des Sommers erklären zu müssen. Hugi weist aber aus langjähriger Erfahrung, nicht nur seiner eignen, sondern aller Gletscherumwohner nach, daß

---

* Man vergl. die treffliche Schilderung seiner Winterreise in der kleinen Schrift: „über das Wesen der Gletscher.“ Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag, 1842, und unsre Blätter vom vorigen Jahr Nr. 38, 39.

die Gletscher auch im Winter wachsen, sich bewegen und vorrücken, und daß in das Innere des Gletschers niemals Wasser einsickere, sondern immer nur in die äußere Decke desselben, und nur so weit der Einfluß der äußern Temperatur reiche. Wenn Agassiz einmal buntgefärbtes Wasser 25 Fuß tief ins Eis eindringen sah, so war es nicht Eis aus dem tiefsten Inneren des ausgebildeten Gletschers, sondern lockerer Firn, aus dem erst, wenn er tiefer in die Thäler sinkt und sich zusammenballt, der eigentliche Gletscher entsteht. In das eigentliche Gletschereis dringt das Wasser höchstens zwei Fuß tief, jenachdem die äußere Temperatur warm genug ist. In einer Grube, die Hugi zu diesem Zweck zehn Fuß tief ins Gletschereis grub, und in der er gefärbtes Wasser anbrachte, ohne daß die Atmosphäre hier mitwirken konnte, nahm das Eis gar kein Wasser an. Ja das Wasser übt sogar weit weniger Einfluß auf das Eis, als die Luft, und ein mit Wasser bedecktes Eis unterliegt weit weniger der warmen Temperatur der Luft, als ein von Wasser freies.

Aus diesen Gründen nun, die der Verfasser sehr ausführlich erörtert und durch die genaue Beschreibung seiner an den Gletschern selbst angestellten Versuche belegt, erklärt er sich gegen die von Agassiz mit zu vieler Zuversicht verkündigte Wasserdurchsickerungstheorie, und gibt einer andern Erklärungsart den Vorzug, obgleich er sich ausdrücklich dagegen verwahrt, als wollte er die Untersuchung damit abgeschlossen haben. Er glaubt nur, man dürfe den Einfluß der Luft, der äußern Temperatur, der Atmosphäre nicht übersehen. „Wenn man an die außerordentliche Ausdünstung der Gletschermassen und wieder an die erwiesene eben so starke Absorbtion atmosphärischer Stoffe denkt, und dabei in Erwägung zieht, daß die Eisbildung nur unter atmosphärischem Einflusse erfolgt, daß Wasser durch eine Schichte von Oel bedeckt, auch bei sehr tiefer Temperatur, nur dann, aber augenblicklich, in Eis sich wandelt, wenn eine Luftblase ins Wasser gebracht wird, so müssen wir der atmosphärischen Einwirkung auf das Gletschereis einen Einfluß zugestehen, den das flüssige Wasser nie haben kann; sie sickert auch nicht etwa mechanisch durch wie das Wasser durch die geöffneten Kanälchen, Spalten oder Poren durchsickert, sondern sie wird im eigentlichen Sinne absorbirt und gewiß durch die Eisbildung umgewandelt, wie auch bei der Ausdünstung im Sommer oder im Winter, bei großer Hitze, und, noch mehr, bei starker Kälte der Gletscher, nicht im stöchiometrischen Verhältnisse die er als Eis besitzt, sondern offenbar zerlegt und nur theilweise in die Atmosphäre übergeht. — Doch erst später wird es möglich, über diese Verhältnisse einzutreten, es müssen vorher noch Thatsachen befragt werden; unterdessen mag man die Sache mechanisch auffassen. Immerhin aber erscheint Eis und Wasser homogener als Eis und atmosphärische Luft, und schon das könnte zur Vermuthung berechtigen, daß die Einwirkung der letzteren auf einander energischer seyn werde, wie auch in der ganzen Körperwelt die Wirkung auf einander sich wie das Auseinandertreten der Polarität, oder wie die innere stöchiometrische Verschiedenheit der Stoffe verhält."

Hugi führt für die Behauptung, daß das Eis durch atmosphärische Einflüsse, durch bloße Luftwirkung ohne Wasser, wesentlich an Masse, Gewicht, Farbe und Geschmack verändert werden könne, folgende Thatsachen an: der Schnee verändert sich sichtbar unter dem Einfluß der Luft, auch ohne Regen oder Zugießung von Wasser; der frische Schnee ist feucht, ballt sich leicht zusammen, hat keinen Geschmack und läßt beim Schmelzen nichts zurück; der liegende Schnee aber, ohne daß etwas Anderes, als bloß die Luft auf ihn eingewirkt hätte, wird bei kalter Temperatur körnig, wie Sand, nimmt einen scharfen Geschmack an und läßt beim Schmelzen einen Satz zurück, der um so weniger für bloßen Staub gehalten werden kann, als der Schnee selbst die Erde deckte und Staubbildung verhinderte, der also ein rein atmosphärischer Niederschlag seyn muß. — In der Kälte dunstet alles Eis sehr stark aus und nimmt an Gewicht ab, aber an äußerer Ausdehnung zu, in wärmerer und feuchter Luft umgekehrt. „Mit der Ausdünstung und Kälte wird überhaupt das Gletschereis nach allen Seiten größer; es muß folglich eine innere Verschiebung der Theile stattfinden. Gletschereis, durch erhöhete Temperatur aufgelockert, nimmt, mit Wasser getränkt, an Gewicht, nicht aber an Volumen zu; kompaktes Gletschereis dagegen wird durch Wasser weder schwerer noch größer; die Atmosphäre wirkt daher ganz anders als das flüssige Wasser auf die Gletscher ein; vorzüglich ist es auffallend und bemerkenswerth, daß die Ausdehnung nicht mit der Tränkung durch Wasser, sondern mit der Ausdünstung, welche durch die Kälte sich mehrt, erfolgt. Atmosphärische Niederschläge, als Thau, Regen oder Schnee, auch das Schmelzwasser der oberen Eisfläche, liefern allerdings den Stoff zur Eisbildung beim Gletscher und Firn; allein das dadurch frisch entstehende Eis ist von dem alten Gletschereis offenbar sehr verschieden, es ist, auch bei gleicher Temperatur, auf der Zunge bestimmt weniger herb und zusammenziehend als ältere Gletscherkörner; auch schmilzt dieses frische Eis, obwohl kompakter und schwerer, fast dreimal leichter als das der Gletscherkörner. Erst unter atmosphärischem Einflusse erfolgt allmählig die Umänderung. — Eigentlich sollte man zwischen Stoffbildung und näherer Entwicklung unterschieden; die Firnkörner z. B. beginnen zuerst in ihrem Mittelpunkte hell und himmelfarbig zu werden, während die Kruste noch lange weiß und porös bleibt; unter fortwährender Wechslung tränkt sie sich aber mit atmosphärischen Nieder-

schlägen; allein erst in tieferen Schichten wird die Rinde der Körner dem Kerne gleich, das ganze Korn aber größer und in der gegenseitigen Begränzung bestimmter. Es sind mehrere Jahre nöthig, damit das Firnkorn in Gletscherkorn sich wandle; aber auch als Gletscherkorn setzt es die begonnene Entwicklung fort, und zwar auch in Tiefen, wo kein atmosphärisches Wasser mechanisch hinzudringen im Stande ist. Die Luftform scheint somit der Gletscherbildung eben so wesentlich als die Wasserform, die allerdings ursprünglich den Stoff liefert, den aber die erstere unter dem Wechsel bald höherer, bald tieferer Temperatur anders fügt, ausdehnt und so die Körner entwickeln hilft." — „Das Gletscherwasser ist herb und zusammenziehend und erst unter atmosphärischem Einflusse wird es trinkbar, indem es wahrscheinlich Stoffe in die Atmosphäre abgibt und dagegen Kohlensäure aus ihr absorbirt. Immerhin kann eine theilweise Umänderung der stöchiometrischen Verhältnisse während der Gletscherbildung kaum bezweifelt werden." — Auch das berühmte Spaltenwerfen und gewaltsame Aufreißen der Gletscher erklärt Hugi ausschließlich aus einer Spannung zwischen dem Innern des Gletschers und der auf seine Oberfläche wirkenden Atmosphäre.

Agassiz, der alle Veränderung in Gletschereis aus der Wassereinsickerung herleitet, fällt in einen Widerspruch mit sich selbst, denn er erkennt an, daß die Temperatur im Innern der Gletscher stets unter dem Gefrierpunkt bleibt, und wenn dieß der Fall ist, muß jedes von oben einsickernde Wasser alsbald einfrieren und kann nicht tiefer gelangen, am allerwenigsten die ganze Eismasse durchdringen. Ueberdieß dehnen sich die Gletscher zu allen Zeiten, auch im härtesten Winter aus, wo überall das Wasser gefroren ist.

So viel über das Gletschereis. In einer folgenden Abhandlung äußert sich der Verfasser nun auch über die sogenannten erratischen Blöcke, d. h. die einzelnen Felsmassen oder großen Steine, deren Gefüge zeigt, daß sie von einem entfernten Gebirge abgerissen sind, und die sich in einer weit entlegnen Gegend, wo es sonst keinerlei Steine ihrer Art gibt, vereinzelt finden. Deluc nahm an, diese Felsmassen seyen durch vulkanische Kräfte aus dem Innern der Erde heraufgetrieben worden; Saussure glaubte, sie seyen durch Ueberschwemmungen fortgewälzt worden; Agassiz aber verband ihre Erscheinung mit seiner Gletschertheorie und hielt sie für aus Gebirgen abgerissene Felsstücke, die durch eine Gletscherbildung im Großen eben so fortgeschoben worden seyen, wie noch jetzt durch jeden Gletscher Steine allmählig fortbewegt werden. Hugi ist dieser Ansicht nicht. Er gibt zu bedenken, 1) daß die in den nordeuropäischen Ebenen zerstreuten, viele hundert Meilen weit von ihrem Ursprungsort entfernten Blöcke wohl schwerlich die Gletscherreise gemacht haben können, da sie, wenn man die Langsamkeit der Gletscherbewegungen, wie sie noch heute Statt finden, in Erwägung zieht, bis zu 200,000 Jahren Zeit bedurft hätten, um da anzulangen, wo man sie jetzt findet; 2) daß sich in den tiefern Gegenden der Schweiz, z. B. bei Solothurn, Blöcke des verschiedensten Ursprungs beisammenfinden, die unmöglich durch Gletscher dahin getragen worden seyn können, weil die Thäler, durch welche sie von den Höhen ihres Ursprungs hergekommen seyn müssen, ganz andere Ausgangépunkte nach den verschiedensten Richtungen haben; 3) daß sich alle von Gletschern fortgetragene Steine zuletzt in einem Halbkreis am Ausgang des Thales als ein Steindamm (Moräne) ablagern, daß sich solche Steindämme in ungeheurer Ausdehnung vorfinden müßten, wo nach der Ansicht des Herrn Agassiz urweltliche Gletscher in ungeheurer Ausdehnung thätig gewesen seyn sollen, daß Herr Agassiz aber noch nicht einen einzigen dergleichen nachgewiesen hat; 4) daß die Felsenschliffe, die Agassiz für Abglättungen durch sich fortschiebende Gletschermassen hält, in den meisten Fällen bloße Wasserschliffe, durch Bergwässer und darin fortgewälztes Steingeröll entstanden seyn dürften, wie schon Frommherz im Schwarzwald nachgewiesen hat; 5) daß diese Schliffe bei ihrer geringen Anzahl unmöglich die einzig übrigen Spuren jener frühern kolossalen Gletscherbildung seyn könnten, daß die zahllosen scharfen Felsenmassen und Ecken &c., welche die Thäler darbieten, alle abgeschliffen seyn müßten, wenn sie je mit Gletschern bedeckt und von Gletschern erfüllt gewesen wären.

Hugi hält die Thatsache fest, daß im nördlichen Europa in ungeheuer weiten Entfernungen vom Gebirge, aus dem sie stammen, erratische Blöcke vorkommen, und daß man in der Schweiz, z. B. bei Solothurn, Blöcke aus den verschiedensten Alpengegenden vom Montblanc in Savoien, von den Berner Alpen und vom Glärnisch nahe beisammen findet. Das glaubt er nun nicht anders erklären zu können, als indem er die Ansicht des Engländers Lyall adoptirt. Dieser nämlich nahm an, die Steine seyen bei einer der großen vorweltlichen Fluthen auf großen Eisschollen fortgetragen worden, bis diese letzteren geschmolzen seyen. Denkt man sich nun, diese Eisschollen sind lange und oft von verschiedenen Winden umhergetrieben worden und die eine ist früher als die andere geschmolzen, so darf es nicht mehr Wunder nehmen, daß die Steine so weit fortgeschleppt und auf eine so bunte Weise zusammengebracht worden sind.

Woher kam aber das Eis und die Ueberschwemmung? Diese Frage erörtert der Verfasser in der sehr interessanten Schlußabhandlung. Er glaubt nämlich, die Analogie der an andern Planeten noch jetzt wahrgenommenen Veränderungen auf die früheren Revolutionen unserer Erde

anwenden zu dürfen. Schon längst hat man angenommen, die von der Sonne entfernten Planeten seyen mehr wäßriger und luftiger, als irdischer Natur. „Uran, der äußere der bekannten Planeten, erscheint fortwährend in ungeheure Dunstmassen gehüllt; man hat auf ihm weder Wolken, noch Flecken oder Wolkengürtel beobachten können. Das Luftförmige, Flüssige und Feste erscheint bei ihm noch nicht mit Bestimmtheit ausgeschieden, vielmehr scheint auf ihm das Chaos noch vorzuwalten. — Schon mehr entwickelt ist Saturn; jedoch erscheint er noch ganz mit Flüssigkeit umgeben. Schröter fand seine ganze Gestalt und vorzüglich seine Abplattungen fortwährenden Aenderungen unterworfen. Oft fand man die nördliche Halbkugel sehr vergrößert und zu anderen Zeiten wieder die südliche, was keine andere Annahme, als eine Bewegung und Anhäufung der Gewässer nach Norden und dann wieder umgekehrt zuläßt. — Auch auf unserer Erde haben viele der ersten Geologen in der Bildung und Wechslung der Schichten eine solche Bewegung und Anhäufung der Gewässer nachgewiesen, wie Keferstein u. s. w. Schröter und Herschel fanden die nächtliche, nördliche, von der Sonne unbeleuchtete Halbkugel jederzeit heller und weißer als die entgegengesetzte von der Sonne beleuchtete, was als Beweis von Eisbildung angesehen wird, da die der Sonnenwirkung ausgesetzte Halbkugel die Flüssigkeit in Dunstmasse aufzulösen scheint! — Weit größeres Interesse erregen Ceres und Pallas. Schröter fand den Durchmesser der Ceres 352 Meilen groß, den Durchmesser des gleichen Planeten mit seiner Dunsthülle aber fand er dann 646 Meilen haltend, was eine Höhe der Atmosphäre über den Weltkörper von beinahe 300 Meilen gibt. Dann fand er zu anderer Zeit die Dunsthülle viel niedriger und dagegen den Kern weit größer. Herschel fand den Kern noch kleiner und die Atmosphäre größer. Auch spätere Beobachtungen zeigen dieses wechselweise entgegengesetzte Zu- und Abnehmen des Kerns und der Dunsthülle aufs bestimmteste. Bald dehnt sich die Atmosphäre um das Mehrfache ihres Raumes aus, und dann zieht sie sich wieder so zusammen, daß sie nur geringe Höhe zu besitzen scheint, wobei der Planet selbst an Größe zugenommen. Wie diese Kontraktion und Expansion verhält sich immer die Intensität des Lichtes. Bei beginnender Ausdehnung der Atmosphäre fängt der Kern des Planeten allmählig an unsichtbar zu werden und das Ganze erscheint dann endlich in mattem, kometenartigem Todtenlichte. Wie dann aber die Atmosphäre zu verschwinden, oder in Flüssigkeit sich zu zersetzen und der Kern bestimmter und größer zu werden anfängt, wird auch das Licht heller, zuerst aber bläulicht, dann röthlich und erst bei der scharfen Begrenzung des Planeten weiß und sehr hell. — Gleiche Erscheinungen beobachteten Herschel und Schröter auch bei Pallas. Diese beobachteten Thatsachen lassen kaum eine andere Erklärung zu, als daß die Atmosphäre dieser noch wenig entwickelten Weltkörper bald zu Flüssigem oder Wasser sich niederschlage; aus diesem mögen dann neue Schichten sich ausscheiden, in reger Thätigkeit die Wärme sich steigern, dadurch, und vielleicht durch den Bildungsakt erfolgte Entsäurung, das Flüssige wieder zu Luftigem zu expandiren, und endlich unter, aus Mangel innerer Thätigkeit, erfolgter Kälte wieder aufs neue theilweise zu Flüssigem sich reduziren, aus dem dann im neuen Entwicklungsrhythmus eine neue Formation oder eine neue Schichte sich ausscheiden mag. — Aehnliche Verhältnisse bieten auch die Kometen; sie erscheinen von den äußeren Grenzen des Planetensystems her als ungeheure Dunstbälle ohne bestimmt begrenzte Kernmasse und mit unbestimmter äußerer Begrenzung der Lufthülle. Oft fand man nicht nur ihre äußere Dunsthülle, sondern selbst ihre innere Kernmasse durchsichtig, oder Sterne wurden durch selbe sichtbar. Wie sie in ihrem immer mehr beschleunigten Gange der Sonne sich nähern, kontrahirt sich ihre Gesammtmasse, wird kleiner, ein Kern wird sichtbar und oft sehr bestimmt; wie sie dann wieder von der Sonne sich entfernen, wird die Dunsthülle wieder größer, die bestimmte Kernmasse wird unsichtbar oder verschwindet oft auch gänzlich wieder. Manche Kometen scheinen so auch bei ihrer großen Entfernung von der Sonne gänzlich in den Aether sich aufzulösen und als Individualitäten zu verschwinden."

Auf ähnliche Weise denkt sich nun Hugi die Erde in ihrer Bildungsepoche, bald zusammengezogen, bald ausgedehnt, je nach den Stufen der aus atmosphärischen Niederschlägen erfolgenden Ablagerungen des Festen. „Wenn nun die Geognosie nachweiset, daß mit der Bildung jeder Gebirgsformation gegen ihr Ende allmählig Land hervorgetreten und zwar mit zunehmender Wärme, daß dann plötzlich wieder eine Fluth einbrach, die Wärme sank und dann allmählig eine neue Formation aus dem Flüssigen von oft ganz andern Massen begann; so scheint eben angedeutete Ansicht besser gerechtfertigt werden zu dürfen, als z. B. die wiederholten Ueberfluthungen durch das Einsinken der Erdfläche und die Trockenlegung des Landes durch allmählige und oft sich wiederholende Hebungen des Bodens, welche den plötzlichen Wechsel der Temperatur weder erklären noch begründen: da, nach der jetzigen Analogie aus physischen Gründen zu schließen, die Wärme mit der Dichtigkeit der Atmosphäre stieg und bei dem Niederschlage derselben zu Wasser plötzlich wieder fallen mußte."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 74.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. Juli 1843.

Geschichte.

Geschichte der Ilchane, das ist der Mongolen in Persien von Hammer-Purgstall. Zweiter Band. Darmstadt, Leske, 1843.

Ueber den ersten Band dieses Werkes sprachen wir in Nr. 75 unserer Blätter vom vorigen Jahre. Freiherr von Hammer-Purgstall schildert darin, aus dem ihm zu Gebote stehenden Reichthum orientalischer Quellen schöpfend, die Eroberung Persiens durch die Mongolen, die Zertrümmerung des arabischen Chalifats von Bagdad durch dieselben, die Gründung des mongolischen Kaiserthums oder der Ilchanenherrschaft in Persien, die vergebens ans mittelländische Meer vorzudringen suchte und immer an der Tapferkeit der ägyptischen Sultane scheiterte, bald aber auch innerlich zerfiel und zersplitterte. Denn es wiederholt sich hier, was die Geschichte Asiens uns so oft kennen lehrt. Der wilde Sieger nahm die Sitte, den Glauben und die Fehler der gebildeteren Besiegten an, verlor dadurch seine alte Energie, entartete in Ueppigkeit, und die Einmischung von Weibern, Thronstreitigkeiten, Empörungen und kühne Nachbarn bereiteten ihnen den Untergang.

Bekanntlich hatte Tschingischan den großen Mongolensturm erregt, durch den nach einander alle innerasiatischen Völker unterjocht und alle großen Reiche der Chinesen im Osten, der Inder im Süden, der Muhamedaner und Russen im Westen über den Haufen geworfen wurden. Tschingischans tapferer Enkel Hulagu eroberte Persien und ward erster Ilchan, in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Der vorliegende Band beginnt mit der Regierungsgeschichte seines vierten Nachfolgers und Urenkels Ghasan, der unter allen Ilchanen der weiseste, zwar weniger kriegerisch als Hulagu, aber ungleich größer als Friedensfürst, Reformator und Gesetzgeber war. Er bestieg den Thron im Jahr 1295. Schon seines Vaters Regierung war unsicher gewesen, Rivalen um den Thron und Empörungen der muhamedanischen Emire drohten der mongolischen Fremdherrschaft. Da faßte Ghasan den Plan, diese Herrschaft zu acclimatisiren, indem er dem Heidenglauben seiner Väter entsagte, den Islam annahm und sich dadurch die große Mehrheit seiner muhamedanischen Unterthanen befreundete. Sodann aber verfuhr er mit größter Strenge gegen die Oligarchie der Emirs und ruhte nicht, bis alle einflußreichen Häupter derselben gefallen waren. Selbst die, deren Rath und deren Hülfe ihn in seiner Herrschaft zuerst befestigt, ließ er undankbar hinrichten, weil sie ihm zu mächtig schienen. „Er erzählte bei dieser Gelegenheit seinen Vertrauten die Geschichte eines chinesischen Königs, der, in die Hände des Feindes gefallen, von einem der Emire desselben hingerichtet werden sollte, mit dem Leben verschont, später seinen Feind schlug, den Thron wieder behauptete, dann aber auch den Emir, welcher ihm das Leben gerettet, weil er wider seines Herrn Befehl gehandelt, hinrichten ließ; dieß erfordere, sagte er, die Staatsvernunft, und Könige müßten so handeln, so sehr es auch ihnen persönlich wehe thun möge. Diese Staatsvernunft war die Seele der Regierung Ghasan's, indem er das Gewirre der Empörungen, das den Thron, als er ihn bestieg, umfing, nur mit dem Schwerte zerhieb, und das blutige Ungethüm des Aufruhrs in dessen eigenem Blute erstickte."

Mit gleicher Barbarei verfuhr er gegen alle, die nicht gleich ihm den Islam annahmen, zerstörte die heidnischen Tempel seines eignen Volkes und bei diesem Anlaß auch die christlichen Kirchen, die von den früheren heidnischen Ilchanen waren geduldet worden. Und doch war dieser blutige Despot, der zu Erreichung seiner Zwecke die ganze alte Grausamkeit seines Stammes beibehielt, zugleich ein großer Reformator, der sein viehisches Volk in die Kultur hineinpeitschte, wie später Peter

der Große das seinige. Er erwarb sich durch seine Verwaltung, durch die Ordnung, die er in den Staat brachte, durch Abschaffung unzähliger Mißbräuche so große Verdienste, daß ihn Herr von Hammer den Justinian und Salomo Persiens nennt. Auch erhoben sich unter ihm große Bauten, blühten die Wissenschaften und Künste, große Dichter und Geschichtschreiber. Er selbst bekümmerte sich um alles, und überall hin folgten ihm Maulthiere, nicht, wie man glaubte, mit Gold, sondern mit Büchern, Geräthschaften und Modellen aller Art beladen, woraus er lernte, was seinen Mongolen noch fehlte und was er ihnen sofort aufdrang. Er versuchte alles selbst und wenn er es gut fand, mußten es die Seinen nachmachen, ganz so wie auch Peter der Große später unter ähnlichen Umständen allerlei Handwerke selbst lernte, um sie bei seinem Volke einzuführen.

Aber die Annahme des Islam, des Turbans, der Civilisation und ihrer Genüsse mußte nothwendig die alte mongolische Kraft erschlaffen, von der übrigens in Ghasans Geschichte doch ein merkwürdiges Zeugniß vorkommt. Er hatte nämlich den unglücklichen Versuch gegen Aegypten wiederholt, aber seine Truppen erlitten aufs neue eine große Niederlage. Sein Feldherr Taitak wurde gefangen und vor den Sultan von Aegypten gebracht. „Der Sultan fragte den aus achtzehn Wunden blutenden Helden: Was gibt der Sultan Ghasan jährlich an Güterpacht und Gnadengehalt, daß du deine Seele auf diese Weise für ihn opferst? Er antwortete: Der Mongole ist seines Herrn Sklave; er ist nicht frei und wünscht auch die Freiheit nicht; er dient nicht für Gewinn, sondern auch ohne Geld; im Himmel kennt er nur Gott, den Herrn, und auf Erden nur den Chan; lautet der Befehl bei Tag, so wird er sich nicht in der Nacht schlagen, und lautet derselbe bei Nacht, so wird er sich am Tage nicht zu zeigen wagen; ist er Etwas, so ist er nur ein Sklave der Dankbarkeit für erzeigte Huld, und ist er Nichts, so ist er wieder ein Sklave, und im Dienste wird erfordert Geduld. Ich bin aber der nichtigste und mindeste der Diener des Chans; wer nur von selbem etwas gehört oder gesehen, weiß, daß, so lang ich in seinem Dienste stehe, ich hinter allen anderen der letzte gehe. — Der Sultan befahl, die gemeinen Soldaten um den Betrag ihrer Löhnung zu fragen; sie sagten: man gebe ihnen nur Proviant; die Ursache ihres dermaligen Unglücks sey, daß sie in diesem Feldzuge über fünftausend Pferde verloren, und mit ganzer Rüstung und Gepäck zwei Monate lang marschiren gemußt. Die aus der Schlacht davon gekommen, würden ganz gewiß auch mit ihren Zelten nach Hause kommen, und gesetzt, daß bei ihrer Rückkehr der Befehl zum Aufbruche erginge, so würden sie, ehe daß die Filzdecken ihrer Pferde trocken wären und ohne den Gürtel aufzulösen, auf der Stelle, ohne Wie und Warum zu fragen, zum Aufbruche bereit seyn. — Der Sultan pries solche Standhaftigkeit und Tapferkeit und ließ ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren."

Ghasans Nachfolger und Bruder Chodabende zeichnete sich weniger aus. Unter ihm erlitt die Mongolenherrschaft in Indien große Verluste. Durch eine sicilianische Vesper zu Delhi kamen alle Mongolen in Indien um, und diese furchtbaren Gäste kehrten erst später wieder mit Timur dahin zurück. Chodabendes Sohn und Nachfolger Ebu Savid war in Wollüste versunken, entführte ein schönes Weib, die Gattin eines Großen des Reiches, und wurde von ihr vergiftet. Nach seinem Tode rangen eine Menge Prätendenten um den Thron, das Reich fiel in Stücken, Tebris und Chorasan erhoben dreierlei kleine Ilchane, während noch vier andere Dynasten neben ihnen ihre Unabhängigkeit behaupteten.

Bieten die mongolischen Geschichten auch wenig Erfreuliches dar und muß das Herz des Lesers oft schaudern, wenn er in den Mongolen weniger Menschen als Hyänen und Schweine kennen lernt, die fast nur zwei Elemente kennen, Koth und Blut; so ist doch die Betrachtung dieses Stücks der Weltgeschichte sehr lehrreich.

Werke über die Alpen.

1) Die Gletscher und die erratischen Blöcke. Von F. J. Hugi. Solothurn, Jent und Gaßmann, 1843.

(Schluß.)

Hugi nimmt nun sieben Stufen der Ablagerung aus der Atmosphäre auf den Erdkern an, die des Schiefers, des Zechsteins, des Lias, der Molasse, der Kreide und zweifelt nicht, daß durch das Vorkommen von fossilen Palmen und Elephanten auf der ganzen Erde, selbst im höchsten Norden bewiesen sey, die Temperatur der Erde sey ursprünglich viel wärmer, die Atmosphäre selbst dichter und höher gewesen, und erst allmählig habe sich die erstere abgekühlt und die letztere durch die Niederschläge gereinigt und verringert. Die Katastrophen seyen aber jedesmal durch große Regen oder Ueberschwemmung aus der Atmosphäre und durch plötzliche Erkältung bedingt gewesen.

Bei dieser Ansicht kann der Verfasser natürlicherweise dem Vulkanismus nicht huldigen und er hält die vulkanischen Erscheinungen nur für Folgen von elektrisch-chemischen Prozessen, nicht für primitive Ursachen der Erdbildung. „In meinen Grundzügen zu einer allgemeinen Naturansicht habe ich von Humboldt, Schüler, Rubland, Saußüre u. s. w. Beobachtungen und Thatsachen angeführt, nach welchen Steinkohlen, Thone und Steinsalze vorzugsweise eine außerordentliche Menge Luft gierig absorbiren. Das findet bei allen ursprünglichen unveränderten Gebirgsarten in höherem Maaße statt, als bei den schon oxidirten und durch Vulkanismus veränderten. Neuere Beobachtungen zeigen ferner, daß diese Absorbtion vermehrt wird, wenn verschiedenartige (heterogene) Gebirgsarten Blatt auf Blatt wechselnd den Versuchen unterworfen werden. Nun zeigen gerade die Gebirgssysteme, welche der atmosphärischen Einwirkung und Absorbtion so empfänglich sind, in der Natur jene erhöhete Temperatur, mit welcher die Wasserproduktion in wesentlicher innerer Beziehung steht. — Die isothermen Linien, die man in dem so grubenreichen Harzgebirge zu ziehen unternommen, verhalten sich keineswegs wie die relative oder absolute Tiefe, sondern sie senken und heben sich, wie die für den atmosphärischen Einfluß empfänglichen Schichtensysteme sich senken oder heben. Auch die isothermen Linien, die auf der Oberfläche der Erde so auffallend bald nach Norden bald nach Süden abweichen, scheinen größtentheils jenen empfänglichen Flötzgebirgsformationen zu folgen. Unbezweifelt steht daher die so viel besprochene Temperatur der Hauptsysteme der Erdrinde in wesentlicher inniger Beziehung mit ihrer innern Thätigkeit, bedingt durch den gegenseitigen wechselnden Einfluß der luftigen oder flüssigen Elementarformen, die mit den Schichtensystemen gegenseitig sich ausgleichen. — Das der Erde entfließende kohlengesäuerte Wasser gibt bekanntlich bald die Säure wieder an die Atmosphäre ab, und eilt entsäuert zu Flüssen vereint dem Meere zu. — In Grubengebäuden sieht man, wie Humboldt zuerst nachgewiesen, und seither jeder Bergmann weiß, die Luft bald in die Steinklüfte dringen, und dann wieder den umgekehrten Rythmus behaupten. Zugleich sehen wir dann Tropfen kohlensauren Wassers entstehen; es müssen daher im Erdinnern säuernde Prozesse, den in der Atmosphäre stattfindenden gerade entgegengesetzt, vorgehen. Zu diesen nun sind ursprüngliche, noch nicht metamorphosirte Gebirgssysteme empfänglicher, als schon durch innere Einflüsse oder Vulkanismus veränderte. — Die galvanische Säule entsteht dadurch, daß man gewöhnlich zwei sehr verschiedenartige Metalle mit einer feuchten Zwischenlamelle über einander legt. Dadurch entsteht polare Spannung, ein gegenseitiges Ausgleichungsstreben, Oxydation und Hydrogenisation, und in deren Folge erhöhte Wärme; ja, wie Seebik, Oerstedt u. s. w. beweisen, spricht selbst ungleiche Wärmespannung elektrisch sich aus. Wie verschiedenartige Metalle, äußern sich alle heterogenen übereinandergelegten Gebirgsarten mit einer elektrischen Polarität, in deren Folge (nach Ritter, nie ohne atmosphärische Einwirkung) jene oxidirende Thätigkeit und Umwandlung erfolgt, so daß nach Delametherie, Ritter, Steffens und vielen anderen, die wechselnden Schichten der Erde nothwendig in polarer Spannung sich finden, zersetzend auf die Atmosphäre einwirken, und so innere Oxidation und Desoxidation mithin Absorbtion und Wärme bewirken müssen. Die innern Temperaturverhältnisse der Erde können uns so keineswegs auffallen, oder als etwas Fremdartiges erscheinen, das nur durch ein inneres, ganz ohne Grund angenommenes Centralfeuer zu erklären wäre. — An feuerartige Erscheinungen, welche das Innere der Erdmasse in fortwährend glühendem Flusse erhielten, zu denken, kann nun kaum mehr einem strenge prüfenden Forscher beifallen. Feuerartige Erscheinungen ohne freie Ausgleichung mit Sauerstoff oder gesauerstoffter Luft gehören in der Natur zu Undingen. Selbst die galvanische Säule ist, nach Ritter, nur durch atmosphärisches Wirken thätig. Woher nun so ungeheurer Stoff zu fortwährender Oxidation im Centrum der Erde? Wie bald würde Alles ausgeglichen und zu einer neutralen Masse oxidirt, oder, was eins ist, verbrennt worden seyn?“

Eben so verwirft der Verfasser die Erklärungen der Sündfluth aus dem Anstoß eines Kometen, aus Umdrehung der Erdachse 2c. und glaubt, die biblische Ueberlieferung, daß sie aus einem großen Regen entstanden sey, befriedige den Naturforscher am meisten.

Die letzte Fluth und Erkältung, die ihr Eis mit noch wohlerhaltenen Mammuths im hohen Norden zurückließ, und andrerseits die erratischen Blöcke aus dem Norden tief in die Ebenen des nördlichen Deutschland und Rußland zerstreute, wird in ihrer Richtung folgendermaaßen motivirt. „Wenn nun jene Diluvialfluth bei ihrem Beginn nicht vom Pole, sondern von jenen kältesten Erdpunkten ausging, und nach Südost sich ergoß, so dient dieses uns zugleich als Beweis, daß diese Fluth keinen anderen Grund als den angeführten haben konnte. In jenen kältesten Regionen nämlich erfolgte die Abkühlung und mithin die Kontraktion und Zersetzung der warmen und ungeheuer dunstreichen Atmosphäre am schnellsten und mußte es; mithin begann die erste Strömung von jener Gegend her, und erst allmählig schritt die Zersetzung des Dunstkreises auch gegen Süden fort, bis sie vollendet und die Erde mit Wasser umhüllt war

— Wie in der nördlichen Erdhälfte die Fluthen vom Nordpol, so sind sie wahrscheinlich in der südlichen vom Südpol ausgegangen; das war wenigstens bei früheren Bildungsepochen der Fall, wofür die nach dem Südpole vorspringenden Landspitzen, die Richtung größerer, nicht neuerer vulkanischer, Inseln, die Richtung der Zerstörungen, der Schuttgebilde u. s. w. sprechen."

Die erratischen Blöcke insbesondere erklärt nun der Verfasser für losgerissen aus den nordischen Gebirgen und auf den kolossalen Eisschollen des austhauenden Meeres südwärts getrieben. Außer den in den nordeuropäischen Ebenen so zahlreichen Blöcken kommen keine weiter, außer in den Alpen vor, woraus Hugi schließt, daß die letzte Abkühlung doch nicht die ganze Erde mit Eis überzogen, sondern nur die Polarzone vorübergehend etwas weiter, als es jetzt der Fall ist, ausgedehnt habe, weil sonst die erratischen Blöcke viel tiefer und über alle Länder der Erde sich verbreitet haben müßten. Im zerstreuten Vorkommen dieser Blöcke in der Schweiz insbesondere sieht er die Wirkung nach allen Seiten ablaufender, gegen einander gedrängter und vom Winde hiehin und dahin getriebener Wellen und die von ihnen getragenen und selbst wieder die Steine tragenden Eisschollen.

Doch wie gesagt, Hugi will nur eine Vermuthung aussprechen, die sich der Wahrscheinlichkeit mehr nähert, als andere Hypothesen und maßt sich nicht an, hier entscheiden zu wollen.

2) Die Besteigung des Jungfrauhorns durch Agassiz und seine Gefährten, von E. Desor. Aus dem Französischen von C. Vogt. Mit drei Ansichten und einer Karte. Solothurn, Jent und Gaßmann, 1842.

Verfasser und Uebersetzer sind die jungen Männer, die sich mit so vielem Uebermuth gegen Hugi und Andere, die nicht unbedingt Herrn Agassiz beistimmen, gerirt haben. Von dieser Jugendlichkeit finden sich auch im vorliegenden Buch einige Spuren. Durch die Schilderung der Reise selbst ist es aber sehr anziehend und wird es gewiß Jeder mit Vergnügen lesen.

3) Die Alpen. Von H. Beitzke. Coblenz, Post, 1843.

Eine übersichtliche Schilderung des ganzen Alpenlandes, vom französischen Westende an bis zum slavischen Ostende, die breite deutsche Mitte durchmessend. Der Verfasser, der die Alpenwelt aus eigener Anschauung kennt, hat nicht bloß mit Benutzung der besten Hülfsmittel die physische und politische Geographie derselben gegeben, sondern auch durch Rückblicke in die Geschichte der Schweizer, Tiroler 2c. durch Hervorhebung von Sittenzügen und insbesondere durch Berücksichtigung der malerischen Schönheiten des Gebirges seinem Werk einen eigenthümlichen Werth verliehen und die Lektüre desselben anziehender gemacht, als es gewöhnlich geographische Werke sind. Wir empfehlen es namentlich denen zur Vorbereitung, die aus nördlichen Gegenden kommend, die schöne Alpenwelt bereisen wollen.

Biographie.

Aus dem Leben Casimirs, Grafen zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Vom Pfarrer Winckel zu Berleburg. Mit dem Bildniß des Grafen. Frankfurt a. M., Brönner, 1842.

Graf Casimir war ein Zeitgenosse und Freund Zinzendorfs, und verbreitete in der kleinen Grafschaft, deren regierender Herr er war, dieselben frommen Tendenzen. Doch unterschied er sich vom Grafen Zinzendorf durch Festhaltung der bürgerlichen Rangordnung, welche jener mehr oder weniger der socialistischen Tendenz der Brüdergemeinde aufopferte. Als unter andern einmal ein frommer Leineweber, der vom Grafen zu Sayn in der Brüderversammlung Bruder angeredet wurde, ihm diese brüderliche Anrede und das Du erwidern zu müssen glaubte, ließ ihn der Graf auf der Stelle arretiren.

In der Einleitung werden nicht uninteressante Nachrichten über das uralte Haus der Grafen zu Sayn vom zehnten Jahrhundert an zusammengestellt, so daß diese Biographie nicht bloß denen interessant seyn wird, die sich für die Alterthümer der Brüdergemeinde interessiren, sondern auch den Freunden der deutschen Adelsgeschichte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 75.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 24. Juli 1843.

Slawische Literatur.

1) Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im collège de France 1840 bis 1842 von Adam Mickiewicz. Ersten Theils erste Abtheilung. Brockhaus und Avenarius, 1843.

Der berühmte polnische Dichter Mickiewicz lebt, seit seiner Verbannung aus Polen, in Frankreich. Bisher kannten wir ihn nur als Dichter, hier gibt er sich auch als Literarhistoriker, und als ein patriotischer, wie sich denken läßt, denn der Patriotismus war auch die Seele seiner Dichtungen.

Inzwischen hat sein Patriotismus Terrain gewonnen, denn derselbe Mann, der zuerst als glühender Pole und Russenfeind auftrat, bekennt sich jetzt zum Panslavismus, d. h. zu der Tendenz, die alle slawischen Stämme, Russen, Polen, Böhmen, Servier, Dalmatier, Bulgaren ꝛc. mit gleicher Liebe umfaßt als Theile eines großen Ganzen. Wir wollen damit nicht sagen, daß er ein Russenfreund geworden sey, was eine unverzeihliche Verleumdung wäre; aber er blickt mit ganz besonderer Neigung auf Böhmen, als neutrales Terrain hin, wo jener russisch-polnische Gegensatz ausgeglichen und in der unermeßlichen Einheit des Slawenthums aufgelößt ist.

Von dem neuen Aufstreben der czechischen oder böhmischen Literatur sagt er Folgendes, was gewiß alle Aufmerksamkeit verdient: „Während die russinischen Länder unter dem starken Drucke der mongolischen Atmosphäre alle Urstoffe ihrer Kräfte entwickelten, während Polen durch die von der Türkei heraneilenden Stürme in einem fort erschüttert wurde, waren die Czechen gedeckt durch Polen und Ungarn in fortwährender Berührung vermöge Oesterreichs mit dem kultivirten Theile Europas. Diese Civilisation wollten sie bei sich häuslich machen, entnahmen dieselbe von Außen, hatten aber im Innern nichts, sie zu nähren. — Alle slawischen Völker zusammengenommen haben nicht so viel geschrieben als sie; dessenungeachtet hat ihre Literatur keine selbstständige Kraft, schuf kein eigenes Erzeugniß, war immer nachahmend. Daher fing man allmählig an, die Muster der Nachahmung vorzuziehen, und die deutsche Sprache nahm den Vorrang vor derjenigen der Väter. Nach einiger Zeit erhoben sie sich zwar zur Vertheidigung ihrer Volksthümlichkeit, aber auch dieser Kampf fiel unglücklich aus, weil sie die Volksthümlichkeit bloß von ihrer am meisten materiellen, oberflächlichen Seite begriffen, und bloß auf den Stamm und die eigne Sprache dieselbe stützten. Die Zunge war ihnen nicht eigentlich Sprache, sie betrachteten sie bloß als Werkzeug, als Mittel zur Mittheilung des Gedankens, nicht aber für den Schooß, der denselben schafft. Sie begriffen es nicht, daß die Sprache nur durch ihre innere Macht fortleben kann, daß ihre Anziehungskraft im geraden Verhältniß stehe zum Gesammten der Wahrheit, die sie enthält, ihre Wirkungskraft nach Außen im Verhältniß der Masse des Lichtes und der Wärme, die sie ausgibt. Anstatt also die siegende Kraft ihrer Sprache in der Wahrheit zu suchen, wollten sie den Triumph derselben in der materiellen Kraft finden. Ohne sich zu bemühen, gründlicher und erhabener als die Deutschen zu schreiben, vermeinten sie, mit geschriebenen Urkunden das Deutschthum von der Universität Praga zu vertreiben, ihre Volksthümlichkeit und Sprache trachteten sie mit Gesetzartikeln und dem Schwerte zu schirmen. — Ein so beengter nationaler Geist hatte nicht wenig Einfluß auf ihre Religionsansichten, diesen Geist als den Vergegenwärtiger der volksthümlichen Kirche, unterstützte über Alles die Kirche selbst, welche die czechische Sprache adoptirte und rein czechische Dogmen hatte. — Nachdem sie sich kopfüber mit dem Feuer eines jugendlichen, fast barbarischen Volkes in den Religionskampf geworfen hatten, gebrauchten sie die theologischen Artikel wie die Wilden die Waffen oder den Branntwein, ihnen von der neuern sogenannten Civilisation dargereicht,

gebrauchen, — nämlich zur eignen Vernichtung, zur eignen Vertilgung. Oesterreich, damals der Vertreter des alten Europa, vermochte allmählig dieses Feuer zu dämpfen, die Kraftanstrengung für seine Zwecke zu lenken, die Ermüdeten zu unterjochen und, einmal Herr des erschöpften Volkes, rottete es mit Erbitterung seine Literatur als durchdrungen von gefährlichen Dogmen, als das Zeughaus der Rebellion aus. Zwei Jahrhunderte hindurch wurden mit der größten Emsigkeit alle Denkmäler Böhmens zerstört; bis endlich, als die Feindschaft schon besänftigt, fast in Vergessenheit gerathen war, als die Böhmen schon vielemal Beweise der Anhänglichkeit an das österreichische Haus gegeben hatten, diese Regierung in unsern Tagen anfing, sie zu unterstützen, und sogar ihre nationalen literarischen Unternehmungen zu ermuntern. Merkwürdig und auffallend ist jedoch die Erscheinung, daß jener czechische Geist, welcher so lange umsonst nach seiner Bahn zur Zukunft gestrebt hatte, gerade jetzt beim Aufwachen nach einem langen Schlafe, auf einmal die ihm gehörige Stellung findet. Fast scheint es, die Czechen hätten erkannt, was ihr Beruf sey, wenigstens haben sie die ihnen von Niemanden streitig gemachte Stellung inmitten der slawischen Völker eingenommen. Zurückgeführt zur Tiefe ihres Wesens, haben sie sich auf die Vergangenheit gestützt, treten aus ihr heraus, und aus derselben wollen sie das gemeinschaftliche Band für alle Slawen hervorholen. Die czechischen Gelehrten ähneln nicht im mindesten den Alterthumssammlern anderer Länder; von einem heiligen Feuer werden sie geleitet zur rastlosen Arbeit, wie etwa die Mönche des Mittelalters, welche den Glauben, diese aber Volksthum predigen, und mit geduldigem zugleich poetischem Geiste nachforschende Unternehmungen ausführen, wobei sie häufig Armuth und Elend ertragen müssen. Auf dieser Bahn der slawischen Wissenschaft zeigt sich zu allererst der würdige Dobrowsky, gefolgt von seinen Nachfolgern und Nachahmern mit derselbigen Kraft und Energie. Sie schreiben in allen Sprachen, benutzen alle möglichen Mittel zur Erreichung des Zieles. Aus der Leuchte der ganzen Civilisation Vortheil ziehend, bemühen sie sich, das Slawenthum vor dem ganzen civilisirten Europa zu enthüllen; wiederum die Slawen gegen einander stellend, wollen sie dieselben unter einander bekannt machen und Friede stiften, im Zwiste der feindlichen Literaturen stehen sie da als unparteiische Richter, zuvorkommende Vermittler. Die russischen Literaten haben immer die polnischen, diese wiederum die russischen im Verdacht; mit gleichem Vertrauen jedoch nähert sich der Russe wie der Pole dem fleißigen, gewissenhaften Czechen."

Merkt denn aber der edle Pole nicht, wie viel er bei dieser Tripelallianz verliert. Der Russe ist in so hohem Grade der Stärkere, daß der Czeche zu ihm hinübergezogen werden muß, so bald sie wechselseitig einander anziehen, wobei der Pole wahrlich nichts gewinnt.

Mit den ältesten Denkmälern der slawischen Literatur beginnend, contrastirt der Verfasser die drei Chronisten Nestor, Gallus und Kosmas, und sieht in ihnen die Prototypen der späteren russischen, polnischen und böhmischen Literatur. Ein in der That glücklicher Gedanke. Wenn er aber als vierten Chronisten unsern Ditmar von Merseburg anführt und in ihm den Prototypen der deutschen Literatur sehen will, so ist dieser Gedanke ein unglücklicher zu nennen; einmal weil Ditmar gar nicht unser ältester deutscher Chronist ist und sodann, weil er, aller seiner Tugenden ungeachtet, doch nicht die Fülle deutschen Geistes repräsentirt. Inzwischen sind wir schon von slawischen Literaten jeder Gattung und jedes Stammes, von Russen, Polen und Böhmen gewohnt, daß sie die deutschen Verhältnisse schief beurtheilen; sie nicht kennen oder nicht zu kennen affektirten und uns immer durch eine Verkleinerungsbrille ansehen.

Mit besonderer Liebe schildert der Verfasser den Charakter und die alte Poesie der Serbier, Montenegriner und überhaupt der südlichen Slawen und findet in der bekannten Sage vom Königssohn Marko eine Personifikation des slawischen Volks. „Das Schicksal und die Lage der die Griechen hassenden, die Lateiner fürchtenden und durch die Türken unterjochten Slawen sind in der serbischen Poesie unter der fabelhaften Person jenes Königsohns Marko dargestellt, welchen wir früher schon erwähnt. Marko wird Türke, und in der That hat er der Geschichte nach den Türken sich ganz genähert, ist sogar in einer Schlacht gegen die Christen geblieben. Wir sehen ihn daher als einen slawo-muselmännischen Helden; es ist dieß die Geschichte der türkisch gewordenen slawischen Provinzen, wie Albaniens, des türkischen Bosnien u. s. w., welche, wenn gleich den Koran achtend, die Türken nicht leiden können, und bei jeder Gelegenheit sich gegen den Padischah erheben. Marko hat einen harten und übermüthigen Charakter. Die Dichtung singt, daß er einst auf der Jagd mit Wesir Murat, als dieser seinem Falken geflissentlich den Flügel gebrochen, zuerst über seine Verwaisung unter den Türken eine Thräne geweint, nach seinen serbischen Brüdern aufgeseufzt, und dann den Wesir erschlagen habe. Der Sultan, statt ihn zu bestrafen, beschenkte ihn mit tausend Goldstücken, und sagte ihm lachend insgeheim: „Sey ruhig, mein Sohn; hättest Du anders verfahren, ich würde Dich nicht Sohn nennen. Ein Wesir ist leicht aus irgend Jemandem gemacht, schwerlich findet man aber einen zweiten Ritter wie Dich. Geh' und trinke auf meine Gesundheit." — Der Dichter fügt jedoch hinzu, daß der Sultan dem Marko nicht deßhalb zum

Weintrinken gab, weil ihn etwa seine That erfreute, sondern er wollte ihn nur so bald als möglich los werden, denn furchtbar war Marko im Zorn. Es ist dieß das Bild der Janitscharen und der Politik des Padischah gegen sie. Marko segelte später nach dem Morgenlande, er kämpfte in Aegypten, wanderte in den Ländern Asiens herum. Dieß sind die Thaten der slawischen, nach Kleinasien gesandten Heere, und der Mamluken, unter denen es sehr viele Slawen gab. Das poetische und fabelhafte Ende dieses Helden kann ebenfalls dem Hergange der Geschichte und der Zukunft der in ihm personificirten Völker angepaßt werden. Den Dichtern zufolge lebte Marko 300 Jahre, also fast bis zum Anfang des 18ten Jahrhunderts. Gerade in dieser Zeit aber verschwindet auch der letzte Ueberrest der Unabhängigkeit der Donauslawen, sogar der Titel des serbischen Despoten wird aufgehoben. Marko jedoch fiel nicht durch Türkenhand, er starb den ihm von Gott bestimmten Tod, welchen die Serben den alten Mörder der Helden nennen. — Nebenbei behaupten andere Sagen, Marko lebe bis auf den heutigen Tag, und werde sich noch einst zeigen. Ganz und gar so verhält es sich mit der Nationalität der Serben, sie ist erstorben oder vielmehr eingeschlummert in den Bergen. Nach der Vernichtung des serbischen Reichs in den Ebenen haben sich die geschichtlichen und poetischen Ueberlieferungen jener slawischen Gegenden zu den Carnogorzen (Montenegrinern) und den Einwohnern einiger Länder am Meere geflüchtet."

Man ersieht hieraus, wie geistvoll Mickiewicz die Reste altslawischer Poesie aufzufassen verstanden hat. Sein Werk ist das tiefsinnigste, was bisher über diesen Gegenstand erschienen ist, wenn auch nicht das gelehrteste. Der Böhme sammelt, der Russe prahlt, der Pole fühlt.

Auffallend ist, daß Mickiewicz nur einige wenige Chroniken, und viele Helden- und Liebeslieder, aber nichts vom kirchlichen Geist durchdrungenes, keine Legendenpoesie ꝛc. aufgefunden oder beachtet hat. Ohne Zweifel ist die russische Kirche reich an dergleichen, wenn es auch einen noch so barbarischen Zuschnitt hat und gehört so gut, wie die Chroniken und wie die Volkspoesie, den literarischen Alterthümern des Slavismus an. Noch interessanter wäre es, zu erfahren, in wiefern den polnischen Katholicismus eine poetische Kraft durchdringt und die Heiligkeit seiner Erinnerungen eine nationale Waffe darbietet. Ist davon wirklich nichts vorhanden, oder glaubt Mickiewicz vor seinen Pariser Zuhörern nicht von dergleichen sprechen zu dürfen?

Gelegentlich erfahren wir aus diesem Werk auch etwas von den Vampiren, wodurch ein Irrthum, der sich durch die ganze abendländische Literatur verbreitet hat, berichtigt wird. „Den Slawen gehört hauptsächlich der Glaube an Upiory, Gespenster, Vampire, er ist von ihnen den Deutschen und Kelten mitgetheilt und sogar bei den alten Griechen und Römern bemerkbar. Daß sein Ursprung an das slawische Geschlecht geknüpft ist, davon hat man ohne weitere Untersuchung selbst in dem Namen des Gespenstes den Beweis. Dieser Name ist bei den Griechen nur die wörtliche Uebersetzung des serbischen Ausdrucks, der „Blutsauger" bedeutet, der lateinische Name Strix aber stammt offenbar von dem slawischen Strzyga, Upior der Vampir. — Der Begriff der Upiory ist bei den Slawen so vollständig ausgebildet, und gilt für so wahr, daß die Gelehrten, namentlich aber Malianowie ihn zu systematisiren und vollkommen zu erklären vermochten. Die Upiory nach diesem Verständnisse sind weder Besessene, noch böse Geister, sondern vielmehr Mißgeburten. Ein Upior soll mit zwei Herzen geboren werden, und er weiß hievon anfänglich selbst nichts, nur erst mit der Zeit beginnt in ihm das böse Herz zu wirken. Im gewöhnlichen Leben kennen sich die Upiory gegenseitig nicht, aber sie begegnen einander in heimlichen Zusammenkünften, wo sie gemeinschaftlich über die Mittel der Ausrottung oder Vernichtung der Bevölkerung berathschlagen; denn alle ihre Bestrebungen gehen nämlich nach diesem Ziele hin, und daher meint auch das slawische Volk, daß Hungersnoth und Pestluft von ihnen verursacht werden. Dieser Glaube ist so verbreitet und lebendig, daß noch unlängst während der Cholera in Kraina und Ostrog viele Personen als Opfer des aufgereizten gemeinen Mannes fielen, welcher sie der Verbindung mit den Upiory beschuldigte. Die Dichtungen und sogar die Chroniken bezeugen oftmals ihr Daseyn, und die Volksüberlieferungen lehren, wie man sich derselben entledigen soll. Das Mittel ist folgendes: Nachdem man einen Upior ergriffen, muß man ihm Kopf und Beine abhauen, ihn dann selbst sorgfältig an den Boden des Sarges festnageln, denn sonst würde er beim ersten Scheine des Mondlichts auf seine Gruft wieder aufleben und aufstehen. Aus diesen in der Türkei und Griechenland ausgebreiteten Meinungen hat Lord Byron, wie bekannt, ein schönes Gedicht gemacht. Daß aber die alten Griechen und Römer sie von den Slawen hatten, ersieht man auch noch daraus, daß dieser Glaube sich nicht mit dem System der Vielgötterei vereint, und die Upiory dort nur als Schatten oder Mahren, welche das Land zur Vertheidigung gegen Fremde aufriefen, dargestellt wurden."

Reisen.

Wanderungen durch Europa und das Morgenland in den Jahren 1824—1840 von P. D. Holthaus, Schneidergesell. 2te verb. Aufl. Mit dem Bildniß des Herausgebers. Barmen, Langenwiesche, 1832.

Von ordinären Engländern und deutschen Gelehrten sind Reisen nach dem Orient schon so unzähligemal gemacht und beschrieben worden, daß es nachgerade langweilig wird, sie alle zu lesen. Dagegen muß es angenehm anregen, wenn uns einmal dargeboten wird, das Morgenland mit den Augen eines Schneidergesellen anzusehen. Das ist etwas Neues und Ueberraschendes.

Unser Gesell, der Herr P. D. Holthaus aus Werdohl in Westphalen, dessen ganz stattliche Figur in vollem Reisekostüm uns auf dem Titelkupfer entgegentritt, begann ohne irgend erwähnenswerthe Schulkenntnisse oder gelehrte Vorbereitungen seine sechszehnjährigen Reisen rein aus angeborner Reiselust, und auch vollkommen anspruchslos, denn es wäre ihm nie eingefallen, seinen Namen drucken zu lassen, wenn er nach seiner Rückkehr in die Heimath nicht vielfach dazu erst aufgefordert worden wäre. Die Kosten zu seinen in der That weitausgedehnten Reisen verschaffte ihm überall seine Nadel, denn wenn ihm das Geld ausging, pflegte er nur die Beine zu kreuzen und niederzusitzen und zu schneidern, bis er sich neues Reisegeld verdient hatte. Nachdem er schon Jahrelang ganz Deutschland die Kreuz und Quer durchwandert hatte, gerieth er nach Ungarn und in die Wallachei. Da in allen ungarischen Städten und auch in Bukarest deutsche Handwerker sind, so kann auch ein wandernder Handwerksgesell dort Arbeit finden. Unser Reisender fand sie, kehrte aber durch Cholera, Quarantainen ꝛc. etwas deprimirt wieder um und verweilte einige Zeit in Polen. Eine Krankheit, die er nur in Töplitz heilen zu können hoffte, führte ihn nach Deutschland zurück, das er abermals vielfach durchpilgerte. Er wollte nach Italien, kehrte aber von Botzen wieder um, zog abermals nach Ungarn und der Wallachei und fuhr dießmal auf der Donau bis nach Konstantinopel, wo er in der Vorstadt Pera bei dem Damenschneidermeister Rolle, einem Sachsen, in Condition trat. Man muß nämlich wissen, daß unser Reisender vorzugsweise seine geschickte Nadel der Damen-, nicht der Herrenbekleidung widmete und überall bei Damenschneidern arbeitete. Dieß verräth sich auch in der ausführlichen, genauen und ein erfahrnes Auge beurkundenden Beschreibung aller der interessanten weiblichen Kostüme, die er bei nicht deutschen Nationen kennen lernte. Vielleicht hätte uns der Verf. aus dem Gebiete dieser schönen Erfahrungen noch mehr Originelles mittheilen können, wenn die Hand, die ihm die Feder führte, ihm mehr Freiheit dazu gelassen hätte. Im Ganzen spricht in dem Buch allerdings ein einfacher, schlichter, treuherziger Erzähler; doch wäre es für den Leser gewiß anziehender und belehrender gewesen, wenn weniger solche Merkwürdigkeiten, die man auch in jedem andern Reisehandbuch findet, erwähnt und dagegen mehr eigenthümliche Beobachtungen mitgetheilt worden wären, zu denen vorzugsweise der Stand des Verf. Veranlassung geben mußte. Welche Menge der interessantesten Genrebilder hätte er uns aus den niedern Sphären der Gesellschaft mittheilen können. Sein Reisebericht hält sich allgemein und verweilt nicht genug bei charakteristischen Scenen.

Als Holthaus sich in Stambul eine kleine Summe Geldes verdient hatte, unternahm er damit eine Seefahrt nach Aegypten, fand auch hier wieder deutsche Handwerker, in Alexandria und Kairo, schrieb seinen Namen nicht ohne Selbstgefühl zweimal an die Pyramiden und setzte sich dann wieder zu Schiffe, um das heilige Land zu besuchen und als guter Christ seine Andacht am heiligen Grabe zu Jerusalem zu verrichten. Einfach und rührend schildert er aus treuem Gemüth den tiefen Eindruck, den der Anblick Jerusalems auf ihn gemacht. Ganz allein und zu Fuß begab er sich wieder auf den Rückweg ans Meer und fuhr zu Schiffe abermals nach Konstantinopel, von hier nach Athen, reiste durch Morea und dann abermals zur See nach Neapel, von da zu Fuß nach Rom, von Civita vecchia wieder zur See nach Marseille und über Paris endlich in seine westphälische Heimath, indem er unterwegs bald hie bald da natürlicherweise länger verweilte, um durch Schneiderarbeit sein aufgezehrtes Reisegeld von neuem zu ergänzen.

Die erste Auflage seiner Reisebeschreibung ist rasch vergriffen worden, und am Schluß der zweiten Auflage bemerkt der Verleger, Holthaus sey schon wieder auf und davon gegangen, und mache eine neue große Reise, ungewiß wohin.

In neuester Zeit ist bekanntlich noch ein anderer Schneidergesell als Schriftsteller aufgetreten, Wilhelm Weitling, Communistenchef in der Schweiz, der aber bei weitem nicht so harmlos und gemüthlich ist, wie der gute Holthaus, sondern die Welt zu oberst und unterst kehren will. Ein dritter, wenn es nicht der zweite ist, hat sich in einem (am 3. Okt. vorigen Jahrs in der Aachner Zeitung abgedruckten) Briefe über die wissenschaftlichen Zustände Berlins ausgelassen und ist namentlich mit einer scharfen Kritik Schleiermachers aufgetreten. Und das sind alles wirkliche Schneidergesellen, nicht etwa verkappte Barone, wie der war, der vor einigen Jahren dem berühmten Nicolai nach Italien nachreiste. Mag man aber von der Impertinenz dieser Nadelhelden, die sich unter die Autoren drängen, denken was man will, so bekennen wir doch unsrerseits, daß uns ein schriftstellernder Schneider immer noch lieber ist, als ein schneidernder Autor, d. h. einer der Modebücher- und Modejournalfabrikanten, deren wir schon so viele haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 76.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. Juli 1843.

Slawische Literatur.

2) Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen. Auserwähltes aus den Werken der vorzüglichsten russischen Poeten und Prosaisten älterer und neuerer Zeit, ins Deutsche übertragen und mit hist. krit. Uebersicht, biographischen Notizen ꝛc. begleitet von C. Wilhelm Wolfsohn (Carl Maien). Erster Band. Gedichte. Erste Abtheilung. Leipzig, Fort, 1843.

So viel wir aus diesem ersten Bande ersehen können, ist der Herausgeber ein vorurtheilsloser Mann und unterscheidet sich deßfalls zu seinem Vortheil von Melgunof, der in seine Darstellung der schönwissenschaftlichen Literatur Rußlands zu viel persönliche Gunst und Abgunst einmischte.

In der historischen Einleitung werden die spärlichen Anfänge der russischen Literatur besprochen, vom Mönch Nestor an wenige Annalisten, wenige Reisende, Theologen, noch weniger Dichter. Die ältesten Volkslieder, so wie das berühmte Heldengedicht von Igor aus dem 12ten Jahrhundert werden hier mitgetheilt. Im 15ten Jahrhundert kommt wieder ein epischer Dichter Sophronius vor, dann aber folgen sich bis auf Peter den Großen nur vier ganz unbedeutende Dichter. Unter dem Czaar Peter begann Kantemir eine neue Epoche, war aber kein Russe, sondern ein Grieche. Der erste Russe von Auszeichnung in der neuen Literatur war Lomonossow, der die Kaiserinnen Anna und Elisabeth in Oden besang, der russische Horaz oder Ramler. Mit ihm wetteiferte als Lobredner der folgenden Kaiserin Katharina der Dichter Derschawin; zwischen beiden aber stand Samarakow, der „Mittelmäßigkeitsevangelist,“ der den schlechten Geschmack der vorlessingischen Periode in Rußland einheimisch machte, namentlich auch auf der Bühne, worin ihm sein Schwiegersohn Knjashnin nachfolgte. Wie dieser altfranzösische Zopfgeschmack, so fanden auch die späteren englischen und deutschen Dichterschulen Anklänge und Nachahmung in Rußland. Bobrow ahmte Young, Njeljedinsky-Mjeljezky unsern Hölty nach. Eine weitere Emancipation erlangte die russische Literatur erst durch den berühmten Historiker Karamsin (geb. 1765), ferner durch die um die russische Sprache verdienten Schischkow und Daschkow, durch Murawiew, den originellen Fabeldichter Krülow ꝛc. Die Namen russischer Autoren fangen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts schon an, sich zu häufen. Als Stern erster Größe glänzt aber am nordischen Himmel der Poesie Puschkin und kaum weniger bedeutend Bulgarin, deren Werke großentheils schon längst übersetzt und in Deutschland allgemein bekannt. Zwar sind auch sie nicht unbedingt originell, sondern gehören der großen Schule Walter Scotts an, allein man kann ihnen das Zeugniß nicht versagen, daß sie die Geschichte, Natur und Sitte Rußlands so aufgefaßt und dargestellt haben, wie es wohl nie ein Nichtrusse vermocht hätte.

Unter den Uebersetzungen, die hier mitgetheilt werden, nimmt, wie schon gesagt, das Heldenlied von Igor den ersten Rang ein. Außerdem sind viele sehr schöne altrussische Volkslieder und mehrere Gedichte von späteren, Lomonossow ꝛc. übersetzt. Von bewundernswürdiger Schönheit und Originalität ist folgendes altrussische Volkslied von der Amazone Wassilissa Nikulischna, welches wir, um zugleich eine Probe vom Uebersetzungstalent des Verfassers zu geben, hier im Auszug mittheilen wollen:

In der Herrscherstadt, in Kiew, war's,
Bei dem Fürsten Wladimir, dem freundlichen Herrn;
Ward ein Schmaus gehalten, ein Ehrenschmaus;
Die Fürsten und Bojaren hier
Trinken, essen, sind heitern Muths,
Und rühmen vor dem Großfürsten sich;
Unter ihnen ein einz'ger Bojare nur,
Stawr Godinowitsch trinkt nicht, isset nicht,
Und prahlet vor seinen Brüdern nicht
Aber mit seinen Genossen allein

Spricht er wohl folgende Reden aus:
Was ist das für eine Veste zu Kiew hier,
Bei Wladimir dem Großfürsten?
Ich fürwahr, ich der Bojare Stawr,
Hab' 'nen weiten Hof, nicht schlechter als Kiew die Stadt;
Als dieses vernahm Wladimir der Fürst,
Befahl er zu schmieden den Bojaren Stawr
An Händen und Füßen in Eisen wohl,
Und ihn zu setzen in Keller tief,
Und sie zu verschließen mit eiserner Thür,
Sie festzuriegeln mit Schlössern von Stahl. —
Und einen Gesandten schickte Wladimir der Fürst,
Einen erbarmungslosen, zum Bojaren Stawr,
Wohl um zu versiegeln seinen Hof
Und nach Kiew zu bringen seine junge Frau.
Zu ihr aber, zu Stawr's junger Frau
Gelangte die Kunde, die traurige.
Und sie nun rüstet sich bald,
Erhebt sich ohn' Aufenthalt,
Warf von sich wohl ihr weiblich Haar,
Setzte sich auf Locken schwarz,
Auf die Füße Stiefel von grünem Saffian;
Und sie zog reiche Kleider an,
Wohl reiche Gesandtenkleider an,
Und nannt einen strengen Gesandten sich.
Wir fahren aus der fernen Horde, dem goldnen Land,
Von dem schrecklichen König Jetmanuj Jetmanujlowitsch
Wohl nach Kiew der Stadt
Zu Wladimir dem Großfürsten,
Zoll von ihm zu erheben, rückständigen,
Für zwölf Jahre, nicht mehr nicht weniger,
Zu dreitausend für jedes Jahr.
Und in den fürstlichen Hof der Gesandte kam,
Schnell von den wackeren Rossen sprangen sie
Und traten in die hellen Gemächer ein.
Nun aber fing Wladimir der Kiewer Fürst
Den Gesandten auch zu bewirthen an,
Sie trinken jedes Getränk in solchem Maß
Daß der Gesandte sich endlich betrinkt.
Jetzund führte der Fürst sieben Ringer heraus,
Davor schrak der Gesandte nicht etwa zurück,
Er trat hinaus in den Hof, zu ringen wohl,
Mitten im Hof in dem fürstlichen.
Dem Gesandten die Ringer zu ringen nah'n:
Einem Ringer reißt sie den Arm von der Schulter weg,
Und dem andern Ringer bricht sie den Fuß entzwei,
Und den dritten faßte sie am Rücken quer
Warf ihn hin mitten in den Hof.
Jetzund führte Wladimir der Kiewer Fürst
Zwölf tapfere mächtige Helden herbei,
Und sie begannen zu schießen nun
Wohl 'ne Werst weit auf einen grauen Eichenbaum,
Trafen auch den grauen Eichenbaum,
Aber von jenen Pfeilen hart
Und von jenem Schusse der Helden wohl
Wankte nur der graue Eichenbaum
Gleichwie von mächtigem Sturm.
Sprach der Gesandte Wassilij Iwanowitsch:
Höre mich, Fürst Wladimir Du!
Dieser Heldenbogen bedarf ich nicht,
Einen Zugbogen hab' ich bei mir,
Mit dem ich fahr' über's weite Feld.
Nimmt wohl einen harten Pfeil —
Dieser Pfeil war ein stählerner —
Spannte den Bogen am Ohr,
Schlug an einen grauen Eichenbaum,
Zerbrach ihn in Splitter, wie Messerstiele klein —
Es schwirrte die Sehne am Bogen straff.
Da warf Fürst Wladimir zur Erde sich,
Und alle die Helden die mächtigen
Erheben sich wie betäubt. —
Ausspie Fürst Wladimir und trat zurück,
Und redete für sich dieses Wort:
Selbst erprob ich den Gesandten Wassilij jetzt.
Er fing mit ihm Schach zu spielen an,
Mit vergoldeten Steinen wohl;
Das erste Spiel spielten sie,
Der Gesandte gewann es gleich;
Das zweite Spiel spielten sie,
Der Gesandte gewann auch das zweite Spiel;
Das dritte Spiel spielten sie —
Schach und matt und unter's Bret. —
Jetzund sprach der Gesandte dieses Wort:
Höre Wladimir, Fürst von Kiew Du!
Entrichte den Zoll, Abgaben für zwölf Jahre mir,
Zu dreitausend für jedes Jahr.
Sprach Wladimir der Fürst:
Nimm mich selber, nimm mein Haupt, mein Weib!
Jetzund redete der Gesandte dieses Wort:
Höre mich, Fürst Wladimir Du,
Nicht brauch' ich Deine Abgaben noch den Zoll,
Nur schenke diesen lustigen Jüngling mir,
Den Bojaren Stawr Godinowitsch."
Und Wladimir der Fürst freute sich deß,
Gab den Stawr hin mit eigener Hand.

Lyrische Dichtkunst.

Neuere Gedichte von W. Wackernagel. 1832—1841. Zürich und Frauenfeld, Beyel, 1842.

Ein äußerlich gar schön ausgestattetes Buch. Wenn man es aufschlägt, hat man breite Seiten von blendend

weißem Papier vor sich, auf deren Mitte nur wenige, oft nur eine einzige Strophe gedruckt ist. Das gibt dem ganzen Werk ein lichtvolles und reiches Ansehen, wie an einem Marmorpalast und zeichnet es vor so mancher andern Liedersammlung aus, in der die Verse sich wie arme Leute in einer unreinlichen Wirthschaftsstube zusammendrängen müssen.

Uebrigens paßt diese breite Einrahmung nicht zu allen der hier vorliegenden Gedichte, von denen sehr viele, in der Rückert'schen Weise, nur leichte Gedankenspiele sind, und die zuweilen den Eindruck machen, wie in botanischen Kupferwerken schlichte und schlanke Gramineen auf dem schönsten breiten Papier, auf dem man nur volle Prachtblumen zu sehen erwartet. Damit soll kein Tadel ausgesprochen seyn. Die muhamedanischen Lyriker und selbst viele unsrer ältern Minnesänger lassen sich in dieser Weise gehn und sehen nicht auf Klarheit und Abrundung eines Liedes, sondern lassen Phantasie und Reim in wilder Freiheit ranken, concentriren das Licht nicht auf einen durchgeführten Hauptgedanken, sondern lassen blitzähnliche Schlaglichter durch wogiges Dunkel fallen. Drücken wir uns nicht deutlich genug über diese Manier aus, so thut es uns leid. Das Flüchtige ist schwer zu fassen. Der Dichter kann eine momentane Stimmung besser in einer überraschenden Vergleichung ausdrücken, als der Kritiker sie definiren. Es sind Spiegelungen und ein Leuchten, das die Welle nur auf einen Augenblick zeigt, indem sie überschlägt.

Neigt unser Dichter nun zu dieser Dichtungsweise hinüber, so ist doch an ihm auch die andere Tendenz der deutschen Natur, die mehr nach klassischer Vollendung und plastischer Gestaltung des Liedes strebt, nicht zu verkennen.

Ihrem Inhalte nach haben diese Dichtungen vorzüglich Liebe und Natur zum Gegenstande. In den Liebesliedern tritt zwar die objektive Klarheit hinter die subjektive Wärme zurück, aber der Ausdruck einer innigen und hingebenden Zärtlichkeit für eine Person, ein ungesuchtes Bewußtseyn der Treue, das sich in allen diesen Liedern geltend macht, thut dem Gefühl des Lesers wohl; da die meisten neuern Gedichtsammlungen im Gegentheil von sentimentaler Donjuanerie, von koketter Simultanliebe und von einem oft frech sich kund gebenden, oft nur schlecht bemäntelten Bewußtseyn der Treulosigkeit voll sind. Unter den Gedichten, die weniger persönliche Stimmungen ausdrücken und mehr objektiv sind, zeichnet sich aus:

Aphrodite.

Sie stieg empor aus salz'gen Wellen,
Der Liebe Göttin, unverletzt,
Verschönert nur, wie Rosen schwellen
Verschönt, wenn kühler Thau sie netzt.

Umsonst daß sich dein Auge röthet:
Mit solchen Waffen siegst du nie;
Nie wird in Thränen sie getödtet:
Geboren wird aus Thränen sie.

Um auch eine Probe von der subjektiven Art zu geben, wählen wir folgendes S. 189:

Dürstend nach der Liebe Kelche,
Hungernd nach der Liebe Brot,
Irrt' ich um, und litt o welche
Tausendfache Herzensnoth!

Irrt' ich um im glutentfachten
Ungebahnten Wüstensand:
Himmel, soll ich hier verschmachten
Ferne vom gelobten Land?

Herr, mit aufgethanen Armen
Steh' ich und erschloßnem Herz:
Auf mich Armen mit Erbarmen
Schaut kein Auge niederwärts?

Und es schaute! Mild geregnet
Kommt aus Wolken lieberoth,
Braut, dein Lieben, ein gesegnet
Manna, Manna, Himmelsbrot!

Wir finden darin zu viel Wärme, und eine kleine Noth mit zu großen Worten bezeichnet. Zuweilen begegnet es dem Dichter auch, das lieblichste Bild zu malen, aber ohne irgend eine andere Anwendung, als um eine gewisse Unzulänglichkeit, es besser anwenden zu können, zu bezeichnen. Z. B. S. 91:

Verlorenes Sehnen.

Die Bäume stehn und schwanken,
Und möchten gerne schnein
Die Blüten, ihre Gedanken,
Weit weit in den Himmel hinein.

Sie schweben auf in den Lüften:
O schmerzenreicher Traum!
Und sinken, und verdüften
Um den verblühten Baum.

Ich möcht' in den Himmel ranken
Mit einem kühnen Reim:
Aber meine Gedanken
Kehren weinend heim.

Oder auf der vorhergehenden Seite:

Treibende Wolken.

Wie zerrißne Wolken jagen
Die Gedanken; Stürme schlagen

Sie verstreut durch alle Welt;
Irre streifen, suchen, schweifen
Sie wie Lämmer übers Feld.

Wann ach kommt der gute Hirte,
Der euch Wolken, euch verirrte,
Wiederum zur Heerde häuft,
Daß ein segenvoller Regen
Auf die Fluren niederträuft!

Wir glauben nicht, daß diese schönen Bilder, indem sie auf eine so gar negative Seite des Dichterlebens angewendet werden, an ihrem rechten Platze stehen. Vielleicht weniger schön an sich, aber vollkommen treffend angewendet, ist folgendes Bild, S. 45:

Nur ein Leben.

Ein Tropfe fällt: es klingt
Das Meer nur leise;
Die Stelle wird umringt
Von Kreis' an Kreise.

Und weiter, immer mehr.
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfe her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.

Warum ist dieses Gedicht um so vieles schöner, als die vorhin genannten? weil es eine positive und allgemein für jeden anwendbare Wahrheit in der zartesten Weise ausdrückt, und den Schmerz, den diese Wahrheit bereitet, mit einem freundlichen Troste versüßt; in jenen Liedern dagegen nur eine subjektive und momentane Unbehaglichkeit des Dichters sich geltend macht, was für die übrige Welt kaum von Interesse ist.

Unter den poetischen Naturbildern zeichnen sich die aus, welche nicht bloß den Frühling im Allgemeinen als Dekoration der glücklichen Liebe zum Gegenstande haben, sondern bestimmte Alpenlandschaften reproduciren. Der Dichter lebt bekanntlich in der Schweiz. Sehr schön ist unter andern folgendes Lied, S. 264:

Gotthardstraße.

Hier in die Wolken steilrecht aufgestellt,
In grausen Trümmerhaufen dort ergossen,
Das ist Gestein der alleräl̈testen Welt,
Wie sie am Schöpfungstag aus Gottes Hand geflossen;
Gestein in dem vom schöpferischen Licht
Noch fort und fort geheime Flammen glühen:
Geweckt vom Schlag der Eisenhufe, bricht
Es gäh in Funken auf, die durch die Dämmrung sprühen;

Gebirg' an dessen Zinnen, dessen Kamm
Laut zürnend einst des Weltmeers Wogen schlugen,
Das der Leviathan spielend einst umschwamm,
Derweil die Gipfel hoch den ries'gen Mammuth trugen.

Verronnen ist das Meer: es hängt ein Dach
Von Wolken nur hoch an der Felsen Säumen,
Und hoch aus Wolken siehst du Bach um Bach
Hell wie des Rindes Milch vom Euter niederschäumen.

Verronnen ist das Meer und sein Gethier:
Auf Wegen die ob kühn? ob frech? gebrochen
Mit unsern zahmen Rossen ziehen wir,
Und lassen unter uns die letzten Fluten kochen.

Mitten unter den andern Liedern zerstreut finden sich auch viele Lehr= und Gelegenheitsgedichte; darunter eine gute Anzahl salomonischer Sprüche in Versen, und mehrere Gedichte, die durch das Jubiläum der Buchdruckerkunst im Jahr 1840 veranlaßt waren. Gar artig ist „die Weisheit dieser Welt,“ nach dem provenzalischen Peter Cardinals (S. 27). Ein Weiser, der unter die Narren geräth, wird allein für den Narren gehalten. Ein ebenfalls sehr glücklicher Gedanke ist in dem Lerchenliede S. 107 ausgesprochen:

Singe, liebes Lerchlein, singe,
Singe heuer, weil du lebst,
Und dich noch auf leichter Schwinge
Ueber Gras und Korn erhebst.

Hoffe nicht von andern Jahren,
Was das eine Jahr dir bot:
Wenn der Sommer ist verfahren,
Kommt der Herbst und kommt der Tod.

Die so froh im Felde sangen,
Ach! in Leipzig werden sie
Eingefangen, aufgehangen,
Allzusammen, du und die.

Und gegessen und vergessen
Bis zum nächsten Lerchenfang.
Sing', o Lerchlein, unterdessen
Deinen Sommer, deinen Gang!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 77.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 31. Juli 1843.

Politische Gedichte.

1) Zeitgedichte von Wilhelm Wackernagel und Balthasar Reber. Basel, Schweighauser, 1843.

Deutschland wird seit wenigen Jahren mit einer Fluth von politischen Gedichten überschwemmt. Man begreift eigentlich nicht warum? Im Volke selbst ist eine Begeisterung für das Vaterland, wie sie im Jahr 1813 vorherrschte und im „Gesangessturm" den „Hochgefühlen und Hochgedanken" mit heißen Blitzesschlägen und lautem Donner Luft machen mußte, nicht mehr zu finden. Auch die verhältnißmäßig schwächere Begeisterung für die Verfassungen, wie sie später hin und wieder auch auf dem Pegasus dem Aprilwetter, Frost und Regen der Restaurationsperiode entgegentrabte, ist unmerklich abhanden gekommen. Das Volk interessirt sich gegenwärtig nur für seine materiellen Interessen, und diese kehren der Poesie begreiflicherweise den negativen Pol zu.

Nur in der witzigen Verspottung unsrer politischen Mängel und Schwächen leistet diese neueste Modepoesie zuweilen etwas, was man als populär bezeichnen darf. Von dieser Art ist Vieles bei Hoffmann von Fallersleben, wie denn dieser auch niemals eine patriotische Gemüthlichkeit verleugnet. Aber die vielen Andern? Sie entbehren neben dem guten Humor auch des würdigen Ernstes, der sittlichen Kraft, des nationalen Ehrgefühls und alles dessen, was man das heilige Feuer zu nennen pflegt, fast durchaus. Die Sallet, die Herwegh rc., die einen höheren Ton anzuschlagen versuchen, haben sich zwar eines großen Beifalls bei der in der Journalistik zahlreich repräsentirten destruktiven Partei erfreut, allein die Prahlerei, mit der sie nicht bloß den Königen, sondern auch Gott grollen, schmeckt zu sehr nach der Schule, und ist gar zu knabenhaft, als daß sie je in Deutschland volksthümlich werden könnte. Wo so wenig sittlicher Fonds vorhanden ist, wo alles aus Eitelkeit und aus der Bizarrerie der Hegel'schen Schulansicht hervorgeht, die jedem bübischesten Uebermuthe zum willkommnen Vorwande dient; wo ferner nicht auf den Charakter der Nation überhaupt und auf das Urtheil der Bessern, sondern nur auf das Coterielob geachtet und dem augenblicklichen Erfolg alles aufgeopfert wird, wo kein Rechts- und Schicklichkeitsgefühl mehr ängstigt, sondern durch die literarische Lobassecuranz und durch den wechselseitigen Sündenablaß selbst das Unglaublichste möglich wird, da darf man sich auch nicht wundern, sondern muß es sogar voraussetzen, daß es gar manchem jener poetischen Königsfresser und Himmelstürmer mit ihren revolutionären Prahlereien kein Ernst ist, und daß sie, wo sich ihnen Gelegenheit bietet, jeder Gunst nachgeben, die ihnen mehr verspricht, als die bisherige der Coterie. Endlich gehören zu diesen politischen Dichtern auch solche, die von vorn herein ganz loyale Gesinnungen hegen und nur aus Hunger und um von irgend einem destruktiven Buchhändler ein mäßiges Honorar abzufangen, sich in die Revolutionshitze hinein ängstigen und einen Band politischer Gedichte nach der neuesten Mode schreiben.

Die Taktlosigkeit manches dieser unter allen Umständen nach Effekt jagenden und keinen Widerspruch scheuenden Poeten geht so weit, daß er von Deutschlands künftiger Größe prahlt und zugleich für Frankreich schwärmt und Deutschland an die künftige französische Revolution verrathen will, und daß er über Mangel an hoher Gesinnung und heiligem Ernst in Deutschland klagt und zugleich für die Lehren eines Hegel, Strauß und alle die Sophistereien schwärmt, durch die eben die Gesinnungen so profanirt und zu so egoistischer Nichtswürdigkeit heruntergesunken sind. Wenn Einer den ernsten patriotischen Ton wie Arndt und Max von Schenkendorf anstimmt und gleich darauf wieder in den frivolen und franzosentollen Ton Heine's fällt und dazwischen rein irreligiöse und diabolische Piccoloflötentöne hören läßt, so beweist er damit nicht, daß er ein Dichter des Volks und ein Mann von Charakter, sondern nur,

daß er ein Commödiant ohne Ueberzeugung, oder im besten Falle ein verworrener Kopf ist.

Berechtigen uns diese Erscheinungen, von den jetzt Mode gewordenen politischen Liedern, denen Hermann Marggraf vor Kurzem in Leipzig ein ganzes Buch widmen zu müssen geglaubt hat, im Allgemeinen nur mit Verachtung zu sprechen, so freut es uns um so mehr, in der vorliegenden Sammlung von Gedichten einer rühmlichen Ausnahme begegnet zu seyn. Diese „Zeitgedichte" nämlich setzen sich mit jenem verächtlichen Treiben gerade in Opposition, in demselben Sinn, wie die Sonette „gegen den Strom," über welche wir vor Kurzem berichtet haben. Auch hier ist es die echtvaterländische Gesinnung, die jenen verlogenen Freiheitsdichtern entgegentritt.

Folgende Verse geben die Intonation an. Sie sind von Wackernagel, der überhaupt die meisten dieser Lieder gedichtet hat.

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Daß noch fähig zu hadern
Haftet Mark in den Beinen mir,
Blut mir rollt in den Adern.

Doch lobpreisen und danken auch
Soll ich, daß im Gemüthe
Noch die Liebe nicht ward zu Rauch,
Nicht zu Asche verglühte.

Schon wölbt höher die Stirne sich:
Aber gegen das Schlechte
Mag noch immer ich jugendlich
Laut verfechten das Rechte.

Und wo Dünkel des Unverstands
Pocht, ihm selber genügsam,
Bin noch heut ich ein Jüngling ganz,
Unschmiegsam und unfügsam.

Doch wo liebend es mich berührt,
Da auch schlagen zusammen,
Da im Augenblick angeschürt,
Der Begeisterung Flammen.

Still beseligt und hoch entbrannt
Kann noch immer ich schwärmen
Freiheitfroh für das Vaterland,
Noch mich sehnen und härmen.

Noch aufjauchzend und mit entrückt
Schwillt mein Herz, wenn die Jugend
Himmelher wie ein Blitz durchzückt
Glaub' an Gott und die Tugend rc.

Bei so ehrenwerthen Gesinnungen versteht es sich von selbst, daß der Dichter sich gegen alle diejenigen Freiheitssänger erklärt, die es nicht gut mit Deutschland meinen, gegen alle die Thoren oder Schwindler, die ihre höchste Ehre darein setzen, Franzosen zu scheinen und alles aus französischem Gesichtspunkt anzusehen.

Ueberm Rheine ruft nun Etwas,
Das sich für die Freiheit giebt.
Könnt ihr nicht den Hahn erkennen,
Der, zu geil für seine Hennen,
Fremde noch zu treten liebt?

Laßt ihr euch nicht willig treten,
Legt er selber wohl ein Ei:
Ist die Schale dann zerbrochen,
Kommt ein Basilisk gekrochen,
Und zersticht euch frank und frei.

Wir haben früher schon in diesen Blättern bemerkt, wie taktlos es von Herwegh war, von „seinem" Beranger zu singen und wie wenig dieses Hinüberschielen nach Pariser Straßen- und Journalruhm einem politischen Dichter der Deutschen gezieme. Andrer, die in der Franzosentollheit noch weiter gegangen sind, wollen wir nicht einmal erwähnen, denn es kann nur Ekel erwecken, wenn man daran denkt, wie der kleine Heine sein unreines Taschentuch unterhält, um den Invaliden von der alten Garde die Thränen um Napoleon abzutrocknen. Wer sich irgend klar gemacht, was zu einem politischen Dichter des deutschen Volks gehört, der wird nie in Versuchung kommen, solche Speichellecker Frankreichs damit zu verwechseln. Doch sind die, welche sich einmal unverholen an Frankreich hingegeben haben, immer noch achtbarer, als die, welche noch zwischendurch mit Patriotismus kokettiren und die gar keine feste Gesinnung haben, nicht einmal eine schlechte. Sehr treffend ist in dieser Beziehung folgendes Sonett:

Ritter Georg, dich selber möcht' ich fragen;
Mir bleibt es unklar: bitte, sag' es klärlich,
Wonach dein Herz begehrt so höchst begehrlich,
Und was denn kommen soll nach diesen Tagen.

„Ein Kaiser, hoch auf deutschem Schild getragen."
Da paßt dein Vive la République! schwerlich.
„Verbrüderung mit Frankreich, treu und ehrlich."
Wie? Schriest du nicht: Auf Frankreich losgeschlagen!?

Dir selbst aufs Maul geschlagen hast du, Lieber;
Und rechn' ich ab, so bleibt am letzten Rande
Kein groß und schmeichelhaft Summa Summarum:

Im besten Fall ein hitzig Nervenfieber,
Darin du phantasierst von Mord und Brande
In schöner Vers' und Phrasen Lirum Larum.

Neben der französischen Richtung, in welche die politische Poesie verirrt ist, ist es zweitens die jüdische oder antichristliche, gegen die der edle Zorn unsers Dichters sich waffnet:

Mir schwillt das Herz von Trauer und von Zorne,
Gewahr' ich, Vaterland, wie deine Knaben
Des Taumelkelches gierig sich erlaben,
Den Frevler schöpfen aus der Frevel Borne;

Wahnsinn'ge, die mit frech erhöhtem Horne
„Werft um das Kreuz! werft um!" gepredigt haben,
Und aber nun ein giftig Korn vergraben,
Und Freiheit prophezein aus solchem Korne.

Ihr Thun ist Sünde, Sünd' ist ihre Rede,
Sünd' auf dem Blatte, das sie umgeschlagen,
Und auf dem Blatt von heute Sünde, Sünde!

Mit Liebesworten, und bewehrt zur Fehde,
Wohl thät' ein Eckard Noth in diesen Tagen,
Der warnend vor dem Venusberge stünde.

Außerordentlich wahr und treffend ist in dieser Beziehung auch das Gedicht, welches „die Straußen" überschrieben ist.

Das Christenthum, ihr möchtet's stürzen,
Wir haben euch ins Herz gesehn;
Nicht stürzen, nein, nur ihm verkürzen
Die Flügel, die zu herrlich wehn;
Umwandeln möchtet ihr zur Eule
Den Adler, Fürsten ihn des Lichts,
Die durch die Nacht von Weisheit heule,
Ihr eignes Auge hell, sonst nichts.

O reißt nur aus der Brust dem Volke
Des Christenglaubens Edelstein,
Und wißt: des Sklavensinnes Wolke
Zieht in die Oede dumpfig ein.
Raubt euerm Volk die Kraft zur Tugend
Und stoßt es in den Sündenwust:
Ihr brecht des Volkes ew'ge Jugend,
Ihr dämpft zur Freiheit alle Lust.

Wie? oder soll an euern Meistern
Und ihres Geistes Wässerlein
Das Volk erhabner sich begeistern,
Als an des Christenthumes Wein?
Blickt doch in euer eignes Leben:
Ihr könnt mit eures Kelches Kraft
Nicht Einem Sündlein widerstreben;
Der Teufel lacht der Wissenschaft.

Das heißt den Nagel auf den Kopf getroffen! Wer kann Sänger der Freiheit seyn wollen und zugleich ein unsittlicher Lüstling? Wer kann Volk und Jugend zu hoher Gesinnung und That begeistern wollen, der an die Stelle der Kirche das Bordell setzt?

Wenn Wackernagel überall die Ehre des vaterländischen Namens und der vaterländischen Tugend und Sitte gegen jenes lustige Poetenvolk wahrt, so läßt er sich doch dadurch zu keiner Pedanterei oder Liebedienerei verleiten, und schont die Schwächen nicht, an denen das Vaterland leidet. Hier einige sehr gute Strafgedichte:

Singen, Klingen, Schwätzen,
Monumente setzen,
Das in deutschen Landen
Geht euch flink von Handen:
Meinet ihr als Gottes Affen
Mit des Wortes Klang,
Meinet ihr mit Sing und Sang
Eine Welt zu schaffen?

Auf und unterm Throne,
Mit der Kron' und ohne,
Könnt ihrs denn nicht lassen,
Reden abzufassen,
Nun, so bleibt doch bei der alten
Deutschen Mannsnatur,
Nicht zu halten Reden nur,
Nein, auch Wort zu halten! ꝛc.

Recht glücklich ist folgendes Bild:

Gewahr' ich, Deutschland, wie an deinen Küsten
Sich Englands stolze Segel blähn und bauschen,
Damit du mögest Spinngeweb' ertauschen
Und Holz dafür zu neuen Kielen rüsten;

Gewahr' ich dich, an deren Mutterbrüsten
Dieß Volk zuerst vernahm des Meeres Rauschen,
Wie du den Wellen magst geruhig lauschen,
Und dich ergreift kein Sehnen, kein Gelüsten:

So mahnst du mich der guten treuen Henne,
Die sorglich ausgebrütet Enteneier,
Und nun die Jungen plätschern sieht im Bade.

Was hilft ihr, daß sie auf und nieder renne?
Die Küchlein schwimmen frei und immer freier,
Und spotten noch der Mutter am Gestade.

Auf die derbste, aber gewiß auch passendste Weise wird die Gemeinheit der Zeit in einem Wettgesang zwischen Wilhelm Wackernagel und Joseph Simrock, den

Adelbert von Chamisso entscheidet, aufgefaßt. Der eine pries das Schwert, der andere die Feder.

Joseph.

Verläumderische Feder du!
Doch soll es zur Entscheidung kommen und zur Ruh,
Weiß ich den Mann, der unserm Streite Meister.
Das Schwert einst führt er als ein Held;
Jetzt mit der Feder schreibt er, was uns wohlgefällt:
Herr Adelbert der Weltumsegler heißt er.

Wilhelm.

Es steht ihm wohl das Saitenspiel, dem einstmals, frisch geschwungen,
So wohl die blanke Klinge stand:
Drum seh' ich gern das Richterschwert in dieser Hand.
Gelingt mir hier, so ist mir wohl gelungen.

Adelbert.

Das Geld ist Macht und Herrlichkeit.
Ein Freiherr Rothschild ist der Heros unsrer Zeit.
Verderblich sind die Schuld nur und die Schulden.
Das Geld schafft Frieden nur und Krieg.
Das Geld, das liebe Geld bedingt allein den Sieg,
Dem Schwert und Feder dienend sich geduldep.
Und ist euch, meine Herrn, an meinem Urtheilsspruch gelegen:
Wer mich am besten honoriert,
Das mehrste Geld mir gibt, behält, wie sichs gebührt,
Bei mir auch Recht, und das von Rechtes wegen.

Roman.

Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bekannten Hexenprozesse; nach einer Handschrift ihres Vaters herausgegeben von W. Meinhold, Dr. der Th. und Pfarrer. Berlin, Duncker und Humblot, 1842.

Angeblich aus einer ungefähr 200 Jahr alten Handschrift des Pfarrer Abraham Schweidler in Coserow auf Usedom, dessen eigne Tochter Gegenstand des Prozesses war. Der Inhalt ist in der That sehr interessant, wenn gleich die Behauptung auf dem Titel zu kühn genannt werden muß, denn es gibt nicht wenige Hexenprozesse, die ein noch größeres Interesse darbieten, sofern sie (in den protokollirten Aussagen) noch tiefer in den Aberglauben der Zeit hineinblicken lassen und das Hexenwesen in seinem ganzen Umfang noch detaillirter enthüllen, oder durch die Prozeßführung selbst für die Rechts- und Sittengeschichte bedeutungsvoller sind. An vorliegender Geschichte kommt uns überdieß mancher Zug verdächtig vor, und scheint mehr romanhafte Ausschmückung, als thatsächliche Wahrheit. Wir wollen damit kein falsches Licht auf den Herausgeber werfen, erinnern aber an die Art und Weise, wie schon unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege die Zeitgeschichte romantisch ausgeschmückt wurde, z. B. im Simplicissimus.

Die Geschichte ist kürzlich folgenden Inhalts. Pfarrer Schweidler hatte eine einzige, zärtlich geliebte, frühzeitig etwas gelehrt gebildete Tochter; ein adeliger Beamter hatte unedle Absichten auf sie, wollte sie zwingen, auf seinem Schlosse Dienste zu nehmen und verfolgte sie, da es ihm mißlang, mit eifersüchtigem Hasse. Ein böses altes Weib im Dorfe gab sich zur Ausführung der Rache her. Der Umstand, daß die Pfarrerstochter Bernstein unter dem Boden entdeckt hatte und viel davon sammelte, und ihre dem Pöbel befremdliche Gelehrsamkeit mußten zum Vorwand dienen, sie für eine Hexe auszugeben. Sie wurde eingezogen, inquirirt und auf die Folter gelegt, endlich sogar zum Tode verurtheilt, aber von einem edeln Junker gerettet, der sie liebt und gerade noch zu rechter Zeit anlangt, um auf das Schaffot zu stürzen, den Henker niederzustoßen und die Geliebte zu retten, die er als glückliche Braut heimführt.

Dieser Schluß, müssen wir gestehen, kommt uns sehr unwahrscheinlich vor. In jenen Zeiten wäre es beim ausgesprochenen Fanatismus des Volks und bei der Strenge der Landesgerichte wohl keinem Junker möglich gewesen, so mir nichts dir nichts (wie auf dem Theater im unterbrochenen Opferfest) eine Verurtheilte zu retten und den Scharfrichter dabei ungestraft zu ermorden. Wie viel Wahres nun aber an der Sache seyn mag, oder nicht, so ist gewiß, daß diese Geschichte einen tiefen Eindruck auf den Leser zu machen nicht verfehlen kann. Besonders ergreifend ist die Beschreibung der peinlichen Frage. Ein edles, unschuldiges, hochgebildetes Mädchen muß sich in der Folterkammer unter den Martern Fragen der empörendsten Art (über ihren angeblichen Umgang mit dem Teufel) vorlegen lassen, und der eigne Vater ists, der das alles erzählt. Was kann Schrecklicheres erdacht werden! Der fröhliche Ausgang muß natürlicherweise unter diesen Umständen erfreuen, obgleich er so viel Unglaubliches hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 78.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 4. August 1843.

Politische Gedichte.

2) Der junge Deutsch-Michel von A. E. Fröhlich. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller, 1843.

Fröhlich, der treffliche Fabeldichter, züchtigt hier in sogenannten Knittelversen das ganze Volk der Hegelianer, Straußianer, Herweghianer, Weitlingianer, die Antichristen, Fleischesemancipatoren, Communisten ꝛc., die ihren Heerd in der Schweiz aufgeschlagen haben und dort jede Art von Buberei treiben, indem sie, von den Radikalen geschützt und unterstützt werden.

Fröhlich geht von dem Gedanken aus, daß die destruktiven Poeten, die in neuerer Zeit von der Schweiz aus so viele Spottgedichte auf den alten deutschen Michel promulgirt, selber nur wieder junge deutsche Michel seyen. Und in der That, wer hat sich michelhafter benommen, als Herwegh in Berlin? was sind die besoffenen Professoren, welche ihren Schülern fanatischen Haß gegen das Christenthum einflößen und glauben, damit eine neue Aera der Weltgeschichte zu begründen, anders als Michel? was sind die philosophischen Schneidergesellen, die ganz ernsthaft über Abschaffung der Kirchen, Staaten, Nationen, Stände ꝛc. berathschlagen, anders als Michel? Was sind die radikalen Politiker, die sowohl Deutschland, als die Schweiz, wieder wie im Jahr 1798 an Frankreich, d. h. an die Plünderung und tiefste Schmach der Fremdherrschaft verrathen wollen, anders als Michel? Tollgewordene Michel, so dumm wie irgend der deutsche Michel je gewesen, wenn er zu viel getrunken.

Wir haben in diesen Blättern seiner Zeit vorausgesagt, welches Ende die Berufung von Strauß nach Zürich nehmen werde, und es ist wenige Monate später eingetroffen. Wir sagen auch heute wieder voraus, daß die radikale, kirchlich wie politisch destruktive Poesie und der Communismus, die eben jetzt in der Schweiz von großen Erfolgen träumen und außer sich vor frecher Lust sind, der schmählichsten Niederlage entgegengehen. Ein allgemeiner Unwille des Volks wird sich gegen sie erheben und manche der noch am Ruder stehenden Radikalen mit in ihren Fall hineinziehen. Dieß ist unvermeidlich, denn wenn der Esel so gar selig auf dem glatten Eise tanzt, kann er dem Beinbruch nicht entgehen. Ungewarnt durch die Zürcher Contrerevolution, sind die Radikalen noch so unbesonnen, wie vorher, halten das Unmögliche noch immer für möglich, greifen zum Unpopulärsten, Unnationalsten, Unhaltbarsten, geben sich den verworfensten Rathgebern und den verwerflichsten Principien hin, encanailliren sich so recht im vollsten Sinne des Worts und stoßen alles von sich, was Würde, Adel, Gerechtigkeit und Vernunft heißt, ohne die doch keine Regierung in der Welt, am wenigsten eine Volksregierung sich halten kann. Es gehört also nicht viel Prophetengabe, sondern nur einige Geschichts- und Menschenkenntniß dazu, um dem Unfuge, wie er jetzt in der Schweiz herrscht, eine nahe Demüthigung vorauszusagen.

Schade nur, daß ein Extrem immer das andere hervorruft, und daß jene Radikalen, jene Straußianer, Herweghianer ꝛc., indem sie die Kirche Christi schon bis auf den Grund abgebrochen und alle Staatsgebäude erschüttert zu haben glauben, gerade für die entgegengesetzten Zwecke thätig waren und nichts befördert haben, als den Jesuitismus und die Censur.

Um zur Verbreitung der in Fröhlichs Büchlein enthaltenen derben Wahrheiten und seines gesunden und köstlichen Spottes über die Thorheiten und Ruchlosigkeiten, die nicht bloß in der Schweiz, sondern auch in allen andern deutschen Landen im Schwange gehn, das Unsrige beizutragen, heben wir die schlagendsten Verse heraus:

Im deutschen Volke lebt, was man nun heißt Humor:
Im deutschen Michel stellt es seine Thorheit vor.

Er macht durch Stand und Land stets seinen Zirkel-Lauf,
Und schlägt abwechselnd hier bald dort sein Lager auf.

So lustig hat er sich in alt' und neuen Tagen
Als Simplicissimus, als Staberl nicht betragen,

Als wie den Kaiserthron er jetzt nennt den Katheder,
Für das Reichsscepter hält und Reichsschwert seine Feder,

Und sein Collegienheft ausgibt für Reichsgesetze,
Sein allerneustes Buch für mehr als Reichesschätze,

Und über Diadem und über Kaiserkronen
Den Laubkranz hält, womit Studenten ihn belohnen.

In seinem Throne sitzt der Michel so zur Stund',
Und seinen Willen thut der Schulgott also kund:

Die klein und großen Herrn, die Kaiser, Königlein
Von Stund an haben sie nun aufgehört zu seyn.

Ihr Reich ist unser und, so haben wir's beschlossen,
Nach unsrer neuen Form wird Alles umgegossen.

Nicht bloß zu einem Bund der Nordamerikaner;
Nach Höherm steht der Sinn der Ur-Republikaner:

Wie je die Republik man idealisirt,
In Basel-Landschaft hat sie sich realisirt.

Ein Basel-Landschaft muß das Land der Deutschen werden;
Dann ist's ein Musterstaat des Edelsten auf Erden.

Die freie Presse muß Hohn- und Spottlieder singen,
Der Kirch' und Bibel und dergleichen dummen Dingen.

Du Michel, wähnst dich stark, den Jesuit zu tödten?
Du weißt es nicht, und machst die Sprüng' nach seinen Flöten.

Man zieht entgegen dir; es schallet tausendtönig:
Heil, deutscher Michel, Heil, du unser Fastnachtkönig!

Du Bohnenkönig du, mit dir blüht Freud' und Fried',
Und was du singst, dein Lied geht über's Bohnenlied.

Dieß scheint sich auf Herwegh zu beziehen, von dem es dann ausdrücklich heißt:

Auf seiner Reise durft' er selbst zum König gehn,
Der wollte auch einmal den neuen Michel sehn,

Der michelmäßig ihm gegriffen nach der Kron'
Und Lieder auf ihn sang in Trotz und Spott und Hohn.

Der König sprach: „Rund sind doch bitter deine Pillen;
So bitter gibt sie nicht mein Arzt, ein Weh zu stillen."

Zur Seite stand der Arzt und setzt hinzu die Worte:
„Des Dichters Teufelsdreck ist d'rum von ärgster Sorte."

Der König lächelnd sagt: „Zwar sollt' ich fast verzagen,
Vor solchen Helden, doch woll'n fernern Kampf wir wagen."

Und Michel, der so kühn auf alle Könige tobte,
Der steht nun da verstummt, wie ihn der König foppte.

Er bückt sich tief und geht, doch fühlt er sich bewehrt
Mit neuem Muth, wann ihm der Feind den Rücken kehrt.

Es ärgert ihn, daß er verstummt, gebückt so tief,
Und schreibt dem König nun den allergröbsten Brief.

Und heischt von ihm, vor dem er stand so stumm und blöde,
Und den in Liedern er gehöhnt, Freiheit der Rede.

Und diesen Brief schickt er dem Herrn gedruckt in's Haus,
Und er läßt zünden ihm alsbald zum Land hinaus.

Doch neue Lieder läßt der Michel nun ankünden,
Die soll'n dem König bald zu seinem Land auszünden.

Ja, Michel, singe fort; Komödien liebt der Herr,
Wie dein erhab'ner Zorn ein Falstaff tritt einher.

Der König sagte auch zum Michel, den er foppte,
Und der in seinem Lied bisher blutgierig tobte:

„Du wirst auf deiner Fahrt noch gen Damaskus kommen!"
Der Michel faßte nicht, was da sein Ohr vernommen.

Den biblischen Bezug, wie konnt' er ihn verstehn,
Der seit der Kindheit nie die Bibel mehr gesehn?

Eben so vergebens mag der Dichter in allen Taschen nach der „Gesinnung" gesucht haben, die mit so vieler Großmuth bei ihm vorausgesetzt wurde. Wer Gott und Vaterland verachtet, hat keine.

Was übermüthig, frech, was schamlos sonst man heißt,
Das heißt dem Michel nun ein kühner Dichtergeist.

Von Vätern lernte er des Liedes guten Ton;
Auf Väter singt zum Dank er Lieder voll von Hohn.

Der Michel ist der Zucht und ist der Schul' entlaufen,
Und zuchtlos Bubenvolk läuft ihm nun nach in Haufen.

Ihr Jungen, über Nacht kam Weisheit euch zu Handen:
Der Pilze ganzer Chor ist über Nacht erstanden.

Die rothe Mütze setzt der Pilz auf mit Entzücken
Und ruft zur Eich' empor: „Ihr alten Moos-Perücken!"

Sag', Michel, hilft dein Rath, und wird der Wein dann besser,
Wann wir den Boden nun einschlagen aller Fässer?

Entgegen reift die Saat Land auf und ab der Sichel:
„Ach, arme Länder!" seufzt vorüberzieh'nd der Michel.

Dann wird in jedem Haus das beß're Leben tagen,
Wenn seinen Vater darf der Bub' in's Antlitz schlagen;

Dann tritt die Freiheit ein, die himmlische, geflügelt,
Wenn von den Buben wird der Vater ausgeprügelt.

Sie dreschen leeres Stroh, was sie auch Worte finden:
Den Dreschern allerdings sollt' man das Maul verbinden.

Kommun ist euer Sinn, d'rum heißt ihr Kommunisten,
Und eure Weisheit ist, Erhaschen und Erlisten.

Auch einen Gottesdienst will Michel neu errichten;
Sein Kultus ist schon da: er hat nichts zu erdichten.

Wann ihr an Tafeln schwelgt und singt geistreiche Zoten,
Und allem Heiligen wird Hohn und Spott geboten;

Wann ihr euch selbst und Witz und List zum Gott erhebt,
Und Opfer bringt dem Fleisch, und Schanden Ehre gebt:

Da wird der Speisesaal ein Tempel euch zur Stelle,
Und jede Schenke wird und Kneip' euch zur Kapelle.

Zum Führer tauget nur, wer oft des Wegs gegangen,
Nicht weichet ab der Spur, von Nebeln selbst umfangen.

Ihr folgt der Wahrheit Wort, nil admirari sprichţ's;
Was ihr bewundert, ist und war von jeher nichts.

Ihr Freiheitsfreunde, wie wollt ihr die That belohnen,
Schenkt ihr für Reden schon von Freiheit goldne Kronen?

Der Tänzer wird bekrönt für Sprünge hoch und kühne,
Der Gaukler ebenfalls der Freiheitsrednerbühne.

Das zeugt von deinem Glück und glücklichen Humor,
Daß du zu Königen erhebst der Gaukler Chor.

So lang du dir gefällst in solchem Fastnachtspiel,
Hat auch der Fürst von dir nicht zu befürchten viel.

Die Väter bluteten, von Schmach uns zu befreien,
Die Söhne freu'n sich nun an wälschen Witzeleien.

Könnt ihr denn And'res nicht auf eure Bühne bringen,
Als was die Wälschen euch vortanzen und vorsingen?

Habt ihr Geschichte nicht? was brauchet ihr Geschichten?
Als euer Freiheitskampf, könnt Größeres ihr dichten?

Verkrüppelt wird der Baum vom Jesuit gezogen,
Zu geilen Ruthen schießt er unterm Demagogen.

Der Michel ist ergrimmt ob dem stockfinstern Wesen,
Er sieht, wohin er kommt, das Volk die Bibel lesen.

Er lehrt: Du wirst, o Volk, dich und dein Glück nicht kennen,
Bevor die letzte wir der Bibeln dir verbrennen.

Der Michel lehrt: Gott wohnt allein in meiner Brust:
Durch mich, durch meinen Geist ward sein er erst bewußt.

Und Beten heißt darum nur an sich selber denken!
Wer könnt' andächtiger denn Michel sich versenken?

Hat Ahasverus nicht den Herrn wie du geschmäht?
Du bist der ew'ge Jud', der nun als Michel geht.

Der Cultus des Genies ist Selbstvergötterung;
Für Genien halten sich die Michel alt und jung.

Insofern sind auch wir noch Christen, lästern sie,
Der Nazarener war wie wir auch ein Genie!

Zu kritisieren weg ist Straußens groß Geschick:
Und Haß der Wahrheit heißt nun innere Kritik.

Nicht baare Münze ist das Christenthum, sagt Strauß,
Und Zürich zahlt dafür ihm baare Münze aus!

In demselben ökonomischen Sinn sagte ein geistreicher Staatsmann, Strauß sollte als Motto auf die neueste Auflage seines Lebens Jesu setzen „meinen Jesum laß ich nicht."

Die sich zusammenthun zum Beten, Schrifterklären,
Die werden euch verklagt, die laßt ihr nicht gewähren.

Ihr huldiget dem Licht, ihr fürchtet Schwärmereien;
Wohlan: von Schwärmern müßt ihr unser Land befreien!

Befreit uns von euch selbst, ihr seyd die ersten Schwärmer;
Seit ihr für Freiheit schwärmt, sind wir an Freiheit ärmer.

Den Frommen wehret ihr harmloses Schrifterklären,
Ruchlosen Bubenschwarm, den lasset ihr gewähren.

Nachtschwärmerei'n entweih'n die heiligsten der Nächte,
Der Fromme wird gehöhnt: das sind die Gleichheitsrechte!

Dem Spiel und Zotenschmaus darf Jeder Raum bereiten,
Dem Psalmensingen nicht, und das heißt Licht verbreiten!

Gibt's auch kein Mehl, doch freut die Knaben das Geklapper,
Wenn auch in Werken nicht, groß seyd ihr im Geplapper.

Du sagst: „Erfunden ist das Neue Testament!"
Erfunden, Michel, ist dir auch das Firmament.

Säng' auch im Heldenlied ich eure Heldenthaten,
Es würd' ein Spottgedicht, je mehr es würd' gerathen.

Nach ihnen soll die Sünd' ein Aberglauben seyn:
Für Aberglauben hält die Reinlichkeit das Schwein.

Das ist das Narrenschiff mit buntem, seid'nem Wimpel,
Auf den nur sehen sie, nicht auf die Fahrt, die Gimpel.

Auf die Radikalen in der Schweiz insbesondere:

Wie Michelokratie zur Despotie selbst paßt!
In beiden wird Wahrheit und Offenheit gehaßt.

Wo ein Despot bedrückt, da drückt das Leben schwer,
Im Freistaat drückt's noch mehr, wo ein Despotenheer.

Das radikale Zeug, es hat noch etwas Art,
Wenn es geprediget wird vom Munde ohne Bart.

Wenn aber Männer sich studentenhaft gebärden:
Aus euch, ihr Michel, wird wohl schwerlich etwas werden.

Die Ochsen schätzen wir nach Stärke und Gewicht;
Republikaner zählt man nur und wägt sie nicht.

Auf euerm Redestrom wähnt ihr komm' Heil geschwommen!
Durch euch ist uns in's Land das trunk'ne Elend kommen.

Zu Reden reizt der Wein, zum Trinken dann die Reden;
Nie sprecht ihr ohne Wein, nie könnt ihr nüchtern reden!

Ein Nilstrom voller Wust ist euer wüstes Schlemmen,
Doch, unfruchtbar, kann er mit Wust nur überschwemmen.

Der Venner Thut er barg im Mund sein Banner dort;
Das Banner führet ihr im Maule immerfort.

Thorechte malten einst in ihre Fahn' ein Schwein;
Und euch muß diese Fahn' ein heil'ges Banner seyn.

Dort hießen sie doch wild die Wildheit ihrer Jugend;
Ihr aber gleißnerisch macht sie zur heil'gen Tugend.

So kam's, daß wie zum Held der Bub' ist dort geworden,
Zum Michel ward der Held in eurem heil'gen Orden.

Dieß bezieht sich auf Erinnerungen aus der Schweizer Geschichte. Thut, der das Banner rettete, indem er es verschluckte, ist bekannt. Die thorechte Gesellschaft bestand aus muthwilligen Buben der Eidgenossenschaft, die sich nach den Burgunderkriegen zusammenthaten und der Stadt Genf eine Brandschatzung abtrotzten. Sie führten in übermüthigem Selbstbekenntniß ihrer Rohheit ein Schwein in der Fahne (das sogenannte Sewpanner), das billig auch das junge Deutschland führen sollte, wenn es nicht zu feig und lügenhaft wäre, sich offen zu seinem Naturell zu bekennen.

Sagt, eure heil'ge Fahn' war sie schon in Gefechten?
Ja, wo im Wettkampf heiß ihr miteinander zechten.

Das heil'ge Banner flog ob eueren Gelagen,
Wo unterm Tisch besiegt und siegend Kämpfer lagen.

Maulheldenthum! das Maul ausströmt es Heldenthaten,
Auffressen sie den Feind gesotten und gebraten.

In unserm Freistaat kann frei denken Jedermann,
Doch denkt er nicht wie wir, so denken wir ihm dran!

Ein Calefactor bist du, Michel, ein Einheizer,
Und auserkoren hast zum Ofen du den Schweizer.

Dem ist bald heiß der Kopf, sobald du ihm bringst bei
Dein philosophisches, poetisches Gebräu.

Du hast ihn oft berauscht, daß er, nicht wußt' er wie,
Im Freiheits-Vollgenuß stets mehr nach Freiheit schrie,

Und in dem Rauschgeschrei es eben wahr nicht nahm,
Wie durch Vorschreier er um seine Freiheit kam.

Du bist ein Michel, doch ist er noch Michel mehr,
Wie er gemichelt hat durch dich die Jahre her.

Da, wo sonst Wort und Schrift war unverfolgt und frei,
Verfolgt Gedanken selbst die herrschende Partei.

Weil Privilegien sind abgeschafft, hat drum
Zu allen die Partei das Privilegium.

Einst herrschte Recht und Pflicht, gern dient ihr Jung und Alt;
Die junge Freiheit kam, jetzt herrschet die Gewalt.

„Reißt alle Kreuze aus!" hat Michel vorgesungen;
Gleich ward das Bubenlied von Buben nachgesungen.

Das Kreuz im Banner führt der Schweizer und mit Ruhm —
Und singt doch Michels Lied: „Werft alle Kreuze um!"

„Reißt alle Kreuze aus!" dieß Lied durft' er verbreiten
In einem Christenvolk! — O Sitten und o Zeiten!

Bei'm Glockengießer ging der Michel jüngst vorbei,
Und sagte: „Meister, laßt der Glocken Narrentheі!

Nicht fünfzig Jahr vergeh'n, tönt keine Glocke mehr,
Ist todt das Christenthum, steh'n alle Kirchen leer:

Und sind die Glocken all zerschmolzen zu Kanonen,
Kanonendonner preist die neuen Religionen.

Kanonendonner thut schon kund den heil'gen Tag
Des Sang- und Schützenfest's, Toast, Tanz und Gelag!"

Der Glockengießer sagt: „Noch werden Kirchenglocken
Auch nach Jahrtausenden am Osterfest frohlocken,

Und übertönen weit der Michel Narrenschellen;
Freu'n Kinder sich dann noch daran und Narr'ngesellen.

Und für Schalksnarren wird und frevle Michelei'n
Auch die Armsünder-Glock' umsonst im Thurm nicht seyn!"

Jetzt tritt der Michel gar als Kommunist hervor;
Narrheit wird Raserei, Regenten seht euch vor!

Der Kommunismus ist so alt schon als die Welt:
Denn kommunistisch war'n die Affen stets gestellt.

Der Kommunismus kennt nicht Völker, höchstens Raçen:
Die Michel muß man wohl als Raçe gelten lassen.

Eins schreit der Kommunist: „Vernichte und vernichte!"
Des Urwald's Urmensch kennt auch keinerlei Geschichte.

Ihr, die schon Jahre lang verhöhnet Brauch und Recht,
Seh't, eure Pfade führ'n zur Wildniß schnurgerecht.

Zu Münster auf dem Thurm wird annoch aufbewahrt
Der Käfig, Kommunist, für Vögel deiner Art.

Die Manz und Grebel sind dir, Zürich, auferstanden
Und die Zeit bald wohl auch, die den Spaß nicht verstanden.

Allwo sein Mythenthum der Strauß nicht durfte lehren,
Verbreiten Michel nun noch viel heillos're Lehren.

O Stadt einst hohen Ruhm's, des Licht's und strenger Sitte,
Welch' eine Pestilenz qualmt jetzt aus deiner Mitte!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 79.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 7. August 1843.

Seelenlehre.

Blicke ins Leben. Von Karl Friedrich Burdach. Erster und zweiter Band. Leipzig, Voß, 1842.

Herr Burdach hat den rechten Weg eingeschlagen, indem er die Seelenlehre auf Erfahrung begründet wissen will und unter der Erfahrung nicht bloß das Resultat menschlicher Selbstbeobachtung versteht, sondern auch Beobachtungen, die man an andern beseelten Wesen, den Thieren, macht, herbeizieht. Jeden andern Weg halten wir mit ihm für einen Irrweg, und für den, der am weitesten vom wissenschaftlichen Ziele abführt, halten wir den Weg der von aller Erfahrung absehenden Spekulation, obgleich man heutzutage geneigt ist, gerade die vageste und unhaltbarste Träumerei für ausschließlich wissenschaftlich auszugeben.

Der Verfasser untersucht die Aeußerungen des Lebens und der mit der Lebenskraft innig verbundenen Seele von ihren ersten und niedrigsten Anfängen an, und entfaltet uns deßfalls das Panorama der Thierwelt in einer sehr anziehenden Weise, indem er an die Entwicklung seiner Lehre immer zugleich die interessantesten Beispiele aus der Naturgeschichte anknüpft. Seine Grundansicht aber ist folgende: „Wie weit auch der Mensch über die klügsten Thiere sich erhebt, so gränzt er doch an sie an; er schließt nur die Reihe der beseelten Wesen, indem er an ihrer Spitze steht, und seine Seelenkraft ist mit der ihren aus gleichem Stamme entsprossen, wenn auch ungleich höher potenzirt. Darum kann es denn keine den gerechtesten Anforderungen genügende Seelenlehre geben, so lange nicht die Seelenthätigkeit, wie sie sich auf den verschiednen Stufen der Thierreihe zeigt, mit in Betracht gezogen wird. Um zu einer wahrhaften Anschauung von unsrem Wesen zu gelangen, kommt es uns darauf an, seine Bildungsgeschichte kennen zu lernen; wir haben die ersten Verkündigungen der Seele zu betrachten, in welchen schon die Grundzüge aller der Eigenschaften liegen, die auf höhern Entwicklungsstufen in vollem Lichte sich darstellen. Die Seelenlehre als Erfahrungswissenschaft hat darzulegen, wie der Weltgeist bei seinem Auftauchen aus der Materie, in welche er sich anfänglich versenkt, und in welcher er dann schaffend und treibend gewirkt hatte, in individueller Gestaltung oder als Seele verschiedentlich sich artet, so daß ein Ueberblick des Seelenlebens nach seinem Ursprunge und seiner Entwicklung gewonnen wird.“ In der Aeußerung, daß der Weltgeist sich in die Materie versenke und wieder aus ihr auftauche, vermissen wir die Methode, die der Verfasser sonst einhält; denn sie lautet etwas spekulativ, während er sich sonst immer nur an die Erfahrung hält. Man könnte diese Aeußerung sogar in gewissem Sinne für pantheistisch halten.

Sehr gut ist folgende Unterscheidung: „Nicht der Leib, sondern das Princip des leiblichen Lebens ist mit der Seele wesentlich eins, d. h. sie treffen in einem gemeinschaftlichen höhern Begriffe ihrer Wirksamkeit, nämlich des Lebens überhaupt, zusammen, und sind Beide geistiger Wesenheit. Aber der gemeinsame Begriff ist auf zwiefache Weise ausgeprägt. Wir werden nichts davon inne, daß unsre Leber Galle bildet und sie in den Darm führt, daß dieser die Nahrung verdaut, daß das Produkt der Verdauung von eignen Adern aufgenommen wird u. s. w.: dieß leibliche Leben geht an uns vor sich, nicht in uns; es ist eine unsrer Seele gleich wirkende, und doch in dem, was sie hervorbringt, von ihr verschiedene Macht. Im allgemeinen Begriff mit einander eins, und im Besondern als Bildung von lebendiger Materie und von Vorstellungen aus einander weichend, stehen sie oftmals in umgekehrtem Verhältnisse: beim Sinken des leiblichen Lebens kann die Seelenthätigkeit sich steigern, wie der Baum im Begriffe abzusterben noch einen größern Reichthum an Blüthen entwickelt; und bei üppigem Gedeihen des Leibes kann die Seelenkraft darnieder liegen, wie die überreiche Entwicklung der Blumenblätter ein

Verkümmern der wesentlichen Blüthentheile zur Folge hat. — Nur dadurch, daß leibliches und Seelenleben in ihrem allgemeinen Begriffe eins sind, wird es möglich, daß sie mit einander in Wechselwirkung treten: das Innewerden der leiblichen Veränderungen und die willkürliche Bewegung, die Stimmung der Seele durch den Lebenszustand der Organe und die Einwirkung des bewegten Gemüths oder der erregten Phantasie auf die leiblichen Lebensthätigkeiten gründet sich nur auf die durch den gemeinsamen Begriff gegebenen Berührungspunkte beider Sphären. — Weiter gibt sich dieß Verhältniß darin kund, daß die besondern Artungen der Organisation und der Seele einander durchaus angemessen sind: indem das Lebensprincip die Form seines Wirkens in jeder Gattung auf eigenthümliche Weise artet, spricht sich diese Besonderheit eben sowohl in den Seelenthätigkeiten als im leiblichen Leben aus. Das Raubthier z. B. kann wegen der Beschaffenheit seines Magens keine Pflanzen, sondern nur Fleisch verdauen, hat aber dabei gerade eine solche Schärfe der Sinne, um diejenigen Thiere, die ihm zur Nahrung dienen müssen, auszuspähen, gerade diejenige Art von Muth, von Gewandtheit und von Klugheit, um sie in seine Gewalt zu bekommen, und gerade so viel Körperkraft und solche Waffen, um sie zu überwältigen; wie aber Muth und Muskelkraft zu Erlangung von Fleischnahrung nöthig sind, so werden sie auch durch diese befördert und unterstützt." Und so entsprechen sich durchgängig Seele und Leib in eigenthümlichen Seelenrichtungen und denselben entsprechenden Körperbildungen, Physiognomie, Kraftäußerungen rc.

Die Reihenfolge der Seelenthätigkeiten sind nun hier: das Innewerden oder das passive Gefühl, Gemeingefühl, Selbstgefühl, Ahnung, Sinnesempfindung, Wahrnehmen, Einbildungskraft, Gedächtniß, Verstand; das Aeußern oder die aktive Bewegung, der Instinkt, Willen, Ueberlegung, Wahl, Klugheit; der Trieb der Selbsterhaltung in Bezug auf Nahrung, Vertheidigung, Wohnung; das Selbstgefühl in Sympathie und Antipathie, im Sinn für das Eigenthum, Herrschen und Gehorchen rc.; endlich das Selbstbewußtseyn in der menschlichen Vernunft.

Indem der Verfasser überall von den Anfängen des Seelenlebens im Thier ausgeht, muß er natürlicherweise auch einen großen Werth auf die Zweckmäßigkeit legen, mit welcher die Natur ihre Gaben vertheilt hat. Das thierische Individuum erscheint in allen seinen Seelenthätigkeiten durch ein höheres Gattungsgesetz bestimmt, das sich schon in seinem Körper ausprägt. Wessen Zähne den Bau haben, wie die des Tigers, der kann unmöglich von Pflanzen leben, er ist auf das Zerreißen lebendiger Thiere angewiesen, und dem müssen auch seine Triebe entsprechen. Wer die Kralle und den Magen des Adlers hat, der kann nicht friedlich wie die Taube Körner picken. Der Mensch, zu höherer Freiheit berufen, kann dennoch, so lange er in der Körperwelt lebt, sich jenem eisernen Gesetz der Gattung nicht entziehen. Die Geschlechter sind regelmäßig vertheilt; nie und nirgends, oder doch nur vorübergehend, gibt es zu viel Männer oder zu viel Weiber; wenn Kriege besonders den Männern verderblich gewesen sind, ersetzt die Natur diesen Verlust durch eine außergewöhnliche Ergänzung von männlichen Geburten. Eben so sind die Raçen, sind die Temperamente, Neigungen und Talente vertheilt und die Statistik der Verbrechen und Krankheiten belehrt uns über die staunenswürdige Regelmäßigkeit, in welcher sich an bestimmten Orten innerhalb einer gleichartigen Bevölkerung dieselben abnormen Erscheinungen wiederholen, so daß man genöthigt ist, alles, was für das Individuum an sich nur zufällig erscheint, als in einem höhern Gesammtleben der Menschheit bedingt und vollkommen normal anzusehen.

Trotz dieser Thatsachen aber ist der Mensch keineswegs eine willenlose Maschine oder ausschließlich einem blinden Verhängniß unterworfen. Der Verfasser weist auf eine sehr befriedigende Weise nach, was für Hoffnungen der Mensch gerade aus der Betrachtung jener Gesetzmäßigkeit, der er unterliegt, schöpfen könne. „Da die Natur in den verschiedenen Sphären ihre organischen Verhältnisse wiederholt, so stellt auch die Menschheit einen Organismus dar, der über alle Zonen und über alle Zeitalter sich ausbreitet. Jeder lebendige Organismus verwirklicht seinen Begriff sowohl im Raume durch eine Zahl von Gliedern, als auch in der Zeit durch eine nicht minder gegliederte, zusammenhängende und ein Ganzes bildende Folgenreihe von Thätigkeiten und Veränderungen. Als ein solcher ist auch die Menschheit auf dem Wege organischer Entwicklung zu voller und allseitiger Verwirklichung ihres Begriffs; sie durchschreitet ihre Bahn, wie jede Nation die ihrige. Diese Bahn geht über Höhen, wie durch Tiefen; aber eher kehrt das Kind in seiner Mutter Leib zurück, als daß je ein früherer Zustand von Neuem einträte."

Das Ziel aber liegt jenseits der Erde. „Fassen wir das Ganze der Natur ins Auge, bedenken wir, wie bei der Unmöglichkeit, alle Bewohner des Erdballs das Licht und die Wärme der Sonne in gleichem Maaße genießen zu lassen, die Stellung und Bewegung der Planeten gerade so ist, wie sie seyn muß, um jene Ungleichheit möglichst zu mindern; wie die östliche und westliche Hemisphäre in Tag und Nacht, die südliche und nördliche in Sommer und Winter sich theilen, und die Periode des in der einen verminderten Lebens zugleich die Zeit seiner Erholung und Kräftigung ist; wie die Hitze

nicht ohne Beschwerden, die Kälte nicht ohne Genüsse, und die Aequatorialzone nicht ohne ungünstige Jahreszeit, die Polargegend nicht ohne Sommer ist; wie jeder Gattung lebender Wesen ein besonderes Verhältniß der Organisation und Kraft, und ein entsprechendes Maaß der Gefahr und der Sicherheit, der Bedrängtheit und der Ruhe, des Leidens und des Genießens zugetheilt sind; wie endlich alle Gaben mannigfaltig vertheilt, und diese Besonderheiten als Gliederungen zum Bestehen des Ganzen nöthig sind: so erhebt uns die Vernunft über das dem Geschicke unterworfene Geschöpf, indem sie uns bewußte und freie Ergebung in unser Loos lehrt. Erkennen wir dann auch die Mangelhaftigkeit unsrer Anlagen, die Einseitigkeit unsrer Talente, die Unzulänglichkeit unsrer Kräfte, die Ungunst unsrer Verhältnisse, so kann doch weder der zehrende Neid gegen die mehr Begünstigten in uns Wurzel schlagen, noch auch Groll gegen das Geschick unser Leben vergiften. Denn dadurch, daß wir uns mittels der Vernunft als einig mit dem Unendlichen erkennen, gelangen wir zum Gefühle eines höchsten, in uns selbst begründeten, unwandelbaren und von allem Aeußern unabhängigen Glücks. Und der Schmerz selbst, der von unsrer Geburt an als Wecker der Seele und Wächter des Lebens sich wirksam bewiesen hat, hilft uns diese Höhe erklimmen, indem er der Uebermacht des Sinnlichen wehrt, und das Gemüth dem Unvergänglichen und Unendlichen, als dem allein Vollkommnen, zuwendet. — In der That zeigt sich auch im Laufe des Lebens eine stete Zunahme des Geistigen, und die Entwicklung der Seele besteht in einer fortschreitenden Ablösung vom leiblichen Leben. Ist sie mit demselben anfänglich ganz verschmolzen gewesen, so beginnt sie im Gemeingefühle sich ihm gegenüber zu stellen; bestimmter scheidet sie sich schon in der Wahrnehmung, und die willkürliche Bewegung bildet sich aus, indem Wille und Muskelkraft als Herrschendes und Gehorchendes in entschiednern Gegensatz treten. Im Verstande setzt sich die Seele als Ordnerin und Gesetzgeberin über die Wahrnehmungen und Triebe; in der Vernunft aber scheidet sie sich noch strenger von dem durch das leibliche Leben vermittelten Sinnlichen, um sich ganz in sich zu versenken. So besteht unser ganzer innrer Lebenslauf in fortschreitender Steigerung des Bewußtseyns, in immer schärferem Sondern unsres Ichs von allem Andern, in immer klärerem Unterscheiden unsres geistigen Kerns von dessen Hüllen. Und da im hohen Alter bei wirklich normalem Zustande mit der Körperkraft auch die sinnliche Erkenntniß, Gedächtniß und Urtheilskraft für Einzelheiten, überhaupt also der Verkehr mit dem Sinnlichen und die Beherrschung desselben schwächer wird, während der Geist den eigenthümlichen Gewinn seines Lebens und Wirkens, die erlangte Gesammtansicht des Daseyns und den obersten Grundsatz des Handelns fest hält, so erblicken wir darin nur die Vorbereitung zu der mit dem Tode eintretenden Metamorphose. Die Seele also ist von Anfang an das Beharrliche im Leben, während der Leib fortwährend zerfällt, so daß in jedem Momente ein unendlich kleines Theilchen sein Leben aufgibt und sich auflöset, der Hergang aber wegen seiner Allmähligkeit unmerklich bleibt. Der Tod unterscheidet sich nur dadurch, daß die kleinsten Theilchen nicht einzeln und nach einander, sondern alle zugleich ihre Lebendigkeit verlieren und aus einander zu weichen beginnen; hiermit ist denn die Möglichkeit gegeben, daß die Seele, wenn sie zur Selbstständigkeit sich entwickelt hat, beim plötzlichen Absterben des Leibes eben so sich behauptet, wie beim allmähligen. Nun ist, während die thierische Seele dem Sinnlichen zugewendet und vom leiblichen Leben ungetrennt bleibt, im Menschen das rein Geistige durch das Selbstbewußtseyn persönlich geworden; seine geistige Persönlichkeit, sein das Uebersinnliche anschauendes und in der Idee erfassendes Ich hat also Antheil an dem rein Geistigen, mithin auch an dessen Ewigkeit, und vermag daher beim Tode fortzubestehen. Dieß wird aber im Leben bereits angedeutet, indem das Ich in der Entwicklung seiner eigenthümlichen Wesenheit beharrlich fortschreitet und dabei immer mehr vom leiblichen Leben sich ablöset, so daß der Tod nur als die Fortsetzung und Vollendung des Lebens der Seele auf der Erde sich zeigt. — Ueberall zeigt der Mensch eine höhere Bestimmung ohne hinreichende Kraft sie ganz zu erfüllen. Da nun außer ihm Alles das Ziel erreicht, nach welchem es strebt, da jede Gattung von Thieren nur solche Bedürfnisse fühlt und durch solche Triebe bestimmt wird, zu deren Befriedigung sie in sich die Kraft und außer sich die Bedingung findet, so berechtigt uns die Analogie auch zu der Annahme, daß den Ansprüchen, welche der Mensch vermöge seiner natürlichen Anlagen zu machen hat, und die in diesem Leben unbefriedigt bleiben, nach seinem Tode Genüge geschehen wird; daß, bevor die Individualität im Unendlichen sich auflöset, eine höhere Entwicklungsstufe, ein vollkommnerer Zustand eintritt, wo durch vermehrte Einsicht die Beziehung zum Ganzen klarer aufgefaßt, und wo durch erhöhte Geistigkeit das Streben nach dem Unendlichen reiner und erfolgreicher wird. Hätte die Natur jenen Durst des Wissens, jenes Sehnen nach reinster Sittlichkeit in den Menschen gelegt, und ihm die Befriedigung dieser höhern Bedürfnisse für immer versagt, so würde er allein der Verworfene, Ausgestoßene seyn; zum Selbstbewußtseyn wäre er nur zu seiner Qual berufen, und er könnte sein Daseyn als von einem boshaften Dämon gegeben betrachten. Aber die Natur beruht auf der höchsten Vernunft, und da diese ihr Bild dem Menschen eingepflanzt hat, so muß sie dasselbe auch früher

oder später in ihm zur Wirklichkeit bringen; denn ließe sie es als ein bloßes Phantom, so würde sie sich widersprechen, mit sich selbst uneins seyn und sich hassen, mithin aufhören Vernunft zu seyn. Die Begabung des Menschen mit Vernunft, deren Forderung in diesem Leben keine Genüge findet, beweiset, daß er noch ein andres Daseyn zu erwarten hat."

Politik.

Zeitgemäße Ansichten und Wünsche aus dem politisch-militärischen Standpunkte. Mitgetheilt von R—l, einem süddeutschen Staabsoffiziere. 5te umgearbeitete Auflage. Teutschland, Oktober 1842.

Eine kleine, nur 20 Seiten starke Schrift, die aber sehr viel Beherzigenswerthes enthält. Indem sie zeigt, wie schutzlos bisher der deutsche Oberrhein jedem Ueberfall von französischer Seite her bloßgestellt geblieben sey, verlangt sie ein Vertheidigungssystem, das sich nicht bloß auf die Herstellungen der zwei Festungen Rastatt und Ulm beschränken, sondern vorzugsweise durch Landwehr- und Volksbewaffnung ergänzt werden sollte. Als Beispiel führt er Katalonien an, was durch die Menge seiner festen Plätze einer- und durch seine Volksbewaffnung andrerseits selbst für Napoleon in der Zeit seiner vollsten Energie und seines höchsten Glückes unüberwindlich gewesen sey. Bei gleicher Bravour konnten doch die übrigen Spanier nichts ausrichten, was die Katalonier, weil sie nicht schon vorbereitet waren, wie diese. „Spaniens Eroberung war, trotz der unerhörten Anstrengungen und des Verlustes einer zahllosen Menge Bürger, bis auf einige Festungen vollendet, die nur nach Verlauf einer kürzern oder längern Zeit der Waffengewalt seiner Gegner fallen konnten. Katalonien allein, welches ein mehrjähriger Krieg vollständig zu unterwerfen nicht vermochte, hat eine großartige Vertheidigung erprobt, bestimmt aber nur deßwegen, weil diese Provinz in der Zahl ihrer festen Plätze so wie in der ihr eigenthümlichen Beschaffenheit die Elemente und nothwendigen Mittel zur hartnäckigsten Widerstandsleistung besaß. Diese Hülfsmittel waren schon seit langer Zeit vorhanden; sie hatten den Wortheil voraus, bereits in den frühern Kriegen und seit mehr denn einem Jahrhundert sich bewährt zu haben; sie bestanden in der wohl berechneten Organisation der Miquelets, d. h. der jüngsten und kräftigsten Mannschaft der Provinz, so wie der Somatenen, d. h. seiner Volksmassen. — Kataloniens Anstrengungen in dem bezeichneten Kampfe gegen Napoleon gränzen ans Unglaubliche, sind unerhört. Unter dem Namen Somatenen, einer dieser Nachbarprovinz von Frankreich seit langer Zeit eigenen Art von Landmiliz, hat es beinahe alle waffenfähige Mannschaft ins Feld gestellt. Beim ersten Glockenton oder einem sonstigen Zeichen begaben sie sich, auf einige Tage mit Lebensmitteln versehen, in die festesten Stellungen ihrer respektiven Kantone und trugen dadurch zur Vertheidigung des Landes noch mehr als die Linientruppen bei. Es hat 40 Tercios Miquelets errichtet, nicht zu gedenken einer ziemlich beträchtlichen Anzahl zum Dienste bei dem regulären Heere bestimmter Rekruten, und unterhielt bereits seit 8 Monaten, auf eigene Kosten, ohne die mindeste Beihülfe von Seite der Staatskasse, eine Armee von 46,000 Mann. Die Miquelets standen mit den Linientruppen im Lager und nahmen Theil an allen ihren Operationen, während die Somatenen die Berge, Straßen und Engpässe bewachten, die Verbindung unterbrachen, die feindlichen Colonnen auf Front und Flanken beobachteten, die Bewegungen der Linientruppen unterstützten und deren Rückzüge deckten. Die Einwohner der festen Plätze vertheidigten selbst ihre Wälle — eine Aufopferung, welche Verminderung der Besatzungen und Vermehrung der disponibeln Truppen gestattete. In Gerona errichtete man sogar Compagnien von Weibern, und diese Heldinnen, die sich zu ihrer Patronin die heilige Barbara erkoren, leisteten hier während der Belagerung ungemein wichtige Dienste. Wäre das von Katalonien befolgte System schon vor der Gefahr und nicht erst im Augenblicke der Invasion in ganz Spanien in Anwendung gebracht worden; es würde ihm bereits im Jahr 1808 seine Rettung zu verdanken gehabt und keiner fremden Hülfe bedurft haben, die oft gefährlich und fast stets unnütz ist, weil eine Macht, selbst vom dritten Range, leicht in sich selbst die sichern Mittel finden kann, die Armee einer größern zurückzutreiben, wenn gute militärische Einrichtungen nach Art derjenigen, so seit Kurzem fast in ganz Europa angenommen, aber leider nicht allerwärts aufrecht erhalten worden, den Volksmassen gestatten, dem aktiven Heere Beistand zu leisten."

Es leidet keinen Zweifel, daß die Natur Schwaben durch seinen Schwarzwald so gut begünstigt, wie Katalonien durch seine Gebirge, und daß es der Bevölkerung an kriegerischen Anlagen eben so wenig fehlt. Man dürfte also nur wollen, um hier ein sehr effektvolles Vertheidigungssystem zu begründen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 80.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 9. August 1843.

Griechische Tragödien.

1) Euripides von J. J. C. Donner. Erster Band. Heidelberg, akademische Buchhandlung von C. F. Winter, 1841.

2) Sophokles. Von demselben. Daselbst. Zweite Auflage. 1842.

Herr Donner genießt bereits die Anerkennung, die er nicht nur als gründlicher, sondern vorzugsweise auch als geschmackvoller Ueberseßer althellenischer Poesie verdient. Was den frühern Uebersetzern, namentlich auch dem sonst so kunstreichen Voß fehlte, die natürliche Anmuth und der zwanglose Ausdruck, was Manchem sogar unmöglich zu erreichen schien, hat Donner in der That erreicht. Seine Uebersetzungen sind von der Härte frei, die sonst fast alle Uebersetzungen mehr oder weniger charakterisirte und so unangenehm gegen die Originale abstach. Denn was ist unerträglicher, als der leichte Witz des Aristophanes in den Steifstiefeln des alten Johann Heinrich? und die trauliche Frage bei Homer: wer bist du, woher kommst du? gravitätisch bezopft im Vossischen: „woher der Männer und wer die Erzeuger?"

Ueber den Donnerschen Sophokles sprachen wir in unsern Blättern vom Jahr 1839, Nr. 55. Es ist sehr erfreulich, daß er nun auch an den Euripides gegangen ist, denn Euripides, in wie übeln Ruf ihn auch Aristophanes und wieder unsre neuere romantische Schule gebracht hat, und wie viele Schwächen ihm auch wirklich ankleben, verdient doch allgemein gekannt zu seyn, theils wegen der großen Schönheiten, die seine Poesie neben jenen Schwächen offenbart, theils wegen des mythologischen und sittengeschichtlichen Reichthums, der aus seinen zahlreichen Werken zu schöpfen ist. Der vorliegende erste Band enthält sechs Tragödien: Hekabe, die Phönikerinnen, Orestes, Medeia, Hippolytos, Alkestis. Hier tritt uns schon die ganze Fülle des euripideischen Geistes entgegen, der in seinen edelsten Eigenschaften dem Sophokles nahe verwandt ist, sogar zuweilen in den schrecklichen Ernst des Aeschylos übergeht, im Uebrigen aber auch gar oft ins Weibische fällt, eitle Effekte, weichherzige Rührungen liebt, Charakterschwächen beschönigt und sich am rein Unwürdigen nicht ekelt, so daß man in der That zuweilen etwas von Kotzebue in ihm wahrzunehmen glaubt.

Um diese seine gemischten Eigenschaften durch Beispiele nachzuweisen und zugleich Proben der meisterhaften Uebersetzung zu geben, wählen wir eine der schönsten Stellen der Phönikerinnen aus, das Wiedersehen des Sohnes und der Mutter.

Polyneikes.

Der Sohn des Laïos, Oedipus, erzeugte mich;
Jokasta, Menökeus' edles Kind, gebar mich ihm,
Und Polyneikes nennt das Volk der Theber mich.

Chor.

O Blutsverwandter aus Agenor's Herrscherstamm,
Dem ich gehorche, welcher mich hieher gesandt!
Laß mich, zu Füßen dir, dich anbeten, Fürst,
Die Weise meines Landes ehrend!
Du kommst, ach, so spät in dein heimisch Land!
Auf, eil' hervor, Gebieterin,
Oeffne die Pforten ihm!
Du, die ihn geboren, Mutter, hörst du?
Warum säumst du noch in dem gewölbten Gemach?
Schlinge die Arm' um deinen Sohn!

Jokaste.

Ihr Mädchen, drinnen im Palast vernahm mein Ohr Phönikerlaute,
Und heraus, zitternd vor Alter, wankt mein matter Schritt.
Ach, trautes Kind,
Nach langer Zeit, viel tausend Tagen seh' ich nun

Dein Auge wieder; mit dem Arm umschlinge deiner Mutter
Brust;
Laß deine Wange küssen, laß die schwarzen
Locken des Hauptes, hinwallend um meinen Hals, dunkel
ihn beschatten!
So kamst du denn, o Wonne!
Liegst unerwartet, ungehofft, im Mutterarm!
Was sag' ich dir? Wie drück' ich
Mit Händen, wie mit Worten
Meiner Wonn' Unendlichkeit,
Dich dort und hier umhüpfend, aus?
Und wie kost' ich, Kind, wiederum alter Lust Seligkeit?
Mein Kind, trautes Kind,
Wie still ward das Vaterhaus, seit du flohst,
Seit in die Fremde frevelnd dich der Bruder stieß,
Wohl ersehnt manchem Freund,
Wohl ersehnt Thebe's Volk!
Daher schor ich ab mein schneeweißes Haar,
Das ich, von Thränen feucht, trauernd hinflattern ließ;
Kein weißes Gewand mehr schmückt mich, o Kind;
In dieß nächtlich düstre Kleid hüll' ich Jammernde die Glieder
mir.

In dieser Weise, das Rührende zu theatralischen Effekten zu benutzen, übertrifft Euripides alle andern Dichter der Alten, insofern er alles weit absichtsvoller ausspinnt, während andere sich mit kurzer Andeutung begnügen. Homer schildert den Abschied Hektors von der Andromache mit wenigen Worten wie ein Mann, Euripides würde ihn in vielen Worten höchst ausführlich wie ein Weib geschildert haben. Deßhalb sagt Euripides auch da, wo er natürlich bleibt und nicht übertreibt, der Gemüthlichkeit unsrer Tage in vieler Beziehung mehr zu, als die uns oft zu schroff erscheinende klassische Härte männlicherer Dichter des Alterthums; und wenn Euripides nicht oft ins gar zu Lamentable gefallen wäre, würde er längst ein Liebling der modernen Zeit geworden seyn.

Aus dem Hippolytos entheben wir die schöne Schilderung von dessen Untergang, welche bekanntlich Schiller in der Phädra nachgeahmt hat:

Da scholl ein Ton, gleich unterirdischem Donnerhall
Von Zeus, gewaltig, schauderhaft zu hören, her:
Die Rosse streckten Haupt und Ohr zum Himmel auf,
Und stutzten; jugendliche Furcht kam über uns,
Woher das Tosen schalle: doch zum rauschenden
Meerstrande blickend, sahn wir eine Wolke sich
Hochauf zum Himmel thürmen, daß der Klippenhang
Des Steiron unserm Auge sich sofort entzog;
Sie barg den Isthmos und den Fels Asklepios'.
Dann schwoll sie höher, sprudelt' auf mit mächtigem
Getose schäumend auf der rings empörten See,
Und stieg zum Ufer, wo das Viergespann erschien.
Und mit des Meers dreifachgeschwollner Woge warf
Es einen Stier, ein wildes Ungethüm, an's Land,
Von dessen Brüllen rings erfüllt der ganze Strand
Erschrecklich widerhallte: doch uns Schauenden
Schien dieser Anblick grauser, als das Aug' erträgt.
Ein wilder Schrecken fiel die Ross' urplötzlich an,
Und mein Gebieter, wohlvertraut mit ihrer Art
Bei langer Uebung, zog die Zügel an mit Macht,
Und zerrte, wie das Ruder wohl ein Steuermann,
Sie an den Riemen, seinen Leib rückwärts gebeugt.
Doch knirschend beißen sie in's feuergehärtete
Gebiß, und stürmen weiter, nicht des Lenkers Hand,
Noch Zügel, noch den wohlgefügten Wagen mehr
Beachtend. Aber wenn er dann in's ebne Feld,
Das Ruder lenkend, seinen Lauf hinrichtete;
Stand, ihn zurückzuscheuchen, schon vor Augen ihm
Der Stier, und jagt' in wilde Furcht sein Viergespann.
Doch stürmte dieses wuthentbrannt den Klippen zu,
So naht' er schweigend, folgte stets am Wagen nach,
So lange, bis er diesen stürzt' und niederwarf,
Des Rades Ründung schmetternd auf ein Felsenstück.
Nun war Verwirrung überall: es sprangen hoch
Die Räderbüchsen und die Achsenpflöck' empor.
Doch Er, in seine Zügel sich verwickelnd, ach!
Er wird an unlösbarer Fessel fortgeschleift;
Das theure Haupt vom Felsen jammervoll zerschellt.

Diejenige Tragödie, aus der man den Euripides am besten erkennen mag, ist Alkestis. In ihr nämlich kommt das Erhabenste, Schönste und Anmuthigste vor, dessen sein Geist fähig ist, und auch wieder das Schwächste und Unziemlichste. König Admet soll sterben, wenn sich Niemand für ihn opfert. Da erbietet sich seine treue Gattin Alkestis, für ihn zu sterben. Ihre Haltung ist vortrefflich, ihr Abschied höchst rührend.

Zu jedem Altar in Admetos' Hause dann
Trat sie, bekränzt' ihn, flehte laut die Götter an;
Der Myrte Zweigen streifte sie die Blätter ab,
Nicht weinend, ohne Seufzen, und der nahe Tod
Entfärbte nicht ihr blühend schönes Angesicht.
Hierauf zum Ehbett eilte sie in ihr Gemach,
Ergoß sich dort in Thränen, und so sagte sie:
„O Lager, wo des Mädchens reine Blüthe sich
Zuerst ergab dem Manne, dem ich sterbe nun,
Leb' wohl! Ich zürne dir ja nicht; denn mich allein
Verderbst du; nicht verrathen wollt' ich dich und ihn,
Und sterbe. Dich besitzen wird ein andres Weib,
Nicht tugendhafter wahrlich, doch wohl glücklicher."
Und nieder sank sie, küßt' es, rings befeuchtete

Der überfließende Thränenstrom die Lagerstatt.
Doch als in vielen Zähren sie sich ausgeweint!
Da stürzt sie weg vom Lager mit gesenktem Haupt,
Und oft hinausgegangen kehrt sie wieder um,
Und warf sich dann von neuem auf die Ruhestatt.
Die Kinder hingen an's Gewand der Mutter sich,
Und weinten; diese nahm sie wohl in ihren Arm,
Und küßte beid' abwechselnd, da sie sterben soll.
Und alle Diener im Palaste weinten laut,
Die Herrscherin bejammernd; und sie reichte dar
Die Rechte Jedem, und so schlecht war keiner ihr,
Der nicht sie ansprach, der es nicht erwiederte.

Dieser schönen Schilderung aber steht eine Scene gegenüber, wie sie nicht erbärmlicher gedacht werden kann. Nicht genug nämlich, daß Admet, immer nur für sein eignes kostbares Leben besorgt, sich das Opfer der Frau gefallen läßt, er macht auch noch seinem alten Vater Pheres Vorwürfe, daß er sich nicht lieber geopfert habe, da er doch ohnehin ein alter Mann sey. Dieser Streit zwischen Vater und Sohn dürfte das Gemeinste seyn, was irgend im klassischen Alterthum geschrieben worden ist.

Admetos.

Da standst du fern' und ließest Andre sterben, du,
Der Greis die Jüngern und beklagst die Todte nun!
Fürwahr, du bist mein ächter Vater nicht, noch hat
Sie mich geboren, die sich meine Mutter nennt,
Und nimmer kann ich glauben, daß du mich gezeugt.
Gewiß, an Feigheit übertriffst du Jedermann:
Du, so bejahrt, an deines Lebens Ziele schon,
Du wolltest weder, noch getrautest dir, den Tod
Für deinen Sohn zu leiden, sondern ließest hier
Die Fremde sterben, die allein als Mutter ich,
Als meinen Vater achten darf mit vollem Recht.
Du hättest gleichwohl einen schönen Kampf gekämpft,
Statt deines Sohnes sterbend; war doch kurze Zeit
Nur übrig, die zu leben dir verstattet war;
Und ich und diese lebten noch fortan vereint,
Und nicht vereinsamt weint' ich über mein Geschick.

Chor.

Laßt ab! Des Unglücks haben wir genug bereits,
O Sohn; erbittre, reize nicht des Vaters Sinn.

Pheres.

Wen, einen Lyder oder Phryger, den du dir
Um Geld erkauftest, wähnst du so zu schelten, Sohn?
Nicht weißt du, daß ich ein Thessaler bin und frei,
Sohn eines freien Vaters aus Thessalia?
Zu sehr beschimpfst du, höhnst mit Knabenworten mich;
Doch ungeahndet sollst du mir nicht weiter ziehn.
Ich habe dich als dieses Hauses Herrn erzeugt,
Nach Pflicht erzogen; sterben mußt' ich nicht für dich.
Denn weder Ahnensitte, noch Hellenenbrauch
Gebot dem Vater, daß er stürb' an Sohnes Statt.
Dir selber, ob du glücklich, ob unglücklich seyst,
Lebst du; von uns empfingst du, was gebührte dir.
Du freuest dich des Lebens; und ich soll' es nicht?
Das Leben unten, mein' ich, traun! währt lange Zeit;
Das Erdenleben dauert kurz, ist aber süß.
Du hast ja schamlos vor dem Tode dich gesträubt,
Und lebest über dein beschiednes Loos hinaus,
Die Gattin tödtend; dennoch rückst du feigen Sinn
Mir vor, du feigster, den besiegt' ein schwaches Weib,
Das dir, dem schönen Knaben, sich geopfert hat?
Ein Mittel, nie zu sterben, hast du schlau erdacht,
Wenn dir die Gattin jedesmal gewärtig ist,
Für dich zu sterben; und du schmähst die Freunde noch,
Die dieses nicht thun wollen, da du selber zagst?
Sey still; bedenke, wie du selbst dein Leben liebst,
So lieben All' es; aber schmähst du ferner uns,
So hörst du noch viel Arges und manch wahres Wort.

Chor.

Zu viel des Argen ward zuvor und nun gesagt;
Hör' endlich auf, o Alter, deinen Sohn zu schmähn.

Sie schmähen aber noch eine Weile fort, der Sohn nennt den Vater „du Feiger, Schändlicher 2c.“ Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Dichter, der kurz vorher das innerste Gemüth des Weibes so schön gezeichnet, die Männer so gar schmählich charakterisiren könnte. Doch dient die Erbärmlichkeit dieser Männer einigermaßen zur Folie des Herakles, der als Gast erscheint und zum Dank für das genossene Gastrecht die gute Alkestis aus der Unterwelt zurückholt.

Geschichte.

1) Die Weltgeschichte aus dem Standpunkte der Kultur und der nationalen Charakteristik. Vorlesungen von Dr. C. E. Vehse. Zwei Bände. Dresden, Walther, 1842.

Das Wichtigste der Weltgeschichte, im mäßigen Raum von zwei Bänden besonnen ausgewählt, klar und lebendig vorgetragen. Zwischen den dickleibigen und allzuweitläuftigen Weltgeschichten einer- und den skelettartigen Schulhandbüchern und Tabellen andrerseits wird selten

die rechte Mitte eingehalten und noch seltener durchdringt dergleichen Bücher Geist und Wärme, wie das vorliegende, welches mithin als rühmliche Ausnahme besondere Empfehlung verdient.

Man könnte fragen, warum sich der Verfasser auf die Entwicklung der vorderasiatischen, europäischen, nordafrikanischen und amerikanischen Welt beschränkt und über Indien, China und die übrigen auf einer Kulturstufe erstarrten oder noch ganz rohen heidnischen Völker hinwegsieht; denn nicht nur dient diese starre Seite der Menschheit der andern fortschreitenden zur Folie, sondern, wenn es auf die nationale Charakteristik ankommt, kann auch ohne den phlegmatischen und melancholischen Charakter der einen Hälfte der Menschheit der cholerische und sanguinische der andern nicht genügend erklärt werden. Erst aus der Vergleichung aller Gliederungen der großen Menschheit, aller existirenden Völker, sie mögen zur Entwicklung des Ganzen beigetragen haben und insofern welthistorisch genannt werden oder nicht, erhellt die richtige Charakteristik der einzelnen Völker und das historische Gesetz, welches Schiller auf das Individuum anwandte: in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne! Die Geschichte resultirt aus dem Gegensatz der Völkercharaktere. Jedem Volk wohnt ein andres Naturell, ein andres Streben inne. Dem Occident fiel die Bewegung zu, wie dem Orient die Ruhe, aber auf beiden Seiten tendirt man zu Extremen. Nur aus einer Naturanlage, die den Menschen dem Faulthier ähnlich macht, erklärt sich die entgegengesetzte, die ihn dem umsonst und wider nichts ewig beweglichen und unruhigen Affen ähnlich macht.

Daraus ergibt sich auch die Lehre, daß in der großen Bewegung der Weltgeschichte der solide Fortschritt nicht bloß vom Losreißen der Menschheit aus Zwang und Erstarrung abhängt, sondern eben so sehr von der Zügelung und vom Zusammenhalten der excentrischen Triebe. Wenn der Verfasser am Schluß seines Werkes drei große Garantien der Menschheit feststellt, Theilung der Gewalten, um ihr die politische Freiheit zu sichern, Toleranz, um die religiöse aufrecht zu erhalten, und Emancipation der Presse, um die geistige zu fördern; — so vergißt er eine vierte Garantie, welche wichtiger als jede andere ist, nämlich die der socialen Tugend, die allein durch die Ehe, durch ein patriarchalisches Familien- und Dienstverhältniß, durch ernste und keusche Sitten überhaupt, durch Pflege einer nicht bloß familiaren, sondern auch nationalen Pietät, und durch Festhalten dieser unveräußerlichen und theuersten Güter der Nation auch im geistigen Verkehr, in Literatur und Kunst bedingt ist. Wenn wir Völker in so tiefer Erstarrung versunken finden, wie die in Hinterasien, oder in so thierischer Rohheit, wie die Wilden und Neger, so liegt der Wunsch, ja die Pflicht nahe, sie aus dem magnetischen Schlafe zu wecken und am freien Verkehr der Menschheit Theil nehmen zu lassen. Wenn wir aber auf der andern Seite Völker, wie einige unter den romanischen, immerwährend in fieberhafter Exaltation und, wie insbesondere die Pariser, in förmlich affenmäßiger, an sich zweckloser, nur vom Instinkt motivirten Beweglichkeit und Veränderungssucht begriffen finden, durch welche wahre Fortschritte der Menschheit nicht gesichert, sondern vielmehr gefährdet werden, weil man um jeden Preis Veränderung haben will, ohne Rücksicht auf das Ziel, wohin man gelangt, — so liegt auch hier nicht der Wunsch, sondern auch die Pflicht nahe, die Hitze zu temperiren und die gar zu rasche Affennatur zur Menschennatur und Vernunft zurückzuführen. Gilt dieß besonders von den Franzosen, so sind auch die germanischen Nationen keineswegs von excentrischen Tendenzen frei zu sprechen, obgleich durch sie in der Regel der von den romanischen Nationen verlorne Schwerpunkt immer wiedergefunden worden ist. Wollen wir ein Beispiel haben, wie germanische Nationen bei voller Freiheit und nach Abstreifung aller historischen Bande und Erinnerungen sich benehmen, so dürfen wir nur die Nordamerikaner betrachten. Ist der solide deutsche Verstand, das solide deutsche Rechtsgefühl nicht dort zur Karikatur geworden? Ist nicht unter dem Gesetz und der äußern Sitte fast alle innere Gesittung und Gesinnung verschwunden? ist nicht unter dem strengen Recht jede Billigkeit, unter der allmächtigen Berechnung jede Pietät zu Grunde gegangen? Beweises genug, daß in den Volkscharakteren Neigungen liegen, die in ihrer einseitigen Ausbildung zum Schlimmen und Schlimmsten führen, und daß denselben ein Gegengewicht gegeben werden muß, welches aber nie etwas Absolutes seyn kann, sondern immer nur etwas Relatives. Wie man den Stumpfsinnigen beleben, den Rasenden aber mäßigen muß; wie man dem gutmüthigen Schwachkopf, der sich betrügen läßt, Verstand beizubringen suchen muß und Willenskraft, den überlistenden Wucherer oder den gewaltthätigen Räuber aber im Gegentheil in der Anwendung seiner Verstandes- und Willenskräfte hemmen und auf sein Gemüth und Gewissen Einfluß zu gewinnen suchen muß, — so muß auch die politische Heilkunst auf die Völker mannigfach verschieden angewandt werden und ist die Politik überhaupt, wie die Medizin nicht sowohl eine Wissenschaft als eine Kunst.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 81.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 11. August 1843.

Schriften über den Communismus.

Die Sekte der Communisten, die in Frankreich schon längere Zeit bekannt und in der Presse vertreten war, hat unlängst erst auch auf Deutschland einzuwirken und auch in der deutschen Presse ihre Rolle zu versuchen angefangen. Und zwar ist es der von Fröhlich so glücklich geschilderte jungdeutsche Michel, der die Vermittlung übernommen hat. Wir wollen damit gleich im Eingang andeuten, daß wir die Sache, ohne ihre ernste Seite zu übersehen, doch im Ganzen nur als eine Farce betrachten und nicht für so schrecklich halten, als wofür sie die Sachwalter selbst gern ausgeben möchten. Der große Agitator, um den sich die neue Heldenschaar gruppirt, ist ein Schneidergesell aus Magdeburg.

Da die communistische Bewegung von Frankreich ausgegangen ist, wollen wir zuerst diese ihre Anfänge in Betrachtung ziehen, ehe wir auf den Skandal übergehen, den die communistische Presse gegenwärtig in der deutschen Schweiz veranlaßt, und dessen officielle Begutachtung uns in dem Commissions-Berichte Bluntschlis vorliegt.

Auflehnung der Armen gegen die Reichen überhaupt ist nichts Neues. Wer kennt nicht die Geschichte der agrarischen Gesetze im alten Rom und den großen Kampf der Plebejer gegen die Patrizier? Auch in der späteren römischen Kaiserzeit hatten die Volksaufstände meist das Elend einer zur Sklaverei herabgesunkenen Bevölkerung gegenüber dem Uebermuthe weniger überreicher Besitzer zum Motive. Wenn in unsern Tagen irgendwo das Elend auf gleiche Höhe steigt, darf man sich nicht wundern, daß auch auf solchen Punkten wieder der Krieg der Armen gegen die Reichen gepredigt wird. Aber so tiefe Wurzeln hat das Elend in unserer Zeit nicht geschlagen und so weite und allgemeine Verbreitung nicht gefunden, daß ein allgemeiner Krieg der Armen gegen die Reichen irgend möglich und denkbar wäre. Vielmehr steht jedem Fleiß und jedem Talent mehr als jemals der Weg des Glückes oder wenigstens der verhältnißmäßigen Befriedigung offen, und die meisten jener communistischen Handwerksgesellen, die über ihr Elend klagen, stehen sich weit besser, als sich ihre Väter standen, verdienen mehr und genießen mehr und können in Frankreich, der Schweiz und beinahe in allen constitutionellen Ländern durch die Wahlsysteme zu Ehren gelangen, von denen sich ihre Väter nichts durften träumen lassen. Das wahre Elend findet sich nur in den Fabriken und auf dem Lande in solchen Gegenden, die vom großen Verkehr entfernter liegen und minder fruchtbar sind. Ein künstliches Elend wird vorübergehend hier und da durch Handelsstockung, Schwindelei ꝛc. erzeugt, und die Regierungen sorgen nicht für Auswanderungen, für einen wohlthätigen Abfluß der Uebervölkerung. Das ist alles wahr, berechtigt aber nur zu der Forderung, überall in diesen besondern Fällen auszuhelfen, nicht aber zu dem exorbitanten Antrage, die ganze menschliche Gesellschaft auf den Kopf zu stellen. Es gehört offenbar ein wenig von französischem Nationalcharakter dazu, um für einen einfachen, momentanen und lokalen Zweck so ausschweifende und allumfassende Mittel zu wählen. Wenn der Franzose einen Ziegel am Dache anders haben will, reißt er das ganze Haus ein.

Utopische Schwärmereien, Erwartungen eines goldenen Zeitalters, eines Zustandes, in dem Alle vollkommen glücklich und den Himmel auf Erden genießen werden, sind nichts Neues. Schon vor zweitausend Jahren erwarteten die Juden das himmlische Reich auf Erden begründet zu sehen und kreuzigten den Heiland aus keinem andern Grunde, als weil sie nicht leiden konnten, daß er sagte: „mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Unter den christlichen Sekten schon der ersten Jahrhunderte bis zu denen der Reformation hat es immer welche gegeben, die in denselben Irrthum fielen und das sogenannte „tausendjährige Reich“ auf Erden erwarteten. Die Hussiten, die Wiedertäufer, die Nivellers und Millenarier in England gingen darauf aus. Mit Feuer

und Schwert wurde gewüthet, alle die auszurotten, die sich der neuen göttlichen Gemeinde widersezten. Allein der Ueberspannung folgte überall die Abspannung und alle Versuche, die Erde zum Himmel zu machen, endeten wie der Versuch jenes Abentheurers, der Eldorado suchte. Zu welchen Ausschweifungen übrigens der Fanatismus jener gnostischen, hussitischen, wiedertäuferischen rc. Sekten führte, so gingen dieselben doch nur aus einer Verirrung des religiösen Gefühls hervor, und dieses selbst ist nirgends bei jenen Schwärmern zu verkennen. Die neuen communistischen Lehren dagegen, welche in der Gütergemeinschaft das Heil der Zukunft verkünden, wurzeln in tiefer Irreligiosität und stellen stets voran, man müsse jeden Begriff eines über uns waltenden Gottes bekämpfen, weil der Mensch selbst Gott sey. Es ist der krasseste Egoismus, der sich hier ausspricht, eigentlich nichts anders als die Gesinnung des Diebes und des Räubers, dem es einzig und allein auf das Haben und den Genuß ankommt, und die Gesinnung der Hetäre dazu, die sich, um zum gleichen Zwecke zu gelangen, über jede Schaam wegsezt. Von Pflicht und Ehre ist in den Systemen des Communismus nirgends die Rede, Diebstahl und Hurerei werden darin ganz offen gepredigt. Daß sich nun auch hier wieder der französische Nationalcharakter eingemischt hat, sieht Jeder, denn nur der pariser Pöbel allein ist im Stande, mit so viel Geist und theatralischem Effekt seine Niederträchtigkeit zur Schau zu stellen.

Die Ersten, welche communistische Ideen in Frankreich verbreiteten, meinten es gut und gehörten den gebildeten Klassen an, es waren Philosophen, Schwärmer für Menschenglück; aber sie waren einseitig, wie alle ächten Franzosen, und ohne ein Gefühl für das, was Pflicht heißt, nur immer bedacht auf Sicherung und Erweiterung von Rechten. Indem sie nun ihre Lehren dem habgierigsten, liederlichsten, gewissenlosesten Pöbel von der Welt mittheilten, hörte das eigentlich Philosophische in diesen Lehren stufenweise immer mehr auf und gestalteten sie sich unvermerkt zu einer bloßen Praktik der Diebe und Hetären. Wie diese Umwandlung geschah, ersieht man am besten aus folgendem Werke.

1) Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte von Dr. L. Stein. Leipzig, O. Wigand, 1842.

Die ganze französische Revolution trug einen negativen Charakter, sie zerstörte nur, ohne zu bauen. Ihr Resultat war eine krankhafte Restauration, ein Wechselfieber des absolutistischen und constitutionellen Königthums, ein politisches Siechthum, von periodischen Krämpfen unterbrochen, ohne wahre Genesung. Unter diesen Umständen war es wohl sehr natürlich, daß einzelne Männer, die sich vom momentanen Parteienkampf und Tagesinteresse ferner hielten und mehr das große Ganze übersahen, von so einer unermeßlichen Arbeit, wie es die Revolution war, eine edelblichere Frucht erwarteten und eine Reorganisation der Gesellschaft wünschten, welche tiefer ging, als alle Flickerei der Ministerien und Kammern. Männer, denen es nicht darauf ankam, nach welcher Seite hin die ministerielle Windfahne über dem Hause zeige, sondern darauf, ob es im Hause solid und bequem zu wohnen sey. Hatte schon lange vor der Revolution im corrupten Zeitalter der Maitressenherrschaft Jean Jacques Rousseau (dessen der Verfasser mehr hätte gedenken sollen), gleichsam instinktartig eine Rückkehr in den Naturzustand vorgeschlagen, den Uebergang aus einem Extrem ins andere; so lag es nahe, daß auch nach der Revolution die allgemeine und systematische Unordnung den Wunsch hervorrufen mußte, vor allen Dingen die gesellschaftliche Ordnung wieder zu finden.

St. Simon (Enkel des berühmten Herzog von St. Simon, der sein Geschlecht von Karl dem Großen herleitete, einer der ersten Höflinge Ludwigs XIV. war und dessen Hof in seinen Memoiren ausführlich geschildert hat) trat in die Welt mit den größten aristokratischen Ansprüchen, opferte sie aber einer höhern Idee von der Menschheit auf, als er, wie Lafayette, nach Nordamerika ging, um den Bürgern des neuen Freistaats ihre Unabhängigkeit erkämpfen zu helfen. Als er heimgekehrt war, verlor er durch die Revolution Alles, und dachte groß genug, sich dem Tyrannen Frankreichs nicht zu unterwerfen und lieber als ein armer Copist sein Brod zu verdienen, als an Napoleons Hof zu gehen. Seine ganze Seele war von dem schönen Wahn erfüllt, die Menschheit könne noch glücklich werden, wenn sie sich wie des alten Königthums, so der neuen Dictatur entschlüge und zur patriarchalischen Einfalt zurückkehre in einer Republik, deren Realisirung er wohl ursprünglich in Amerika gehofft haben mag. Aber, ächt französisch, begründete er seine Weltverbesserungsidee nicht auf eine religiöse Hoffnung und sittliche Pflicht, sondern auf einen Reiz sinnlicher Lockung. Er adoptirte die christliche Idee, daß sich die Menschen wie Brüder unter einander lieben sollen, aber er trat dem Christenthum wieder ausdrücklich entgegen, mit der Behauptung, daß sein Reich von dieser Welt sey und nicht von jener. Er ermahnte also die Menschen nicht, sich durch tugendhaften Wandel und Pflichterfüllung auf eine dauernde Seligkeit jenseits dieses Lebens vorzubereiten, sondern er verlockte sie durch

Vorhalten eines mährchenhaften irdischen Glücks. Seine Lehre stellt oben an die Berechtigung aller Menschen zum Genusse. Dabei darf ihm das Zeugniß nicht versagt werden, daß sich seine keusche Seele nichts von den viehischen Begierden der neuern Communisten träumen ließ. Er hatte nur Milderung des Elends im Sinn. Er hätte gerne die Hungernden gesättigt, mehr wollte er nicht; es fiel ihm nicht ein, sie in Schwelgerei sich wälzen zu lassen, wie die neuern Communisten. — Aber da er in seiner Lehre die Gottesfurcht, das Gewissen des Geschöpfs gegenüber dem Schöpfer, den ernsten Pflichtbegriff und die wahre Schätzung der irdischen Dinge vergaß, so war es nicht zu verwundern, daß nach ihm minder zartfühlende, minder keusche Männer das Zauberbild des irdischen Glücks dem Pöbel noch weit verführerischer vorhielten und bald auch keinen Anstand mehr nahmen, ihm zu sagen: greift zu! Das Gold des Reichen ist euer, das Weib, die Tochter des Reichen ist euer!

Den Uebergang von der noch reinen Lehre des adeligen St. Simon zu der schmutzigen Diebs- und Hetärenpraktik des neuesten Communismus bildet der geistreiche Fourier, einer der merkwürdigsten Schwärmer, die je in der Geschichte vorkamen. Schon vor ihm hatte nach St. Simons Tode der berüchtigte Vater Enfantin die Lehre sehr handgreiflich ins obscöne Gebiet hinüber gespielt, entbehrte aber andererseits der Energie. Fourier trat mit voller Energie auf und brachte den Socialismus St. Simons dem modernen Communismus um ein Bedeutendes näher, wie er denn selbst als Handlungscommis ungefähr in der Mitte stand zwischen dem Adel und Pöbel.

Fourier stellt als obersten Satz hin: Genuß ist das höchste in der Welt, das Ziel aller Bestrebungen. Nur auf Genuß kommt es an, und zwar nur auf Genuß der Sinne und der Phantasie; der rein geistige Genuß des Wissens scheint ihm schon problematisch und er macht daher die Wissenschaft mehr nur zu einem Werkzeug und Förderungsmittel der Industrie, als daß er zugäbe, sie sey sich selbst Zweck. Sein Ideal der Menschheit ist: Jeder muß vom besten Fleisch essen, vom besten Wein trinken, mit so vielen Weibern er will, sich abgeben können; jeder darf nur das arbeiten, was er gern arbeitet und unter den erleichterndsten Umständen. Von einer höhern Bestimmung des Menschen ist bei ihm nicht die Rede. Seine Menschen leben, wie liederliche junge Pariser; die Tafel, das Bordell und das Theater füllen ihren ganzen Himmel aus, neben ein paar Arbeitsstunden, in denen auch alles nur spielend getrieben wird. Kirchen existiren nicht mehr, an ihre Stelle treten überall Theater. Aller Grund und Boden auf der ganzen Erde wird Gemeingut, alle Kinder werden gemeinschaftlich erzogen, alle Erwachsene werden in großen Häusern gemeinsam gespeist, arbeiten auch gemeinsam und genießen, da durch die Gemeinschaftlichkeit ungeheuer viel Arbeit, Zeit und Kosten gespart werden, desto mehr vom Ertrag und vom Austausch der Arbeit. Dazu kommt die Lust der Ehelosigkeit, der tägliche Wechsel der Weiber, da die Kinder Niemand zur Last fallen, sondern vom Staat übernommen werden. Die Arbeiter haben den ominösen Namen Papillionen, weil sie, wie die Schmetterlinge von Blume zu Blume, so von einer angenehmen Beschäftigung zur andern flattern können, je nachdem sie gerade diese oder jene vorziehen. Und wie sie immer das Geschäft wählen können, was ihnen gerade angenehm dünkt, so auch das Weib, was ihnen gerade gefällt. „Die Freiheit in Liebessachen beginnt aufzukommen und verwandelt den größten Theil unserer Laster in Tugenden, wie den größten Theil unserer „Artigkeiten“ (gentillesses) in Laster. Es werden verschiedene Grade in den Verbindungen der Liebe eingeführt. Die drei vorzüglichsten sind:

1. Geliebte, die diesen Titel führen (favoris et favorites).
2. Erzeuger und Erzeugerinnen (géniteurs et génitrices).
3. Gatten (époux et épouses).

Die lezten müssen wenigstens zwei Kinder mit einander erzeugt haben. Die zweiten haben nicht mehr als ein, die ersten gar kein Kind mit einander. Diese Titel geben den Verbundenen verhältnißmäßig wachsende gegenseitige Erbberechtigung.

Eine Frau kann gleichzeitig haben:

1. Einen Gatten, von dem sie zwei Kinder hat.
2. Einen Erzeuger, von dem sie nur eines hat.
3. Einen Geliebten, mit dem sie früher gelebt hat, und der diesen Titel behält.

Außerdem noch bloße Liebhaber, die keine Bedeutung vor dem Gesetz haben.

Durch diese Abstufung der Titel wird ein hoher Grad von ritterlicher Höflichkeit und treue Wahrnehmung der eingegangenen Verbindlichkeiten erreicht. Eine Frau kann dem Geliebten, von dem sie schwanger ist, den Titel eines Erzeugers vorenthalten; sie kann eben so, wenn sie Grund zur Unzufriedenheit hat, ihren verschiedenen Männern die höhern Titel verweigern, auf welche sie Anspruch machen. Dasselbe Recht haben die Männer gegen ihre verschiedenen Frauen. Diese Methode verhütet alle Heuchelei, deren Quelle sonst die Ehe ist. In der Periode der Civilisation erwirbt man alle Rechte für ewige Zeit, sobald das verhängnißvolle Band geknüpft ist, daher kommt es denn, daß der größte Theil der Eheleute sich nach kurzer Zeit beklagt „angelaufen“

(attrapé) zu seyn, — und die Folgen einer solchen Täuschung dauern fürs ganze Leben. Dergleichen Täuschungen aber gibt es nicht in der vorgeschrittenen Wirthschaft (ménage progressif). Die Paare rücken nur mit der Zeit zu einem höhern Grade auf, indem sie Anfangs bloß den Titel Geliebte führen, dessen Rechte geringfügig sind, und überdieß von den Contrahenten widerrufen werden können. Ein Mann, der sich Kinder wünscht, läuft nicht Gefahr, diesen Wunsch durch Unfruchtbarkeit seiner einen und einzigen Frau vereitelt zu sehen, und eine Frau muß nicht unglücklich seyn für ihr ganzes Leben, weil ihr Gatte ein Heuchler war, der am Tage nach der Hochzeit die Maske abwarf und sich als Spieler, Eifersüchtigen oder brutalen Tyrannen zeigte. Mit einem Wort, da die ehelichen Titel nur nach reiflicher Prüfung erworben werden können und nicht ausschließlich sind, so werden sie für die Verbundenen nur ein Reiz zur Aufmerksamkeit und Courtoisie, nie aber ein Mittel zur Verfolgung seyn."

Je 1800 bis 2000 Personen bilden eine Phalange mit eigener Menage und Zubehör. Ihr Vorsteher ist wählbar, bekleidet sein Amt immer nur kurze Zeit und heißt Unarch. Eine Million Phalangen stehen unter dem Duarchen und alle insgesammt auf dem ganzen Erdenrunde unter dem Omniarchen. „Die Phalange bewohnt einen Landstrich von ungefähr einer Quadratmeile, wo man ein großes gemeinschaftliches Gebäude errichtet, das Phalansterium, „le Phalanstère," in dem alle Theilnehmer ihre Wohnung haben. Durch diese Anordnung wird zweierlei erreicht. Erstlich ist die Landwirthschaft als solche auf den großartigen Maaßstab zurückgeführt, dessen sie unumgänglich bedarf, um die wahre Höhe der Produktion, deren sie fähig ist, zu erreichen, und zugleich in der Verschiedenheit der Phalansterianer jedem seine Lieblingsbeschäftigung anzuweisen. Dann aber — und hierauf kommt die Schule stets zurück — ist Ein solches gemeinschaftliches Gebäude, einmal solide aufgeführt, wirklich weit weniger kostbar, als die Masse von 400 bis 600 einzelnen Wohnungen, in denen jezt die gleiche Anzahl von Menschen lebt, die stets gezwungen sind, Reparaturen vorzunehmen, ohne doch eigentlich sich bequem und angenehm zu finden. Dazu kommt der große Vortheil, den die gemeinschaftliche Bewahrung der Ackerwerkzeuge, des Viehes und der Erzeugnisse in den großen socialen Ställen und Scheunen gewähren muß, wo sie trocken, unverlezt und ungestohlen bleiben, während jezt in den kleinen Hütten sowohl die Hausthiere als das Korn oft ein Drittel ihres Werthes durch die Aufbewahrung verlieren. Diese unmittelbaren Vortheile sind so groß, daß man ein herrliches Gebäude wird errichten können für je 2000 Personen, prächtiger wie mancher Palast, bequemer und gesünder, wie alle unsere heutigen elenden und doch im Grunde so kostbaren Hütten."

(Fortsezung folgt.)

Geschichte.

2) Deutschland durch den Vertrag von Verdun im Jahr 843 selbstständig. Ein Aufruf an die deutschen Fürsten und Völker zu einer tausendjährigen Jubelfeier. Leipzig, Böhme, 1842.

Wie es scheint, wird dem Aufruf hin und wieder Folge gegeben, wozu wir nur bemerken können:

Deutschland wurde **nicht** durch den Vertrag von Verdun selbstständig, denn Deutschland war es schon lange vorher. Deutschland, d. h. damals Austrasien, war der Kern der fränkischen Macht, von hier aus war Gallien, d. h. damals Neustrien erobert worden. Wenn nun dieses gallisch-romanische Neustrien unter dem jüngsten Sohne, als geringerer Theil seine Selbstständigkeit erhielt, das ächtdeutsche Austrasien dagegen, als der immer vorherrschende und überwiegende Theil, dem älteren Sohne blieb, so ergibt sich daraus von selbst, daß nur die Franzosen Ursache haben, sich über das Losreißen des kleinen Neustrien vom großen Austrasien zu freuen, wodurch es ihnen möglich wurde, als Nachkommen der unterworfenen Gallier und Römer den deutschen Siegern gegenüber wieder eine Stellung einzunehmen; daß aber die Deutschen ganz und gar keine Ursache haben, sich über diese Theilung ihres einst einigen Reiches und über die wieder gewonnene Selbstständigkeit der Gallier und Römer zu freuen, die sie besser noch länger und auf eine nachhaltigere Weise sich hätten unterwerfen sollen.

Es heißt die Geschichte unrichtig auffassen, wenn man, wie der Vf. des Aufrufs, die Meinung verbreitet, Deutschland habe sich damals gleichsam von Frankreich losgerissen, emancipirt, eines lästigen Zwanges entledigt, als ob jenes schwächliche Neustrien irgend eine Superiorität über das kraftvolle Austrasien gehabt hätte! Gerade das Umgekehrte fand statt, deßhalb behielten die zwei älteren Söhne den reinen deutschen Theil des großen Reichs (Lotharingen und Deutschland), während das romanisirte Neustrien nur dem jüngsten Sohne zufiel. Bedarf es mehr, um zu wissen, welcher Theil des Reichs die Superiorität hatte? und ist es demnach nicht verkehrt zu sagen: Deutschland erlangte damals seine Selbstständigkeit?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 82.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 14. August 1843.

Schriften über den Communismus.

(Fortsetzung.)

„In zwei Reihen aufgeführt, schließt es weitläuftige Höfe ein, wo sich im Schatten die Greise und Genesenden ergehen. Mitten vor der Fronte erhebt sich der Thurm der Ordnung, von dem aus den Arbeitern auf dem weitläuftigen Felde Signale durch den Telegraphen gegeben werden; unter den großen Sälen aber, die das Phalansterium einschließt, wird man das Theater und die Börse bemerken, die nirgends fehlen dürfen. Damit eine leichte und angenehme Communication unter den Phalansterianern sey, und die Mühe des Steigens wie die Gefahr des Erkältens gehoben werde, läuft um das ganze Gebäude im ersten Stock eine bedeckte Galerie, die man im Winter heizt, und wo man, zum Genusse der sich Ergebenden, auch die neuesten Erzeugnisse der organischen wie der anorganischen Welt ausstellen mag ꝛc."

Fourier ist so sehr von der Macht seiner Idee eingenommen, daß er sogar nicht zweifelt, die Natur selbst werde sich dem Einfluß derselben fügen und sobald erst alle Menschen in seine vortrefflichen Phalangen abgetheilt seyn werden, so werde auch die Erde ihren Winterpelz ausziehen, ihre Kälte an den Polen mildern, ihre Wüsten mit Vegetation überkleiden und werde ein ewiger Frühling eintreten. „Zuerst wird um den Nordpol sich eine Lichtkrone bilden, die Leben und Wärme über die kalten Länder der drei nördlichen Erdtheile verbreitet, analog den Ringen des Saturns, die wie beiläufig Fourier meint allmählig wohl verschwinden müssen, weil man ihren Nutzen nicht recht einsieht. Dann wird die Erde bewohnbar seyn bis zu ihrem äußersten Ende, Orangen werden in Sibirien blühen, das Eis wird aufthauen, und erstaunte Seehunde werden Segel auf den Wellen einherziehen sehen, die bis jetzt nur die furchtbaren Eisfelder Spitzbergens trugen. Das Meerwasser aber, dieß unfreundliche, ungenießbare Element kann unmöglich in seinem gegenwärtigen uncultivirten Zustande bleiben; alsbald wird sich ein Strahl des neuen Lichts in dasselbe stürzen, und es zersetzen in eine Flüssigkeit, die noch lieblicher seyn wird, wie gegenwärtig die Limonade; diese neuen Meereswellen werden durch die plötzliche Veränderung alle jene üblen und gefährlichen Seethiere tödten, die jetzt vom Raube leben, den Hai, das Krokodill, den Wallfisch; an ihrer Stelle erscheinen neue Gebilde, die, weil sie doch nicht müßig seyn können, den Menschen die Schiffe durch die friedlichen Gewässer ziehen. Die nützlichen Fische aber, wie der Häring, der Lachs, der Karpfen, werden jene Reagenz überleben, und im neuen Meere bedeutend an Größe und Schönheit gewinnen. Dabei wird ferner der Vortheil entstehen, daß die heißen Klimate ihre vernichtende Glut verlieren, und die harmonische Temperatur allenthalben herrscht — was sehr schwer zu begreifen ist. In dieser neuen Weltbildung werden Schöpfungen im Gebiete der organischen und animalischen Natur entstehen, von denen wir noch gar keine Vorstellung haben; alle aber werden nur da seyn, um dem Genuß des Menschen in Fülle und mit ewig frischem Reiz zu dienen."

In dieser phantastischen Weise nun hat sich Fourier das künftige Glück des menschlichen Geschlechts zu vergegenwärtigen gesucht und scheint selbst nicht bemerkt zu haben, bis zu welchem Wahnsinn er ausschweifte, indem er sogar von den Naturgesetzen verlangte, sie sollten sich nach seiner Bequemlichkeit abändern lassen. Er war noch so gutmüthig zu glauben, seine Aufforderung, es möchte ihm ein Reicher zur Ausführung seiner Ideen eine Million leihen, werde Erfolg haben, und zehn Jahre lang wartete er punkt 12 Uhr auf den Millionär. Solche gutmüthige Schwärmereien konnten natürlich in Paris keinen Anklang finden, bis man ihnen die praktische Seite, d. h. die Fähigkeit, den Pöbel zu elektrisiren und zu Emeuten zu begeistern, abgewann.

Lamennais begann einen bedeutenden Einfluß auf die socialistischen Ideen zu üben, indem er die Demokratie

als die Quintessenz der christlichen Lehre verkündete und allen Thronen und Aristokratien im Namen des freien und gleichen Brüdervolks den Krieg erklärte. Nicht so reich an neuen Ideen, wie Fourier, übertraf er denselben doch weit in der Form, in der hinreißenden Beredtsamkeit, im kriegerischen Feuer. Gewiß hat Niemand mehr, wie er, zu dem unerträglichen Stolze der Communisten beigetragen. Wie aber er, großartig daherfahrend wie auf dem Donnerwagen, den Pariser Pöbel hochmüthig machte, so waren gleichzeitig andere geschäftig, ihn durch Sophismen zu bearbeiten. Stein sagt sehr wahr: „Das Gesindel in den großen Städten, und besonders in Paris zeichnet sich dadurch vor dem Pöbel auf dem Lande aus, daß es auf alle Weise sich selber eine Wichtigkeit geben will, von der es fühlt, daß sie ihm der Natur der Sache nach versagt ist. Je mehr es eben dieses letztere einsieht, desto entschiedener und plumper wird sein Auftreten, wo es erscheinen mag."

Die Pariser Emeuten haben dieß bewiesen. In ihnen offenbart sich stufenmäßig der wachsende Einfluß der communistischen Tendenzen. Der Haß gegen die Regierung wurde durch plebejische Sophisten geschickt in den Haß gegen das Eigenthum übersetzt und umgekehrt. Proudhon war der erste, welcher lehrte, das Eigenthum sey ein Diebstahl, welchen der Eigenthümer an der Gesammtheit begehe, da von Natur Alles Allen gehöre. Von dieser Lehre bis zur Lehre, daß es erlaubt, ja sogar Pflicht sey, zu stehlen, weil dadurch dem Eigenthümer sein unrechtmäßiges Gut entzogen und das Princip der Gütergemeinschaft gefördert werde, war nur ein kleiner Schritt übrig, den sofort Weitling wirklich gethan hat. Doch ehe sich dieser Deutsche der Sache annahm, machte der Communismus in Frankreich noch mancherlei Entwicklungsstufen durch. Eine Menge von geheimen Gesellschaften und kleinen Journalen breiteten immer mehr zwei Grundsätze aus, einmal, daß der Pöbel ein natürliches Recht nicht nur auf die Regierung (in der Gründung einer neuen Republik), sondern auch auf die Güter der Reichen habe, und zweitens, daß dem Pöbel jedes Mittel erlaubt sey, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Daher die Königsmörder, die aus dem Dunkel jener communistischen Associationen hervorgingen. Herr Stein gibt eine Uebersicht über die verschiedenen, ziemlich zahlreichen communistischen Journale und Gesellschaften, die sich namentlich in den letzten Jahren in Paris gebildet haben. Wir wollen nicht näher auf sie eingehen und nur die Hauptsache bezeichnen.

Großes Aufsehen erregte der Wiederabdruck der Schriften von Babeuf, der schon früher in der Revolution auf die strengste Durchführung der Gleichheit und Nivellirung aller Stände gedrungen hatte, und deßhalb alles niederreißen wollte, was über dem Gesichtskreis des gemeinen Mannes lag. An solchen Lehren labte sich der Pariser Pöbel, und erhitzte sich gegen die wohlhabenden Bürger; le peuple und la bourgeoisie traten sich im schroffsten Gegensatz gegenüber, der erstere wollte die letztere ausplündern und wegräumen. Die communistischen Ideen gereichten diesen Gelüsten zur Rechtfertigung. Ein großer Theil der Republikaner nannte sich nun Babouvisten. Es ist dabei bemerkenswerth, daß der National, das am meisten republikanische Blatt in ganz Frankreich, sich mit Unwillen von dieser neuen Erscheinung abwandte. Nicht ungeneigt, sich des Pöbels als Werkzeug zu bedienen, wollte der Republikanismus des National doch keine Pöbelherrschaft. Der Pöbel aber sagte ihm, wir sind jetzt klug genug geworden, uns nicht mehr von euch brauchen zu lassen und für eure Rechnung zu arbeiten. Was wir von nun an thun, das thun wir für unsre Rechnung und allenfalls brauchen wir euern Republikanismus als Mittel, lassen uns aber nicht mehr für ihn brauchen, denn unser Ziel liegt weiter hinaus.

Unter den zahlreichen Anhängern der neuen Lehre unterschieden sich ouvriers égalitaires, réformistes und communistes im engern Sinn, alle in besondere Gesellschaften constituirt und mit geringen Abweichungen der Ansicht, jenachdem sie mehr auf das rein politische oder auf das ökonomische Moment sahen. Die eigentlichen Communisten oder communistes icariens halten sich an Cabet und dessen Buch voyage en Icarie, welches zuerst 1840 erschien. „Die wesentliche Bedingung des wahren (ikarischen) Communismus ist vor allem die Aufhebung des persönlichen Eigenthums, die Anerkennung der Gleichheit, der Brüderlichkeit, der gleichen Erziehung und der neuen Organisation der Arbeit. Unwesentlich dagegen sind ihm die Fragen nach der Gestalt der Familie, „da die Gütergemeinschaft ebensowohl mit als ohne die Familie existiren kann," und „es nicht die geringste Nothwendigkeit gibt, die Familie aufzuheben," indem alle Vorwürfe gegen Ehe und Familie nicht durch dieses wahrhaft sociale Institut selbst, sondern nur durch die Folgen, mit denen die heutige Ungleichheit des Vermögens auch hier hinüber greift, verschuldet werden. Unwesentlich für den Communismus sind ihm ferner die Fragen nach der Religion, nach dem Spiritualismus und Materialismus, und die über den Werth der Hauptstädte und Städte. Alle diese Fragen gehören einer Zeit an, wo die Gütergemeinschaft schon wirklich eingeführt ist, und müssen daher gegenwärtig zur Seite liegen bleiben." Im Allgemeinen ist der Communismus mehr negativ, rein auf Zerstörung des Bestehenden bis in seine tiefsten Grundfesten gerichtet, und nicht wie der ältere Socialismus auf Begründung des Neuen berechnet. Auch der von Weitling erweiterte Communismus schärft bei jeder Gelegenheit ein, es komme nur darauf an, das

Alte niederzureißen; wenn man auch Vorschläge für das neu zu Bauende mache, so sey dieß doch keineswegs schon Ernst, das müsse man der Zeit überlassen, wenn erst alles werde niedergerissen seyn.

Nachdem der Communismus sich in dieser Feindseligkeit ausgebildet und allen unschuldigen Idealismus der ältern Socialisten von sich abgestreift hat, ist er aus Frankreich nach der Schweiz verpflanzt worden, den communistischen Gesellschaften Frankreichs haben sich deutsche Arbeitergesellschaften angeschlossen, und der bekannte Schneider Wilhelm Weitling hat den gesammten französischen Communismus ins Deutsche übersetzt und ist als Fourier-Cabet für Deutschland aufgetreten. Gar seltsam nämlich schillern in dieser Schneiderseele die beiden Hauptfarben des Fourierismus und Cabetismus durch; als guter Deutscher kann sich Weitling unmöglich enthalten, mit Fourier poetisch zu schwärmen; aber er möchte doch auch nicht hinter den großen Fortschritten der Zeit zurückbleiben. Man ist praktisch geworden, man schämt sich der Schwärmerei, also muß er, beinah gegen sein Gefühl, das Rauhe herauskehren und eben so schrecklich sich geberden, wie Cabet. Er verweilte gar zu gern, man sieht es ihm an, beim idyllischen Ausmalen seines neuen Paradieses, wie Fourier; aber der Cabet in ihm erlaubt es nicht, er muß das Lieblingsgemälde wieder mit affektirter Verachtung durchstreichen und sagen: davon ein andermal, heute haben wir noch nicht Zeit dazu, wir müssen erst alle Reichen ermordet haben.

2) Garantien der Harmonie und Freiheit. Von Wilhelm Weitling. Bivis, Dezember 1842.

Diese Schrift, auf welche die Zürcher Regierung die Hauptanklage gegen den Verfasser stützt und aus der der Bericht von Bluntschli ausführliche Citate mittheilt, enthält das Aergste, was der französische Communismus ausgebreitet, und fügt demselben noch einiges Weitere hinzu. Was ihre Form betrifft, so ist sie sehr ungleich geschrieben. In einigen Stellen erkennen wir den hohen Schwung und den Bilderreichthum Lamennais wieder, z. B. in der wahrhaft poetischen Verfluchung des Geldes:

„Verächtliches Metall! Ausfluß der Hölle! der du das Saamenkorn der Liebe in den Herzen der Menschen mit deinem siedenden Guß versengst wie der Sirokko die grünenden Matten paradiesischer Ebenen, möchte ein Wunder dich wieder in die Tiefen der Erde versenken, aus welchen dich der Eigennutz mit der Aufopferung des Lebens ganzer Völker hat hervorholen lassen!

Unnütze Schlacke! an welcher das Blut von Millionen klebt, das den armen Arbeiter mit Weib und Kind den Tod des Elends sterben läßt, weil es dem Schwelger und Müßiggänger erlaubte das Fett von ihren Suppen zu schöpfen, und das Mark aus ihren Knochen zu saugen; das der Arbeiter in Thränen arbeitend und bittend empfängt, und mit Fluch und Thränen wieder ausgibt, fort! verschwinde endlich aus der Gesellschaft, die dein Götzendienst entweihte!

Dein funkelnder Glanz ist das Widerleuchten der bittern heißen Thränen der Armen, der Wittwen und Waisen. So bitter und heiß diese Thränen auf das Gepräge deines Fürstenbildes fielen, so haben sie dasselbe doch noch nicht erweichen können, denn es ist in kaltes Erz gegraben.

Todtes Metall! dessen Zauberglanz den ersten Krieg entzündet, den ersten Dolch geschliffen, und das erste Schaffot gebaut, verschwinde aus unserer Mitte, damit Verzeihung, Sicherheit und Friede ihre Wohnsitze wieder unter uns aufschlagen!

Falscher Götze! unter dessen Kultus die Schatten der Vorurtheile, des Aberglaubens und der Unwissenheit der Menschheit Aufklärung, Freude, Licht und Leben rauben, entweiche von uns mit deinen Lügenpriestern, damit der Mensch wieder wisse, daß er Mensch sey und nicht geschaffen ist, sich selbst zur Plage zu leben!

Scheußlicher Klumpen, dessen sich die Ungerechtigkeit bediente, um das Heiligste zu verrathen, das Millionen in die Kerker warf und auf die Schaffotte schleppte, das einen Heiland an das Kreuz schlug, weil er seinen schädlichen Einfluß bekämpfte, sey verflucht von nun an bis zu ewigen Zeiten!"

Andere Stellen sinken dagegen zur äußersten Trivialität herab und in dem, was der schreckliche Schneider, nachdem er die alte Welt zerstört haben wird, aus dem Staube derselben wieder aufbauen will, offenbart sich eine erbarmungswürdig öde und wüste Phantasie.

In der Lehre selbst hat unser Kleiderkünstler fast alles von den Franzosen entlehnt: Abschaffung des Eigenthums, Gemeinschaft der Güter, gemeinsame spielende Arbeit, große Speisehäuser, sinnliche Genüsse aller Art, Theater statt der Kirchen, Aufhebung der Ehe, allgemeine Weiber- und Männergemeinschaft rc. und als Mittel, um zu diesem freudenreichen Zustande zu gelangen: Aufregung des Pöbels, Beseitigung der Religion und Moral, Aufmunterung zu Diebstahl und endlich zum Morde aller Reichen. Von der Religion glaubt er, sie sey auf Befehl der Herrschenden und der Reichen von den Pfaffen und Gelehrten erfunden worden, um die Armen über ihr Elend zu täuschen und ihnen dasselbe durch die Hoffnung auf eine künftige Seligkeit erträglicher, die Massen mithin gehorsamer zu machen (S. 103). In diesem Sinn wurzelt sein Buch auf demselben Boden, wie die gottlose Schrift von Bruno Bauer, welche gleichzeitig in der Schweiz erschienen ist und worin der schrankenloseste Wahnsinn des hegel-straußischen Misotheismus

zu Tage bricht. — Von der Moral glaubt unser Schneider ungefähr das nämliche, wie von der Religion; sie sey nur eine Erfindung der Reichen, um ihr angemaßtes Eigenthum zu schützen. In Wahrheit sagt er, seyen nur die Reichen Diebe, weil sie auf Kosten Aller sich einen großen Theil dessen, was Allen gehört, zugeeignet haben, und wer ihnen dieses unrechtmäßige Eigenthum wieder nehme, sey kein Dieb, handle nicht unmoralisch, sondern sey ein preiswürdiger Vertheidiger der Menschenrechte und handle vollkommen moralisch. Er empfiehlt diese Lehre allen Bettlern, allen Vagabunden, allen Armen zu predigen, auf allen Straßen diese neue Lehre zu verkünden und den Diebstahl so allgemein als möglich zu machen, damit sich Arme und Reiche an den Gedanken der Gütergemeinschaft durch Erfahrung besser gewöhnen. „Sollten, sagt Weitling Seite 240, wider Vermuthen (? welcher einfältige Zusatz!) die Gewaltigen, um der Verwirklichung unsers Prinzips entgegen zu arbeiten, uns in eine Zuchthausgemeinschaft sperren wollen, sollten sie die Association der Arbeiten und Genüsse so zu ihrem eigenen und der Reichen Vortheil benutzen wollen wie sie die Gewerbsfreiheit dazu benutzt haben und noch dazu benutzen, so müssen unsere Philosophen den fürchterlichen Brander loslassen, der alsdann nur allein geeignet ist, die Pläne unserer Feinde wirksam zu vereiteln. Dann muß eine Moral gepredigt werden, die noch Niemand zu predigen wagte, und die jede Regierung des Eigennutzes unmöglich macht; eine Moral, welche das blutige Schlachtfeld in den Straßen, in welchem das Volk doch immer den Kürzern zieht, in einen fortwährenden Guerillakrieg verwandelt, der alle Spekulationen der Reichen auf den Schweiß des Armen zu nichte macht, und welchen die Macht der Soldaten, Gensdarmen und Polizeidiener nicht zu dämpfen im Stande ist; eine Moral, welche uns ganze Legionen Streiter zuführen wird, deren Mitwirkung wir jetzt noch verabscheuen; eine Moral, welche unsern Gegnern keinen andern Rettungsbalken läßt als den unsers Prinzips; eine Moral, welche die Auflösung und Niederlage der Herrschaft der persönlichen Interessen mit sich führen wird. — Diese Moral aber kann nur unter den in unsern großen Städten wimmelnden und in das grenzenloseste Elend hinausgestürzten, der Verzweiflung Preis gegebenen Massen wirksam gelehrt werden. Das Wort einmal ausgesprochen, so ist das Signal zur neuen Taktik gegeben, der unsere Feinde nun und nimmermehr gewachsen seyn werden."

„Drückt man uns bis auf diese Feder, so ist es unsere Pflicht, sie springen zu lassen und sollte eine 20jährige fürchterliche Unordnung daraus entstehen. Jeder hilft sich wie er kann. Diese neue Moral, von der übrigens Christus sogar ein Beispiel gegeben, wird aber ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen."

Diese letztere Bemerkung erläutert der welterschütternde Schneidergesell durch eine seltsame Exegese. Er sagt nämlich, indem Christus seinen Jüngern befohlen habe, die Eselin da wegzunehmen, wo sie sie finden würden, nicht aber, sie zu bezahlen — habe er selber den Diebstahl gut geheißen.

Es ist bis zum Lächerlichen schrecklich, dem Schneider zuzuhören, wie er S. 236 ff. allen Gewaltigen der Erde, allen Reichen, allen Nationen und Ständen droht, sie alle zu vertilgen und mit seiner Handvoll Bettlern und Dieben allein übrig bleiben zu wollen.

In dem, was der Schneider vom alten Weltsystem ins neue mit hinübernehmen will, ist er karger als die Franzosen und blickt mit Verachtung S. 228 auf Fourier hinab, weil derselbe noch das Geldsystem habe aufrecht erhalten wollen. In dem künftigen Weltstaat unsers Schneiders wird es kein Geld mehr geben, man wird nur Naturalien gegen einander austauschen.

Aber diese Rückkehr zum Naturstande soll uns leider von den vielen Schreibereien nicht befreien, wozu uns unsere Civilisation verdammt, im Gegentheil will Weitling dieselben vermehren. Kein Tag, keine Stunde soll vergehen, in welcher nicht jeder Mensch sich etwas offiziell notiren und quittiren lassen muß. Die ganze Welt soll nämlich in eine große Schneiderherberge und Schneiderwerkstätte verwandelt werden. Jeder Mensch soll ein Schneidergesell werden und ein Wanderbuch mit sich führen, ohne Ausnahme; in jedes Wanderbuch soll mit Soll und Haben eingetragen werden, 1) die Stunden, die der Mensch arbeitet; 2) die Genüsse, die er sich dafür erkauft. Ueberall muß er dieß Buch vorweisen, um sich die Arbeit zu- und den sorgfältig tarirten Genuß abrechnen zu lassen. Und jeder muß handarbeiten, ohne Gnade. Selbst der Präsident der Weltrepublik, der an Macht und Ansehen alle Kaiser übertreffen wird, da er schlechthin über das ganze Menschengeschlecht und über die ganze Erde gebietet, muß tagtäglich einige Stunden handarbeiten, um sich nicht über Andere zu erheben. Besitzen darf er ohnehin auch nichts, und muß sich wie jeder Andere seine Tasse Kaffe, oder sein Stück Kalbsbraten mit Arbeitsstunden verdienen. Das wird nach Weitlings Verheißung das neue Paradies auf Erden seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 83.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 16. August 1843.

Schriften über den Communismus.

(Fortsetzung.)

Sublim inzwischen finden wir den Gedanken, daß die Meister, welche über das ganze Treiben die Aufsicht zu führen haben, eine unbestreitbare aristokratische Machtvollkommenheit, unabhängig von Wahlen besitzen sollen, und daß die Ernennung zur Präsidentenwürde selbst nur von der glücklichen Beantwortung von Preisaufgaben abhängig gemacht wird. Der kluge Schneider hat Welterfahrung oder philosophischen Stolz genug, um zu wissen, daß es mit den Urversammlungen des Pöbels auf nicht viel hinausläuft; er möchte das Glück der Welt auch nicht von Pöbellaunen abhängig machen; kurz er hat den Muth, mitten in der Anarchie einer Priesterschaft des Genius das Wort zu reden. Welche Anomalie, da er doch nur Bettler und Diebe auffordert, sein neues Reich zu gründen! Zum ersten Weltpräsidenten schlägt der Magdeburger Schneidergesell unmaßgeblich den Candidaten vor, der die Preisaufgabe, eine allgemeine Weltsprache zu erfinden, am schnellsten lösen wird; zum zweiten sodann den andern Glücklichen, der die Direktion des Luftballs erfinden wird 2c. Solche Genies sollen dann unverzüglich herrschen und das Volk nicht erst gefragt werden. — So kann sich denn die gute preußische Natur nicht ganz in Weitling verleugnen, während er im übrigen nur den Franzosen nachplaudert.

Gar sublim erscheint uns auch, was der Schneidergesell über die Presse zu verfügen für gut findet. Da nämlich in seiner Communität künftig keine Buchhändler mehr existiren werden und alles nur auf gemeine Kosten gedruckt werden kann, so würde Hoffnung vorhanden seyn, daß man das öffentliche Vermögen lieber für Fasanen und Champagner, als für den Druck communistischer Bücher würde wollen drauf gehen lassen. Möchten doch bereits 99/100 der modernen Verlagsartikel zur Unterlage für die Kuchen des goldnen Zeitalters gedient haben; unter dieser Bedingung könnten auch wir uns entschließen, ein Communist zu werden.

Doch es lohnt sich nicht der Mühe, den wenigen Sinn im Unsinn dieses communistischen Buches auszukundschaften. Das ganze Buch ist eine Mißgeburt, dessen Vater der Aberwitz, dessen Mutter die Gemeinheit ist. Denn die angelernten hohen Phrasen verbergen nirgends, was hier als Neid, Faulheit, freches Gelüsten und recht eigentliche Nichtswürdigkeit im Hintergrunde lauert. Dieß tritt noch weit greller in der zweiten, vor der Vollendung confiscirten, aber in Bluntschlis Bericht mitgetheilten Schrift Weitlings „das Evangelium der armen Sünder" hervor, in welcher der anfangs noch vorsichtige Schneidergesell, durch das Glück, welches Herwegh, Bruno Bauer 2c. bei den Radikalen in der Schweiz gemacht haben, und wohl namentlich durch die kolossale Frechheit der letzten Schrift Bruno Bauers ermuthigt, alle Scham abwirft. Wenn es nicht Pflicht wäre, die Sache zu zeigen, wie sie ist, damit man uns nicht beschuldige, in der Anklage übertrieben zu haben, würden wir uns scheuen, die Ausdrücke jener nichtswürdigen Schrift zu citiren. Man kann sie in Bluntschlis Bericht S. 86 ff. finden. Der Heiland wird darin ein „Fresser und Säufer" genannt, das Abendmahl wollen die Vagabunden künftig aus den Schüsseln der Reichen zu sich nehmen, wohlgekocht, gesotten und gebraten 2c. Das Stehlen wird abermals empfohlen. Mit Behagen redet der Verf. von „an den Fingern kleben bleibenden Münzen." Nie hat eine deutsche Feder ärgere Pöbelhaftigkeiten niedergeschrieben.

Wir haben hier einen aufgelegten Sansculottismus vor uns, ganz so säuisch und nach Blut und Branntwein riechend, wie der Marats und Heberts. Um die

Aehnlichkeit vollständig zu machen, fehlt nichts, als die Hauptsache, nämlich die große Revolution. Diese Communisten wären schrecklich, wenn sie die Macht hätten; da sie sie nicht haben, sind sie nur lächerlich.

Eine andere Frage aber ist, wie weit die Schonung solcher Menschen und solcher Lehren gehen darf, wenn sie nicht am Ende wirklich gefährlich werden sollen, und welche Haltung überhaupt wohlmeinende Regierungen und gebildete Völker einer solchen Erscheinung gegenüber behaupten müssen.

3) Kommissionsbericht an die Hohe Regierung des Standes Zürich über die Communisten in der Schweiz. Nach den bei Weitling gefundenen Papieren. Druck von Orell, Füßli und Comp., 1843.

Bekanntlich ist Weitling verhaftet und seine letzte Schrift confiscirt worden. Man hat bei ihm auch viele Briefe gefunden, zum Theil von Männern, denen man mehr Verstand hätte zutrauen und von denen man nicht hätte erwarten sollen, daß sie sich mit solchen communen Gesellen einlassen würden. Ein großer Theil dieser Briefe ist hier abgedruckt und kein Name verschwiegen. Aus den vertrauten Briefen der Korrespondenten aus niederer Klasse ersieht man, wie sie auf die Geldbeutel ihrer vornehmen Brüder speculirt haben. Wenn man aber erwägt, wie wenig Kunst der Schneider aufzuwenden brauchte, und welche plumpe Frechheit genügte, um selbst ältere und gesetztere Männer zu bethören, so muß man einigermaßen erstaunen und ist diese befremdende Erscheinung wohl aus nichts anderem zu erklären, als aus der langen Uebung des Radikalismus, dessen Illusionen einige in der Schweiz lebende Deutsche um alle ruhige Besinnung gebracht zu haben scheinen.

Das Benehmen des National gegen die Communisten in Frankreich hätte den Republikanern auch in der Schweiz schon längst die Augen öffnen können. Der Freiheit, der Republik ist nichts gefährlicher als die Entfesselung aller im Pöbel schlummernden Laster, Gelüste und Leidenschaften. Je mehr also die Radikalen in der Schweiz und ihre eingewanderten deutschen Freunde die demokratische Staatsform lieben, um so sorgfältiger sollten sie sich vor den Gefahren des Communismus hüten. Ohne die Ausschweifungen der Sansculotten wäre die französische Republik ohne Zweifel länger haltbar gewesen oder hätte wenigstens nicht ein so gar schimpfliches Ende genommen. Die größten Republikaner aller Zeiten haben nicht bloß Tyrannen bekämpft, sondern auch den frechen Pöbelgeist niedergehalten. Nirgends waren die Sitten strenger, als in der Blüthezeit der Republiken. Wo der Pöbel zuchtlos wurde, war es jederzeit auch mit der Freiheit am Ende.

Schon der Schmutz der Immoralität, welcher den Communisten anklebt, muß jedem reinlichen Charakter unerträglich seyn, er mag übrigens ein politisches System haben, welches er wolle; aber hier ist sogar das durch die Communisten scheinbar geförderte Prinzip der Freiheit im höchsten Grade durch denselben gefährdet und wenn ihr Unfug je einer politischen Partei oder einem politischen Prinzipe zu Gute kommt, so ist es lediglich der Despotie, welche auf jede Anarchie nothwendig folgt, oder dem Jesuitismus, der überall erntet, wo Illuminaten säen.

Zürnenswerth ist der Stumpfsinn eines Volks und seiner freien Presse, wenn er über solchen Unfug, wie er gegenwärtig in der Schweiz getrieben wird, nicht Herr zu werden vermag. Zürnenswerth ist die Verblendung gebildeter Klassen, die einem Herwegh Kränze flicht und einem Weitling respektvolle Aufmerksamkeit erweist. Zürnenswerth ist die Gewissenlosigkeit und Einfalt derer, in deren Händen als Regenten oder als Autoritäten anderer Art die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelegt ist, wenn sie nichts thun, um solche Skandale, die öffentliche Aufforderung zum Diebstahl ꝛc. unmöglich zu machen. Wissen sie denn, wie lange die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten noch in ihren Händen seyn wird? muß die Schande und Schmach, die aus der Herrschaft der Radikalen in der Eidgenossenschaft hervorgegangen ist, nicht zuletzt dem demokratischen Prinzipe selbst zur Last fallen? Wird von der moralischen Niederlage dieser Politiker, die sich von einem verdorbenen Schneidergesellen zur Bewunderung des Diebstahls haben hinreißen lassen, nicht Nutzen gezogen werden zum Vortheil des andern Extrems? Möchten doch die Namen Strauß, Herwegh, Weitling nie in der Eidgenossenschaft vernommen worden seyn, denn der Cultus, der mit diesen Namen getrieben worden ist, wird ein Schandfleck für sie bleiben.

Die Schweiz erlebt solche Skandale nicht zum erstenmal. Unter den Wiedertäufern, die sich im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Zürich, St. Gallen ꝛc. eindrängten, waren ganz die nämlichen Lehren von Gemeinschaft der Güter und Weiber, von Selbstvergötterung und Emancipation des Fleisches herrschend. Aber die Regierungen hatten damals mehr Energie und im Volke lebte mehr sittliche Kraft.

Unter den gegebenen Umständen konnte die Zürcher Regierung freilich nicht streng verfahren. Es handelt sich

nicht von Schreckensmännern in einer Schreckenszeit, sondern von Narren in einer friedlichen Zeit, wenn auch diese Narren sich ganz so geberden und ganz dieselben Grundsätze predigen, wie jene Schreckensmänner. Narren soll man nicht zu Märtyrern machen. Wie es scheint, wurde der Kommissionsbericht noch vor Fällung der Sentenz der Oeffentlichkeit übergeben, weil in dieser Veröffentlichung die Strafe der Betheiligten überhaupt bestehen soll. Die Bekanntmachung war wohl am Platz; doch können wir uns nicht mit der Politik einer Staatsbehörde vereinigen, welche außergerichtlich prostituirt, anstatt gesetzlich zu strafen.

Zürich mag indeß handeln, wie es will oder unter den obwaltenden Umständen kann, so ist dafür gesorgt, daß in der übrigen deutschen Welt dem Communismus Thür und Thor nicht so weit offen stehen, wie dort. Es widerstreitet dem germanischen Charakter, Propheten zu folgen, die den Diebstahl predigen. Und eben so wenig ist ein Nothzustand vorhanden, der sie begünstigen könnte. Namentlich haben die Schneider ganz keine Ursache, sich zu beklagen, denn es gibt in Deutschland mehr reiche Schneider, als reiche Gelehrte.

Wenn hier eine Gefahr ist, so liegt sie nicht in dem, womit die Communisten drohen, denn sie würden kaum eine Emeute, geschweige eine Revolution zu Stande bringen; aber die Gefahr liegt in der Verbreitung von Lehren, welche allmählig auch das tüchtigste Volk zu entnerven vermögen, wenn sie so von allen Seiten, wie jetzt, und anhaltend auf alle Klassen der Gesellschaft ihren verderblichen Einfluß äußern dürfen. Ein Schneidergesell kann Deutschland freilich nicht revolutioniren, aber zwanzig Professoren und Privatdocenten, die auf deutschen Universitäten, und hundert philosophirende und kritisirende Autoren, die in der Literatur die Hegelsche und Straußische Lehre verbreiten, bei der gebildeten Jugend das Christenthum bis in seine tiefsten Wurzeln auszurotten bemüht sind und dagegen die Vergötterung des Ich predigen und dem Egoismus in allen seinen Begierden das Wort reden; — und eben so viele Dichter, die zum Theil mit Talent und Witz dasselbe Ziel verfolgen und insbesondere auf Emancipation des Fleisches hinarbeiten und die der Moral hohnsprechen, wie jene der Religion; — und aber hundert Winkel- und lokale Klatschblätter, in denen Talente niedern Ranges, Männer oder vielmehr Knaben von gröberm Schliff die Grundsätze jener bei den mittleren und niederen Klassen ausbreiten, — und tausend moderne Romane in den Lesebibliotheken, voll Unzucht und Gotteslästerung, mit denen die Phantasie dieser Klassen angefüllt wird; — und die Redner, nicht nur bei Schweizerischen Volksfesten, sondern auch in dreißigtausend deutschen Schenken, die sich für Helden der Aufklärung halten, wenn sie alles, was christlich heißt, pietistisch nennen und unter diesem Namen verhöhnen; — alle diese und die durch Branntwein zur Thierheit erniedrigte Masse in gewissen Gegenden, diese alle zusammen zeigen uns doch schon eine ziemlich kompakte Masse von Korruption, welcher mit gesunder Vernunft, tugendhafter Gesinnung und Vaterlandsliebe entgegenzuwirken wohl ersprießlich ist.

Wir können nicht oft genug wiederholen, daß der wahre Freund der Freiheit auch sittlich seyn muß. Was hilft es, wenn man den Hafen von Venedig zu einem Freihafen erklärt und hat ihn unterdeß verschlemmen lassen? Was hilft es, wenn man die Menschen frei erklärt und hat sie unterdeß in einen moralischen Kloak versinken lassen? —

Noch verdient eine Schrift erwähnt zu werden, welche viel Notizen über den neuen Communismus in der Schweiz enthält.

4) Schattenrisse und Querstriche aus den Reisepapieren des Michel Teut. Ans Licht gestellt durch Dr. Gustav Bacherer. Darmstadt, Leske, 1843.

Die Schilderung einer Reise durch Oesterreich und die Schweiz. Ohne alle in diesem Buche enthaltenen Urtheile unterschreiben zu wollen, müssen wir die lebendige Auffassungs- und Darstellungsgabe des Verfassers loben, und weil das, was er über die Communisten sagt, wohl das Ausführlichste und Interessanteste seyn dürfte, was sein Buch enthält, so wollen wir daraus ein paar Proben mittheilen, zuerst ein Portrait Weitlings. Nachdem der Verfasser bemerkt hat, daß auch in Frankreich fast immer Schneider an der Spitze der communistischen Verbindungen stehen, fährt er fort: „Und der gegenwärtige Hauptanführer der noch in der französischen Schweiz bestehenden deutschen communistischen Handwerker-Verbindungen ist wiederum ein gewiegtes und pfiffiges Schneiderlein, W——g, früher in Genf wohnhaft, jetzo hier in Lausanne. Er ist mir jüngst gezeigt worden, dieser wichtige Mann, der sich für nichts weniger als für einen socialen Luther, oder für etwas Aehnliches, hält, und der seine Brust höher trägt als Mancher, der auf einem Throne sitzt. Sein Hauptstolz besteht in seiner „genialen" Unwissenheit, wie er sie nennt, in seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit allem Dem, was man unter „hergebrachter" Kultur des Geistes versteht. Vom Kopfe bis zu den Füßen ein Kobold, klein, zitternd, mit hektischem Aussehen, fehlt nichts, als daß er in seiner klappernden

Hand eine Scheere trüge, um in irgend einem skurrilen Zaubermährchen à la Amadeus Hoffmann eine ergötzliche Figur zu spielen." Der Verfasser will ferner bemerkt haben, daß nur ein geringer Theil der deutschen Handwerker an den communistischen Verbindungen Theil nehme, „meist Schneider, Schuster, Weber u. s. w., Geschöpfe mit versessenen Winden, die ihnen in die Köpfe gestiegen sind und allmählich ihr Bischen gesunden Menschenverstandes alterirten. Schlosser, Schmiede, Maurer und dergleichen, deren Blut in steter Circulation zu seyn pflegt, sind selten Gäste auf den Bänken unserer Communisten; aus edleren Gewerken finden sich fast gar keine Theilnehmer."

Auch Italiener nehmen an diesen Verbindungen Theil und bei dieser heißblütigen Race wird That, was bei den phlegmatischeren Deutschen vorerst nur Theorie ist. „Ein reicher italienischer Graf, den die Begierde reizte, einer Versammlung seiner communistischen Landsleute beizuwohnen, ward jüngst in die Lage versetzt, die eigenthümlichen Begriffe derselben vom Communismus genauest kennen zu lernen. Nachdem er sich nämlich in diesem Kreise seiner Landsleute kaum gehörig umgesehen, wurden ihm nacheinander seine goldene Uhr, seine Brillantringe u. s. w. abgenommen und von seiner Börse beträchtliche Brandschatzung erhoben. Er war klug genug, diese Execution an sich ruhig vollziehen zu lassen, denn seine heftig grimassirenden und ihm dergestalt den Communismus so recht ad hominem demonstrirenden Landsleute schienen ihrer ganzen Natur und Verfassung nach nicht geeignet, irgend eine Einsprache des armen Grafen nachsichtig aufzunehmen. Es läßt sich denken, welche Nachrichten dieser über die italienischen Communisten nach seinem Vaterlande zurückgebracht. — Es liegt auf der Hand, daß nähere Beziehungen der communistischen Deutschen zu diesen ihren französischen und italienischen Verbindungsgenossen auf sie nur einen höchst schädlichen demoralisirenden Einfluß auszuüben im Stande wären. Diese Beziehungen finden aber in der That nicht statt, da der deutsche Charakter und Lebenskern, ob er auch von unfläthigem Gethier und schmutzigen Leidenschaften immerhin angefressen werden kann, doch nie sich so weit wegzuwerfen vermag, um mit solchen rohen Entartungen der Sitte und des von der Religion geheiligten Rechtsgefühls Compagnie zu machen. Unsere deutschen communistischen Handwerker, nach alle dem, was wir zu ihrer wahrheitstreuen Schilderung mitgetheilt, wären niemals fähig, gegen Landsleute, welche ihre Versammlungen besuchen, oder überhaupt gegen irgend wen, sich in solchem Unfug zu ergehen, als der eben geschilderte der italienischen Communisten ein Beispiel ist und wie er in ähnlicher Weise auch von den hierländischen französischen Communisten schon einigemal soll verübt worden seyn."

Gewiß hat der Verfasser Recht, wenn er jenen Communistenunfug in der Schweiz für eine Farce erklärt und nicht die mindeste politische Gefahr darin vermuthet; aber auch ohne unmittelbar gefährlich zu seyn, muß das Unsittliche, Unnationale und schmutzig Gemeine, wenn es so dreist hervortritt, bekämpft werden.

(Schluß folgt.)

Biographie.

Catharina, Königin von Württemberg. Von Dr. Georg von Reinbeck. Stuttgart, Beck und Fränckel, 1842.

Die interessante Lebensgeschichte der verewigten Königin Catharina. Schwester des russischen Kaisers Alexander wurde sie von Napoleon zur Gemahlin begehrt, zog aber vor, den damals von Napoleon vertriebenen deutschen Prinzen Peter von Oldenburg zu heirathen, mit dem sie in Twer Hof hielt und drei Jahre glücklich lebte, als Napoleon Rußland selbst aufsuchte und die Lagerpest, die Folge des schrecklichen Krieges, auch ihren Gemahl dahin raffte, zu Weihnachten 1812. Den siegreichen Fahnen ihres kaiserlichen Bruders folgend, kam die junge, schöne und geistreiche Wittwe nach Deutschland und zum Wiener Kongreß, lernte hier den damals siegreich aus Frankreich heimgekehrten Kronprinzen, des jetzt regierenden Königs von Württemberg Maj. kennen und vermählte sich mit ihm im Winter von 1815 in St. Petersburg. Schon vier Jahre später raubte sie ein früher Tod den Ihrigen. Was sie als Königin für des Landes, namentlich der Armen Wohl in den Hungerjahren 1816 und 1817 geleistet, ist dem Volk in dankbarer Erinnerung geblieben und ihr volksthümliches Wirken erstreckt sich bis auf unsere Zeit, theils durch lokale Stiftungen, theils durch die großartige Idee des allgemeinen Wohlthätigkeitsvereins, der durch sie ins Leben trat und der schon früher in unsern Blättern (1842, Nr. 88) als Muster für andere Länder empfohlen wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 84.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 18. August 1843.

Schriften über den Communismus.

(Schluß.)

5) Pädagogische Blätter von Hofwyl. Herausgegeben von E. Fellenberg. Erstes und zweites Heft. Bern, gedruckt bei Rätzer, 1843. 4.

Das erste Heft dieser Blätter ist ebenfalls voll von Notizen über den Communismus und stimmt bittere Klagen über die wachsende Corruption an. Der nicht mehr junge Herausgeber sieht sich veranlaßt, das Ideal der Menschenerziehung, nach welchem er seit geraumer Zeit in seinem Institut zu Hofwyl gestrebt hat, mit den Volkszuständen der Wirklichkeit zu vergleichen, und das Resultat ist nicht sehr herzerfreuend. Wenn er nun auch von seinem Standpunkt aus die Zeit in zu trübem Flore sieht, wer mag es ihm verdenken? Er hofft durch Vereinigung der Bessern, durch eine Art von Association der Tugend und Weisheit gegen das Laster werde sich etwas helfen lassen; doch wie das Uebel selbst von sehr complicirter Natur ist, so kann ihm auch nicht von einer menschenfreundlichen Association aus begegnet werden, die ohnehin keine andere Waffen als Worte hat. Kirche, Staat, Schule, Gemeinde müssen praktisch eingreifen.

Herr von Fellenberg hebt insbesondere die merkwürdige Uebereinstimmung zwischen der Corruption der europäischen und der nordamerikanischen Demokratie hervor. Wie in der Schweiz die Stimme der tugendhaften und wahrhaft gebildeten Männer durch das Geschrei roher Demagogen übertäubt und die Presse ein Tummelplatz jeder Gemeinheit geworden ist, so findet sich dieß auch, und in noch kolossalerem Maßstabe, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wahrlich für jeden Freund der Freiheit eine betrübende Wahrnehmung! Einerseits geben die Amerikaner unsern europäischen Communisten eine gute Lehre, indem sie, obwohl der absolutischen Freiheit genießend, doch sehr strenge Vertheidiger des Eigenthums sind und an nichts weniger denken, als an die Realisirung communistischer Ideen im Gebiete der Vereinsstaaten. Sie liefern also den Beweis, daß Freiheit und Communismus zwei ganz verschiedene Dinge sind. Andererseits aber stimmen die rohen Demagogen jener Staaten wieder mit den Communisten in der frechen Verhöhnung jeder edlen Gesittung überein, und beweisen dadurch, was schon die Kämpfe in den ältern Republiken vielfältig dargethan haben, daß das Prinzip politischer Gleichheit mit der Thatsache sittlicher Ungleichheit im Widerspruch steht, und daß, wenn nicht die Bessern regieren, nothwendig die Schlechtern regieren.

Von welcher Seite der Menschheit Licht zuströmt, durch den Glauben von oben, oder durch die Vernunft, das Rechtsgefühl, die Ideale von innen, oder durch große Erfahrungen von außen, immer blieb es unmöglich, die Menschheit ganz mit diesem segensreichen Lichte zu erfüllen, immer kämpft dagegen die dem menschlichen Geschlecht inwohnende Verdunklung, die Tendenz zur Thierheit, die gerade dann am unheimlichsten und fast wie dämonisch, in unbezähmbarer Wildheit und ungelehriger Bosheit hervortritt, wo man glaubt, endlich ein Ideal im kirchlichen, politischen und socialen Leben verwirklicht zu sehen.

Wegen des genauen Zusammenhangs der Tendenzen und Personen müssen wir hier, nachdem wir von den communistischen Schneidern geredet, noch einen Blick auf die Dichter und Philosophen werfen, die einerseits durch ihre hochtönenden Worte jenen Schneidern erst Muth gemacht, andererseits sich aber selbst wieder durch die Theilnahme, die sie bei ihnen gefunden, zu den wahnsinnigsten Hoffnungen gesteigert haben; denn sie sehen in einer Schenkstube voll Schneidergesellen das gesammte deutsche Volk, ja die ganze Menschheit, und bilden sich nun ein, wenn jene ihnen zuhören, sie beherrschen mit ihren Ideen die Welt.

In dem nämlichen Zürich, welches Weitling zu seinem Mekka auserkoren, von wo aus er die Welt erobern

wollte und wo sein erstes großes communistisches Bordell als heilige Kaaba und Zeugungs- und Geburtsstätte einer neuen Menschheit stehen sollte, lassen auch Georg Herwegh und Bruno Bauer ihre hirntobigen Gedanken drucken und helfen ihnen dabei noch eine gute Anzahl junger Talente von minderer Namhaftigkeit, obgleich sie sich alle in den „Ein und zwanzig Bogen aus der Schweiz von G. Herwegh herausgegeben, erster Theil," genannt haben.

In diesem Buche wird in Prosa und Versen gelehrt: 1) daß die Deutschen nicht nur bei den Franzosen in die Schule gehen, sondern auch den französischen Interessen dienen sollen, weil Deutschland alles, was Gutes an ihm sey, von den Franzosen habe, ihnen dafür also nicht genug dankbar seyn könne und auch künftig nur von ihnen sein Heil zu erwarten habe. Aus diesem Gesichtspunkt wird gleich im ersten Aufsatz E. M. Arndt abgeurtheilt und dessen Vaterlandsliebe eine Dummheit genannt. Es wird 2) gelehrt, daß Männer, wie P. Pfizer und seine Freunde, welche sich auf constitutionellem Boden befunden, in einer bedauernswürdigen Halbheit befangen gewesen seyen; dieselbe Anklage, der einst die edeln Constitutionellen der ersten Nationalversammlung in Frankreich von den Jakobinern des Convents ausgesezt waren. Denen stand der schmutzige Marat viel höher als Lafayette, und so steht den Zürcher Radikalen der Schneidergeselle Weitling viel höher als Pfizer. Eine zweite Parallele bieten die Wiedertäufer in Münster dar, denen der Schneider Johann von Leyden viel höher stand als Luther. Was die 21 Bogen an Pfizers neuem Werke vorzugsweise tadeln, ist die darin ausgesprochene Anerkennung der Religion und Sittlichkeit. Unter Sittlichkeit verstehen sie nur die Freiheit des Willens und unsittlich ist ihnen nur das, was sie in der schrankenlosen Willkühr hemmt. Von der Religion wollen sie aber gar nichts wissen; denn 3) lehrt Bruno Bauer, der neben Herwegh den Ton in diesen 21 Bogen angibt, daß es nicht nur mit der christlichen Religion, sondern mit jeder Religion aus sey, weil es endlich sonnenklar geworden sey, daß alles, was man unter Offenbarung und Kirche verstehe, eitle Lüge und Täuschung und daß das sogenannte religiöse Bedürfniß selbst nur ein erlogenes sey. Bruno Bauer, den noch unlängst der gute Professor Marheineke in Berlin eifrig vertheidigte und zur Verwaltung eines christlichen Lehramts für wohl befähigt erklärt hat, sagt hier ausdrücklich: das Christenthum sey das einzige Hinderniß, welches die Menschheit auf dem Wege zu ihrem Heil aufhalte, und es hinwegzuräumen, sey die dringendste Pflicht jedes Menschen. Das Christenthum sey so sehr verderblich, daß die Menschheit, so lange sie sich an dasselbe hänge, eigentlich nichts habe, sobald sie sich aber davon losreiße, plötzlich Alles habe (S. 65). Aber auch überhaupt jede Religion muß untergehen (S. 69), nicht nur das Christenthum, sondern jede Religion muß aufgelöst und vernichtet werden (S. 70). Diese wahrhaft wahnsinnige und überdieß schlecht geschriebene Kriegserklärung gegen alle Religion seines Freundes Bruno Bauer schließt Herwegh mit einem übereinstimmenden, eben so ruchlosen und eben so schlecht geschriebenen Gedicht, worin er das Heidenthum preist und das Christenthum verhöhnt und worin er bis zu einer solchen Tiefe der Gemeinheit hinuntersteigt, daß er sich sogar über die Geburt Christi die rohesten und burschikosesten Ausdrücke erlaubt. In den 21 Bogen wird 4) dem neuesten Communismus das Wort geredet, in einem langen übrigens ununterzeichneten Aufsatze, der gegen das Steinsche Buch gerichtet ist. Es versteht sich von selbst, daß auch hier die extremste Meinung vertreten wird, denn weniger toll zu seyn, als es möglich ist, würde sich Herwegh mit seiner Genossenschaft nicht vergeben. Darum heißt es hier S. 79 man müsse über Hegel und Fourier hinausgehen weil beide am Bestehenden noch viel zu viel Concessionen gemacht hätten. Hegel habe die Selbstvergötterung des Ich noch lange nicht weit genug getrieben, und sich vor dem Schein des Atheismus immer noch zu viel verwahrt, da doch gerade „der Atheismus allein es sey, wodurch die Idee der absoluten Persönlichkeit ihren rechten Sinn erhalte." Fourier aber wird auf der folgenden Seite gepriesen, weil er gelehrt habe, daß Befriedigung der Begierden der höchste Lebenszweck sey, und daß es keine böse Neigung geben würde, wenn Alles erlaubt wäre. Das ist der Hauptsatz der Communisten, wie der Junghegelianer, die schon vor Jahren den Unterschied von gut und böse für aufgehoben erklärt haben, weil der Mensch Gott und also über dergleichen altmodische Unterscheidungen erhaben sey. Sünde ist nach dieser Lehre nur das, was den Menschen an der Befriedigung seiner Begierden hindert. Läßt er sich durch eine tugendhafte Rücksicht vom Stehlen oder von der Unzucht abhalten, so ist nicht das Stehlen und die Unzucht die Sünde, sondern im Gegentheil die Tugend ist es. Wird der Communist durch die Obrigkeit gehindert, zu stehlen, oder bestraft, wenn er gestohlen hat, so hat er vollkommen moralisch gehandelt und nur die Obrigkeit hat gesündigt 2c.

Was Herwegh in einigen weiteren Aufsätzen gegen Preußen plaudert oder plaudern läßt, können wir übergehen, da es uns nur den Zweck zu haben scheint, durch die gröbsten Ausfälle gegen Berlin vergessen zu machen, wie albern er sich daselbst benommen hat.

Gleichzeitig ließ Bruno Bauer „das entdeckte Christenthum" drucken, welches confiscirt wurde, aus dem aber die „Schweizerzeitung" vom 1. August 1843 Einiges

mittheilt, und von dem wir wünschen, daß es wohl beachtet werden möge, weil es hier wahrlich nicht darauf ankommen kann, die Sache zu vertuschen und das Uebel im Stillen immer weiter um sich greifen zu lassen, sondern es öffentlich vor der Nation abzuurtheilen. In der confiscirten Schrift tritt in nacktester Frechheit heraus, was die Althegelianer immer so hübsch zu bemänteln gewußt haben, und wird sich des Atheismus, den jene so ängstlich desavouirten, mit lauter Stimme gerühmt. „Der englische Deismus wollte noch Religion seyn und uns die reine Religion der Urzeit entdecken; die französische atheistische Aufklärung bewies, daß die Religion überhaupt die Selbstverfinsterung des menschlichen Geistes ist. Sie ist der helle Tag, der dem neblichten Morgen des Deismus gefolgt ist. Dennoch konnte es Robespierre wagen, das helle Tageslicht durch den Beschluß, daß es ein höchstes Wesen gebe, zu dämpfen, dennoch konnte Napoleon das Konkordat mit dem Papste schließen und gelang es der Restauration, das Licht für einige Zeit gänzlich zu unterdrücken." — „Aber nicht für immer! Der zusammengepreßte Geist hat sich mit verstärkter Elasticität erhoben, um auszuführen, was der französische Atheismus nicht vollbringen konnte, und den lezten Kampf auszukämpfen." — „Die vollendete Religion ist das vollendete Unglück der Welt." — „Gott ist das Nichtseyn alles wirklichen Seyns, das Nichtdenken alles wirklichen Denkens, die Schranke oder vielmehr Beschränktheit des Denkens, die zu einem selbstständigen Wesen erhobene Beschränktheit und Befangenheit des Denkens." — „Wenn der Beweis für das Daseyn Gottes aus der Uebereinstimmung aller Völker in dem Glauben an etwas Göttliches aus seiner lächerlichen Schlußform in die richtige Betrachtung umgesezt wird, so kommt die höchst einfache Bemerkung heraus: es hat noch kein freies Volk gegeben, Recht und Wahrheit haben noch nicht das Recht, sich frei und einfach auszusprechen." — „Es heißt: der Thor sagt in seinem Herzen, es ist kein Gott. Richtig ist aber der Satz erst dann, wenn es heißt: der Thor sagt in seinem Herzen: es ist ein Gott!" — „Die wahre Milde ist diejenige, welche die Menschheit nicht in zwei fremde Thiergattungen, in Gute und Böse, in Böcke und Schafe absondert." — Der Teufel ist der besondere, eigentliche rücksichtlose, wirkliche Ausdruck für das negative, menschenmörderische, verläumderische und anklägerische Wesen des religiösen Bewußtseyns." — „Das Nichts ist gleich ewig mit Gott und sein mürrischer Gesellschafter von Ewigkeit her gewesen." — „Diejenige Religion ist die vollendete (d. h. es ist das Christenthum), in welcher der Teufel die Fäden der Intrigue in der Hand hat." — „Aus Neid und Bosheit ist das religiöse Bewußtseyn zusammengesezt. Die christliche Religion aber übertrifft alle andern an Bosheit und Grausamkeit." — „Wenn die früheren Religionen und Offenbarungen teuflischen Ursprungs waren, woher wißt ihr denn, daß der Teufel auf einmal seine Erfindsamkeit verloren, daß seine List ihn verlassen, daß er aufgehört habe, schöpferisch zu seyn. Warum soll nicht auch eure Religion teuflischen Ursprungs seyn, die in allen wesentlichen Stücken mit ihnen übereinstimmt?" — „Da wir mit dem unbestimmten und langweiligen Namen „Gott" nicht eben viel anzufangen wüßten, so lassen wir ihn den Frommen und nennen lieber die wirklichen Dinge dieser Welt und den Geist bei ihrem wahren Namen." — „Der Christ ist vollendet, wenn er alles Selbstgefühl unterdrückt, alle Achtung vor sich selbst verloren hat. Seine Unthätigkeit ist sein wahrer Himmel und sein leeres abgestorbenes Herz sein „unbefleckter" Schatz." — „Gott ist ja nur der den Menschen entfremdete Mensch und kann als solcher dennoch nicht von der Menschheit lassen. Aber was für ein Mensch ist dieser entmenschte Mensch!" — „Selbst der Name „Gott," der nur erwähnt zu werden braucht, um wenigstens das Gefühl einer öden Langeweile zu erregen, muß zum Besten der menschlichen Heiterkeit und des Frohsinns gemieden werden, und der Name Atheist, das Wort Atheismus kann nur jezt, nur in einer Zeit, die mit Gewalt noch einmal recht gottvoll seyn will, von Werth und von Bedeutung seyn. Der Name Atheist hat als Losungswort der ersten Befreiung der Menschheit unendliche Bedeutung."

Das ist der reinste Kern und Inhalt der Hegelschen Philosophie. Alles andere, was die Halb- und Althegelianer denken und lehren, ist zwar dasselbe, aber bemäntelt, verschleiert, vertuscht. Das ist das große Ziel, auf welches, als im Dunkel der Zukunft verborgen, jüngst noch ein Althegelianer in seiner Schrift gegen Schelling hingewiesen, indem er das Vertrauen aussprach, die junge Generation werde es erreichen, weil die alte nicht Muth genug hatte, darauf los zu gehen und sich bei der Heuchelei besser befand. Wie viele Mühe sich die Berliner Schönfärber seit Göschel gegeben haben, nicht nur die Christlichkeit Hegels nachzuweisen, sondern sogar im Hegelthum den Kern christlicher Lehre zu entdecken, so ist doch keinem Wahrheitsliebenden und Besonnenen verborgen geblieben, daß Hegel eine dem Christenthum todtfeindliche Selbstvergötterung und eine jede Moral aufhebende Willensfreiheit lehre. Das ist denn auch endlich hinter aller Heuchelei hervorgetreten, schon bei Strauß und noch viel rücksichtsloser und offener bei Bruno Bauer.

Will man nun einem vernünftigen Arzte und nicht einem Pfuscher gleichen, so muß man auch nicht bloß die gerade vorliegende Krankheitsäußerung fest halten, sondern auf die erste Ursache der Krankheit zurückgehen. Wir stehen nicht an, zu sagen, daß Bruno Bauer und

wie alle diese jungen Atheisten und Communisten weiter heißen, eigentlich an dem Unfug, den sie anrichten, unschuldig sind. Es sind junge Leute, die nichts Besseres gelernt haben, weil man ihnen nichts Besseres gelehrt hat. Sie sind direkt oder indirekt sämmtlich Schüler jenes Hegel, dem man den umfassendsten und tiefgreifendsten Einfluß auf die studirende Jugend gestattete und dessen Anhänger vorzugsweise auf die Lehrstühle fast aller protestantischen Universitäten erhoben wurden. Dort, von jenen Lehrstühlen, sind die narkotischen Dämpfe aufgestiegen, die unsere Jugend betäuben und verrückt machen. Nicht die Jünglinge, die arglos sich hingaben, sondern die Lehrer sind anzuklagen, und die Behörden, welche sie begünstigten. Denn wenn eine Generation junger Leute in ihrem Wahnsinn untergegangen und abgestraft worden ist, so wächst sogleich eine zweite heran, die es noch unsinniger treibt, weil der Same auf den Universitäten nie ausgeht, weil die Säemänner noch immer da sind und den Unsinn Jahr aus Jahr ein in die jungen Köpfe pflanzen.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Karl Fulda. Weißenfels, Meusel, 1843.

Eine kleine Sammlung von nur acht Bogen, enthaltend zärtliche Gedichte und Naturbilder. Unter den lezteren ist das Originellere, was sich auf die Pflanzenwelt bezieht, namentlich eine gar artige Mythe von Cytisus. Dieser kommt als ein fremder Jüngling in den rauhen Norden, um die schöne Alpenrose zu suchen, wird aber bald entblättert und kahl, und vermag auch in dem kalten Klima keine neuen Blätter und Blüthen zu treiben. Aber die nordischen Pflanzen bringen ihm liebend ihre Gaben dar, um ihn zu schmücken:

Da trat herein der junge Klee vom Felde
Und bracht' ihm einen Kranz von frischen Blättern:
„Nimm hin," sprach er, „und trage meine Zier!
„Ich bringe dir das Beste, was ich habe;
„Je drei geseller, deutet meine Gabe
„So Lieb' als Glauben an und Hoffnung dir.
„Mir ist das Geben leicht, in wenig Stunden
„Ist mir erneut ein Blätterkranz gewunden.
„Wo Alle froh das Frühlingsfest begehn,
„Sollst du allein nicht einsam trauernd stehn."
Der Jüngling nahm, indem er stumm sich neigte,
Die Liebesgabe hin, sein Haupt zu schmücken.
Und auch Robinia, die sanfte Schwester,
Sie brachte freundlich her von fernen Landen
Dem stummen Träumer ihre Knospentrauben:
„Nimm, Cytisus, blüh' wieder auf mit uns!"
Der Jüngling nahm, indem er ernst sich neigte,
Die Liebesgabe hin, sein Haupt zu schmücken.
Jezt schwebt' herein die gold'ne Morgenröthe
Und sprach: „Auch ich betraure den Geliebten,
„Und dennoch schmück' ich mich mit jedem Morgen
„Und berge meinen Harm im Schooß der Nacht;
„Auch mein Tithonus spart das Lied der Sorgen
„Und hoffnungsleeren Träume für die Nacht,
„Und stört mit herbem Mißklang keinen Morgen
„Den Jubelton, der auf der Flur erwacht."
Den Jüngling küßt die gold'ne Morgenröthe,
Und golden hub sein Kranz von Knospentrauben
Zu blühen an, doch mit den gold'nen Blüthen
Bestreut er bald die Stätte der entfloh'nen,
Die öde Stätte der verlor'nen Liebe.

Dazu noch einige epigrammatische Blumenliedchen:

Digitalis purpurea.

Purpurroth, liebenswürdig und schön,
Und so demüthig seh' ich dich stehn,
Läßt deine Glöcklein hangen,
Beugst deine Aehren, die zierlichen langen,
Schmeichelest dich aus rauher Waldestrift
In den Garten herein, und — doch voll Gift.

Aloë margaritifera.

So übersät mit Perlen,
Du bitt're Aloe?
„Die Perlen sind ja Thränen,
Weil innen das bitt're Weh'."

Cornelkirsche.

Weichlichste, glatteste,
Süßlich matteste
Aller Früchte mußt du seyn;
Und innen schwer keimender, härtester Stein.

Quitten.

Sollen wir dir genießbar seyn,
So schmor' uns erst mit Zucker ein,
Sonst sind wir herbe gar sehr.
„Ach ja, 's gibt solcher Früchte mehr."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 85.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. August 1843.

Physik.

Ueber das Licht von Ludwig Moser. Vortrag in der phys. ökon. Gesellschaft zu Königsberg, den 7. April 1843. Königsberg, Voigt, 1843.

Herr Moser ist der Entdecker des sogenannten unsichtbaren Lichts. Er hat nämlich gefunden, daß sich auch in dem dunkelsten Raum ein Körper auf der Oberfläche des andern abbildet, was aber für unsre Wahrnehmung erst nachher und nur unter gewissen seltenen Bedingungen hervortritt. Daß die Wärme an diesem Phänomen keinen Antheil hat, ergibt sich aus der Richtung des Lichts auf einen Punkt hin, da die Wärme im Gegentheil sich nach allen Seiten ausbreitet. Die Unterlage der Daguerrotypen, die jodirte Silberplatte, empfängt auch jene Abbilder des unsichtbaren Lichts, das von allen Körpern ausgeht, und offenbart sie, wenn man sie in gewisse Dämpfe bringt, namentlich in Quecksilberdampf.

Der Verf. bemerkt S. 16: „Wir wollen uns denken, daß man eine polirte Oberfläche, am besten eine metallische, einem Körper nahe bringe, beide einige Zeit in dieser Nähe erhalte, und alles sichtbare Licht ausschließe. Wenn man die Platte jetzt entfernt, so zeigt sie nichts; allein in Dämpfe gebracht, zeigt sie das Abbild des Körpers, der sich in ihrer Nähe befunden hat. Dieser Körper hat folglich ganz so gewirkt, als wenn Licht von ihm ausstrahlte, und Licht muß von ihm ausgehen, denn nur dieses bringt Wirkungen solcher Art hervor. Das Licht kann jedoch dem Körper nur eigenthümlich seyn, weil das fremde erborgte Licht, durch welches wir sehen, gänzlich ausgeschlossen worden ist. Ich habe diese Versuche in finstern Zimmern, in der Nacht, sogar ohne Kerzenlicht, angestellt, unter Umständen demnach, wo kein anderweitiges Licht auf die Körper fiel, und auch keines das Abbilden derselben hätte hervorbringen können. Seit jener Zeit habe ich die Eigenschaften, oder wenn man so sagen darf, die Farbe dieses unsichtbaren Lichts bestimmt (Farbe in einem physikalischen Sinn genommen), und gefunden, daß das unsichtbare Licht vom sichtbaren sich so unterscheidet, wie die violette Farbe von der rothen. Es unterscheidet sich, und daraus folgt also, daß wenn nach allen getroffenen Vorkehrungen doch noch gewöhnliches Licht in die Räume gedrungen wäre, in welchen die Versuche angestellt wurden, dieses Licht das Abbilden der Körper nicht zu erklären vermöchte. — Ich werde einiges diesem Fundamentalversuch hinzufügen. Was die Oberfläche anbetrifft, auf welcher das Bild sich zeigen soll, so versteht es sich von selbst, daß sie rein und möglichst polirt seyn muß; sonst ist man in der Wahl derselben wenig beschränkt. Es scheint z. B. ganz gleichgültig, aus welchem Metall die Platte bestehe. Anderen Substanzen gibt man so leicht nicht die nöthige Politur, die Abbildungen fallen daher in der Regel bei ihnen nicht besonders scharf aus; aber die Wirkung findet stets auf ihnen statt. Ich habe auf Glas, Porzellan, auf Glimmer, Harzen, selbst auf flüssigem Quecksilber, Körper in der Finsterniß sich abbilden lassen. Sonach wird Niemand daran zweifeln, daß die Oberfläche jeder Substanz dazu geeignet sey. — Was die abzubildenden Körper betrifft, so sind die verschiedenartigsten untersucht worden, keiner ohne Erfolg. Ob die Körper im Tageslicht diese oder jene Farbe haben, ob sie weiß oder schwarz erscheinen, das ist für die Versuche im Finstern von keiner Erheblichkeit. Die dunkelsten Körper — und hierzu gehören schwarzer Sammet und Lampenruß — senden so gut eigenthümliches Licht aus und bilden sich durch dasselbe ab, als die übrigen, ja wie ich gefunden habe, häufig noch besser. — Also von der einen Seite alle Körper, welche unsichtbares Licht aussenden, von der anderen keine Substanz, deren Oberfläche davon nicht affizirt würde, und man gelangt zu dem interessanten Satz, daß in der Natur jeder Körper auf jedem sich

abbilde, versteht sich mit hinlänglicher Schärfe und Deutlichkeit nur dann, wenn sie beide einander genähert sind, und die Strahlen nicht zu weit aus einander fahren. Der Akt des Sehens, d. h. der objektive Theil desselben, ist also der allgemeine Fall in der Natur, der in der Körperwelt überall vorkommt. Dieser Akt individualisirt sich bei den lebenden Wesen dahin, daß vermittelst eines brechenden Apparats die scharfe Abbildung selbst eines sehr entfernten Gegenstandes möglich wird. Dafür ist aber bei denselben Wesen, und mindestens gewiß bei uns Menschen, die Wahrnehmung des selbstständigen Lichts der Körper verhindert, und wir erkennen sie, die doch ihr eigenthümliches Licht besitzen, nur in einer fremden Beleuchtung. — Die Strahlen des unsichtbaren Lichts werden deßhalb von der Nervenhaut nicht empfunden, weil sie gar nicht bis zu ihr dringen, weil sie von den Substanzen, welche vor ihr liegen, zurückgehalten werden. Diese Substanzen sind für das gewöhnliche Licht sehr durchsichtig, so durchsichtig, wie weißes Glas oder klarer Glimmer. Allein Glas und Glimmer lassen das unsichtbare, von den Körpern in ihrem natürlichen Zustand ausstrahlende Licht auch nicht hindurch. Sollte nun nicht dasselbe für die durchsichtigen Theile des Auges gelten, sollten sie nicht gleichfalls den unsichtbaren Strahlen verbieten, zur Netzhaut zu gelangen?"

Die Erscheinung des unsichtbaren Lichts ist längst bekannt. „Die Kupferstiche bilden sich auf dem Glase ab, unter dem sie sich befinden, die Theile der Uhr auf den innern Kapseln derselben. Das sind Thatsachen, die oft beobachtet seyn müssen, ohne daß die Wissenschaft davon etwas erfahren hätte. Sie würde freilich davon früher auch nur in Verlegenheit gesetzt worden seyn. Als aber das Wesen des unsichtbaren Lichts bekannt wurde, trat Breguet bei der Akademie der Wissenschaften zu Paris mit der Behauptung auf, daß sein Name im Innern seiner Uhren sich abbilde, wie er das oft beobachtet habe. Hierüber befragt, wußten mir hiesige Arbeiter von ähnlichen Erscheinungen zu erzählen, die ich dann selbst auch wahrgenommen habe. Ein noch frappanteres Phänomen dieser Art wurde aus Berlin gemeldet. Professor Rauch und Baron von Humboldt sahen auf einem Glase, welches vierzehn Jahre über einem Kupferstich sich befunden, denselben jedoch nicht berührt habe, die deutliche Zeichnung von Raphael'schen Figuren. Personen, welche mit dem Aus- und Einrahmen von Kupferstichen beschäftigt sind, erklärten diese Art Abbildungen für einen überaus häufigen Fall, mit dem sie vertraut genug waren, um ihn ganz in der Ordnung zu finden."

Schwieriger als die Beobachtung ist die Erklärung des Phänomens. Herr Moser macht aufmerksam darauf, daß das Licht bei der Bildung des Thaues in der Natur vorzugsweise thätig zu seyn scheine, und glaubt, daß die Fähigkeit des Lichts, Dämpfe auf der Oberfläche der dem Licht ausgesetzten oder ausgesetzt gewesenen Körper niederzuschlagen, auch jene Abbilder bewirke. Im Sonnenlicht wird diese Wirkung durch die gleichzeitig thätige Sonnenwärme wieder aufgehoben, weil die Wärme trocknet und die Dämpfe vom Körper ablöst, welche das Licht zum Körper hinzieht. Bei dem unsichtbaren Licht aber, welches die irdischen Körper bei Nacht ausstrahlen, gibt es keine Wärme, daher das Ansetzen der Dämpfe als Thau.

Es ist merkwürdig, daß weder die Sonne, noch der Mond irgend eine Spur jenes unsichtbaren Lichts zeigen, weßhalb man geneigt seyn könnte, ihm einen andern Namen, als den des Lichts zu geben. Aber Herr Moser gibt keine andere Benennung zu, weil dieses neue Licht, seiner Besonderheit ungeachtet, doch die ganze Gesetzmäßigkeit des bekannten Lichts zeigt und weder mit der Wärme, noch mit der elektrischen, magnetischen oder galvanischen Kraft zu verwechseln ist.

Wir erlauben uns hierbei, an das merkwürdige Marienbild zu Absom in Tirol zu erinnern. Im Jahr 1797 entdeckte man daselbst in einer Fensterscheibe ein schönes, aber nur eben wie hingehauchtes Marienbild, was vorher nie darin gesehen worden war. Das Volk betete es an und steigerte sich durch dieses Wunder in seinem Haß gegen die Franzosen, die damals in die Alpen einfielen. Eine Kommission von Physikern mußte die Sache untersuchen, aber das Resultat konnte beim damaligen Stande der Physik natürlicherweise nicht befriedigend ausfallen. Die Akten stehen in der Zeitschrift: der Sammler für Tirol.

Rechtskunde.

Deutscher Juristenspiegel. Herausgegeben von Dr. K. H. Scheidler. Jena, Cröker, 1842.

Herr Scheidler stellt hier die Aussprüche der bewährtesten deutschen Rechtslehrer über die Nothwendigkeit einer Reform des deutschen Rechts zusammen, und begleitet sie mit einer Einleitung, worin er den gründlichsten Abscheu ausdrückt „vor der Unsitte der gemeinen neueren Juristen, welche das Recht als bloß positive willkürliche Satzung, losgetrennt von der Moral und Religion, durch bloßen Staatszwang geltend, die Rechtskunde als todtes positives Gedächtnißwerk, die

Rechtskunst als Praktik von Kniffen und Pfiffen, die Rechtswissenschaft als bornirte Fakultätsscienz, als Rüstzeug das empörendste Unrecht zu beschönigen, das Volk nur als eine durch Polizeigewalt und Criminalterrorismus zu bändigende Rotte, den Staat als eine Mühle, die Individualitäten, Gefühle und Leidenschaften der Bürger zu einem einfärbigen Brei klein zu mahlen, oder als sonstige todte Maschinerie, sich selber aber als blinde Räder in derselben betrachten."

Unter den Aeußerungen der berühmtesten deutschen Rechtslehrer über die Unnatur einer undeutschen Justiz im deutschen Lande zeichnet sich die von Thibaut besonders aus: „Ich bin der Meinung, sagt er, daß unser bürgerliches Recht (worunter ich hier stets das Privat- und Criminalrecht, und den Prozeß verstehen werde) eine gänzliche schnelle Umänderung bedarf, und daß die Deutschen nicht anders in ihren bürgerlichen Verhältnissen glücklich werden können, als wenn alle deutschen Regierungen mit vereinten Kräften die Abfassung eines, der Willkür der einzelnen Regierungen entzogenen, für ganz Deutschland erlassenen Gesetzbuchs zu bewirken suchen." Nachdem er auseinandergesetzt, wie das deutsche Recht im Partikularismus untergegangen und ein endloser Wust geworden sey „einander widerstreitender, vernichtender, buntschäckiger Bestimmungen, ganz dazu geartet, die Deutschen von einander zu trennen, und den Richtern und Anwälten die gründliche Kenntniß des Rechts unmöglich zu machen;" weist er ferner nach, wie das römische Recht sich eingedrungen habe. „Die letzte und hauptsächlichste Rechtsquelle bleibt für uns das römische Gesetzbuch, also das Werk einer uns sehr ungleichen fremden Nation aus der Periode des tiefsten Verfalls derselben, die Spuren dieses Verfalls auf jeder Seite an sich tragend! Man muß ganz in leidenschaftlicher Einseitigkeit verfangen seyn, wenn man die Deutschen wegen der Annahme dieses mißrathenen Werkes glücklich preist, und dessen fernere Beibehaltung im Ernst anempfiehlt. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß tief gelehrte, scharfsinnige, unermüdete Juristen über jede Theorie etwas Erschöpfendes aus den zerrissenen Fragmenten dieses Gesetzbuches zusammentragen können, und daß wir vielleicht nach tausend Jahren so glücklich sind, über jede der tausend wichtigen Lehren, welche noch zur Zeit im Dunkeln liegen, ein klassisches, erschöpfendes Werk zu erhalten. Allein den Unterthanen liegt nichts daran, daß gute Ideen sicher in gedruckten Werken aufbewahrt werden, sondern daß das Recht lebendig in den Köpfen der Richter und Anwälte wohne, und daß es diesen möglich sey, sich umfassende Rechtskenntnisse zu erwerben. Dieß wird aber bei dem römischen Rechte stets unmöglich bleiben. Die ganze Compilation ist zu dunkel, zu flüchtig gearbeitet, und der wahre Schlüssel dazu wird uns ewig fehlen. — Was aber vor Allem dem römischen Rechte entgegensteht, ist die innere Schlechtigkeit seiner mehrsten Bestimmungen, besonders in Beziehung auf Deutschland." In der verderbtesten Despotie entstanden passen die römischen Gesetze nirgends auf die einfachsten Zustände und auf das ehrliche Gemüth des deutschen Volks. „Es wird kein deutscher Mann, dem der Himmel in diesen Zeiten der Abspannung und Demüthigung milde deutsche Kraft und Einfalt erhalten hat, irgend eine Hauptlehre des römischen Rechts entdecken können, von der er behaupten möchte, daß sie echten deutschen Sinn zu beleben und zu befestigen im Stande sey."

Noch feuriger tritt Welcker in die Schranken für dieselbe Idee. Er zeigt, wie sich das canonische und römische Recht allmählig in Deutschland eingedrängt haben, in demselben Maaß, in welchem die Einheit des Reichs aufgelöst wurde. „Von nun an wurden Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsgelehrte immer mehr gleichgültig, ja feindlich gegen vaterländische Rechte und vaterländische Verfassung schon darum, weil diese nun einmal mit den siegenden römischen und canonischen Gesetzen disharmonirten, und von den verachteten juristischen Laien vertheidigt wurden, über welche Laien die juristische Kaste zur Zerstörung alles wahren lebendigen Rechts gerade eine so ausschließliche, despotische Herrschaft zu erhalten strebte, wie die Priesterkaste zur Zerstörung der wahren Religiosität über die kirchlichen Laien. Fast nur canonische und römische Rechtsgesetze, abgestorbene oder an sich todte Rechte waren der Gegenstand des Studiums der Theilnahme unserer deutschen Rechtsgelehrten. — Solche Doctoren und Bearbeiter bloß des römischen und des canonischen Rechts, Legisten und Decretisten mißverstanden und verachteten nicht bloß deutsche Institute und Einrichtungen, sondern wendeten, als Söldlinge der Machthaber, zum Nachtheil der Schwächeren auch willig die vielen despotischen Bestimmungen ihrer Gesetzbücher darauf an. Von Reichs- und Landstandschaft, von den vielen, dem Lehen analogen Schutz- und Treu-Verbindungen und dem ihnen zu Grunde liegenden gemeinschaftlichen oder getheilten Eigenthum hatten sie keinen Begriff, und wie sie entweder dem Kaiser oder den Territorialfürsten römische Despotenrechte zuschrieben (wie schon die Glossatoren dem Kaiser Friedrich römische Majestätsrechte beilegten) und alle Unterthanen zu öffentlichen Sklaven machten, so sprachen sie den Bauern alles Eigenthumsrecht ab und machten sie zu Leibeigenen! Wir reden hier keineswegs bloß von den älteren Zeiten, in welchen z. B. die Geistlichen durch Einschwärzung der Testamente und des

Rechts, Familiengüter zu verschenken, in die deutschen Gesetzbücher dem ganzen ehrwürdigen Familienverein und mittelbar dem damaligen Staatsverein seine unentbehrliche Grundlage raubten, in welchen dieselben Geistlichen mit Hülfe Ludwigs des Frommen gegen die Tausende von kleineren freien Gutsbesitzern, die sich unter bestimmten Bedingungen und mit Vorbehalt der deutschen Erbrechte in ihren oder ihrer Heiligen Schutz begeben hatten, die Justinianeische Novella VII, c. 3. rechtsverdrehend anwendeten, um diesen Armen unerwartet ihre Erbrechte und Vertragsbedingungen zu nehmen und sie nach Belieben zu Leibeigenen, Zeitpachtern u. s. w. zu machen. Welche Wirkungen mußten nicht durch ganze Mittelalter und durch alle Zeiten bei der Gewalt großer Autoritäten und bei dem Streben der Menschen nach Harmonie und Konsequenz die bekannten Anwendungen solcher Rechtsgrundsätze haben, wie die: princeps legibus solutus est, oder: quod principi placuit legis habet vigorem (die bei den freien Britten genügten, um das römische Recht zu hassen und zu verbannen)? So nur läßt sichs begreifen, wie deutsche Juristen Jahrhunderte lang unter deutscher Freiheit gar nichts Anderes verstanden, als die Zerstörung der verfassungsmäßigen, wohlthätigen, kaiserlichen Gewalt und die Unabhängigkeit der Fürsten, deren Brod sie aßen; welche Theorie in den Rheinbunddeductionen endlich ihre Krone erhielt."

Unter den Rechtslehrern, welche nicht sowohl über die vorhandenen Uebel geklagt, als Mittel der Abhülfe bezeichnet haben, bemerken wir Schildener, der sehr eifrig hervorhebt, wie unendlich schwierig es im gegenwärtigen Zeitpunkt sey, das deutsche Recht noch oder wieder zu finden, nachdem es so außerordentlich verwirrt, verfälscht und corrumpirt ist. Er warnt nun hauptsächlich vor der Pedanterie, die hier auf vollständige Registratur des unermeßlichen Chaos ausgehen wollte, und verlangt nur einfaches Ausscheiden der rechten volksthümlichen Elemente. Er wünscht, „daß in der allgemeinen deutschen Rechtswissenschaft keineswegs alle und jede Erscheinungen der Particularrechte gesammelt und abgehandelt werden mögen, sondern der Regel und dem Prinzipe nach nur diejenigen, welche zur Gesammt-Entwickelung und dem Gesammt-Leben des deutschen Volkes mehr oder weniger beitragen oder beigetragen haben — wobei denn gelegentlich, und als Verdeutlichung der Regel durch die Eigenthümlichkeit der Ausnahme, auch singulärer Erscheinungen in den Particular- und Statutar-Rechten, die ihre Wirksamkeit nicht über ihr Territorium und Weichbild ausdehnen, recht wohl gedacht werden kann, ohne daß dabei eben auf Vollständigkeit Anspruch gemacht werden soll, noch darf."

Das wäre der von den Gelehrten einzuschlagende Weg, während von Seiten der Staatsmänner, nach Thibauts Vorschlag, die Sache zur Bundesangelegenheit gemacht und „mit vereinten Kräften die Abfassung eines, der Willkür der einzelnen Regierungen entzogenen, für ganz Deutschland erlassenen Gesetzbuchs bewirkt werden sollte." Allein so wenig jene bloß gelehrte Sammlung und Scheidung im Sinne Schildeners ein praktisches Resultat herbeiführen würde, eben so wenig scheint uns jene großartige deutsche Gesetzgebung im Sinne Thibauts ausführbar. Gleichförmige Gesetze sind nicht so leicht einzuführen, als gleiche Münze, gleiches Maaß und Gewicht, und nicht einmal diese haben wir. Der Particularismus, nicht bloß die Eifersucht auf Souverainetätsrechte, sondern auch selbst liberale Rücksichten, würden der Unterwerfung Aller Deutschen unter ein Gesetz widerstreben. Das politische Interesse oder Prinzip würde hier, wie in so vielen andern Fällen, dem nationalen gerade entgegengesetzt seyn. Es ist aber bekannt, daß das nationale Interesse in Deutschland unter allen Umständen, so wie es mit irgend einem andern Interesse collidirt, zurückstehen muß und bei der Umfrage in die Minorität fällt.

Der deutsche Körper zuckt zuweilen unter der romanischen Ueberwältigung, kann sie aber nicht von sich abschütteln. Er wird zuweilen wild, erhebt sich, schlägt um sich und glaubt den alten Feind nun sicher und für immer los geworden zu seyn, aber kaum legt er sich wieder auf die Bärenhaut, so sitzt auch der Alp schon wieder auf ihm und preßte ihm den Athem aus. Seit zweitausend Jahren, wie oft haben wir mit Rom gekämpft, und immer wieder huldigten wir Rom und wurden Roms Sklaven. Die alten Römer waren kaum von uns siegreich überwältigt, so zog uns das neue Rom still und listig das Joch der Hierarchie über den Nacken. Kaum hatten wir auch dieses gebrochen, so lag uns schon wieder das Joch der römischen Justiz auf dem Halse. Wie viel und oft haben wir mit Frankreich gekämpft, um auch auf dieser Seite der romanischen Umstrickung uns zu erwehren. Aber auch hier fielen wir, so oft wir siegten, immer wieder in die Netze des alten Feindes. Noch heute sind wir theils von römischer Hierarchie und ganz vom römischen Recht, theils von französischer Sprache und Gesinnung und ganz von französischer Tracht und Mode beherrscht. Ueberall ist es romanischer Einfluß, unter dem wir stehen, körperlich und geistig, politisch und kirchlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 86.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 23. August 1843.

Sittenschilderungen.

Berlin wie es ist — und trinkt. Von Brennglas. 18 Hefte mit kolorirten Titelkupfern. Berlin, Jackowitz, 1843.

Das erste Heft dieser Sammlung hat schon die neunte Auflage erlebt, das zweite die sechste u. s. f. Ueber die ersten vier Hefte haben wir schon früher in diesen Blättern (1834, Nr. 73 und 74) gesprochen und die glückliche Gabe bewundert, mit welcher Herr Brennglas das Berliner Volksleben aufzufassen und wiederzugeben gewußt hat. Seine Bilder sind, obwohl zunächst, doch keineswegs bloß für Berliner geschrieben und eignen sich mehr als irgend ein anderes uns bekanntes Buch, den, welcher Berlin noch nicht kennt, in seine untersten Tiefen hineinblicken zu lassen.

Das erste Heft beschreibt die Eckensteher und ihr Treiben, das zweite die Höckerinnen, das dritte die Holzhauer, das vierte die Köchinnen, auf deren sehr ergötzliche und charakteristische Zwiegespräche wir hier nicht zurückkommen wollen, da wir uns schon früher mit ihnen beschäftigt haben. Im fünften Heft finden wir die Berliner Fuhrleute, die sich in Charlottenburger, in Fiacker und Sandbuben eintheilen. Von den Charlottenburgern entwirft der Verf. eine abschreckende Schilderung: „Unter diesem Namen sind nämlich diejenigen Fuhrleute bekannt, welche mit ihren Wagen vor dem Brandenburger Thore halten und das Publikum nach Charlottenburg fahren. Dieser freundliche Ort liegt zu Ende des Thiergartens und wird von den Residenz-Bewohnern zu allen Jahreszeiten lebhaft besucht. Er hat eine schöne breite Straße mit zahllosen Gasthäusern und öffentlichen Gärten, ein Schloßtheater, einen Polizei-Commissarius und mehrere Gensdarmen. Man genießt hier, so zu sagen, die freie Luft, darf nicht rauchen, mustert gegenseitig die Kleidung, amüsirt sich auf solche Berlinische Weise bis die Sonne untergeht, und fährt dann wieder nach der Stadt zurück, deren Siegesgöttin alle Heimkehrende mit dem Rücken willkommen heißt. — Die Charlottenburger sind, ohne dem Straßenpöbel zu nahe treten zu wollen, unstreitig die roheste Klasse aller Berliner Plebejer. Bei ihnen schimmert nicht einmal, wie bei den Eckenstehern, durch ihren physischen und geistigen Schmutz die Gemüthlichkeit durch, sondern sie sind das vollständigste personificirte Register aller Gemeinheit. Saufen, Spielen und Gedankenstrich —, so heißen ihre Tugenden, in denen sie sich täglich zu vervollkommnen suchen, und ihre blassen Gesichter und todten Augen sind das sprechendste Bild innerer Nichtswürdigkeit." Dem entsprechen auch die hier weiter mitgetheilten Zwiegespräche gedachter Kutscher, wobei Ungezogenheit gegen die Passagiere, unflätiges Schimpfen, Zanken und Prügeln die Hauptrolle spielen.

Das sechste Heft enthält in drei Abtheilungen eine Schilderung der Guckkästner. Namentlich wird einer derselben, ein alter Invalide mit seiner Frau, einer alten Marketenderin, aufgeführt, beide meist betrunken; er erklärt der Berliner Straßenjugend die Bilder seines Kastens mit seriöser Miene und mischt darein viel Politik des Tages, was mit ungemein glücklichem Humor durchgeführt ist.

Guckkästner. Schauen Se auf, meine Herren, jetzt jeht's los! dumme Jungens, drängt Euch nich so rander, laßt de Musjes ran, jeder muß vor sein Loch alleene bezahlen! Schauen Se auf, meine Herren! Hier werden Se sehen die große Schlacht bei Leipzig, wo de Preußen ihre Ehre wieder kriegen, —

Ein Junge. Ick seh' ja die Ehre nich, wo isten die?

Guckkästner. Schafkopp, die kann man nich jewahr werden, die haben de Leutnants in den Münd. Also hier sehen Se die jroße Schlacht bei Leipzig; im Hinterjrunde auf einen Hügel steht der Kaiser Napoljon, un sieht durch seinen Opernkucker zu. Sein Adjudant sprengt

heran und sagt: Majestät, de Schlacht is verloren! Schön, sagt er. — Rrrr! ein anderes Bild.

Mehrere Jungen. Na, wat soll'n det dumme Zeug!

Guckkästner. Ruhig, Jungens! Wat haben Se wieder vor, Musje's?

Die Jungen. J, hier schubsen uns immer welche von unsere Jläser wech, die nich bezahlt haben!

Guckkästner. Nimm de Karbatsche, Frau, und haue se wech! Keiner darf in ein Andern sein Loch sehen, weil er ihn in de Sperspection stört. Jeder sieht in sein eigenes Loch, un bezahlt eenen Sechser. — Rrrr! ein anderes Bild! — Hier werden Se sehen den jroßen Jroßsultan, umjeben von allen seinen Dardanellen. — Rrrr! ein anderes Bild! — Hier werden Sie die Schlacht bei Jena in Augenschein nehmen; auch werden Sie bemerken, wie die preuß'sche Armee auskratzt, weil se von lauter dumme Junker anjeführt wird, die ihre Nase so hoch dragen, weil se keen Pulver riechen können. Vorne liecht Eener, der nich mit kann, weil ihm ein Franzose dodtjeschlagen hat!

Zweiter Junge. Hör'n Se mal: alleweile fangen die Junker schon wieder an, hochnäsig zu werden, sagt mein Vater.

Guckkästner. Mann wird's Dag! — Rrr! ein anderes Bild! — Sie werden sehen, daß dieß ein doppeltes Bild is, denn in die Mitte ist ein Strich. Auf die eine Seite sehen Sie den Studenten Sand, wie er keine Collejen mehr hört, und sich einen Dolch kooft. Er nimmt Abschied von die Natur, weil ihm die Menschheit nich versteht. — Auf die andere Seite sehen Sie ihm, wie er den Kotzebug ermordet. Seine Frau Gemahlin kommt dazu, und erhebt von hinten ein fürchterliches Jeschrei; Sand riecht Lunte, und will entfliehen, die Jandarmerie packt ihm aber.

Erster Junge. Det is schade!

Guckkästner. Dummer Junge, mach' nich sonne naseweise Bemerkungen; nimm Dir in Acht, det se Dir nich inspunnen! — Rrr! ein anderes Bild; — Sie werden wieder bemerken, daß dieses ein doppeltes Bild is, denn es hat in die Mitte einen Strich. Sie sehen hier einen Kerker; die Mauern sind zehn Ellen dick, un die Thüre is zu, damit Keiner nich raus kann. Sand sitzt in die eine Ecke und is sehr niederjeschlagen, weil er am andern Dage hinjerichtet werden soll, was ihm sehr störend is. Er tröstet sich ebend mit seiner Quirtare un singt das Lied: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Dage! — Auf die andere Seite sehen Sie Sanden auf den Rabenstein. Er kniet auf beide Knieen vor den Scharfrichter, welcher ein blutendes Schwert in die Hände hält. Er hat den Kopf so jeschickt heruntergeschlagen, daß es Sand nich bemerkt hat; Sand sacht eben zu ihm: wollen Sie nu so jut sein, ängstijen Se mir nich länger! worauf ihm der Scharfrichter antwortet: fühlen Se nur jefälligst hin, Ihr Kopf is schonst runter!

Zweiter Junge. Wenn des man keene üble Foljen vor Sanden jehabt hat?

Guckkästner. Nein, vor Sanden nich, aber — wir wollen ein anderes Bild nehmen. Hier sehen Sie die jroße Bundestagsversammlung, wie sie Alle zusammensitzen.

Erster Junge. Weiter nischt?

Guckkästner. Nein! — Rrr! ein anderes Bild. — Hier werden Sie endlich sehen die jroße Klapperschlange, welche nur in einen Welttheil gefunden wird, den ich jegenwärtig jrade vergessen habe.

Erster Junge. Jefunden wird se? Wer hat sie denn da verloren?

Guckkästner. Das sag' ich nich. Sie hat eine sehr bunte Haut und klappert immer, aus welchem Jrunde ihr die Natur auch den Namen Klapperschlange jejeben hat. Ihr Appetit ist schrecklich un ihr Rachen is viel jrößer, als er aussieht; sie kann einen janzen europäischen Ochsen, ohne zu knabbern, mit Haut und Haare verschlucken; weßhalb man sich vor ihr sehr in Acht nehmen muß.

Die Trunkenheit nimmt bei dem Guckkästner überhand. Er fängt an, zu faseln.

Guckkästner. Rrr! ein anderes Bild! — Links steht der berühmte Willem Tell un hat einen jroßen Flitzbogen in de Hand. Der Landvocht Jeßleer mit die schauderhafte Viehsjonomie, welchen Sie rechts erblicken werden, hat ihn befohlen, seinen kleenen Jungen den Borschdorfer Appel von 'n Kopp zu schießen, weil er die Stange da hinten nich jejrüßt hat, worauf Jeßleer seinen alten Filzhut hat uffstechen lassen.

Erster Junge. Na, warum soll denn Tell sonne Stange mit 'n Hut jrüßen, da müßte er ja besoffen sind!

Guckkästner. Besoffen? was wollen Sie damit sajen? Wie so müßte er jrade besoffen sind?

Erster Junge. Nu, ick meene man, et wär' doch dumm von ihm jewesen, wenn er die Stange jejrüßt hätte!

Guckkästner. Dumm, da haben Sie Recht, dumm wär' es jewesen. Wenn ick Tell jewesen wäre, ick hätte den Jeßleer eine Maulschelle jejeben! Was hat er aber zu thun? Er schießt seinen kleenen Jungen wirklich den Vorschdorfer Appel von'n Kopp runter, und sieht nachher Jeßleeren jroß an, als wollte er sagen: siehste woll, du imfamer Kerrel, det ick jut schießen kann!

Zweiter Junge. Na, wat dhut denn nu Jeßleer?

Guckkästner. Darnach hast Du nischt zu frajen, des jeht Dir en Schmutz an! Jeßleer kann dhun wat er will, davor is er Landvocht. Aber Tell kann ooch thun

was er will, davor is er Tell. Auf das nächste Bild werden Sie das bemerken.

Dorothea (leise). Aber Ludwich, wat redtst Du vor dummes Zeuch zusammen! Den Oojenblick setze Dir hin, und schläfst en bisken aus; de janze Kundschaft jeht jetzt zum Deubel, wenn ick Dir länger erklären lasse!

Guckkästner (setzt sich). Wo hast 'n de Pulle, Dorotheee?

Dorothea. Halt's Maul un mach' mir nich ärjerlich! (mit hell kreischender Stimme.) Ein anderes Bild, meine Herrschaften! — Hier werden Sie sehen die Bergschlucht bei Kiesnacht, wo der berühmte Willem Tell den Landvocht Jeßleer einen Pfeil in seine Brust schießt. Jeßleer sinkt von das Pferd und sagt im Sterben: na warte Tell, das soll Dir nich jeschenkt sein! Hinten scheint die Sonne! — Ein anderes Bild, meine Herrschaften! — Hier erblicken Sie die jroße Jule-Revolution zu Paris, welche drei Daje jedauert hat, und dann alle war. Die Bürjer empörten sich, weil der Könich Ludwich Philipp ihnen hat die Ordonanzen wegnehmen wollen, un der Minister Polenjacke ihnen dieses erklärt hat. Sie werden jefälligst bemerken, wie den Soldaten einige Steene jejen den Kopp fliegen, und daß dieses einen unanjenehmen Eindruck auf sie macht.

Am andern Tage erscheint das edle Invalidenpaar wieder, um neue politische Bilder zu enthüllen.

Dorothea. Wenn De Dir man det Saufen abjewöhnen könntest!

Guckkästner. Laß mir, Doretheee, ein jeder Mensch hat sein Streben. Et wird finster, steck' de Lampe an!

Dorothea (thut wie ihr befohlen). Du, Ludwig, da kommt schonst wieder eine Schandarre auf uns los, die wird woll wieder was zu erinnern haben.

Guckkästner. Laß' se man kommen, ick werde ihr bedienen! Sie find't mir jrade in eine Stimmung, wo ick saujrob werden kann.

Ein Gensd'arme. Ich habe Euch schon so oft jesagt, Ihr sollt hier nich die Straße versperren. Versperrt doch hier nich die Straße! Wenn nachher Leute in Euern Kukasten sehen, so kann Einer überjefahren werden, wenn ein Wajen vorbeikommt und ihm überfährt. Stellt Euch doch besser da an de Beeme ran, damit Ihr nich die Straße versperrt!

Guckkästner. Wie so?

Gensd'arme. Des Abends is hier starke Passage, wenn viel Leute jehen.

Dorothea (schiebt den Kasten fort). Na, is es nu so jut, Herr Schandarre?

Gensd'arme. So ist es jut. Und wenn Ihr nachher Eure Bilder erklärt, dann schreit nicht so, denn Ihr sprecht so immer so'n Zeuchs zusammen, was die Leute ranlockt un worüber sie lachen. (Er geht.)

Guckkästner (wird kupferroth vor Wuth; nachdem der Gensd'arme fort ist). Wie so?

Dorothea. Na mäßlje Dir Ludwig! Du kannst dir immer nich halten.

Das siebente Heft schildert Nachtwächter, die in Berlin, wie überall, lieber schlafen als wachen und in nichts präciser sind, als im Abholen der Trinkgelder. Von gutem Humor ist hier besonders der Aerger einiger fauler Nachtwächter über die Störung ihrer Ruhe durch einen Feuerlärm, und der Trotz des Einen, der noch immerfort Feuer bläst, nachdem schon gelöscht ist, um sich gleichsam an den Störern seines Schlafs zu rächen. Das launige Titelkupfer stellt vier Nachtwächter dar, die auf der Schwelle eines Hauses schlafen, in welches ein verspäteter Herr hinein will.

Im achten Heft kommen die Schnapsläden an die Reihe, eine Darstellung, bei welcher der Verfasser einen ernsten Seufzer nicht unterdrücken kann. „Die äußerliche Rohheit und Gemeinheit des Berliner Pöbels hat der Branntwein hervorgebracht; er erschlafft den Geist, stumpft ihn für alles Edle und Schöne ab, macht träge und gleichgültig, und frißt alle Blüthe aus dem Menschen. Berlin wäre Athen, wenn der Branntwein nicht existirte. Die Kinder der untern Volksklasse werden schon vergiftet, bevor sie denken lernen; sie halten Jeden für ihren Vater, dem sie Schnaps holen müssen, und die Jünglinge treten nicht eher in die menschliche Gesellschaft, als bis sie sich im Rinnstein gewälzt haben. So wächst das Laster auf, reißt allen geistigen Schmuck vom Menschen herunter, zieht andere Laster nach sich, macht unglückliche Ehen, Sittenverderbniß im höchsten Grade! — Die Regierung sollte — und wird vielleicht — alle Mittel ergreifen, diesem Uebel zu steuern, statt dessen öffnen sich täglich neue Lasterfabriken, eine brillanter und lockender als die andere; der Genuß des Branntweins vermehrt sich immer mehr, je größer die Armuth wird, und die Armuth wird immer größer in Berlin. So sieht man Rohheit, Gemeinheit, Nichtswürdigkeit und geistige Erschlaffung von Tag zu Tag zunehmen, Verbrechen häuft sich auf Verbrechen, und zuletzt kann ein Volk nur durch Ketten geheilt werden, das auf einer hohen geistigen Stufe stehen könnte. Doch — was geschieht nicht Alles nicht, was für das Volk ist? Wer darüber schreiben wollte, müßte Folianten füllen; ich aber bin nur auf ein paar Bogen angewiesen, handle daher nach dem Wahlspruche eines gekrönten Hauptes, lasse Alles beim Alten, und schildere da mit heiteren Farben, wo man die Feder in Thränen tauchen müßte."

In diesem Hefte tritt auch Herr Buffey auf, ein echter Berliner, dem wir in den folgenden Heften noch öfter begegnen. „Dieser Berliner, der Typus des untern Bürgerstandes, legt in seinen Erzählungen allen Nebendingen eine große Wichtigkeit bei, besonders aber Dem, was er selbst gesprochen hat. Er übergeht nie die Mittheilung der gewöhnlichsten Höflichkeiten, die man ihm erwiesen, prahlt gern ein wenig und sucht allen Leuten zu imponiren."

Das neunte Heft gibt uns eine Vorstellung sowohl von den Puppenspielen, an denen sich die Hefe des Berliner Volks ergötzt, als auch von den scheußlichen Scenen der Unzucht und des Branntweinrausches in den dunkeln Winkeln dieser Theater. Hierbei wird man an London und Paris und an die Scenen erinnert, welche Dickens und zum Theil Vidocq und Eugen Sue geschildert haben. Moabit, der berühmte Vergnügungsort bei Berlin, der im zehnten Heft beschrieben wird, hat wenigstens den Vorzug, daß dort alles im Freien vorgeht.

Das elfte Heft bringt Straßenbilder der verschiedensten Art und eine kleine Schilderung des Straßenlebens überhaupt vom Tagesanbruch bis zur Nacht; das zwölfte Heft Unterhaltungen in den Tabagien, beim Billard ꝛc.; das dreizehnte malt uns ein paar echte Berliner Zeitungsleser, einen Potsdammer, der als dummer Mensch aus der Provinz von zwei echten Berlinern bei einem Pferderennen, dem er zusieht, gefoppt wird, und Herrn Buffey in der italienischen Oper, wo er die alte Pasta noch einmal bewundert; — das vierzehnte Heft gibt eine Schilderung der Art und Weise, wie der bekannte Klavierspieler Liszt von allen Ständen Berlins bewundert und vergöttert worden, eine gar gute und wie es scheint recht aus dem Leben gegriffene Mischung von Arroganz und Fadheit.

Jedes der vier letzten Hefte enthält noch eine Lokalposse: ein Sonntag in Tempelhof, worin ein Klügling gefoppt wird; Herr Buffey in der Zaruk-Gesellschaft (zaruck heißt soviel als zurück, und es sind politische Krebse gemeint); Sylvesterfeier der Bürgergesellschaft Vorwärts, worin unter andern ein Schornsteinfeger und Müller sich mit einander messen und wechselseitig von einander abfärben, woraus denn natürlich die preußische Farbe (schwarz und weiß) entsteht; endlich das Fastnachtsorakel, worin nach Art des „unsichtbaren Mädchens" eine verborgene Stimme auf dumme Antworten kluge Fragen ertheilt und auch Herr Buffey wieder seine Rolle spielt.

Wegen ihrer naturtreuen Auffassung werden diese Bilder ihren Werth behaupten und auf die Nachwelt kommen, während gar manche literarische Produktion Berlins, die sich viel vornehmer dünkt, vergessen werden wird.

Reisehandbücher.

1) London. Ein Handbuch für Reisende von J. F. Neigebaur, königl. preuß. Generalconsul der Moldau und Wallachei, und E. A. Moriarty. Leipzig, J. J. Weber, 1843.

2) Handbuch für Reisende in Frankreich von Neigebaur. Zweite Auflage. Leipzig, Volckmar, 1842.

3) Handbuch für Reisende in Deutschland. Von demselben. Leipzig, Mayer und Wigand, 1843.

Herr Neigebaur, früher königl. preuß. Oberjustizrath, jetzt Generalconsul für die Moldau und Wallachei, ist durch ganz Europa gereist und hat sich die Kunst, Ueberblicke zu gewinnen und die topographischen Details zu sammeln und zu ordnen, in vollem Maaße angeeignet. Allbekannt sind seine frühern Handbücher für Reisende in Italien, England, die Schweiz und Griechenland, so wie seine Gemälde von Holland und Belgien, Schweden und Dänemark.

Er faßt überall das Allgemeine der physischen und politischen Geographie, Geschichte und Statistik kurz und klar zusammen und verweilt vorzugsweise bei den interessanten Einzelheiten der Topographie, der Sehenswürdigkeiten und Anstalten aller Art, wodurch sich Länder oder einzelne Orte auszeichnen. Dazu gibt er dem Reisenden zweckmäßige Lehren, wie er sich in jedem Lande am schnellsten orientiren kann und was er zunächst zu beobachten hat, um nicht in Verlegenheiten zu kommen. Die neusten Werke und Auflagen haben vor den älteren noch den Vorzug des bequemeren Formates und des eleganten Druckes.

Der Wegweiser durch London dürfte besonders zu empfehlen seyn, da er nicht nur den vielen Deutschen, die nach jener Weltstadt reisen, die besten Dienste leisten wird, sondern auch denen, die nicht dahin gelangen, eine sehr gute Uebersicht über dieselbe gewährt. Das Werk über Frankreich haben wir schon früher seiner Bequemlichkeit wegen empfohlen. An dem über Deutschland ist die Anordnung und gedrängte Kürze zu loben, in welche die Fülle des Stoffs concentrirt worden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 87.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 25. August 1843.

Geschichte.

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Leopold Ranke. Vierter und fünfter Band. Berlin, Duncker und Humblot, 1843.

Es thut wohl, wieder einmal eine Darstellung der deutschen Reformationsgeschichte zu lesen, in der, ohne Beschönigung wirklicher Gebrechen der protestantischen Partei, doch der evangelische und nationale Kern dieser Partei und das sittliche und rechtliche Motiv der Reformation erkannt ist, da in der jüngsten Zeit nur zu viele Geschichtswerke von Protestanten selbst geschrieben worden sind, in denen diese Hauptsachen mißkannt werden, zu geschweigen der neujesuitischen, in dieser Beziehung bis zur unleidlichen Ungebühr verlogenen Auffassungen.

Die neuen Bände des Ranke'schen Werkes verfolgen die Geschichte der Reformation vom Jahr 1534 bis 1558. Es wird darin gezeigt, wie nach der Augsburger Confessionsablegung die protestantische Partei immer mehr wuchs, unter welcher äußerlich günstigen Constellation das geschah und welche Mittel die Gegner anwandten, ihr Schranken zu setzen.

Was in dieser Darstellung besonders klar hervortritt, ist die offene Redlichkeit Luthers und der meisten und einflußreichsten Häupter seiner Partei, die niemals einen Abfall vom Reich, niemals ein Bündniß mit Frankreich gegen das Reichsinteresse bezweckten, sondern im Gegentheil eifrig wünschten und verlangten, der Kaiser möge sich an die Spitze der deutschen Nation stellen, die von der unermeßlichen Mehrheit derselben angenommene Reformation anerkennen, und dann die Franzosen, Türken und den Papst zugleich überwinden, wozu die vereinigten Deutschen hinlänglich stark gewesen wären. Der erste, der fremde Völker ins Reich führte, war der Kaiser selbst; denn lange vorher, ehe der sächsische Kurfürst Moritz den unheilvollen Bund mit Frankreich einging, und Franzosen in Lothringen einfielen, hatte der Kaiser spanische und italienische Kriegsschaaren in Deutschland eingeführt und denselben die roheste Brutalität gestattet. Der erste, der deutsche Provinzen an den Erbfeind verrieth und verkaufte, war der Kaiser selbst, denn lange bevor Metz, Toul und Verdun durch die Schuld des Sachsen an Frankreich fielen, hatte Kaiser Karl V. selbst in der Noth die noch weit wichtigeren Niederlande einem französischen Prinzen zugesagt, um den Preis, daß Frankreich sich ruhig verhalte und dem Kaiser die Protestanten preisgebe. Ja Metz selbst wurde durch die Schuld des Kaisers eine französische Stadt, denn die protestantische Partei daselbst war sehr gut deutsch und entschieden antifranzösisch gesinnt, als sich aber die katholische Partei in der Stadt durch die Hülfe der Franzosen verstärkte und jene unterdrückte, ließ es der Kaiser gerne geschehen.

Nicht minder klar tritt in dieser Darstellung hervor, mit welcher Besonnenheit und mit welcher moralischen Kraft Luther und die Häupter seiner Partei den destruktiven Tendenzen, welche die Reformation ausbeuten und schänden wollten, entgegen traten. Wie nothwendig es aber ist, diese Thatsachen hervorzuheben, erhellt aus den in neuester Zeit so laut und wiederholt erhobenen Anklagen gegen die Reformatoren, als hätten sie einmal die Interessen der deutschen Nation an die uns feindseligen Nachbarn verrathen und sodann der Auflösung aller religiösen und sittlichen Grundlagen Vorschub geleistet. Nichts kann erlogener seyn. Das Aufhetzen der welschen Nationen gegen die Deutschen geschah nicht von Wittenberg, sondern von Rom aus. Die Auflösung aller sittlichen Grundlagen und die empörendste Frivolität ging nicht von Luther, sondern von Alexander VI. und Seinesgleichen aus. Luther führte die christliche Religion auf den sittlichen Boden zurück, von dem sie sich durch die Ausschweifungen des Clerus verirrt hatte. Die Wiedertäufer wollten in diese Lizenz zurückfallen (wie in der französischen Revolution die Jakobiner in alle Laster der frühern Aristokratie), aber Luther hielt sie mit gewaltiger Hand darnieder und steuerte dem Unfug.

In dieser merkwürdigen Zeit der Berathschlagungen und Kämpfe ist deutsche Treue und Einfalt, wenige persönliche Ausnahmen abgerechnet, auf Seite der Protestanten, welsche Arglist aber auf Seite ihrer Gegner. Sogar die Glaubenskraft und Begeisterung ist nur auf protestantischer Seite, während auf der andern Seite nur zu viel gefeilscht und die Religion nur zum Deckmantel der weltlichen Interessen gebraucht wird. Denn wie oft gibt der Kaiser den Protestanten nach, freut sich, wenn sie den Papst ängstigen und schickt sie selbst nach Rom, um den Papst gefangen zu nehmen (1527), ohne sich im mindesten dabei um den Glauben zu bekümmern. Und der Papst selbst? freut er sich nicht wieder, wenn die Türken den Kaiser der Christenheit ängstigen und steht er nicht sogar mit den Türken in indirektem Verkehr? ja ist er nicht in einigen Fällen den protestantischen Fürsten selbst günstig, um sie gegen den Kaiser zu gebrauchen? Wenn hundert Jahre später, wie bekannt, Gustav Adolf von Schweden nicht durch die Protestanten, die ihn im Gegentheil verschmähten, sondern durch die französisch-bayrisch-päpstliche Allianz nach Deutschland gerufen wurde, um nicht sowohl für die Protestanten, als gegen Haus Oestreich zu kämpfen, so finden sich von einer ähnlichen Politik auch schon viel früher deutliche Spuren.

Begreiflicherweise lag den Wälschen, also dem Papst und Frankreich, alles daran, daß die Vereinigung der Deutschen unter ihrem Kaiser nicht zu Stande kommen sollte. Daher hezten sie unaufhörlich und suchten sowohl dem Kaiser die Protestanten, als diesen jenen zu verdächtigen, sobald eine Vereinigung bevorstand; oder wurden sogleich französische und türkische Heere ins Reich geschickt, um die Aufmerksamkeit von der innern Vereinigung auf den auswärtigen Krieg zu lenken; oder wurden bald dem Kaiser, bald den Protestanten glänzende Versprechungen gemacht, bloß um sie zu isoliren.

Das berühmte Concilium zu Trident ging lediglich aus einem solchen Versprechen des Papsts an den Kaiser hervor, welches aber so trüglich war, daß es fast augenblicklich gebrochen wurde. Denn kaum hatte sich der Kaiser bewaffnet, um die Protestanten zur Anerkenntniß des Concils zu zwingen, und hatte einige Siege erfochten, als der Papst sogleich in die größte Angst gerieth, der Kaiser könne ihm zu mächtig werden, das Concil vom deutschen Boden hinweg, zurück nach Italien verlegte und ein neues Bündniß mit Frankreich gegen den Kaiser einging.

Mit Recht legt der Verfasser einen großen Werth auf den cleveschen und kölnischen Handel. In Cleve durfte der Kaiser, vom protestantischen Bunde ungehindert, seine kaiserliche Autorität geltend machen, weil er den Protestanten in Glaubenssachen nachgegeben. „Man hat," sagt nun Ranke, „den Protestanten oftmals vorgeworfen, daß sie die geistliche Reform um weltlicher Vortheile willen unternommen. Hier wenigstens, im Verhältniß zum Kaiser, zeigt sich das gerade Gegentheil. Für alle Opposition im Reiche, für die freie reichsfürstliche Stellung überhaupt, gab es nie eine wichtigere Angelegenheit als die clevische. Sie gaben ihre Theilnahme daran auf, um der geistlichen Concessionen willen, die ihnen gemacht wurden." — Was Köln anlangt, so neigte der alte Kurfürst Hermann von Wied zur Reformation und der größte Theil des Kurfürstenthums ebenfalls; aber der Kaiser besorgte, wenn Köln lutherisch würde, so könne er seine Niederlande nicht mehr vor Ansteckung bewahren und deßhalb legte er so großen Werth auf die Katholicität Kölns, daß ihre Erhaltung eigentlich sein Hauptabsehen war, als er den schmalkaldischen Krieg begann. Hätte er den Kurfürsten und das Volk gewähren lassen, so würde die Reformation allerdings früher und auf friedlichem Wege in die Niederlande gedrungen seyn, allein dadurch wäre der furchtbare Kampf vermieden worden, aus dem endlich die holländische Republik hervorging. Diese Republik ist der schlagendste Beweis, wie übel alles berechnet war, was Karl V. that. Man kann sich kaum etwas Unsinnigeres denken, als das Abtreten der deutschen Niederlande an Spanien und die Begünstigung der Inquisition in einem deutschen Lande im Zeitalter Luthers. Was konnte anderes daraus hervorgehen, als blutiger, gräßlicher Kampf und endlich der Sieg der neuen Ideen? da ein kleines Land, das von Frankreich, England und dem protestantischen Norddeutschland umgeben ist, also von lauter antihabsburgischen Mächten, und selbst von Spanien und Oestreich ferne liegt, unmöglich auf die Dauer behandelt werden konnte, wie der weise Kaiser sich träumte. Er hätte also auch die Intervention in Köln wohl unterlassen dürfen. Sie hat ihm und seinen Nachkommen nichts gefruchtet und nur Deutschland insofern geschadet, als sie die Isolirung der holländischen Republik unterstüzt hat. Ranke macht die treffende Bemerkung, daß Holland sich nie von Deutschland getrennt haben würde, wenn das Kölner Land damals evangelisch gewesen wäre.

Der Plan, den der Kaiser verfolgte, hatte in der That etwas Großartiges, war aber durchaus nicht ausführbar, wenn man die Menschen und die damaligen Verhältnisse bedenkt. Er wollte nämlich, wie jezt erwiesen ist, das alte Kaiserthum in seiner ganzen Machtfülle und in seiner alten engen Verbindung mit der Kirche herstellen. Deßhalb gab er den Protestanten in der Hauptsache nicht nach, weil er glaubte, wenn sie den Papst nicht mehr anerkennen würden, so müsse auch ihr Gehorsam gegen den Kaiser wanken. Er hoffte, die Reformation dergestalt für seine Zwecke zu benutzen, daß er

sich wechselseitig beider streitenden Parteien bedienen, immer eine durch die andere schwächen könnte. Allein er vergaß, daß es endlich zu einer Entscheidung kommen mußte, d. h. daß endlich die alte Kirche siegen mußte, in welchem Fall die geistliche Gewalt des Papstes sich wieder hoch über die weltliche des Kaisers gestellt haben würde, oder daß die Reformation siegen mußte, in welchem Fall er selbst als Katholik nothwendig auch mit hätte unterliegen müssen, falls er sich nicht zur rechten Zeit ausdrücklich an die Spitze der Reformation gestellt hätte; oder endlich daß ein Schisma, eine Trennung der alten und neuen Kirche eintreten mußte, wie es denn wirklich geschah, in welchem Fall er wieder nur verlieren und seinen Plan, die Einheit des Reichs unter dem Kaiser herzustellen, weniger als in jedem andern Falle durchsetzen konnte. Er mißkannte offenbar die große Bewegung der Zeit, indem er sie durch treulose Intriguen und Transactionen zwischen den Parteien aufhalten zu können glaubte, anstatt sich selbst dieser Bewegung anzuschließen und von ihrem Strome getragen sein Ziel zu erreichen. Es ist über allen Zweifel erhoben, daß der Kaiser, wenn er zur rechten Zeit die Reformation anerkannt und an die Spitze der in diesem Sinne vereinigten deutschen Nation getreten wäre, er aller Welt hätte Gesetze vorschreiben und seinen hohenstauffischen Plan aufs Großartigste durchsetzen können. Durch jedes andere Mittel war es unmöglich. Ihm fehlten die Kräfte der Reformation, der Reformation fehlte der Kaiser.

Zweitens rechnete er bei seinem Plane auf die Eintracht in seiner eigenen Familie, und täuschte sich hierin nicht weniger. Er gab sich die größte Mühe, statt seines Bruders Ferdinand vielmehr seinen spanischen Sohn, den nachher so berüchtigten Philipp II. zu seinem Nachfolger auf den deutschen Kaiserthron wählen zu lassen. Als dieß nicht durchzusetzen war, gab er nach, daß sein Bruder Ferdinand nach ihm Kaiser werden sollte, nach diesem sollte es aber Philipp werden, und nach diesem wieder Ferdinands Sohn Maximilian. So sollte die Kaiserkrone abwechselnd auf dem Haupt eines deutschen und eines spanischen Habsburgers sitzen. Um die Interessen beider Linien aber aufs innigste zu verflechten, sollten auch ihre Besitzthümer in einander greifen, sollte Philipp in Spanien und Italien nicht isolirt und von Deutschland getrennt werden, sondern er mußte die Niederlande und Burgund bekommen. Aber anstatt dadurch, wie er wollte, die Einheit zu befördern, beförderte Karl V. dadurch gerade die Zwietracht nicht nur der Nationen, sondern auch der beiden Habsburger Linien. Das weltgeschichtliche Resultat ist also hier, daß um eines übel berechneten Familieninteresses willen die deutschen Niederlande auf die unnatürlichste Weise von Deutschland getrennt und an Spanien überwiesen wurden. Eine Handlung politischer Weisheit, die ungefähr der gleich käme, wenn Jemand einem seiner Hut anvertrauten herrlichen Fruchtbaum treulos einen der reichsten Aeste abschlagen wollte, nicht um die Früchte davon für sich zu behalten, sondern um ihn in eine Brandfakel zu verwandeln und damit sein eigenes Haus anzuzünden.

Ferdinand selbst hätte als künftiger deutscher Kaiser um keinen Preis die Abtretung der Niederlande zugeben sollen, allein er befand sich in einer gedrückten Stellung zwischen den Türken, die ihm Ungarn entrissen, zwischen seinem mächtigen und eifersüchtigen Bruder und zwischen den mißtrauischen Protestanten. Da ihm Karl sogar die Kaiserkrone vorwegnehmen und seinem Sohn Philipp zuwenden wollte, war Ferdinand am Ende froh, wenigstens die Krone, auch ohne die Niederlande zugesichert zu erhalten. Seine Stellung war eine lauernde und defensive. Da nimmt man, was man bekommen kann, und tröstet sich über den Rest.

Es ist eine charakteristische und in einiger Beziehung neue Ansicht des Herrn Ranke, daß auch die ganze protestantische Partei eine bloß defensive Stellung und Politik gehabt habe. Wenn man als Thatsache zugeben muß, daß sie, sobald der Kaiser sich nicht für sie erklärte und bei mancherlei inneren Spaltungen und Mißgriffen keine andere als eine defensive Stellung behaupten konnte, so darf doch auch andererseits nicht übersehen werden, daß der Charakter der Reformation ursprünglich eine sehr offensive Richtung hatte. Das ganze Kirchengebiet war das für den neuen Glauben zu erobernde Terrain. Das ganze deutsche Reich war das mit neuem nationalem Bewußtseyn zu durchdringende Terrain. Man wollte in Einem Zweierlei, einmal die Kirche von ihrem Schlamm, wie den Stall des Augias reinigen, so weit das große geschändete Gebäude der Kirche überhaupt reichte, und hiebei dachte man nicht an die Nation — sodann aber wollte man auch den Uebermuth der Welschen demüthigen und die deutsche Nation als solche emancipiren. In rascher Offensive schritt man vor und griff anfangs weit über die deutschen Grenzen in die romanischen über; allein die romanischen Nationen faßten sich, machten die Sache der alten kirchlichen Mißbräuche zu der ihrigen und widerstanden der deutschen Nation. Nun war man im europäischen Sinn in die Defensive versezt, nicht aber im nationalen Sinn. Die Aufgabe blieb noch immer, wenigstens alle germanischen Nationen für die Reformation zu gewinnen und in einem Sinne zu vereinigen. Daß hiefür nicht mehr geschah, finde ich nicht natürlich, sondern unnatürlich, und auch hier ergibt sich die Erklärung wieder nur aus dem besondern Familieninteresse einzelner protestantischer Fürsten, die nie hoffen konnten, Kaiser zu werden und das Ganze zu beherrschen

wohl aber durch einen rechtzeitigen Vertrag mit den Katholiken sich ihr Besitzthum zu sichern wußten und sich dann um das, was jenseits ihres Besitzthums lag, um das deutsche Volk und sein großes Nationalinteresse nicht mehr bekümmerten, und denen es dann auch ganz gleichgültig war, ob außer ihrem Territorium der wahre oder falsche Glaube herrsche. In dieser Beziehung hätte Herr Ranke wohl etwas mehr über das bekannte Maxim cujus regio ejus religio sagen dürfen. Wir glauben nicht, daß diese Ausgeburt des Religionsfriedens ein Resultat war, wie es einer großen Nation, die alle Kräfte und Geister in Bewegung gesezt hat, schmeicheln kann.

Nichts ist wohl seltsamer als das Benehmen des eigentlichen Volks und der Einfluß der öffentlichen Meinung während jener Kämpfe. Hier tritt der deutsche Nationalcharakter in seiner vollen phlegmatischen Breite ans Licht. Es galt die höchsten Interessen des Leibes und der Seele, davon war man im Volk überzeugt. Man dachte damals nicht so gering vom Werthe des Glaubens, wie heute. Die Beispiele der Treue und des Märtyrerthums sind weit zahlreicher als die des Meinungewechsels. Bei den Volksgebeten für Aufrechterhaltung des wahren Glaubens, bei der Vertheidigung desselben im Einzelnen und endlich bei der standhaften Behauptung desselben im Tode zeigt sich überall der tiefe Ernst, der das Volk durchdrang. Und doch zeigt sich nirgends ein Gemeinsinn, ein stolzes Bewußtseyn der Kraft und des Sieges, der bei einiger Anstrengung den vereinigten Protestanten gar nicht hätte entgehen können. Der Adel ging mit dem Einheitsruf voran unter Franz von Sickingen, er wurde vom Volk im Stiche gelassen. Die Bauern folgten im Bauernkriege, aber auch sie blieben in einigen Provinzen isolirt. Zehn Jahre später erhoben sich die Städte, auch ihnen stand Niemand bei und sie unterlagen. Der schmalkaldische Krieg brach aus. Mit wenigen tausend Spaniern und Italienern besiegte der Kaiser die protestantischen Heere, eroberte Sachsen, unterwarf den ganzen protestantischen Norden Deutschlands und schrieb ihm das Interim als Gesetz vor, das nur die Brücke zur Rückkehr in die alten kirchlichen Zustände war. Schon träumten sich alle nordischen Bischöfe auf ihren Sitz zurück, schon forderte der Papst zu einem katholischen Einfall in England auf, schon hoffte der Deutschmeister von Mergentheim das alte Ordensland in Preußen wieder zu erlangen. Und zu all diesen Resultaten führte eine nicht nennenswerthe Zahl von spanischen und italienischen Soldaten, während Hunderttausende der kräftigsten Arme im protestantischen Deutschland sich nicht rührten und außer in der einzigen Stadt Magdeburg keinerlei Widerstand gewagt wurde. Staunend und triumphirend rief der Bischof von Arras, ja in diesem Deutschland ist alles möglich.

Und doch hat er sich getäuscht. Das Volk, das um keinen Preis einen gemeinsamen Aufstand gewagt hätte und sich lieber einzeln fesseln und abschlachten ließ, nahm, ehe man sichs versah, die kriegerische Haltung an, die alle Hoffnungen Roms auf die Wiederunterwerfung des Nordens vereitelte. Es that dieß, sobald sich ein Fürst (Kurfürst Moritz) an seine Spitze stellte. Allein hätte es sich freilich wohl eher katholisch machen lassen, als sich bewaffnet; es war, ohne Fürsten etwas zu thun, unfähig geworden. Sobald aber ein solcher Magnetiseur vorhanden war, that auch der somnambule Riese seine Schuldigkeit und handelte wie ein Mann, da man ihn vorher eher für einen Block hätte halten können.

Auf solche unberechenbare Eigenthümlichkeiten des Nationalcharakters kommt es im Entwicklungsgange der Weltgeschichte nicht minder an, als auf die Berechnungen der Parteihäupter; und daß diese Weltgeschichte im Ganzen nur eine Fortsetzung der eigentlichen Naturgeschichte ist, erhellt aus solchen Vorgängen gar deutlich. Der Patriot ergrimmt sich und der Feind jubelt vergebens, die Dinge gehen doch ganz anders, als jener fürchtet und dieser hofft, denn eine geheimnißvolle Naturgewalt durchkreuzt jede menschliche Berechnung. Die Kimbern und Teutonen ließen sich wie Büffelheerden abschlachten, und doch wurde nicht Germanien von Rom, sondern Rom von Germanien erobert. Als die französische Revolution ausbrach, ließen sich die deutschen Heere so lange schlagen, bis ganz Deutschland eine Eroberung Napoleons war und doch zogen wenige Jahre später die deutschen Heere siegreich in Paris ein. Wer nicht weiß, was unsere Vorfahren unter dem Bärenhäuter verstanden haben, der versteht auch die deutsche Geschichte nicht.

Möchten sich das gewisse hoffnungsreiche Leute merken, die jezt die deutsche Nation schon wieder umstrickt und gefangen zu haben meinen. Bald von Rom her, früher durch die römischen Legionen, später durch die Bannbullen, Legaten, Bettelmönche, zulezt durch die Jesuiten; bald von Paris her durch Eroberungsheere, durch eine verführerische Philosophie, Poesie und Mode, durch aristokratische Genüsse und communistische Predigten angegangen, verführt, überwältigt hat sich doch das deutsche Volk noch unter allen Umständen seit zweitausend Jahren die fremde Unbill und Schmach immer wieder abzuschütteln, ja von der gefährlichsten Inficirung immer wieder zu heilen gewußt. Und zwar nicht durch einen großen Aufwand von Weisheit, sondern einfach durch ihre unzerstörliche Naturkraft, die in der Regel erst aushalf, nachdem alle politische Weisheit in Thorheit verkehrt worden war.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 88.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 28. August 1843.

Geschichte.

1) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Leopold Ranke. Vierter und fünfter Band. Berlin, Duncker und Humblot, 1843.

(Schluß.)

Die einzelnen Charakteristiken der Hauptpersonen der Reformation, wie sie Ranke in den vorliegenden Bänden entworfen hat, sind durchgängig meisterhaft. So namentlich die des Landgrafen Philipp von Hessen, der Kurfürsten Johann Friedrich und Moritz von Sachsen, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Melanchthons und des Kaisers.

Am meisten haben wir bewundert, was er über Melanchthon sagt, da es gar selten ist, daß sich deutsche Gelehrte, wenn sie von deutschen Gelehrten reden, bis zu dieser Höhe des Standpunkts erheben, was sonst nur bei Engländern vorkommt. Melanchthon nahm beim Kurfürsten Moritz die Stelle ein, die Luther einst bei Johann Friedrich eingenommen, und diese neue Ehre rief ihm sehr zur Unzeit die frühere Zurücksetzung hinter Luther ins Gedächtniß. „Er ließ Klagen über Luthers Eigensinn und Streitsucht einfließen: er erlaubte sich Seitenblicke auf die frühern Herrn. Melanchthons Briefwechsel erweckt sonst immer Theilnahme, Verehrung, Liebe: diesen Brief aber wollte ich, hätte er nie geschrieben. Es mag seyn daß er, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, Recht hatte: wer würde es ihm verargen, wenn er seine Klagen, zu jener Zeit, in den Busen eines Freundes ausgeschüttet hätte. Jetzt aber, nach der Katastrophe seines Fürsten, nach dem Tode des Freundes, Klagen gegen Den, in welchem dieser immer einen Widersacher gesehen, und der das Meiste dazu beigetragen hatte jenen zu stürzen! — nun, man sieht, wohin auch ein edler Mensch, von momentanen Beziehungen übernommen, gerathen kann. Melanchthon glaubte wohl in seiner Bescheidenheit, daß er ein einfacher Gelehrter sey. Ein Gelehrter aber wie er, der an den großen Ereignissen mithandelnd Antheil nimmt, führt kein Privatleben: er hat die Pflicht eines Staatsmanns, immer das Ganze seiner Thätigkeit im Auge zu behalten." Eine goldene Wahrheit, gegen welche sich deutsche Genien nur zu oft versündigt haben.

2) Geschichte Kaiser Friedrichs IV. und seines Sohnes Maximilian I. Von Joseph Chmel, Chorherr, k. k. Rath, erster geh. Hof- und Hausarchivar. 2ter Band. Hamburg, Perthes, 1843.

Ueber den ersten Theil dieses ausgezeichneten Geschichtswerks vergl. unsre Blätter von 1839, Nr. 125. Der zweite führt uns bis zur Vermählung Friedrichs mit der portugiesischen Prinzessin, aus welcher Ehe Maximilian I. entsprang; mithin steht diesem Werk noch eine sehr weite Ausdehnung bevor. Es ist aber auch in allen Theilen, in Bezug sowohl auf die Kirchen- und Reichsgeschichte, als auf die Geschichte der österreichischen Erblande insbesondere so umfassend und gründlich, wie noch nie ein Werk über denselben Zeitraum erschienen ist.

Jenachdem Friedrich der Schöne, Ludwigs des Bayern Gegenkaiser, in der Reihe der deutschen Kaiser zählt oder nicht, nennt man den Kaiser, von dem hier die Rede ist, Friedrich IV. oder III. Streng genommen müßte er V. seyn, weil auch einmal ein Friedrich von Braunschweig deutscher König war, aber gleich nach seiner Wahl ermordet wurde.

Kaiser Friedrich IV. war nicht der begabteste unter den deutschen Kaisern, vielmehr äußerst phlegmatisch, wie er denn auf dem Thron vor versammeltem Reichstage einschlief. Allein man wollte auch keinen kräftigern Kaiser haben und seine wenig Schrecken und Argwohn einflößende Persönlichkeit, seine Familienstreitigkeiten und die Unordnung, die während seiner Regierung in den Erbstaaten herrschte, maskirten sehr glücklich die Macht,

zu welcher das Haus Habsburg in der That gelangt war. Ein kräftigerer Habsburger würde vielleicht in den Erbstaaten selbst, gewiß aber von Seiten des Reichs und der Nachbarn noch mehr Widerstand erfahren haben oder wäre gar nicht zum Kaiser gewählt worden. Er behauptete sich, weil man ihn nicht fürchtete, weil mit und durch ihn Andere zu herrschen oder sich wenigstens frei zu gebaren hoffen durften.

Zwei Ereignisse von hoher Wichtigkeit für ganz Europa fallen in den Anfang seiner Regierung, die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, und das Wiener Concordat. Drei Jahrhunderte früher hatte man noch gehofft, Asien zu unterwerfen, den Islam zu vertilgen, christliche Throne erhoben sich, von abendländischen Kreuzfahrern gegründet, in Palästina und Syrien; — und jetzt waren alle diese Eroberungen verloren und die Ungläubigen wälzten sich in Europa hinein und über den Hämus die Donau hinab in die Ebenen von Ungarn. Eine Reaktion gegen die christliche Begeisterung, die nothwendig auch auf das Ansehen der Kirche nachtheilig zurückwirken mußte. Sobald Rom das christliche Eroberungssystem aufgegeben und sich auf die Defensive nach außen beschränken mußte, blieb ihm nichts übrig, als seine Kräfte desto mehr in der innern Politik zu concentriren und das Kirchengebiet, so weit es dasselbe beherrschte, in Gehorsam zu erhalten. Denn in demselben Maaße, wie der unchristliche Orient von außen drängte, verstärkte sich auch im Innern die Opposition derer, die eine Reform wollten. Dem Verlust Jerusalems war der Albigenserkrieg, der Niederlage bei Nicopolis der Hussitenkrieg gefolgt. Jeder große Schlag, den die Türken gegen die christliche Welt führten, rief wie ein Echo einen Religionskrieg im Innern des christlichen Kirchengebiets hervor, und so ist denn auch dem Falle von Konstantinopel in nicht langer Zeit die große Reformation nachgefolgt. In der Periode der Regierung Friedrichs IV., von der wir reden, war eine Offensive der Kirche gegen den Islam nicht möglich. Capistranos Heldenzug war nur eine Episode, eine rühmliche Erinnerung an die Heldenzeit der Kreuzzüge, aber ohne irgend eine bedeutende Folge. Bei dieser Unzulänglichkeit nun, nach außen wirken zu können, richtete das Papstthum sein Augenmerk ausschließlich auf die innere Politik der Kirche und suchte das absolut monarchische Prinzip in derselben fernerhin vor jeder aristokratischen Usurpation der Concilien, wie das Ansehen der Kirche überhaupt gegen die weltliche Macht und gegen die Ketzer zu schützen. Das gelang den energischen Päpsten Eugen IV., Nicolaus V. und Pius II. (Aeneas Sylvius), indem sie die große Aufregung der Hussitenkriege beschwichtigten, die Beschlüsse der Concilien von Konstanz und Basel vereitelten, den deutschen Fürsten die langgehegten und auf den Concilien so wohlmotivirten Wünsche für eine Kirchenreform wieder ausredeten und durch die Allianz des päpstlichen Stuhls mit dem Kaiser und mit den Fürsten die Völker einschüchterten. Das Wiener Concordat, im Jahr 1448, unter dem Einfluß des päpstlichen Agenten Aeneas Sylvius und des kaiserlichen Kaspar Schlik, der beiden größten Diplomaten ihrer Zeit, im Namen des Papstes und Kaisers abgeschlossen und nach und nach von allen Fürsten unterzeichnet, annullirte sämmtliche Concilienbeschlüsse, wies alle Vorwürfe, die man seit fünfzig Jahren der Hierarchie gemacht hatte, als unbegründet ab und stellte die unbedingte Autorität der Curie her; wobei nicht zu übersehen ist, wie außerordentlich thätig damals Frankreich mitwirkte, um dem Papst sein altes Ansehen zu verschaffen. Denn bei allem, was zur Umstrickung und zur Niederhaltung deutscher Kraft und deutschen Rechtes diente, hat Frankreich jederzeit mitgewirkt.

Der Verfasser betrachtet diese Ereignisse aus einem rein historischen und parteilosen Standpunkt. „An den König von Frankreich erließ aber Papst Nicolaus am 4. Mai 1449 ein sehr verbindliches Dankschreiben, aus dem wohl abzunehmen ist, wie man sich zu Rom der gefährlichen Lage bewußt war; wirklich hatte die römische Curie der Haltung Frankreichs es zu verdanken, daß die kirchliche Angelegenheit sich so gut für sie löste. Es war eine sehr aufgeregte Zeit und in Vielen hatten sich sehr freisinnige Ideen besonders seit dem Zwiespalte mit dem Concilium entwickelt, die unter andern Verhältnissen schon damals einen Abfall verursacht hätten, wie er sich siebzig Jahre später ergab. — Uebrigens war nach so langwierigem, bitterem Streite, in welchem die Gemüther dem Glauben fast entfremdet wurden, die nunmehrige Ruhe, der abgeschloßne Vergleich zwischen den religiösen Parteien, dem Großtheil der Völker hoch willkommen, das Bedürfniß nach religiöser, gläubiger Hingebung regte sich äußerst lebendig und als Papst Nicolaus V. Anfangs 1450 das fünfzigjährige Jubiläum verkündete und allen Italien besuchenden Fremden vollkommnen Ablaß versprach, war der Andrang von allen Seiten ungeheuer. — Durch die leidige Wendung, welche der Streit zwischen Papst und Concilium genommen hatte, durch den zehnjährigen schroffen Gegensatz, der zuletzt nicht versöhnt, sondern aus politischen Gründen durch rein persönliche Beschwichtigung beseitigt und nicht wieder gänzlich beigelegt wurde, wurde der christkatholischen Kirche die bitterste Wunde geschlagen, wie die spätere Geschichte lehrt. — Hätten die kirchlichen Parteien sich aus freiem Antriebe, ohne unreine Nebenrücksichten, ohne weltliche Mitwirkung vereinigt oder besser nie getrennt, so wäre die Geschichte der letzteren drei Jahrhunderte wohl eine andere; zwar wird die Kirche Christi, der ewige Dauer verheißen ist, sich regeneriren, aber nur wenn die

Menschen frühere Mißgriffe demüthig erkennen und hinfort vermeiden."

3) Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Sechster Theil. Mit zwei Kupfern. Wien, Schaumburg u. Comp., 1842.

Derselbe Gegenstand, nur in etwas gedrängter Fassung. Auch dieser Theil des berühmten Geschichtswerkes nämlich, dessen frühere Theile wir in unseren Blättern besprochen haben, umfaßt den Anfang der langen Regierung Kaiser Friedrichs III., desselben, den Chmel IV. nennt. Ueber den historischen Standpunkt, so wie über die Form der Darstellung und über den Reichthum an urkundlichen Belegen in diesem umfassenden Werke haben wir früher schon geredet. Schien es uns bei Durchlesung der frühern Bände zuweilen, daß der Verfasser den Volksgefühlen zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lasse gegenüber gewissen kirchlichen und politischen Principien, so freut es uns um so mehr, hier S. 83 eine Aeußerung über das oben erwähnte Wiener Concordat zu finden, die in jeder Beziehung billig und gerecht ist. Es heißt nämlich: „So bildeten diese Concordaten die Bestimmungen aller verlangten Vortheile des h. Stuhls, nachdem durch die zu Rom abgeschlossenen die gerechten Wünsche Deutschlands nur in sehr Wenigem bedacht werden. — So fand sich denn zwar der große Zweck, Wiederherstellung der Einheit in der Kirche, erreicht, aber für die so dringend nöthige Reform in derselben war nicht das Geringste geschehen."

4) Zur politischen Geschichte Deutschlands. Von Dr. K. Hagen. Stuttgart, Franckh, 1842.

Drei größere Abhandlungen nehmen diesen Band ein, eine Betrachtung Deutschlands zur Zeit seiner Machtfülle unter dem Kaiser Heinrich III., dem eine Zeit der traurigsten Erniedrigung folgte; eine Biographie Georg von Heimburgs und eine Untersuchung der politischen Stellung, welche seiner Zeit Ulrich von Hutten einnahm. Als Zugaben mehrere interessante Flugschriften aus der Zeit der Reformation und des dreißigjährigen Krieges.

Wir freuen uns, den Verfasser auf einem Standpunkt zu finden, den nur zu viele deutsche Historiker in neuerer Zeit verlassen haben. Er hat sich von der Erwägung, daß die Geschichte bisher häufig vom protestantischen Parteistandpunkt aus falsch behandelt worden ist, und daß eine Menge Fehler, welche die Protestanten begangen haben, zu Tage gelegt sind, doch nicht, wie so viele andere, sofort verführen lassen, in die entgegengesetzte katholische Ansicht überzuspringen. Er hat die Wahrheit festgehalten, daß die Reformation aus innerstem Wesen und Gemüth des deutschen Volks hervorgegangen ist, daß sie eine unumgänglich nothwendige Reaktion einerseits gegen den unwürdigsten Mißbrauch des Heiligen, andrerseits gegen die welsche Praktik unsrer Nationalfeinde war, und daß die gute deutsche Sache, wenn sie auch von den Führern der protestantischen Partei schlecht geleitet oder sogar verrathen wurde, doch immer die gute Sache blieb.

Der Rückblick auf die Zeit Heinrichs III. und IV. ist von Bedeutung. Damals nämlich bereitete sich die Uebermacht Roms und der Untergang des deutschen Kaiserthums vor. Damals entschied sich die Zunge an der Waage des Weltgeschicks schon für den Sieg der welschen Praktik über die deutsche Einfalt, der welschen Arglist über die rohe deutsche Kraft. Damals bildete sich zuerst die guelfische Partei und das feste Bündniß treuloser deutscher Reichsvasallen mit dem Papste aus, durch welches die rechtmäßige Kaisergewalt und die alte Einheit und Freiheit des deutschen Volkes zu Grunde gehen sollte.

Um aber nicht in Lamentationen zu fallen, die eines Historikers nicht würdig wären, sieht der Verfasser in dieser Entwicklung der europäischen Geschichte eine Schickung, die zu irgend etwas gut gewesen seyn müsse, und macht zunächst darauf aufmerksam, daß die Deutschen, indem sie auf ihrem Wege zur Universalmonarchie durch den Papst aufgehalten wurden, mehr auf sich selbst angewiesen und dadurch in ihrer Nationalität eigentlich gekräftigt worden seyen, und daß die Spaltungen in Deutschland die geistige Entwicklung und die Gestaltung eines mannigfaltigen Lebens begünstigt hätten. Was wir aber auch von unserem Nationalinteresse Preis gegeben hätten, das sey ein der Menschheit dargebrachtes Opfer gewesen, denn die Liebe, mit der wir der alten Kirche dienten und ihre Macht begründeten, war von unberechenbarem Nutzen für die Christenheit überhaupt, wenn sie uns auch um unsre Nationaleinheit brachte und uns zu Sklaven französisch-italienischer Arglist machte; und später wieder war die Liebe, mit der wir aufs Neue uns den Angelegenheiten der Kirche widmeten, indem wir die entartete von Grund aus reformiren wollten, ein Segen für die Menschheit, wenn wir auch darüber unsre eignen Nationalinteressen aufs bejammernswertheste vergaßen.

Georg von Heimburg war im 15ten Jahrhundert unter allen Deutschen der entschiedenste Bekämpfer der welschen Praktik, und der, welcher das Bedürfniß der deutschen Einheit am tiefsten fühlte. Aber trotz seiner einsichts- und kraftvollen Bemühungen erreichte er seinen Zweck nicht, wurde von den Deutschen im Stich gelassen und mußte noch in hohem Alter vom Papst

Absolution erbitten. Was ließ sich aber auch thun, nachdem der Hussitenkrieg beendigt, das reformatorisch gesinnte Basler Concil entlassen und vom Papst nicht anerkannt, der einfältige Kaiser selbst vom Papste überlistet war? Die Kurfürsten des Reichs, damals mit dem Concil einverstanden, und durch den Hussitenkrieg geschreckt, waren im Begriff, sich der öffentlichen Meinung anzuschließen und dadurch ihre usurpirte Macht fester zu begründen, als es bisher durch die Allianz mit dem Papst geschehen war; in ihrem Namen und an der Spitze ihrer Gesandtschaft trat Ritter Georg von Heimburg in Rom selbst dem Papst entgegen und sagte ihm die unbarmherzigsten Wahrheiten. Das war im Jahr 1446, aber im Jahr 1448 wehte der Wind schon wieder anders; dieselben Kurfürsten, durch das Bündniß des Papstes und Kaisers geschreckt, fügten sich nun in deren Willen und die deutsche Nation, die auf den beiden Concilien von Konstanz und Basel so laut nach der Kirchenreform verlangt, hatte das Nachsehen und konnte wieder hundert Jahre warten. Dieses diplomatische Kunststück verdankt man der überlegenen Schlauigkeit des später zum Papst erhobenen Aeneas Sylvius und seines Werkzeugs, des kaiserlichen Kanzlers Kaspar Schlick. Solchen großen Diplomaten gegenüber war Georg von Heimburg natürlich nur ein grober Deutschthümler, der zuletzt Gott danken mußte, daß man ihm nicht den Kopf abschlug und ein gnädiges Mitleiden mit ihm hatte.

Hundert Jahre später wurde dieser Mann gleichsam wiedergeboren in Ulrich von Hutten, den man als die Seele derjenigen Partei betrachten darf, welche die Reformation vorzugsweise aus einem politischen und nationalen Gesichtspunkt auffaßte und sich der religiösen Bewegung im Volke bedienen wollte, um dem Kaiser seine verlorne Macht, dem Volke seine verlorne Einheit wiederzugeben. Es war ganz natürlich, daß mit dem Ansehen des Papstthums in Deutschland auch das Ansehen der Fürstenaristokratie angegriffen wurde, die früher durch den Papst dem Kaiser entgegengesetzt worden war. Die Theilung Deutschlands, die Ueberhebung der Reichsvasallen über ihr natürliches Oberhaupt, den Kaiser, war eine rein papistische Maßregel und Schöpfung gewesen. Indem man nun dem Papst absagte, wollte man auch dieser fürstlichen Aristokratie absagen, und alles zu Gunsten des Kaisers. Es war im Plan, Adel, Städte und Bauernschaft als deutsche Nation wieder unter dem Kaiser zu vereinigen und die Fürsten wenn nicht zu beseitigen, doch zu zwingen, auf dem Reichstag als auf einem deutschen Parlament neben dem fürstlichen Oberhause auch ein Unterhaus anzuerkennen. Da sich Kaiser Karl V., der nie ein deutsches Interesse, sondern immer nur ein habsburgisches oder europäisches hatte, der Reformation, wie diesem politischen Plane verweigerte, so hatte die damalige Volkspartei nur ein geistliches Oberhaupt an Luther, der seine Sache auch kräftig durchführte, aber kein politisches Haupt. Der Kaiser, dessen Interesse es hätte seyn sollen, wollte nicht. Daß kein Fürst sich dieser den Fürsten feindlichen Partei anschloß, war begreiflich. Die gemeinen Edelleute, Bürger und Bauern aber waren zu isolirt und einzeln zu schwach. Vergebens suchte Ulrich von Hutten, die drei Stände zu vereinigen und eine Allianz der Ritter, Bürger und Bauern zu Stande zu bringen. Es gelang ihm nicht. Die Stände schlugen einzeln los und wurden einzeln besiegt, zuerst der Adel unter Sickingen, dann die Bauern unter Götz von Berlichingen und Wendel Hippler, endlich die Bürger unter Georg Wullenweber. Drei große, das Schicksal der deutschen Nation auf Jahrhunderte hinaus bestimmende und doch noch immer wenig gekannte Revolutionen endeten mit der Niederlage der Stände, von denen sie ausgegangen war, und Ulrich von Hutten starb in der Verbannung, wie Georg von Heimburg in der Quarantaine, einer so verlassen, wie der andere.

Mineralogie.

Handwörterbuch der topographischen Mineralogie von Gustav Leonhard, Dr. der Philosophie und Privatdozenten an der Universität zu Heidelberg. Heidelberg, Mohr. Preis 4 fl. 30 kr.

Ueber die Gründe zur Herausgabe dieses Werks spricht sich der Verfasser, ein würdiger Sohn des Geheimenrath von Leonhard zu Heidelberg, in der Vorrede so umständlich aus, daß darüber nichts weiter zu sagen ist; um so angenehmer fand sich Ref., der seit längerer Zeit ein vollständiges Handbuch der topographischen Mineralogie, als ein wahres Bedürfniß fühlte, überrascht, als er bei einer genauen Prüfung desselbigen fand, daß es nach einem sehr geordneten Plan und mit einer Ausführlichkeit und Genauigkeit behandelt ist, welche nach dem derzeitigen Standpunkt unserer Wissenschaft beinahe nichts zu wünschen übrig lassen, und von einem außerordentlichen Fleiß und richtiger Auffassung des Nothwendigsten und Unentbehrlichsten für den Leser zeugen.

Bergrath Dr. Hehl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 89.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 1. September 1843.

Geschichte.

Tagebuch der Unfälle in Afghanistan 1841 — 1842. Von Lady Sale. Aus dem Engl. von Oelckers. Mit 2 Lithographien. Leipzig, T. O. Weigel, 1843.

Bereits in allen Zeitungen ist das Lob der Lady Sale erklungen. Um so theilnehmender lesen wir nun den ausführlichen Bericht, den ihr Tagebuch enthält.

Lady Sale, Gemahlin des Obersten Sale, befand sich mit diesem ihrem Gemahl, ihrer Tochter und deren Gatten, Capitain Sturt, bei der englischen Armee, welche Kabul, die Hauptstadt von Afghanistan, besetzt hielt. Diese Armee stand unter dem Oberbefehl des alten und kranken General Elphinstone, auf welchen der brittische Botschafter am Hofe des zu Kabul durch die englischen Waffen eingesetzten Schah Schundschah, Lord Macnaghten, ungebührlichen Einfluß übte. Im Vertrauen auf diesen schwachen Fürsten und seine Partei besorgte der Lord nicht das Geringste von den übrigen Afghanen und wiegte den General in Sicherheit ein. Dieser, gebrechlich und schwach, wie er war, vernachlässigte alle Vorsichtsmaßregeln. Ueberdieß hielt man die Afghanen für feig. Der größte Fehler aber, den die Engländer unter diesen Umständen begingen, war, daß sie sich aus ihren eigenen bisherigen afghanischen Freunden Feinde machten, indem sie ihnen den Sold verkürzten. Man hatte den afghanischen Kriegern ihre alten Häuptlinge genommen, sie brittischen Offizieren untergeben und machte ihnen diesen Wechsel nicht durch höhere Löhnung beliebt, sondern entzog ihnen im Gegentheil, was sie gehabt hatten. Ein Streit um elende 40,000 Rupien führte den Abfall herbei.

So wie die Feindseligkeiten begannen, wurde Oberst Sale detachirt, um die Verbindung mit Indien zu decken. Er warf sich, nachdem er unterwegs blutige Kämpfe bestanden hatte und verwundet worden war, bekanntlich in das feste und mit Lebensmitteln wohl versehene Dschellallabad und behauptete diese Stadt gegen jeden Angriff, während die übrigen englischen Truppen in Kabul und auf allen Punkten, wo sie stationirt waren, vernichtet wurden.

Lady Sale und ihre Familie blieb in Kabul zurück, wo die Hauptmacht der Engländer sich noch lange Zeit behauptete, aber täglich durch Meuchelmord im Innern und durch Angriffe von außen gefährlicher bedroht wurde. Eine Menge englische Offiziere wurden auf friedlichen Geschäftsgängen, bei Botschaften und Unterhandlungen, umgebracht. So fiel der berühmte Reisende Alexander Burnes. Dennoch gefiel sich der General und der Botschafter in der Fiction, es herrsche vollkommner Frieden in Afghanistan. Die Lady schreibt unterm 2. Nov. 1841, nachdem schon die Morde vorgefallen: „Der Zustand der Lässigkeit und eingebildeten Sicherheit der Befehlshaber in den Cantonnements ist eine Folge der Unterwürfigkeit hinsichtlich der Meinungen Lord Aucklands, dessen Herrscherwille und Belieben es ist, daß Ruhe in Afghanistan herrsche; freilich hat man im Gouvernementshause zu Calcutta Nachricht, daß die gesetzlosen Afghanen so friedlich sind, wie Londoner Bürger; und da dieß die Machthaber also meinen, warum sollten wir wachsam seyn? Ganz pflichtgemäß schließen wir unsere Augen vor unserm wahrscheinlichen Schicksal." Das Fort in Kabul, welches die Vorräthe enthielt, die Subsistenzmittel der ganzen Armee, wurde von den Afghanen aufs heftigste angegriffen und von Lieutenant Warrens mit nur 50 Mann lange aufs tapferste vertheidigt; aber alles Zuredens ungeachtet, konnte sich General Elphinstone nicht entschließen, ihn zu entsetzen, was so leicht war, und die Vorräthe fielen dem Feind in die Hände. Als dieser sie nun mit großer Geschäftigkeit hinausschaffte, konnte ein Angriff noch alles wieder gut machen, allein Elphinstone befahl den schon unter den Waffen stehenden Truppen den Rückzug. Sturt, der Lady Schwiegersohn, hatte in den Straßen von Kabul drei böse Wunden erhalten,

raffte sich aber auf, um zur Rettung der Truppen mitzuwirken, als der einzige in Kabul befindliche Ingenieuroffizier. Der General gab ihm Vollmacht, zu thun, was er könne, ließ ihm aber gleich darauf wieder befehlen, ein wirksames Feuern einzustellen, „um die Munition zu schonen," die im Ueberfluß vorhanden war (S. 44). Der kränkliche General hatte den Kopf ganz verloren und war mißleitet von dem Gesandten, der den Friedenszustand um jeden Preis aufrecht erhalten wollte.

Die Afghanen entwickelten inzwischen immer mehr Energie. Die Lady schreibt: „Ich höre oft die Afghanen als Feiglinge bezeichnen; sie sind ein schöner männlicher Schlag, und ich kann nur annehmen, die Meinung entspringe aus der britischen Ansicht, daß unter civilisirten Völkern Meuchelmord eine feige Handlung sey. Die Afghanen tragen nie Bedenken, ihre langen Messer dazu anzuwenden, ergo sie sind Feiglinge; aber sie zeigen keine Feigheit, wenn sie (wie sie pflegen) Kanonen gegenüber stehen, ohne selbst deren zu haben, und wenn sie Forts ersteigen und nehmen, die wir nicht wieder nehmen können. Die Afghanen der Hauptstadt sind ein wenig civilisirter; aber die Herren vom Lande und ihre Vasallen sind, denk' ich mir, ganz von derselben Art, wie jene, die Alexander traf." Dagegen trat bei den englischen Truppen in Folge der schlechten Leitung und des immer mehr einreißenden Mißtrauens eine Stimmung ein, die in den englischen Blättern nicht ausgedrückt worden ist, die aber unsre Lady sehr deutlich bezeichnet, wie sie unterm 2. November schreibt: „Es ist mehr als anstößig, es ist schmachvoll, zu hören, wie sich Offiziere vor den Leuten zaghaft benehmen; es genügt dieß, letztere zu entmuthigen und zu verhindern, daß sie für uns fechten."

Sturts dringender Rath, die Hauptstadt zu verlassen und sich in Bala Hissar zu halten, wo es noch möglich war, wurde nicht befolgt, denn man wollte die Hauptstadt nicht aufgeben und beraubte sich doch selbst der Mittel, sie wirksam zu vertheidigen. Der Gesandte Lord Macnaghten und mehrere Offiziere, die mit dem Haupt der Rebellen, Mohammed Akbar Khan unterhandelten, wurden von diesem auf barbarische Weise ermordet und so endlich dem falschen Friedenssystem ein Ende gemacht. Von nun an konnte man sich nur noch mit bewaffneter Hand aus der Hauptstadt durchschlagen, in der man keine Lebensmittel mehr hatte. Am 6. Januar 1842 begann der traurige Ausmarsch. Elphinstone zählte noch 16,500 Mann unter seinem Kommando, wovon aber nur 4500 eigentliche Soldaten, die übrigen nur Train waren. Man hatte nur noch auf wenige Tage Lebensmittel und mußte durch tiefen Schnee waten. Die Afghanen aber hatten diesen Auszug nur erwartet, um über die mit so vielen Mühen kämpfenden Truppen herzufallen. Akbar schwur, nicht eher zu ruhen, bis die ganze englische Armee vernichtet und nur ein Einziger übrig geblieben sey, um seinen Landsleuten die Nachricht davon zu bringen, ein Schwur, den er buchstäblich gehalten hat.

Lady Sale, ihre Tochter und Capitain Sturt geriethen schon am folgenden Tage, 7. Januar, unter das Feuer der Afghanen. „Wir zogen durch ein sehr scharfes Feuer. Als wir uns verhältnißmäßig in Sicherheit glaubten, ritt der arme Sturt zurück (um nach Thain zu sehen, glaub' ich): sein Pferd ward unter ihm erschossen und bevor er sich vom Boden erheben konnte, empfing er eine schwere Wunde in den Unterleib. Mit großer Schwierigkeit wurde er von zwei Leuten auf einem Pferde gehalten und ins Lager zu Khurd Kabul gebracht. — Das Pferd, auf welchem Mrs. Sturt ritt, war am Ohr und Halse verwundet. Ich hatte zum Glück nur eine Kugel in meinem Arme; drei andere gingen durch meinen Poschtin nahe an der Schulter ohne mich zu verletzen. Die Abtheilung, welche auf uns schoß, befand sich nicht über funfzig Yards von uns, und wir dankten unser Entkommen dem Umstande, daß wir unsere Pferde so schnell gehen ließen, als sie es vermochten und zwar auf einer Straße, wo wir sie zu jeder andern Zeit sehr vorsichtig hätten gehen lassen. — Der Hauptangriff des Feindes geschah auf das Centrum, die Bagage und die Arrieregarde; und es war ein Glück für Mrs. Sturt und mich, daß wir uns zu den Häuptlingen hielten. Wollte Gott, Sturt hätte dasselbe gethan und wäre nicht zurückgegangen. — Die Damen reisten meistens in Kadschavas und befanden sich bei der Bagage im Passe; hier wurde viel auf sie geschossen. Viele Kameele wurden getödtet. Auf einem Kameel befand sich, in einer Kadschava, Mrs. Boyd und ihr jüngster Knabe Hugo; und in der andern Mrs. Mainwaring und ihr kaum drei Monat altes Kind, so wie Mrs. Andersons ältestes Kind. Dieses Kameel ward erschossen. Mrs. Boyd erlangte ein Pferd zum reiten, und ihr Kind ward auf ein anderes hinter einem Mann gesetzt, der kurz nachher unglücklicherweise getödtet ward, worauf das Kind von den Afghanen entführt wurde. Mrs. Mainwaring, minder glücklich, nahm ihren Säugling auf den eignen Arm. Mrs. Anderson ward in der Verwirrung entführt. Mrs. Mainwaring traf ein mit Gütern beladenes Pferd und bemühte sich, es zu besteigen und sich auf die Kasten zu setzen, aber sie stürzten um; in dem Getümmel blieb Pferd und Ladung zurück und die unglückliche Frau verfolgte ihren Weg zu Fuße, bis sie nach einiger Zeit ein Afghane fragte, ob sie verwundet sey, und ihr sagte, sie möge hinter ihm aufsteigen. Dieß anscheinend freundliche Anerbieten lehnte sie ab, weil sie Verrätherei fürchtete, und führte als Entschuldigung, daß sie nicht aufsitzen könne, den Umstand an, daß es schwierig sey, das Kind zu halten, wenn sie so aufstiege. Der Mann riß ihr bald nachher den Shawl

von den Schultern und überließ sie ihrem Schicksal. Mrs. Mainwarings Leiden waren sehr groß, und es gereicht ihr besonders zum Lobe, daß sie ihr Kind durch diese schrecklichen Auftritte bewahrt hat. Sie mußte nicht nur eine beträchtliche Strecke mit ihrem Kinde im Arme durch den tiefen Schnee wandern, sondern mußte ihren Weg auch über die Todten, Sterbenden und Verwundeten, beider, der Menschen wie der Thiere, suchen und beständig die Bergströme überschreiten, in der Nässe bis an die Knie, gedrängt und gestoßen von Menschen und Thieren, während der Feind ein scharfes Feuer unterhielt und verschiedene Personen dicht bei ihr getödtet wurden. Sie gelangte indeß sicher mit ihrem Kinde zum Lager, fand aber keine Gelegenheit, ihre Kleider zu wechseln, und ich weiß aus Erfahrung, daß es oft Tage währte, ehe meine feuchten Kleider aufthaueten und kann daher ihre Unbequemlichkeit zur Genüge würdigen."

Die Nacht vom 7. zum 8. Januar war die schrecklichste, welche Lady Sale erlebte. Ihr einziger Beschützer, ihr edler und geliebter Schwiegersohn Sturt lag sterbend in ihren und ihrer Tochter Armen; ringsumher tiefer Schnee, Verwundete, Hungernde und im Hintergrunde der nichts verschonende Feind. „Der arme Sturt ward an die Seite eines Hügels gelegt, seine Frau und ich ihm zur Seite. Es begann stark zu schneien: Johnson und Bygrave verschafften einige Xummuls (grobe Tücher), die sie über uns breiteten. Dr. Bryce kam und untersuchte Sturt's Wunde: er verband sie; aber ich sah am Ausdrucke seines Gesichts, daß da keine Hoffnung war. Freundlich schnitt er hernach die Kugel aus meinem Arm und verband meine beiden Wunden. — Die Hälfte eines Sipahi-Palls war aufgesteckt worden, worin die Damen und ihre Gatten Zuflucht fanden. Wir hatten Niemand, um den Schnee vom Boden darin zu fegen. Capitain Johnson Mr. Mein halfen zuerst den armen Sturt dahin bringen und trugen dann Mrs. Sturt und mich durch den tiefen Schnee. Mrs. Sturt's Bett (gerettet durch die Ayah, die darauf ritt und die wir dicht bei uns hielten), war nun ein Trost für meinen armen verwundeten Sohn. Er litt die ganze Nacht fürchterliche Schmerzen und unerträglichen Durst, und sehr dankbar fühlten wir uns gegen Mr. Mein, der beständig zum Strome hinausging, um Wasser zu holen: wir hatten nur ein kleines Gefäß dazu, welches bloß einige Schluck fassen konnte. — Bei solcher Seelenangst und heftiger Kälte zu schlafen, war unmöglich. Es waren da fast unser dreißig zusammengepackt, ohne Raum uns umzuwenden. — Die Sipahis und Troßknechte, halb erfroren, versuchten sich ihren Weg nicht nur in das Zelt zu erzwingen, sondern sogar in unsere Betten, wenn solche Ruhestätten so heißen konnten — ein Poschtin (oder Schafpelz) zur Hälfte auf den Schnee gebreitet und die andere Hälfte um uns gelegt. — Viele arme Unglückliche starben um das Zelt in der Nacht." Sturt wurde am folgenden Morgen noch auf ein Kameel gebracht, verschied aber wenige Augenblicke nachher.

Die Damen, in den tiefsten Schmerz versunken, konnten nun nichts anderes mehr thun, als dem Strom der Flucht zu folgen, der sie nebst der Gemahlin des unglücklichen Maenaghden und mehreren anderen Damen und Kindern in die Gefangenschaft des Akbar Khan brachte. Auch Elphinstone wurde gefangen und starb bald darauf, zu seinem Glück, weil er dadurch den gerechten Vorwürfen entging, die man ihm in Indien und England gemacht haben würde. Nur wenige Offiziere entgingen durch gleiche Gefangenschaft dem Tode; alle andern kamen im Schnee durch Frost und Hunger oder durch die Messer der Afghanen um. Die gemeinen Hindu, die auf Seitenwegen entkamen, mußten die Leichen ihrer gefallenen Kameraden verzehren, um nicht Hungers zu sterben, kamen aber dennoch alle um. Wie Akbar vorausgesagt hatte, entkam nur ein einziger Mann frei nach Dschellallabad, um das Unglück der Armee den Seinen zu verkünden, Dr. Brydon. Bei Gundamuck bestand der tapferste Rest der Truppen das letzte Gefecht und achtzehn Offiziere mit 50 Gemeinen deckten hier noch ruhmvoll mit ihren Leichen das Feld. Akbar belagerte sofort Dschellallabad, wurde aber von Sale kräftig zurückgewiesen. Während dieser Belagerung unterhandelte man natürlich um das Lösegeld der Gefangenen, kam aber erst nach acht Monaten überein. Während dieser ganzen langen Zeit wurden die gefangenen Damen von Akbar in seinem Gefolge durchs Land geschleppt, bald hiehin, bald dorthin, und obgleich man sie mit Anstand behandelte und sie nicht mehr zu entbehren hatten, als orientalische Damen in der Regel entbehren, so war doch diese ganz veränderte Lebensweise, die Unreinlichkeit, das Ungeziefer *c. verbunden mit der steten Ungewißheit über ihre Zukunft und mit dem Schmerz über die Todten hinreichend, ihnen diese Gefangenschaft zu einer bittern Qual zu machen. Das Roheste, was Lady Sale sah, war eine That, die nicht etwa ein barbarischer Afghane, sondern eine englische Soldatenfrau beging. Mistriß Wade, die Frau eines Sergeanten, war mit ihrem Mann gefangen worden, nahm aber einen Afghanen zum Liebhaber an, entledigte sich ihrer europäischen Kleider, zog afghanische an und ließ ihren eignen vorigen Mann durch ihren jetzigen Liebhaber ausplündern, indem sie ihm angab, wo derselbe sein Gold versteckt habe (S. 279).

Dem Akbar selbst läßt die Lady Gerechtigkeit widerfahren, einmal weil er trotz seiner sonstigen Barbarei die Gefangenen nach Gesetzen der Ehre behandelte, und ferner, weil er die größte Thatkraft und Schlauigkeit entwickelte, indem er sein Land von der englischen

Herrschaft befreite. Tapfer im offnen Angriff, war er zugleich höchst gewandt in Unterhandlungen, und seine Versprechungen vorzüglich waren es, durch die sich der General und der Gesandte so lange täuschen ließen.

Am 19. Sept. fand endlich die Auslieferung Statt und Lady Sale fand ihren tapfern Gatten wieder. Niemand wird ihre Geschichte ohne Bewunderung und Rührung lesen.

Kalender.

Der deutsche Pilger durch die Welt. Ein lustiger und lehrreicher Volkskalender für alle Länder deutscher Zunge, auf das Jahr 1844. Mit Lithographien und 100 Originalholzschnitten. 3ter Jahrgang. Stuttgart, Hallberger. gr. 8.

Neben dem eigentlichen Kalender und einer genealogischen Uebersicht über die regierenden Familien findet man hier ein recht unterhaltendes Quodlibet. Der Grundton ist ein lustiger und wird namentlich in einer Reihe von Berichten festgehalten, welche der Vetter Michel abstattet theils über fremde Länder, aus allen Welttheilen, hauptsächlich aber aus China, von wo er das Neueste mittheilt, theils über Angelegenheiten des Tages, z. B. Eisenbahnen. Aber auch außerdem finden sich viele Humoresken und heitere Gedichte, durchgängig gut und oft in der besten englischen Manier durch treffliche Holzschnitte illustrirt, von denen man viele nicht ohne Lachen ansehen kann. Eins der artigsten Gedichte ist folgendes Lied eines fahrenden Schülers von Geibel:

Kein Tröpflein mehr im Becher,
Kein Geld im Seckel mehr,
Da wird mir armem Zecher
Das Herze gar so schwer.
Das Wandern macht mir Pein,
Weiß nicht wo aus, noch ein;
In's Kloster möcht' ich gehen,
Da liegt ein kühler Wein.

Ich schreit' auf ödem Wege
Mein Rock ist arg bestaubt,
Weiß nicht, wohin ich lege
In dieser Nacht mein Haupt.
Mein Herberg' ist die Welt,
Mein Dach das Himmelszelt,
Das Bett, darauf ich schlafe
Das ist das breite Feld.

Ich geh' auf flinken Sohlen,
Doch schneller reit't das Glück,
Ich mag es nicht einholen,
Es läßt mich arg zurück;
Komm' ich an einen Ort,
So war es eben dort,
Da kommt der Wind geflogen
Und pfeift mich aus sofort.

Ich wollt', ich läg' zur Stunde
Am Heidelberger Faß,
Den Mund am off'nen Spunde
Und träumt', ich weiß nicht was;
Und wollt ein Dirnlein fein
Mir gar die Schenkinn sein,
Mir wär's, als schwämmen Rosen
Wohl auf dem klaren Wein.

Ach wer den Weg doch wüßte
In das Schlaraffenland!
Es dünkt mich wohl, ich müßte
Dort finden Ehr' und Stand.
Mein Muth ist gar so schlecht,
Daß ich ihn täuschen möcht',
Und so's Dukaten schneite,
Das wär' mir eben Recht.

Gustav Schwab theilt eine schöne Sage „Johannes Kant" mit, welches wir seiner zu großen Ausdehnung wegen hier nicht aufnehmen können. Unter den Beiträgen ernsten Inhalts treten hauptsächlich die historischen des Herausgebers Dr. Röse hervor, ein gutes Bild der Zeiten Armins, als Commentar zu einer Darstellung des Herrmannsdenkmals, ferner Bilder aus der Zeit Karls des Großen und Friedrich Barbarossas; auch eine Anekdote aus der französischen Geschichte von Willibald Alexis. Endlich auch naturkundliche Aufsätze über die Bienenzucht, über den Pflanzenschlaf (nach Mayer), über den Instinkt (nach Burdach), über Witterungskunde vom Prof. Stieffel, über galvanische Vergoldung ꝛc. Und noch vieles von kleinem Umfang, Novelletten, Pariser Lebensbilder, die Legende vom h. Christoph, der Brand des Dampfschiffs Nicolai (wozu das illuminirte Titelkupfer), und viele kleine Miszellen und Anekdoten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 90.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 4. September 1843.

Gesammtausgaben.

1) Georg Forsters sämmtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forsters von Gervinus. In neun Bänden. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Forster ist einer der anerkanntesten und verehrtesten unter den deutschen Schriftstellern. Seine Reise um die Welt und sein geistreicher Kosmopolitismus umkleideten ihn mit einer Art von Vornehmigkeit, die der deutsche Leser in seinem servilen Bewußtseyn im Durchschnitt außerordentlich liebt, und sein Liberalismus, ja Radicalismus, seine Vorliebe für Frankreich und der Spott, den er über Deutschland ausgegossen, müssen ihm natürlich heute noch unter den Gleichgesinnten zahlreiche Freunde erwerben. Bei denen, die Forsters politische Ansichten nicht theilen, gilt er doch als einer der edelsten Menschen und als ein klassischer Schriftsteller, und selbst wo bedauert wurde, daß er in seinem Enthusiasmus für die französische Revolution zu weit gegangen sey, und wo man mit einem Gefühl von Schmerz daran dachte, daß er an der Spitze der Partei stand, welche Mainz den Franzosen auslieferte, und daß er Sprecher der deutschen Deputation war, welche die französische Republik bat, das Mainzer Churfürstenthum gefälligst mit Frankreich vereinigen zu wollen — selbst wo diese Thatsachen eine Mißstimmung in irgend einem patriotischen Gemüth in Deutschland hervorriefen, hat man doch darum die hohe Achtung vor Georg Forster nirgends verleugnet und es existirt in der deutschen Schriftwelt, wenn man verlorne Zeitungsartikel oder Briefstellen aus der damaligen Zeit selbst und etwa eine Bemerkung des verkauften und in jeder Beziehung hier unzurechnungsfähigen Gentz nicht in Anschlag bringen will, nirgends eine Anklage gegen den berühmten und verehrten deutschen Klassiker Georg Forster. Man muß sich daher wundern, warum Gervinus in seiner überhaupt sehr wortreichen Charakteristik Forsters eine so ausführliche Vertheidigung desselben nöthig glaubte?

Da er nun aber einmal die Frage angeregt hat, wollen wird darauf eingehn und sein Plaidoyer in Noten commentiren. Gervinus sagt im siebenten Bande S. 67: „Forster war sich selber treu in dieser Handlungsweise, und dieß war es, was ihm hernach seinen innern Halt gab, daß er sich in Noth und Bedrängniß sagen durfte, sein Unglück sey das Werk nicht seiner Leidenschaft, sondern seiner Grundsätze; kein armseliger Beweggrund * habe ihn in diese Laufbahn gedrängt. Er war sich selbst

* Es ist wahr, Georg Forster wollte bei der französischen Revolution und indem er Mainz den Franzosen nicht verkaufte, sondern als Geschenk antrug, weder Geld verdienen, noch sich Ehrenstellen erwerben. Er handelte vollkommen uneigennützig, brachte nicht nur sich selbst, sondern auch eine schöne deutsche Provinz dazu, ohne irgend einen Gegenwerth zu empfangen, zum Opfer und bewies dadurch aufs schlagendste, daß ihn keine gemeine Privatrücksichten leiteten. Aber wird die Handlung selbst dadurch entschuldigt? Hat der Wahnsinnige, der in einer Anwandlung von Großherzigkeit Anderer Gut verschenkt, ein besseres Recht am Eigenthume als der Dieb, der es stiehlt? Und muß sich der Patriot vor solchen großherzigen Verschenkern deutscher Provinzen und Festungen nicht eben so kreuzigen, wie vor den Verräthern? Müssen Theorien, die trotz ihrer anscheinenden Großherzigkeit zu solchem Wahnsinn führen, nicht eben so lebhaft bekämpft werden, wie die gemeine Gesinnung des Verräthers? Und wenn eine jesuitische Partei den deutschen Patriotismus verachtet und dem religiösen Prinzipe alles andere aufopfert, und deren Beweggrund gewiß eben so wenig ein „armseliger“ ist, müßte sie in ihren antideutschen Bestrebungen nicht eben so gut anerkannt werden, wie die liberale Partei, welche den deutschen Patriotismus um des liberalen Prinzips willen verachtet? Herr Gervinus hätte die Consequenzen seines oberflächlich hingeworfenen Satzes besser überlegen dürfen.

treu und so in sich über alle Vorwürfe erhaben, aber er war dem Vaterlande untreu, sagt man, und glaubt ihm hierüber desto gerechtere Vorwürfe machen zu dürfen. Sie fallen im Grunde in sich zusammen, wenn man sich erinnert, daß Forster kein Deutscher war, * und eigentlich kein Vaterland hatte. Er war in polnisch Preußen geboren, in Rußland und England erwachsen; er würde, je nachdem das Schicksal gefallen wäre, ein guter Engländer geworden seyn, wie er ein guter Spanier werden wollte; und so würde er auch ein guter Deutscher gewesen seyn, wenn man ihn nur zu brauchen verstanden hätte: jetzt wollte er den Boden nicht wieder betreten, wo man ihn nicht einmal erkannte. Und wenn wir den weltbürgerlichen Freigeist übrigens als einen geborenen Deutschen vor unser vaterländisches Gericht ziehen könnten und dürften, ** welches Recht hätte denn dieß Vaterland überhaupt zu Recht zu sitzen? dieß Land, das auch aus der ruhigen bloß betrachtenden Theilnahme an den Schicksalen des französischen Volks, aus den menschlichsten Regungen der Seele ein Verbrechen machte? dieß Land das sich selbst und seine Ehre, seine Theile, seinen Besitz schmachvoll verließ und preisgab? das die patriotischen Gesinnungen im Keime zu ersticken mit den großtönendsten Predigten für den Kosmopolitismus selbst so geschäftig war? wo ein Friedrich II. mit seiner französischen Akademie und seinen sonstigen Vorurtheilen das Signal gab, alles Einheimische zu verachten? dieß Land endlich, das so ganz und gar keine Stätte hatte oder doch nicht zu wählen wußte, wo ein Mann wie Forster stehen mußte? Bei ihm war die Wahl, ob er sollte das Vaterland aufgeben, das seiner Natur und seinen Kräften keinen Spielraum gab, oder diese Kräfte selbst, das Pfand, das ihm von einem Höheren als das Vaterland vertraut war. Bei ihm war die Wahl, ob er das Vaterland verlassen * sollte, oder die Freiheit, den Grundsatz seines Lebens, eine Wahl, die uns im ruhigen Laufe des Lebens und in der täglichen Gewohnheit nicht aufstößt, die aber, in dieser Weise nahe gerückt, dem Manne von Geist und Charakter kaum eine Wahl heißen darf. Forstern war sie keine, denn er hatte den Staat der Freiheit vor dem der Sklaverei schätzen gelernt, ihm gab es ohne Freiheit keinen Patriotismus, nur freie Nationen haben ein Vaterland."

Herr Gervinus hätte seinen Clienten zur vollen Genüge entschuldigen können, auch ohne in die Irrthümer, die er an ihm rechfertigt, selbst zurückzufallen. Doch da auch er, wie Forster, nur seine Ueberzeugung ausspricht, müssen wir sie ehren. Zu bedauern ist, daß Deutschland sich noch immer von seinen edelsten Söhnen so unfreundlich begegnen lassen muß. Das vorige Jahrhundert ist vorüber, seinen Geist darf man als über-

---

* Forster war eines Deutschen Sohn, deutsch erzogen und gebildet und schrieb sein Lebenlang deutsch. Unsrer Literatur gehört er an, keiner andern. Herr Gervinus thut übel, jener leeren Existenz das Wort zu reden, die ohne eine Nationalität möglich seyn soll. Jeder gehört der Nation an, in deren Sprache er denkt und schreibt, und übernimmt damit auch die Verpflichtung, für die Erhaltung, Veredlung und Ehre dieser Nationalität zu wirken.

** Herr Gervinus hat sehr Recht, den Deutschen, wie sie zu Forsters Zeit waren, die Befugniß, über ihn zu richten, abzusprechen, und auch die Gegenwart ist noch keineswegs so taktfest in der patriotischen Tugend, um hier ohne Erröthen richten zu können. Allein die Rechte der Nationen sind unveräußerlich; Zeiten der nationalen Herabwürdigung können nicht austilgen, was die Nation früher an Ruhm und Ehren sich errungen, und können auch der künftigen besseren Zeit nicht vorgreifend die Befugniß rauben, alle vorige Niedertracht vor den Richterstuhl des Nationalstolzes zu ziehen. Georg Forster fiel in eine beklagenswerthe Verirrung, indem er, ein geborner Deutscher, ein deutscher Schriftsteller, ein anerkannter Genius der Nation, die Franzosen bat, gefälligst eine deutsche Provinz von ihm anzunehmen. Das heißt „um Schande betteln." Aber was bettelte damals nicht alles um Schande? Es war eine Zeit der allgemeinen Schmach. Der Irrthum, man dürfe sich seiner Nationalität entäußern, war damals ein ganz allgemeiner. Seit dem westphälischen Frieden war das Uebergewicht der Fremden über die Deutschen entschieden. Der deutsche Katholik war gewöhnt worden, seine geistige Heimath in Rom, eine Zeitlang sogar in Spanien zu suchen. Der deutsche Protestant gewöhnte sich eben so sehr, sie in Frankreich, eine Zeitlang auch in England zu suchen. Die klassischen Studien trugen ebenfalls das ihrige bei, alle Gebildeten den nationalen Gefühlen zu entfremden. Die deutschen Staaten waren mehr als je, zumal seit dem siebenjährigen Kriege, uneinig und auf einander eifersüchtig; das Bedürfniß der Einheit war bis auf die Erinnerung verschwunden. Fast alle sogenannten großen Geister der Nation beflissen sich, Weltbürger zu seyn, und es verstand sich damals von selbst, daß jeder sich nach Belieben unter den andern Nationen diejenige auswählte, die ihm am besten gefiel, um sich in sie hineinzustudiren und mit ihr zu leben. Es fiel Keinem ein, daß die eigene Nation ein Recht an ihn, und er gegen sie Pflichten habe. Unter diesen Umständen nun erscheint alles was Georg Forster that, sehr natürlich, sehr begreiflich und sehr verzeihlich; allein die Zeiten haben sich geändert und nach den großen Schicksalen, welche Deutschland seit Forsters Tode erlebt hat, kann man jenen ältern Kosmopolitismus zwar noch als Entschuldigungsgrund für damals begangene Irrthümer anführen, ihn selbst aber nicht mehr rechtfertigen und festhalten wollen.

* Dieser milde Ausdruck bezeichnet die Sache nicht, sondern bemäntelt sie nur. Forster hat nicht etwa bloß sein Vaterland verlassen, sondern auch hauptsächlich zur Abtretung von Mainz an Frankreich mitgewirkt und sich an die Spitze der Deputation gestellt, durch welche Frankreich um die Annahme gebeten wurde. Das ist etwas mehr, als sein Vaterland verlassen.

wunden und abgethan betrachten. Das Unglück, was durch Fremdherrschaft über Deutschland gekommen ist, und die große Erhebung, durch die wir uns von derselben befreit haben, hat uns auf einen andern Standpunkt der Beurtheilung geführt. Unabweislich drängt sich im 19ten Jahrhundert dem Deutschen das Bedürfniß auf, was er denkt, thut und treibt, auch aus dem Standpunkt des Nationalinteresses, des Nationalstolzes zu beurtheilen. Finden sich nun noch Geister genug, selbst sehr bedeutende, die dennoch diesem neuen Standpunkt fern bleiben und immer noch auf den kosmopolitischen des vorigen Jahrhunderts zurückgehen, so ist dieß wahrhaft zu bedauern. Es ist zu bedauern, sofern diese Männer Unrecht haben, weil sie die Entwicklung des Nationalgefühls und das Reifen des Nationalverstandes nothwendig mit ihrem Kosmopolitismus hemmen. Es wäre aber noch viel mehr zu bedauern, wenn diese Männer Recht hätten und wenn wahr wäre, was sie sagen, daß wir, weil wir unsre Gaben von einer höhern Macht empfangen haben, als von der Nation, unsrer Nation nichts schuldig seyen, daß wir uns um unsre Nation weder zu bekümmern, noch uns irgend einen Vorwurf zu machen brauchen, selbst wenn wir feindlich gegen sie handeln ꝛc. Denn wenn das wirklich erlaubt und Recht wäre und wenn die deutsche Natur in der Art entartet wäre, daß keine nationale Gesinnung mehr aufkommen könnte und alles in Kosmopolitismus und Fremdendienst oder in ärmlichen Provinzialismus aufgehn müßte, dann wäre alle Aussicht für Deutschland verloren.

Es muß zugegeben werden, daß in den universellen Tendenzen der deutschen Natur von jeher eine gewisse Anlage zum Fremdendienst und zur Vernachläßigung vaterländischer Interessen lag. Von einem welthistorischen Standpunkt aus könnte man vielleicht sagen, die Vorsehung hat es weise so gefügt, um der deutschen Kraft ein Gegengewicht in Deutschland selbst zu geben, weil sie sonst nichts neben sich geduldet haben würde. In der That hätten die Deutschen, wenn sie seit den zweitausend Jahren ihrer Geschichte immer einig gewesen wären, schon lange die unbedingteste Weltherrschaft erringen müssen. Vor diesem Unglück nun wollte der Himmel vielleicht die anderen Völker bewahren. Aber es würde für die gesammte Menschheit ein noch größeres Unglück seyn, wenn umgekehrt das Gleichgewicht der Kräfte in der Art gestört würde, daß Deutschland fremdem Einfluß gänzlich erliegen müßte. Und so ist es zuletzt der kosmopolitische Standpunkt selbst, von dem aus wir die Kosmopoliten bitten möchten, um ihres eigenen Prinzips willen ein wenig deutscher zu werden.

2) Klingers sämmtliche Werke, in zwölf Bänden. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Hier haben wir wieder einen jener edeln und geistreichen Deutschen, die als Kosmopoliten ihr Vaterland verließen. Georg Forster wandte sich Frankreich, Klinger Rußland zu. Forster starb in Frankreich mitten unter den Schrecken der Anarchie als ein verdächtiger Fremder, der einige Wochen später dem Messer der Guillotine verfallen wäre, und doch trotz aller dieser Umstände ein treuer Anhänger der Grundsätze der französischen Revolution blieb. Klinger starb in St. Petersburg als hochgestellter Edelmann und General und blieb auch seinerseits bis an seinen Tod den kosmopolitischen und liberalen Grundsätzen treu, die im Grunde keine anderen waren, als die Forsters. Gewiß eine überraschende Parallele, und nur erklärbar aus der damaligen Stimmung und Mode. Die Könige Frankreichs, Friedrich II., Joseph II., Katharina II. hatten der Philosophie gehuldigt, ein Laharpe war Erzieher des Kaisers Alexander geworden. Da konnte ein Klinger in Petersburg nicht befremden, obgleich Klinger in seiner Schwärmerei für die Menschheit eine nichts weniger als Herder'sche Milde bewährt und oft noch grellere und schneidendere Sachen geschrieben hatte, als Schiller in seiner Jugendzeit.

Uebrigens wurde aus dem stürmischen und weltgrollenden Jüngling ein Mann und Greis vom klarsten Weltverstand und seine Aphorismen enthalten einen wahren Schatz von Menschenkenntniß und gesunden Lebensansichten. Wir können nur unterschreiben, was der Herausgeber am Schluß der Biographie und Charakteristik Klingers sagt: „Unbefestigte Jünglinge mögen sich leicht von ihm in einen gefährlichen Strudel hineingezogen fühlen, sanfte Gemüther von ihm verletzt, abgestoßen, zerrissen werden; männliche Geister aber werden dem titanischen Ringen des energischen Mannes nach Wahrheit mit Interesse folgen und Scharfsinn, Charakter und Gesinnung an seinen körnigten Werken stählen und kräftigen."

3) Adelbert von Chamissos Werke. Sechs Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Weidmann, 1842.

Ein Gegensatz gegen jene Deutsche, die sich dem Vaterland entfremdeten, kommt hier ein Franzose zu uns, um ganz Deutscher zu werden und unter den Klassikern deutscher Literatur seinen Platz einzunehmen. Denn diese Ehre gebührt dem edeln Chamisso ohne Frage, und wenn es auch nur wegen seines vortrefflichen Peter Schlemihl wäre. Seine lyrischen Dichtungen scheinen

bekannter als seine Werke in Prosa, welche letzteren uns aber ihrer schönen Milde wegen eigentlich mehr zusagen, daher wir vorzüglich noch auf sie aufmerksam machen möchten, namentlich auf die Schilderung seiner Reise um die Welt. Aus der großen Menge seiner Briefe, die hier ebenfalls mitgetheilt werden, tritt sein gemüthliches Portrait sprechend hervor. Doch, weil Herr Varnhagen von Ense dabei ist, konnte freilich auch der Luxus an Mittheilungen nicht ausbleiben. Wir zweifeln sehr, ob Chamisso damit zufrieden gewesen wäre, wenn er gewußt hätte, daß so alles, auch das Unbedeutendste und Momentanste von ihm würde abgedruckt werden.

4) Oeuvres complétes de Madame la princesse Constance de Salm. Tom. I—IV. Paris, Firmin Didot frères, 1842.

Eine sehr schön gedruckte Sammlung der verschiedenen französisch geschriebenen Gedichte, Abhandlungen und Fragmente einer nur dem Namen nach deutschen Fürstin. Ihr Gemahl heirathete sie in Frankreich, wo er Napoleon diente; 1816 ist er von Preußen in den Fürstenstand erhoben worden. Ihre Glanzzeit fiel in die Napoleonische Periode. Sie sah in Paris gar viele bedeutende Geister Frankreichs in ihrer Soirée und auf dem Titelkupfer zum zweiten Theile sehen wir deren Portraits zusammengruppirt vom alten Lalande an bis zu Horaz Vernet (Millin, Talma, Say, Decandolle, Jussieu, Humboldt, Langlais, Duval ꝛc.) und in der Mitte die Prinzessin selbst. Ihre Gedichte gehören größtentheils der didaktischen Poesie an, es sind poetische Briefe an die Frauen, über die Philosophie, über das Landleben, über den Zeitgeist ꝛc. oder Belehrungen und Herzensergießungen an Freunde und Freundinnen, und Gelegenheitsgedichte, unter andern eine Festhymne auf die Vermählung Napoleons mit Marie Louise. Die Glückwünsche und Prophezeihungen, welche die Sängerin bei diesem Anlaß macht, sind glücklicherweise nicht in Erfüllung gegangen. Neben diesen lyrischen Dichtungen enthalten ihre Werke ein Trauerspiel „Sapho", worin der Schmerz einer weiblichen Seele im klassischen Styl des französischen Theaters vorgetragen wird, denn unsre Fürstin gehört noch der ältern Schule an, der die moderne französische Romantik mit ihrer glänzenden Uncorrectheit noch fremd war. An diese Verse schließen sich sodann in Prosa vingt-quatre heures d'une femme sensible, ein sehr empfindungsvolles Tagebuch, und sodann pensees an. In dem ersten spricht mehr das Herz und eine zärtliche Erinnerung, in dem andern mehr der Verstand und die Welterfahrung. Endlich schließen den vierten Band fünf Lobreden auf Mentelle, Lalande, Sedaine, Gaviniés und Martini, und ein Gedicht: mes soixante ans. Darin sagt sie im Rückblick auf ihr Leben:

L'amour de la patrie et de la liberté
Le beau rêve, l'espoir de la célébrité,
Ont occupé, rempli, charmé ma vie entière;
Toujours j'ai dédaigné l'éclat et la grandeur
Toujours j'ai de mon sexe embrassé la défense.

Wappenbuch.

Wappenalmanach der souverainen Regenten Europas. Zweite Ausgabe mit Geschlechtstabellen vermehrt von Masch. Rostock, Tiedemann, 1842. 4.

Hinter jedem lithographirten Wappen eine genealogische Tabelle der betreffenden Dynastie, alphabetisch geordnet. Gewährt eine gute Uebersicht und wird Manchem brauchbar seyn, z. B. zum Verständniß von Münzen, Siegeln ꝛc. und zum Nachschlagen in Bezug auf Abstammung, Verzweigung und Verwandtschaft der herrschenden Familien.

Aus einer Betrachtung der Familienverwandtschaften ergibt sich das merkwürdige Resultat, daß acht ehemals gräfliche deutsche Geschlechter zu kaiserlichen und königlichen Thronen gelangt sind und die größten und mächtigsten Reiche der Welt beherrschen. Das altsächsische Grafenhaus Wettin hat gegenwärtig acht Throne inne: Großbritannien, Belgien, Portugal, Sachsen, Altenburg, Coburg, Weimar, Meiningen; das Habsburg-lothringische Haus vier: Oesterreich, Toscana, Modena und Parma; das oldenburgische Haus drei: Rußland, Dänemark und Oldenburg; das zollernsche Haus drei: Preußen, Hechingen und Sigmaringen; das Haus Wittelsbach zwei: Bayern und Griechenland; das Haus Nassau zwei: Niederlande und Nassau; das welfische Haus zwei: Hannover und Braunschweig; Württemberg einen. Der andern altfürstlichen Geschlechter Deutschlands, die nicht zur königlichen Würde gelangten, hier nicht zu gedenken.

Da das sardinische Königshaus altsächsischer Abstammung ist, so haben sich nur im Westen und Norden Europas romanische Dynastien erhalten in Frankreich, Neapel und Schweden. Von slawischer Abstammung findet sich nur die einzige Dynastie in Mecklenburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 91.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 6. September 1843.

Gesammtausgaben.

5) Justus Mösers sämmtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben vermehrt von B. R. Abecken. Erster bis vierter Band. Berlin, Nicolai, 1842.

Diese Bände enthalten die berühmten „Patriotischen Phantasien" die neben der „Osnabrückischen Geschichte" Mösers Hauptwerke sind. Möser genießt einen ganz besondern Ruhm unter den deutschen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, weil er in der Perückenzeit des Kosmopolitismus eigentlich der einzige deutsche Patriot war. Man muß sich wundern, daß er deßhalb nicht verachtet und verfolgt worden ist. Es gehörte seine ganze Bescheidenheit und Friedlichkeit dazu, um mit patriotischen Phantasien nicht ein unangenehmes Aufsehen zu erregen. Seine Verbesserungsvorschläge betrafen nicht das deutsche Reich im Großen und konnten es nicht betreffen. Sie konnten nicht auf die auswärtige Politik, nicht auf Verfassungsfragen, nicht einmal auf die großen Handelsfragen eingehen; sie mußten sich auf das Gemeindeleben, auf Armenwesen, Verhältnisse des Handwerks- und Bauernstandes, auf Verbesserungen in der Rechtspflege, Ermahnungen gegen den Luxus ꝛc. beschränken und wenn er auch schon großartige nationalökonomische Fragen anregte, so konnte er doch mit seinen Vorschlägen zu einem freieren Verkehre kaum über das Wesergebiet hinausgehen. Doch wie er in seiner trefflichen Geschichte Osnabrücks im Rahmen einer kleinen Provinz immer das ganze große deutsche Leben spiegelt, so lassen auch seine patriotischen Phantasien die Anwendung vom Kleinen aufs Große zu, und überall erkennen wir in Justus Möser den Mann, der für Deutschland so viel und mehr, als Benjamin Franklin für Amerika, geworden wäre, wenn ihm die Verhältnisse einen größeren Wirkungskreis vergönnt hätten.

6) Johann Kaspar Lavaters ausgewählte Schriften. Herausgegeben von J. K. Orelli. Sechs Theile. Zürich, Schultheß, 1842.

Lavater ist der Welt am bekanntesten geworden durch sein reichhaltiges und scharfsinniges Werk über Physiognomik; sodann gilt er als erster Repräsentant eines gewissen geistreichen, aber weibischen Pietismus, der in Deutschland aufgekommen ist. Und es ist nicht zu leugnen, daß sich in seinen Schriften und Briefen oft ein eitles Behagen in Gefühlen verräth, die der wahrhaft männlichen Seele fremd sind. Doch war es nicht Affectation bei ihm, sondern Naturell und die sentimentale Mode der Zeit stimmte damit sogar überein. Neben diesen Schwächen der Form offenbart sich aber, wenn wir tiefer in seine Schriften eindringen, ein reines Gemüth, ein höchst ehrenwerther Kern des innersten Menschen, und neben der Gefühlsschwärmerei auch ungemein viel scharfer und gesunder Verstand, und namentlich eine sehr große Menschenkenntniß.

In der vorliegenden Sammlung dürften Lavaters Briefe, in der Revolutionszeit geschrieben, das meiste Interesse erregen. Lavater litt in den Jahren 1798, 1799 und 1800 als einer der angesehensten Zürcher manche Noth, wurde von den Franzosen als Geißel fortgeschleppt und fiel endlich als unschuldiges Opfer der Revolution in der großen Zürcher Schlacht (in der Massena die Russen zurückschlug), indem er in der Straße einen tödtlichen Schuß bekam. Seine Briefe aus jener Zeit sind hier abgedruckt und vergegenwärtigen uns jene Tage der allgemeinen Verwirrung und des Schreckens sehr lebendig.

7) Moses Mendelssohns gesammelte Schriften. Herausgeg. von Prof. Mendelssohn. In sieben Bänden. 1—3ter Band. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Der jüdische Philosoph in Berlin hat mehr, als man sich bewußt geworden ist, auf die Anerkennung des Judenthums in neuerer Zeit eingewirkt, aber auch dem Wesen des eigentlichen Judenthums großen Abbruch gethan; denn obgleich die Juden in gewissem Sinne das einzig wahrhaft kosmopolitische Volk sind, so ist es doch nicht jüdisch, ein Kosmopolit zu seyn und sich als Philosoph über das alte Testament und den Talmud und die alten Vorurtheile des Judenthums zu stellen. Was ihm unter den Christen so viele Freunde erwarb, war neben dem gesunden Menschenverstande überhaupt vorzüglich seine Milde und sein sittlicher Adel; wodurch er sich sehr zu seinem Vortheile von denjenigen modernen Juden unterschied, die sich durch einseitigen Scharfsinn ohne Tiefsinn, schneidende und giftige Sophismen ohne gründliches Urtheil, durch eine unreine Phantasie und Mangel an sittlichem Adel markirt haben. Daß Mendelssohns Geist auf den Juden ruhen möge, mit denen wir Christen zu verkehren haben, ist ein billiger Wunsch, obgleich uns ein altgläubiger Jude von nicht geringen Einsichten entgegnet hat, es sey rein unmöglich, einen Moment der geschichtlichen Entwicklung, wie er sich in Mendelssohn persönlich fixirte, in der ganzen Masse der Juden und für immer zu fixiren. Bleiben alle Juden rechte Juden, so können sie als solche nach den Vorschriften ihres Gesetzes, brave Menschen und Bürger seyn. Werden alle Christen, so können sie es auch seyn. Verlassen sie aber ihr Judenthum, ohne in die christliche Gemeinde überzugehen und sich dadurch einem neuen Glaubens- und Sittengesetz zu unterwerfen, und schwanken sie in einer kosmopolitischen und philosophischen Unentschiedenheit umher, so wird unter tausenden nicht ein Mendelssohn wiederkommen, sondern es wird eine Gleichgültigkeit gegen alles Ehrwürdige und Heilige, ein ausschließlicher Sinn für Gelderwerb, äußeren Glanz und sinnlichen Genuß und eine Frivolität eintreten, die allein durch sociale Convenienz und durch die Rücksicht auf das bürgerliche Gesetz gezügelt werden kann, aber nicht mehr durch irgend eine Ueberzeugung, und eine solche Sekte, noch dazu durch Reichthum einflußreich, wird, wie unser einsichtsvoller Freund sagt, kein Segen für den Staat seyn.

Ueber Mineralquellen.

Die Entstehung der Quellen und die Bildung der Mineralquellen, nebst einem Bericht über die neuaufgefundenen Quellen bei Asmanshausen und Weilbach. Von Dr. Bögner. Frankfurt a. M., Brönner, 1843.

Eine anziehend geschriebene Monographie der Quellen, angenehm unterhaltend besonders durch die vergleichende Uebersicht der interessantesten Quellen, die man auf der Erde bisher gefunden hat.

Der Verfasser geht von dem Satz aus, alle Quellen werden von Meteorwasser gespeist, d. h. sie sind das wiederaufsteigende Wasser, welches durch Regen und Schnee aus den Wolken herabkam. Man kann dieß zugeben, wird jedoch immer wohlthun, eine größere Ausdehnung der atmosphärischen Prozesse anzunehmen, als gewöhnlich geschieht. Neben der Wolken- und Regen- oder Schneebildung gibt es ohne Zweifel auch eine unsichtbare Einwirkung der Luft auf die Erde und umgekehrt eine Einwirkung dieser auf jene; einen Aus- und Einathmungsprozeß der Erdoberfläche, ein Einsaugen der Luft und der Feuchtigkeit und ein Ausströmen derselben, worüber vorzüglich Hugi in neuerer Zeit sehr lehrreiche Untersuchungen angestellt hat. Gewiß läßt sich weder die Blasenbildung im Meer und im Eise, noch die Luftströmung in unterirdischen Räumen und das Aufsteigen unterirdischen Wassers ausschließlich aus mechanischer Erhebung eines an sich todten Niederschlages erklären, sondern man muß annehmen, die Erde absorbirt Luft und Wasser, verändert deren Natur und reproducirt sie wieder durch in ihrem Inneren vorgehende Prozesse.

Ferner geht der Verfasser von dem Satz aus, alle mineralischen Bestandtheile der Quellen kommen nur durch Auflösung hinein, indem das Wasser durch Erd- und Metallarten hindurch läuft und feine Theile von denselben ablöst. Auch diese Ansicht läßt sich bestreiten, wenn man einen Wasserbildungsprozeß im Innern der Erde im Gegensatz gegen den bloßen Fortschaffungsprozeß des Wassers durch die Erde annimmt.

Alle Thermen (warme Quellen) und Mineralquellen leitet der Verfasser von den Veränderungen her, welche das durch Regen und Schnee in die Erde eindringende Wasser in der Tiefe durch vulkanische Thätigkeiten zu erleiden hat. „Die Thermen stehen nie allein; in ihrer nächsten Umgebung entspringen, sowohl dem Temperaturgrade als den Bestandtheilen nach, verschiedene, und dieses Nebeneinanderseyn wird mit dem Namen einer Mineralquellen-Gruppe bezeichnet. Diese Gruppirung

findet sowohl bei noch thätigen, wie bei erloschenen Vulkanen statt. Die Thermen sind in solchen Gruppen der Stamm, der in den Aesten an Temperatur abnehmend, bis in die Säuerlinge sich ausbreitet, die nur wenige Grade über den, sich daneben befindlichen, Süßwasserquellen stehen." Der Hauptbeweis für den vulkanischen Ursprung der Thermen und Mineralquellen scheint dem Verfasser aber darin zu liegen, daß sie durch Erdbeben und vulkanische Ausbrüche verändert werden. „Vor und während weit verbreiteter Erdbeben und großer vulkanischen Ausbrüche werden nicht allein das Meer, die Landseen, Flüsse und Quellen mechanisch gestört, sondern ihr Wasser auch chemisch verändert; eben so haben nur wenig Jahre auseinanderliegende chemische Analysen der Mineralquellen gelehrt, daß auch in ruhigen Zeiten in ihnen quantitative und qualitative Veränderungen vorgehen; woraus ihre ungleiche medicinische Wirkung sich erklären läßt; ja, einige wenige haben ihre mineralischen Bestandtheile ganz verloren. — Nicht allein die Brunnen und Quellen der Gegenden, denen die Erschütterungen bevorstehen, zeigen oft schon mehrere Tage vorher auffallende Veränderungen; sondern in weit entfernten Ländern bemerkt man Störungen in denselben. Das Wasser in den Brunnen sinkt, die Seile an den Eimern, mit welchen man es heraufzieht, müssen verlängert werden, was man in Neapel als ein Vorzeichen des Erdbebens kennt. Die Quellen nehmen an Wassermenge ab, oder versiegen ganz; sinken mit dem Brunnenwasser in die Erde hinein, und erscheinen nach einiger Zeit verändert wieder; wie bei dem Erdbeben von Lissabon den 1. November 1755, sogar in Deutschland dieselben, wie durch eine gewaltige Inspiration des Erdballs mehreremal verschluckt wurden und wiederkamen. Das klare Wasser in Quellen und Brunnen wird trübe, bekommt einen Schwefelgestank, der sich einige Zeit nach dem Erdbeben wieder verliert. Viele der versiegten Quellen erscheinen nicht wieder, und neue entstehen."

Auch hier könnte man dem Verfasser wieder einwenden, daß die Erdbeben und vulkanischen Thätigkeiten der Erde selbst nur dem großen Gesammtprozeß anzugehören scheinen, dessen Factoren die Atmosphäre einer- und die Erdoberfläche andrerseits sind; und daß, wenn man die Thermen aus den Vulkanen erklären kann, man vielleicht eben so gut die Vulkane aus den Thermen erklären könnte, sofern Luft- und Wasserbildung im Innern der Erde oder die Aufnahme von Luft und Wasser aus der Atmosphäre Bedingungen aller vulkanischen Thätigkeit sind.

Ein sehr unterhaltendes und reiches Gemälde entfaltet uns der Verfasser in der Zusammenstellung der Nachrichten über die berühmtesten Quellen der Erde. Nur gegen die erste dieser Schilderungen möchten wir Protest einlegen. Sie ist aus einem sehr problematischen Buche, der brasilianischen Reise von Vollmer citirt, und beschreibt uns den Quellsprung des Uraguai, einen Wasserstrahl, der 8 Fuß dick in einem Bogen von 120 Fuß Weite dergestalt springen soll, daß man bequem darunter spazieren gehen kann. Umher sollen Dattelpalmen stehen, deren Blätter 80 Fuß lang sind. Diese schöne Schilderung entbehrt so sehr aller Wahrscheinlichkeit und Beglaubigung, daß es besser gewesen wäre, sie hier wegzulassen.

Unter den andern Quellen wollen wir hier nur kurz ausziehen 1) den Golfstrom, der aus einer heißen Quelle unter dem Meer im Meerbusen von Meriko entspringt und bekanntlich durch das atlantische Meer gegen den Norden Europas fortströmt, so daß Schiffe, die ihn befahren, schneller als Andere in Europa ankommen, aber durch die Wärme des Wassers Schaden leiden; 2) der Schwefelfluß am Vulkan Xorullo, der über 25 Fuß breit lauter heißes Schwefelwasser enthält; 3) die heißen Quellen des Dschumna in Himalaya. „Zwischen zwei Felsenmauern, die nur 60 Ellen auseinander stehen, zieht der Dschemna über eine halbe Stunde weit ganz unsichtbar hindurch, weil er mit einer 40 Fuß mächtigen Schneebrücke zugedeckt ist, die nach oben in ein Schneefeld ausgeht, das 500 Ellen weiter in der Fronte durch den hohen Berg, der auch Dschemnotri heißt, nebst dem ganzen Fels-Defilé geschlossen erscheint. In dieser Schneebrücke sind sehr viele Löcher und Oeffnungen, durch den Dampf der heißen Quellen gebildet, die in dem Flußbette selbst und zunächst in seinem Uferspalte hervordringen. Mit dem Senkblei in der Hand kann man am Rande dieser Oeffnungen sehr gut die Mächtigkeit des Schneegewölbes messen, das sich über den Strom hinüberbaut. In einer dieser Schneespalten stieg Hodgson durch ein enges, sehr steil absetzendes Schneeloch, in das geheimnißvolle Dunkel dieses Strombettes hinab, das hier von dicken und festen, soliden Schneemassen, die der letzte Winter sehr vermehrt hatte, überdeckt war. Angezündete Fackeln geben in dieser dunkeln Tiefe den wunderbarsten Anblick; das Schneegewölbe von unten erleuchtet wandelte sich wie in weite Marmorhallen um, deren mehrere in Grottengestalt sehr hoch, andere sehr weit, sich fortsetzen. Ganz in den Nebel der warmen Dämpfe eingehüllt, thaut der Schnee aus den Gewölben beständig Regenschauer herab, die in die unterste Tiefe des engen Felsspaltes zusammenfließen, den man hier mit einem starken Schritt überschreiten kann. Dieß ist der Dschemna, Dschumna in der geheimnißvollen Naturwerkstätte selbst, in jedem Moment von neuem erzeugt

durch die heißen Quellen von unten, durch den Schneeregen von oben, — Jupiter pluvius —, die sich hier beide wunderbar vereinigen. Die Quellen waren hier zu heiß, um die Hand nur hineinzustecken; Reis kochte darin, jedoch nur unvollkommen: ihre Temperatur muß dem Siedepunkt nahe kommen. Nicht nur eine, nein, eine sehr große Zahl von heißen Quellen, in langen Reihen, aus den Haupt- und Nebenspalten hervorsprudelnd und dampfend, sind es, die hier den Einfluß eines gemeinsamen Hitzheerdes im Felsspalt Dschemna verkünden, auf einer Höhe, die sehr bedeutend ist, aber doch noch einige 1000 Fuß niedriger liegt, als die schon oben bezeichnete, obwohl viele 1000 Fuß höher, als die heißen Quellen bei Oj'ha Gher. Die meisten bleiben dem Auge des Beobachters verborgen; viele sprudeln mit sehr starker Blasenwerfung der Luftarten, die aber noch kein Chemiker untersucht hat, aus den Granitklippen, nach Hodgson, hervor; sie haben starken Ocher Absatz, ihr Wasser ist aber geschmacklos. Sollten diese Thermalbildungen hier etwa auch die noch heute nachwirkenden Symptome früherer Emporhebungen der gewaltigsten Kette der Erde und ihrer Einstürzungen seyn? Noch hat kein Geognost diese grandiosen Naturscenen untersucht. Diese doppelte Art der Quellenbildung durch den Contract der größten Hitze und Kälte zugleich, im condensirtesten, vielleicht größten Wasserschatz der Erde, in den ewigen Schneehöhen des Himalaya, ist allerdings eine charakteristische Eigenheit der Wiegen des Dschemna, des Ganges, wie des Ssatadru, jener kolossalen und wasserreichen Stromsysteme, die diese von denen anderer Erdtheile unterscheidet." 4) Der berühmte Geiser auf Island. 5) Der Karlsbader Sprudel ꝛc.

Daran schließen sich die steinproducirenden Quellen, die Wasserfälle bei Tivoli, die den berühmten Travertin (lapis tiburtinus der Alten) bilden. „Dort setzt man deßhalb kleine Bildwerke — Heiligenstatüen, Crucifixe und dergleichen — dem Staube der Wasserfälle aus, und sieht sie dann nach einiger Zeit durch diese Benetzung mit blinkenden Kalksinterhörnchen bezogen, welche ihnen das Ansehen von Zuckerwerk geben; daher der Name Confetti di Tivoli. Unter den vielen heißen Quellen Italiens verdienen in dieser Hinsicht ganz besonders die von San Filippo am Monte Amiata in Toskana eine Auszeichnung, denn dort haben die Quellen sich einen ganzen Hügel von schneeweißem reinem Kalksinter gebildet, und man benutzt das in reichem Maaße hervorströmende Wasser, um dadurch in einigen Tagen ganze Basreliefs abzuformen, welche das Ansehen unserer von Biscuit — unglacirtem Porzellan — gemachten sogenannten Lithophane erhalten; man verkauft sie zu Radicofani. Berühmt und in dieser Beziehung von Reisenden viel besucht ist die so kalkreiche warme Schwefelquelle der Solfatara bei Tivoli. — Doch ans Wunderbare fast grenzend ist die versteinernde Kraft einer Quelle in Peru, von welcher Feuillée: Hist. des tremblem. de terre etc., II., p. 267, Nachricht gibt. Dieselbe liegt nicht fern von der, durch ihre Quecksilberbergwerke berühmten Stadt Huancavelica, etwa 70 Stunden von Lima, und ist sehr heiß. Das Wasser derselben setzt bei seinem Austreten so viel steinige Masse ab, daß es fast das Ansehen hat, als verwandle dasselbe sich ganz in Stein; dieser ist fest, gelblich-weiß und durchscheinend, und wird häufig zum Bauen benutzt. Um sich aber die Mühe des Behauens der Steine zu ersparen, legt man Formen von Quadern an den Austritt der Quelle, und läßt das Wasser hineinlaufen; in kurzer Zeit sind dieselben mit brauchbarer Steinmasse gefüllt. Selbst die Bildhauer sollen ihre Werke diesem Wasser als hohle Formen vorlegen und so ganze Statuen erhalten, welche später nur abgeschliffen und polirt zu werden brauchen. Ein großer Theil der Heiligenbilder und der schönsten Gefäße in den Kirchen von Lima ist auf diese eigenthümliche Weise verfertigt. Friedrich Hoffmann, Physikalische Geographie, Berlin 1837, S. 483. — Die schon erwähnte heiße Quelle von Hierapolis in Kleinasien setzt einen weißen Sinter in solcher Menge ab, daß die jetzt dort stehende Stadt von den Türken den Namen — Pambuk Kalesi — Baumwollenstadt erhalten hat; sie steht auf einem unebenen Hügel, der in der Ferne das Ansehen großer Haufen weißer Baumwolle gewährt, die vom herabfließenden Wasser sich noch fortbilden. Das Wasser dieser Quelle, sagt Walsh, hatte früher so reichlichen Sinter, daß es die Fähigkeit der Amphions-Leier besaß, und selbstständig Mauern aufführte; zu diesem Ende wurden um Gebäude und Einfassungen Kanäle geführt, das Wasser hineingeleitet, die dann lange Mauern aus einem Stück zurückließen, l. c. p. 70. — Die erwähnte, 78° R. warme Quelle in der Provinz Constantine in Afrika, bildet durch Sinter, nach Capitaine Niel, weiße Hügel von 25 bis 36 Fuß Höhe, die der Gegend das Ansehen eines Feldlagers mit weißen Zelten geben; hat die Quelle ihren Kanal bis zum Gipfel durch Sinterabsatz verstopft, so treibt sie einen neuen Hügel auf, und vermehrt so die Hügelreihe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 92.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 8. September 1843.

Schrift über den Tod.

Die lezten Stunden und der Tod in allen Klassen der Gesellschaft, aus den Gesichtspunkten der Humanität, der Physiologie und der Religion betrachtet von H. Lauvergne, Oberarzt der Marine und des Hospitals am Bagno zu Toulon. Frei nach dem Französischen. Zwei Bände. Leipzig, E. Fleischer, 1843.

Von demselben Verfasser ist schon 1841 ein Werk über die Galeerensträflinge im Bagno zu Toulon erschienen (les forçats, considérés sous le rapport physiologique, moral et intellectuel, observés au bagne de Toulon). Er hatte durch seine Stellung die beste Gelegenheit, den Tod vieler Menschenklassen, und insbesondere außerordentlicher Individuen und unter außerordentlichen Umständen zu beobachten. Sein Werk ist vortrefflich, ein Meisterstück in seiner Art, wie das berühmte Werk des Pariser Arztes Parent-Duchatelet de la prostitution, das vor einigen Jahren erschienen und auch in Deutschland übersezt worden ist. Auch ist es in vieler Beziehung ein Pendant zu diesem Werke, indem es nicht vom Tode allein, sondern auch von den Ursachen des Todes handelt und mithin derselben Corruption seine Aufmerksamkeit zuwendet, der sie Parent-Duchatelet zuwandte.

Lauvergne hat zur See gedient und alle Todesarten auf dem Ocean und unter verschiedenen Himmelsstrichen kennen gelernt. Er hat ferner als Arzt ersten Ranges in einer der wichtigsten Hafenstädte Frankreichs den seestädtischen Pöbel, die weibliche Ergänzung der Matrosen, die mannigfaltigen Individualitäten der Galeerensträflinge und endlich auch die höhern Klassen der Gesellschaft in einer langen Reihe von Jahren studirt und bei allen diesen Menschen den Moment des Todes als den, in welchem eines Jeden wahre Natur am deutlichsten hervortritt, aufgefaßt, diese Todesarten mit einander verglichen und insofern nicht nur eine Reihe der überraschendsten, anziehendsten und schrecklichsten Genrebilder gemalt, sondern auch die tiefe Verderbniß der Gesellschaft enthüllt und daran die redlichsten Warnungen und humansten Wünsche geknüpft. Sein Werk gehört nicht zu denen, die Greuel auf Greuel häufen, um eine abgestumpfte Phantasie zu reizen; es sind nicht schwarzgalligte Einbildungen, die er mit studirter Grausamkeit ausmalt, um Käufer zu locken, die ans Gräßliche schon gewöhnt das Gräßlichste verlangen; es sind vielmehr aus dem Leben gegriffene Wahrheiten, mitgetheilt von einem hochgestellten und menschenfreundlichen Arzte.

Die phrenologische Ansicht, die durch das ganze Werk hindurchgeht, wäre geeignet, dem Verfasser starren Materialismus oder Fatalismus zum Vorwurf zu machen, wenn er sich nicht auf jeder Seite seines Werkes zum christlichen Glauben und Hoffen bekennte. Er hat die Erfahrung gemacht, daß gewisse Sünder und Verbrecher immer auch schon äußerlich an gewissen Gehirnorganen und physiognomischen Zügen kenntlich sind; er kann der Vermuthung nicht widerstehen, daß darnach angeborne Dispositionen zum Verbrechen vorhanden sind; aber er hütet sich wohl, aus diesen Erscheinungen unchristliche Schlüsse zu ziehen, und achtet ein Geheimniß, das nicht zu enthüllen ist. Auch hebt er bei jeder Gelegenheit hervor, daß unter allen Todesarten ohne Ausnahme der christliche Tod der schönste und leichteste sey. Er kennt eigentlich nur drei Haupttodesarten, den viehischen Tod, den der Mensch wie ein wildes oder blödsinniges Thier leidet, bloß weil er muß, bald stumpfsinnig, bald in Verzweiflung; den philosophischen und koketten Tod, der sich über den Mangel an religiösem Glauben und Hoffen durch Sentenzen und Witz tröstet, und den christlichen Tod, der allein wahrhaft freudig und trostreich ist. In der Schilderung der verschiedenen Sophismen und Affektationen, durch welche Sterbende sich selbst und Andere über ihre eigentlichen Empfindungen täuschen, ist der Verfasser Meister und bewährt die feinste Menschenkenntniß.

und allen Todesscenen, worin die Verzweiflung, die Heuchelei, der geistige Hochmuth, mit einem Wort der auf tausendfach verschiedene Weise immer vergeblich gegen den Untergang ankämpfende Egoismus die Hauptrolle spielt, sezt er immer nur einfach das Bild einer fromm und christlich sterbenden Hausfrau und Mutter oder eines armen alten Landgeistlichen entgegen, der seinen Beruf treu erfüllte. Die Ruhe und der Frieden dieser ländlichen und bürgerlichen Sterbebetten bildet den rührendsten Contrast zu dem Dämonismus derer, die von Schrecken und Lügen umlagert sind.

Unter den ersten Gemälden dieses modernen Todtentanzes zeichnet sich Theil I. S. 59 der Tod eines alten Weibes aus, die einst in der französischen Revolution zu „Marats Strickerinnen" oder zu den „Furien der Guillotine" gehörte. Alle diese Gemälde sind höchst lebendig und ergreifend. Besonders lehrreich aber sind die ärztlichen Erörterungen über die verschiedenen natürlichen Todesarten des Säufers und Wollüstlings, des Spielers ꝛc. und über die verschiedenen Ursachen des Selbstmords. Eines der schauerlichsten Bilder ist Theil I. Seite 160 das vom Tode eines alten Mannes: „Nervenerschöpfung ist eine Krankheit, an welcher ganz eigentlich Alle sterben, die schon frühzeitig ihre Lebenskraft in Leidenschaften jeder Art verschleudern; die Liebe, der Wein, das Spiel lockern den Zusammenhalt des Gehirns, magern den Körper ab und ermatten die Geistesthätigkeit. Deßhalb verschwört sich der Greis, der sich gegen die Gesetze der Natur verheirathet, mit allen fehlgeschlagenen Hoffnungen und zu späten Gewissensbissen gegen sein Leben. Eifersucht, eine Furie, die um so unerbittlicher ist, je schwächer uns das Alter schon gemacht hat, bemächtigt sich vorzugsweise der abgewelkten Verliebten, die ihr Herz an der Flamme eines andern Herzens durch eine verspätete Heirath zu erwärmen gedachten. Welches Gemälde schilderte wohl treu genug die Vorspiele eines Selbstmords wegen Eifersucht und Untreue? Man denke sich einen betrogenen Greis, der in einem bizarren Tode die ewige Ruhe suchte. Er wußte, daß die Nux vomica ein unfehlbares Gift für den Menschen sey und mischte von dem Pulver derselben, wovon schon etliche Gran den stärksten Mann in einen tödtlichen Starrkrampf versetzen, zwei Unzen unter einen Eierkuchen. Fest entschlossen, seinem Leben ein Ende zu machen, aß er denselben, und ein paar Augenblicke darauf wirkte das Gift auf eine unerwartete Weise. Der ganze Körper vom Kopf bis zu den Füßen krümmte sich in einem Bogen rückwärts. Der Unglückliche, der auf einen kurzen Todeskampf gerechnet hatte, wurde vom Boden seines Zimmers aufgehoben und wie ein steifer schwerer Sprenkel in sein Bett getragen. Nur der Kopf und die Fersen trugen hier das Gewicht des Körpers, das Uebrige war in die Höhe gerichtet wie ein Brückenbogen. In diesem schrecklichen Zustande brachte er 20 Stunden bei vollem Bewußtseyn zu; und da er sein Seelen= und Körperleiden nur mit den Augen zu erkennen geben konnte, so glich er einem lebenden von wüthenden Schmerzen gefolterten Marmorblocke. In seinen lezten Augenblicken traten die Augen weit aus ihren Höhlen heraus; mit ihnen hätte er seine Frau niederblitzen mögen." Ein anderes eben so schreckliches Bild ist folgendes Th. I. S. 277: „Kermerec, ein Matrose, in jeder Beziehung ein gutmüthiger Mensch, wurde von seinem Schiffspatron ohne allen Grund, bloß weil dieser einen Widerwillen gegen ihn hatte, gemißhandelt. Eines Tags ist er der Quälereien satt, und sagt dem Patron ganz kalt, er solle ihn nicht schlagen. Umsonst; doch dießmal vergilt er die Mißhandlung mit einem Messerstich, den er dem Angreifer in den Leib gibt. Kermerec wurde arretirt und in das Gefängniß des Marinehospitals zu Brest gebracht. Jezt überlegt er, was er gethan hat; er sieht das Blutgerüst aufgerichtet und seinen Kopf vom Rumpfe getrennt. „Nein," sagt er; „von Henkershand will ich nicht sterben." Er steht von seinem Lager auf und greift unvermerkt in die Tasche eines neben ihm Liegenden, um ein Messer zu suchen, das er bei diesem während der Abendmahlzeit gesehen hatte. Man eilt hinzu, um ihn an dem Gebrauche zu verhindern; zu spät, er sticht blind um sich her. Nun er sich frei gemacht, stellt er sich unter die bleiche Hängelampe des Gemaches, und unter den schrecklichsten Flüchen durchbohrt er sich den Unterleib mit einer Menge tiefer Stiche. Dabei schreit er: „Bin ich denn noch nicht todt?" und fährt fort, sich auf die fürchterlichste Weise den Leib zu zerfleischen. Endlich, ermüdet von den Versuchen, sich auf der Stelle zu tödten, packt er die aus dem Leibe hervorgetretenen Eingeweide, dreht sie wüthend zusammen, schneidet ein Bündel ab, und sinkt bewußtlos um. Dieser entsetzliche Mensch lebte noch drei Tage; so sehr erhöht die Verzweiflung die Lebenskraft."

Neben den durch ihre Originalität so überraschenden Todesbildern sind es auch die Charakterschilderungen Lebender, welche dem Buch einen eigenthümlichen Werth und Reiz verleihen. Was kann wahrer seyn, als folgende Beschreibung eines Wucherers? (I. S. 212.) „Ich habe mehrere korrekte Muster dieser krankhaften Ausartung der Menschheit gekannt. Alle hatten sich durch ihre niederträchtige Betriebsamkeit aus der Hefe des Volks bis zu dem trivialen Range eines reichen Mannes emporgewunden. Sie besaßen ein Haus, ein Landgut, Bedienten, Equipage, und nicht einen Freund. Ihre innere Einrichtung war ein buntes Allerlei aus alten oder neuen Meubles, mancherlei Gemälden aus verschiedenen Schulen, Candelabern und Pendulen aus allen

Zeitaltern; aber nichts paßte zusammen; alle diese fremden Gäste schienen sich hier nothgedrungen oder zufällig das Rendez-vous gegeben zu haben. Der Herr vom Hause, mit dem bedeutungsvollen Aussehen eines Bewahrers von Reliquien, hatte auch noch verborgene Schätze aufzuweisen, deren Werth seine Unwissenheit überschätzte; Ringe und Dosen von Königen geschenkt, antike Cameen, Diamanten vom reinsten Wasser. Und wenn er sie uns in die Hände gab, damit wir sie besser betrachten könnten, so war ihm bänglich wie einem Könige, der seine Krone zu verlieren fürchtet; er hütete uns mit dem Blicke, und seine ungeduldigen Hände hörten nicht eher auf zu zittern, bis er das Kleinod selbst wieder hatte. Meine mehrfachen Beobachtungen an den Schädeln dieser elenden Gauner lassen mich die Behauptung aufstellen, daß der Wucherer als solcher geboren wird. Eine schöne Stirn oder irgend eine edle Hervorragung habe ich bei dem ächten Wucherer niemals gesehen. Die Organe, die der Mensch mit den Thieren gemein hat, in mäßiger Entwickelung, bieten vielmehr dem Phrenologen hinlängliche Gelegenheit dar zu bemerken, wie sehr hier die der Schlauheit und noch mehr die der Habsucht weit über alle andern vorherrschen. Erwarte Keiner etwas von dem Manne mit der zusammengequetschten Stirn, dem unaufhörlich rollenden Blicke, der dünnen spitzen glänzenden Nase, den schmalen zusammengekniffenen Lippen, auf welchen nur zufällig ein anbefohlenes Lächeln herumirrt. Was er auch für ein Geschäft treibe, er wird sicherlich seinen Ertrag durch Alles vergrößern, was er durch Praktiken voll Lug und Trug erpressen kann. Und verleiht er Geld, so hält er erbarmungslos auf die Verfallzeit von Zinsen und Kapital. Redet ihm nicht von etwas Großem, von Philosophie, von schönen Künsten; davon begreift er nichts; alles Wissen, was seine Selbstsucht nicht befriedigt, ist ihm Spielerei. Eins nur versteht er, das hat er gelernt, weil er Tag und Nacht daran dachte, sein Buch zu führen und Chikanen zu machen. Zwei Personen nur besucht er öfter auf geheimnißvolle Weise; er traut aber keiner von beiden; das ist der Notar und der Sachwalter. Handelt es sich um eine Verschreibung, so ist es staunenswerth, mit welcher Erleuchtung er irgend einen zweifelhaften Punkt ausfindig macht; oder um einen Prozeß, so liefert er dem, den er mit seinem Vertrauen vor dem Gerichtshofe begleitet, selber die Beweise und die möglichen Einreden der Gegenpartei dazu. Er lebt allein, außer Berührung mit seinen Verwandten, seinen Nachbarn und alten Bekannten. Man sieht ihn selten unter den Leuten; er scheut sich vor ihren Blicken; geht umher mit niedergeschlagenen Augen; am allerwenigsten kommt er in Gesellschaft, wo lustige Gesellen beißenden Tabak rauchen, starkes Bier trinken und sich derbe Wahrheiten sagen. Er weiß recht gut, daß der, dem man auf unmäßige Zinsen leiht, unser Feind wird; und die Zahl seiner Feinde wächst, wie sich seine Jahre und seine Kapitale mehren. Bewundernswürdig versteht sich der Wucherer auf die Zukunft eines Vermögenden, der in der Klemme ist. Gelüstet ihn nach dessen Landgute oder Hause, so weiß er, ehe er ihm Geld leiht, die Zeit, zu welcher er ihn höchst wahrscheinlich nöthigen wird, ihm in gerichtlich verfügter Versteigerung das Erbe seiner Väter zu verkaufen. Er kauft auch auf Leibrente; und da ist es nach ein oder zwei Jahren Abwarten schön zu sehen, wie tief er die Unsicherheit einer anscheinend noch so robusten Gesundheit durchschaute. Wird er nachgerade alt, so verbreitet sich der Widerwille, den er einflößt, durch die ganze Stadt, wo er seine zahlreichen Kapitalien angelegt hat, und auf dem Lande, wo seine überschuldeten Pächter im Elend schmachten. Den nagenden Gedanken, daß man ihn verachtet, kann er nicht los werden; er wird wortkarg und verzagt; er fürchtet auf seinen entlegenen Landgütern, wo ihm verarmte Landleute schon mehrmals Drohworte ins Gesicht gestoßen haben, sich in Gefahr zu bringen. In jedem Jäger mit der Flinte sieht er einen Feind, der auf ihn lauert, um ihn zu tödten. Nun kommt er wider Wissen und Willen von seinem alten Zuge, die Leute aus ihrem Eigenthum zu werfen und zu chikaniren, zurück; man steckt seine Waldungen und Ernten an, verwüstet seine Besitzungen, er aber läßt sich Alles gefallen. Gerichtsdiener, Notar und Sachwalter kennen ihren früher so unerbittlichen Kunden gar nicht mehr; er, der sonst so herbe auf seinen Forderungen bestand und so hitzig anbiß, wenn es zum Prozesse kam, er ist mit einemmal gelassen und ruhig wie der alte Hiob. Ist er Familienvater, so hat er gewöhnlich kein Glück mit seinen Söhnen; diese haben bei Zeiten schon das Haus verlassen, führen in der Ferne ein wüstes Leben, und er empfängt von seiner Nachkommenschaft nichts als Klagen und protestirte Wechsel."

Mit unerbittlicher Strenge verurtheilt der Verfasser nicht sowohl die Laster, die uraltes Erbtheil der menschlichen Gattung sind und mehr oder weniger nur vereinzelt vorkommen, als vielmehr die Modelaster, denen man sich ohne alle Nöthigung aus reinem Leichtsinn hingibt und die eine massenhafte Corruption herbeiführen; vor allem aber verurtheilt er die Industrie, welche darauf gegründet worden ist, und namentlich die destruktive Literatur, die atheistische Philosophie und die zuchtlosen Romane, durch welche so unzählig viele Jünglinge und Mädchen in Frankreich dem Verderben zugeführt werden. „Atheistische Philosopheme thun das Meiste zu dieser Verwilderung der Generationen, die auf sie horchen. Erst wird der Glaube an Gott und der religiöse Sinn zerstört oder für überflüssig erklärt; der Schüler nennt sich

dann einen Philosophen, das heißt, er läßt sich in der Welt gehen, wohin ihn seine Leidenschaften treiben. Leeren Aberglauben und Furcht vor der Hölle hat er allerdings nicht; irgend einen festen Haltpunkt findet er in seiner leeren Seele aber auch nicht. Unter solchen Umständen ist es gar nichts Außerordentliches, daß in einem Augenblicke, wie sie unvermeidlich kommen müssen, wo der Mensch ohne den Glauben an Gott und an ein künftiges Leben auch von dem lezten Reste seiner Vernunft verlassen wird, daß er da einen Ausweg sucht, um der Verzweiflung zu entrinnen, und daß er ihn nur im Tode findet. Die jungen Selbstmörder sind fast alle aus dieser Schule und beweisen, welche Ausbreitung sie gewonnen habe, noch mehr aber beweisen sie, daß die Grundlage aller Erziehung nur die Religion seyn könne, und daß die, welche diesen Anfang aller Weisheit verachten, die eigentlichen Verderber der Jugend, die Räuber der Segnungen sind, welche Gott ihr bestimmt hat" (Theil I. S. 253). Dazu kommt die Tendenz aller Stände, höher hinaus zu wollen. „Wäre ich Gesetzgeber, aus allen Kräften würde ich der Erziehung zu steuern suchen, welche der Reichthum und die Vermengung der Stände in Frankreich zur Mode gemacht haben. Wenn jeder Vater von nichts träumt, als von der glänzenden Stellung im Staate, die er seinem Sohne verschaffen möchte, so möchte er auch gern aus der Tochter um jeden Preis eine Künstlerin, nur keine gute Frau und Mutter bilden. Wunderbar und doch wahr! Sie soll dem Verlobten als Virtuosin, Malerin oder Dichterin vorgestellt werden, statt daß man sie als einfach, gut und häuslich rühmt. Glaube man es nur, die Sittenverderbniß dieses Geschlechts, über die man klagt, kommt von den künstlerischen Aufregungen; der Zustand eines jungen Mädchens aber ist von der Art, daß man vielmehr für ihre Beruhigung sorgen sollte, denn bei ihr ist die Einbildungskraft schlimmer als eine Närrin; der natürliche Trieb liegt mit der Vernunft in fortwährendem Streit. Der Vater also muß der wahre Feind seiner Tochter seyn, der die Waffen, durch welche die Leidenschaften siegen, noch obendrein schmiedet und schärft."

Vortrefflich ist die Schilderung einer gewissen Gattung französischer Frauen, welche in dieser Schule aufgewachsen sind und ihre Rolle mit Verstand spielen (Theil I. S. 163): „Keinem Beobachter aber wird es entgangen seyn, daß Mädchen, die Organisation und verkehrte Erziehung der verzehrenden Sinnenlust überliefern, schon frühzeitig sich auf ihre künftige Lebensweise einrichten. Jedermann suchen sie zu gefallen, wissen vortrefflich die ideale Liebe, wie die salbungsreiche Frömmigkeit zur rechten Zeit herauszukehren, an Thränen fehlt es ihnen nie, und sie stellen sich, als hielten sie mit einer Welt voll Tugend hinter dem Berge. Diese folgerechte Verstellung bei einer Seele, die viel Schlimmeres in sich birgt, wird endlich zu einer Art von Charakter; wird ein solches Mädchen Frau, so verlästert sie gewiß nie ihre Nachbarinnen, zankt sich mit Niemanden; das Lächeln, das auf ihren Lippen spielt und ihre Perlenzähne zeigt, ist unerschöpflich. Wer sie nicht kennt und sie in Gesellschaft sieht, unter fünf oder sechs Liebhabern sitzend, die früher oder jezt die Begünstigten sind, der hat keine Ahnung davon, daß diese junge Frau vielleicht schon zwanzig Mal die Ehe gebrochen hat, während sie jezt ganz für den wackern Gatten zu leben scheint, der sich nicht satt an ihr sehen kann, — bis endlich die Stunde der Enttäuschung kommt. Diese geschmeidigen Frauen nun sind der verzweifeltsten Entschlüsse fähig; und da sie aus einer lezten Spur von Achtung für ihren Namen und ihre Abkunft auf Ehre vor der Welt halten, so sind sie, nach verzweiflungsvollen Scenen, wo sie ihr Leben aufs Spiel sezten, im Stande, mit ruhiger Stirn und nichts als Religion und Moral im Munde wieder im Salon aufzutreten. Gewöhnlich hat diese, glücklicherweise seltene Art von Frauen eine entsetzliche Furcht vor dem Tode; und da sie sich vor Gott ihrer Schuld bewußt sind, so sieht man sie auch zu der Zeit, wo sie ihre Thorheiten und Laster einstellen müssen, auf einmal von der Liebe zu Gott ergriffen und eifrig nach dem Titel einer reuigen Magdalene trachten. Aber sie täuschen nur sich, weil sie auf die Entfernung des bösen Geistes rechnen, der in ihnen lebt. Es braucht nur das Fleisch sich wieder einmal zu empören, so opfern sie noch einmal ihren Antheil am Paradiese irgend einem Schuft, der sie verstrickt und noch ein leztes Mal den Weg der Schande führt. Manchmal haben diese Geschöpfe, die solchergestalt an Ausartung des kleinen Gehirns leiden, daneben noch einen angebornen Hang zur Eitelkeit, zum Luxus und zum vornehmen Leben; dann bezahlen sie die Befriedigung desselben damit, daß sie sich jedem, der sie ihnen verschafft, preisgeben. Nichts Häßlicheres gibt es in der Geschichte menschlicher Verworfenheiten, als eine Frau mit hübschem Gesicht und stattlich herausgeputzt, die auf doppeltem Wege und zu doppeltem Zwecke der Wollust fröhnt. Die sich für Gold und Einfluß hingibt, gibt noch ein schlimmeres Beispiel, als die Unglückliche, die aus Hunger zum Gewerbe greift; diese verdient wenigstens Mitleiden, jene bleibt Muster und Produkt der Wunder einer sinnreichen Sittenlosigkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 93.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 11. September 1843.

Schrift über den Tod.

Die letzten Stunden und der Tod in allen Klassen der Gesellschaft, aus den Gesichtspunkten der Humanität, der Physiologie und der Religion betrachtet von H. Lauvergne, Oberarzt der Marine und des Hospitals am Bagno zu Toulon. Frei nach dem Französischen. Zwei Bände. Leipzig, E. Fleischer, 1843.

(Fortsetzung.)

„Ich muß es laut aussprechen, damit mich Niemand beschuldigt, beim halben Wort stehen geblieben zu seyn: es ist bekannt, daß diese Art von Industrie sich unter die feinen und eleganten Klassen verbreitet hat; wenn man jung, schön und schamlos ist, spielt man als vollendete Komödiantin vor einem Großen der Erde, der alt ist und den Weibern nachläuft, in Trauer und Thränen die Rolle der verlassenen Frau und des Opfers seiner Tugend. Manchmal wird, je nach dem Schlage von Mann, der bearbeitet werden soll, die Rolle auch vertauscht; eine Sappho stirbt vor Liebe für die erhabene Intelligenz, die unter den grauen Haaren thront, oder es wird mit bacchantischer Frechheit eine Eroberung im Sturme versucht. Alle diese Maskeraden machen ihr Glück je nach dem Geschmacke desjenigen, den sie verführen sollen, und der alsdann mit Bändern und Stellen bezahlen soll. Solche Frauen sind nun die wahren Geister des Bösen, sie vergiften die Moralität der bürgerlichen Einrichtungen. Ein Herz haben diese Industriellen vom guten Ton nicht; dafür aber etliche geistreiche Phrasen, die sie ableiern. Kommt die Zeit, wo sie ihre Reize verlieren, dann werfen sie sich fast ohne Ausnahme auf die Andacht, das letzte Bret im Schiffbruche ihrer guten Zeit. In diesen neuen Lebenslauf bringen sie Alles mit, was sie von dem frühern her an Aussehn noch gerettet hatten, und sie staffiren sich mit einer Art von Toilette in partibus heraus, um Andächtlern oder Geistlichen zu gefallen, ohne gerade einer andern Klasse von Männern, ohne die sie doch nicht leben können, auszuweichen."

Unter die Korruptionsursachen in Frankreich rechnet der Verf. auch das Duell. „Wo es mit dem Tode der einen Partei endet, ist es oft merkwürdig das Benehmen des Sterbenden in seinem Todeskampfe mit seinem bisherigen Charakter zu vergleichen. Der Raufer von Profession versteht sich nicht auf das Sterben; beschämt wie der Fuchs, der in die Falle gegangen, stößt er kein Mitleid ein, und hat auch selten wahre Freunde. Alle solche Menschen, die ich kannte, waren Unwissende, Liederliche und Ruchlose. Außer der Uebung in dem Gebrauch der verschiedenen Waffen lieben sie gewöhnlich nur noch den Trunk; und ganz wie die Trunkenbolde fangen sie leicht an zu weinen, wenn man ihnen von ihrem letzten Willen, von Geistlichen und Beichte vorspricht. Dann sind sie kleinmüthig und verzagt bis zum Erbarmen; ich habe einige lediglich an der Furcht vor dem Tode sterben sehen." Theil I. S. 303. Der Verf. spricht sich sehr energisch gegen die Sitte des Duellirens aus, fügt aber hinzu: „Die eigentlichen Schuldigen dabei sind aber die Regierungen, welche die Veranlassungen zum Duell bestehen lassen, und diese Veranlassungen sind die Käuflichkeit der Stellen, die Begünstigungen, die der Niederträchtigkeit und der Entehrung zu Theil werden, die Ungerechtigkeiten, die der Nepotismus und das bloße Gutdünken begehen. Hüte man sich den Unterdrückten und den in seinen Rechten Beeinträchtigten auf das Argumentum ad hominem hinzuweisen! Einer von denjenigen, die dieses letzte Mittel am hitzigsten zu Hülfe nahmen, sagte im Ernste: Ich kenne kein anderes unter Regierungen, die mit Gold und Aemtern feilschen." Natürlich. In Regimentern zum Beispiel, in die immer wieder von neuem vornehme Laffen eingeschoben und älteren und wohlverdienten Offizieren vorgezogen werden, bleibt den letzteren nichts übrig, als die ersteren successive durch ihre Klingen, wie durch Spießruthen laufen zu lassen.

Am Schluß des ersten Bandes schildert Lauvergne die zahlreiche Klasse der Hetären als ein Opfer nicht bloß der Armuth, sondern auch der falschen Modebildung. „Die Anfangsgründe jedes Unterrichts, Lesen, Schreiben und Rechnen, sind hier die Beförderungsmittel der falschen Richtung unter der niedern Klasse, die sich durch eine angeschraubte Vornehmheit über ihres Gleichen zu erheben glaubt; und die Eltern, die eine gute Tochter gehabt haben würden, wenn sie dieselbe nicht besser und nicht mehr gebildet haben wollten, als sie selbst, beweinen früher oder später ein Unglück, das sie allein durch ihre Schuld und ihren Unverstand herbeigeführt haben. Hysterische Leiden sind unter den Mädchen dieser Klasse sehr verbreitet, und ihre endlichen Folgen werfen sich hauptsächlich auf die Brustorgane, wo Schwindsucht und organische Herzkrankheiten bald Wurzel fassen. Unter hundert jungen Frauenzimmern, die einen unehrbaren Wandel führten, fand ich nach drei bis fünf Jahren eines lustigen Lebens siebenunddreißig von Zehrkrankheiten befallen; * ein Verhältniß, das Niemand befremden kann, der die verspätete Entwickelung der Brust bei Mädchen kennt, die schon früh die Wollust mit ihren Leiden und Freuden kennen gelernt, sich überreizt, mit Wuth in den Tanz, die nächtlichen Orgien, in Alles, was das Leben aufreibt, das Blut vergiftet, gestürzt haben. Meistens hatten sie schwache und auf die Schönheit der Tochter hochmüthige Mütter, die sich Alles abdarbten, um sie herauszuputzen, ihnen Lehrer zu halten und sie dann in einem Modegeschäft oder einer andern Stellung, die ihnen vornehmer deuchte als ihr eigner Stand, unterzubringen. Ich habe welche gekannt, die singen und Guitarre spielen, Andere, die malen gelernt hatten. In der Nachahmung der äußern Erscheinung aber bringen sie es sehr weit, so daß die Ausgezeichnetsten unter ihnen mit den vornehmsten Damen in der Kunst zu täuschen und anzulocken wetteifern konnten. Leider ist es nur zu wahr, daß der Nachahmungsgeist, dieser angeborne Hang, den die schlechten Vorbilder zum Bösen und zu allen Lüsten verleiten, viel geschickter die Lebensweise der schlechten Frauen unter den vornehmen Ständen, als derer sich aneignet, die am häuslichen Herde fern von den Aufregungen der Gefallsucht und der Liebe ein friedliches Leben führen. Unsere jungen Verirrten sprechen über Mode- und Herzensangelegenheiten wie Romanheldinnen, von der Ehe aber wie die Saint-Simonisten. Sie fürchten sich vor der letztern aus zwei sehr triftigen Gründen; ein Mann, wie sie ihn gern heirathen möchten, sucht bei ihnen nichts als ihre flüchtigen Reize; und der, den sie ihrer Lage nach haben können, riecht nach Pech und Fischthran, er hat schwielige Hände, und schwerlich hat er je einen Roman gelesen. So führt also der Widerwille gegen die Ehe, diese Grundlage aller Gesellschaft und Entwilderung, zur Verderbtheit der Sitten des Volks und des Blutes der Generationen." — Als besonders merkwürdige Fälle werden angeführt die Geschichte eines vornehmen und reichen Fräuleins, die den Tag über in den Salons durch ihre Schönheit und Tugend Ehrfurcht einflößte, des Nachts aber in den gemeinsten Freudenhäusern zubrachte, und die Geschichte eines bizarren Mädchens, die sich der Lüderlichkeit rühmte, aber nach ihrem Tode bei der Section als vollkommen jungfräulich erkannt wurde.

Der zweite Band beginnt mit Schilderungen der tiefsten Rohheit und des thierischen Blödsinnes, der viele Menschen bis in ihren Tod nicht verläßt. Das Dämonische in ihnen wird immer etwas Räthselhaftes bleiben. Dann folgen Todesscenen auf Schlachtfeldern. Hier eine meisterhafte Schilderung (II. S. 55): „Das Antlitz des Soldaten, der auf dem Schlachtfelde stirbt, drückt die verschiedenen Zustände aus, in welchen sich seine Seele befand, bevor er seinen letzten Seufzer ausstieß. Meistens erschöpft die Wirkung der Schußwunden, die nach längerem oder kürzerem Todeskampfe das Leben rauben, die Nerventhätigkeit unter den schrecklichsten Qualen. Man liest ohne Mühe in den Zügen derer, die den Boden mit ihrem Blute düngen, wie viel sie gelitten haben, wie sehr auf ihnen das Leben lastete, das sich gewaltsam vom Körper ablösen wollte. Noch stärker malt sich dieß in den Zügen der Todten, wenn die Schlacht gegen einen schon früher siegreichen Feind abermals verloren wurde, und wenn die Besiegten mit dem Vorgefühl der Niederlage den letzten verzweifelten Widerstand leisteten. Unsre in den Eisfeldern des Nordens hingeopferten Phalangen, die mehr noch gegen die mörderische Kälte als gegen die russischen Kugeln ankämpften, trugen diese schmerzhafte Verfallenheit der Züge im höchsten Grade an sich. Ein Beobachter, der auf dem Schlachtfelde durch die einander gegenüber gestandenen Reihen gegangen wäre, hätte an dem bloßen Aussehen der todten Krieger die siegreiche Partei errathen können. Doctor Larrey, dieser gute Schutzengel aller Soldaten des Kaiserreichs, hat mir oft von diesem ausdrucksvollen Todeskampfe erzählt, in dem er der helfende und tröstende Arzt war, und von dem er zugleich Gemälde lieferte, die einmal einen künftigen Homer unserer Iliade begeistern können. Wenn der Schuß die Eingeweide zerrissen hat, so nimmt der physische Ausdruck des Todes die düsterste Färbung an, die sich nur denken läßt. Unterleibswunden entstellen

* Vgl. Ueber den Einfluß der Gewerbe auf die Entwickelung der Lungenschwindsucht, von Benoiston de Château Neuf und Lombard (in den Annales d'hygiène publique et de médecine légale T. VI. u. XI.); über den Einfluß der Gewerbe auf die Lebensdauer, von Lombard (ebend. T. XIV.) und Parent-Duchatelet, De la prostitution dans la ville de Paris. Paris, 1837. T. II. p. 564.

plötzlich die Züge, machen das Feuer des Blicks erlöschen und das Gesicht lang durch die Erschlaffung seiner Muskeln, und die Haut nimmt eine braungelbe Farbe an. Tödtliche Wunden durch stechende Waffen, wie Dolch, Degen, Bayonet, ziehen die Gestalt auf krampfhafte und leidenschaftliche Weise zusammen. Dieß begreift sich, wenn man sich lebhaft vorstellt, wie bei einem Handgemenge, wo Mann auf Mann losgeht, der Trieb zum Widerstande, der unsre Kräfte verdoppelt, die Seele in die höchste Aufregung versetzt und in ihr die Kampfbegierde anfacht. In diesem Zustande, wo Körper und Seele die höchsten Anstrengungen machen, stirbt der Unterliegende ganz und auf einmal, das Leben entflieht wie ein Blitz, und deßhalb bleibt der trotzige und kräftige Ausdruck des Gesichts, womit der Todte seinen Gegner bedroht hatte, ganz unverändert. Die Seele hat ihre Wohnung so schnell verlassen, daß sie nicht Zeit hatte, die einzelnen Theile derselben vorher in Unordnung zu bringen, und so findet man das Gebäude noch in seiner ganzen lebendigen und regelmäßigen Pracht; nur der geheimnißvolle Bewohner fehlt; er ist für immer davon gegangen."

Dabei findet sich auch Einiges für Justinus Kerner und seine Freunde. Oft sieht der Krieger seinen nahen Tod vorher. „Wer erklärt diese Stimmung eines Mannes, der zwanzig Jahre lang über Tausende den Tod die Loose schütteln sah, ohne das seinige zu finden, und nun eines Tages unter dem Zelte, entfernt vom Feinde, verkündet, daß es ihn heute treffen werde. Das Heldenepos des kaiserlichen Frankreichs ist reich an Beispielen dieser Art. So erwacht in dem Kriege von 1813 der Marschall Bessières an dem Tage seines Todes mit der bestimmten Ueberzeugung, daß es heute sein letzter sey. „Mich nimmt heute eine Kanonenkugel mit; nüchtern soll sie mich nicht treffen." Er liest die Briefe seiner Frau noch einmal durch und wirft sie dann ins Feuer. Eine Stunde darauf steigt der Kaiser zu Pferde und Bessières folgt ihm. Das blasse und traurige Aussehen des Marschalls fällt Jedem auf. Herr de Baudus, sein Adjutant und Vertrauter, sagt zu denen, die es bemerkt haben: „Bekommen wir heute eine Schlacht, so wird der Marschall getödtet." Das Treffen beginnt; und sehr bald reißt eine Kugel den edeln Degen des Kaiserreichs in zwei Stücken. Seine Uhr war stehen geblieben, ohne daß sie auch nur berührt worden wäre. Wie Bessières, so wußte auch Lannes seinen nahen Tod voraus. Als 1809 der Krieg mit Oesterreich ausbrach, nahm Lannes von seiner Frau und seinen Kindern Abschied mit der festen Ueberzeugung, daß er sie nicht wiedersehen werde. Am 22. Mai fand er auf dem Schlachtfelde von Eßlingen seinen Tod. — An dem Tage vor der Schlacht bei Marengo sagte Desaix zu seinen Adjutanten; „Es ist lange her, daß ich in Europa keine Schlacht mitgemacht habe; die Kugeln kennen mich nicht mehr; heute begegnet mir gewiß etwas." Und am folgenden Tage lag Desaix als Sieger auf dem Lorbeerbette. — Eben so warf sich der General Lasalle in einer Nacht, wo er nicht schlafen konnte, mit der Vorahnung seines Todes herum. Es war vor der Schlacht bei Wagram. Er schrieb noch an demselben Tage an Napoleon, um ihm seine Frau und seine Kinder zu empfehlen. Sonst ein Mann wie von Eisen, konnte er sich jetzt der heftigsten Bewegung nicht erwehren, und äußerte unaufhörlich gegen seine Freunde: „Morgen bleibe ich." Und das Geschick der Schlachten hielt Wort. — Vor der Schlacht bei Bautzen führte Duroc gegen den Kaiser eine ganz sonderbare Sprache. Napoleon konnte ihn nur halb beruhigen; selbst abergläubig wie ein Corse, wurde er von der Eröffnung, die ihm Duroc machte, betroffen. Während des Gefechts brachte man ihm die Nachricht, daß sein Freund gefallen sey; und die Augenzeugen erzählen, daß Napoleon sich vor die Stirn geschlagen und ausgerufen habe: „Meine Ahnungen trügen niemals!"

Es folgen nun noch eine Reihe Todesscenen aus dem gewöhnlichen Leben. Zu den vortrefflichsten Schilderungen dieser Art gehört der Tod eines Präsidenten, der als Jurist und Magistrat ein exemplarisches Leben geführt hatte und zuletzt auf dem Sterbebette den Tod als etwas Ungehöriges instinktartig gleichsam wie einen Volkstumult beschwichtigen wollte; — und der etwas theatralische Tod eines frommen Erzbischofs. Ganz besonders aber gefällt sich der Verfasser in Erinnerungen an sein Seeleben und an die Todesarten, die er zu Wasser erlebt. Die Matrosen charakterisirt er auf die sprechendste und liebenswürdigste Weise, wie er denn für diese rauhen Söhne der Natur eine entschiedene Vorliebe hat. Bei Meerstürmen, im Angesicht des Todes, hat er Folgendes wahrgenommen: „Matrosen aus dem nördlichen Frankreich beobachten ein dumpfes Schweigen und beharren in einer gänzlichen Unthätigkeit; manche wollen die ewige Ruhe im betäubten Schlafe erwarten, sie schleichen sich nach den Wein- und Rumfässern und saufen sich voll bis zur Bewußtlosigkeit. Der Matrose aus dem Süden dagegen, voll von seinem heiligen Glauben und Aberglauben, wie er ihn noch aus der Kinderzeit her in sich erhalten hat, nimmt seine Zuflucht weit seltner, als sein Kamerad aus dem Norden, zur Betäubung durch Branntwein, sondern er weint und betet zur Jungfrau mit der Naivetät und dem Vertrauen eines festen Gläubigen. Er thut der Madonna ein Gelübde, und kommt er davon, so wird er in der Heimath zu einer der vielen Kapellen, die auf den Vorgebirgen der Provence stehen, pilgern, daselbst Kerzen anzünden, barfuß die Messe hören und sein ex voto am Altar

aufhängen, wobei er es niemals an dem Gemälde fehlen läßt, das eine Jungfrau in den Wolken darstellt, die ihm während des Sturms erschien, um ihm seine Rettung zu prophezeien. Wer je einmal das prächtige Marseille besucht, wandere auch nach Notre-Dame du bon Secours, er besteige den Hügel in der frühen Morgendämmerung um die erste Messe zu hören; und wohl wird ihn eine fromme Rührung anwandeln, wenn er einen dem Schiffbruch glücklich entgangenen Matrosen erblickt, der sich nun demüthig naht, um ein Blatt, mit seinem Unglücksleben bemalt, an den Mauern dieser Basilika aufzuhängen, die bereits mit manchen tausend solcher von der Jungfrau gnädig abgewendeten Katastrophen tapezirt sind."

Die großartigste Schilderung, die in dem ganzen Werke vorkommt, ist die einer Seeschlacht (II. 315): „Das Signal ist gegeben; eine rauhe hohle Stimme, die von der Ehrenbank, auf welcher der Commandeur des Schiffs thront, durch ein langes Sprachrohr schallt, schreit in die Batterien hinein: „Feuer!" Jetzt ist es an der Zeit, diese harten Matrosen zu bewundern und zu bedauern; niemals sind sie geschäftiger, flinker; alles rührt sich unter ihren eisernen Händen; sie bedienen ihre Kanonen mit der Regelmäßigkeit und Schnelligkeit als wenn es von einer Dampfmaschine geschähe. Unter Feuer, Flammen, pfeifenden und einschlagenden Kugeln und dem fürchterlichsten Sturm stehen hier Menschen, wie man sie nirgends weiter sieht. Was auch um sie herum vorgeht, sie sind für alles unempfindlich. Die feindlichen Kugeln durchlöchern die dünnen Wände, hinter denen sie Schutz finden, ihr Einschlagen verwandelt Alles, was sie treffen, selbst wieder in Zerstörungsmittel, Holz, Eisen, Taue, Dinge, mit denen der Matrose in seinem Geschäft beständig umgeben, sind aus ihrer Befestigung losgerissen, aus ihrer Ruhe aufgescheucht, fliegen in der entflammten Höhle umher, und bedrohen sein Leben. Auf tausenderlei Weise führt hier der Tod seine Sichel; kein Theil des Menschenleibes bleibt von ihr unberührt; in der scheußlichsten Entstellung und Verstümmelung liegen die Leichen in dem Sumpfe von Blut, das aus ihnen hervorrinnt: und das ist die Stelle, auf welcher die rasenden Löwen sich herumtummeln, um ihr Grab einem Feinde streitig zu machen. Der Tod, der Helfershelfer beider Parteien, fliegt hinüber und herüber, um jedes Schiff, um jede Stelle desselben flattert er in allen Gestalten und mit der Schnelligkeit des Blitzes. Besser als der Matrose versteht kein Mensch die Kunst zu tödten; aus dem Mastkorbe oder vom Verdeck trifft er mit seinem Gewehr das festgefaßte Ziel; und steht er als Artillerist in den Batterien, so hält er, der letzte von allen seinen Kameraden, auch bei dem Stück aus und bedient es allein; Zimmermann, Kalfaterer, Segelaufzieher, alles ist er, was von ihm verlangt wird, und dieß unter dem ununterbrochenen Feuer von tausend Kanonen. Hätte er einen Bund mit dem Geschick geschlossen, er könnte nicht furchtloser und nicht erbarmungsloser seyn. Eine Nation von lauter Matrosen wäre unbesiegbar. Mit den Worten Ehre und Vaterland hat vielleicht nie ein Befehlshaber das Recht über Leben und Tod seiner Untergebenen so sicher, als der, der in einer Schlacht solche Menschen gut zu führen versteht. Und wenn nun erst das Schiff in Flammen steht, wenn die Kugeln es durchlöchert haben, daß es anfängt zu sinken, nun erst wird der Matrose ein Mensch, der größer ist als alle Gefahr. Warum? weil er eine Seele hat, die fähig ist in einem erhabenen Enthusiasmus aufzulodern, weil er in einer Welt von Umgebungen lebt, die dem gemeinen Sterblichen zu betreten versagt ist, weil der Unterricht, den ihm sein Daseyn gibt, so großartig, so erhaben, so schrecklich ist. Kampf und Gefahr sind die Quellen seiner Begeisterung. Der Ausgang der Schlacht liefert vielleicht den Beweis. Sein Schiff sinkt ihm unter den Füßen; aber hat er nicht Platz für sich an Bord des feindlichen? „Vorwärts Kinder, an Bord!" Und jetzt, wo er bewaffnet bis an die Zähne, sich ganz seiner kriegerischen Neigung überlassen kann, wo er ganz unabhängig von dem Chef und von den Banden der Disciplin sich nur in seinem natürlichen Muthe zeigt, jetzt sehe man ihn auf dem feindlichen Verdeck. Die beiden Schiffe liegen Bord an Bord; trotz des Waldes von Lanzen, den der Feind den Stürmenden entgegenstreckt, dringen diese doch gewandter als die Löwen durch die feindlichen Reihen, gewinnen Boden, und wuthschäumend, feuerschnaubend beginnen sie nun den Kampf Mann gegen Mann bis aufs Aeußerste und ohne Erbarmen. Kein Dolchstoß geht in diesem fürchterlichen Handgemenge verloren; die Hand, die drauf zusticht, der Zahn der beißt, das Pistol, das eine Kugel entsendet, das Beil, das einen Schlag führt, alles streckt ein Opfer todt hin oder macht es wehrlos. Hier verleugnet der Mensch seine Natur, er vergißt, daß er Gottes Ebenbild ist; er hat nur Krallen zum Angriff und Krallen zur Vertheidigung; der Geruch des Blutes lockt ihn an; er tritt auf den Leichnam, und glüht vor Freude über das todte Fleisch. Die Schilderung ist schauderhaft und doch sind es nur bleiche Farben für das Gemälde eines Entergefechts."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 94.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 13. September 1843.

Theologie.

Das Leben Jesu. Von Dr. J. N. Sepp. Mit einer Vorrede von J. v. Görres. Erster Theil. Regensburg, Manz, 1843.

Eine liebenswürdige Erscheinung in der neuesten katholischen Literatur. Liebenswürdig nämlich, weil sich darin eine Begeisterung ausspricht, deren nur die Jugend in ihrer reinen Blüthe fähig ist. Ein Aelterer, vielleicht gerüsteter für die große Arbeit, würde sie doch kaum wegen ihrer unermeßlichen Schwierigkeit zu unternehmen wagen und weil er wohl erkennen müßte, welche Schlangen hier beinah hinter jeder Blume am Wege lauern. Aber die süße Gluth des jungen Herzens vertraut; das verklärte Auge sieht das Ziel allein und achtet nicht der Gefahr und des Truges auf dem Wege.

Der Verfasser unternimmt, indem er das Leben Christi als den Centralpunkt der Weltgeschichte festhält, alle frühere Geschichte und Mythe als dessen sinnbildliche Vorbedeutung, so wie auch wieder die spätere Geschichte und Wissenschaft als dessen Spiegelung und Reproduction aufzufassen und zu deuten; aber nicht bloß die Geschichte, sondern auch das Naturleben, sofern alle physischen Erscheinungen mit den geistigen in inniger Wechselwirkung stehen. Von einem streng christlichen Standpunkt aus also rechtfertigt er die alten Mythen, wie die alte Astrologie, und steht nicht an zu sagen, daß viel mehr darin liege, als diejenigen meinen, die vom entgegengesetzten Standpunkt, anstatt die Mythen und die Physik auf das Christenthum zu beziehen, vielmehr das letztere von den ersteren abhängig gemacht haben. „Wir werden finden, sagt Herr Sepp, daß die Evangelien noch in weit höherem Grade mythisch sind, als die neuen Entdecker sich vorstellen; mythisch nämlich, wie dieß von den höchsten Ideen und der ganzen Centraloffenbarung gefordert werden muß; darum aber eben auch im strengsten Sinne historisch sich erweisen, indem sie nicht nur in dem bezeichneten Momente, wie im ganzen Laufe der Geschichte, sondern auch durch das physische, psychische und geistige Gebiet hindurch getrieben ihre Wahrheit und Geltung behaupten. Denn ist das Christenthum die von Anfang der Welt vorbereitete, und durch den Gottessohn selber gegründete Centralreligion, dann muß es seine Allgemeingiltigkeit eben in allen Kreisen des Lebens erweisen, es muß als die göttliche Ideensaat, als die primitivste und realste Offenbarung durchgängig seine Erklärung finden, und durch alle Zeiten wie durch alle Räume seine volle Einheit legitimiren. — Die Natur ist eine Prophetin, die nach den Gesetzen der Materie das zum voraus andeutet, was später in anderen und höheren Kreisen sich ereignen soll. Sie enthält eine geheime Weissagung, die voraus angibt, was in der Wirklichkeit noch in Erfüllung treten wird. Vermöge dieser Prophezeiung war es auch in den Sternen geschrieben, daß der Messias im Mondjahre der Welt 4320 erscheinen sollte, wo der ganze Chor der Planeten sein Jubiläum feierte, und das große himmlische Halleluja anstimmte. Vermöge dieser Naturprovidenz ging auch das Gestirn des Aufgangs, oder die große Constellation all dieser Planeten seiner Geburt voran, die die Weisen der Völker zu seiner ersten Wiege führte. — So ist es nun in dem ganzen Sonnensysteme bis ins einzelnste geordnet. Die ganze Außenwelt ist nur ein Abglanz der Innenwelt: das Verhältniß zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Tag und Dunkel, die Bewegung auf und nieder in dem Kreise und großen Ringe, alle diese Relationen deuten auf ein höheres Gesetz in der moralischen Natur, das in der Geschichte sich bewähren muß. Wie aber die gesammte Menschengeschichte, entsprechend der dreifachen Persönlichkeit des gottebenbildlichen Menschen, in die Geschichte des Reiches Gottes, in die Geschichte der Sittlichkeit oder des ethischen Weltstaates, und in eine Geschichte des Reiches der Natur zerfällt, also zwar, daß eine der anderen Hülle ist, und in dem letzteren Reiche

alles plastisch und in seiner physischen Natürlichkeit uns entgegentritt, was dann auf zweiter Stufe im ethischen Gebiete sich erfüllt, das, vom Reiche der Natur umgeben, selbst wieder nur eine noch innerlichere und höhere Sphäre umhüllt, welche endlich das Centrum aller Geschichte in sich beschließt, das in der Schöpfung und dem Gange der Dinge nur nach außen sich entwickelt und peripherisch verwirklicht hat: — so ist der Erlöser die Sonne in der Natur, seine Leiden und Kämpfe haben ein Vorbild in ihr gefunden, das uns immerwährend vor Augen tritt, und mit jedem Kreislaufe der Jahre sich von neuem wieder begibt. — Christus lebt in der ganzen Natur und im Geisterreiche; aber eben nur, weil er persönlich historisch ist. Er hat sich aber auch in die Geschichte als großes Ganze hineingelebt, nur in ganz anderer Weise, als die kurzsichtigen Mythiker es fassen, welche aller Geschichte ein Ende machen. Denn wir begreifen vorerst in ihrem Systeme gar nicht, wie und warum denn der historische Christus neben dem mythischen nothwendig verschwinden müsse, während uns das Daseyn des letzteren vielmehr gerade den ersteren verbürgt. — Jedes Volk hat sich nach den prophetischen Umrissen das Bild seines Erlösers gezeichnet, und seine Züge in der Geschichte aller, die ihm zeitweise als weltliche Heilande und Reichestifter erschienen waren, und als die Vorkämpfer im Kampfe des guten wider das böse Princip mit dem Schwerte zu lösen versuchten, was der Gründer des großen Gottesreiches auf Erden geistig vollbringen sollte, wiedergefunden. Dieß alles sind nur die peripherischen Ausstrahlungen des Einen Centrallebens in Christus. Die evangelische Geschichte ist also wurzelhaft für alle Geschichte, und bildet gleichsam die Achse der Centrallinie, auf die sich alles im Verlaufe der Weltgeschichte zurückbezieht, deren Radien ja überall uns eben nur dieß Centrum vergegenwärtigen."

Dieß ungefähr ist der Hauptgedanke des Werkes. Wer ihn durchzuführen und in aller Naturerfahrung, in aller geschichtlichen Erinnerung nachzuweisen vermöchte, ohne zu irren, der wäre sicher der größte Natur- und Geschichtsforscher, wie der größte Theologe. Aber nur eine warme jugendliche Illusion, wir möchten sagen, eine erste Liebe kann die Hoffnung fassen, je eine solche Durchleuchtung der Natur und Geschichte ihrem ganzen Umfange nach zu Stande zu bringen. Erfahrne Männer glauben nicht, daß unsers Auges Tragkraft schon hinreiche, die Tiefen der Natur auszumessen, und noch weniger, daß das Geschichtsleben vollendet genug sey, um ganz verstanden zu werden. Die Kirche selbst hat es ihrem Interesse nicht angemessen gefunden, von der theologischen Mitte, die sie allein festhielt, Eroberungen in den Gebieten der Physik und Historie zu machen. Sie wies auf das Jenseits im Glauben und sie durcharbeitete den sittlichen Kern des Menschen; aber es lag ihr nichts an dem Verständniß der Natur und Völkergeschichte, als einer nebligen und grenzenlosen Nacht, aus der sie nur herauszuführen hatte zum Licht. Die Scholastik, die Mystik, wenn sie in einer beschränkten und ungereiften Naturerkenntniß eine so helle Offenbarung sehen wollten, als in den christlichen Urkunden und Ueberlieferungen, wurden stets mißtrauisch von der Kirche angesehen, und mit Recht, weil hier die Gefahr verborgen lag, daß einer unzweifelhaften Autorität eine zweite zweifelhafte sich unvermerkt substituiren könne. Nie hat es die Kirche, auch nicht zur Zeit ihrer höchsten Machtvollkommenheit, unternommen, ein physikalisches oder historisches Lehrbuch unter ihre Gesetze aufzunehmen, weil sie wohl und scharf unterschied, was ihr bewußt und auch in sich vollendet war, wie der Glaube und das Sittengesetz, und was ihr nicht bewußt seyn konnte und auch nicht vollendet war, wie Naturforschung und Geschichte. Die Kirche kann sich sehr wohl damit begnügen, daß man zuletzt mit aller Naturforschung doch nur dahin gelangt, die Weisheit des Schöpfers in immer höherm Grade zu bewundern, und mit aller Geschichtskritik nur dahin, die Gebote Gottes für nothwendig zu erkennen.

In seinen polemischen Einleitungen (sowohl der von Görres, als der vom Verfasser) enthält das vorliegende Werk manche äußerst glückliche Verspottung der eiteln Thoren, die in unsern Tagen das Ansehen der Bibel stürzen zu können sich geträumt haben. Görres sagt: „Als die kritische Richtung im Protestantism in Strauß zu ihrem Abschlusse gekommen, da hat er sein eigenes Grundprincip, auf das er bei seinem Ausgange sich gesetzt, zerstört und umgestürzt, also daß er seither principlos ohne Steuer im Winde der Meinung treibt. Im Begriffe nämlich, sich von der Kirche loszusagen, und nach einem andern Grunde umhersuchend, auf dem er fußen möge, hatte er endlich die Evangelien und die übrigen biblischen Schriften ergriffen, und nun dieß Buch als Unterlage sich genommen. Die alte Kirche hatte diese Bücher allerdings in ihrer Würde und Bedeutung sanctionirt, indem sie dieselben in ihren Lebensverband aufgenommen; die vier Evangelien pulsirten in vier großen Lebensströmungen durch ihren unsterblichen Organism, und gaben ihm in stetem Austausch Leben, und empfingen wieder welches aus dem Lebensbrunnen. Jetzt aber wurden sie von dem allgemeinen Verbande losgetrennt; das warme Leben, das sich überall, wie bewährt, so auch vertheidigt, erkaltete sogleich in ihnen, wie die Pulse stockten; und das Herzblut war nicht mehr ferner Blut, so wie es aus dem haltenden Gefäße vergossen war. Das Lebensfluidum gerann zu einem caput mortuum; es wurde ein Buch wie tausend andere Bücher, die unsere Bibliotheken aufbewahren; und wie die

Religion eine wissenschaftliche Disziplin geworden, die Kirche aber eine Schule der Schriftgelehrten, so wurde denn nun auch, wie billig, dieß also aus dem Lebenskreise gerissene Buch, zur Unterlage der neuen Scholastik gegeben, die rasch eine Schrift zur andern fügend, auf ihr fortgebaut. Die analytischen Geister gingen unterdessen bedenklich um den Grundstein um; sie prüften mit dem Stahle, ob er Feuer schlage, und wie jener Ynka in Peru gethan, legten sie horchend ihr Ohr an ihn, ob keine Stimme aus dem Inneren ihren Fragen Antwort gebe; aber da das Todtliegende stumm geblieben, antworteten sie an seiner Statt aus ihrer Wissenschaft. Da wurden denn, nach ihrer Vorschrift, zuerst alle vorstehenden Ecken nach Maaßgabe des Gefüges und der durchgehenden Blätter abgeschlagen, damit man also zum Keim und Urevangelium gelange. Gegen die Reste wurde nun die ganze Schärfe kritischer Reagentien gewendet, und mit freudigem Jubel sah man, daß der Stein sich nicht refractär beweise, und der Kern immer mehr ins Enge schwand. Endlich hat man den schärfsten Alkahest gegen den letzten Rest gewendet, und sieh da! er ist vollends in Mythen hingeschwunden; was man für unzerstörbaren Diamant gehalten, es hat sich in hydrogenisirten Kohlenstoff gelöst, und ist in leicht gekräuselten, dunkeln Wölkchen in die Lüfte davon gegangen." Trefflich gesagt und jeder Zoll Wahrheit! Nur ist vergessen, daß in der katholischen Welt zuweilen die Bibel verbrannt worden ist, was doch auch schlecht mit ihr umgehn heißt, und daß überhaupt die Trennung der Bibel von der Kirche nicht das Werk der Protestanten, sondern schon lange vorher, ehe es Protestanten gab, das Werk der römischen Hierarchie war. Jener harmonische Lebensverband, in welchem die Bibel mit der Kirche stand, wurde zuerst von der Curie aufgelöst, das Herz aus der Brust gerissen. Luther nahm dieses Herz, das gleichsam achtlos auf dem Boden lag, auf. Und ist es seine Schuld, wenn die Brust, der er es zurückgeben wollte, sich ihm verschloß?

Glücklich und treffend ist auch der Witz des Herausgebers, wenn er von den Protestanten sagt, sie hätten, nachdem sie jede andere Grundlage ihrer Kirche, außer der Bibel, verworfen, hinterdrein den ganzen Inhalt der Bibel wegkritisirt, und nur den Einband übrig gelassen und das sey nun die Grundveste des Protestantismus. Dieß trifft vollkommen einen Theil der Protestanten, aber mit welchem Recht mag er es von allen sagen? Die Hegel'sche und zum guten Theil auch die alte rationalistische Schule ist allerdings auf jenen ledernen Einband reducirt und schneidet sich selber, als Armen an Geist, wie der h. Crispinus Schuhe zu. Aber muß man es euch denn immer wiederholen, diese sind so wenig Protestanten, als euer Voltaire ein Katholik war, und so wie um eures Voltaire's willen eure Kirche nicht zu Grunde gegangen ist, so besteht auch die unsre troß Hegel und wird bestehen.

Schrift über den Tod.

Die letzten Stunden und der Tod in allen Klassen der Gesellschaft, aus den Gesichtspunkten der Humanität, der Physiologie und der Religion betrachtet von H. Lauvergne, Oberarzt der Marine und des Hospitals am Bagno zu Toulon. Frei nach dem Französischen. Zwei Bände. Leipzig, E. Fleischer, 1843.

(Schluß.)

Unter den charakteristischen Bemerkungen über die französischen Zustände, die wir im zweiten Bande finden, ist uns besonders eine aufgefallen, die sich auf die Musik bezieht (II. S. 102): „Seit man in Frankreich nur in gewissen Kreisen singt, seit die Musik, die so gewaltig auf die Sitten wirkt, weiter nichts als Modesache, oder Ausbruch der Frivolität, oder ein Hebel gesellschaftlicher Unterhaltung ist, seitdem ist in das Volk ein Krämergeist gefahren, es ist berechnend und selbstsüchtig geworden; auch sind die wahren Nationalgesänge verstummt und vergessen. Vergebens führt man die Opern, wo Langeweile, Müßiggang und Neugierde alle Plätze besetzen, die Orgien unserer Kathedralen, das Geläute gothischer Glocken, die Kanonen unserer Schlachtfelder ein; alle diese Töne, die sonst religiöse und kriegerische Nationen so sehr in Bewegung setzen, sind hier nur ein leerer Schall, und wecken in keinem Menschen die Gedanken, an die sie erinnern sollten. Der bekannte und nur zu sehr befolgte Wahlspruch: „Alles fürs Geld" bestimmt heute fast durchgängig den menschlichen Charakter; und mit diesem Charakter, den man den großgezogenen thierischen Egoismus nennen könnte, ist der Mensch für die ideale Verehrung der schönen Künste verloren; die Form kann er sich vielleicht erhalten, den Geist und die Vortheile derselben weiß er gewiß nicht zu erfassen. — Ich habe auf meiner Reise durch Frankreich beobachtet, daß die arbeitende Klasse entweder gar nicht mehr singt wie vormals, oder daß ihre Lieder, statt die Pein der Liebe oder die Freuden des Vaterlandes zu erzählen, größtentheils Gehässigkeit und Sittenlosigkeit athmen. Andrerseits bin ich überzeugt, daß diese Menschen, obgleich jetzt besser bezahlt als früher, doch weniger

glücklich, vielmehr ärmer, obgleich, nach den Worten der Lobredner unsrer Zeit, unendlich mehr aufgeklärt über ihre Interessen sind. Ja, sie sind besser eingeweiht in erkünstelte Genüsse und kostbare Bedürfnisse, mit denen sie die industrielle Aristokratie beschenkt hat; sie verdienen täglich drei Francs und fünf geben sie aus; so daß sie, dem Anschein nach reicher, doch unglücklicher, deßhalb auch unsittlicher sind und in beständigen Sorgen leben. Und besser könnte dem häuslichen und religiösen Sinne nicht entgegengearbeitet werden. Das sind die Wunder der Industrie, die sich von den höhern Ständen auf die untere arbeitende Klasse verbreitet hat. — Sehen wir nun zu, wie diese Menschen, die Allem entsagt haben, was die Seele tröstet und hoffen läßt, in ihren letzten Stunden sich benehmen und befinden, so haben wir den vollen Ueberblick über eine Gesellschaft, die ihrem Untergange entgegengeht und sich der Verarmung, der Verzweiflung und Vernichtung in die Hände liefert. Die Hospitäler und Armenhäuser sind es, die zuletzt diese verlornen Kinder der Civilisation aufnehmen müssen, oder diese verstecken sich in ein Dachstübchen, und sterben auf einem Strohlager. Rechnen wir zu diesen Unglücklichen, die ein so trauriges Ende nehmen und dabei des Trostes und des Glaubens der alten Sitten entbehren, rechnen wir zu ihnen noch die, die auf den Galeeren und in den Gefängnissen sterben, so dürfen wir wohl fragen, ob nicht jene Grundfeste des gesellschaftlichen Verbandes, wie wir vorhin das Volk, die untern Stände nannten, durch und durch brandig und wurmstichig ist."

Volkssagen.

1) Sagen- und Mährchenwald im Blüthenschmuck. Von L. Wiese. Zweiter Theil. Barmen, Langewiesche, 1842.

Größtentheils bekannte deutsche Volkssagen in Versen ungezwungen vorgetragen: der Jude im Dorn, der gestiefelte Kater, Blaubart, Schlehmihl, Rübezahl, Aschenputtel, der ewige Jude 2c.; auch einiges Moderne: Charlotte Corday; einiges aus dem spanischen Cid 2c. Die Auswahl ist recht gut. Unter dem weniger Bekannten bemerken wir eine schöne Romanze von der unglücklichen Königin, die von einem bösen Weibe ermordet wird, aber bei Nacht als Geist erscheint, um ihr Kind zu wiegen. Im Schluß dieser Romanze findet sich ein origineller Zug. Der König, der den Geist sieht, erinnert sich, daß ihn einst ein Zauberer gelehrt, man könne die Todten ins Leben zurückrufen, wenn man dreimal das Schwert über dem Gespenste schwinge. Er schwingt nun sein Schwert über der geisterhaften Mutter und sogleich steht sie lebendig und blühend vor ihm.

2) Danziger Sagen. Gesammelt von D. F. Karl. Heft I. Danzig, Anhuth, 1843.

Zwar nur ein kleines Heft, aber doch manches Hübsche enthaltend. Danzig ist reich an Sagen, als eine Stadt, in welcher sich die deutsche, normännische, slawische und finnische Nationalität begegnen, während die erstere entschieden in altreichsstädtischem Bürgerthum vorherrscht. Wenn erst das Ganze vor uns liegt, wollen wir näher auf diese Sammlung eingehen.

3) Blicke in die vaterländische Vorzeit; Sitten, Sagen, Bauwerke, Trachten, Geräthe, zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens im heidnischen Alterthum und christlichen Mittelalter der sächsischen und angrenzenden Lande. Für gebildete Leser aller Stände von K. Preusker. Zweites Bändchen mit 150 Abbildungen. Leipzig, Hinrichs, 1843.

Fortsetzung des bereits in Nr. 53 unsrer Blätter von 1841 empfohlenen Werkes, das auf populäre und möglichst reichhaltige Belehrung abzweckt. Der sehr belesene Verfasser weiß in der That eine große Menge der interessantesten Thatsachen auf den Raum weniger Bogen zusammenzudrängen. Im vorliegenden Bande theilt er Sagen, Nachrichten von alten Befestigungen, Waffen, Denkmälern, Münzen 2c. von Burgen, Adelsgeschlechtern, politischen und sittlichen Verhältnissen der Vorzeit, Proben von Volksmundarten 2c. zuerst aus den schlesischen Gebirgen dann aus der Lausitz und sächsischen Schweiz mit, kurz er läßt uns eine sehr unterhaltende antiquarische Reise durch das ganze reizende Gebirgsland machen, das sich von Zobten an bis Dresden beinah in einer Linie hinstreckt. Das Sagenhafte, Mythische, Antiquarische, so wie das Geschichtliche und Culturgeschichtliche ist überall glücklich ausgewählt und wird zugleich immer auf die besten Quellen hingewiesen. Wir würden einige Proben mittheilen, wenn der Gegenstand nicht gar zu vielseitig wäre, empfehlen aber dieses Buch wiederholt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 95.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 15. September 1843.

Geschichte.

Versuch in vergleichender Völkergeschichte von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann, 1843.

Vorlesungen des Professor Arndt, von denen er selbst sagt, er habe sie nur gehalten, um den vielen jungen Freunden zu genügen, die ihn noch einmal hören wollten, da er übrigens wohl wisse, daß er sich in einem Alter befinde, in dem verständige Männer das Katheder verlassen. Seine Bescheidenheit ist um so rühmlicher, als sich in den Vorlesungen selbst keine Altersschwäche, sondern ein ungemein frischer und kräftiger Geist offenbart. Die bescheidene Sprache seiner Einleitung ist aber, ohne es zu wollen, eine beißende Satire auf die Hoffahrt so vieler Kathederhelden, die ihre Vorlesungen anfangen, als ob sie Gott Vater selbst wären. Ueber „die Täuschungen und Zaubereien, die um Katheder und Kanzeln zu flattern pflegen" ist dieser Greis oder war dieser Mann des praktischen Verstandes längst hinaus, aber da hundert andere Professoren noch dick davon umnebelt sind, ist es recht gut, wenn einmal ein so heller Lichtblick gemüthlichen Spottes in den Nebel sticht.

Die Vorlesungen enthalten Völkerportraits, Charakteristiken der Hauptvölker Europas, mit Bezug auf ihre Contrastirung oder Verwandtschaft unter einander und mit Andeutungen ihrer Zukunft, so viel das Schicksal der Völker durch ihren Charakter bedingt ist, in dem Sinn wie wir nach Schiller in unserer Brust unsers Schicksals Sterne tragen.

Arndt, den die lügenhafte Welt noch immer gern als einen einseitigen Deutschthümler bezeichnet, spricht hier das unbefangenste, mildeste Urtheil über alle den Deutschen feindlichen Nachbarvölker aus und scheint, wenn man irgend an seiner Unparteilichkeit zweifeln wollte, die Deutschen eher zu niedrig zu stellen, als zu hoch.

Zuerst stellt Arndt die Völker des europäischen Südens und Nordens einander in Masse gegenüber. „Der Süden hat stärkere Triebe, heftigere Leidenschaften als der Norden; die Sonne fällt nicht umsonst mit heißeren Strahlen nicht nur auf den Leib des Menschen, sie brennt in sein Blut hinein. Liebe, Zorn, Haß sind kräftiger, List und Hinterlist gewandter und künstlicher, ihre Ausbrüche gewaltsamer, ihre Erscheinungen grauenvoller. Wenn der gute Deutsche und Schwede bei dem Italiener, Spanier und Südfranzosen von solchen Ausbrüchen und Erscheinungen hört, so kreuzt und segnet er sich dreimal und viermal, und träumt sich in jenen Ländern ein ganzes Volk von Banditen, Giftmischern und Dolchstoßen zusammen. Es erscheint das Böse und Verruchte, es erscheinen alle Laster und Gebrechen des Menschen dort böser und glänzender als bei ihm. Wenn man aber ehrlich zu Werke geht und seine Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit nicht zu hoch anschlägt, so wird sich zuletzt wohl ungefähr ein Gleichmaaß herausstellen in der Zahl der Gebrechen und Verbrechen, nicht aber in ihrer Art und Gestalt, diejenigen Länder abgerechnet, wo das Joch und die Mißhandlung fremder Völker und manches Andere, was die Einrichtung und Pflegung einer tüchtigen gesetzlichen Regierung hindert, eigenthümliche Verbrechen hegt und nährt, wie z. B. die Christen unter türkischem Regiment und ein großer Theil Italiens gewisse Tücken, Niedrigkeiten und Bosheiten zeugten und noch zeugen. Der ganze Unterschied bleibt nur der, daß das Verbrechen des Nordländers meistens einfacher und natürlicher auf seinen Gegenstand losgeht, das Verbrechen des Südländers gewöhnlich entweder mit grausenhafter Wuth oder schlau rachsüchtiger Berechnung. Das Böse bleibt bei beiden bös, erscheint aber bei dem Südländer fast böser als bös. — Und das Gute? Euripides spricht: einfältig ist das Wort der Wahrheit. Eben so kann man sagen, einfältig ist das Gute. Beide, sein Wesen und seine Gestalt muß schlicht und einfältig seyn und gerade und ohne Umwege auf das Ziel gehend. Es dürfen die

Nordländer nicht zweifeln, wie wunderliche Bilder die Durchwanderer und Beschreiber der Völker ihnen oft auch vorzeichnen, daß die Menschen im Ganzen dort eben sind wie bei uns, d. h. daß gottlob die meisten Menschen dort auch gute und ehrliche Leute sind. Aber freilich auch in dieser Beziehung ist die Erscheinung sehr verschieden. Der Süden überhaupt ist reifer, ausgebildeter, bewußter als der Norden; auch selbst der gemeine Italiener und Spanier hat ein mehr klares und heiteres Gefühl als der umnebelte gemeine Engländer und Deutsche. Wie seine Gestalt so prägt sich auch sein Leben hell aus; was er ist, das ist er ganz und tüchtig. Der gute und verständige Mensch in jenem Süden hat daher eine Klarheit, Gradheit und Einfalt im Guten, geht mit so heiterm Verstande auf das gerade Ziel der Dinge und Menschen los, daß man ihn den mühelosen Menschen nennen könnte und daß er selbst auf den Nordländer einen unbeschreiblich rührenden Eindruck macht. Der Nordländer dagegen ist immer der Mühevolle. Er, welcher der Erde und dem Leben alles mehr durch Arbeit, Kunst und Mühe abgewinnen muß als der südliche Mensch, verliert selbst oft auf dem Wege des Guten, den er wandelt, die kühne stille Gradheit, welche der Südländer in allen Dingen von Natur hat, und macht durch gewisse Umständlichkeiten und Förmlichkeiten, welche Unförmlichkeiten gescholten werden sollten, es sich selbst gar oft mühevoll und beschwerlich; ich meine, er hat häufig den Blick und den Muth verloren, selbst das Gute auf die gradeste einfältigste Weise zu thun. Ich deute diese Verschiedenheit nur an, die sich nicht weiter erklären läßt; aber ich glaube, daher ist mir aus Italien der freundliche Eindruck geblieben, wann ich einen recht guten italienischen Bürger und Bauern traf, daß mir seine Gütigkeit und Freundlichkeit, ohne alle Zuthat von Vorreden und Nachreden und jener unangenehmen Komplimentirlichkeit, die uns seit ein paar Jahrhunderten angewälscht ist, fast wie eine adamische Einfältigkeit und Natürlichkeit vorgekommen und für die längste lieblichste Erinnerung bis ins innerste Herz gedrungen ist."

„Durch das Unglück schwerer knechtischer schlotteriger und geistloser Jahrhunderte ist freilich die deutsche und nordische Schwerfälligkeit und Schlotterigkeit gemehrt — denn wo die freien stolzen und heldigen Gefühle fehlen, versinkt mit dem Geiste auch der Leib und verliert seine natürliche Lustigkeit und Schwunghaftigkeit, aber doch bleibt es wahr: im Norden und zumal in unserm lieben Deutschland gelangt das Aeußerliche und Leibliche überhaupt nicht so zur vollen Reife und Ausbildung als im Süden, und dieß offenbart sich am auffallendsten in den Gesichtern, wenn man viele deutsche und schwedische Köpfe z. B. mit Italienern oder Spaniern vergleichen will. Im Süden ist alles reif geworden und mit vollem Gepräge ausgedrückt, Stirn, Nase, Augen, Lippen haben ihre volle Ausbildung und vollen Ausdruck erhalten. Bei einem italienischen und spanischen Gesichte ist alles fertig, ebenmäßige Gestalt, klarer bestimmter Ausdruck. Dieß fällt dem Nordländer gewöhnlich so sehr auf oder vielmehr es fällt so schwer und gewaltig auf ihn — was der Wälsche Imponiren nennt — daß auch der gemeine Spanier und Italiener, auch der allergewöhnlichste Kauz, welchem Gott gar kein besonderes Pfund vertraut hat, eben durch seine Haltung und sein Gesicht uns leicht einbildet, er sey ein durch Verstand und Geist ausgezeichneter Kerl, vor dem man die Mütze abnehmen müsse. Er läßt sich solches Auffallen und Ausdrücken schon gefallen und meint zuletzt wohl gar, daß es ihm von Gottes Gnaden zukomme. Auch der Franzos thut so mit, und er macht auf solche Anerkennung uns Nordländern gegenüber noch viel eitleren und selbstbewußteren Anspruch. Da stehen wir nun, unsre Frauen und Jungfrauen mit ihren Blumengesichtern, viele unsrer Männer mit ihren Pudelgesichtern, wo Stirn, Nase, Kinn von der faulen nachlässigen Natur oft kaum aus dem Groben gearbeitet sind. Was sollen wir da machen? Es ist einmal so, wir müssen uns schon auslachen lassen, da die Natur selbst einen auslachenden Scherz mit uns getrieben hat. Wir haben freilich das Aug und den Sinn in den hübschen Blumenköpfen, welche aber ihre Hübschheit nicht weit über die Blumenzeit hinaus tragen können, die zärtliche Liebe und Treue, in den ungezeichneten Pudelköpfen den Verstand und Geist, ja den Witz und die liebenswürdigste Güte durch alle Rundheit und Klumpigkeit hindurch zu erspähen, zu verstehen und zu lieben, aber der Südländer erblickt nur das Formlose und Verhüllte und sieht dahinter nichts als Phlegma, Dummheit und, wenn er uns noch ein bißchen Menschlichkeit lassen will, eine Gutmüthigkeit, die ihm mehr der Faulheit als der Herzigkeit anzugehören scheint. Ist es ein politisches Unglück, daß er unser Herz, den Reichthum des Nordens, aus der formlosen Hülle nicht herausfinden kann? Ich glaube es nicht."

Sodann geht der Verfasser zur Betrachtung der einzelnen Völker über und charakterisirt die Italiener, von denen namentlich gilt, was oben schon im Allgemeinen von den Südländern gesagt ist. Arndt läßt den von Nicolai so erbärmlich verleumdeten Italienern alle Gerechtigkeit widerfahren. Doch weit höher stellt er die Spanier. „Der Spanier verachtet die Sklaverei und die Lüge. Ich habe diese Worte absichtlich zusammengestellt. Nichts bricht Herz, Muth und Kraft geschwinder entzwei als die Lüge; die Lüge ist das teuflischeste, weil das feigste, Laster. Die Alten rechneten unter den Tugenden, worauf die Perser weiland hielten, die Perser, welche die Griechen durch griechische Fabeln vergebens zu verkleinern gesucht haben, die Viere: das Bogenschießen, das

Relten, das Nichtschuldenmachen, das Nichtlügen. Diese vier hießen die großen Künste der Männlichkeit: denn virtus ἀρετή Tugend heißt Manneskraft, das kleine und das große Ding, wodurch ein Mann ganz bleibt und ganz wird. Jene ersten beiden Uebungen bezogen sich auf die leibliche, die zweiten beiden auf die geistige Wehrhaftmachung und Rüstung des Mannes; denn das Nichtschuldenmachen bezog sich unmittelbar auf das Nichtlügendürfen, weil wer leichtsinnig Schulden macht jeden Augenblick in die entsetzliche Noth geräth, häufig vor einem Feigen als ein Feiger gebückt stehen und Ausflüchte und Durchschliche suchen zu müssen, die eines Freien und Edlen unwürdig sind. Der Spanier hat auch den persischen Stolz dieser prächtigsten Männerrüstung, er geht im glänzenden Waffenschmuck der Wahrheit einher. Darüber ist nur Eine Stimme bei allen, welche die spanischen Dinge kennen und lange mit den Spaniern und in Spanien gelebt haben, ja selbst bei denen, die aus der Ferne über weite Meere her durch Briefe und Schiffe mit dem Volk verkehrt haben." Es ist begreiflich, daß ein so männlicher Geist wie Arndt, auch vorzugsweise von den Spaniern angezogen werden mußte.

(Schluß folgt.)

Dichtkunst.

Das Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit. Nach den Quellen bearbeitet von Abraham von Tendlau. Stuttgart, Cast, 1842.

Versificirte Sagen, die sich dadurch auszeichnen, daß sie großentheils erst dem Mittelalter und der späteren Zeit angehören, während man bisher fast ausschließlich die älteren vorchristlichen und talmudistischen Sagen gesammelt hatte.

Da finden wir die Mainzer Sage von Amran, dem in Mainz gebornen aber in Köln als Rabbiner wirksamen Juden, dessen Leiche nach seinem Tode auf einem Schifflein stromauf geschwommen kam, um in Mainz bei seinen Vätern begraben zu werden, den aber der Erzbischof als Christen, ja sogar als einen Heiligen reclamirte und dem zu Ehren die Amranskirche gebaut wurde, aus welcher aber die Juden nächtlicherweile den Leichnam wieder stahlen. — Da findet sich ferner die Sage von dem ebenfalls in Mainz gebornen Juden Elchanan, der durch wunderbare Schickung sogar auf den päpstlichen Stuhl gelangt seyn soll. Die Scene, in welcher hier der Papst seinen alten jüdischen Vater Simeon wiedersieht, ist der bekannten biblischen Scene nachgeahmt, in welcher der verlorne und vornehm gewordene Joseph seinen Vater Jakob umarmt; aber der Effekt ist nicht der nämliche. Die Versicherung des Sohns, daß er immer ein guter Jude geblieben sey und auch nur deßwegen die päpstliche Würde angenommen habe, um durch die Macht, die ihm dadurch geworden, den Juden Nutzen zu leisten, hat etwas gar zu Engherziges und Kleinliches und fehlt hier ganz der Zauber liebenswürdiger Humanität, der über dem biblischen Joseph schwebt.

Aus der Vorzeit der Juden in Spanien wird eine recht hübsche Sage mitgetheilt von dem jüdischen Dichter Salomon, der von einem Muselmann ermordet und unter einem Feigenbaum begraben wurde. Seitdem trug der Baum immer viel früher Früchte, als andere Bäume, der König wunderte sich darüber und frug den Besitzer des Baums, welches eben der Mörder war, um die Ursache. Dieser erschrack und gestand auf der Folter das Verbrechen. Eben so glücklich ist folgende Dichtung:

Es lebte einst ein Schwesternpaar,
Das völlig gleich sich sah
Und nicht zu unterscheiden war
Selbst Denen, die ihm nah.
Nur war die Eine leicht und flüchtig,
Die Andre würdevoll und züchtig.

Da faßt Verdacht der Einen Mann
Im Herzen tief und schwer;
Er klagte sie des Treubruchs an
Und stellte sein Begehr,
Daß man ihr reiche zur Versuchung
Das heil'ge Wasser der Verfluchung.

Da kommt das schuldbewußte Weib
Zur Schwester, weint und spricht:
„Verloren ist mir Seel' und Leib,
Hilft Deine Lieb mir nicht."
„Du magst," versetzt sie, „hier verweilen;
Ich will für Dich zum Tempel eilen."

Und als der Mann nun dargebracht
Die Gab' der Eifersucht;
Der Priester dann zurechtgemacht
Den Trank und ihn verflucht;
Und als darauf, bei Gottes Namen,
Gesprochen sie ihr Amen! Amen!

Und als der Priester jetzt den Spruch
Geschrieben deutlich klar,
Und in den Trank hinein den Fluch
Gewaschen ganz und gar,
So war dennoch nicht Angst, nicht Grauen,
Am Weibe, als es trank, zu schauen.

Sie eilt nach Haus voll inn'ger Freud',
Daß ihr's gelungen sey,
Zu wenden ab so großes Leid,
Zu sehn die Schwester frei.
Auch ward das Weib, dem Tod entrissen,
Nicht müd', zu danken und zu küssen.

Da plötzlich schmeckte sie im Kuß
Des gift'gen Wassers Hauch;
Er drang hinab, mit Blitzes Schuß,
Durch Mund in Brust und Bauch,
Und gräßlich war der Tod des Weibes,
Geschwund'ner Hüft', geschwollnen Leibes.

Einige Sachen streifen an die Heiterkeit der arabischen Mährchen, z. B. die Geschichte der beiden Lügenpropheten Ahab und Zidkia.

„Ahab, Sohn Kolaja's, und Zidkia, Sohn Maaseja's, so hießen einst zwei falsche Propheten, die nicht nur in Jerusalem ihr gottloses Wesen trieben, sondern auch nach der Eroberung der heiligen Stadt dasselbe zu Babel fortsetzten und sich gegenseitig darin unterstützten.

Ahab ging zu den Angesehensten Babel's und sprach: „Der Herr sendet mich mit seinem Worte an Dein Weib." — „Gehe," sprach der Mann, „verkünd' es ihr." — Als nun Ahab mit dem Weibe allein war, sprach er: „Du bist vom Herrn erkoren, eine Reihe Propheten ihm zu stellen, in Verbindung mit Zidkia, dem Sohne Maaseja's" — Das Weib glaubte seinen Worten und ließ Zidkia zu sich kommen.

Dasselbe aber that auch Zidkia in Rücksicht auf Ahab, und er machte ebenso den ruchlosen Vermittler für ihn.

Ward ihrer Einer von einem Weibe gefragt: „Wessen Geschlechtes wird das Kind seyn, das ich gebären werde?" so antwortete er unumwunden: „Du wirst einen Knaben gebären." Gleich darauf aber ging er zu den Nachbarinnen des Weibes und sprach: „Das Weib wird ein Mädchen gebären." Gebar die Frau nun einen Knaben, so hatte er ihr wahr verkündet; gebar sie ein Mädchen, so sprachen die Nachbarinnen: „Wohl hatte der heilige Mann es uns im Voraus gesagt, er wollte Dir nur keinen Kummer machen."

So suchten sie durch gegenseitigen Beistand und durch Lug und Trug sich einen immer größern Namen als Propheten in Babel zu verschaffen, und so trieben sie es eine Zeit lang ungestraft, bis endlich Zidkia auch zur Schemoreth, der Gemahlin des Nebukadnezar kam und sprach: „Der Herr sendet mich zu Dir. Deinem Schooße sollen, von Ahab beschattet, Propheten Ihm entsprossen." — „Es kann seyn," versetzte Schemoreth, „doch muß ich dieß zuvor meinem Gemahle mittheilen."

Sie that also.

Da ließ Nebukadnezar beide kommen und sprach: „Habt Ihr ein solches Wort zu meinem Weibe gesprochen?"

„Wohl," sagten sie, „der Herr hat sie in seiner Gnade auserkoren."

„Aber," sagte Nebukadnezar, „ich habe über Euern Gott vernommen, daß ihm jede Buhlerei verhaßt ist, ja, daß er ob Simri's That vier und zwanzig Tausend in Israel dem Tode preisgab. Sollte er sein Wesen verändert haben? — Ich weiß nicht, ob Ihr Propheten der Wahrheit oder der Lüge seyd. Wohlan! ich habe Hananja, Mischael und Asaria geprüft, ich habe den Ofen sieben Tage heizen lassen, sie hineingestürzt, und sie entgingen demselben lebendig und wohlbehalten; Euch will ich den Ofen nur einen Tag heizen lassen. Entkommt Ihr demselben lebendig, so seyd Ihr Propheten der Wahrheit, und was Ihr sprecht, soll geschehen."

„Aber," sagten die Lügenpropheten, „jene waren drei, und wir sind nur zwei; an Dreien thut der Herr ein Wunder."

„Nun," sagte Nebukadnezar, „habt Ihr hier einen Dritten, der Euch gleicht?"

„Ja," sagten sie, „Josua, den Hohenpriester." Denn sie hofften durch die Frömmigkeit des Mannes gerettet zu werden.

Nebukadnezar ließ Josua, den Hohenpriester, bringen, warf denselben sammt den Beiden in die Gluth des Ofens, und siehe, die Lügenpropheten verbrannten; Josua aber, der Hohepriester, entging dem Feuer lebendig."

Man wird bei diesen beiden jüdischen Lügenpropheten unwillkürlich an die Helden unsrer jungen Literatur erinnert, die sich auf ähnliche Weise durch wechselseitige Empfehlung und Unverschämtheit in die Höhe zu schrauben versuchen, die aber eben so wenig das Feuer der Prüfung aushalten können.

Aus diesen Mittheilungen wird man zur Genüge erkennen, daß manches Schöne in dieser Sammlung zu finden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 96.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 18. September 1843.

Geschichte.

Versuch in vergleichender Völkergeschichte von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann, 1843.

(Schluß.)

Auch den Franzosen sagt der Verfasser viel Gutes nach, allein er nimmt sich dabei die Erlaubniß zu sagen, daß sie das Beste, was sie haben, eben ihrer deutschen Abstammung oder dem noch in ihnen rollenden fränkischen, gothischen und burgundischen Blut verdanken. „Französischer Ungestüm und Muth? Was sollen, ruft Arndt aus, diese lächerlichen pomphaften Worte? wenn wir, die Deutschen, die Engländer, die Schweden, sie nachbeten, wahrhaft lächerliche Worte in unserem Munde? Ist denn Muth, ist Ungestüm, wo es auf Thatenkraft der Faust und des Herzens ankommt, für den Deutschen etwas so Erstaunliches und Wunderbares, daß er es diesen eitlen Prahlhänsen immer so nachbeten müßte? ist es nicht das nordische, das germanische, das deutsche Erbe? ist es nicht gerade das, was der bessere Theil der Franzosen, die fränkische, burgundische, normännische Art, aus dem Norden, von ihren Vätern — beinahe wollte ich sagen von uns — haben? dieser Muth, den wir Deutsche in stiller Brust tragen und womit wir nicht prahlen sollen? Der Franzose Bory de St. Vincent, der über Völkerstämme und Völkerverschiedenheiten einiges Wahre und nach französischer Weise manches Uebertriebene gesagt hat, thut, indem er deutschen Muth mit welschem Muth vergleicht, den köstlichen Ausspruch: l'Allemand est brutalement brave, le Français l'est spirituellement. Wohl gesagt, wahr gesagt, lieber Franzos! Wir gehen von Natur, von Gottes Gnaden voll ins Zeug des Muthes und des Lebens; ihr werdet durch künstliche geistige Antriebe, durch ein à la gloire, mes enfans! fortgerissen. Beides gut; aber das Erste hält länger vor. Es ist sogar ein deutscher Ausdruck, der freilich nur in gemeinster Rede noch rundläuft, daß man sagt, wenn man jemands tapfres Herz recht loben will: er hat einen rechten Ochsenmuth. Ja meinethalben wie der Ochs frisch blind mit geschlossenen Augen, wie unser blinder Hesse unbewußt geht der Deutsche ins Zeug. Und wohl ist es ihm gelungen und gerathen, so lange er sich von Fremden aus seiner großen Natur nicht herausschwatzen, sich Künste nicht aufheften und anschwatzen ließ, wodurch er nimmer glänzen kann."

Dagegen läßt sich, was an den Franzosen tadelnswerth ist, theils als gallisch, theils als normannisch nachweisen. Gallisch nämlich ist ihr Leichtsinn, ihr schnelles Fassen und Fallenlassen, ihre Neigung zu Ausschweifung und Corruption, ihre Lüge und Prahlerei, und damit stimmt auch ein gewisser normännischer Zug zusammen, die Lust an Wechseln und Abentheuern. Arndt sagt: „Gallischnormännisch also — Wind über Wind, ein webendes, rauschendes, fortfließendes, fortfliegendes Leben, Ungestüm, Heftigkeit und immer fertiger Muth des Augenblicks. Dieser Ungestüm und ein gewisser reizender Schimmer der Ritterlichkeit zeichnet unter Anderm die mittlere französische Zeit oft recht liebenswürdig aus; aber man darf nicht vergessen, daß sie damals noch viel mehr einfache rohe Kräfte zu verarbeiten hatten, als jezt, wo Vieles in ihnen fast schon zu einer zu glatten Feinheit ausgeschliffen, ja bis zur dünnsten und durchsichtigsten Eitelkeit verschliffen ist. Merkwürdig, sie sind ihrem Wesen nach auf den Verstand angewiesen, sind durchaus ein feines, klares, verständiges Volk, mehr ein logisches und mathematisches, als ein poetisches und ideales, und doch so mächtig ist die Eitelkeit, daß sie dadurch jeden Augenblick geblendet und von dem ordentlichen graden Wege des Verstandes abgetrieben werden. Denn blind wird, wer in den Spiegel der Eitelkeit sieht, und sie halten sich diesen Spiegel immer selbst vor und zürnen und ergrimmen, wenn ein muthiger wahrhaftiger Mann ihn wegnehmen will. Man schaue nur auf das Leben und Treiben der französischen Kammern und vergleiche

es mit dem englischen Wesen und Treiben auf der gegenüber liegenden Küste, und man begreift in dem Unterschiede, der sich bei dieser Schau zeigt, die verschiedenen Schicksale der beiden Völker. Der Engländer auf der Rednerbühne haut den graden Schwerdthieb des Wortes und der Gründe, worauf sein Wort ruht, er spricht frisch und grad aus der Sache und Person heraus, worum es sich eben handelt. Der Franzose muß bei den meisten Sachen Querhiebe und Scheinhiebe thun, darf, damit er die zierlichen Nichtigkeiten der geselligen Gewohnheiten des Volkes nicht verletze, damit er die Eitelkeit nicht verwunde, da wo grade die vollste ganze Wahrheit gefordert wird, kaum in halb verblümter und gewundener Rede sprechen, hat nicht bloß die Hunderte und Tausende von Eitelkeiten, die auf den Gesichtern seiner Mitkämpfer und Zuhörer schimmern, zu schonen, sondern sich vor allem zu hüten, daß er die gemeinsame Eitelkeit des Volks, daß er die große Nation, wie sie sich selbstselig nennt, nicht verwunde. Welch ein Jammer im französischen Unterhause, daß ein wahrer tapfrer Biedermann, welcher den Schaden Israels wohl fühlt und erkennt, doch nimmer das Ding bei seinem wahren Namen nennen, daß er die Gebrechen und Untugenden seiner großen Nation nicht öffentlich schelten und bekennen darf! Wie will man aber, wo diese Geduld der Wahrheit in den Ohren und Herzen eines Volkes fehlt, wie will man zur Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit gelangen, zu dem Zustande, welchen das unglückliche Volk, das sich des freiesten menschlichsten Staates würdig glaubt, jeden Tag so lauthälsig und einhälsig begehrt? Es sind Gottlob Männer genug in Frankreich, die wohl wissen, was vor allen Dingen zuerst Noth thäte, nämlich Selbsterkennung und Selbstbesinnung, vor allem Erkennung der vielen Nichtigkeiten und Jämmerlichkeiten, woran drei recht schlechte knechtische Jahrhunderte dieses lebhafteste, reizbarste Volk mehr als irgend ein anderes gewöhnt haben; aber darf der beste französische Mann, wenn er nicht die Möglichkeit seiner ganzen Wirksamkeit aufs Spiel setzen und als ein Verläumder und Schänder des französischen Namens ausgerufen werden will, ihnen sagen, was sie sind, wo sie stehen, was sie wollen, und was sie wollen könnten und wollen sollten? — Eben so hat die Geschichte aller französischen Kolonien den Beweis gegeben, der nun schon einige Jahrhunderte alt ist, daß ihnen die Gabe versagt ist, Ordnung und Gesetzlichkeit in der Fremde einzurichten und zu begründen, daß sie also nicht bestimmt sind, in jener Weite zu herrschen, wie sie sich es einbilden. Immer mögen sie mit der valeur française flunkern und prunkern, als wenn sie ein einziges bei ihnen nur heimisches Ding sey, immer mögen sie unermüdlich im Selbstlob à la gloire! und à l'honneur! schreien, welches oft nur Worte und Ausschreie sind, womit die schändlichsten Thaten von Eroberern und Tyrannen zugedeckt werden sollen." Das beweist auch wieder in neuester Zeit Algier.

Wir verlassen hier die südlichen Nationen, um zu den nordischen überzugehen. Unter diesen nehmen die Engländer den ersten Platz ein. Arndt ehrt sie unter den nordischen Stämmen, wie die Spanier unter den südlichen als die Männlichsten. „Der Engländer steht da stolz, fest, still und abgeschlossen in seinem Daseyn mit sicherem Blick und festem Tritt; er geht ruhig durch die Welt hin, ohne sich umzuschauen, wer und ob Jemand ihn bemerkt. Er ist der tapfre kühne Seemann, es ist die vollendete Seemannsnatur, welche sich in ihm ausgeprägt hat und wovon in jedem Engländer, selbst in dem Krämer, Schneider und Schuster eine leichte Färbung erscheint. Er steht so fest, schaut so klar und fest in die Weltweite, als hätte er einen Fuß auf seinem Eiland, den andern auf den Dreizack Neptuns gestämmt. Nichts Unbestimmtes, Schäumendes, Ueberfließendes und Mittheilsames wie eines Deutschen, sondern das Harte, Feste und auch Herbe des Seemanns. Entschlossenheit, Trotz und Stolz sein Wesen; stumm und trotzig steht er in Selbstgenüge da, aber nicht eitel, noch als ein Eitler verlezt, wenn man sich um ihn nicht kümmert. Ein eitler Franzos ist etwas Natürliches, kann sogar noch etwas Liebenswürdiges seyn, ein eitler Deutscher ist etwas Albernes, ein eitler Engländer etwas Erbärmliches. Aber die Eitlen sind dort selten, nicht die Stolzen. Der englische Stolz ist aber nicht lästig, man kann ihn laufen lassen, weil er seinen eignen Weg läuft; aber lästig kann der Trotz und die Plumpheit werden. Man hört jezt täglich vielfältiges Geschrei darüber, da die Engländer auf allen unsern Straßen und Strömen schwärmen; und da jezt nicht mehr bloß der gebildete und vornehme Engländer reist, sondern auch der ungebildete und unwissende auf dem Festlande ein wohlfeiles, üppiges und prahlerisches Leben sucht, so bekommen wir die rohe, plumpe Matrosennatur der unteren Grade oft mehr als uns lieb, zu sehen. Das ist denn der wirkliche Matrose, der gemeine gewöhnliche John Bull mit dem dicken Stierkopf, grob, roh, ungeschliffen, wie man deutsche ähnliche Muster in Rostock und Danzig auch wohl findet. Aber indem man über diese Plumpheit und Rohheit sich empört und auch über den Stolz und die fischige stumme Abgeschlossenheit und Schweigsamkeit des vornehmen und gebildeten Engländers klagt, vergißt man Eines, was ich zur Entschuldigung dieser englischen Weise sagen will. Es ist nicht immer Stolz und Trotz, was uns, die wir nach unsrer Weise zu leicht überfließen und uns mittheilen müssen, in dem Engländer so häufig verlezt; es ist Unbeholfenheit, Beklommenheit und Ungewandtheit, ein Theil der Gebrechen, welche der Engländer

noch mit uns gemein oder die er sogar noch mehr als wir hat. Er ist sich als Mann und Bürger seiner Festigkeit und Würdigkeit vollkommen bewußt, und erscheint deßwegen nicht gern in der Lage und Stellung eines Verlegenen oder Untergeordneten, spricht nicht gern die Sprache, worin er sich noch nicht bestimmt ausdrücken kann, weiß sich über Gegenstände, welche ihm unklar oder kaum halb begriffen sind, nicht mit der Leichtfertigkeit eines Franzosen, ja nicht einmal mit der Leichtigkeit eines Deutschen auszudrücken. Er ist ein Insulaner, ein abseitiger, einseitiger Mensch, der das Seinige, das Heimische mit tüchtigem klaren Verstande faßt und versteht, um das Fremde und Entlegene sich weniger kümmert und als ein insularischer Mensch sich auch weniger kümmern kann. Vieles, was wir an dem Engländer schelten, ist aber die Eigenthümlichkeit, ja der eigenthümliche Mangel des Insulaners; der Engländer hat kein leichtes Verständniß fremder Sitten und Weisen, nicht bloß aus Stolz, sondern aus Unbeholfenheit steht er stumm und abgesondert da, wo er oft gern Theil nehmen möchte: denn den Verlegenen kann und mag er mit deutscher Demüthigkeit und Blödigkeit freilich nicht spielen; aber, wie gesagt, es gibt auch eine englische Blödigkeit und Zurückhaltung, welche dem Stolz ähnlich sieht."

Ein sehr anderes Bild tritt uns sodann in der Charakteristik Rußlands und der Russen entgegen. Der Verfasser erwägt umsichtig den Plan, den Rußland verfolgt und hält sich besonders theilnehmend bei Polen auf. „Darf, frägt er S. 322, Polen von Rußland verschlungen bleiben? darf es so lange in seinem Bauche bleiben, bis es verdaut und in sein Fleisch und Blut übergegangen ist? und wird es nicht in sein Fleisch und Blut übergehen, wenn man Rußland auf seine Weise so ein Menschenalter fortwirthschaften läßt? muß man dem großen Verschlinger nicht einen Stoß geben, ihm nicht irgend eine Arznei beibringen, damit er den Raub wieder von sich gebe, während er noch nicht erstickt ist? darf Deutschland, darf Skandinavien ruhig zusehen, daß der Russe vor den Thoren von Breslau und Danzig steht, daß der Pole so moskowitisirt wird, daß er zuletzt mit blindem Willen und russischem Stolz mit vorwärts will und sich einbildet, die Leute an der Oder und Elbe müssen auch das russische Kommando lernen, wie er es gelernt hat? Nein, dieß darf der Westen Europas, dieß darf Deutschland am allerwenigsten ruhig ansehen. Es muß dieß böse Verhältniß fest und ruhig ins Auge gefaßt, es müssen die russischen Entwürfe und Umtriebe mit rastloser Aufmerksamkeit beobachtet und verfolgt werden, es muß jede Gunst der Gelegenheit ergriffen werden, um ein Polen wiederherzustellen, ein Mittelreich zwischen dem Osten und Westen. Warum? Ist die Gefahr denn so drohend, so schrecklich nah? Nah genug ist sie freilich, ihr braucht nur die erste beste Landkarte anzusehen. Schrecklich nah, drohend nah halte ich sie noch nicht, weil alle diese Ostlande von der Newa bis zur Weichsel durch die harten und zu russischen Entwürfe und Ordnungen bis in ihr innerstes Leben verlezt und auf die Russen erbittert sind, weil Rußland sich bei solcher Gesinnung und Stimmung der Gemüther wohl vor einem Krieg im Westen hüten wird. Es wünscht mit schlauer Politik noch einige Jahrzehende Frieden zur völligen Erstickung und Verdauung nicht nur der polnischen Beute, sondern damit auch durch die alles verschleißende und zermürbende Gewohnheit, das Alte und Geliebte, was die Menschen in diesen Gebieten von Religion und Verfassung sonst noch als ein Erbe von ihren Vätern her hatten, allmählig in Vergessenheit begraben und der Stachel der Erbitterung und des Hasses, der jezt noch scharf und schmerzlich sticht, abgestumpft werde. Polen kann aber in einigen Jahrzehenden noch nicht von den Russen verdaut werden; ich zweifle, ob in zwei Menschenaltern. Denn waren die Litthauer schon verdaut, welche Rußland schon ein halbes Jahrhundert dienen? wollten nicht auch sie für die Polen sich erheben? würden die meisten sich nicht gewaltig erhoben haben, wenn die in Warschau Aufgestandenen nicht ein Vierteljahr mit elenden Geschwätzen verloren hätten, statt daß sie sogleich die ersten Wochen mit ihren 70,000 Mann bis an den Dnepr und Dnestr hätten vorlaufen und die Brüder bewaffnen müssen? Die Polen sind russische Verwandte, das ist wahr, aber man meine nur nicht, daß sie etwa Verwandte seyen wie Thüringer und Schwaben und Schweden und Dänen. Nein Gottlob es stehen weite Klüfte zwischen diesen beiden Völkern gerissen. Sie sprechen beide slavonische Sprachen, aber die Art ist unendlich verschiedener Stoffe, und, wie mir däucht, solcher Stoffe, die sich nicht leicht zu Freundschaft mischen lassen. Geh nur in das erste beste Bad, wo sich die Völker versammeln, oder zur ersten besten großen Heerschau, und beschaue dir die einzelnen Haufen russischer und polnischer Edelleute; wenn du sie in ihrer Gestalt, ihren Sitten und Sinn, in ihrer ganzen Art und Weise hast leben und sich bewegen gesehen, wenn du sie dir innerlich und äußerlich aufmerksam und genau beschaut hast, wie wird dir einfallen, zu glauben, daß die beiden leicht zu Einem Volke zusammenwachsen können? Und eben so, wie diese aus den vornehmeren Klassen des Volks sich einander gegenüber zeigen, so verschieden, so durch ihre ganze Art anders und fast feindselig entgegengesezt, zeigen sich auch die niederen. Hiezu kommt noch die mächtige Scheidewand der Religion, welche den Polen und Deutschen um so schroffer und feindseliger von dem Russen scheiden muß, je hinterlistiger und grausamer er diese

Scheidewand niederzureißen sucht." Damit möge man vergleichen, was der Verfasser schon S. 66 über die Ausbreitung der russischen Macht an der untern Donau sagt. Er spricht hier die Erwartung aus, daß die Moskowiter in ihre natürlichen Grenzen werden zurückgewiesen werden, weil zu viele Interessen nicht bloß der Großmächte Europas, sondern auch der Rußland zunächst benachbarten und sogar schon unterworfenen Völker dabei betheiligt sind und alle mit einemmal wirksam werden können, wenn der entscheidende Moment gekommen ist.

In Bezug auf Skandinavien, für welches Arndt bekanntlich immer eine große Vorliebe hatte, spricht er schöne Hoffnungen aus. „Der Norden ist im Wachsen und Vorschreiten, das edle tapfre und herrliche Volk bedarf nichts als Muth und Beharrlichkeit und ruhige, verständige Wägung und Behandlung seiner Verhältnisse und seiner Lage den Nachbarn gegenüber, um unter den glücklichsten Völkern seine Stelle einzunehmen. In Schweden vor allem bedarf es noch Jahrhunderte der deukalionischen Steinwälzer, Sumpfgräber und Strauchroder und Stubbenbrenner, damit es fünf, sechs Millionen Menschen so leicht und fröhlich ernähren könne, als jezt drei. Ich halte die Plusmacherei in Hinsicht auf Volksmenge, wenn sie durch künstliche Mittel erzielt werden soll, für die dummste und verderblichste Ansicht und Arbeit; aber wer den Steinen und Felsen und den Ottern und Fröschen Land abgewinnt, wer Korn und Weizen baut, wo sonst Wölfe und Füchse ihre Schlupfwinkel hatten, der stärkt und erhebt sein Volk. Die Schweden arbeiten seit einem halben Jahrhundert mächtig an dieser Stärkung und Erhebung. Und es beginnt der Verstand in den nordischen Menschen zu dämmern und die Kappe des Wahns und der Verblendung, womit sie zur Freude der Russen so lange und so bitterlich sich fast mit tödtlichen Wunden zerschlagen und zerhauen haben, ihnen von den Augen zu fallen. Nicht bloß Nachbarlichkeit und nachbarliche Freundschaft klingt es bei ihnen, sondern Vereinigung, sondern ein Neuer Bund, ein festerer Bund, als der Bund von Kalmar, das ist die nordische Losung des Tages. Dieser nordische Bund ist nicht bloß, wie viele diesseits des Meers glauben, nur als ein literarisches Spiel gemeint, als ein friedlicher, freundlicher literarischer Verkehr der verwandten Völker, als eine Auslöschung uralten Haders und mißgünstiger Eifersucht auf dem Gebiete des höchsten edelsten Strebens der Völker, sondern als der wirklichste Bund, als ein fester politischer Bund. Ich habe anderswo breiter erzählt, wie die Schweden im Jahr 1810 nach dem Tode ihres Kronprinzen, des Prinzen von Augustenburg, auf dem gradesten richtigen Wege waren, diesen Bund ohne große Erschütterungen und irgend einen blutigen Zwang zu verwirklichen, und auf welche Weise ein schwedischer Lieutenant mit einigen politischen Nebenfiguren durch das wunderlichste Zwischenspiel einen französischen Marschall auf den schwedischen Thron brachte, am Fuß der Pyrenäen gebürtig, der sich einbilden kann — denn hoch ist sein Stammbaum nicht — möglicher Weise von den Westgothen herzustammen und nordischer Art zu seyn. Damals mißglückte also der schöne Entwurf, den weise und patriotische Männer gemacht hatten, aber er ist für die Welt und für den Norden zu verständig und zu wichtig, als daß er nur wie ein flüchtiger Einfall betrachtet werden müßte. Die Verständigen und Edlen der nordischen Reiche hegen und pflegen ihn noch in ihren innersten Herzen."

Was Arndt schließlich über Deutschland sagt, enthält nicht minder schlagende Wahrheiten und ist zugleich von einem Hauch des Muthes, der Getrostheit und guten Hoffnung durchdrungen, der die Seele des Lesers freudig berührt. Doch merkt man hier, daß der Greis spricht, denn er wendet das laissez passer gar zu verschwenderisch an. Er hat gar Recht, die deutsche Natur ist gut und unverwüstlich und man muß nicht gleich verzweiflen, wenn auch vieles geschieht, was nicht geschehen sollte und anderes unterbleibt, was zu wünschen wäre. Aber dieses Vertrauen auf die gute Natur des deutschen Volkes im Ganzen darf auch nicht einmal scheinbar denen zum Vorwand dienen, die es mißbrauchen.

Naturkunde.

Abbildungen zu Okens Naturgeschichte. Ergänzungsheft: Nester und Eier. Stuttgart, Hoffmann, 1842. Folio.

Acht große illuminirte Blätter, voll von Vogeleiern und einigen Nestern mit dem erklärenden Texte. Sie gewähren einen sehr hübschen Anblick und bringen die Eier der vornehmsten Vögelarten zur belehrenden Anschauung, große und kleine, von jeder Farbe, von jedem Contur. Da die Kupferwerke, welche Abbildungen von Eiern erhalten, bisher sehr theuer waren, ist diese reiche und doch verhältnißmäßig wohlfeile Sammlung verdienstlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 97.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 22. September 1843.

Mnemotechnik.

Lehrbuch der Mnemotechnik, nach einem durchaus neuen und auf das Positive aller Disciplinen anwendbaren Systeme. Von Karl Otto Reventlow, Cand. der Philologie. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

Herr Reventlow hat in den letzten Jahren eine Menge deutsche Städte besucht, daselbst Vorlesungen gehalten und Unterricht in seiner mnemotechnischen Methode ertheilt. Eine große Anzahl unsrer Leser wird daher mit seiner Angelegenheit schon vertraut seyn. Indessen müssen wir einer so interessanten Erscheinung in der Literatur unsre Aufmerksamkeit widmen und sie denen empfehlen, denen sie weniger bekannt seyn sollte.

Zuerst gibt der Verfasser eine sehr umfassende Geschichte und Kritik der bisherigen mnemotechnischen Systeme, das Gründlichste, was je über diesen Gegenstand geschrieben wurde, indem man die Sache bisher niemals sehr ernst genommen, sich also auch der Genauigkeit und Vollständigkeit im Erforschen dessen, was für die Gedächtnißerleichterung schon geschehen ist, nicht sonderlich befleißigte. Die Reihe der Gedächtnißkünstler beginnt mit Simonides im 5ten Jahrhundert nach Christo, der hauptsächlich das Ortsgedächtniß ausbildete und die Erinnerung am sichersten durch Raumabtheilungen orientiren zu können glaubte. Dann folgt ein römischer Gedächtnißkünstler, in welchem der Verfasser den Redner Hortensius zu erkennen glaubt, welcher das Gedächtniß nicht bloß durch jene Ortsbezeichnung, sondern auch durch Bilder (charakteristische Merkmale, Attribute 2c.) unterstützt wissen will. Auf diese beiden Methoden der örtlichen und bildlichen Bezeichnung sind auch mehrere neuere Gedächtnißkünstler zurückgekommen. „Aus den (vom Verfasser aus den rhetorischen Büchern an Herennius, aus Cicero und Quintilian mitgetheilten) Stellen haben nicht allein fast alle spätere Mnemoniker, sondern überhaupt Solche, die über das Gedächtniß im Allgemeinen schrieben, geschöpft; obgleich Mehrere, wie Schenkel, Feinaigle und Aretin mit großem Geschrei ganz neue Methoden gefunden zu haben verkündeten, in der Wirklichkeit aber nur die alten abgedroschenen Regeln mit Zuthaten einer Masse theoretischer Floskeln und bombastischer Etiketten wieder aufwärmten. Denn worin bestand eigentlich die Hauptsache der alten Mnemoniker? Vorerst nahmen sie irgend einen begrenzten Raum, etwa ein Zimmer, sey es nun ein wirkliches oder ein bloß imaginäres. In diesem Raume merkten sie sich sodann eine Reihe von fünfzig oder hundert Gegenständen, oder wie Schenkel Quadrate, die Einige wieder, wie Doebel, mit gewissen stereotypen Bildern ausfüllten. Wollte man nun eine Reihe von Namen und dergleichen in einer bestimmten Aufeinanderfolge merken, verwandelte man zuerst dieselben in Bilder und verband diese Bilder auf eine beliebige Weise mit jenen Gegenständen. Von den Gedächtnißplätzen oder Gedächtnißquadraten mußte man aber, bevor man zur Praxis überging, einen großen Vorrath sich verschaffen; sich, wenn man imaginäre Plätze nahm, zuvor eine sogenannte mnemonische Stadt bauen, das heißt, eine Stadt imaginiren, die aus zehn Quartieren bestand, jedes Quartier wieder aus zehn Häusern, jedes Haus aus zehn Zimmern und jedes Zimmer in fünfzig oder hundert Quadraten oder Plätze getheilt, und diese Plätze je nachdem mit Stereotypen Bildern ausgefüllt. So schwer diese Operation auch Vielen vorkommen mag, war sie es doch in der That nicht. Selbst Solche, die gerade keine lebendige Phantasie hatten, vermochten sie auszuführen. Hatte man nämlich erst ein Zimmer eingetheilt, verzehnfachte man die Plätze dadurch, daß man dasselbe Zimmer in zehn verschiedenen Lagen in demselben Hause sich dachte; das Haus aber wieder dadurch, daß man es an zehn verschiedenen Orten sich vorstellte,

und diese Oerter endlich dadurch, daß man sie in zehn verschiedenen Quartieren anbrachte. Somit bestand das Ganze eigentlich nur darin, das erste Zimmer auf jene Weise einzutheilen. Das Schwierigere aber und das Unnatürliche bei diesem Verfahren bestand, wie gesagt, in der Symbolisirung des zu Behaltenden und dessen Verbindung mit jenen Plätzen." Die wenigen bekannten Mnemoniker des Mittelalters und die sehr zahlreichen, die seit der Wiederherstellung der Wissenschaften im 16ten Jahrhundert auftauchten, halten sämmtlich jene antike Grundlage der Oertlichkeit und Bildlichkeit der im Gedächtniß zu behaltenden Gegenstände fest.

Die nähere Kritik aller dieser Gedächtnißlehrer muß man im Buche selbst nachlesen. Der Verfasser beweist mit großem Scharfsinn, daß alle diese Herren bis auf Aretin und Mailath hinab, wenn sie auch glaubten, etwas Neues aufgestellt zu haben, doch nie über die Alten hinausgegangen sind. Erst der Franzose Aimé Paris gab (seit 1823) eine neue Methode an, das Gedächtniß durch den Laut festzuhalten. Er identificirt die Laute, wie sie ausgesprochen werden (abgesehen von der Orthographie) mit Zahlen:

0 = S, Z; 1 = T, D; 2 = N, GN; 3 = M; 4 = R; 5 = L, ilL; 6 = CH, I; 7 = K, G; 8 = F, V; 9 = P, B.

Nach diesem Schema wären z. B. die Zahlen: 8341, 5079, 111, 97, 560518 durch folgende Skelete ausgedrückt:

fe-ve-re-te; le-se-ke-pe-de-te-te; be-ge und le-che-se-le-te-fe.

Aus diesen Skeleten ließen sich nun wieder folgende Wörter konstruiren: favorite, helioscope, deteinte, bague, legislatif.

Fügen wir noch ein Paar Beispiele von der Anwendung dieses Verfahrens auf die Chronologie hinzu:

Jonas zu Ninive	800 fe-se-se ve-ze-ze	Jonas reproche aux Nivites leur conduite vicieuse.
Socrates stirbt	400 re-se-se re-ze-ze rassise.	La mort de Socrate précéde de peu de temps l'époque, ou la haine contre lui fut rassise.
Louis XIV. erklärt Holland den Krieg.	1672 te-che-ge-ne de-ge-ke-ne danger connu	La Hollande en mécontent Louis XIV. s'exposait à un danger connu.
Die Niederlage des Varus.	9 pe be appui	Varus fit perdre à Auguste une armée regardée comme inébranlable appui.

Diese wenigen Beispiele genügen, um den Mechanismus und das Prinzip der Aimé Paris'schen Formeln kennen zu lernen. Dieselbe Methode wurde in Portugal von den Brüdern Castilho weiter ausgebildet.

Herr Reventlow selbst hat sein neues System auf diese ältern gebaut, indem er, wie Aimé Paris, die Zahlen auf (deutsche) Buchstaben reducirt, zugleich aber das Hülfsmittel der Bildlichkeit, dessen sich die Alten bedienten, durch eine noch sicherere, rein aus Reflexion hervorgegangene Charakteristik ersetzt. Hören wir ihn selbst: „Die Methode stützt sich auf den Grundsatz, daß man das am leichtesten und dauerndsten behält, was man begriffen hat, was in Einklang mit unseren individuellen Ansichten gebracht, zum Gedanken geworden und ins Bewußtseyn übergegangen ist. Uebereinstimmend mit diesem Grundsatz werden alle Gedächtniß-Operationen auf die Verstandes-Operationen des Abstrahirens, Reflectirens, Vergesellschaftens des Homogenen und Heterogenen, des Harmonirenden und Contrastirenden u. s. w. reducirt. In diesem System verliert demnach alle räumliche Anschauung und sinnliche Symbolik in Bezug auf das Behalten unmittelbar ihre Geltung, und die alte scholastische Eintheilung des Gedächtnisses in memoria localis, realis und verbalis verschwindet natürlich von selbst. Alle Nichtbegriffe werden, nach einer bestimmten allgemeinen Regel, in Begriffe verwandelt. Als Nichtbegriffe betrachten wir hier in der Mnemotechnik alle Zahlen und Laute, von denen wir keine andere Beziehungen als eben numerische und Lautbeziehungen kennen. In der Transformation dieser Nichtbegriffe besteht das Künstliche, der Mechanismus der Methode; alle andern Operationen sind längst bekannt. Für Den, der mit Erfolg sich der Methode bedienen will, ist die erste unerläßliche Aufgabe, sich jene mechanische Seite vollkommen anzueignen und darin sich eine Fertigkeit zu erwerben, einen gegebenen Begriff in seiner Mannigfaltigkeit, in allen seinen Beziehungen schnell zu überblicken, um aus diesen Beziehungen einen Anhaltspunkt für die Verbindung mit einem zweiten gegebenen Begriffe herauszusuchen. Hat man hierin eine solche Gewandtheit erlangt, daß man diese zwei Regeln überall beim Memoriren, wie unwillkürlich, befolgt, wird man erst die außerordentlichen Resultate des Verfahrens erproben und die Bedeutung des Prinzips und dessen Anwendbarkeit vollkommen fassen können. Auch in Bezug auf die Individuen ist die Methode eine allgemeine. Jeder wird sie nach seiner Individualität modificiren und anwenden können."

Das Alphabet ist auf eine sehr besonnene Weise auf die Zahlen übertragen:

0 = l, z. — Im Worte Null ist l der letzte Consonant; im Worte Zero z der erste.

1 = t, d. — Im Buchstaben t ist ein Grundstrich; mit t ist d organisch verwandt.
2 = n, v. — n hat zwei Grundstriche; v ebenfalls.
3 = m, w. — m hat drei Grundstriche; w ebenfalls.
4 = r, q. — r ist der letzte Consonant in dem Wort vier in fast allen Sprachen; z. B. lateinisch quatuor; portug., span. und ital. quatro; franz. quatre; engl. four; dän. fire; goth. fidur; lith. keturi; sanskr. tschatur; griechisch τέσσαρα u. s. w. — Im deutschen Alphabet geht q r voran.
5 = s, sch, sz, ch, c, g. (fr.) — Der Buchstabe s hat in der Figur Aehnlichkeit mit 5. — Von s kommt man leicht auf die organisch verwandten sch, sz, ch (in Chicane), c (in Citrone), und g (in Gelée).
6 = b, p. — b hat in der Figur Aehnlichkeit mit 6; mit b ist p organisch verwandt.
7 = f, pf, ph. — Das geschriebene f hat mit der Zahl 7 in der Figur Aehnlichkeit; organisch verwandt mit f sind pf und ph. Abstrahirt von den verschiedenen Arten der Aussprache des pf in den verschiedenen Ländern Deutschlands wird das pf, wenn es das Wort anfängt als 7 betrachtet; in der Mitte des Worts ist es aber = 67.
8 = h, j. — Das geschriebene deutsche h (h) hat in der Figur einige Aehnlichkeit mit 8. Im deutschen Alphabet ist j der erste darauf folgende Consonant.
9 = g, k, ck, ch, c. — g hat in der Figur Aehnlichkeit mit 9; organisch verwandt sind k, ck, ch (in Joch), c (in Canton).

Der Buchstabe x, der im Schema nicht aufgeführt wurde, ist = gs = 95.

Die Vocale haben bei der Substitution für die Zahlen nie einen Werth. Ein Wort, das für eine Zahl substituirt ist, nennen wir ein numerisches Wort. In den numerischen Worten haben nur die drei ersten Consonanten eine Bedeutung; sind in dem Worte nur zwei, diese zwei; ist nur einer, dieser eine.

Nun die Beispiele von Substitutionen für die Zahlen:

Einziffrige. 1 = Ida, adieu u. s. w. 2 = Eva, nie u. s. w. 6 = Bau, Po u. s. w. 7 = Fee, auf Pfau u. s. w. 9 = Oel, Eile, Laie u. s. w.

Zweiziffrige. 84 = Uhr, Haar, Ohr u. s. w. 62 = oben, Biene u. s. w. 50 = Seele, Schule, Säule u. s. w. 34 = Omar, Meer u. s. w. 42 = Rum, Rein u. s. w. 10 = Aedil, Abel u. s. w. 01 = Leid, Laute u. s. w.

Dreiziffrige. 525 = Censur. 091 = Lichtscheere. 364 = impertinent. 884 = Jahrbücher. 925 = Constitution. 425 = ironisch. 542 = schreien. 399 = Macchiavelli. 649 = praktisch. 843 = Herwegh. 690 = Pückler. 383 = Mehemed. 542 = Syrien. 264 = Napier. 641 = Portugal. 390 = Miguel. 641 = Oporto. 564 = Espartero. 211 = Vittoria. 945 = Christine. 129 = Dankbarkeit. 742 = Frankreich. 184 = Thiers. 532 = Schwindel. 140 = aderlassen. 420 = Revolution. 393 = Mignet. 692 = Büchner. 121 = Danton. 260 = Napoleon. 642 = Bernadotte. 514 = Storthing. 748 = Freiheit.

Vierziffrige. 1929 = die Könige. 1534 = das Meer. 1001 = edle Leute. 4143 = er triumphirt. 5244 = schöne Aurora. 1450 = treue Seele. 6092 = blaue Augen. 3119 = weittönendes Echo. 8013 = holder Mai. 8445 = herrliche See. 9098 glückliche Ehe.

Fünfziffrige. 24634 = verbotene Waare. 74251 = freie Institutionen. 52412 = schöne Redensarten. 10241 = edle Vertreter. 51431 = aus der Mode. 20590 = viele Sclaven.

Sechsziffrige. 184214 = theures Vaterland. 645515 = brausende Ostsee. 452951 = Ernst August. 147241 = treffliche Verdauung. 914322 = guter Mann. 418646 — rothhaariger Barbar. 385705 = majestätische Felsen. 041877 = zertrümmmerte Hoffnungen.

Zahlen von mehr als 6 Ziffern. 1012943 = die alten Germanen. 14115000 = der deutsche Zollverein. 145015929 = die Resultate des Congresses. 59098450239513504 = es glich ihr schlanker Wuchs dem Speer.

Diese Beispiele genügen, um zu zeigen, daß selbst die größten Zahlen mit Leichtigkeit sich in Wörter und Sätze verwandeln lassen.

Damit ist es inzwischen noch nicht genug. Man muß auch, um zwei an sich heterogene Dinge, wie die Zahl und den Namen, in Verbindung zu bringen, das tertium comparationis ermitteln, und dieß geschieht am natürlichsten durch Reflexion, indem man z. B. die Zahlen, welche das Geburts- oder Todesjahr oder Alter rc. eines Mannes bezeichnen, durch ein Wort wiedergibt, in dem nicht nur die jene Zahlen bezeichnenden Buchstaben enthalten sind, sondern welches auch den Mann selbst auf irgend eine Weise charakterisirt. Der Verfasser macht dieß klar durch eine Menge von Beispielen, von denen wir nur einige anführen wollen:

	Numerische Wörter.
Carl XIII. Johann, König von Schweden, geb. 1764. b-r.	*Bernadotte.*
Gregor XVI. geb. 1765. b-s.	*Absolution.*
Swedenborg † 1772. B. Sein Glauben an Geistererscheinungen. ph-n.	*phantastisch.*

	Numerische Wörter.
Napoleon geb. 1769. b-g.	*Abgott.*
Louis Philipp geb. 1773. B. Tod des Herzogs von Orleans. f-m.	*Familiensorgen*
Französische Revolution 1789. j-c.	*Jacobiner.*
Saphir geb. 1795. g-s.	*geistreich.*
Universität Berlin 1810. t-l.	*Talente.*
König Wilhelm IV. von Preußen geb. 1795. g-s.	*geistreich.*
Louis Napoleon geb. 1808. B. Sitzt auf der Festung Ham gefangen. h.	*Ham.*
Schiller † 1805. sch.	*Schiller.*
Schröder Devrient geb. 1805. sch.	*Schröder.*
Königin Victoria geb. 1819. d-k.	*Die Königin.*
Canova † 1822. v-n.	*Venus.*
Napoleon † 1821. n-d.	*Ende.*
Freiligrath geb. 1810. t-l.	*talentvoll.*
Byron † 1824. B. Ungestüm, tollkühn. v-r.	*verwegen.*
Robespierre † 1794. g-r.	*grausam.*
Ernst August, König von Hannover, geb. 1771. B. Hat während seiner Regierung mit vielen Fatalitäten zu kämpfen gehabt. f-t.	*Fatalität.*
Fichte † 1814. B. Gründer der Identitätsphilosophie. t-r.	*transcendental.*

Eben so wird die Einwohnerzahl der Städte durch ein charakteristisches Merkmal der letzteren oder ihrer Geschichte bezeichnet:

	Numerische Wörter.
Petersburg = 514000. s-t-r.	*Strelitzen.*
Constantinopel = 383000. m-h-m.	*Muhamedaner.*
Neapel = 352000. m-s-n.	*Masaniello.*
Wien = 324000. w-n-r.	*Wiener.*
2te Angabe = 341000. m-r-t.	*Amurath.*
Berlin = 311000. m-t-t.	*Mittelpunct.*
2te Angabe = 321000. m-n-t.	*Munterkeit.*
Lissabon = 241000. n-r-d.	*ein Erdbeben.*
New York = 209000. v-i-k.	*volkreich.*
Madrid = 194000. d-c-r.	*die Cortes.*
Rom = 149000. d-r-c.	*der Catholicismus.*
Warschau = 130000. t-m-l.	*Tumult.*

Und in dieser Weise wird alles, was sich nur durch Zahlen ausdrücken läßt, dem Gedächtniß eingeprägt.

Die Zweckmäßigkeit und Anwendbarkeit der Methode hat sich Herr Reventlow durch viele hier abgedruckte Zeugnisse von Schulbehörden bestätigen lassen. Wir heben nur eins hervor, auf welches der Verfasser selbst besonderes Gewicht legt: „Auszug aus einem Gutachten, ausgestellt den 20. April 1842, von Dr. W. B. Mönnich, Director der Handelsschule zu Nürnberg. — Herr Reventlow hat auch in der hiesigen Handelsgewerbsschule 45 Schülern Unterricht in der Mnemotechnik gegeben, und der Erfolg, mit dem dieß geschehen, stellte sich in einer Schlußprüfung um so überraschender dar, als die gewöhnlichen Lehrstunden und Schulaufgaben ihren ungehemmten Fortgang hatten, und an eine eigentliche Einübung der ausgetheilten Regeln und Beispiele schon deßwegen nicht gedacht werden konnte, weil fast alle Zeit auf Vortrag und Dictiren derselben verwendet werden mußte . . . Das Eigenthümliche dieser mnemotechnischen Methode, wodurch sie sich von den bekannten Mnemonikern vortheilhaft unterscheidet, scheint darin zu liegen, daß sie bei der Wahl der numerischen oder Schlagwörter nicht willkürlich verfährt, sondern auf deutsame Beziehungen bedacht ist. Hierdurch wird dieselbe eine vortreffliche Sprach- und Denkübung und zur Anwendung im Schulunterricht geeignet, besonders da, wo es gilt geographisch-statistische Notizen, geschichtliche Data ꝛc. einzuprägen. Für jeden Schulmann hat aber Herrn Reventlows Methode schon in sofern einen ganz besondern Werth, daß sie sehr einleuchtend beweist, daß die Kraft des Gedächtnisses nicht auf dem mechanisch-materiellen Grundsatz der Wiederholung allein beruht, sondern auch, und weit mehr, auf der Verstandesoperation des Vergleichens, Beziehens, Vergesellschaftens des Gleichartigen, Aehnlichen und Widersprechenden. Nur wenn dieser Operation die Wiederholung zu Grunde liegt und fortwährend zur Seite geht, trägt letztere bleibende Frucht.“ Herr Reventlow fügt hinzu: „Diese Charakteristik möchte, wie von dem als Kritiker zur Genüge bekannten Verfasser nicht anders zu erwarten stand, die treffendste, einfachste und zugleich erschöpfendste seyn. Ich glaubte, ohne die Pflichten der Bescheidenheit zu verletzen, diese Bemerkung machen zu dürfen, da ich hiermit nur anzudeuten beabsichtigte, wie meine Methode hier gerade von dem Standpunkte aus aufgefaßt sey, von dem ich sie überall aufgefaßt zu sehen wünschte.“

Die beste Probe für seine Methode legt aber der Verf. selbst ab, denn es ist bekannt, wie erstaunlich viele Dinge er in dem kürzesten Zeitraum zu combiniren und dem Gedächtniß einzuprägen weiß. Tausende seiner Zuhörer und Schüler sind Zeugen, daß er nur die reine Wahrheit sagt, wenn er hier S. 115 von sich selber berichtet, wie viele Begriffe und Wörter der heterogensten Art und aus allen Gebieten des Wissens und lange Zahlenreihen, Namen ꝛc. er sich an einem Abend sagen läßt und dazu Schach spielt und alles ohne Anstand, sogar seine und des Gegners Schachzüge vor- und rückwärts repetirt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 98.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 25. September 1843.

Geschichte.

Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen. Geschichtlicher Versuch von Fr. v. Rath, k. würt. Hauptmann. Eingeführt durch Geh. Rath Schlosser. 2 Bde. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1843.

Eine nicht geringe Anzahl aktenmäßiger Werke, die in der jüngsten Zeit Aufklärungen über die politischen und strategischen Motive, so wie über viele Einzelheiten der letzten großen Kriege geben, haben es jetzt erst möglich gemacht, ein treueres Gesammtbild von diesen Kriegen zu entwerfen, als es früher möglich war. Die letzten Bände von Bignon, die Lebensbilder, die Werke von Clausewitz, von Grolmann, Danilewsky 2c. sind alle erst von neuerm Datum und vor ihrem Erscheinen war es nicht möglich, die Geschichte Napoleons, insbesondere seiner Kriege, richtig zu würdigen. Herr von Rath hat nun alle diese neuen, so wie die älteren Quellen mit großer Sorgfalt benutzt und ein Werk zu Stande gebracht, was in dem mäßigen Umfang von zwei Bänden uns das ganze erhabene Gemälde jenes Weltkampfs unter Napoleon in einer Klarheit und Treue entrollt, wie es bisher (wenn vom ganzen Leben Napoleons und nicht bloß von einzelnen Feldzügen die Rede ist) noch nie geschehen ist. Dabei vermeidet die Darstellung sowohl die gelehrte Schwerfälligkeit und kriegskanzleimäßige Tabellenlangweiligkeit, als die poetische Illusion und Parteileidenschaftlichkeit. Sie ist echt historisch, ein ununterbrochner Text, von wenig Noten erläutert, aber ohne Ballast von Beilagen. Sie ist durchaus ruhig, gemessen, ohne irgend eine Deklamation, weil die Größe der Thatsachen für sich selber spricht und des Redeschmuckes nicht bedarf. Napoleon selbst, so wie seine Feinde, sind gerecht gewürdigt und der Verf. suchte überall eher zu ent-, als zu beschuldigen. Endlich ist alles Raisonnement vermieden, die Thatsachen allein reden, und die wenigen kritischen Bemerkungen, durch welche der Verf. hin und wieder ihre Motive oder ihre zweifelhafte Natur erläutert oder zwischen strittigen Meinungen entscheidet, sind mit weiser Oekonomie angebracht. Wir können also auch nur unterschreiben, was Schlosser im Vorwort zur Empfehlung dieses Werkes sagt.

Da sich falsche Darstellungen jener Kriege fort und fort in den populärsten Werken erhalten und namentlich die französischen Lobredner Napoleons sich um keine Kritik bekümmert und getrost all die unwahren, aber ihrem Helden günstigen Dinge wiederholt haben, die er selbst noch während seines Lebens für authentische Geschichte auszugeben befahl, und da solche französische Werke, wie z. B. das von A. Dumas (dem geist- und werthlosesten Sudler, den Frankreich je erlebte), vom einfältigen Deutschland immer noch übersetzt und verschlungen werden, so hat eine treue und kritische Darstellung der Kriege Napoleons doppelten Werth für uns. Um nur einen Fall anzuführen, wie ist die Schlacht von Marengo aufgefaßt worden? wie Napoleon befahl, daß sie aufgefaßt werden sollte. Erst im Jahr 1828 ist in Frankreich selbst die aktenmäßige Wahrheit zu Tage gekommen, daß am großen Tage bei Marengo Napoleon keineswegs sein Genie bewährte und daß Desaix und Kellermann allein die verlorne Schlacht herstellten.

Ganz mit Herrn Schlosser einverstanden vermögen wir die Entschuldigungsgründe nicht anzuerkennen, womit der Verf. die bei Jena besiegten Feldherrn gegen die „ungerechten Schmähungen,“ mit denen sie überhäuft worden sind, in Schutz nimmt. Es ist dort so viel gesündigt worden, daß die taktische Bravour die strategische und politische Imbecillität nie und nimmer entschuldigen kann. Doch schließe man daraus nicht, daß der Verf. einseitig eine Kriegspartei begünstige; im Gegentheil führen wir diesen Fall nur als Ausnahmefall an, und stellen ihm einen zweiten Fall gegenüber, welcher beweist, daß er den Preußen nicht zu viel Ehre anthut. Wir meinen die Schlacht bei Dennewitz, die er nach unserm Dafürhalten zu kurz behandelt und worin er das schöne Manöver, das dem General Bülow so sehr zum Ruhm gereichte, den

Angriff des durch ein Wasser (die Aa) im Augenblick des Uebergangs getheilten Feindes, nicht specificirte.

Vortrefflich und mit wenig Worten ist Napoleons Benehmen nach den großen Verlusten in Rußland geschildert. Der Verf. hebt das hervor, was mit einem Schlaglicht seine innerste Seele und zugleich die damalige Stellung Frankreichs zu ihm beleuchtet. Er ließ nämlich, indem er das 29ste Bulletin im Moniteur veröffentlichte, die Bemerkung beifügen: „Dieß Bulletin muß die Bewunderung steigern für die stoische Festigkeit und Kraft Seiner Majestät. Wenige Stellen der alten und der neuern Geschichte können sich mit diesem denkwürdigen Bulletin vergleichen in Hinsicht auf Adel, Erhabenheit und Wichtigkeit. Es ist ein historisches Aktenstück erster Größe. Xenophon und Cäsar haben so geschrieben." Im Bulletin selbst hatte Napoleon die trostreiche Versicherung gegeben, Se. Majestät hätten sich nie wohler befunden, als nach ihrer Rückkehr. Von den unermeßlichen Verlusten Frankreichs kein Wort. Von den hunderttausenden, um die nun Wittwen- und Waisen jammerten, kein Wort. Se. Maj. befinden sich wohl, Se. Maj. haben eine klassische Schrift geschrieben, das war alles, woran Frankreich denken sollte.

In der trefflichen Schilderung der Leipziger Schlacht ist, ohne Weitläuftigkeit, alles erwogen, was die zuverläßigsten Akten enthalten. Doch bleibt immer noch einiges räthselhaft. Warum Napoleon, wenn er doch bei Leipzig eine Hauptschlacht liefern wollte, nicht zu rechter Zeit St. Cyr aus Dresden an sich zog und sich durch Entsendung Bertrands auf den Rückzugsweg noch weiter schwächte, und warum er andrerseits, wenn er auf den Rückzug rechnete, doch die dazu unumgänglich nöthigen Brücken nicht schlagen ließ, das bleibt immer noch unerklärbar. Sehr gut ist die Bemerkung, die Herr von Rath in Bezug auf den Abfall der Sachsen von Napoleon anknüpft. Die französischen Geschichtschreiber gefallen sich darin, diesem Abfall der Sachsen allein den Verlust der Leipziger Schlacht zuzuschreiben und noch unlängst hat sich Alexander Dumas nicht entblödet, in seinem leider auch in Deutschland übersetzten durch und durch verlogenen und werthlosen Buche zu sagen: „30000 Sachsen, auf den wichtigsten Punkt gestellt, seyen zu den Alliirten übergegangen und hätten ihre 60 Kanonen gegen Napoleon gerichtet, aber er habe sie gepackt, ihnen das Geschütz wieder abgenommen und sie mit ihren eigenen Kugeln zerschmettert ꝛc." Aktenmäßig dagegen ist, daß die Sachsen nur 3254 Mann Fußvolk und 916 Reiter mit 38 Geschützen zählten, und daß sie gar nicht im Kampf gebraucht, sondern hinter die Armee geschickt und nur ihre Kanonen gegen die Franzosen umgekehrt wurden. Der Abfall dieser wenigen Truppen konnte nichts entscheiden, wenn nicht alles schon entschieden gewesen wäre. — Eben so meisterhaft und ausführlich ist später auch die Schlacht bei Waterloo geschildert, und ist hier sonnenklar bewiesen, wie die Engländer verloren gewesen wären ohne die Ausdauer und den Heldenmuth der Preußen. Wellington versprach dem Feldmarschall Blücher vor der Schlacht bei Ligny Hülfe und hielt sein Versprechen nicht; er war bei Waterloo verloren, wenn ihm Blücher nicht zu Hülfe kam und dieser that es unter Umständen, wo es ohne ein Wunder kaum möglich schien. Dieses schöne Blatt der deutschen Geschichte strebt französische und englische Eitelkeit vergebens zu besudeln. Die Wahrheit adoptirt hier Blüchers Schwert und schlägt durch die Prahlerei Napoleons wie durch den Neid Wellingtons unwiderstehlich hindurch.

Wie viele Geschichten Napoleons wir auch schon haben, es wird Niemand reuen, dieses ausgezeichnete Resumé in zwei so handlichen Bänden zu lesen.

Schriften über Norwegen.

1) Das Königreich Norwegen, statistisch beschrieben von Gustav Peter Blom, mit einem Vorwort von Carl Ritter. Zwei Theile. Leipzig, J. J. Weber, 1843.

2) Grundgesetz des Königreichs Norwegen. Aus d. Norw. übersetzt. Königsberg, Voigt, 1843.

Bloms Werk gewährt eine reiche Uebersicht, im ersten Theil über die physische, im zweiten Theil über die politische Geographie des interessanten Landes Norwegen.

Die Eigenthümlichkeit des Landes besteht hauptsächlich darin, daß es ein langer äußerst schmaler Küstenstrich zwischen einem Gebirge und dem Meere ist, und daß Gebirg und Hochebne, im Norden ein ewiges Schneefeld den größten Theil des Areals einnimmt, während das bebaute Land sich gleichsam nur an den schmalen Saum und in die Winkel, den Bergflüssen und Bächen entlang versteckt. Von besonderem Interesse für die Naturforscher ist die Wahrnehmung einer allmähligen Erhebung des Landes über das Meer, über welchen Gegenstand hier die besten und neuesten Untersuchungen verglichen sind. „Seitdem diese Discussion über die Abnahme der Ost- und Nordsee angeregt worden ist, sind, zu verschiedenen Zeiten in Schweden, Zeichen in freistehende Klippen sowohl auf dem festen Lande als auf den Inseln eingehauen worden, um die jedesmalige Wasserhöhe anzugeben, wobei man zugleich die Zeit des Einhauens bemerkt hat. In den Jahren 1820—21 wurden alle diese Zeichen von den Offizieren des schwedischen Lothsenwesens untersucht, welche darüber an die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm

Berichte erstatteten. Das Resultat dieser letztern ist, daß der Wasserstand im Verhältniß zu dem Boden jetzt an den Küsten des nördlichen Theils des bottnischen Meerbusens überall niedriger geworden, daß indessen die Veränderung nicht überall gleich ist. Zu gleicher Zeit wurden neue Zeichen hinterlassen, um künftigen Untersuchungen als Basis zu dienen. — Der berühmte englische Geolog Professor Lyell zu London wählte dieses Phänomen zum Gegenstand seiner besondern Untersuchung. Aller obenerwähnten Thatsachen ungeachtet bezweifelte er die Realität desselben, theils weil er glaubte, daß es aus allgemeinen Ursachen herrühren möchte, theils weil er es unwahrscheinlich fand, daß so große Wirkungen unterirdischer Erweiterungen in einem Lande stattfinden könnten, welches, wie Schweden und Norwegen, in der bestehenden Periode nur äußerst selten von Erdbeben beunruhigt worden sey. Die allmählige, fast unmerkliche Erhöhung eines großen Landstriches sey ein von den plötzlichen Wirkungen des Erdbebens und der Vulkane so verschiedener Prozeß, daß es ihm einer ungewöhnlichen Evidenz zu erfordern scheine, um als Thatsache aufzutreten. — Lyell unternahm im Jahr 1834 eine Reise nach Schweden in der Absicht, seine Zweifel über dieses Phänomen zu lösen. Auf dieser Reise fand er in Folge mündlicher zuverläßiger Berichte und der obenerwähnten Zeichen, sowohl an den Küsten Schwedens als Finlands, daß die Bodenerhöhung bei Udevalla und Gothenburg eben so deutlich ist, als die an der bottnischen Bucht. Er meint, daß sich das Land, in den 14 Jahren seit der letzten Zeichenaufstellung 1820, auf einigen Stellen nördlich von Stockholm 4—5 Zoll erhoben habe. Die Veränderung zeigt sich merklich kleiner gegen Süden als im Norden, indem sie bei Stockholm unbedeutend und in Schonen unansehnlich ist, wogegen sie nördlich von Gothenburg, so wie auf den Inseln von Marstrand und der Insel Guldholmen deutlich wieder hervortritt, welche letzte Lokalität zu den von Celsius besonders erwähnten gehört. — Wenn man dieses merkwürdige Phänomen näher erwägt, meint Lyell, so wird man gleich finden, daß, im Fall die Erhebung während einiger Tausend Jahre in dem Verhältnisse von mehreren Fuß in einem Jahrhundert sich fortgesetzt, große Strecken des jetzigen Landes in einer verhältnißmäßig neueren Zeit unter der Meeresfläche gelegen haben müssen. Die Frage ist daher natürlich, ob keine Spur von einer solchen Ueberschwemmung in Gegenden zu finden sey, die jetzt im Innern des Landes sich befinden? Die Beantwortung dieser Frage ist durchaus befriedigend. In der Gegend von Udevalla findet man in einem erhöhten Niveau Massen von Conchylien jetzt im Meere lebender Arten, und auf der östlichen Seite Schwedens, bei Stockholm, Gefle und mehreren Stellen am bottnischen Meerbusen, werden ähnliche Massen angetroffen, die aus Species bestehen, die das baltische Meer charakterisiren. — Ohne Zweifel oscillirt die Höhe des Erdbodens: im Laufe der Jahrhunderte kann derselbe Distrikt sinken und sich wieder erheben. — Diese Meinung hat durch die Beobachtungen der dänischen Reisenden Pingel und Graah in Grönland 1830—32 eine merkwürdige Bestätigung erhalten; diese haben sich nämlich überzeugt, daß ein großer Theil der grönländischen Küste, nämlich eine Strecke von etwa 400 geographischen Meilen in der Länge, im Laufe der letzten 4 Jahrhunderte, durch Hinabsinken, an Höhe abgenommen hat, welchem Sinken zufolge die Wohnungen der Einwohner sowohl als der vormaligen Colonisten jetzt in der Fluthzeit unter Wasser stehen. Einige Phänomene in der Gegend von Stockholm scheinen auch nur durch abwechselndes Erheben und Sinken des Bodens, seitdem das Land bewohnt worden ist, erklärt werden zu können. Als man im Jahr 1819 bei Södertelje einen Kanal grub, um den Mälarsee mit der Ostsee zu verbinden, kam man durch marinische Strata, die fossile Muschelgehäuse ostseeischer Arten enthielten. In einer Tiefe von 60 Fuß stieß man auf ein hölzernes Häuschen, früher vermuthlich eine Fischerhütte, welches so aufgelöst war, daß es durch die Berührung mit der Luft bald zusammensank. Im untersten Theile der Hütte, der ungefähr im Niveau des Meeres lag, war das Holz etwas besser erhalten. Auf dem Boden befand sich ein unförmlicher, aus Steinen kreisförmig errichteter Herd. Unmöglich scheint die Lage dieser begrabenen Hütte anders erklärt werden zu können, als durch ein Sinken des Bodens von mehr als 60 Fuß und eine darauf erfolgende allmählige Erhebung desselben. In der Periode des niedrigen Niveaus muß dieß Häuschen mit grobem Sand und Mergel mit Muschelbrocken bedeckt worden seyn, unter welchen Massen man nicht bloß diesen Nachlaß früherer Bewohner gefunden hat, sondern auch mehrere Fahrzeuge von sehr alter Form, und die mit hölzernen anstatt eisernen Nägeln zusammengefügt waren."

Die geognostischen Verhältnisse des Landes, sein Bergbau, Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fischerei rc. sind mit derselben Ausführlichkeit erörtert, worauf wir uns hier nicht näher einlassen können. Von naturhistorischem Interesse scheint uns folgende Bemerkung: „Bei den Lofodeninseln ist der Fischfang immer sicher, verschieden aber, was die Ergiebigkeit, Güte und Fette der Fische anlangt. Die Fettigkeit der Fische nimmt in gewissen Jahren regelmäßig ab und zu, und man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß, wenn die Fische das eine Jahr an Fette zuzunehmen angefangen haben, sie das folgende Jahr noch fetter werden, bis sie in demselben Verhältniß wieder abnehmen. Dieses regelmäßige Zu- und Abnehmen der Fettigkeit der Fische muß in der Natur oder in dem Herumziehen derselben seine Ursache haben,

was indessen wohl immer nur Hypothese bleiben wird, weil ihre Spur nicht verfolgt werden kann und ihre Oekonomie unmöglich auszuforschen ist. Man behauptet gewöhnlich, daß 7 Jahre der Cyclus sey, innerhalb dessen diese Ab- und Zunahme stattfinde, allein mehrere erfahrene Leute wollen die Bestimmtheit dieses Cyclus nicht anerkennen."

Unter den Ausfuhrartikeln des norwegischen Handels nahm von jeher das Holz, hauptsächlich das Schiffbauholz, einen bedeutenden Rang ein. Dieser Handel hat neuerdings eine für Deutschland günstige Wendung genommen. „Vormals waren England und Irland die bedeutendsten und sichersten Märkte für die norwegischen Holzprodukte, und als eine Folge davon wurden fast nur englische Manufaktur- und Fabrikwaaren in den norwegischen Handel eingeführt. Mit Frankreich hatte man nur wenig Verkehr, und mit Deutschland fast gar keinen. Im Jahr 1809 fiel es der englischen Regierung ein, um die Colonien, oder vielmehr die Gutsbesitzer in Canada zu begünstigen, den Einfuhrzoll für fremde, d. h. nicht canadische, Holzprodukte nicht allein zu einer enormen Höhe zu steigern, sondern auch auf eine für die norwegischen Produkte, die den 'ostseeischen an Dimensionen nachstehen, höchst nachtheilige Weise. Die norwegischen Holzhändler litten in dem Grade darunter, daß der Handel mit England als nachtheilig eingeschränkt werden mußte. Man suchte sich andere Märkte zu eröffnen, und fand diese besonders in Frankreich, wo die zunehmende Wohlhabenheit der unteren Klassen hauptsächlich zum Absatz beitrug, indem man daselbst die Häuser besser einzurichten und hölzerne Dielen anstatt des Estrichs anzuwenden begann. — In dem Verhältnisse, als der Export nach England eingeschränkt wurde, nahm auch der Verbrauch der englischen Fabrikate ab. Man eröffnete Verbindungen mit Hamburg und mehreren anderen deutschen Städten, und die deutschen Fabrikate fingen an, die englischen zu verdrängen."

Im politischen Theile des Werks wird die Verfassung, Verwaltung, Kirche, Rechtspflege, Schule, Kriegswesen, Geldwesen 2c. des Landes Norwegen ausführlich besprochen, wozu überall Zahlen und statistische Tabellen. Im Allgemeinen ist ein Fortschritt der Kultur auch hier, wie überall, theils zum Bessern, theils zum Schlimmern wahrzunehmen. Zum Bessern, sofern fortwährend, wenn auch langsam, sehr viel für den Wohlstand und die Bildung des Landes geschieht; zum Schlimmern, sofern die alles beleckende Kultur auch überall ihre Uebel mitbringt.

Ohne hier den ganzen Staatshaushalt Norwegens entwickeln zu können, wollen wir nur eine bezeichnende Stelle des Blom'schen Werks hervorheben, worin vom Flor des Landes im Allgemeinen geredet wird. „Eine anticonstitutionelle Partei in Dänemark hat die finanziellen Fortschritte Norwegens in dänischen Blättern bestreiten wollen. Sie hat behauptet, die Staatsschulden, richtig berechnet, seyen größer, als bei der Trennung von Dänemark; die Verminderung der nominellen Staatsschulden sey im Grunde nur illusorisch, indem sie durch Erpressungen von den Staatsbürgern gewaltsam herbeigeführt seyn soll, und demnach das Privatvermögen in demselben Grade gesunken, als das öffentliche gestiegen; die indirekten Steuern seyen in noch größerem Verhältnisse erhöht worden, als die direkten vermindert, u. m. dergleichen, wodurch sie eigentlich beweisen will, daß die constitutionellen Formen nicht zum ökonomischen Wohlstand eines Landes beitragen. Dergleichen Behauptungen bedürfen indessen keiner weitläufigen Widerlegung; die Facta sprechen deutlich und unwiderleglich, und der Kredit, dessen sich die norwegischen Staatspapiere auf den Geldmärkten Europas erfreuen, zeigt hinlänglich, daß die Finanziers einer andern Meinung sind. — Es ist ein Grundsatz der norwegischen Politik, nicht schnell, aber desto sicherer vorwärts zu schreiten; sich nicht auf gefährliche Operationen einzulassen, und die Ausgaben nach den Einkünften einzurichten; keinen künstlichen Wohlstand hervorzurufen, sondern den Privaterwerb seinen eigenen Kräften zu überlassen, und nur die denselben hemmenden Hindernisse so viel als möglich aus dem Wege zu räumen. Durch diese Politik wird zwar kein Eldorado hervorgezaubert, allein sie kräftigt den Staat, und die Staatsbürger werden sich unter dem Schutze der Gesetze ruhig in ihren Gewerben bewegen, ihr Vaterland und dessen Verfassung lieben, und bereit seyn, im Falle der Noth, Alles für dasselbe zu opfern, indem sie einsehen, daß das Privatwohl von dem öffentlichen unzertrennlich ist."

Die Uebel, welche dagegen die wachsende Kultur begleiten, sind hier, wie im ganzen übrigen Europa, einmal der Branntwein und sodann der Abfall von den väterlichen Sitten und Trachten, die allmählige Verbreitung moderner (französischer) Moden von den Städten aus. Gleichwohl ist noch sehr viel tüchtiger und gesunder Kern im norwegischen Volk. Der abgehärtete Fischer, der adelige Bauer bewahren noch uralte Tugenden des Freiheitssinnes, der Gastfreundschaft, und besonders auch die Liebe zur Dichtkunst und Gesang.

Am Schluß noch eine Schilderung der Lappen, die im nördlichen Theile von Norwegen wohnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 99.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 29. September 1843.

Somnambulismus.

Mittheilungen aus dem magnetischen Schlafleben der Somnambule Auguste K. in Dresden. Mit Titelkupfer und Holzschnitten. Dresden und Leipzig, Arnold, 1843.

Auguste K. von bürgerlichen Eltern zu Dresden 1824 geboren und ohne eine höhere Schule, als die städtische Freischule bis zu ihrer Confirmation besucht zu haben, oder eine andere Sprache zu reden, als die Dresdner Mundart, fiel in ihrem 16ten Jahre plötzlich in Krämpfe und wurde somnambul, in welchem Zustande sie in der gewähltesten deutschen Schriftsprache Gedanken und Belehrungen aussprach, welche weit über den Horizont eines so einfach erzognen und so jungen Bürgermädchens hinausliegen. Erscheinungen dieser Art sind bekanntlich schon oft beobachtet worden und unsre neue Somnambule ist auch weit entfernt, das, was ihr selbst begegnet, für wunderbar zu halten; im Gegentheil legt sie einen Werth darauf, nicht in die Illusionen zu fallen, denen sich andere Somnambule und ihre Magnetiseurs so oft hingegeben haben, und überall eine natürliche Erklärung ihrer Zustände zu geben. Sie will daher auch von Geisterseherei nichts wissen, und erklärt die Erscheinungen, die sie im Anfang ihrer Krankheit gehabt, selbst für bloße Einbildungen, die beim weitern Verlauf der Krankheit von selbst hätten wieder verschwinden müssen.

Die Herren Bähr und Kohlschütter, welche sich als Herausgeber nennen, haben ihre Krankheitsgeschichte und ihre Aussagen protokollirt. So oft sie in den „Hochschlaf" fiel begann sie ihre verklärten Unterhaltungen mit einem Gebet, deren sehr viele hier mitgetheilt sind. Dann folgten die Fragen des Magnetiseurs und der Umstehenden und ihre Antworten. In diesen Antworten nun entwickelt sie gewissermaßen ein neues System der Physik, das wir in seinen Umrissen hier wiedergeben wollen, obwohl ihre Aeußerungen darüber nur sehr fragmentarisch vorkommen.

Sie nimmt an, daß in der Atmosphäre, in der Erde und in allen Geschöpfen zwei Hauptkräfte wirken, Magnetismus und Elektricität, und daß die erstere ausschließlich von der Sonne, die letztere ausschließlich vom Monde ausgehe. Sie sagt aus: „Da zur Zeit der somnambüle Zustand von den Menschen sehr verkannt werde, sey sie erwählt worden, ein sicheres Bild davon zu geben, wodurch in der Folge jede Täuschung aufhören werde. Bekannt genug sey die Kraftäußerung des Mondes auf den menschlichen Körper durch die Erscheinungen der Mondsucht (hier führte sie als Beispiel ein Mädchen an, das vor einigen Jahren, 1833 zu Dresden, beim Schlafwandeln auf dem Dache eines vier Stockwerke hohen Hauses erwacht und vor den Augen unzähliger Zuschauer herabgestürzt war), — allein weit größere Kraft besitze die Sonne, und sie äußre diese nicht bloß auf den Körper, sondern auch auf den Geist des Menschen, den sie vermöge ihrer Strahlen zu Gott ziehe, der dann durch diesen so erhöhten Geist anderer Menschen Gesundheit vollkommen wieder herstelle. (S. 5.) — Was ist die Wirkung des Mondes? Eine elektrische, wie die Wirkung der Sonne eine magnetische ist. Mein Zustand ist ein rein magnetischer durch den Einfluß der Sonne, so rein und vollkommen, wie man ihn noch nie hat beobachten können. Gott hat mir die Kraft verliehen, darüber den klarsten Aufschluß zu geben. (S. 65.) — Da das Gewitter eine elektrische Erscheinung ist, so finden wir, daß es auf magnetische Körper entgegengesetzt, also beunruhigend wirkt. Bei magnetisch Kranken ist diese Wirkung im höchsten Grade gesteigert. Der Beobachter wird finden, wie verschieden der Einfluß des Donners und der des Blitzes ist. Kurz vor dem Donner empfinde ich ein Zittern, beim Blitze ein plötzliches Zusammenziehen des ganzen Körpers. Die ersten

Gewitter sind besonders störend und wirken doppelt nachtheilig ein auf solche Leidende. Dagegen befinden sich elektrische Personen bei Gewittern oft sehr wohl. Ihr Geist wird erhöht, wie es bei mir durch die Sonne geschieht." (S. 175.)

Uebrigens nimmt die Somnambule den Unterschied von Geist, Seele und Körper in ihr System auf, wie andere Somnambulen und sagt über deren verschiedene Verhältnisse zu einander so wie zu Magnetismus und Elektricität Folgendes: „Im körperlich gesunden Zustande wirken Seele und Geist getrennt, in manchen krampfhaften Zuständen nähern sie sich aber einander, bis sie sich endlich ganz vereinen, wie in meinem magnetischen Schlafe, wo in den höchsten Zuständen durch die Vereinigung der Seele mit dem Geiste mein Körper einem todten Körper ähnlich wird. Diese Vereinigung geschieht auch beim Sterben. Mein Geist ist gleichsam durch einen Hauch noch mit dem Körper vereint. Löst sich dieses Band, so erfolgt der Tod und der Geist wird vom Körper frei. Was aber dann geschieht, das bleibt dem Menschen immer verschlossen. (S. 59.) — Somnambulismus entsteht nur durch die Vereinigung von Seele und Geist. Bei dem magnetischen Schlafe wirkt noch die Sonne; die magnetische Kraft ist hier ziemlich eins mit der Ausströmung der Sonne. Die Sonne zieht den Geist so sehr an sich, daß der Körper darunter leidet. Durch die magnetische Kraft wurde der freie Geist an den Körper gefesselt; denn Gott wollte die Geister prüfen. Wenn die Seele, der körperlich gewordene Geist, durch die Sinne verleitet wird, unrecht zu thun, so ist der Geist damit unzufrieden, und diese Unzufriedenheit nennt man Gewissensbisse. Ein ruhiges Gewissen besitzt der, bei dem sich der Körper mehr nach dem Geiste richtet. — Die Kraft der Sonne hat die Eigenschaft, meine magnetische Kraft zu erhöhen. Die Natur sucht mein Uebel durch den Magnetismus zu heilen; daher darf man ihren Gang nicht unterbrechen." (S. 80.)

Bemerkenswerth ist die Antwort der Kranken auf die Frage: „Hat der Scheintod (Katalepsie) Aehnlichkeit mit deinem todtenähnlichen Zustande? Ja; nur daß im Scheintode der Geist nicht so leicht zum Körper zurückkehren kann. — Gibt es kein Mittel, diese Art Scheintodter ins Leben zurückzubringen? Es gibt nur ein Mittel, es ist aber noch nicht anerkannt; dieses ist der Magnetismus; aber nicht Jeder eignet sich dazu. Da der Magnetismus immer mehr Anerkennung finden wird, so müssen Solche, die dazu bestimmt sind, und deren Kraft gehörig geprüft ist, dieses zu untersuchen, ihre Hand auf das Herz des Scheintodten legen. Dann beginnt es zu schlagen und dem Geiste wird es möglich, einen Anhaltepunkt zu finden, um sich durch die magnetische Kraft wieder an den Körper anzuschließen. Im Scheintode ist der Geist zu vergleichen mit Einem, der auf einer Leiter eine Höhe ersteigt; nimmt man die Leiter weg, so kann er nicht wieder hinunter und muß umkommen. Für den Geist ist der Magnetismus die Leiter. Ihr werdet finden, daß Scheintodte bald nach dem Begraben in der Erde zu sich gekommen sind; es geschieht dieß, weil die Erde magnetisch ist." (S. 150.) Die Sonne magnetisirt die Erde und in dieser erhält sich die magnetische Kraft, die man hier ganz unbenutzt läßt, während sie in so vielen Fällen helfen könnte. „Von der Kraft der Erde könnt ihr euch überzeugen, meine Hände werden sich ganz heiß anfühlen, wenn ich sie eine Weile in die Erde gehalten habe; denn die Erde zieht die Kraft herab. Ein kräftigendes Mittel für Somnambüle ist, sie oft in die Luft zu führen, besonders an Orte, wo die Erde frisch aufgewühlt ist. Du hast ein krankes Kind, das du zuweilen sich auf die Diele legen läßt; besser thust du, es gerade ausgestreckt auf die bloße Erde legen zu lassen. Du wirst bemerkt haben, daß die Kinder einen Zug nach der Erde haben; sie befinden sich nirgends so wohl, als auf dem Boden, besonders leidende Kinder. Am besten geschieht es zu Mittag, wo die Erde mehr ausdünstet und die Kraft feiner ist, aber nicht Abends. Vorzüglich laß es mit den Ellenbogen und Fingerspitzen die Erde berühren, es sind das die Theile, mit denen es am schnellsten die magnetische Kraft aufnehmen wird. Dieß wird besser wirken, als alle Arznei. Das Thier sucht und findet sein eigenes Mittel. Auch Kinder haben einen instinktartigen Hang nach der Erde." (S. 146.)

Das Verhältniß zwischen der elektrischen Mond- und magnetischen Sonnenwirkung soll, nach der Aeußerung unsrer Seherin S. 202 früher ein anderes gewesen seyn. „Die magnetische Kraft ist einströmend in die Erde; früher war diese Kraft aber nicht so ausströmend, wie jetzt, so daß es der elektrischen Kraft leichter wurde, neben der magnetischen in der Erde zu wohnen; sie war nicht so stark, die elektrische auszutreiben. Weil immer die elektrische Kraft diejenige ist, welche mehr auf die Seele wirkt, so finden wir auch, daß damals mehr elektrische Thiere vorhanden waren, als jetzt. Denn es läßt die magnetische Kraft nicht zu, daß die elektrische ihren Wohnsitz allein in einem Körper aufschlage. So haben wir z. B. jetzt nicht mehr die ungeheueren Ueberströmungen von Heuschrecken in dem Grade wie sonst." (S. 202.)

Der Gegensatz zwischen elektrischen und magnetischen Wesen wird nun weiter durchgeführt, besonders an

Menschen. Magnetismus erscheint immer als rein geistige, Elektricität immer als rein körperliche Kraft. „Ich zertheile das Nervengeflecht nicht in verschiedene Theile, sondern die, welche die Muskeln in Bewegung setzen, sind die starkeren und nicht die verfeinerten des Gehirns, auch sind sie näher dem Blute. So können wir nicht mit unserem geistigen Willen die Muskeln bewegen, sie aber wohl durch die Nerven in Bewegung setzen. — Ist dabei Magnetismus oder Elektricität im Spiele? Allerdings Magnetismus, weil Alles, was der Mensch will, durch den Magnetismus geschieht, der sich an den Nerven hält. Indem der Geist durch den Magnetismus auf den Nerv seine Willenskraft ausübt, wird es dem Nerv möglich, die Bewegung zu bewerkstelligen. — Aber Elektricität? Nein; Elektricität kann nur wirken bei elektrischen Personen. Diese haben auch Magnetismus, aber er wird nie fühlbar; die Elektricität tritt aber hervor und wird fühlbar, weil diese Kraft körperlich ist. Diese Personen sind Täuschungen unterworfen; weil sie eine andere Kraft durchdringt, wird es ihnen nicht möglich, so rein auf den Magnetismus zu wirken. Elektrische Personen sind gewohnt, Engel, Genien, Erscheinungen, Lichter zu sehen, wie es bei Er. geschieht. Sie sehen Engel, die zu ihnen niederschweben, sie können sich nicht von dem Irrthume in Kenntniß setzen, weil sie jene Kraft daran hindert. Die Kraft, die bei ihnen den Magnetismus umgibt, ist eine sichtliche, weßhalb Alles, was sie Geistiges sehen wollen, ihnen körperlich sichtbar und es ihrem Geiste unmöglich wird, wenn er nachdenkt, sich aus den Täuschungen zu befreien!“ (S. 225.) Zum Gegensatz der magnetischen und elektrischen Wirkungen gehört auch noch S. 238, daß Elektricität und Mondschein die Verwesung befördern, während sie der Magnetismus hemme. Ferner die Antipathie der Thiere. Elektrische Thiere fliehen die magnetischen und umgekehrt.

Auch die Krankheiten theilt unsre Seherin in magnetische und elektrische und gibt bei den ersteren den Rath, das Bett immer nordwärts zu stellen. „Ist die Stellung des Bettes nicht auch bei gesunden Personen von Wichtigkeit und welche ist die beste? O ja, sehr. Es wäre sehr gut, wenn man das immer beobachtete; der somnambüle Zustand könnte öfters vermieden werden, wenn die Sonne nicht der Länge nach über den Körper ginge. — Gesunde schlafen aber doch nur des Nachts, wo die Sonne keinen Einfluß üben kann. Der Lauf ihrer Ausströmung ist aber noch vorhanden und des Morgens, wenn die Sonne aufgegangen ist, schlafen auch noch Viele. Beobachtet es nur bei Nervenfieberkranken; legt man sie nicht so, wie ich angegeben, so wird man finden, sie phantasiren viel mehr, als in der bezeichneten Lage. — Das Bett muß also mit dem Fußende immer nach Norden gerichtet seyn? Das ist nicht nöthig, nur muß der Körper so liegen, daß die Sonne quer über unseren Körper weggehen kann.“ (S. 183.)

Schließlich entwickelt die Somnambule eine eigenthümliche Seelenlehre. „Der Geist ist nur dadurch fehlbar geworden, daß er mit dem Körper in Verbindung stehe; es gibt deßhalb keinen von Grund aus bösen Menschen; der Körper verführt uns nur durch die Seele. Nach dem Tode geht das, was die Seele nicht recht gethan, auf den Geist mit über, da die Seele dann mit dem Geiste sich vereinigt. Das, was jetzt Seele war, ist dann Geisteskraft. So ist der Tod die Erntezeit und der Geist die Scheuer, wo die Seele gesammelt wird. Gott gab uns die Sinnlichkeit, um uns zu prüfen. So lange der Mensch lebt, ist der Geist nicht bös; mit dem Tode erst geht die Seelenkraft auf den Geist über, es mischt sich das Böse der Seele mit dem Guten des Geistes und Gott macht den Auszug. Wir können nicht sagen, daß, so lange der Mensch noch lebt, der Geist bös sey.“ (S. 341.) Diese Lehre ist nicht übel, denn sie empfiehlt, das irdische Leben edel anzuwenden.

Die Protokolle enthalten noch vieles Einzelne, was sehr merkwürdig ist und wenn es nicht überall befriedigen sollte, doch dem Geist wohlthätige Nahrung gibt, z. B. eine äußerst feine Bemerkung über die Gewitter. Die Somnambule spürte nämlich den Donner eher, als den Blitz und erklärt das so: „weil der Donner nicht durch die Trennung, sondern durch die Vermischung beider Kräfte verursacht wird. Wenn sie sich trennen, entsteht erst der Blitz.“ — Ferner eine Bemerkung über die Muttermäler. Frage: „wäre es dir möglich, eine Erklärung über das sogenannte Versehen der Frauen zu geben? Mir ist folgender Fall bekannt: Eine Mutter verlor während der Schwangerschaft eines ihrer Kinder durch den Tod. Bei dem Anblicke des Leichenzugs griff sie schmerzvoll nach ihren Augen und das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, ward blind geboren. — Weil die Nerven des Kindes eben da gehen, wo die Nerven der Mutter gehen; durch Schreck wird der Magnetismus plötzlich abgezogen. Hätte man sogleich im Anfange durch Magnetismus eingewirkt, so glaube ich, daß das Kind wenigstens einen Schein bekommen hätte. — Es ist etwas Schein vorhanden, aber das Auge ist entstellt. — Es würde aber dieser Schein erhöht worden seyn durch den Magnetismus. — Wie entsteht das sogenannte Feuermal bei Kindern? Das, was die Mutter sieht, macht ihr Schreck, und wenn sie eine

Stelle des Körpers berührt und die Hand wieder abzieht, geht die Kraft zurück und bildet dann diese Erscheinung. Auch der Magnetiseur zieht, wenn er z. B. am Ellenbogen anfängt und hinunter streicht, die magnetische Kraft hinunter. So wird auch hier die magnetische Kraft des berührten körperlichen Theiles durch den vorhergegangenen Schreck erst in Aufregung gebracht und durch das Abziehen der Hand plötzlich weggezogen. Das Bild des Schreckens umwebt sich geistig mit den Nerven, welche mit denen des Kindes zusammenhängen." (S. 335.)

Dieß mag genügen, um darzuthun, welcher Schatz seiner Beobachtungen und Andeutungen über die zartesten Naturgeheimnisse in diesem Buche enthalten ist.

Philosophie.

Philosophie des Staats oder allgemeine Socialtheorie von Dr. Hugo Eisenhart, Privatdocent in Halle. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß es den künftigen Rechts- und Staatsmännern eben so Noth thue, die Philosophie der Geschichte, wie den künftigen Aerzten die Philosophie der Natur, kennen zu lernen. Allein es kommt ungemein viel darauf an, wie diese Philosophie, durch welche die jungen Männer auf Universitäten orientirt werden sollen, beschaffen ist, und es thut uns leid, daß wir die des Verfassers nicht empfehlen können.

Herr Eisenhart fördert höchst seltsame Meinungen zu Tage, unter denen besonders diejenigen, die unser deutsches Vaterland betreffen, ganz und gar nicht geeignet sind, den Verstand der lieben Jugend zu erleuchten oder ihr Gemüth zu erheben. Alles Ernstes nämlich behauptet der Haller Privatdocent: während alle andern Völker einen großartigen politischen Beruf hätten, sey uns Deutschen nichts als die Wissenschaft zugewiesen, und während die Russen, Engländer, Franzosen die Weltgeschichte zu machen hätten, seyen die Deutschen nur bestimmt, darüber nachzudenken, thatenlos nur die Wissenschaft zu pflegen und zugleich die Beziehungen der Erde auf den Himmel sich angelegen seyn zu lassen. Mit einem Wort, die Deutschen seyen den Braminen oder lieber den Juden gleich.

„Man hat, sagt der Verfasser, längst herausgefunden, daß die Wissenschaft der eigenthümliche und also gleichsam arbeitstheilige Beruf der deutschen Nation sey, ja, daß von ihr jenes Licht ausgehen werde, dessen die Welt harret." Durch keine That, durch kein politisches Institut, durch nichts Praktisches soll der Deutsche künftig in die Weltgeschichte sich einzeichnen, sondern nur durch Wissenschaft. Das Handeln fällt ausschließlich Andern zu. „So ist das Princip 1) Rußlands das urgeschichtliche, rein formale, rohe, naturwüchsige Stämme Eines Geschlechtes erst zum Gemeinwesen und geselligen Leben zu erziehen, der Socialismus also. Eine Aufgabe, der auch seine Natur entspricht, denn es ist das einzige Land im europäischen Systeme, in der Region der Stufenländer, welches darin zugleich eine Art von Tiefebene oder Stromland darstellt. 2) Britanniens Princip ist handgreiflich die Oekonomie, also das besondere Princip dieses unseres Weltalters, daher es auch der mächtigste Staat des provisorischen Systems ist, der weltherrschende, möchte man sagen, wenn es in demselben einen solchen geben könnte. Es ist der Koloß dieser Ordnung, die Roma der Gegenwart; daher auch der Entdecker der eigentlichen Germania der Jetztwelt, Nord-Amerikas (— auch mit der Varusniederlage, Washington sein Armin). Auch seine Natur entspricht seinem Principe, es ist Insel. 3) Frankreich, dem Principe nach, der Erbe Roms, nicht seiner Macht, denn dieselbe ist nicht mehr bei diesem Principe, Frankreich hat das antike Princip überkommen. Es stellt die Welt der Politik und militärischen Gewalt dar, den modernen Rechtsstaat — und hat ihn redlich dargelebt! Es ist der Staat, der das ganze germanische System vor Verwesung und Fäulniß bewahrt, sein Gewitter, sein Sturmwind! Seine Natur bergartig, mit der Akropole der Sevennen! Endlich 4) Wir, Wir, deren Brahmanenthum, deren Mandarinenweisheit, deren philosophisches Yogiwesen bereits zum Sprichwort und — Völkerspott geworden, Wir, geschmäht, gehöhnt, geviertheilt um unseres Glaubens willen, und doch das hochgelobte Volk — ja, Wir sind die Juden der neuen Ordnung, „ein auserwähltes Geschlecht, ein neues königliches Priesterthum, ein heilig Volk, ein Volk des Eigenthums des Herrn!" Inzwischen stellt der Verfasser noch in Aussicht, ob wir den neuen Messias aus uns gebären, oder nur wie die Juden, politisch aufgelöst, unter die Völker werden zerstreut werden.

Ist es nicht zu bedauern, daß auf Universitäten solche Abgeschmacktheiten gelehrt werden?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 100.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 2. Oktober 1843.

Dichtkunst.

Amrilkais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Fr. Rückert. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

Amrilkais ist schon lange bekannt durch die Uebersetzung der Moallaka, die er gedichtet und die neben den sieben andern Preisgedichten des vormuhamedanischen Arabiens an der alten Kaaba aufgehängt waren. Im Jahr 1837 gab in Paris Mac Guckin de Slane auch noch den Diwan desselben Dichters heraus und hier werden beide zusammen verbunden und wird daraus das ganze Leben des Dichterfürsten erläutert.

Sein Charakter hat sehr viel Anziehendes, und erinnert in mancher Beziehung an den spanischen Cid, wie denn in das spanische Ritterthum viel vom arabischen Helden- und Geburtsstolz übergegangen ist. Amrilkais war der Sohn des König Hodschr, d. h. eines Stammhäuptlings. Dieser sein Vater wurde gefangen und umgebracht, winkte aber noch vor seinem Tode einem vertrauten Manne, übergab ihm einen Brief, und sprach zu ihm: Geh zu meinem Sohne Nafe, meinem ältesten! und wenn er weint und wehklagt, so geh weiter der Reihe nach zu allen übrigen, bis zum jüngsten, Amrilkais; und welcher von ihnen nicht wehklagt, dem übergib meine Waffen und Rosse, meinen Napf und meinen letzten Willen in diesem Briefe! Darin aber hatte er angezeigt, wer ihn getödtet, und die Art seines Todes. Da ging der Mann mit dem Briefe zu Nafe, der, als er die Kunde erfuhr, Staub nahm und auf sein Haupt streute. Und jener ging der Reihe nach zu den andern, und alle thaten das gleiche. Als er aber zu Amrilkais kam, fand er diesen bei einem Zechgenossen, mit dem er Wein trank und im Brett spielte. Da sprach er: Hodschr ist getödtet! Amrilkais aber kehrte sich nicht daran, und als sein Genosse im Spiel inhielt, sprach er zu ihm: Zieh doch! Und er selber zog zu, bis das Spiel aus war, dann sprach er: Ich wollte dir deine Partie nicht verderben. Darauf erkundigte er sich beim Boten genau über den Hergang, und rief: Wein und Weiber verschwör' ich, bis ich hundert von den Beni Esed getödtet, und hundert andern von ihnen die Stirnlocken abgeschnitten habe. — Dieses that man Gefangenen, die man entließ, zum Zeichen der Gewalt, die man über ihr Leben hätte, und um die Locken als Siegeszeichen aufzubewahren. Und Amrilkais erfüllte das Gelübde und rächte seines Vaters Tod. Seitdem ward er einer der kühnsten unter den Söhnen der Wüste, zugleich ein großer Liebhaber des schönen Geschlechts und ein glücklicher und hochgefeierter Dichter.

Seine berühmte Moallaka wie seine übrigen Dichtungen, sind fast durchgängig Genrebilder aus der Wüste und von unnachahmlicher Wahrheit und Originalität. Die Moallaka schildert eine Liebesscene auf dem Kameel. Der Dichter hat den Mädchen, mit denen er in der Wüste zusammengetroffen ist, aus Galanterie sein Kameel geschlachtet und setzt sich nun mit auf das Kameel einer der vergeblich protestirenden Schönen.

Da schlachtet' ich den Mädchen das Thier, auf dem ich ritt;
Und mein Gepäcke nahmen sie auf den ihren mit;

Wo sie die Stücke Fleisches sich warfen zu und fingen,
Woran des Fettes Troddeln wie Seidenfranzen hingen.

Da drängt' ich in die Sänfte Oneiba's mich hinein;
Sie rief: Willst du hinunter mich werfen? o halt ein!

Sie rief, als das Gestelle mit uns sich niedergab:
Du wirst mein Reitthier schinden, o Amrilkais, steig ab!

Ich sprach zu ihr: o reite nur zu, laß ihm den Zaum!
Und wehr mir nicht, zu pflücken die Frucht an deinem Baum!

Auch die Gedichte des Diwans enthalten meist Liebesscenen und malen uns das wilde Räuberleben der Wüstensöhne sehr anschaulich. Man denke sich den schon in überreifen Jahren stehenden, aber noch immer rüstigen Helden, der allem trotz bietet, wo ihn eine arabische Schönheit bezaubert:

Besbasa meint, ich sey nun gealtert allgemach,
Und Minnespiel zu treiben, das sey nicht mehr mein Fach.

Doch hab' ich manchen Tag wohl und manche Nacht gescherzt
Mit einer holden, ähnlich dem Bildchen im Gemach;

Die ihres Buhlen Lager mit ihrem Angesicht
Hell macht wie eine Lampe, die tränkt von Oel ein Bach;

Die, wann ihr die Gewande der Schlafgenoß entzog,
Sanft auf ihn niedersinket, nicht gleich dem Berge jach.

Aufstieg ich zu ihr leise, als ihr Gesinde schlief,
Wie aus dem Wasser Blasen aufsteigen nach und nach.

Dich gebe Gott den Plündrern! rief sie: du schändest mich;
O siehst du nicht die Plaudrer, die Laurer hundertfach?

Ich sprach: bei Gott, ich weiche von hier und wanke nicht,
Und ob man alle Glieder am Leibe mir zerbrach.

Ich schwur bei Gott, und sorgte nicht, ob ich falsch ihr schwur:
Sie schlafen alle, keiner ist mehr beim Feuer wach.

Dann kamen wir zur Güte und weich ward unser Wort;
Ich zähmte, bis sie nachgab, und o wie gab sie nach!

Da stand ich auf am Morgen geliebt, und ihr Gemahl
Stand auf, bestaubt von Unmuth, von Sorg' und Ungemach.

Er brüllet gleich dem Rinde, wann es der Schlächter würgt,
Und droht mich zu ermorden; kein Mörder ist er ach!

Wie sollt er mich ermorden? es ist mein Schlafgenoß
Ein Speer ein scharfgeschliffner, als wie ein grimmer Drach.

Und er hat einen Bogen, der niemals einen traf,
Und er hat eine Lanze, die niemals einen stach.

Wie sollt' er mich, nachdem ich hab' ihrem Herzen an
Gethan die süßen Schmerzen, ermorden hintennach!

Das weiß wohl Selma selber, wiewohl er ist ihr Mann,
Daß er ist stark in Worten, doch zum Vollbringen schwach.

Dergleichen Trotzgedichte kommen noch mehrere vor, die keineswegs eine sehr geläuterte Moral beurkunden, aber doch von der urkräftigen Wildheit des Araberstammes zeugen und deren Verwilderung selbst gar nicht ohne Adel ist. — Wie dem Feind Hohn gesprochen wird, so wird auch der Freund und gute Kamerad gepriesen (S. 55). Zuweilen geht es ihm auch unglücklich. Er wird besiegt, verfolgt, und preist die Gastfreundschaft derer, die ihn retten, und tröstet sich mit ihren kleinen Geschenken über die großen Verluste die er erlitten.

Wenns nicht Kamele sind, so sind es Ziegen,
Von denen, Stäben gleich, die Hörner ragen;

Die, wenn ihr Melker sich erhebet, winseln
Wie Leute, die um einen Todten klagen.

Schabzieger geben sie und Rahm die Fülle,
So Speis' als Trank, was ist da zu beklagen?

Diese Züge mögen hinreichen, das originelle Bild des königlichen Wüstendichters zu bezeichnen und das kleine Buch den Freunden der Poesie zu empfehlen.

Postwesen.

Ueber die Reform des Postwesens in Deutschland. Von C. F. Müller, Dr. der Rechte. Frankfurt a. M., Brönner, 1843.

Diese kleine, sehr umsichtige und gründliche Schrift reasumirt die Beschwerden, zu welchen das deutsche Postwesen dem Publikum immer noch Anlaß gibt, und macht Vorschläge zu deren Abstellung.

Als ersten Grundsatz glaubt sie feststellen zu dürfen, daß die der Post zu zahlenden Preise mit den Leistungen derselben in Einklang stehen müßten. Dieß ist aber nicht der Fall, einmal weil Deutschland politisch getheilt ist, demnach auch verschiedene Postverwaltungen hat und jede Postverwaltung von dem durch ihr Gebiet passirenden Briefe mehr gewinnen will als verhältnißmäßig von einer Postverwaltung für die ganze Leistung der Post in Bezug auf diesen Brief verlangt werden könnte. Die Regel ist bei der Thurn- und Taxischen Post, daß das Porto eines Briefes nicht in gleichem Verhältniß, wie die Meilenzahl seines Weges anwächst, sondern daß es für die ersten 30 Meilen ½ für die zweiten 20 = ⅓, für die letzten 10 = ⅙, mithin auf 60 Meilen = 1 beträgt, d. h. für einen einfachen Brief 7 Silbergroschen (davon 3½ für die ersten 30, 2⅓ für die zweiten 20,

1⅙ für die letzten 10 Meilen). „Gesetzt aber, dieser Brief durchliefe drei verschiedene Verwaltungsbezirke, und zwar A mit 30, B mit 20, C mit 10 Meilen, und jede Postverwaltung wollte nach der Progressions-Staffel, wie es jetzt noch geschieht, ihren Ansatz machen, so würde

A auf 30 Meilen 3⅔ Sgr.
B „ 20 „ 3 „
C „ 10 „ 1⅚ „ zu fordern haben,

also eine Totalsumme von 8½ Sgr. entstehen, oder 1½ Sgr. mehr sich herausstellen, als der direkte Portosatz beträgt."

Dazu kommt ferner noch, daß die Gewichtseinheit zu niedrig gestellt ist. „Die vielfach jetzt bestehende Gewichts-Einheit von ¾, ja sogar ½ Loth ist unbedingt zu niedrig, und ein vorzüglicher Grund mit zur Portovertheurung, zumal da die Progression mit ¼ und ½ Lothen fortschreitet, so daß ein nicht ganz feiner Bogen Papier schon 1½- bis 2faches Porto kosten kann. Ja selbst dünne Briefbogen, wenn solche mit Couvert versehen werden müssen, wie dieß doch oft der Gebrauch erfordert, und mit Siegellack geschlossen sind, wiegen über ¾ Loth, so daß Klüber nicht ganz Unrecht hat, wenn er sagt, daß nach diesem Grundsatze bald die einzelnen Buchstaben bezahlt werden müßten. Als richtiges Maaß dürfte gelten, daß als kleinste Gewichts-Einheit das Gewicht eines gewöhnlichen Bogens Schreibpapier angenommen wird, und dieses Gewicht gleichzeitig die Progressionsnorm abgibt, was den Verkehr überhaupt und namentlich des nicht kaufmännischen und niedern Publikums sehr erleichtern und vermehren, gleichzeitig aber dem Besorgen solcher Briefe durch Privatboten sehr entgegentreten würde. Dieses Gewicht ist Ein Loth, welches zur Ehre der fürstlich thurn und taxisschen Administration von dieser stets als Regel für ihren Bezirk betrachtet worden ist." Der Verfasser beweist ferner, daß nur auf wenigen sehr frequenten Routen die Briefe eine Last würden, zu deren Fortschaffung etwa ein Pferd mehr nöthig würde, und daß diese kleine Leistung in gar keinem Verhältniß stehe mit dem ungeheuren Porto, das eine Pferdelast leichter Briefe eintrage.

Was nun die Progression der Porto nach dem Gewicht wie nach der Entfernung betrifft, so macht der Verfasser folgende beherzigenswerthe Vorschläge: „Also Ein Loth zur kleinsten Einheit für das Gewicht eines Briefes angenommen, so möchte auch die Progression nur mit Einem Lothe in der Weise zu steigen haben, daß für die nächstfolgenden Lothe nur die Hälfte des einfachen Portosatzes in Anwendung gebracht würde, um nicht jede wenigen Zeilen mehr sofort mit neuem Porto zu belegen. Die Gewichtsprogression würde sich also folgendermaaßen mit Billigkeit, und unbeschadet eines Ueberschusses für die Postkasse herausstellen:

bis 1 Loth incl. der einfache Briefportosatz,
über 1 Loth bis 2 Loth incl. der 1½ fache Briefportosatz,
„ 2 „ „ 3 „ „ „ 2 „ „
„ 3 „ „ 4 „ „ „ 2½ „ „
„ 4 „ „ 5 „ „ „ 3 „ „
„ 5 „ „ 6 „ „ „ 3½ „ „

und so für jedes Loth weiter den halben Briefportosatz mehr. Die Meilenprogression möchte folgendermaaßen zu normiren seyn:

bis 3 Meilen incl. ½ Sgr.
über 3 bis 6 Meilen incl. ¾ Sgr.
„ 6 „ 9 „ „ 1 „
„ 9 „ 12 „ „ 1¼ „
„ 12 „ 18 „ „ 1½ „
„ 18 „ 24 „ „ 1¾ „
„ 24 „ 30 „ „ 2 „
„ 30 „ 40 „ „ 2½ „
„ 40 „ 50 „ „ 3 „
„ 50 „ 60 „ „ 3½ „
„ 60 „ 70 „ „ 4 „
„ 70 „ 80 „ „ 4½ „
„ 80 „ 90 „ „ 5 „
„ 90 „ 100 „ „ 5½ „

über 100 Meilen für jede 20 Meilen ½ Sgr. mehr. Bei der Billigkeit dieser Meilen- und Gewichtsprogression ist zu bestimmen, daß Alles in Briefform bis vier Loth ausschließlich zur Briefpost gehört, daß aber schwerere Briefe, Schriftenpackete, Gedrucktes zur Fahrpost gehören, und nur auf ausdrückliches Verlangen, welches auf der Adresse bemerkt seyn muß, mit der Briefpost versendet werden, und daß dann auch die volle Briefprogression eintritt. Solche Packete würden jedoch, um die Felleisen nicht zu sehr zu beschweren, das Gewicht von einem Pfunde nicht übersteigen dürfen. Die zeither bestandene Vergünstigung für Waarenproben in Briefen, wie für gedruckte Preiscourante, Circularien und Empfehlungsschreiben unter Kreuz-Couvert möchte auf drei Viertheile des ganzen Portosatzes zu normiren seyn, während für Zeitungen und Journale, die den Gebrauch fortwährend regelmäßig fortsetzen, und sehr wesentlich zur geistigen Kultur beitragen, ferner wie zeither die Moderation auf Ein Viertheil des ganzen Portosatzes fortzubelassen seyn würde. Die zeitherige Bedingung zur Moderation dieser Sendungen, daß dieselben bei der Aufgabe frankirt werden müssen, und außer der Adresse nichts Geschriebenes enthalten dürfen, ist beizubehalten."

Besondere Beachtung verdient die Rüge gegen das doppelte Briefporto bei recommandirten Briefen, da es in gar keinem Verhältniß mit der Leistung der Post

steht. „Doppeltes Briefporto, wenigstens für den einfachen Brief, zu erheben, wie in Preußen (nämlich einmal Porto für den Brief, und zweitens einfaches Porto für den zurückkommenden Schein), und außerdem noch zwei Silbergroschen für den Schein, ist jedenfalls zu viel, steht mit der Leistung in keinem Verhältniß, und bei nicht weit gehenden Briefen beträgt dann die Nebengebühr mehr, als die Vergütung für den Transport, was drückend zu nennen seyn möchte."

Uebrigens erklärt sich Herr Müller, bevor er die Briefpost verläßt, um zur Fahrpost überzugehen, sehr bestimmt gegen die Forderung einer namentlichen Einregistrirung aller einfachen Briefe, einmal weil es einen ungeheuren Mehraufwand von Beamten und Zeit erfordere, den Postenlauf verspäten und endlich nicht einmal die gewünschte Garantie gewähren, ja den Correspondenten selbst höchst nachtheilig seyn würde, denn welcher Geschäftsmann möchte durch so genaues Einregistriren der Adressanten und des Adressaten die Post in sein Geheimniß ziehen wollen?

In Bezug auf die Fahrpost billigt der Verfasser die Beibehaltung eines höhern Portoansatzes für Geldpackete, weil solche, namentlich Goldpackete, ihrer Kleinheit wegen sich leicht verschieben und ohne Veruntreuung oft verloren gehen, die Verantwortlichkeit der Post also viel größer ist, als bei andern Packeten. Dagegen mißbilligt er den Postzwang in Bezug auf Packete von 25—40 Pfund. Der Staat solle keine Gesetze geben, deren Umgehung so leicht ist und von Niemand für ein Unrecht gehalten wird. Noch unvernünftiger war der Postzwang ehemals für Personen, wovon jetzt Gott sey Dank nur noch schwache Spuren in den sächsischen Herzogthümern übrig sind. Da muß ein mit der Post gekommener Reisender auch wieder mit der Post abfahren und darf sich keines Hauderers bedienen, und wer mit eigenem Wagen gekommen ist, muß Postpferde nehmen und keine andere; ja sogar die Lohnkutscher müssen für jede Fahrt eine bestimmte Abgabe an die Post entrichten. Zu den Postantiquitäten dieser Art gehört auch noch die verschiedene Behandlung der Inländer und Ausländer. Im Weimarschen ist z. B. der Inländer durch die Post höher belastet als der Ausländer.

Die Extraposten geben dem Verfasser ebenfalls zu einer Rüge Anlaß, in die jeder Reisende gern einstimmen wird. Sie betrifft nämlich die Trinkgelder, die in den Bezirken der verschiedenen deutschen Postverwaltungen sehr verschieden angesetzt und dem Reisenden stets sehr lästig sind. Die Form der persönlichen Tributforderung oder Bettelei, das trotzige oder kriechende Angehen um die kleinen Münzen hat etwas Verletzendes. Der Verfasser wünscht hier möglichste Gleichförmigkeit der Taxen und wie bei den Eilwagen Einrechnung der Trinkgelder in die ganze Postrechnung ohne persönliches Einsammeln von Seiten der Postillone.

Dem Verfasser schwebt nun das Ideal einer Centralverwaltung des deutschen Postwesens vor; allein er weiß zu gut, daß die verschiedenen Souverainetäten und die besondern Privilegien der Postpächter sich nicht damit vereinbaren lassen. Jedoch hält er für möglich, daß man bei völliger Unabhängigkeit der verschiedenen Postgebiete dennoch (wie im Zollverein) sich zu gemeinsamen Normen vereinigen könne.

„Die vereinigten Staaten würden sich zu verpflichten haben:

a) gleiche Grundsätze über die innere Verwaltung des Postwesens einzuführen, als da sind: gleichförmige Chartirungs- und Speditionsweise, gleiche Taxe für Briefe, Packet- und Geldsendungen, wobei stets nur die direkte Entfernung, nicht der Umweg, den vielleicht die Postanstalt macht, zu Grunde zu legen ist; gleichförmige Rechnungsstellung, gleichförmige Transportzeiten, gleichförmige Ordnung der Posthalterei-Verhältnisse u. s. w.;

b) gleiche Dienst-Instruktionen, Postordnungen und Gesetze, namentlich wie weit die Haftverbindlichkeit der Postanstalt geht, und welche Begünstigungen sie genießt;

c) gleiche Grundsätze über die Beförderung von Personen;

d) überall den direktesten und schnellsten Weg zur Spedition der Briefe, Packete und Geldsendungen einschlagen zu lassen, ohne Berücksichtigung, ob der zu befördernde Gegenstand dadurch länger oder kürzer im Lande der Aufgabe bleibt;

e) Kurseinrichtungen stets nur in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung des Ganzen zu machen u. s. w."

Die weitern Vorschläge zu einer Central-Behörde, für welche sich die Thurn- und Taxische Post am besten eignen würde, zu gleichen Farben der Uniformen, gemeinsamen Maßregeln in Betreff der Anstellungen, Vertheilung der Revenuen, Feststellung des Verhältnisses zwischen den Posten und Eisenbahnen rc. sind nur kurz angedeutet und nicht näher ausgeführt, wie es wohl ein so delikater Gegenstand verlangt, doch wäre es sehr der Mühe werth, weiter darüber nachzudenken. Das Bedürfniß ist da, die Kraft ist da, und vom guten Willen doch wohl auch genug, ein Gesammtinteresse zu fördern, so weit das Einzelinteresse dadurch nicht gefährdet, sondern selbst gefördert wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 101.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 4. Oktober 1843.

Romane.

1) Der falsche Waldemar. Roman von W. Alexis. Drei Bände. Berlin, Buchhandlung des Berliner Lesekabinets, 1842.

Ein sehr lebendiges Sittengemälde aus der Mitte des 14ten Jahrhunderts. Brandenburg war damals der Spielball einer Politik, die an Treulosigkeit kaum mehr ihres Gleichen in der deutschen Geschichte hat und uns einen Augenblick glauben macht, wir befinden uns auf dem Boden italienischer Arglist und Giftmischerei. Die Häuser Luxemburg und Wittelsbach stritten sich um die deutsche Krone und um das Erbe der Mark Brandenburg. Der Luxemburger Karl wurde als der Vierte dieses Namens Kaiser und stellte, da er Brandenburg nicht unmittelbar selbst behaupten konnte, den sogenannten falschen Waldemar, d. h. den angeblich wiedergekehrten ältern Markgrafen aus ascanischem Geschlecht, den Wittelsbachern entgegen, welche das Erbe bereits inne hatten. Der Wittelsbacher Ludwig aber stellte nun auch wieder seinerseits dem Kaiser Karl in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg einen andern Kaiser entgegen. Nun sollte ein großer Kampf beginnen, aber die diplomatische Feder entschied damals mehr als das Schwert. Die Luxemburger und Wittelsbacher kamen überein, sich wechselseitig Concessionen zu machen. Jenen blieb die Kaiserkrone, diesen die Mark. Die Werkzeuge aber, deren sich beide bedient hatten, wurden aufgeopfert; Günther von Schwarzburg vergiftet, der falsche Waldemar seiner Würde wieder entkleidet und zwar nicht umgebracht, aber doch der Vergessenheit überliefert, indem er bei dem kleinen Fürsten von Anhalt ein Gnadenbrod fand.

Anhalts Geschichtschreiber haben immer behauptet, der sogenannte falsche Waldemar sey keineswegs ein Müller, wie man behaupte, sondern wirklich der echte Waldemar gewesen. Unser Dichter hat zwar diese Ansicht nicht geradezu adoptirt, aber doch aus seinem Waldemar mehr, als einen bloßen Müller gemacht, nämlich einen Patrioten, der nicht als Werkzeug einer fremden Partei, nicht aus Habgier oder persönlichem Ehrgeiz, sondern lediglich dem Wohle des Landes zu Liebe die Rolle übernahm, die ihm der echte Markgraf selbst übertragen. Diese seine Würdigkeit und der Schleier des Geheimnisses, der um ihn verbreitet ist, machen ihn in der That weit interessanter, als wenn ihn der Dichter ausschließlich als den Müller oder den echten Waldemar aufgefaßt hätte. Auch die andern hier handelnden historischen Personen und die ganze durch Pest, Geißler, Judenmord ꝛc. tiefbewegte Zeit sind gut gezeichnet und gehört dieser Roman zu den anziehendsten, die aus des Dichters Feder hervorgegangen sind.

2) Diane. Ein Roman von A. v. Sternberg. Drei Theile. Berlin, Lesekabinet, 1842.

Diese Geschichte einer Waise, eines vornehmen und reizenden Mädchens, welche ausgesetzt wird, nach mancherlei Gefahren aber wieder in den Hafen des Glückes gelangt. Das Motiv ist uralt und in neuerer Zeit wieder Mode geworden. Englische Dichter lieferten mehr verlorne Söhne, französische mehr verlorne Töchter, wovon ihre Romane wimmeln. Herr von Sternberg hat mit der ihm eigenen Gewandtheit die Fäden des Romans auseinandergezogen und wieder verknüpft, einen Reichthum von Personen und Situationen entfaltend. In der Lichtseite finden wir eine gebildete Aristokratie, im Allgemeinen von französischer Heiterkeit, in der Schattenseite gemeine Verbrecher von mehr englischer Physiognomie, in der Mitte auch einiges von deutscher Art, nämlich eine Dichterin und Bemerkungen über Literatur, und auch einiges Gemüthliche aus der bürgerlichen Welt. So ist viel in diesem Roman beisammen, aber vielleicht zu viel. Bei etwas mehr Oekonomie, bei einfacherer Composition würden die Contraste sich haben schärfer

ausprägen lassen und würde der Effekt schlagender seyn. Der Styl ist, wie man nicht anders erwarten konnte, vortrefflich und von einer anmuthigen Leichtigkeit, die, besonders wo es sich von Lebensbildern aus der bessern Gesellschaft handelt, nichts zu wünschen übrig läßt.

3) Die Tochter des Geizigen. Historischer Roman von W. Harrison Ainsworth. Aus dem Engl. von Dr. Susemihl. Drei Bändchen. Leipzig, Kollmann, 1843.

Ein schmutziger Geizhals enterbt seine liebenswürdige Tochter, weil sie einen ihm verhaßten Jüngling liebt, und den, den er ihr zum Gatten aufdringen will, verschmäht. Der letztere besitzt aber das reiche Erbe nur wenige Stunden, denn an demselben Tage, an dem der Alte stirbt, wird er selbst im Duell umgebracht und hat nicht mehr Zeit über das Erbe zu verfügen, das nun an die Tochter zurückfällt.

4) Die Mutter des Legitimen. Lebensroman von Belani. Drei Theile. Leipzig, Fritzsche, 1842.

Ein sonderbarer Titel „Lebensroman." Soll heißen: ein romantisches Bild aus dem gegenwärtigen Leben oder aus der neuesten Zeit. Hauptfigur desselben ist die Herzogin von Berry, deren Schicksale in der That originell genug gewesen sind, um eine romantische Behandlung zu begünstigen. Allein der Dichter hat seinem Werke nicht den Schluß gegeben, den es nothwendig haben muß. Eine gewisse Galanterie bewog ihn, die Geschichte der Herzogin nur bis zu ihrer Verhaftung in Nantes fortzuführen und was sich weiter zu Blaye begeben, nur mit zwei Worten zu berühren. Dieß thut nicht nur dem romantischen Interesse, sondern auch der geschichtlichen Wahrheit Eintrag; und wie es scheint, sollte der Dichter in solchen Fällen entweder nicht so viele Zurückhaltung beobachten, oder den Gegenstand gar nicht behandeln.

5) Peter Tordenskiold, ein historisches Gemälde. Aus dem Dänischen durch Dr. J. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1843.

Der Held dieses Romans ist ein dänischer Viceadmiral, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts manchen Sieg über die Schweden erfocht. Der Dichter hat in ihm eine echt normännische Natur schildern wollen und die biderbe Männlichkeit, Einfachheit und Trockenheit des Seemanns auch gar glücklich gezeichnet. Hin und wieder schimmert der Gedanke durch, daß es doch unsinnig von den Schweden, Dänen und Norwegern war, sich so lange zu befehden und wechselseitig zu schwächen (wodurch Niemand gewann als England und Rußland). Das Ende des wackern Helden ist tragisch. Er kommt auf dem Lande in ein Spielhaus, sein ehrliches Gemüth kann die Schurkerei, die hier von falschen Spielern geübt wird, nicht ertragen. Er bricht in kolossalem Zorne los und jagt den Schweden, der hier die Hauptrolle übernommen, mit dem Stocke zum Hause hinaus, wird aber von demselben in einem unehrlichen Duell erstochen. Verdienst um den Staat und männliche Tugend und eine antike Kraftnatur stehen hier im grellsten Kontrast der nichtswürdigsten Korruption moderner Kultur gegenüber. Die Schilderung ist gut und man kann sie nicht lesen, ohne dabei mit Entrüstung an die Spielhäuser zu denken, die noch gegenwärtig in einigen berühmten deutschen Bädern geduldet werden und wo Scenen der hier beschriebnen Art nur deßwegen nicht vorfallen, weil es zwar nicht an Schurken daselbst fehlt, aber an ehrlichen Naturen wie Peter Tordenskiold.

6) Norwegen 1814. Historisch-romantisches Gemälde von L. K. Leipzig, Barth, 1843.

Scenen aus dem kurzen Kriege, der Norwegen in den Besitz von Schweden brachte. Beide Parteien sind gleich ehrenvoll aufgefaßt; hier wird die milde Weisheit des König Karl Johann (Bernadotte) und dort wird der Nationalstolz und rühmliche Widerstand des norwegischen Volkes gepriesen und am Schluß erscheinen beide versöhnt, und Norwegen zwar mit Schweden vereinigt, aber dennoch nach eigenen Gesetzen unabhängig regiert und bei seinen alten Freiheiten erhalten. Im Vordergrund natürlich eine Liebesgeschichte.

7) Der Halseigene. Historische Erzählung von W. F. Damashka. Wien und Leipzig, Tauer und Sohn, 1843.

Howora, der Leibeigne des böhmischen Herrn von Ostromecz, liebt dessen schöne Tochter Milka, und sie erwidert seine Liebe, weil er trotz seines niedern Standes vor allen Männern ausgezeichnet ist. Der Vater begnügt sich, sie zu trennen. Howora tritt in die Welt und gelangt bald zu hohen Ehren und Würden, die ihm Gelegenheit verschaffen, den alten Ostromecz aus einer großen Gefahr zu retten und endlich Milkas Hand zu erhalten. Anspruchslos erfunden und befriedigend durchgeführt.

8) Schobri, Ungarns größter Bandit. Von E. M. Oettinger. Leipzig, Reclam jun., 1843.

Kein Räuberroman in gewöhnlichem Sinn, vielmehr eine Persiflage dieses schrecklichen Genres, voll lustiger Streiche und humoristischer Excurse. Es sind einige recht gute Gedanken darin, z. B. die Treppe beim Buchhändler Schund, wovon jede Stufe den Titel eines Schauderromans trägt; die Angst eines Theaterdirektors, dem

der lustige Räuber für einen armen Poeten das verweigerte Honorar abpreßt; die Verlegenheit eines Liebhabers, der zu viel Sauerkraut gegessen hat ꝛc.

Lyrische Dichtkunst.

Dichtungen von Berengarius Ivo. Innsbruck, Wagner, 1843.

Eine kleine Gedichtsammlung, die manches Schöne enthält. Der Verfasser ist ein Tiroler und ist es mit Begeisterung. Die Lust an der heimathlichen Naturgröße und der Stolz auf die kriegerischen Erinnerungen des Volks herrschen bei ihm vor. Sein längstes Gedicht handelt von der Liebe eines jungen Tirolers und seiner Geliebten, die beide im großen Kampf von 1809 umkamen. Ein zweites längeres Gedicht von der Liebe einer hoch im Gebirge wohnenden Tirolerin (der Rosnertochter) zu dem Herzog Friedrich von Tirol, der auf seiner Flucht eine Zeitlang in ihrem abgelegenen Hause verweilte. Der Gegensatz des naiven Mädchens, das nie von ihren Bergen herabgekommen, gegen den Fürsten, der so reiche Erinnerungen aus den Thälern mitbringt, ist meisterhaft aufgefaßt und das ganze Verhältniß im hohen Grade zart gehalten. Daran schließt sich auch eine hübsche Volkssage von der Alpenrose, die man in Tirol das Donnerröschen nennt, weil derjenige, der sie trägt, vom Gewitter erschlagen werden soll. Ein zärtlicher Alpensohn liebte einmal ein sprödes Mädchen, die ihm endlich eine Alpenrose reichte und bedeutete, nun solle er schweigen. Kaum mit dem Geschenk heimgekehrt ward er vom Blitz getroffen, die spröde Schöne aber erschien nun dem ganzen Dorf unheimlich und sie bekam keinen Freier mehr.

Neben den Dichtungen, die sich auf Tirol beziehen, finden sich auch Reisebilder, gesammelt auf den Reisen, welche der Verfasser durch Deutschland, die Schweiz und Italien machte. In Deutschland zog ihn Niemand mehr an, als der liebenswürdige Tieck, dem er mehrere Gedichte voll warmer Liebe widmet. Sehr hübsch sind die Reisebilder aus der Schweiz. Es ist erfreulich, den kräftigen Tiroler, in dem noch der alte Geist der Bergvölker lebt, von der modernen Abschwächung der Schweizer reden zu hören:

Bern.

Mir ist's, als blitzten schon des Staubbachs Fluthen
Um mich in heller Flocken Schnee,
Ob ich die Jungfrau in des Morgens Gluthen
Als Berg von Gold und Silber säh:
Als brauseten vor mir des Wildbachs Wogen
Unter des Gletschers Dach hervor,
Als schwindelte ich auf dem Teufelsbogen,
Als kröch' ich aus dem Bergesthor.

O wenn nur nicht so trübe Wolken hingen
Dort gegen's schöne Oberland,
Nicht die Bewundrer alle mit ihr gingen,
So parfümirt und so galant!

Der Vierwaldstädter See.

Dieß Dörflein also ist der Freiheit Wiege,
Das hier am Felsen sitzt,
Dieß hier gebar die Männer jener Siege,
Die noch der Enkel nützt.

Dort kamen sie in stiller Nacht zusammen,
Auf jenes Abhangs Flur,
Zu zünden ihres freien Muthes Flammen
Am heil'gen Bundesschwur.

Dort schoß den Apfel Tell vom Kopf des Knaben,
Zeugt auch die Lind nicht mehr,
Sagt's jedes Kind, wo sie gestanden haben,
Und wiederholt die Mähr.

Da, wo kein Ufer winket, kein Gestade
Den krummen Fels entlang,
Klebt die Kapelle, wo durch Gottes Gnade
Tell aus dem Nachen sprang.

Am andern End, wo breit die Fluth ergossen,
Und das Gebirg ein Bühl,
Graut jene Gasse, wo vom Pfeil erschossen
Der böse Dränger fiel.

Doch all dieß, sagt ihr, ist nur Kindermähre,
Ein Tell hat nie gelebt;
Auch Freiheit kennt ihr nicht, nur die Chimäre,
Der ihr den Namen gebt.

Noch wollen wir ein Gedicht auf den Kölner Dom hervorheben, in dem eine tiefe Wahrheit ausgesprochen scheint:

Der hohe Geist, der dich ersonnen,
Er spricht durch aller Zeiten Lauf,
Wer ihn versteht, der thürmt voll Wonnen
Das Dach den Säulen selber auf.
Die deines Heiligthumes Hallen
Vom Platz der frommen Laien trennt,
Die fremde Scheidewand muß fallen,
Daß Alle schau'n das Sakrament.

Und doch schwant mir in diesem Sturme,
Daß nie vollendet prangt dein Raum,
Prophetisch dräut auf deinem Thurme
Von Alters her der schräge Baum:

Nur eine Baustell wirst du dauern,
Im ew'gen Streite mit der Zeit,
So viel sie auf da heute mauern,
Stürzt morgen auf der andern Seit.

Werk über Finland.

Finland und die Finländer. Von L. Derschau. Aus dem Russischen. Leipzig, Hinrichs, 1843.

Obgleich der Verfasser dieses kleinen Buchs weder durch Gelehrsamkeit, noch durch Geist glänzt und selbst sein breiter Styl den Uebersetzer mehrfach zu Abkürzungen nöthigte, so ist doch das Land, von dem er spricht, so interessant und so wenig besucht, daß eine Beschreibung seines gegenwärtigen Zustandes wohl gelesen zu werden verdient. Ins Innere kam der Verfasser freilich nicht; er beschränkte seinen Besuch auf die Küste, und demzufolge auf die Schilderung der Städte Wiborg, Helsingfors, Abo und Torneo. In allen diesen Städten ist aber das eigentlich finnische Element vom skandinavischen, deutschen und russischen mehr oder weniger zurückgedrängt. Das altdeutsche Gepräge, der Protestantismus und die isolirte Lage haben diesen Städten übrigens viel Eigenthümlichkeit, alte Sitten und zumal Sittenstrenge erhalten.

Von Wiborg heißt es: „Die Einwohner Wiborgs stammen größtentheils von Auswanderern aus dem alten Dänemark und Deutschland; sie haben sich nach und nach an die Sprache und die Sitten der Schweden so wie der Finnen gewöhnt, und zeigen nun eine seltsame Vermischung in Sprache sowohl als in Sitten. Mit einem Worte, es sind Deutsche nach finnisch-schwedischem Zuschnitt. Ihr Dialekt ist ein verdorbenes Deutsch, in welches eine Menge schwedischer Wörter hineingekommen; ihre Sitten haben sich ebenfalls mit den finnischen und schwedischen vermischt, und so bilden die Wiborger einen besondern Volksstamm mit eigenthümlichem Charakter, verschieden von dem der benachbarten Finnen oder der deutschen Völkerschaften. Der bezeichnende Charakter der Stadt, der fast allen Städten Finlands eigen, ist Oede und todte Stille auf den Straßen. Jemanden an hellem lichten Tage zu begegnen ist — eine Seltenheit! Alle Wiborger sind erschreckliche Stubenhocker. Ein sonderbares Völkchen! Und was machen sie denn nun in ihren bescheidenen Häusern? wie schlagen sie die Zeit todt? Die Männer sind des Morgens im Dienste, den übrigen Theil des Tages sitzen sie in ihren Stübchen, und rauchen aus ihren kurzen Pfeifen, wobei sie von Zeit zu Zeit nach den Seiten spucken (das ist nun einmal ihre Rauchmethode!). Die Frauen sind den ganzen Morgen am Ofen und in der Küche beschäftigt, nachher setzen sie sich in ihren Winkel und stricken Strümpfe. Zusammenkünfte sind hier selten; im Winter finden sie zwar Statt, doch werden sie früh geschlossen. Die Wiborger sind von Natur phlegmatisch; wenn sie gehen, so blicken sie stets zur Erde, als ob sie etwas suchten, vielleicht auch aus allzugroßer Bescheidenheit. In Wiborg ist es schwer (außer in Gesellschaft) ein Frauenzimmer irgendwo zu Gesichte zu bekommen; sie halten es selbst für unschicklich, am Fenster zu sitzen — das nenne ich Sittenreinheit! Unter den Wiborger Frauen gibt es sehr viele hübsche — ja, sogar wahrhaft schöne ꝛc."

Eine Eigenthümlichkeit der kleinen Städte ist die rothe Farbe. Diese nämlich ist bei den Finnen dergestalt beliebt, daß sie sich nicht nur am liebsten roth kleiden, sondern auch die Häuser und alles Bauwesen roth anstreichen. „In der That begegnet man dieser Farbe in Finland auf jedem Schritte. Die Brücken, Werstzeiger und Geländer auf steilen Bergen sind — roth; der größte Theil der finnischen Wagen ist — roth; sehr viele Häuser in den Dörfern und Städten Neufinlands sind — roth; ja, sogar zwei ganze Städte, Borgo und Nycarleby, glänzen von einem Thore bis zum andern roth (obgleich eben nicht in rosiger Schönheit), mit Ausnahme des Steinpflasters, das man beim besten Willen in kein rothes verwandeln kann! Auch die bescheidenen Bewohner dieser beiden Städte sieht man in ihrer angebornen Schüchternheit — wie, oder wärs auch nur Leidenschaft fürs Rothe? — bei jedem Worte erröthen. Von den Frauen rede ich nicht, die schon roth sind, ehe sie noch den Mund aufthun, aber daß Männer roth werden — dieß ist in der That merkwürdig! Die Frauen, insbesondere zu Nycarleby tragen rothe Kleider, und hätte auch irgend Eine ein Kleid von schwarzer oder weißer Farbe an, so ist dafür die Schürze oder das Tuch auf jeden Fall roth. Die Cavaliere tragen hier rothe Westen, und die Nycarleby'schen Dandys prunken in rothen Röcken und Mänteln mit rothem Futter."

Helsingfors, die berühmte Festung, ist zugleich ein frequentes Seebad, daher hat sich auch hier mehr moderne Kultur angesiedelt, als im übrigen Finland. Außerdem hat es auch die russische Politik für gut befunden, die finnische Universität von Abo, wo sie mehr skandinavischen Einfluß erleiden konnte, rückwärts nach Helsingfors zu verlegen, wo sie, Petersburg näher, besser von demjenigen Geist durchdrungen werden kann, den man verlangt. — Abo fand der Verfasser nicht so glänzend, wie Helsingfors, jedoch reicher an Alterthümern und alten Erinnerungen. Von Torneo sagt er nur wenig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 102.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 6. Oktober 1843.

Kriegsgeschichte.

Die Soldaten des Kaiserreichs von H. Bellangé. Mit illum. Kupfern. Leipzig, J. J. Weber, 1843. Groß 8.

Obgleich nur erst fünf Hefte dieses Werkes vorliegen, können wir doch schon ein günstiges Urtheil darüber fällen. Die Bilder sind sehr gut und vergegenwärtigen uns aufs Lebendigste die alten Soldaten der französischen Republik und der Napoleonischen Zeit in ihren mannigfachen Uniformen, durch die gleichwohl der eigenthümliche Revolutionstypus hindurchgeht. Auch der Text ist gut abgefaßt, das Vorwort für deutsche Leser des ursprünglich französischen Werks vollkommen einer Nation würdig, welche sich die Krieger einer feindlichen Nation anschaut, Krieger, von denen sie besiegt wurde und die sie wieder besiegt hat. Den Franzosen wird ihr Ruhm gelassen, ihre Tüchtigkeit anerkannt und es wird hervorgehoben, was sie für Verbesserung des Militärwesens und der Kriegskunst überhaupt geleistet haben; aber es wird hier nicht auf die unwürdige Weise geschmeichelt, in der sich selbstvergessene Deutsche so oft gefallen haben, wenn sie Lebensbeschreibungen Napoleons oder die Geschichte seiner Feldzüge herausgaben; sondern es wird der deutsche Standpunkt festgehalten und des eigenen Siegs, der eigenen Kraft mit Sicherheit und Selbstgefühl, und übrigens ohne alle Anmaßung, gedacht. Je seltener Bücher, die für ein größeres Publikum bestimmt sind, diese nationale Anstandsregel einhalten, um so mehr müssen wir uns freuen, daß es hier der Fall ist.

Vor der Revolution war das französische Heer ganz auf preußischen Fuß gesezt, eine bloße Copie des Systems, das Friedrich der Große eingeführt hatte. Die stehende Armee bestand aus 98 Regimentern, Nationalgarden oder eine Volksbewaffnung gab es nicht. Unter den Regimentern befanden sich 24 nicht französische, nämlich 19 deutsche (darunter 11 Schweizerregimenter), 2 irländische, 3 italienische (darunter 2 corsische), lauter Söldner. Also damals schon bestand der fünfte Theil der gesammten französischen Armee aus Deutschen. Schweizer und deutsche Söldner waren es gewesen, mit denen Ludwig XIV. alle seine Siege erfochten, und die allein bei der großen Niederlage von Roßbach noch aushielten, während alle Franzosen davon liefen. Daraus erklärt sich, für wie nothwendig die französische Regierung gerade diese deutschen Söldner hielt, die ihr im Verlauf einer so langen Zeit natürlicherweise unermeßliche Summen kosten mußten. — Die Regimenter bestanden je aus 2 Bataillonen (nur 12 hatten 4 Bat.), das Bataillon aus 9 Compagnien von je 54 Mann. Die Offizierstellen hingen von dem Monarchen allein ab und wurden häufig gekauft. (In den Schweizerregimentern waren sie zum Theil erblich und Monopol der Familien, welche die Werbung vermittelten.)

So blieb es bis zum Jahr 1790, in welchem die Grundsätze der eben begonnenen Revolutionen auch in die Armee eindrangen. Dem stehenden Heer schloßen sich Nationalgarden und freiwillige Bataillone an, die leztern wählten ihre Offiziere selbst; im ersteren wurde wenigstens jedes bisherige Privilegium abgeschafft; weder durch adelige Geburt, noch durch Kauf sollten höhere Grade in der Armee errungen werden, sondern allein durch Verdienst. Es ist bekannt, daß durch diese Neuerung hauptsächlich das Aufkommen militärischer Talente in den Revolutionsarmeen bedingt war; fast alle große Marschälle und Generale Napoleons begannen ihre Laufbahn als gewählte Compagnie- und Bataillonschefs. Und Napoleon wußte den Werth dieses Instituts so sehr zu schätzen, daß er selbst noch auf dem Gipfel seiner despotischen Gewalt je ein Drittel der Offiziere seiner ganzen Armee von ihren Untergebenen wählen ließ (ein zweites Drittel rückte nach dem Alter vor, ein drittes ernannte er selbst nach seinem Ermessen). Gewiß eines der schönsten und am meisten praktischen Institute, das auch andern Armeen, wenigstens für Zeiten großer Kämpfe sehr zu empfehlen wäre.

Im Jahr 1793 war das aristokratische Element von der Armee völlig ausgeschieden, die meisten adeligen Offiziere waren entflohen. Ueberall neue junge Offiziere, ja selbst Generale aus den untern Ständen. Die ganze Armee erhielt eine neue Organisation. Die bisherigen Freiwilligen und ein Theil der Nationalgarde traten förmlich in die Linie ein. Die Regimenter beim Fußvolk verschwanden; je 3 Bataillone bildeten von nun an eine Halbbrigade, wobei eine Compagnie Artillerie, und je zwei Halbbrigaden eine Brigade, wobei zwei Cavallerieregimenter; das Bataillon behielt 9 Compagnien (worunter eine von Grenadieren), aber die Compagnien wurden stärker. Zwei Brigaden bildeten eine Division, zu der eine besondere Batterie gehörte, ungerechnet die Geschütze der Halbbrigaden. — Um diese Zeit entstanden auch die zwei wichtigsten Neuerungen in der Taktik, nämlich die reitende Artillerie und das Tirailliren. Der revolutionäre Ungestüm verlangte schnelle Effekte, das rasche Vordringen des schweren Geschützes, um in dichter Nähe aufzuräumen, sagte dem französischen Charakter zu — so glaubt man mit Recht, allein die Sache hatte doch auch noch eine andere Bewandtniß. Die revolutionären Massen, Freiwillige und Nationalgarden, waren anfangs des Kriegs noch nicht gewohnt; viele unter ihnen dienten nur gezwungen, um der Guillotine zu entgehen; und wären auch alle Republikaner Helden gewesen und hätte auch keiner gedacht, sein kostbares Leben der Republik erhalten zu müssen, so zeigte sich doch hier, was sich überall zeigt, wo undisciplinirte Volkshaufen zum erstenmal wohleinexercirten Soldaten gegenüber stehen. Die Leute hielten die Linie nicht, sondern versteckten sich hinter Mauern, Hecken, Bäume und schoßen dahinter hervor, überall das Terrain zur Sicherung ihrer Person möglichst benutzend. Der Keckere sprang vor und zog sich wieder zurück, kurz die Linie löste sich in Tirailleurs auf. Diese Fechtart ist echt volksthümlich und die natürlichste von der Welt, wo die militärische Disciplin und Uebung fehlt. Ganz eben so fochten später die spanischen Guerillas und die Tiroler, ohne etwas von Tirailliren gelernt zu haben. Ganz eben so hatten die Bürger und Bauern Nordamerikas gegen die Engländer gefochten, daher man die Erfindung des Tirailirens auch nicht den Franzosen, sondern jenen Nordamerikanern zuschreiben muß, wenn bei einer so natürlichen Sache, auf die jedes Volk unabhängig vom andern von selbst kommt, überhaupt von einer Erfindung geredet werden kann. Diesem System des Tirailirens nun entsprach das System der reitenden Artillerie. Die Revolution lernte nach und nach drei einfache Manövers, indem sie überall die Umstände rasch benutzte. Daß sich die Franzosen vor dem Feind in plänkelnde Tirailleurs auflösten, anstatt ihn zu durchbrechen, mochte mehreren ihrer Generale anfangs sehr bedenklich scheinen; allein bald benutzte man die Tirailleurs als Maske, fuhr hinter ihrem Schwarm plötzlich mit reitender Artillerie im Galopp vor, legte eine Breche in die geschlossene Linie des Feindes und ließ dann eben so schnell einige tiefe Kolonnen von Kerntruppen, die hinter dem Tirailleurschwarm aufgestellt gewesen, durch die Lücke einbrechen. Die reitende Artillerie hatte ursprünglich nur den Zweck, die Schwerkraft zu ersetzen, welche der französischen Linie abhanden kam, sobald sie sich in Tirailleurs auflöste, aber die neue Methode bewährte sich.

Lyrische Dichtkunst.

1) Dichtungen von Franz G. Pocci. Schaffhausen, Hurter, 1843.

2) Ein Büchlein für Kinder. Von demselben, daselbst.

Der Ausdruck eines frommen und kindlichen Gemüths zeichnet diese Gedichte vor vielen andern unserer Tage aus. Es durchweht sie ein so reiner Geist des Friedens, daß die darin ausgesprochene katholische Gläubigkeit doch niemals polemisch wird. Die Form entspricht dem Inhalt; eine ungekünstelte Einfachheit paßt am besten zu der frommen Stimmung. Zuweilen nehmen die Verse einen hohen Wohlklang an, zuweilen ist auch die Sprache vernachläßigt. So stößt uns S. 13 unter den Legenden, womit die Dichtungen beginnen, die schöne Erzählung von dem Fruchtbaum auf, der dem heiligen Kinde auf der Flucht nach Aegypten die mit Früchten beladenen Aeste niederbeugt; in diesem Gedicht heißt es:

Und Maria brach die Früchte
Und pries Gottes Allmacht laut,
Niederkniend sich in Demuth,
Als das Wunder sie geschaut.

„Sich niederknien" ist ein schleppender Provinzialismus, der in ein sonst in gutem Hochdeutsch geschriebenes Gedicht nicht paßt. Als eine andere kleine Nachläßigkeit möchten wir in dem Gedicht vom Galeerensträfling S. 66 den Vers bezeichnen:

Schon wieder steigt die Schreckensonne
Empor aus goldnem Meer.

Der Sträfling befindet sich in Puzzuoli, von wo er die Sonne im Meer nur unter-, nicht aufgehen sieht. Ist nun auch das Wolkenmeer der Morgenröthe gemeint, so paßt dieses Bild doch nicht gut hieher, weil man, sobald einmal in Puzzuoli vom Meer die Rede ist, nothwendig an das Mittelmeer denken muß.

Der Dichter verbindet mit seiner Frömmigkeit auch eine würdige Vaterlandsliebe. Den Ausdruck von beiden finden wir z. B. in folgendem originellem Gedicht:

Des Kaisers Bildniß.

(Durch den Gipfel des Untersberges gebildet.)

Ein Marmorbild will ich euch zeigen,
Geformet nicht durch Menschenhand,
Ein Riesenhaupt auf Bergesthrone
Gebildet aus des Felsens Rand.

Kommt her, ihr Bildner aller Orte,
Zu schau'n des Kaisers Monument,
Das ihm Natur im Fels gemeiselt,
Kommt her, auf daß ihr's kennt!

Ein riesig Denkmal sollt ihr loben,
Von seltner Art ein Marmorgrab,
Das Bildniß eines edlen Kaisers,
Wie's noch auf Erden keines gab!

Es blicket zur azurnen Wölbung,
Ein steinern Antlitz ew'ger Zeit,
Der Wandrer sieht's aus weiter Ferne,
Wo Berg an Berg sich reih't.

Zur Erde will es nimmer schauen,
Der Erdentand ist abgethan,
Ein Held, im Bergesschooße ruhend,
Er sieht nur auf zur Sternenbahn.

Empor nur zu des Himmels Räumen,
Zur ew'gen Sonne Licht empor,
Und harret unverwandten Blickes,
Daß öffne sich das Himmelsthor.

Dann erst zerfällt sein Bild in Stücke,
Wenn Alles wieder aufersteht,
Und aus dem offnen Marmorsarge
Erhebet sich die Majestät.

Zum Vorzüglichsten der Sammlung gehört auch die Deutung des berühmten Bildes von Albrecht Dürer, welches den auf seinem Wege von Tod und Teufel beunruhigten deutschen Ritter darstellt;

Durch dunkle Waldesnacht
Und wilde Felsenschluchten
Zur Burg, der lang gesuchten,
Lenkt seines Rosses Schritt

Ein Ritter, und es folgt
Der Spur des schnellen Hufes
Der treue Hund, des Rufes
Gewärtig seines Herrn.

Es glänzt der blanke Helm,
Das scharfe Schwert zur Seite,
Die Lanze und ins Weite
Der Eisenharnisch tönt.

Erblickt wohl etwa nicht
Der wack're, kühne Reiter
Zur Rechten den Begleiter
Und jenen, der ihm folgt?

In's Antlitz grinst der Tod,
Auf einer Mähre reitend;
Auf raschen Füßen schreitend
Eilt Satan hintendrein.

Nichts ficht den Ritter an;
Er ziehet seiner Wege
Durch dunkles Waldgehege
Mit festem, frommem Sinn.

So zieht der wahre Christ, —
Das Bild soll dieß wohl sagen,
Willt nach dem Sinn du fragen —
Durch diese wüste Welt.

Der treue Hund, der wacht,
Ist wohl ein gut Gewissen,
Er wird es nicht vermissen,
Es mahnet Tag und Nacht.

Der schöne Waffenschmuck,
Schwert, Speer und Pickelhaube
Und Harnisch sind der Glaube,
Des edlen Streiters Schutz.

Wer kennt wohl so die Furcht,
Wer sollte da wohl fliehen,
Will er zur Heimath ziehen
Zur hohen, festen Burg?

Der lezte Vers:

Auf! rüstet ungesäumt
Euch, seyd mit Muth bereitet!
Es droht, was euch begleitet,
Der Satan und der Tod!

wäre vielleicht besser weggeblieben, da ein so sprechendes Bild nicht erst der Nutzanwendung am Schlusse bedarf.

Dem eigenthümlichen Talent des Verfassers scheinen vorzugsweise die kindlichen und idyllischen Legenden zu entsprechen; was uns daran besonders zusagt, ist der zarte Natursinn. Die religiösen Dichter, die es unternehmen, aus kindlichem Gemüth oder für das kindliche zu dichten, haben sich seit längerer Zeit in einer gewissen sentimentalen Wortmacherei gefallen und außerordentlich viele liebe Redensarten und Deminutive Preis gegeben, aber es fehlen lassen, die Phantasie anzusprechen. Das

Bildliche aber, der Hintergrund der Natur gehört zu solchen religiösen Idyllen unumgänglich. Das beweisen uns schon die ältern Maler, deren kindlich frommen Bildern ein solcher Hintergrund nie fehlt. Und das versteht nun Graf Pocci wohl und zieht die Natur und ihren Zauber in die Legende hinüber. Hier ein Beispiel:

Der Glühwurm.

Als das liebe Jesukindlein
In der Weihnachtskrippe lag,
Und den Hirten auf dem Felde
Engel kündigten den Tag.

Und des Morgenlandes Weisen,
Die da harreten so fern,
Daß das Licht der Welt geboren,
Angezeigt der hellste Stern. —

Ist, den Thierlein es zu sagen,
Welch' ein Wunder sey gescheh'n —
Glühwurm hin und her geflogen,
Daß sie All' ihn mochten seh'n. —

Daß sie's wußten, wie der Segen
Alle Wesen will erneu'n,
Und Erlösung langerwartet
Alles, Alles soll erfreu'n.

Durch die Fluren emsig leuchtend,
Flog er schimmernd durch den Wald,
Bis Ein Jubel in den Auen
Laut aus Blum' und Blatt erschallt.

Und so war's das kleine Würmchen,
Das in jener heil'gen Nacht
Als ein fliegend Sternlein Botschaft
Allen Thieren hat gebracht.

Seht ihr nun den Glühwurm fliegen —
Einen kleinen hellen Stern —
Denkt der frommen Weihnachtstunde,
Und an unsern lieben Herrn.

Diese Auffassung ist bei weitem schöner als die der ältern Legende, nach welcher das Würmchen seinen Schein durch die Berührung des h. Johannes in der Wüste erhalten haben soll. — Wenn sich aber der Verfasser auf seinem christlich-katholischen Standpunkt in das Gebiet heidnischer Naturpoesie wagt und christliche Engel zu altdeutschen Elfen, altpersischen Peris und indischen Apsarasas macht, wie Seite 92 geschieht, möchte er doch die Schranke, die hier nothwendig eingehalten werden muß, überschritten haben.

Aus der Nelke würz'gem Schachte,
Aus der Lilie Kelch
Steigen nächtens leis und sachte
Engel hold empor.

Aus der schönen duft'gen Rose
Tauchen sie hervor, —
Ja aus aller Blumen Schoose,
Die der Herr erschuf.

Leicht umschweben sie die Blüthen,
Da es Niemand schaut,
Um den Wonneduft zu hüten
Und den gold'nen Staub ꝛc.

Hier sind die Engel doch etwas zu spielend aufgefaßt. — Was uns in der so viel Schönes enthaltenden Sammlung auch nicht gefallen hat, sind die hin und wieder vorkommenden Reminiszenzen. S. 172 finden wir das bekannte Gleichniß von der leeren Aehre wieder, die hoffärtig aufsteht, während die volle sich demüthig senkt; ein Gleichniß, von dem schon Jean Paul sagt, daß die unaufhörliche Wiederkehr desselben in der deutschen Poesie beweise, wie die schönste Sache am Ende unerträglich werden könne.

Das kleinere Buch ist ein Auszug aus dem größeren, ausschließlich für Kinder bestimmt.

Album.

Album aus Oestreich ob der Enns. Mit artistischen Beilagen. Herausgegeben zum Besten der durch Brand verunglückten Bewohner vom Spital am Pyhrn. Linz, Fink, 1843.

Ein prächtig gedruckter Großoctavband, mit einigen hübschen Landschaftsbildern, oberöstreichische Burgen und Kirchen darstellend, und mit einer großen Menge von Gedichten in kleinen prosaischen Abhandlungen ausgestattet. Es haben sich zu diesem Zweck nicht weniger als fünfundvierzig Dichter vereinigt, welche geborene Oberöstreicher sind oder sich gegenwärtig in Oberöstreich aufhalten und denen sich noch neunundzwanzig andere östreichische Dichter angeschlossen haben, darunter die ausgezeichnetsten Namen. Es findet sich daher auch in dieser Sammlung viel Schönes, Sagenhaftes, zur Alterthumskunde Gehöriges, lokal Landschaftliches, Volksthümliches, Mundartliches, als eigentlich oberöstreichisches Element neben Anderweitigem, was jedem Dichter Laune und Zufall eingegeben, worin aber überall die lyrischen Elemente vorherrschen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 103.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 9. Oktober 1843.

Herenwesen.

Geschichte der Herenprozesse. Aus den Quellen dargestellt. Von Dr. W. G. Soldan, Gymnasiallehrer in Gießen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1843.

Das gründlichste Werk, was bisher über die Herenprozesse erschienen ist. Es zeigt zuerst, wie alt der Glauben an Zauberei, Verkehr mit bösen Dämonen und Heren sey, wie aber die gesunde Vernunft sowohl des ältern Heidenthums, als des ersten Christenthums diesen Glauben immer, wenn nicht unterdrückt, doch wohlthätig eingeschränkt habe, so daß bis ins 13te Jahrhundert nur wenige und einzelne Fälle bekannt sind, in denen wegen Zauberei gerichtlich gestraft wurde, während bis dahin eine Menge kirchliche und weltliche Gesetze klar und deutlich aussprechen, der Glaube an Herenwerk sey bloßer Wahn. Namentlich verwarf schon die Synode von Ancyra im Jahr 314 den Zauberglauben und stellte im Kanon episcopi die vernünftige Ansicht fest, daß alle diese Dinge Einbildung und Lügen seyen. In derselben Weise sprach sich auch noch der h. Agobard († 841) über den Aberglauben des Herenwesens aus. Allein die Kirche fand es bald ihrem Interesse gemäß, von dieser vernünftigen Ansicht der Dinge abzugehen und den Wahn zu bestärken. In Folge des Investiturstreits, in welchem das päpstliche Ansehen über das kaiserliche den Sieg davon trug, wurde die Klerisei, wie bekannt, dergestalt übermüthig und üppig, daß sich an vielen Orten das gemeine Volk dagegen empörte und eine sittliche Reformation, die Rückkehr zur ersten christlichen Einfalt und Reinigkeit versuchte. Um diese Gefahr nun von sich abzuwenden, war dem Papstthum, wie bekannt, kein Mittel zu schlecht und so wurde es das Hauptgeschäft der dem Dominicanerorden anvertrauten Inquisition, die Reformatoren als Heiden und Teufelsdiener zu verleumden. Der Verfasser setzt sehr befriedigend auseinander, wie unwahrscheinlich, ja völlig unmöglich es sey, daß die ehrlichen friesischen Bauern (die Stedinger), die sich gegen den heillosesten Unfug eines Pfaffen mit vollem Recht empörten, auch nur entfernt etwas von den raffinirten Afterdogmen und von dem Teufelscult gewußt haben sollten, die ihnen von den Inquisitoren angedichtet wurden. Ja vielleicht wußten sie nicht einmal etwas von den Details der Andichtung selbst, denn diese Anklagen wurden von der Kirche nach deren Gutbefinden in lateinischer Sprache aufgesetzt und kamen den Friesen selbst wohl nie zu Gesicht. Die Waldenser und Albigenser sind mit eben so viel Unrecht verleumdet worden. Waren sie auch gebildeter als jene friesischen Bauern und insofern spitzfindigen Philosophemen zugänglicher, so weiß man doch, daß sie nie etwas anders gewollt, als eine sittliche Reinigung der Kirche, und daß in ihnen durch alle Verfolgungen hindurch unwandelbar der nüchterne protestantische Charakter sich ausprägte. Genug, sie waren die Verfechter des reinen Christenthums gegenüber der entarteten Kirche. Sie nannten den Papst den Antichrist, sie hielten die neue Hierarchie mit ihren Mißbräuchen für einen Ausbau des Satans; was Wunder, daß die übermächtige Kirche ihnen nun hohnlachend die Anklage vergalt und sie selbst bei den rohen Massen als Teufelsdiener anschwärzte! Welcher plumpen Mittel man sich dabei bediente, erhellt aus dem Mißbrauch des Namens Ketzer. Dieser Name, Katharer oder die Reinen, wurde von den Inquisitoren in Kätzer, Kätzler oder Katzendiener übersetzt, indem sie behaupteten, die Stedinger, Waldenser ꝛc. beteten in ihren Versammlungen den Satan in Gestalt eines schwarzen Katers an und weihten sich ihm durch einen Kuß auf seine Kehrseite. Es bedurfte nichts mehr, als dieses groben Wortspiels, um den dummen Pöbel glauben zu machen, daß die Reformatoren wirklich Katzenanbeter seyen.

Nun erklärt es sich, warum die Anklagen auf Zauberei erst seit der Inquisition häufig und immer häufiger

werden und warum der Herenglauben erst durch die Dominicaner in ein förmliches System gebracht wurde. „In dem Herenprozesse, sagt Herr Soldan Seite 179, gewann der Inquisitor einen geschmeidigen und unerschöpflichen Kriminalstoff, weil, wo die Natur des im Reiche der Einbildungen einheimischen Verbrechens dem Richter den Vorwand leiht, sich von der Erhebung des objektiven Thatbestandes zu dispensiren, nirgends eine Grenze gezogen ist. Nicht minder gewann er an Popularität; denn er rechtfertigte die Grausamkeit seines Verfahrens durch die Größe der zu unterdrückenden Gräuel und vertauschte die gehässige Rolle eines Verfolgers freierer Religionsansichten mit der dankenswerthen eines Wohlthäters, der die menschliche Gesellschaft von einer Rotte gemeingefährlicher Bösewichter befreit und dem Furchtsamen schon auf bloße Denunciation Schutz bietet, wo der weltliche Richter die förmliche Anklage mit allen Gefahren derselben auferlegt hätte. In dem Herenprozesse siegte endlich die Inquisition über alle Anfechtungen ihrer Competenz im Zauberwesen. Als Sünde hätte die Zauberei vor den Bischof, als Verbrechen, — z. B. bei Tödtungen, — vor die Obrigkeit gehört; als Ketzerei aber war sie, mit Hintansetzung des ordentlichen Richters, der Inquisition verfallen. Alexanders IV. beschränkende Verordnung ist in der That zur privilegirenden geworden, indem sie den Scharfsinn der Inquisitoren darauf hinwies, in der Zauberei häretische Elemente geltend zu machen. Diese Geltendmachung beginnt unmittelbar nach dem päpstlichen Erlasse, kämpft sich durch alle Einwände der Gerichte und der gesunden Vernunft hin und endigt damit, daß sie die Zauberei geradezu zur geschlossenen Sekte erhebt. Nur durch die Ausdrückung eines häretischen Charakters war es möglich, daß magische Vergehungen, für welche die Kirche von jeher nur disciplinäre Bestrafung gehabt und solche selbst noch im 13ten Jahrhundert bestätigt hatte, von nun an zum Scheiterhaufen führten. Nur hierdurch wird es erklärlich, wie in den Sprüchen der Inquisitionsgerichte auch Mord, Ehebruch und andere der bürgerlichen Justiz unterworfene Verbrechen eine Stelle gefunden haben. Es wird aber auch bei dieser Ineinanderziehung der Magie und Ketzerei weiter begreiflich, daß, wenn die Inquisitoren den Gerichten gegenüber das Häretische der Magie hervorhoben, es auch eben so leicht, als gerathen war, in solchen Zeiten, wo die Ketzereien mehr Sympathie zu finden anfingen, das Volk mit dem Magischen der Häresie zu schrecken. Im Schooße der Inquisition ist der Herenprozeß erzeugt und großgezogen worden; die Männer, die ihn durch ihre Schriften theoretisch begründet und im Einzelnen weitergeführt haben, Eymericus, Nider, Bernhard von Como, Jaquier, Sprenger, Institoris u. A., sind sämmtlich Dominicaner und Inquisitionsrichter gewesen. Ueber zweihundert Jahre hat sich die Inquisition in fast ausschließlichem Besitze des Herenprozesses behauptet, und als sie in den meisten Ländern zu Grabe getragen wurde, hat sie ihn den weltlichen Gerichten als ein trauriges Erbtheil hinterlassen."

Merkwürdig ist, daß die Herenprozesse zuerst in Frankreich größere Ausdehnung gewonnen, daß namentlich der erste Valois zu Carcassone 400, zu Toulouse 600 Zauberer und Heren hat verurtheilen lassen (in den Jahren 1320—1350). Die Könige Frankreichs haben sich immer beeilt, mit dem Papst gemeine Sache zu machen, wenn es galt, die Völker in blindem Gehorsam zu erhalten. Eben so merkwürdig ist, daß die Kirche und die weltlichen Gerichte in Frankreich bis ins 15te Jahrhundert eifrig darauf bedacht waren, das Herenwesen Vauderie (Waldenserei) zu nennen, damit das Volk beim Namen der Waldenser immer gleich an Zauberer und Teufelsdiener denken sollte.

In Deutschland blieb der Herenwahn lange fast unbekannt. Noch zur Zeit des Basler Concils gedenkt Nider in seinem Formicarius der Sache als einer bloß französischen Angelegenheit. Allein bald darauf ließ der deutsche Dominicaner Sprenger sein berüchtigtes Buch, den Herenhammer (malleus maleficarum) ausgehen, wodurch der Wahn nun auch in Deutschland verbreitet wurde. Die gesunde Vernunft der Deutschen widerstrebte, man schrieb gegen Sprenger, aber Papst Innocenz VIII. schlug jeden Widerspruch nieder mit der Bulle summis desiderantes vom Jahr 1484 und nun begannen die Scheiterhaufen durch ganz Deutschland zu brennen. Ein Versuch des Erzherzog Siegmund von Tirol, dem Wahn durch Vernunftgründe zu begegnen, scheiterte wie alle andern am Ansehen des Papstes.

Jetzt erst bildete sich der Wahn in seinem ganzen Umfang aus, indem allerlei alter heidnischer Aberglaube zu einem Ganzen zusammengeflickt und im Interesse der Hierarchie systematisch zu einem Teufelskultus als Gegenbild des christlichen Kultus organisirt wurde. In dieser Ausbildung ist der Wahn eine ganz neue Erscheinung. Schädlichen Zauber, Wettermachen ꝛc., auch die Buhlerei sterblicher Menschen mit Göttern und Dämonen kannten schon die Heiden, aber das ganze System der Teufelsanbetung, der Ertheilung von Sakramenten durch den Teufel, diabolische Taufe, Eucharistie ꝛc. ist eine Schöpfung der Dominicanerphantasie und den armen alten Weibern eintorquirt worden. Der Inquisitor hatte den Kopf voll von dem System des Herenhammers und stellte nun die Fragen dem System gemäß. Was blieb den Gemarterten übrig, als zu allem Ja zu sagen? und so wurde das System durch die Aussagen der Heren selbst approbirt. Nur eines Beispiels sey hier gedacht. „Fünf bis sechs Weiber zu Lindheim, erzählt Horst, wurden entsetzlich gemartert, um zu bekennen, ob sie nicht auf

dem Kirchhofe des Orts ein vor Kurzem daselbst verstorbenes Kind ausgegraben und zu einem Herendrei gekocht hätten. Sie gestandens. Der Gatte von einer dieser Unglücklichen brachte es endlich dahin, daß das Grab in Gegenwart des Ortsgeistlichen und mehrerer Zeugen geöffnet ward. Man fand das Kind unversehrt im Sarge. Der fanatische Inquisitor hielt den unversehrten Leichnam für eine teuflische Verblendung und bestand darauf, daß, weil sie es doch Alle eingestanden hätten, ihr Eingeständniß mehr gelten müsse, als der Augenschein, und man müsse sie „zur Ehre des dreieinigen Gottes," der die Zauberer und Heren auszurotten befohlen habe, verbrennen. Sie wurden in der That verbrannt."

Man hat oft gefragt, warum die Reformation diesen Greueln nicht ein Ende machte, sondern sie vielmehr fortsetzte? Der Verfasser antwortet: „In der Jurisprudenz herrschte ein Geist engherziger Beschränktheit, philosophischer Betrachtungsweise baar und ledig, theils an den Satzungen des römischen und kanonischen Rechts haftend und in die müßigsten Spiele der Dialektik sich verirrend, theils in den theologischen Begriffen der Zeit befangen. Was von Franzosen und Italienern Erfreuliches geleistet wurde, bezog sich auf das Civilrecht. Die Strafrechtspflege, finster und streng wie sie war, begnügte sich nicht, den Schutz der bürgerlichen Gesellschaft zum Ziele zu haben, sie fühlte sich zum Organ der göttlichen Strafgerechtigkeit berufen; der Eifer galt als ein größeres Lob, als Besonnenheit und vorurtheilfreies Abwägen. Der Jurist forschte nicht nach der Möglichkeit der Zauberei; er hielt sich einfach an seinen Justinianeischen Coder und an die Bibel. In der letzteren fand er das Gebot: die Zauberer sollst du nicht leben lassen. Hierin lag ihm ein göttliches Zeugniß für die Eristenz der Zauberei. Ob aber die moderne Hererei mit demjenigen, was der Pentateuch und das römische Recht als Zauberei verpönen, zusammenfalle oder nicht, das war nicht Gegenstand seiner Prüfung; die Bejahung wurde vorausgesetzt, Streitigkeiten über das Einzelne blieben den Theologen überlassen. Nehmen wir hierzu noch die weitverbreitete Unwissenheit und unbewachte Willkür vieler Richter, besonders der Justitiarien in den kleinern Gebieten, so schließt sich das Bild der Gerechtigkeitspflege im 16ten und 17ten Jahrhundert zu einer traurigen Vollendung ab. Einzelne Ausnahmen können nicht in Betracht kommen. Was die Carolina Dankenswerthes bot, ist in der Praxis arg verkümmert worden. — Die Medicin endlich, ohne feste physiologische und pathologische Grundlage, klebte am Altüberlieferten und machte sich aus der Macht des Teufels einen Schild gegen alle Vorwürfe. „Inscitiae pallium maleficium atque incantatio," — war nach Reginald Scot das Motto der Aerzte im 16ten Jahrhundert. Weier, der selbst Arzt war, widmet in seiner Schrift über die Hererei ein eignes Capitel der Ausführung des Satzes, „daß die ungelehrten Schlüngel in der Medicin und Chirurgie ir unwissenheit und fehler dem verzäubern oder veruntrewen und den Heiligen zuschreiben."

Unter diesen Umständen wird es erklärlich, warum die Reformation Herenglauben und Herenprozesse nicht gestürzt hat. Sie ließ beide bestehen, weil sie den Glauben an den persönlichen Teufel bestehen ließ. In diesem Glauben erhitzte sich der Eifer gegen die Verbündeten des Teufels um so mehr, je weniger eine Religionsgenossenschaft der andern im Abscheu gegen das Diabolische nachstehen wollte, und so raseten die verschiedenen Parteien der Protestanten untereinander selbst und mit den Katholiken um die Wette. Zwar will Walter Scott bemerkt haben, daß in England unter hervortretendem calvinistischen Uebergewichte die Herenprozesse immer zahlreicher gewesen seyen, als unter dem des anglicanischen Klerus, und es ist richtig, daß im 16ten Jahrhundert England verhältnißmäßig nur wenige Hinrichtungen kennt; aber Jakobs I. Blutgesetze, die im 17ten so viele Greuel brachten, gingen doch nicht von den Calvinisten aus. Weiter ist es Thatsache, daß der reformirte Theodor Beza den französischen Parlamenten den Vorwurf der Lässigkeit in den Herenprozessen machte; aber der katholische Florimond de Remond, weit entfernt, den fanatischen Eifer seines Gegners zu tadeln, beeilt sich nur, das behauptete Factum in Abrede zu stellen, indem er auf die zahlreichen Opfer hinweist, die er als Parlamentsrath zu Bordeaux täglich zum Feuer verurtheilen half. Arge Verblendung aber ists, was noch neuerdings einem katholischen Schriftsteller eingegeben hat, für die Verbreitung der Herenprozesse nicht der geistlichen Inquisition und den päpstlichen Bullen, sondern der Reformation und dem Beispiele der Protestanten eine besondere Rolle zuzuweisen und Ignaz Schmidts verkehrter Ansicht, als wenn Luthers Vorstellungen von der Gewalt des Teufels das Uebel verschuldet hätten, irgend einige Aufmerksamkeit zu schenken. Luther hat keinen neuen Teufel erfunden, sein Teufel ist ganz der altkatholische, scholastische; daß die Protestanten diesen nicht gleich Anfangs über Bord warfen, ist, wo nicht ihr Vorwurf, doch ihr Schaden gewesen und hat den Jammer des Herenprozesses auch auf sie fortgeerbt. Dabei bleibt es aber unumstößliche Thatsache, daß die katholischen Länder, und zwar unter päpstlicher Autorität, den Herenprozeß nicht nur geraume Zeit vorher betrieben, ehe Luthers Reformation begann, sondern auch daß das Uebel in keinem protestantischen deutschen Lande jemals eine gleiche Höhe erreicht hat, wie in den Gebieten der katholischen, und namentlich der geistlichen, Fürsten.

Und das hätten Luthers Vorstellungen vom Teufel verschuldet? Alles wird in der Welt einmal umgekehrt. Wenn der Jesuit Delrio Leute nennen wollte, die im Herenglauben heterodor seyen, so fehlten Luther und Melanchthon nicht leicht. Der Pater Angelicus Preati, indem er die Realität der Herenfahrten als Dogma verficht, nennt das Läugnen der Zauberei eine Nachfolge Luthers und Melanchthons; der Pater Staidel setzt den Zweifel an der Hererei einer ketzerischen Verläugnung der Firmung gleich; der Pater Concina wirft abermals die Meinung, daß es keine Heren gebe, Luthern, Melanchthon und ihren „Spießgesellen" vor, und der Pater Agnellus März wiederholt dieß, indem er den münchener Akademiker Sterzinger, der den Herenglauben bekämpft, zu verketzern sucht. Torreblanca endlich zählt Luther nebst Huß und Wicleff unter denjenigen auf, welche sich gegen die Bestrafung der Heren deßwegen ausgesprochen haben sollen, ut se et suos contra Pontificem Maximum et potestates temporales tueantur."

Herr Soldan weist nun weiter nach, wie die Herenprozesse in katholischen Ländern unter dem Einfluß des neuen Jesuitenordens eben so in Flor geblieben seyen, wie vorher unter den Dominicanern, und wie sie namentlich benutzt worden seyen, um den Protestantismus auf katholischen Gebieten zu unterdrücken. Nirgends flammten die Scheiterhaufen zahlreicher auf, als in den Bisthümern, die von der Reformation angesteckt, wieder katholisch gemacht wurden. „Wäre es nicht peinlich, die Schmach der eignen Vorfahren aufzudecken, so könnten ohne Zweifel die dortigen Archive noch jetzt die interessantesten Aufschlüsse geben. Doch führen auch ohnedieß die Prozesse selbst zu folgenden Bemerkungen. Sie fallen merkwürdiger Weise, wie die trierischen und paderbornischen, unter die Regierung jesuitenbefreundeter Fürsten, die ihre Bemühungen zur Ausrottung des trotz vieljähriger Verfolgung noch kräftig fortlebenden Protestantismus an der Macht der Verhältnisse scheitern sahen. Jesuiten wirkten in diesen Prozessen als Beichtväter und berichteten an die Commissarien über die letzten Aussagen der Verurtheilten hinsichtlich der Mitschuldigen. Dieser Orden war zur Opposition gegen das Lutherthum nach Bamberg und Würzburg berufen worden; Maldonatus und Delrio hatten bereits keck den Satz ausgesprochen, daß der Protestantismus die Länder mit Heren fülle, und die Oberen hatten dem Werke Delrio's ihre Genehmigung ertheilt. Ferner fallen diese Prozesse in eine Zeit des Kriegselends und der Verarmung; der Werth des baaren Geldes stand über dem Sechsfachen, eine neue, völlig gehaltlose bischöfliche Münze war im Umlauf. Die Opfer aber, die wir in der Verfolgung fallen sehen, waren großentheils Personen aus den wohlhabenden Klassen, und diese Habgier trieb ein so ruchloses Spiel mit den Konfiskationen, daß, — in Bamberg wenigstens, — zuletzt der Kaiser selbst einschreiten mußte." In Bamberg fielen 600, meist wohlhabende Opfer in den Jahren 1625 bis 1630, also in der Zeit, in welcher der Katholicismus über den Protestantismus unter Tilly und Wallenstein triumphirte. — In Würzburg fingen die zahlreichen und meist wohlhabenden Protestanten an, auszuwandern. Um dieß ferner zu verhindern, wurden sie der Zauberei verdächtigt und verurtheilt, ihr ganzes Vermögen vom Bischof eingezogen; genau in der nämlichen Zeit. „Viele von den Reichen, — denn gerade diese waren fast alle protestantisch, — zogen hinweg. Dem Lande wurden hierdurch bedeutende Summen entzogen und der Bischof überdieß in Verdrießlichkeiten mit den lutherischen Fürsten verwickelt. Von Julius wird indessen bei Gropp berichtet, daß er nichtsdestoweniger die Gegenreformation glücklich zu Ende führte. Um so auffallender muß es seyn, daß Bischof Philipp Adolph von Ehrenberg (1623—31), der nur sechs Jahre nach Julius Tode zur Regierung kam, wiederum seine Wirksamkeit mit Austreibungen der Prediger und andern Maßregeln gegen den Protestantismus begann. Seinem Bekehrungseifer stellte sich indessen gleich Anfangs die fränkische Ritterschaft entgegen, und als er nicht nachließ, verklagte sie ihn beim Kaiser wegen Verletzung des Religionsfriedens. Der Kaiser gab dem Bischof Inhibition (1628) und wiederholte dieselbe im folgenden Jahre, als die Beschwerden fortwährten. Ehe es indessen zu diesem letzten kaiserlichen Worte kam, hatte Philipp Adolph seinem Verfolgungseifer eine Richtung gegeben, deren Rechtmäßigkeit weder vom Kaiser, noch von den Protestanten angefochten wurde. Er betrat 1627 den Weg, den ihm sein Nachbar zu Bamberg vorgezeichnet hatte, und betrieb die Herenverfolgung im Großen. Personen jeden Alters, Standes und Geschlechts, Einheimische und Fremde, Geistliche, Rathsherren und Söhne des fränkischen Adels, Matronen, Jungfrauen und unmündige Kinder sind in rasch auf einander folgenden „Bränden" zum Tode geführt worden, und das Vermögen der Reichen, die auf diese Weise endeten, ist nicht mehr ins Ausland gegangen. Noch haben wir ein Verzeichniß der Hinrichtungen, die bis zum Februar 1629 vollzogen wurden. Dasselbe reicht bis zum 29sten Brande und macht 157 Personen aus dieser kurzen Periode namhaft; in seiner Fortsetzung bis zum 42sten Brande kannte es der Biograph des Bischofs bei Gropp, wo sich die Zahl der Opfer auf 219 stellte. Hiermit sind aber ohne Zweifel nur die in der Stadt Würzburg selbst zum Tode Geführten verstanden; die Gesammtzahl der Hinrichtungen im Stift unter Philipp Adolph belief sich laut einer mit bambergischer Censur gedruckten Nachricht auf neunhundert. Die anschaulichste Widerlegung der nicht ungewöhnlichen Meinung, als hätte die Verfolgungswuth in Deutschland der Regel nach nur arme, alte Weiber zu erreichen gewußt, wird sich aus der wörtlichen Mittheilung der erwähnten Liste ergeben." Diese folgt nun und zeigt, wie viele reiche und vornehme Leute das Opfer wurden.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 104.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 11. Oktober 1843.

Kirchenwesen.

1) Der Staat in seinem Verhältniß zur Kirche. Von W. E. Gladstone. Eingeführt durch Dr. Tholuck, übersetzt von J. Treuherz. Halle, Mühlmann, 1843.

Eine ungemein scharfsinnige und ausführliche Vertheidigung der anglikanischen Kirche und überhaupt des Prinzips, nach welchem Kirche und Staat innig verbunden seyn sollen. Herr Tholuck bemerkt, indem er dieses Buch in Deutschland einführt, es fehle den entgegengesetzten Ansichten nicht nur nicht an Gründen, sondern sie seyen sogar in unsern Tagen die vorherrschenden, allein eben deßhalb verdiene das Buch des Engländers um so mehr Beachtung.

Der Verfasser selbst hat sich die große Schwierigkeit seiner Aufgabe nicht verhehlt. Er sagt: „Die Verbindung von Kirche und Staat ist gewiß zu keiner Zeit in der Geschichte unseres Vaterlandes von so mannigfaltigen und verschiedenen Gesichtspunkten aus angegriffen worden als gegenwärtig. Der Ungläubige geht mit scharfem Instinkte allen jenen Bestrebungen nach, die auf allgemeine Verminderung religiöser Einflüsse hinzielen. In den Zeiten der Ruhe und des Schlafes, wo die Trennung wenigstens die Wirkung gehabt hätte, die Kirche zu ihrer Pflicht zu wecken, hat er die Vereinigung ertragen; jetzt wo man ihre geistige Aufgabe mit größerer Wahrheit zu würdigen anfängt, eifert er dagegen. Der Katholik scheint mit wenigen Ausnahmen. um sein eigenes Gebäude des Glaubens und der Zucht aufzuführen, zunächst auf die Zerstörung aller anderen hinzuarbeiten; er glaubt uns in so gräßliche Irrthümer verstrickt, daß wir, um zur Wahrheit zu kommen, durch den höchsten Grad nationalen Unglaubens hindurchgehen müßten. Manche Lehrer der Staatswirthschaft, welche den ungeordneten Materialien einer künftigen Wissenschaft weit höhere und umfassendere Rechte, als sie selbst in einem Zustande der Vollendung beanspruchen könnten, einräumen, halten diese durch ihr Alter bewährte Verbindung für eine erträumte Theorie, deren Tendenz nur dann als heillos erkannt würde, wenn sie sich in die Praxis eindrängte und das berührte, was sie für die substantiellen Interessen der Menschheit halten. Der Demokrat wünscht, von seinem Standpunkt aus ganz natürlich, der Regierung gerade ihre höchsten Pflichten zu rauben und ihr nur die Vollziehung rein mechanischer Funktionen zu überlassen. Kurz von allen diesen ließ es sich erwarten, daß sie bei der ersten anscheinend günstigen Gelegenheit sich vereinigen würden, um auf ihren gemeinschaftlichen Gegenstand einzudringen; und sie haben sich auch vereinigt. — Einige andere aber blicken von einem entgegengesetzten Gesichtspunkte aus auf die Verbindung von Kirche und Staat mit gleichgültigem, ja sogar mißtrauischem Auge. Es sind Männer, die, an den Staat geknüpft, sich doch mit größerer Zuneigung und Innigkeit der Kirche anschließen; Männer, die zwar mit Unwillen Kirche und Staat in irgend einer Weise entgegenstehende Interessen verfolgen sehen, nichts desto weniger aber über die Ungerechtigkeit, die in den letzten Jahren, oder vielmehr in den letzten Generationen, die geistliche Körperschaft von der weltlichen hat erfahren müssen, ermüdet, ja wohl gar empört sind. Ich meine nicht, daß eine absolute und bewußte Abneigung vorhanden gewesen; sondern nur dieß, und dieß reicht hin, daß bei dem Einfluß, den das weltliche oder fleischliche Prinzip auf Jeden von uns übte, der Staat durch ein unwürdiges Patronat die Institutionen der Kirche verkehrt und gemißbraucht hat, daß er ihre gesetzmäßigen Befugnisse immer gelähmt oder unterdrückt hat, daß er endlich, als diese Mißhandlungen einen lebhaften, wenn auch parteiischen Unwillen hervorriefen, das Bestreben, Separatfrieden zu schließen und sie dem Willen ihres Gegners

zu unterwerfen zu erkennen gegeben hat. Wenn sich die Sache so verhält, da können wir uns kaum wundern, wenn wir es auch beklagen müssen, daß einige befreundete Glieder der Kirche unter dem Einflusse einer unbewußt entstehenden Mißstimmung die Einheit des Staates und der Kirche nur noch mit Kälte gut heißen." Unter diesen Umständen nun ist es ungemein schwer, der Staatskirche das Wort zu reden, und doch glaubt der Verfasser es thun zu müssen, weil er von der Nothwendigkeit überzeugt ist, die Interessen der Kirche und des Staats seyen nicht von einander zu trennen.

Man muß anerkennen, daß er seine Aufgabe, die Staatskirche zu vertheidigen, auf eine glänzende Weise gelöst hat, denn gewiß bringt er alles herbei und stellt es ins klarste Licht, was irgend für sie spricht. Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß er auch siegreich alle entgegenstehenden Gründe und Thatsachen wiederlegt hätte. Wir müssen seinem reinen Willen und großen dialektischen Talent alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sind aber nicht von ihm bekehrt worden.

Wenn wir auf der einen Seite eine Kirche sehen, die sich dem Staate feindlich gegenüberstellt, ihm opponirt, seine Ruhe untergräbt, seine Macht schmälert, ihn durch Verrätherei im Innern und durch Aufhetzung der Nachbarn auflöst und in Stücke reißt und zugleich aufs feindseligste der Nationalität entgegentritt, dieselbe verfälscht, entweiht, schändet und unter den Einfluß einer fremden Nationalität bringt — wie dieß alles thatsächlich dem deutschen Reich und der deutschen Nation durch die römische Kirche geschehen ist — so ist wohl nichts natürlicher, als daß man wünscht, die Kirche möchte sich niemals dem Staat gegenübergestellt haben, sondern immer mit demselben innig verbunden gewesen und geblieben seyn. Wenn man andrerseits Staaten sieht, die sich, wie die französische Republik, von aller Religion lossagen, oder wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich indifferent gegen jede mögliche Religion verhalten, und man als die unausbleiblichen Folgen eines solchen Systems eine durch nichts mehr zu zügelnde Immoralität hereinbrechen sieht, so ist wieder nichts natürlicher, als der Wunsch, der Staat möchte etwas Kirchliches in sich aufgenommen, sich selbst dadurch geheiligt und die Gottesfurcht nicht ganz von der Achtung vor dem Gesetz ausgeschlossen haben. Von dem einen, wie von dem andern Extrem, von der staatsfeindlichen Kirche, wie vom kirchenfeindlichen Staat aus, wird man nothwendig zur rechten Mitte, dem Kirchenstaat oder der Staatskirche, in der beide ihre Interessen vereinigen, hingetrieben. Aber indem wir uns hier eines doppelten Namens bedienen müssen und keinen einfachen finden, geben wir schon zu, daß auch in der Vereinigung selbst immer entweder die Kirche oder der Staat das Präponderirende sey, und daß eine völlige Ausgleichung beider zu den Unmöglichkeiten unter dem Monde gehört. In den Priesterreichen geht der Staat in der Kirche auf, in den weltlichen Reichen, die eine Staatskirche haben, wie in Rußland und England, geht die Kirche eben so gewiß in den Staat auf. Sind nun diese Zustände befriedigend? Rußland und England können zum Beweise dienen, daß weder die absolut monarchische und despotische, noch die konstitutionelle Regierungsform die Aufgabe zu lösen im Stande sind. In der Despotie entspricht zwar formell der Begriff der Unfehlbarkeit und die unantastbare Machtvollkommenheit des irdischen Herrschers der Idee, die man sich von einem Statthalter Gottes auf Erden zu machen pflegt; aber der materielle Inhalt des Despotenwillens widerspricht in der Regel um so greller der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe. In der konstitutionellen Monarchie und Republik wird andrerseits zwar der Staatswille gezwungen, sich mehr in den Schranken der Vernunft, Mäßigung und Billigkeit zu halten, aber weil man dort weiß, wie eben jedes Gesetz aus einer rein menschlichen Erwägung und Berechnung hervorgeht, so können Kirchensatzungen oder gar Dogmen, die aus denselben Quellen kommen, unmöglich den Eindruck von göttlichen Geboten machen. Auch ist es höchst bedenklich für solche Staaten, daß jeder Bürger, der einer andern religiösen Meinung folgt, als die Staatskirche gut heißt, sofort in gewissem Sinne ein Revolutionär wird; und daß umgekehrt jeder, der aus rein politischen Gründen mit der Staatsregierung oder den Gesetzen unzufrieden ist, auch ein Gegner der Staatskirche wird, weil diese vom Staate selbst nicht mehr zu trennen ist.

Herr Gladstone legt ganz besonderes Gewicht auf den Umstand, daß durch die anglikanische Kirche die römische gewissermaßen unmittelbar fortgesetzt werde, und zwar nur in ihren guten und segensreichen Institutionen, nach Abzug aller Mißbräuche, und daß dieselbe anglikanische Kirche zugleich alle guten Institutionen und Grundsätze der Reformation sich einverleibt habe, nach Abzug der Mißbräuche; denn sie halte am Prinzip der Kircheneinheit und der bischöflichen Autorität fest und vermeide doch den staatsfeindlichen Geist der römischen Kirche, und sie halte das protestantische Prinzip der freien Forschung fest, und vermeide doch das Zerfallen des christlichen Tempels in einen Sandhaufen individueller Meinungen. — Dem läßt sich entgegnen, daß die anglikanische Kirche doch gerade diesen Zerfall ausnehmend begünstigt hat, denn nirgends bestehen so viele Sekten, als in England und in Nordamerika, wohin sie wieder nur aus England übersiedelt

sind. In Deutschland würden wir ganz dasselbe erfahren, so wie die Gleichstellung der Katholiken und Protestanten aufgegeben und eine protestantische Staatskirche mit ausschließlicher Bevorrechtung gegründet würde.

Man muß dem Verfasser unbedenklich zugeben, daß die Religionseinheit des Volks, der sämmtlichen Staatsgenossen und des Regenten, so wie die Uebereinstimmung der Religion mit dem Nationalcharakter und die Harmonie zwischen geistlichen und weltlichen Einrichtungen und Geboten etwas höchst Wünschenswerthes und eifrigst zu Erstrebendes sey; allein wenn der Regent behauptet: ich bin die Quelle der Einheit und der Macht, von mir muß also auch die Kirchengewalt in Lehr- wie in Kultusangelegenheiten ausgehen; — und wenn die katholischen Kirchengenossen behaupten: die Quelle der Kircheneinheit und Macht liegt außerhalb unseres nordischen Staates tief im Süden, in der heiligen Stadt der sieben Hügel; — und wenn die meisten Gebildeten im Volk behaupten, weder der Staat noch eine Kirchengewalt hat das Recht, sich zwischen mich und Gott zu stellen; wir brauchen keine solche Vermittlung, wir perhorresciren sie, und lassen keine andere Brücke zwischen dem Individuum und der Gottheit gelten, als entweder die jedem zugängliche Bibel, oder Vernunft und Philosophie — wenn alles dieß von den verschiedensten Standpunkten aus behauptet wird, so begreift sich leicht, daß das Ideal der nationalen Religionseinheit eher geträumt als in die Wirklichkeit eingeführt ist.

Auf Seite 546 tritt der Verfasser dem System der Toleranz, die aus politischen Gründen zweierlei religiöse Bekenntnisse im Staate duldet, auf eine Weise entgegen, die schroffer erscheint, als es seine gewöhnliche mehr überredende, als strafende Sprache zu seyn pflegt. Er erklärt es nämlich geradezu für eine Immoralität und für ein ruchloses Lügensystem, zweierlei einander wiedersprechender Religionen gleiche Ehre zu erweisen und gleiche Autorität zu gestatten. Er hat natürlich Recht, sofern er dem Staat die Pflicht der Kirche auferlegt. Aber er hat Unrecht, sofern man eben dem Staat diese Pflicht nicht aufbürden kann und sofern der Staat sehr wohl ein neutrales Terrain neben den streitenden Kirchenparteien behaupten kann. Welcher Theorie man deßfalls auch zugeneigt ist, hier entscheiden nur die Thatsachen der Geschichte. Der dreißigjährige Krieg hätte nothwendig ein ewiger werden müssen oder nur mit der absoluten Vernichtung der einen oder andern Partei endigen können, wenn nicht die Staaten sich zu einem Neutralitätsvertrag vereinigt hätten, der den Staaten den Frieden sicherte, mochten auch die Kirchen noch als solche fortstreiten. Eine solche Nothwendigkeit nun kann man nicht unmoralisch und ruchlos nennen.

Wie sehr es auch die menschliche Weisheit demüthigt, kann man doch das Geständniß nicht umgehen, daß kein Ideal auf Erden haltbar ist, daß keine Harmonie streitender Kräfte je auf die Dauer gesichert bleibt, daß die Menschheit unaufhörlich von einem Extrem zum andern getrieben wird, und daß wir diesem Wechsel, der Abnutzung jedes Mißbrauchs, sogar mehr Gutes verdanken, als irgend einem positiv guten Willen, welcher letztere fast immer in der Minderheit blieb und nur in Zeiten der Nothwehr um die Existenz gegen ein Uebermaaß von Uebel sich vorübergehend einige Geltung verschaffen konnte.

2) Die vollständige Liturgie und die 39 Artikel der Kirche von England. Anhang: die Liturgie der protestantisch-bischöflichen Kirche in Nordamerika. Von Dr. Bernh. Gäbler. Altenburg, Pierer, 1843.

Das Interesse für die anglikanische Kirche hat in Deutschland zugenommen, sey es, weil man besorgt, es könne sich davon etwas in die deutsche Unionskirche einschleichen, oder weil der Puseyismus in England selbst jener Kirche mit einem großen Abfall droht. Jedenfalls muß die nähere Kenntniß der Grundsätze und Formen derselben erwünscht seyn.

Hexenwesen.

Geschichte der Hexenprozesse. Aus den Quellen dargestellt. Von Dr. W. G. Soldan, Gymnasiallehrer in Gießen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1843.

(Schluß.)

Der Erste, der wieder vom Standpunkt der gesunden Vernunft aus den Hexenwahn zu bekämpfen wagte, war Weier, Leibarzt des clevischen Herzogs, schon im Jahr 1563. Allein er wurde niedergedonnert und die Gegenschriften von Delrio, Bodinus ꝛc. trugen nur noch mehr zur allgemeinen Verbreitung des Wahnes bei. Im siebzehnten Jahrhundert wagte wieder ein deutscher Jesuit, der Dichter Spée, natürlich aus Furcht vor seinem eignen Orden nur anonym, den Wahn zu bekämpfen, aber eben so vergeblich. Diesen vereinzelten Umstand haben Neuere benutzt, dem Jesuitenorden die Ehre zu vindiciren,

als habe er zuerst die Reaktion der gesunden Vernunft gegen den Aberglauben hervorgerufen. Herr Soldan schlägt aber diese Lüge sehr nachdrücklich nieder. „Noch neulich hat Jarcke gesagt: „Der Jesuitenorden (denn man kann füglich annehmen, daß die Schriften von Tanner und Spee nicht ohne Veranlassung, oder wenigstens nicht ohne ausdrückliche Genehmigung der Oberen erschienen sind) erklärte sich zuerst gegen das blutige Unwesen und deckte schonungslos die Gebrechen der damaligen Strafjustiz auf." Nichts ist unwahrer. Jarcke's Behauptung zeugt von einer für einen Schriftsteller auf diesem Felde wenig anständigen Unkunde, wenn nicht von etwas Schlimmerem. Gibt es denn für Herrn Jarcke keinen Johann Weier, Reginald Scot und Cornelius Loos, die ohne Jesuiten zu seyn, lange vor Spee die Fahne erhoben hatten? Und ist es ihm unbekannt, daß dem Werke des Jesuiten Delrio, dem Orakel der Herenverfolger, die Approbatio Superiorum deutlich vorgedruckt ist, ausgestellt vom Pater Manareus kraft der vom Ordensgeneral Aquaviva ihm verliehenen Vollmacht? Spee aber, der Delrio's Fabeleien und Kniffe zum großen Theile bekämpft, ließ sein Buch anonym und an einem protestantischen Druckorte erscheinen, — er mochte an Loos und Flade denken, und beging auch bei dieser Anonymität immer noch ein Wagestück, — und erst Jahre lang nach seinem Tode ist es durch seine vertrautesten Freunde, die keine Jesuiten waren, kund geworden, daß er der Verfasser war. Und was haben die Jesuiten nach Spee gethan, das im Geiste dieses Mannes gewesen wäre? Schwerlich wird man Surins Exorcismen zu Loudon, Löpers Treiben zu Paderborn, oder gar die Leichenpredigt hierher rechnen mögen, die der Pater Gaar zu Würzburg 1749 der hingerichteten Here Maria Renata hielt; und doch konnte solches öffentliche Auftreten nicht ohne Genehmhaltung der Oberen geschehen. Doch genug von Jarcke's unglücklichem Einfalle, die Gesellschaft Jesu unter die Vorkämpfer der Aufklärung zu stellen."

Die erste kräftige Demonstration des Volks selbst gegen den Herenwahn erfolgte im protestantischen England. Im Jahr 1645 machte sich Hopkins dort durch Verfolgung der Heren berüchtigt, wurde aber zuletzt vom erbitterten Volke selbst dem sogenannten Herenbade unterworfen und ersäuft. Einen noch wirksameren Versuch machte im protestantischen Holland 1693 Balthasar Bekker mit seinem berühmten Buch „die bezauberte Welt," worin er das ganze Herenwesen für Phantasie und Lüge erklärte, und endlich den wirksamsten Professor Thomasius auf der protestantischen Universität Halle zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Der protestantische König Friedrich I. von Preußen war es, der zuerst die Herenprozesse officiell verbot, wogegen der katholische Kaiser Joseph I. sie noch verschärfen zu müssen glaubte; aber die Aufklärung drang so schnell durch, daß schon Maria Theresia das preußische Beispiel befolgte. Die letzten Herenprozesse kommen nur noch in katholischen Winkeln, in Spanien und Polen vor. Haben nun auch die Protestanten ihren guten Antheil an der Unvernunft genommen, so waren sie es doch, die sich zuerst wieder davon lossagten, und am allerwenigsten gebührt dieser Ruhm den Jesuiten. Diese sind es vielmehr, die uneingedenk der Lobsprüche, die ihnen Herr Jarcke ertheilt, den Dämonenglauben auch neuerdings wieder fördern. „Als die Jesuiten von Freiburg 1841 eine Besessene in der Sacristei zu Schwytz exorcisirten, vernahmen die Draußenstehenden ganz deutlich das Brüllen des Teufels, und als 1842 Herr Laurent an einer armen Besessenen seine Heilwirkungen in ähnlicher Weise entfaltete, haben, dem Echo du Luxembourg zufolge, gläubige Zuschauer den Teufel sogar durch das Kirchenfenster davonfliegen sehen."

Neben dieser allgemeinen Geschichte des Herenwesens gibt der Verfasser auch eine sehr ausführliche Darstellung theils des Herenglaubens im Detail, theils des Prozeßverfahrens, und enthüllt uns jenen Abgrund von Unsinn und Barbarei, von dessen Rande wir kaum einen Schritt entfernt sind. Ohne auf diesen umfassenden Gegenstand hier näher eingehn zu können, begnügen wir uns, das sehr fleißig ausgearbeitete Werk allen unsern Lesern zu empfehlen.

Sagen.

Gros-Polens Nationalsagen, Mährchen und Legenden. Herausgegeben von San-Marte. Bromberg, Levit, 1842.

Hier findet man alle die hübschen Sagen von Piast und Repiza, Vanda, Walther und Helgunde, Popiel (dem polnischen Hatto), Twardowski (dem polnischen Faust) rc. beisammen, die zum größten Theil schon bei uns bekannt, aber noch nicht in einem eigentlich polnischen Sagenbuch verbunden worden sind. Der Herausgeber hat sie mit dankenswerthen Erörterungen und Noten begleitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 105.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 13. Oktober 1843.

Kirchengeschichte.

Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer, Prof. und Bibliothekar in Stuttgart. Stuttgart, Krabbe, 1843.

Schon bei der Betrachtung der früher erschienenen Bände dieses wichtigen und für unsere Zeit bedeutungsvollen Geschichtswerkes hoben wir die gründliche und klare Darstellung der Kirchenpolitik als dasjenige hervor, wodurch es sich vor allen bisherigen kirchengeschichtlichen Werken auszeichnet. Unsere gelehrten Geschichtschreiber vertiefen sich gern in den Dogmenstreit, als ob demselben nicht tiefere politische Motive zu Grunde gelegen hätten, und in das äußere kirchliche Verfassungs- und Kultuswesen, als ob auch dieses sich nicht nach politischen Zwecken und Bedürfnissen hätte gestalten müssen. Aeltere katholische Kirchengeschichtschreiber, die einen viel tieferen Blick hatten, als die neuen protestantischen Professoren in der Regel beurkundeten, waren gleichwohl im Fall, nicht alles sagen zu können oder zu wollen, was sie wußten. Daher ist noch nie eine Kirchengeschichte, wie die vorliegende, geschrieben worden, in welcher so tiefgreifend die Politik der ersten christlichen Kaiser, der Patriarchate, des römischen Stuhls, der Concilien und der Sekten, in stetem Bezuge auf den großen Gang der Weltgeschichte und auf die nationalen Gegensätze entwickelt worden wäre.

Der neu erschienene Band beginnt mit der Erhebung der Fahne Muhameds. Es ist längst bekannt, daß der Muhamedanismus nur ein etwas modificirtes und in mancher Beziehung entstelltes Christenthum und Judenthum zugleich ist. Hier wird auf eine erschöpfende Weise nachgewiesen, wie er aus dem Gegensatz gegen die griechische Kirche hervorging und hervorgehen mußte. Ja man dürfte ihn als eine Reformation der verderbten griechischen Kirche ansehen, weil er in der That von den Mißbräuchen derselben zu einer edleren Einfalt zurückführte, wenn sich nicht orientalische Heißblütigkeit, Grausamkeit und Sinnlichkeit darein gemischt und etwas ganz anderes daraus gemacht hätten, als die Opposition anfangs wohl hoffte. Der Muhamedanismus wurde nämlich verbreitet durch die christliche Sekte der Monophysiten, deren Glauben gewissermaßen zur Nationalsache der dem griechischen Reich unterworfenen Aegypter gemacht wurde. Ohne diese eigentlich politische Opposition des Orients gegen das Hellenenthum würde der Islam, welcher die Dreieinigkeitslehre verwirft, weder in dieser bestimmten Weise ausgebildet, noch so schnell verbreitet worden seyn.

Welche bedeutende Rolle dabei die Politik spielte, mögen wir aus folgender meisterhaften Auseinandersetzung erkennen: „Seit den Zeiten der Ptolemäer hatte die griechische Sprache und Kultur in Aegypten allgemeine Verbreitung errungen. Der Hof, die Verwaltung, das Heer, fast alle gebildeten Einwohner sprachen Griechisch. Derselbe Zustand dauerte auch unter der römischen Herrschaft fort; und die Einführung des Christenthums gab griechischer Bildung einen noch höheren Einfluß. Nur in den kleinen Orten wurde koptisch gepredigt, in allen größeren Städten griechisch. Die Häupter der ägyptischen Kirche führten das große Wort in dem griechischen Orient, und Alexandrien galt für den blühendsten Sitz hellenisch-christlicher Weisheit. Dieses Uebergewicht einer ursprünglich dem Lande fremden Bildung wurde jedoch durch das Aufkommen der monophysitischen Partei gebrochen. Von der kaiserlichen Gewalt niedergedrückt, und schwerer Verfolgung ausgesezt, suchte der monophysitische Klerus eine Stütze in dem gemeinen Volke, das bisher bloß als ein rechtloser Haufe von Lastträgern und Bauern behandelt worden war. Die Kleriker wollten nicht mehr Griechen, sondern Kopten seyn. Im Gottesdienst mußte die griechische Sprache der ägyptischen weichen, und die Lehre von der einen Natur des Erlösers wob allmählig ein nationales Band um die Masse der eingeborenen Bevölkerung. Von alten Zeiten her hatte sich in lezterer eine tiefe Abneigung gegen die fremden Eindringlinge erhalten,

welche den Segen des Landes verzehrten. Jezt nahmen diese bisher stummen Gefühle, weil die Geistlichkeit sich ihrer bemächtigte und ihnen ein bestimmtes Ziel vorhielt, einen gefährlichen Charakter an. Die ganze Masse der Einwohner Aegyptens löste sich in ihre Elemente auf, und bildete fortan zwei durch Dogma und Sprache getrennte Lager, die einander an Zahl sehr ungleich waren. Die melchitische Partei, zusammengesezt aus dem byzantinischen Heere, den von Konstantinopel herübergeschickten Beamten und den Abkömmlingen der früher eingewanderten Griechen, zählte vielleicht 300,000 Köpfe, während der monophysitische Anhang die 5 — 6 Millionen sämmtlicher eingeborenen Familien umfaßte. So bitter war der Haß, der beide Klassen entzweite, daß unter Melchiten und Monophysiten kein Ehebund geschlossen ward, und bei geringfügigen Anlässen die blutigsten Händel entstanden. Die Griechen besaßen zwar die Herrschaft, aber die Mittel, eine vollständige Umwälzung durchzusetzen, lagen in den Händen der Gegenpartei. Wie? wenn ein ehrsüchtiger Kopte die Gunst der Umstände benüzte, um auf die Grundlage monophysitischer Kirche und ägyptischen Volksthums hin eine neue Dynastie zu gründen! Wirklich wurden um jene Zeit verborgene Umtriebe gemacht, die auf ein solches Ziel hinarbeiteten. Zwar wissen griechische Quellen, die überhaupt in unserem Zeitraum nur sehr dürftig fließen, nichts hievon. Dagegen sind die arabischen Geschichtschreiber einstimmig, und spätere Thatsachen, die wir anführen werden, beglaubigen ihre Aussagen vollkommen. Laut ihrem Bericht wußte bald nach der Thronbesteigung des Heraklius ein reicher ägyptischer Jakobite, den sie Mokaukas nennen, vom Kaiser die Stelle eines Obereinnehmers der ägyptischen Steuern zu erschleichen. Obgleich er die Melchiten haßte, verbarg er seine Gesinnung unter dem Schein unbegränzter Ergebenheit gegen den Hof, täuschte dadurch den Kaiser, und suchte nun die Gunst seiner koptischen Landsleute zu gewinnen, was ihm auch gelang. Als der persische Krieg das Reich dem Umsturz nahe brachte, trat Mokaukas mit seinen geheimen Planen hervor; er hielt einen Theil der ägyptischen Steuergelder zurück, und verwandte sie auf Bezahlung eines weitverbreiteten Anhangs. Doch warf er die Maske nicht ganz ab, sondern bewahrte einen Schimmer von Unterwürfigkeit gegen Byzanz. Der Kaiser durchschaute zwar die Absichten des Mannes, aber er fühlte sich zu schwach, ihn zur Strafe zu ziehen. Bald darauf brach die Bewegung in Arabien aus. Mokaukas wurde frühe davon benachrichtigt, und wollte, wie es scheint, die Macht der Moslemim, deren schnelles Aufkommen er ahnete, für seine Zwecke benützen. Im sechsten Jahr der Flucht sandte er eine Gesandtschaft nach Medina an Mahomet, die dem Propheten prächtige Geschenke und unter Anderem auch zwei schöne ägyptische Jungfrauen überbrachte, deren eine in der Folge Mahomet einen Sohn gebar. Wir erfahren nicht, ob Heraklius von diesen geheimen Unterhandlungen des ungetreuen Aegypters Kunde erhielt, aber gewiß ist, daß Mokaukas seinen Posten bis zur arabischen Eroberung behauptete, so wie andererseits aus den Maßregeln des Kaisers erhellt, daß die ägyptischen Jakobiten ihm schwere Sorgen machten. In der That war unter den eben beschriebenen Verhältnissen die Stellung der Monophysiten gegenüber dem byzantinischen Hofe eine sehr drohende geworden. Gebieterisch forderte die Staatsklugheit, die Partei durch bedeutende Zugeständnisse zu versöhnen, damit sie sich nicht einem Ehrgeizigen, wie Mokaukas, oder gar den erklärten Reichsfeinden, den Persern, den Arabern, in die Arme werfe."

Geschreckt durch die Gefahr vereinigten sich der römische Papst, die griechischen Patriarchen und der Kaiser nun zu einer Transaktion. Man bot den Monophysiten an, zwar nicht die doppelte Natur in Christo in eine zu verwandeln, aber doch bei Zwei Naturen doch nur Einen Willen desselben zu statuiren. Auf diese Weise behielt die orthodoxe Kirche Recht, sofern sie doch im Punkt der zwei Naturen nicht nachgab, aber auch die Monophysiten erhielten Recht, indem sie statt Einer Natur wenigstens Einen Willen bekamen und sich damit trösten konnten, daß Ein Wille eigentlich doch auch nur aus Einer Natur fließen könne. So wurden Dogmen gemacht und so übten politische Gefahren Einfluß auf ein Gebiet religiöser Forschung, das scheinbar von jeder weltlichen Rücksicht frei war.

Papst Honorius, der damals noch nicht unmittelbar von der Gefahr berührt wurde (da die Araber erst viel später in Sicilien und Spanien sich festsezten) trat diesem Dogma der Einwilligkeit dennoch bei, weil man ihm dafür das Patriarchat von Aquileja zum Opfer brachte. So lange nämlich dieser unmittelbar unter dem griechischen Patriarchen stand, konnte der Papst in seinem Italien nicht Herr werden. Auf die Zuziehung dieses wichtigen Postens zu seinem Sprengel mußte er großen Werth legen und der Preis war die Zustimmung zu jenem Dogma. Allein nachdem man hatte, was man wollte, waren die folgenden Päpste an nichts mehr gebunden, und die Schwäche der griechischen Welt, die sich immer mehr offenbarte, je mehr der Islam um sich griff, bot Rom eine zu gute Gelegenheit, sich von dem griechischen Kaiser unabhängig zu machen und seine hierarchische Gewalt im Abendlande zu gründen, als daß es dieselbe hätte sollen vorbeigehen lassen. Die Concession, die man dem Kaiser gemacht hatte, wurde also widerrufen. Kaiser Constans glaubte keinen Augenblick versäumen zu dürfen, ließ Rom überfallen und den Papst Martin gefangen nehmen (im Jahr 653); allein der folgende

Kaiser Constantinus kam dem Untergang nahe, indem die Araber sechs Jahre lang hinter einander Konstantinopel bestürmten, und nach dieser Noth, deren Wiederkehr vorauszusehen war, glaubte er dem Papst nicht genug nachgeben zu können, um sein schwaches Reich durch die Einheit der Kirche zu stützen. Er rief den römischen Papst Agatho nach Konstantinopel, empfing ihn knieend, küßte ihn die Füße (das erste Beispiel in dieser Art) und ließ ihn ein Concil abhalten, in welchem der Eine Wille wieder verworfen wurde.

Kaum aber war dieser Streit zum alleinigen Vortheil des römischen Stuhls geendigt, als sich ein neuer anhob, der das griechische Reich in noch ungleich größere Verwirrung brachte, und zu noch ungleich größerem Vortheil des römischen Stuhls ausschlug, ein Streit, der im Grunde nur die Fortsetzung jenes ersten war und genau die nämlichen politischen Motive hatte, nämlich der berühmte Bilderstreit.

Nichts machten die Muhamedaner den Christen so sehr zum Vorwurf, als die Verehrung und Anbetung der Bilder, in deren unermeßlicher Zahl in der That die alten heidnischen Götterbilder wieder aufgestanden zu seyn schienen. Nichts erwarb den Muhamedanern mehr Freunde, als die Abneigung der ernsten Orientalen vor diesem griechischen, dem hellenischen Blut vorzugsweise zusagenden Sinnenspiel. Die Muhamedaner hatten ein moralisches Uebergewicht über die Griechen, was sich nicht verkennen ließ, und die Kaiser sahen ein, sie seyen verloren und ihr Reich eine rettungslose Beute des Islam, wenn sie nicht eine sittliche Reformation der verderbten Kirche durchsetzen könnten. In diesem Sinn schien es ihnen aber vor allem nothwendig, den Bilderdienst einzuschränken und endlich ganz abzuschaffen. Viele im Volk und selbst im Klerus dachten mit ihnen gleich und besonders das griechische Heer, unter den tapfern Kaisern, welche diesen Reformplan verfolgten, oft zum Siege geführt und hinlänglich vertraut mit dem, was die Stärke des Islam ausmachte, unterstüzte die Kaiser beim Kampfe gegen die Bilder. Leo der Isaurier war der erste dieser kräftigen Kaiser. Allein was geschah? Augenblicklich bildete sich aus rein politischen Gründen eine Reaktion gegen diese Reformversuche, von zwei Seiten her, von wo man sie am wenigsten hätte erwarten sollen.

Zuerst waren es die Muhamedaner selbst, die jezt auf einmal in den ihnen unterworfenen christlichen Bisthümern den Bilderdienst, den sie früher mit Feuer und Schwert ausgerottet, wieder einführten, die Christen darauf verpflichteten und einem gelehrten Christen, der zugleich Unterthan des Chalifats war, dem berühmten Johannes Damascenus, Vollmacht oder Auftrag gaben, für die Bilder gegen den bilderstürmenden Kaiser zu schreiben. Diese schlaue Politik befolgte das Chalifat, um das Christenthum in der Unwürdigkeit zu erhalten, zu der es herabgesunken war, und jede Reformation im Christenthum zu verhüten, durch die es wieder hätte erstarken und dem Islam gefährlich werden können.

Zweitens aber befolgte der römische Papst Gregor II. ganz die nämliche Politik, und trat auch seinerseits dem Kaiser Leo aufs Bestimmteste entgegen. Da zugleich in Frankreich mit Karl Martell das karolingische Haus sich zu befestigen anfing, durfte der Papst hoffen, künftig an diesem Hause einen Rückhalt zu gewinnen und die Aufrechterhaltung der Bilderverehrung mußte ihm zum willkommenen Vorwand dienen, sich, scheinbar bloß um des Glaubens wegen und aus Gewissensrücksichten, von dem politischen Verbande los zu sagen, in dem Rom immer noch mit Konstantinopel stand. Daß frühere Päpste, namentlich Gregor der Große, sich gegen den Bilderdienst erklärt hatten, verschlug nichts. Es kam nicht darauf an, ob die Sache an sich gut oder verwerflich sey, sondern nur, was unter den gegebenen Umständen der politische Vortheil Roms war. Mit Recht sagt daher unser Verfasser S. 194: „Hätte Leo der Isaurier, statt die Bilder zu stürmen, ihre religiöse Verehrung zum Gesetz erhoben, so würden höchst wahrscheinlich die Päpste, dem Beispiele Gregors des Großen folgend, den Bilderdienst für Abgötterei erklärt haben. Der Stuhl Petri ergriff jede Gelegenheit, von den Griechen los zu kommen. Wenn diese rechts sich schwenkten, so ging man in Rom links und umgekehrt."

Troz der Kraft nun, mit welcher mehrere Kaiser hinter einander den Bilderdienst unterdrückten, kam derselbe doch immer auf und blieb der herrschende, da schwächere Kaiser kamen, die der schlauen Politik der Chalifen und Päpste und dem Volkswillen selbst keine hinreichenden Waffen mehr entgegen setzen konnten. Herr Gfrörer gesteht ein, die bilderstürmenden Kaiser hätten unpopulär gehandelt, denn der Grieche sey einmal an das Bilderwesen, von den heidnischen Zeiten her allzusehr gewöhnt gewesen, als daß sein Auge und seine Phantasie dieses Andachtsmittels hätte entbehren können. Also siegte auch in diesem Fall die römische Ansicht und Rom gewann einen neuen Vortheil, indem es die christlich gewordenen Bulgaren sich unterwarf und von der griechischen Kirche trennte. Gleichwohl konnte Rom sich nur von Griechenland unabhängig machen und das Terrain seiner Herrschaft auf Kosten des griechischen Patriarchats erweitern, nicht aber sich dieses selbst unterwerfen. Die griechische Kirche blieb auch ihrerseits unabhängig und gewann durch die Bekehrung Rußlands ein Terrain, welches sowohl dem Chalifat als dem Papst unerreichbar blieb. Photius ist als derjenige griechische Patriarch bezeichnet, der am schlauesten verstanden habe, gegen Rom zu manövriren und die Selbstständigkeit der

griechischen Kirche in den damaligen Bedrängnissen sicher zu stellen. Seine Geschichte ist höchst merkwürdig und anziehend zu lesen. Wie Hohepriester schlangenartig mit einander ringen, sich bald listig nur umschlingen, bald wüthend packen, um sich bald wieder los zu lassen und den besseren Angriffspunkt zu suchen, davon erhält man hier ein gar anschauliches Bild. Die griechische Kirche ahmte übrigens im Wesentlichen das Beispiel der römischen nach, indem sie geflissentlich, so weit es noch möglich war, zu den Dogmen nein sagte, welche Rom bejahte, und unter dem Vorwand, zu Ketzereien keine Zustimmung geben zu können, den politischen Einfluß Roms ablehnte.

Wir finden in diesem Bande ferner noch die Geschichte der Paulicianischen Sekte, die nur als Episode zu betrachten ist, ferner die Geschichte des spanischen Christenthums vor der muhamedanischen Eroberung und der ersten englischen Kirche, welch leztere so bedeutenden Einfluß auf die fränkische und deutsche übte. Die Geschichte der deutschen Kirche unter dem h. Bonifacius macht den würdigen Schluß dieses inhaltreichen Bandes.

Die große Opposition, welche Bonifacius zu bekämpfen fand, läßt zwei sehr verschiedene Beurtheilungen zu. Einmal ist nicht zu leugnen, daß unter den germanischen Stämmen die Ansicht aufdämmerte, es sey ersprießlicher für sie, eine Form des Christenthums anzunehmen, die dem nationalen und nordischen Charakter angemessener sey, als die römische und südliche Form. Man wollte nicht nur nationale Unabhängigkeit von Rom, sondern auch Priesterehe und deutsche Liturgie. Es ist gar kein Zweifel, daß sich hier schon, und zwar auf die natürlichste Weise von der Welt, Elemente geltend machten, die später in der Reformation wieder hervortraten. In so fern nun scheint Bonifacius, der dieses Streben germanischer Priester vereitelte und Deutschland mit ehernem Bande an Rom kettete, tadelnswürdig zu seyn. Allein das Urtheil fällt anders aus, wenn man andererseits bedenkt, wie die Priesterehe in Frankreich wirklich schon zu einem Adelsprivilegium, zu einem Forterben der Söhne im Bisthum des Vaters, und andererseits das Landeskirchenwesen in England zu einer Vereinzelung geführt hatte, die den kleinen Königen zu viel Willkühr gestattete. Rechnet man dazu noch das Sektenwesen, den noch kaum überwundenen Arianismus mehrerer deutschen Stämme und die Neigung zu neuen Spekulationen, die selbst noch im Schooß der orthodoxen Kirche unter Rhabanus Maurus, Paschasius Radbert und Gottschalk hervortraten, so darf man nicht zweifeln, daß sich nicht einmal das deutsche Patriarchat, dessen Mittelpunkt Mainz werden sollte, hätte behaupten können, daß vielmehr das germanische Kirchengebiet in mehrere Kirchenparteien würde zerfallen seyn und daß in diesen Parteiungen die den Franken nur unwillig gehorchenden Stämme mächtige Stützen würden gefunden haben. Ob unter diesen Umständen die Einheit des Kaiserthums ohne die kirchliche haltbar gewesen wäre, steht dahin.

Wie viel Neues in den Ansichten dieses Werkes und dieses Bandes, namentlich über das Verhältniß der griechischen Kirche zum Muhamedanismus und über das des griechischen Kaisers zur römischen Curie enthalten ist, worauf frühere Forscher noch nie aufmerksam gemacht oder was sie noch nie erkannt haben, das wird Jedem einleuchten, der einigermaßen die Kirchengeschichte kennt. In unserer Zeit aber, in welcher die Kirchenangelegenheiten wieder eine so große Rolle zu spielen angefangen haben, ist eine solche tiefgreifende Prüfung der alten Kirchengeschichte sehr werthvoll und kann mehr als einer Partei zur Belehrung dienen.

Ueber Glasmalerei.

Die Kunst auf Glas zu malen und die hiezu nöthigen Pigmente und Flußmittel. Von Dr. Gessert, Verfasser der Geschichte der Glasmalerei. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1842.

In dieser kleinen Schrift wird das technische Verfahren bei der Glasmalerei ausführlich aus einander gesezt. Der Verfasser hat diese Kunst lange praktisch geübt und auch schon vieles darüber in Dinglers polytechnischem Journal mitgetheilt. Die vorliegende gemeinfaßliche Darstellung dem Publikum in die Hand zu geben, schien demselben um so zeitgemäßer, als das Fabrikgeheimniß hier der Concurrenz und weitern Verbreitung der Kunstübung schadet. „Es gehörte schon einmal zu den bedeutsamsten Motiven des früheren gänzlichen Verfalles der Glasmalerei, daß die Meister dieser Kunst, welche so ganz und gar auf empirischem Prinzipe basirt ist, ihr freilich mühsam und auf dem dornigen Wege langjährig fortgesezter Versuche errungenes Kunstwissen als ein höchst persönliches Eigenthum, als die Grundlage ihres Broderwerbs und Künstlernachruhms, nicht nur bei Lebzeiten ganz geheim zu halten, sondern auch lieber mit ins Grab zu nehmen, als einem Schüler zu hinterlassen pflegten.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 106.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 16. Oktober 1843.

Reise.

Reisen in Europa, Asien und Afrika mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835—1841 von Joseph Russegger, k. k. Bergrath. Zweiter Band. Erster Theil. Stuttgart, Schweizerbart, 1843.

Dieser neue Theil des ausgezeichneten, schon mehrmals in unsern Blättern besprochenen Reisewerkes beschreibt den Anfang der großen afrikanischen Reise, welche Herr Russegger unternahm, nachdem er die Tour nach Syrien und Kleinasien vollendet hatte. Es ist ihm gelungen, von den Küsten des Mittelmeers aus ein und zwanzig Breitengrade ins Innere Afrikas vorzudringen, also in grader Richtung weiter als jeder andere Reisende, mit einziger Ausnahme Denhams. Dabei unterstützte ihn natürlich der mächtige Einfluß Mehemet Alis, dessen Eroberungen schon sehr weit im Süden vorgerückt sind.

Der Verfasser bespricht in einer literargeschichtlichen Einleitung alle die Werke, in denen bisher Aufklärungen über das Innere Afrikas, namentlich der Länder am obern Nil gegeben sind, und schildert seinen neuen Aufenthalt in Alexandrien und Kairo, seine Audienz beim Pascha rc. Folgende Anekdote mag darthun, wie tief die muhamedanische Geistlichkeit gesunken ist. Ehemals war der Besuch einer Moschee jedem Ungläubigen unmöglich. Jetzt erfahren wir: „Die Moschee der Sitte es Szenab, mit dem Grabe der Stifterin, ist eine der schönsten in Kairo. Das Sanctuarium bildet einen abgeschlossenen Raum mit 24 Säulen, und dessen Wände und Boden sind mit schöner Mosaik verziert. Als wir eintraten, war am Grabe der Sitte es Szenab eine Menge Menschen versammelt, die beteten. Da wir sogleich beim Eintritte in die Moschee den Dienern derselben Geld in die Hand drückten, so umgaben sie uns und wir gingen unbemerkt hindurch. Als wir uns aber einige Zeit im Sanctuarium aufhielten, kamen mehrere der Andächtigen dahin und drängten sich an uns. Die Ulemas merkten, daß sie uns erkennen und befreiten uns augenblicklich von aller Verlegenheit, indem sie die, die ihnen am nächsten standen, packten und mitten auf geheiligter Stelle durchprügelten. Wir sahen uns nun wieder frei, fanden aber doch für gut, indem wir sehr ungeschickt zum Besuche dieser Moschee den Moment gewählt hatten, in welchem sich so viele Menschen am Grabe der Stifterin befanden, uns in der Stille zu entfernen. Am Thore erwarteten uns unsere Pferde, wir schwangen uns hinauf und zogen in die ehrwürdige Moschee des Sultan Hassan. Die Vorhalle dieser Moschee ist sehr groß rc."

Nun folgt die Beschreibung der Nilreise, die Herr Russegger am 29. Dec. 1836 in Gesellschaft seines Adjunkten Pruckner, des Dr. Veit, des Botaniker Kotschi, und einiger Diener unternahm, und denen sich als Freiwillige weiter anschlossen der Italiener Vignoli und Raymund, ein Alexandriner europäischer Abkunft. Herr Russegger befehligte, vom Vicekönig mit einer unumschränkten Vollmacht ausgerüstet, und beauftragt, so weit nach Süden vorzudringen, als immer möglich. Insbesondere sollte er die Goldlager bei den Negern aufsuchen. Von dieser ganzen Gesellschaft kamen nur zwei nach Europa zurück, alle andern wurden ein Opfer des Klimas.

Der Verfasser entwirft eine sehr malerische Schilderung des schönen Nilstroms und seiner Ufer. Auch von den alten so oft beschriebenen Denkmälern nimmt er in seine Darstellung auf, woran er noch neue Ansichten anknüpfen zu müssen glaubt. Namentlich spricht er

als Naturforscher über das berühmte Klingen der Memnonssäule. „Ich besah mir den Memnon ganz genau und gelangte zu der Ueberzeugung, daß sich jener Ton nur auf natürlichem Wege, von physikalischem Gesichtspunkte aus, erklären läßt, und daß die von Vielen bereits gegebene Erklärung, mittelst Annahme einer plötzlichen Ausdehnung des Gesteins bei erhöhter Temperatur, die beste ist, die gegeben werden kann. Der Sandstein des Kolosses ist ein sehr hartes, leicht zerspringbares Gestein, das bei einem mechanischen Impulse, bei dem leichtesten Schlag, z. B. mit dem Hammer, stark klingt. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die plötzliche große Erwärmung des Gesteins durch die Sonnenstrahlen, nach einer verhältnißmäßig kalten Nacht, eine Ausdehnung desselben hervorbringt, die, da die Masse nicht homogen ist, sondern aus sehr verschiedenartigen Theilchen besteht und verschiedenartige Einschlüsse enthält, nothwendigerweise ungleichförmig seyn muß und daher Fibrationen in den Agregat-Theilen der Masse, Trennungen durch für das Auge nicht zu entdeckende Haarklüftchen, kurz lauter Impulse bedingt, die im Stande sind, dieses Gestein tönen zu machen. Sehr wahrscheinlich tönten unter ähnlichen Verhältnissen auch andere Monumente, aus diesem Gestein verfertigt, aber man beachtete dieß nicht, weil die neuern Griechen und Römer mehr zu Mystifikationen dieser Art geneigt waren, als die frühern Egypter, und die weitere Forschung durch den einmal angenommenen Wunderglauben beschränkt wurde. Das Phänomen des Klingens und Knisterns mancher Gesteine bei Temperaturveränderung ist eine längst beobachtete und häufig bekannte Thatsache und muß in einem Klima um so sprechender hervortreten, in welchem die Differenzen zwischen Tages- und Nacht-Temperatur so scharf und so bedeutend sind, wie es in den Ländern der Fall ist, welche in der heißen Zone oder nahe an derselben liegen. Schwerer erklärbar, als dieser Ton, ist wohl die Erscheinung, daß der Stumpf des Kolosses erst nach dem Erdbeben im J. 27 v. Chr. zu tönen anfing und wir wenigstens für seine schon früher gehabte Befähigung hiezu auch nicht einen Beweis haben. Es scheint also, daß die mächtige Erschütterung, die der Koloß in seiner Masse durch das Erdbeben erlitt, durch das eigentlich vorzüglich der norwärts liegende, unser singender Memnon, in Anspruch genommen wurde, eine Veränderung im Zusammenhange der integrirenden Theilchen herbeiführte, die die Fähigkeit des Gesteins, bei plötzlich eintretender Ausdehnung durch höhere Temperatur zu tönen, potenzirten, was z. B. durch die Bildung zarter Haarklüfte, die fast unsichtbar das Gestein durchziehen, auf sehr natürlichem Wege geschehen konnte. Daß die Säule nicht mehr klang, als man die herabgefallenen Werkstücke wieder aufsetzte, ist wohl sehr einleuchtend, wie ich schon dargethan habe; denn durch diese Wiederherstellung wurde des Memnons Stimme im wahren Sinne des Wortes gedämpft." Damit ist also wesentlich bestätigt, was schon Parthey in seinem trefflichen Reisewerke über diesen Gegenstand bemerkt hat.

Eine der interessantesten Betrachtungen ist die, welche der Verfasser über das Alter der ägyptischen Denkmäler anstellt. Man hat sich oft darüber gewundert, daß sich gar keine Spuren einer allmähligen Vorbildung und Schule der Baukunst, Skulptur und Malerei im alten Aegypten finden, sondern daß alles wie mit einem Zauberschlag in meisterhafter Vollendung erschaffen scheint. Man hat daher geglaubt, die Aegypter hätten ihre Kunst schon fertig mitgebracht, als sie zum ersten Mal ins Nilthal, etwa von Indien her eingewandert seyen. Allein die ägyptische Kunst unterscheidet sich zu sehr von der indischen, als daß sie von dort mitgebracht seyn könnte und eben so unterscheiden sich die alten Aegypter, wie wir sie aus ihren Denkmälern kennen, zu sehr von den Indiern, als daß sie desselben Stammes seyn könnten. Herr Russegger gibt nun die befriedigendste Erklärung, indem er annimmt, das ägyptische Volk selbst habe die unvollkommnen Werke seiner frühern Kunstepochen zerstört, um sie durch vollkommnere zu ersetzen. Ganz deutlich sah er an den Trümmern von Luxor und Karnak, daß zu den Tempeln des alten Theben Bausteine verwendet worden, die von damals schon zerstörten ältern Bauwerken genommen waren (S. 171). In welche Vorzeit müssen aber diese ältern Bauwerke zurückreichen, da Herr Russegger dem Unterbau der Tempel Thebens aus wichtigen Gründen ein Alter zuschreiben zu müssen glaubt, welches das bisher angenommene fast um das doppelte übersteigt, nämlich ein Alter von 8000 Jahren. „Die Tempel und Paläste von Theben stehen auf künstlichen Schuttterrassen, welche die ersten Begründer dieser Monumente errichteten, um sie vor der Ueberschwemmung des Nils zu sichern. Für die Periode, in welcher diese riesenhaftesten Terrassen der Welt errichtet wurden, mangeln uns die historischen Angaben der Zeit. Ihre Entstehung ist vorgeschichtlich, fällt, nach dem frommen Glauben der alten Aegypter, in die Periode der Götterherrschaft, nach den Machtsprüchen der Unwissenden in das Reich der Träume, für den, der die Natur anschaut, in eine noch meßbare Zeit. Die alten Naturforscher haben das Anwachsen und die Erhöhung des Landes durch den Nil erkannt, und Herodot sagt, daß, den Angaben der Priester zufolge, in ältester Zeit, also vormemphitisch, das Land

von Fajum bis zum Meere nur ein weiter Sumpf gewesen sey. Die französische Expedition wies zuerst diese Erhöhung des Bodens durch die Alluvionen des Nils mit Evidenz nach und belegte die Angaben mit Zahlen, die von spätern Forschern größtentheils bestätiget wurden. Demnach fand man durch Nachgrabungen, daß die künstlich erbauten Schuttterrassen von Theben eine Höhe von 6 Meter, 18,5 Pariser Fuß durchschnittlich über die damalige Thalsohle erreichten. Ferner fand man durch Nachgrabungen und durch historische Ueberlieferungen, daß die Erhöhung des heutigen Thalbodens über das oberste Niveau dieser Schuttterrassen, d. h. also über die Grundfläche, worauf die Monumente stehen, wieder 1,924 Meter durchschnittlich mit Anfang unseres Jahrhunderts betrug, daher wir, auf die heutige Zeit reduzirt, sie = 2 Meter oder = 6,2 Pariser Fuß setzen können. Daraus ergibt sich für die Erhöhung des Bodens bei Theben seit der Zeit, als die Schuttterrassen errichtet zu werden begannen, eine gesammte Boden-Erhöhung von 8 Meter = 24,7 Pariser Fuß. Aus der Gegenüberstellung der Erhöhung des Thalbodens über das höchste Niveau der Schuttterrassen = 1,924 Meter und der historisch nachweisbaren Zeit, die hiezu erforderlich war, ergab sich für das Nilthal bei Theben der Werth dieser Bodenerhöhung oder Anschlämmung des Nils für jedes Jahrhundert = 0,106 Meter, welche Ziffer wir, um noch sicherer zu gehen = 0,1 Meter = 0,31 Pariser Fuß oder = 3,7 Pariser Zolle setzen wollen. Diese Daten stimmen mit denen von Girard ganz überein. Nicht so aber mit denen von Rozière, der den Boden in einem Verhältnisse anwachsen läßt, das historisch nicht gerechtfertigt werden kann. Der fernere Kalkul aber, den Girard auf seine vorangeschickten Daten stützt, mit denen, wie gesagt, die hier angegebenen ganz übereinstimmen, und welchem nach er für die Erbauung von Luxor ein Alter von 3200 Jahren und für die Begründung der Schuttterrassen ein solches von 4760 Jahren folgert, ist sowohl der Ziffer als der Theorie nach falsch; denn: 1) Schon die Schilder der Pharaonen weisen historisch für die Errichtung der gegenwärtig in Trümmern liegenden Tempel von Luxor ein Alter bis zu 3500 Jahren, für die von Karnak ein solches bis zu mehr als 4000 Jahren nach. 2) Aus der summarischen Bodenerhöhung des Nilthals bei Theben = 24,7 Pariser Fuß im Gegenhalt der Bodenerhöhung, die sich für jedes Jahrhundert berechnet, = 0,31 Pariser Fuß, ergibt sich für die Begründung der nun mit 2 Meter tiefem Nilschlamm bedeckten Schuttterrassen ein Alter von 7970, oder gerade aus von achttausend Jahren. Die Einrichtung der Schuttterrassen von Theben fällt demnach nur 261 Jahre vor Menes (7709 J. nach Manetho, welches nahe Zusammentreffen mit einer Periode, in der auch die kolossalen Baue von Memphis sollen begonnen haben, nicht uninteressant ist. Wie oft mögen die auf dieser Terrasse stehenden Tempel zerstört und erneuert worden seyn? Und wie lange mag Theben schon bewohnt gewesen seyn, wie lange mag es schon Tempel und Paläste gehabt haben, bis es, durch die Ueberschwemmungen des Flusses gezwungen, seine Prachtgebäude auf die erwähnten Terrassen setzte? Wie lange endlich muß ein Volk heran gezogen werden, bis es sich physisch und moralisch zu Unternehmungen befähigt sieht, die unsere Zeit in ihrer imaginären Größe geradezu für unmöglich erklären würde? Wenn wir dieses betrachten, so erscheinen uns die Zahlenangaben Herodots gewiß nicht mehr bloß als eitler Wahn, und am Ende dürfte der Vater der Geschichte doch Recht gehabt haben. Er setzt die erste Begründung von Memphis in die Periode des 341. Königs vor Psametich. Die Priester zeigten ihm nämlich die Bilder und Liste von 341 Königen und 345 Oberpriestern, die von Menes, dem Erbauer von Memphis, bis Psametich regierten. Rechnen wir im Durchschnitte auf die Regierungsdauer eines dieser Könige 15 Jahre, was den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit für sich hat, so entspricht jener Reihe von 341 Königen ein Zeitraum von 5115 Jahren, rechnen wir hiezu die Zeit von heute bis Psametich I., den Herodot meint, = 2495 Jahren, so berechnet sich das Alter von Memphis, nach den Angaben Herodots, auf 7610 Jahre, was mit unserer frühern Angabe, nach Manetho, überraschend übereinstimmt, indem die Differenz nur 99 Jahre beträgt, die durch eine etwas größere nur 0,3 Jahre mehr betragende, durchschnittliche Dauer der Regierungen leicht erklärt und behoben ist. Als Memphis entstand, war Theben schon groß und blühend, und seine riesenhaften Schuttterrassen hatten sich schon erhoben. Schon war es ein längst organisirter humaner Staat, von dem Künste und Wissenschaften auf das jugendliche Memphis übergetragen wurden, wo sie sich sogleich in einer Bedeutung erhoben, die von keinem erst civilisirten Volke ausgehen, sondern nur Folge der Uebertragung eines seit langer Zeit gebildeten Volkes seyn konnte. Für die Zeit über die Periode der Erbauung der Schuttterrassen hinaus gibt uns aber weder die Natur einen Maßstab, noch die Tradition ein Faktum, es öffnet sich das Thor der dunklen Mythe!"

Hin und wieder berichtigt Herr Russegger die Mittheilungen anderer Reisender. So bemerkt er, daß die von Champollion nur flüchtig und „in einer bösen Stunde" gesehenen Skulpturen auf der Insel Philä viel werthvoller seyen, als jener französische Gelehrte angibt. Auch

in den Ortsbestimmungen corrigirt er zuweilen die Karte von Berghaus, besonders im obern Lauf des Stromes. — Von den sogenannten Katarakten oder Stromschnellen des Nil glaubt er, sie seyen schiffbar zu machen und die Granitblöcke daraus mit nicht zu großen Kosten zu entfernen.

Indem der Verfasser nach seiner genialen Weise die großen Verhältnisse der Natur in den von ihm bereisten Ländern zusammenfaßt, charakterisirt er auch die libysche Wüste. „Jener Theil dieser großen Wüste, welche zu Aegypten gerechnet wird, zeigt eine Struktur, die für die Bildungsgeschichte von Nordafrika von höchster Bedeutung ist. Wir sehen am linken Ufer des Nil, in Aegypten sowohl als in Nubien, das libysche Gebirge sich wie einen Wall erheben und den östlichen Rand eines langen Plateaus bilden, das sich, in einer Breite von drei bis sieben Tagereisen, von den Grenzen der Bahiuda-Wüste und des Landes Darfur, oder vom 16ten und 15ten Grad nördlicher Breite an und der Stromrichtung des Nil im Ganzen parallel aus Süd in Nord, fast bis zum 30. Breitegrade, folglich über die Parallele der Oase Waddi el Bacherich hinaus, fortzieht. Daselbst wendet sich dieses Wüstenplateau und setzt beinahe unter einem rechten Winkel aus Ost in West fort, fällt nördlich gegen die Küste des Mittelmeeres ab, bildet weiterhin die Küstenterrasse der Berberei und endet an dem Gebirgsstocke des Atlas. Wir sehen also die große Sahara und die libysche Wüste in Ost und Nord von einem Wüstenplateau im weiten Bogen umschlossen, welches östlich gegen den Nil, nördlich gegen das Mittelmeer abfällt. An dem entgegengesetzten, nämlich am innern oder westlichen und südlichen Rande, bildet dieses Plateau einen zweiten Abfall gegen die Ebene der libyschen Wüste, die sich dadurch als ein Bassin darstellt, welches das erwähnte Plateau, wie ein mächtiger Wall, vom Nilthale und vom Mittelmeere trennt. An der innern Seite dieses Bassins und in geringer Entfernung von dem westlichen und südlichen Abfalle des bogenförmigen libyschen Wüstenplateaus zieht sich ein zweiter Zug von Hügeln und niedern Bergen hin, der sich in seiner Richtung genau an die des Plateauabfalles hält und in seinem ganzen Auftreten an die Korallenriffe erinnert, die sich z. B. längs den Küsten des rothen Meeres hinziehen. Dadurch bildet sich ein Thal, welches den westlichen und südlichen Abfall des libyschen Wüstenplateaus in seiner ganzen Länge begleitet, ein Thal, dessen Boden nicht nur durchgehends tiefer liegt, als der in der gleichen Breitenparallele weiter östlich auf der andern Seite des Plateaus liegende Theil des Nilbettes, sondern, wie die Barometermessungen Calliauds darthun, auch an vielen Punkten tiefer liegt, als das Niveau des Mittelmeeres. Diesem Thale gehören die Oasen der libyschen Wüste an ihrem Ost- und Nordrande an, wie ein Blick auf die Karte lehrt. Jenseits der Berg- und Hügelkette, welche die West- und Südgränze dieses Thales oder des Oasenzuges bilden, liegt die große Sandebene der libyschen Wüste. — Wenn wir diesen physiognomischen Habitus des großen libyschen Beckens genau ins Auge fassen, und damit die geognostische Struktur, in so weit sie bekannt ist, in Verbindung bringen, so sehen wir, daß nicht nur dieses Becken, sondern das ganze Bassin von Nordafrika noch zur Zeit der jüngsten Tertiär- und ältern Diluvialablagerungen Meeresgrund war." Durch Erhebung des Bodens trat zuerst das Savannenland des Innern von Afrika, endlich auch die Sandwüste hervor „und von dem ehemaligen Binnenmeere blieb endlich nichts als trockener Wüstenboden und als Rest der Wassermasse der Tschaadsee. Dieser erfüllt noch heut zu Tage die wahrscheinlich tiefste Niederung des nordafrikanischen Beckens, und eine hypsometrische Ausmittlung seiner Lage wäre daher in wissenschaftlicher Beziehung von höchstem Interesse. Sehr wahrscheinlich ist der See mit seiner Umgebung eine bedeutende Depression des Bodens unter die Meeresfläche. Er hat starken Zufluß durch mehrere Ströme, die in ihn münden, und doch keinen Abfluß."

Jener Oasenzug empfängt einen guten Theil seines Wassers vom Nil, indem das Wasser durch den Sand sickert und als Quelle wieder zum Vorschein kommt. Von diesen Oasen des Tieflandes will aber der Verfasser die Savannen des höher gelegenen Landes streng unterschieden wissen und kämpft S. 285 dagegen, daß man Oasen nennt, was man Savannen nennen sollte.

In Bezug auf die Bevölkerung spricht der Verfasser dasselbe ungünstige Urtheil aus, wie fast alle frühern Reisenden. Nur selten findet man noch einen jener ehrlichen und martialischen Türken, die einst das Land eroberten; häufiger sind die Araber, aber ihr Adel paart sich mit Räuberei und Schmutz. Die gesunkenste Nation von der Welt sind leider gerade die Christen des Nils, nämlich die Kopten, die alle Laster der Barbaren an sich haben, ohne eine einzige ihrer Tugenden. Im schönsten Licht treten dagegen ihre südlichen Nachbarn, die Berbern auf, deren schöne Gestalten, offne und heitre Physiognomie und mannigfache Gaben den Reisenden immer erfreuten.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 107.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 20. Oktober 1843.

Dramatische Dichtkunst.

1) Faust. Ein Gedicht von Woldemar Nürnberger. Berlin, Logier, 1842.

2) Faust. Ein dramatisches Gedicht von C. St. Chilsky. Halle, Haynemann, 1843.

Faust ist überall derselbe. Die Dichter scheinen darin einverstanden zu seyn, daß er eine Don-Juannatur seyn müsse, erpicht auf die Verführung seltener Schönheiten, und nebenbei auch ein wenig Lucifer, „welcher Gott gleich seyn wollte." Dieser überschwengliche Ehrgeiz und der Wissensdrang sind aber, nach Goethes Vorgang, in Faust immer mehr in den Hintergrund getreten und von den höchsten Gestirnen hat es ihn zum Fleische hinabgezogen, er ist mit einem Wort immer mehr Don Juan geworden.

Nur darüber herrscht noch einige Meinungsverschiedenheit, wie Faust endigen müsse. Aber auch hier neigt sich die Mehrheit der Dichter der Goethe'schen Autorität zu und sie lassen Faust nicht mehr vom Teufel holen, wie die alte Sage will, sondern sie lassen ihn verhimmeln. Von den vielen Dichtern, die nach Goethe den Faust behandelt haben — wohl schon ein Duzend — ist uns nur Einer bekannt, bei dem Faust nicht mit Paucken und Trompeten in den Himmel eingeführt wird. Wir bekennen uns, wie wir schon einigemal in diesen Blättern zu äußern Gelegenheit hatten, nicht zu der Goethe'schen Autorität und bedauern sehr, daß ein so großer Dichter hierin ein so schlechtes Beispiel gegeben hat. Wer sündigt, wie Faust sündigt, verdient nicht den Himmel.

Insofern nun müssen wir das richtige Gefühl anerkennen, welches Herrn Woldemar Nürnberger geleitet hat. Sein Faust endet nicht im Himmel; wir erfahren zwar nicht eigentlich, wie er endet, aber daß es ein schauerliches Ende werden soll, deutet uns wenigstens die letzte Scene an, in welcher Faust als ein kranker Greis im Schnee seine Krücke verloren hat und zum letzten Mal den Teufel anruft, damit er ihm die Krücke reiche. Das Gedicht ist übrigens nur hin und wieder dialogisirt, sonst ein epischer Cyclus und in sehr fließenden und wohllautenden Jamben geschrieben.

Das Drama des Herrn Chilsky geht nicht aus der Goethe'schen Anschauung heraus und ist noch ein wenig sentimentaler. Faust hat sich frevelnd alles erlaubt, aber es wird ihm nicht nur verziehen, sondern er darf auch noch auf sein Recht pochen. Er hat sich dem Teufel mit seinem Blut verschrieben, aber der arme Teufel muß die Verschreibung wieder ausliefern. Ja es wird dem Teufel bewiesen, daß er eigentlich gar nicht existire, sondern nur ein Trug und eine Maske sey, und das Stück schließt mit der Aussicht, daß der Mensch einst Gott seyn werde.

3) Schauspiele von König Gustav III. von Schweden. Aus dem Schwedischen übersetzt von Karl Eichel. Leipzig, Brodhaus, 1843.

Der geistvolle König, der sich die Souverainetät in Schweden eroberte, aber der erbitterten Aristokratie zum Opfer fiel, war auch Dichter und vier seiner dramatischen Werke liegen uns hier vor. Sie sind sämmtlich in prosaischem Dialog abgefaßt und behandeln Gegenstände aus der schwedischen Geschichte. Das erste, Helmfelt, schildert den schwedischen Marschall dieses Namens, wie er seine (ihm bloß angedichteten und nicht historischen) Jugendsünden im reifen Alter wieder gut macht. Das zweite, Gustav Adolf und Ebba Brahe, schildert eine unglückliche Jugendliebe des großen Königs. Die schöne Ebba wird in seiner Abwesenheit gezwungen, einen Andern zu heirathen und der von Liebe glühende Prinz kommt zu spät. Im dritten, Gustav Wasa, wird die Flucht und Erhebung dieses Königs dargestellt, der Schweden vom Joch der Dänen befreite. Die Heldin

des vierten, Siri Brahe, verläßt ihren ungeliebten Verlobten und heirathet heimlich ihren Geliebten Gyllenstierna von König Siegmunds Partei, was unter Karls IX. grausamer Regierung sehr gefährlich war. — Der königliche Dichter hat überall die historischen Charaktere sehr kräftig und rein durchgeführt, und wenn seine Sprache etwas gedrängter und poetischer wäre, so würden seine Schauspiele wahrscheinlich bekannter seyn, als sie es sind.

4) Luines. Trauerspiel von J. L. Klein. Berlin, Klemann, 1842.

Wenn in Hofkabalen nicht entweder der herrschenden Tugend die Revolution des Lasters, oder dem herrschenden Laster eine Opposition der Tugend entgegentritt, so fehlt der poetische Kontrast. Wo es sich bloß von einem Ringen des Ehrgeizes, der Arglist und der Dummheit handelt, wird das Gefühl verletzt. Wenn aber der Dichter noch überdieß keine Sprache hat, wenn er unser Ohr durch die härtesten und ungefälligsten Jamben beleidigt, wie Herr Klein, so müssen wir bekennen, er hätte besser gethan, sich für keinen Dichter zu halten. Wie ist es möglich, einen so von allen Grazien Verlassenen durch Koterielob in die Höhe schrauben zu wollen!

Ob wir ungerecht sind, möge der geneigte Leser aus einer kleinen Probe (S. 92) erkennen:

Eifrig, unermüdlich
In Ränkesucht, anschlägig, bösgesinnt.
Sein Schraubengang: Intrigue, und sein Ziel: Genuß.
Du bleibst mir zugesellt. Ich will Dich hüten,
Und das genau! Nicht sollst Du mir mein Thun
Durchkreuzen mit vorwitz'ger List! nicht soll
Mein herzoglicher Wille sich am Leitband
Verschmitzten Ränkeflisters gängeln lassen;
Des Priesters, dem die klein- und großen Weihen
Ertheilte Ueppigkeit und Schwelgerei.
Gelobt hab' ich, die Fürstin zu erlösen,
Und werd' es halten. Danklos, wankelmüthig
Und Freund'vergessen, wie sie sey, so find'
Ich meine Rechnung bei dem Regiment
Des schwachen Weibes besser doch, als bei
Der Herrschaft eines feilen Knechtes der &c.

Diese Radbrecherei der Verse geht durch das ganze Stück hindurch.

5) Maria. Trauerspiel in fünf Akten, von Wilh. Schnitter. Leipzig, Fr. Fleischer, 1842.

Maria, eine wunderschöne Nonne, wird von Räubern aus ihrem Kloster entführt, aus den Händen derselben aber durch den edeln Ritter Gaston gerettet, und diesem wieder durch einen König entführt, denn kein Mann kann sie sehen, ohne von ihrer Schönheit bezaubert zu werden. Die Königin Mutter aber, unzufrieden mit dieser königlichen Liebe, klagt die arme Nonne als Hexe an und läßt sie den Scheiterhaufen besteigen, während der König selbst im Kampf um seine Geliebte verwundet worden ist. Schon an den Pfahl angebunden wird die schöne Nonne — etwas unwahrscheinlich — von einem Pilger losgebunden und gerettet; nochmals als Hexe verfolgt, einem Volkssturm ausgesetzt, abermals gerettet und endlich ins Kloster zurückgebracht, wo sie sogleich an den Folgen des Schreckens und der Erschöpfung selig verscheidet.

Der Gedanke, ein ganz reines und unschuldiges Mädchen, eine fromme Nonne, unbewußt und gegen ihren Willen eine solche Verwirrung in der Männerwelt anrichten zu lassen, ist nicht unglücklich; doch hätte er mit mehr Berücksichtigung des Wahrscheinlichen ausgeführt werden sollen.

6) Die Longobarden. Ein Trauerspiel in fünf Akten von Carl Weichselbaumer. Düsseldorf, Schaub, 1843.

Hier wird die berühmte Schauderthat des Königs Alboin und Rosamundens Rache auf die Bühne gebracht. Der Dichter hat wohlgethan, die rauhen Charaktere jener Zeit nicht in moderne Sentimentalität aufzuweichen, aber sie sind gar zu barbarisch und es bedurfte wohl eines Shakespeare'schen Humors, um das Gemüth wieder zu erfrischen, wenn es zu tief beleidigt und erschüttert ist. Shakespeare hatte es auch mit Barbareien aller Art zu thun, aber eben deßhalb bediente er sich des Humors, um dem gepreßten Herzen der Zuhörer wieder Luft zu machen.

7) Wladimirs Söhne. Ein Trauerspiel in fünf Akten von demselben. Daselbst, 1843.

Des Großfürsten Wladimir von Rußland vier Söhne, die einander nach des Vaters Tode bekämpfen und bis auf Einen umbringen. Hier stehen zwar milde Charaktere den wilden siegreich gegenüber, das Ganze aber hat einen ziemlich düstern Lokalton.

8) Plinganser oder die bayerischen Landesvertheidiger. Vaterländisches Trauerspiel von Joseph Schießl. Regensburg, Pustet, 1843.

Als im Jahr 1705 Bayern, dessen Kurfürst sich im spanischen Erbfolgekriege an Frankreich angeschlossen hatte

und gegen Deutschland kämpfte, von den kaiserlichen Heeren überfluthet wurde, übten diese am Lande die Rache aus, die nur dem Kurfürsten gelten sollte und plagten das arme Volk auf eine so unbarmherzige Weise, daß es endlich aus Verzweiflung zu den Waffen griff und von zwei Ingolstadter Studenten, Plinganser und Meindl angeführt, einen heldenmüthigen, wenn auch zuletzt unglücklichen Widerstand leistete. Dieses Ereigniß erscheint um so tragischer, wenn man erwägt, daß der Kurfürst gleichzeitig unter französischem Schutze, fern von seinem verblutenden Volke, sich den lüderlichsten Ausschweifungen überließ. Man kann sich keinen ergreifenderen Kontrast denken, als ein so treues, biederes und heldenmüthiges Volk und einen so unwürdigen Fürsten, der dieses Volk seiner treulosen Politik aufgeopfert. Dazu die Brutalität der kaiserlichen Generale und Beamten, die ein gutes Recht freventlich mißbrauchend, anstatt einen verrätherischen Reichsfürsten zu bestrafen, vielmehr dessen arglos unschuldiges Volk bis zum Unerträglichen mißhandeln.

Der Dichter, der diesen Gegenstand behandelt, hebt vorzugsweise die Treue des Volks hervor, ohne sich auf die tiefer liegenden Motive der ganzen unglücklichen Begebenheit und auf eine Würdigung der damaligen Politik einzulassen. Gewiß aber würden seine Helden und ihre Thaten noch weit mehr tragische Bedeutung gewonnen haben, wenn er die undeutsche Politik des Kurfürsten, als die erste Quelle alles dieses Unglücks, mehr hervorgehoben hätte.

9) Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. 26ster Band. Celestine, eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Eduard von Bülow. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Celestina ist, trotz ihres himmlischen Namens, eine Kupplerin, die sich von ihren häßlichen Schwestern nur durch größere Genialität unterscheidet. Sie hält ein Verzeichniß aller neugebornen Mädchen, um genau zu wissen „wie viele ihren Schlingen entgehen." Im vorliegenden Drama begnügt sie sich aber mit einem Fange, indem sie ein schönes und vornehmes Mädchen, Melibea, durch ihre Ueberredungskünste dahin bringt, ihrem Liebhaber Callisto nächtliche Zusammenkünfte zu gestatten. Alles läuft aber unglücklich ab. Die Kupplerin wird von ihren Helfershelfern um einer schweren goldnen Kette wegen, die ihr Callisto geschenkt, ermordet; Callisto selbst stürzt mit der Leiter und bricht den Hals, Melibea stürzt sich von einem Thurm herab. Der ein und zwanzigste Akt dieses merkwürdigen Dramas besteht, nachdem seine Göttin ein paar Worte gesprochen, ausschließlich aus einem langen Monologe, den Melibeas Vater abhält und mit dem er das Drama schließt.

Die alterthümliche Form und die altspanische complimentenreiche Redeweise frappirt und einzelne Scenen sind mit tiefer Menschenkenntniß durchgeführt. Meisterhaft ist besonders die erste lange Unterredung der scheuen und keuschen, aber dennoch verliebten Melibea mit der Kupplerin, die als eine heilkundige und weise Frau zu ihr kommt.

Reise.

Reisen in Europa, Asien und Afrika mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835—1841 von Joseph Russegger, k. k. Bergrath. Zweiter Band. Erster Theil. Stuttgart, Schweizerbart, 1843.

(Schluß.)

Da der Nil zwischen Korosko und Abu Hammed eine sehr bedeutende westliche Ausbiegung macht, pflegt man zu Korosko den Fluß zu verlassen und den kürzern Landweg durch die Wüste nach Abu Hammed einzuschlagen. Herr Russegger unternahm diese erste Wüstenreise auf Kamelen im Februar 1837 und litt nicht wenig Noth, da er diese Art zu reisen noch nicht gewohnt genug war, als daß er schon bei den Vorbereitungen dazu gehörig hätte alles in Acht nehmen können. Die faulen Kamelführer hatten sich nämlich auf seinen Wasservorrath verlassen und keinen besondern für sich mitgenommen, und nun ging bald das Wasser aus. Die Quelle in der Mitte der Wüste vertrocknet zuweilen; hätten unsre Reisende sie vertrocknet gefunden, so hätten sie alle verschmachten müssen. Die Bilder der Wüste, der durch zahllose Kamelgerippe bezeichnete Weg, die Geyer, die den Karawanen folgen, um ihre Leichen zu verzehren, die täuschende Fata Morgana, das Spiel der flüchtigen Gazelle, das Auftauchen ferner Gebirge über dem Horizont des Sandmeers ꝛc. sind sehr lebendig ausgemalt.

Von Abu Hammed an fuhren unsre Reisenden wieder den Nil aufwärts und erreichten am 7. März den ersten der drei großen Arme, in welche der Nil sich gabelt, den Atbara. Dieser Fluß ist noch sehr wenig bekannt und Herr Russegger glaubt aus mannigfachen Aussagen der Eingebornen schließen zu dürfen, daß man, wenn irgendwo, so zunächst an den Ufern dieses Flusses das vielbesprochene Einhorn finden werde. Hier ist auch das uralte Meroë, Dar Atbara, das Land

zwischen dem Atbara und dem zweiten Nilarm (dem blauen Nil). Ueber die berühmten Denkmäler von Assur äußert der Verfasser aber eine von andern gelehrten Reisenden sehr abweichende Meinung, indem er in ihrem Styl nichts, was an ein vorägyptisches Alterthum erinnern könnte, sondern vielmehr die Kennzeichen einer viel spätern Kunst unter schon griechischem und römischem Einfluß erkennt. Darauf leitet ihn (S. 491) namentlich der dort vorkommende Gewölbebau, der den alten Künstlern von Meroë gewiß eben so wenig bekannt war, als denen von Theben und Memphis.

Der Band schließt mit der Ankunft der Reisenden in Chardum am Zusammenfluß der beiden großen Nilarme, des blauen und weißen Nil. Diese neugegründete Stadt ist der Hauptort in dem ägyptischen Antheil von Ost-Sudan. Der folgende Theil wird die noch weit interessantere Reise ins Innere Afrikas, jenen Nilarmen entlang, schildern.

Der Naturforscher vom Fach findet hier neben der eigentlichen Reisebeschreibung auch die ausführlichsten Beobachtungen des Barometers, klimatologische, meteorologische, geologische, so wie auch zoologische, botanische, geo- und ethnographische Erörterungen.

Landwirthschaft.

Der Flurzwang in seinen Folgen und Wirkungen und die Mittel zu dessen Beseitigung. Von Dr. Knaus, Prof. in Tübingen. Mit 7 Karten. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

In dieser kleinen Schrift wird gezeigt, welche unvernünftige Ackereintheilung noch in den meisten Gegenden Deutschlands besteht, ein kaum glaubliches Durcheinander des Besitzes, woraus eine Masse der lästigsten Servitute entspringen. Ist auch das Vorrecht des Uebertriebs mit Vieh mannigfach eingeschränkt worden, so war doch immer noch gegen das Vorrecht, sich über den Acker des Nachbars einen Weg zum eignen Acker zu machen und den Pflug auf dem Acker des Nachbars umzuwenden, keine Hülfe gefunden. „Dieses nach und nach zur Servitut für das unten liegende Grundstück gewordene Verfahren, heißt (in Württemberg) das Trepprecht. Der Ausdruck: „Treppen," scheint aus dem Worte „Trappen" entstanden zu seyn, weil durch die Ausübung dieses Rechts ein offenbares Herumtappen von Menschen, Thieren und mit Ackerwerkzeugen auf dem mit der Servitut belasteten Grundstück entsteht, wodurch die Substanz des Grundstücks nicht nur mannigfach verletzt wird, sondern, was für den Besitzer des trepppflichtigen Ackers noch den Nachtheil hat, derselbe den Bau seines Guts, namentlich die Saat, nicht zu beliebiger Zeit vollbringen kann, weil ihm sonst durch das Treppen des Nachbars ein Theil seiner Arbeit wieder zerstört wird. Treppt aber einer seinen unten liegenden Nachbar, so hat er häufig dieselbe Last seinem oberhalb liegenden Nachbar gegenüber zu übernehmen, und so treppt und schadet sich fast die ganze Gutsbesitzerschaft auf der Gemarkung. Am übelsten aber sind diejenigen Grundstücke daran, welche der Länge nach an der Anwende liegen, während die übrigen Grundstücke mit ihren schmalen Theilen auf sie anstoßen. Stoßt ein solcher Anwandacker seiner Länge nach an viele kleine Parzellen, so hat er das Treppen in einem solchen Grade zu ertragen, daß er z. B. im Winter- und Sommerflur nur erst eingesäet werden kann, wenn alle übrigen zum Treppen darauf berechtigten Aecker eingesäet sind, und daß ein solches Grundstück oft eher einem Schlachtfelde ähnlich sieht, als einem geordneten Felde. Hat der Besitzer z. B. Dünger ausgeführt und untergeackert, so wird ihm dieser wieder durch die Pflüge der Nachbarn ausgerissen, und zum Theil fortgeschleppt. — Man sollte kaum glauben, daß es möglich gewesen wäre, solche Thorheit, solche gegenseitige Verletzungen, wodurch der Betrieb und Genuß der Landwirthschaft so wesentlich geschmälert wird, aufkommen zu lassen, oder Jahrhunderte hindurch fortzuschleppen. Noch weniger sollte man glauben, daß die Thorheit so weit gehen könne, in solche gemischte Fluren, die man füglich mit dem Kleide des Papageno vergleichen könnte, kreuz und quer solche Felderformen zu bringen, wodurch der an und für sich fatale Umstand des Wegmangels und des gegenseitigen Mißbrauchs vollends die höchste Stufe erreichen muß." Der Verfasser fügt hinzu, daß außer den ökonomischen Nachtheilen, die aus einer solchen Gütereintheilung erwachsen, auch noch unzählige Händel daraus entspringen.

Als einzig wirksames Mittel dagegen schlägt er nun eine neue Feldeintheilung vor und erläutert dieselbe durch vergleichende Karten. Eine Karte stellt uns die regellose, fast wahnsinnige Eintheilung dar und je eine andere die rationelle Eintheilung desselben Flächenraums. Die Regel dabei ist, den Raum mit regelmäßigen Flurwegen zu durchschneiden, die Besitzthümer möglichst in regelmäßigen Formen abzurunden und jedes an Weg und Wasser den verhältnißmäßigen Antheil nehmen zu lassen; wie es auch schon in mehreren Gegenden, welche der Verf. namhaft macht, eingeführt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 108.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 23. Oktober 1843.

Criminalgeschichte.

1) Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten. Herausgegeben von Criminaldirektor Dr. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Dieser neue Band enthält acht größtentheils sehr merkwürdige, lehrreiche und unterhaltende Criminalfälle. Nämlich 1. den Prozeß des berühmten Minister Struensee in Dänemark, der im Jahr 1772 als Opfer einer aristokratischen Partei fiel und dem auf offenem Markt erst die rechte Hand, dann der Kopf abgeschlagen wurde. Als ein deutscher Pfarrersohn aus Halle war er Günstling und erster Minister des schwachen Königs von Dänemark geworden, verfügte im philosophischen Geist des Jahrhunderts eine Menge Reformen, fuhr aber in seinem liberalen Despotismus zu achtlos durch alle Formen hindurch, gab dadurch der tödtlich gegen ihn erbitterten Aristokratie Vorwände zu Beschwerden und ging vollends in sein Verderben, indem sein Verhältniß zur schönen jungen Königin, die ihn liebte und mit der er gemeinschaftlich den König lenkte, ruchtbar wurde. Einer Verschwörung, die nun ausbrach, sezte er nicht genug Energie entgegen, und so fiel er. Seine Geschichte ist hier ohne Gunst und Ungunst sehr anziehend vorgetragen, Kraft und Schwäche in seinem Charakter, Recht und Unrecht in seinem Schicksal besonnen abgewogen. — 2. Die Verurtheilung und Hinrichtung des Lesurques in Frankreich (1797), eines reichen und braven jungen Mannes, der durch falsche Zeugenaussagen der Theilnahme an einem Morde beschuldigt und das Opfer einer elenden Justiz wurde. Nach seinem Tode wurden die wahren Theilnehmer des Mordes erkannt und durch ihre übereinstimmenden Aussagen Lesurques Unschuld dargethan; allein seine Familie hat keine Genugthuung und Entschädigung erwirken können; nur aus Gnade gaben ihr die Bourbons Ludwig XVIII. und Karl X. einen Theil des confiscirten Vermögens zurück. Unter Napoleon, so wie wieder unter Ludwig Philipp heißt es: rips raps, wers kriegt, der hats; fordert alles, nur kein Geld! Lesurques unglückliche Wittwe dem edeln und reichen Jüngling einst unter den glücklichsten Auspicien vermählt, mußte beinahe fünfzig Jahre lang den vergeblichen Prozeß fortsetzen, und starb erst im vorigen Jahre.

Die dritte Geschichte betrifft den s. g. Schwarzmüller, einen einsam wohnenden Müller im bayerischen Oberlande, der als ein roher Tyrann seines Weibes und seiner Kinder zulezt von diesen umgebracht wurde. In diesem Prozeß, der in den Jahren 1817 — 1821 geführt wurde, tritt eine Rohheit zu Tage, wie man sie in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert kaum mehr hätte erwarten sollen. Der Müller mißhandelt die Seinen, behandelt die erwachsenen Söhne als Knechte, läßt sie halb verhungern und hält sich dagegen neben der armen geschlagenen Frau liederliche Dirnen, mit denen er uneheliche Kinder zeugt, und verschwendet an sie allein sein vieles Geld. Das ist nun etwas nicht so gar Ungewöhnliches; aber nun das Complott der Familie gegen den Vater, die abergläubischen Versuche, ihn durch Zauberei auf eine stille Weise hinwegzuräumen, die stumpfsinnigste Rohheit, gepaart mit dem ganzen Aberglauben der ältern Zeiten, bringen etwas gar Befremdendes in diesen Criminalfall. Eine Nachbarin, als Hexe verrufen, sollte helfen; man hing des Vaters Strümpfe in den Rauchfang, um durch Sympathie auch den Alten selbst auszudörren 2c. Da das alles nichts half, beschloß man endlich den Mord, aber der älteste Sohn widerstrebte noch eine Zeit lang, nicht aus Pietät, sondern wieder nur aus Aberglauben, weil er nicht zweifelte, der ermordete Vater müsse später als Gespenst umgehen und ihn plagen. Die Mutter bereits blödsinnig geschlagen, verhielt sich zu allem ruhig, hieß alles gut, hatte nur ein einziges Gefühl, das sie auch bis zum Tode nicht verließ,

nämlich, der Mord sey nicht nur erlaubt, sondern vollkommen gerecht, ja der Familie von Gott selber eingegeben, weßhalb sie auch durch ihr Gebet die schreckliche That unterstützte und gleichsam einsegnete. Ein gedungener Tagelöhner, der dadurch viel Geld gewann, vollbrachte den Mord mit Hülfe des ältesten Sohnes, die andern Familienglieder übernahmen nur eine passive Rolle; der zweite Sohn hatte die Mühle eingestellt, die Mutter betete, die älteste Tochter hörte, wie die Mutter, im Bette ruhig zu, wie der Vater, der lange kämpfte und nicht sterben wollte, erbärmlich schrie und röchelte, und die andere Tochter ließ sich sogar nicht einmal im Schlafe stören, obgleich sie wußte, was in dieser Nacht vorgehen sollte. Durch das Prahlen des Tagelöhners wurde der Mord verrathen, aber durch einen bestochenen Landrichter die ganze Sache wieder vertuscht. Als man diesen Landrichter anderer Dinge wegen in Untersuchung zog, wußte er geschickt einen kleinen Brand zu improvisiren, der die wider ihn zeugenden Aktenstücke vernichtete. Zufällig entging aber ein Faszikel, den Mord des Müllers betreffend, den Flammen. Eine neue Untersuchung ward verhängt und alles entdeckt. Der Tagelöhner und der älteste Sohn wurden auf Lebenszeit, der zweite Sohn auf 15, die Mutter auf 8 Jahr zu schwerer Kerker- und Zuchthausstrafe verurtheilt, die angebliche Hexe zu einem Jahr Arbeitshaus, die Schwestern blieben frei. In vorliegender Darstellung finden wir die Bemerkung angeknüpft, dieses Urtheil sey zu streng und Assisen würden es milder abgefaßt haben. „Es ist einer der Fälle, wo die beste menschliche Gesetzgebung nicht ausreicht, um dem ewigen in der Brust ruhenden Rechtsgefühl zu genügen. Die Gesetze, für die große bürgerliche Gemeinschaft gegeben, mischen sich so wenig wie möglich, wo die Völker noch dem Naturzustande nahe sind, in das, was im Innern der Familie vorgeht. Der Hausherr, der Patriarch richtet. Läßt sich nicht auch denken, daß über ihn gerichtet werden kann, wenn die ganze Familie einig ist, daß er die Gesetze der Natur übertreten hat? Unser modernes Gesetz, welches die Familienbande gesprengt hat und die einzelnen Glieder als Glieder des Staats betrachtet, darf das freilich nicht zugeben. Ihm sind sie Alle gleich berechtigt, gleich straffällig; es muß sie Alle in gleicher Art schützen. Und dennoch hat es Ausnahmen gelassen. Es kann das Auge zudrücken zum Hausdiebstahl, wenn der Bestohlene nicht als Kläger auftritt, zum Morde sogar, wenn der Ehemann die Ehebrecher in flagranti betrifft. Der altpatriarchalische Zustand des Familienrechts könnte sich auch in modernen Zuständen wieder finden. Wäre der Vorfall in Amerika, in einer Hinterwäldlerfamilie vorgefallen und er käme zur Cognition der Gerichtsbehörden, würden dort, gesezt es wäre Alles so zugegangen, wie hier, Alles erwiesen, die Geschworenen angestanden haben, über die Söhne und die Ehefrau — der gedungene Meuchelmörder wäre freilich nirgend der Strafe entgangen — das Nichtschuldig zu sprechen? Und allein in Amerika? Die Zeitungen berichteten uns neulich einen der ergreifendsten Criminalfälle aus London. Einem armen Maler war sein einziger Knabe gestohlen. Er hatte sein Alles, Zeit, Geld, und Gesundheit dran gesezt, den Knaben wieder zu erhalten, der, wie er sichere Nachricht hatte, von einem ihm bekannten Seiltänzer geraubt war, den er aber nicht wieder entdecken konnte. Jahre waren vergangen, der unglückliche Vater wurde von dem doppelten Schmerz verzehrt, das geliebte Kind zu entbehren, und zugleich zu wissen, daß dieses Kind, in solchen Händen, zu einem wüsten, schändlichen Lasterleben auferzogen würde. Da will es der Zufall, daß er auf einem Markte Londons auf dem Seil einen Knaben erblickt, wo die innere Stimme ihm sagt, es ist sein Sohn. Er drängt sich näher, er erkennt ihn, er weiß gewiß, es ist sein Sohn. Mit Todesangst sieht er den ersten unsichern Bewegungen des Neulings zu, er sieht die Angst auf dem jugendlichen Gesichte, er zittert, von einem Fieber durchschüttelt bei jeder Bewegung des Kindes, er fühlt selbst unter sich die Erde wanken, wie das Seil schwankt. Endlich erreicht der kleine Seiltänzer das Ende und ist gerettet — vielleicht um nachher gepeitscht zu werden, weil er Angst verrathen, denn sein Herr hat ihm einen grimmigen Blick zugeworfen. In demselben Augenblicke springt aber auch dieser schon auf das Seil mit kühnen Bewegungen. Da erfaßt den Vater eine namenlose Wuth. Er drängt sich wie ein Rasender durch die Volksmenge, ergreift den Akrobaten entweder bei den Füßen, oder zieht am Strick, oder rüttelt am Gerüste, kurz der Seiltänzer verliert das Gleichgewicht, stürzt herab und zerschlägt sich das Gehirn auf dem Pflaster. Dem Vater ist wohl und leicht, er hat den moralischen Mörder seines Kindes getödtet. Er kann nicht mehr Kinder stehlen und verderben. Er läßt sich ruhig ergreifen und ins Gefängniß schleppen. Der Maler stand als Mörder vor der Jury. Seine Vertheidigung war beredt, es war die einfache, natürliche Sprache des Gefühls. Er leugnete nicht, er gab sich als schuldig an; aber er versicherte, und wenn der Augenblick noch nicht gewesen wäre, wenn er wieder käme, so könne er nicht anders, er werde, er müsse ebenso handeln. Der königliche Ankläger ermahnte die Geschworenen, sich nicht dem Eindruck ihres Gefühls hinzugeben, sondern, treu der Pflicht und dem Eide, den sie geschworen, als Richter das Schuldig zu sprechen. Der königlichen Gnade bliebe dann überlassen, die Strafe zu mildern oder ganz zu vernichten. Die Jury beschloß in ihrem Gewissen anders. Sie erkannte das göttliche Recht als über dem menschlichen stehend an, sie meinte

nicht, daß es in diesem Falle nöthig sey, erst an die Gnade zu appelliren, sondern erklärte den Mörder für nicht schuldig! Hier war keine Nothwehr im Spiel, der Vater hätte wohl, unter Englands Gesetzen, dem Räuber seinen Sohn entreißen können, es war nur das Gefühl der Rache, welche ihn antrieb, und auch deren Recht erkannte das Volksgericht an. Würde nicht dasselbe Gericht auch die Mörder des Schwarzmüllers für frei von irdischer Strafe gesprochen haben?' — Wir haben diese Erörterung hier theils wegen des höchst interessanten Falles herausgehoben, theils weil wir nicht glauben, daß die von den Herausgebern für ihre Meinung angeführten Gründe stichhaltig sind. Zwischen einem Vater, der den Raub und die Mißhandlung seines geliebten Kindes rächt, und den Söhnen, die ihren Vater umbringen, weil er sie mißhandelt hat, ist ein sehr großer Unterschied. Mit jenem diese entschuldigen wollen, ist ein sehr großer Mißgriff. Die Behauptung, daß untergeordnete Familienglieder das Recht haben, über den Hausherrn und Vater zu richten, wenn er sein Recht mißbraucht und seine Pflichten versäumt, ist eine sehr liberale, aber auch eine sehr unrichtige Behauptung; weil die liberalen Rechte eines constituirten Volks, dem Regenten gegenüber, nicht anwendbar sind auf das Familienverhältniß. Für den Mord eines Vaters gibt es keinen, wir sagen keinen, auch nicht einen einzigen Entschuldigungsgrund, niemals und unter keinen Umständen, und die moderne Rechtssentimentalität, die ihn rechtfertigen zu können vermeint, befindet sich nicht im Einklang mit dem, was nicht nur alle Religionen und Gesetze heiligen, sondern was auch jedem Menschen sein Gewissen sagt.

Der vierte Prozeß ist wieder ein französischer und betrifft einen großen Diebstahl, der im Jahr 1687 bei dem Grafen von Montgomery von den Dienern desselben begangen, dessen aber ein Marquis von Anglade, der im Hause wohnte, beschuldigt wurde und wofür derselbe wirklich, nachdem er alle Folterqualen ausgestanden, ohne etwas zu bekennen, auf die Galeeren geschickt wurde. Erst nach seinem Tode wurde seine Unschuld erkannt. — Auch im fünften Fall, der beinahe gleichzeitig in Frankreich sich ereignete, wurde ein unschuldiger Kammerdiener (Lebrun) als angeblicher Mörder seiner alten Gebieterin hingerichtet und erst nach seinem Tode der wahre Mörder entdeckt. — Die sechste Geschichte ist die bekannte Ermordung des Lord William Russel durch seinen Kammerdiener Courvoisier im Jahr 1840.

Dann folgt die sehr ausführliche Geschichte des berühmten deutschen Räubers Nickel List, der am Ende des 17ten Jahrhunderts hauptsächlich im nördlichen Deutschland und in Sachsen sein Wesen trieb, einer großen Bande vorstand, unzählige Raubmorde, Einbrüche und Diebstähle beging oder begehen ließ, und dabei den vornehmen Edelmann oder den gelehrten Doktor spielte und mit einer außerordentlich muntern und schlauen Concubine, der berüchtigten Simse, die adelige Rolle sehr gut ausführte. Ein Gemälde aus der traurigen Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, für Deutschlands Sittengeschichte nicht uninteressant.

Zum Schluß die Geschichte des Seeräubers Roberts aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Sie hat etwas Dämonisches. Diese Flibustiers empfanden ein fast größeres Vergnügen am Zerstören, als am Rauben. Sie pflegten nur so viel zu nehmen, als ihnen gerade nothwendig war, alles andere, was sie raubten, sammt den eroberten Schiffen und deren Mannschaft pflegten sie ins Meer zu versenken. So vernichteten sie Schiffe mit kostbaren Ladungen, auch einmal ein Sklavenschiff, indem sie es mit allen darauf befindlichen Negern verbrannten. Als Roberts Schiff zuletzt genommen und er selbst durch eine Kugel getödtet wurde, warf ihn sein eigener Steuermann mit allen seinen Diamanten und allem Gold, das er bei sich trug, ins Meer.

Diese Geschichten sind lehrreicher und sogar unterhaltender als Romane, daher der Lesewelt sehr zu empfehlen.

2) Geschichte der im Jahr 1630 in Mailand errichteten Schandsäule von A. Manzoni. Und Bemerkungen über die Tortur vom Grafen P. Verri. Aus dem Italienischen. Leipzig, Kollmann, 1843.

Ein merkwürdiges Buch, das wohl gelesen zu werden verdient.

Während der dreißigjährige Krieg in Deutschland wüthete, in welchem alle Uebel für uns zunächst aus Italien kamen, kam von dort auch eine Pest nach Deutschland, die mehr Opfer als der Krieg selbst hinraffte. Diese Pest wüthete um einige Jahre früher in Italien, als in Deutschland, wo sie erst 1635 ihren Culminationspunkt erreichte. Als nun bereits im Jahr 1630 die Stadt Mailand schwer von ihr heimgesucht war, schrieb das Volk (wie noch in unsern Tagen zur Cholerazeit) alles Unglück der geheimen Thätigkeit böser Menschen oder Zauberern zu und verdächtigte die Unschuldigen. Der Sanitätskommissär Guillelmo Piazza ging zufällig im Regenwetter durch eine Straße und drückte sich, um nicht naß zu werden, an die Wand. Das sahen zwei Weiber. Eben so zufällig fand man an einigen Häusern eine gelbe Feuchtigkeit angestrichen, und nun war gleich

das Mährchen fertig: Piazza streiche die Häuser mit einer giftigen Substanz an, durch welche die Pest in den Straßen verbreitet werde. Der ganz unbefangene Mann wurde eingezogen, betheuerte seine Unschuld und konnte in der That auf keine Weise überführt werden, da die Zeugenaussagen gar zu vage und unbestimmt waren. Jedes andere Gericht hätte ihn loslassen müssen, allein man legte den Unglücklichen auf die Folter und preßte ihm durch wiederholte grausame Martern endlich alles aus, was man wollte, daß er sagen solle. Ja gänzlich willenlos geworden und durch die Drohung neuer Martern jeder moralischen Kraft beraubt, sagte er auch Ja, als man ihn frug, ob Der oder Jener sein Mitschuldiger sey, und so kam ein unschuldiger Barbier, von dem er angeblich die Salbe erhalten haben sollte, und kamen noch andere Personen in den Kerker, auf die Marterbank und endlich aufs Schaffot. Die völlige Unzulänglichkeit der Beweise für die Schuld, die zahlreichen Beweise für die Unschuld, die nach den Martern immer wiederholten Betheurungen der Unschuld, alles half nichts. Man hielt sich an die auf der Tortur abgepreßten Geständnisse und Piazza, obgleich man ihm Straflosigkeit zugesichert hatte, wenn er die Andern angäbe, wurde nebst dem Barbier Mora zum Richtplatz geschleift, unterwegs mit glühenden Zangen gezwickt, der rechten Hand beraubt, lebendig gerädert, dann noch lebend, ohne daß man ihnen den Herzstoß gab, aufs Rad geflochten und erst nach sechs Stunden durch einen Schnitt in die Kehle vollends getödtet. Moras Haus wurde der Erde gleich gemacht und eine Schandsäule daselbst errichtet, die bis 1778 stand.

Manzoni und Verri theilen diesen schauderhaften Prozeß aus den Akten mit und erläutern ihn, indem sie uns einen tiefen Blick in die italienische Criminaljustiz thun lassen, wie sie sich in damaliger Zeit aus dem römischen Recht hervorgebildet hatte. Wir Deutsche haben in dieser Beziehung den Italienern nichts vorzuwerfen, denn auch wir haben die Greuel der römischen Rechtspflege mit Tortur und allem Zubehör bei uns eingeführt, und das macht uns, die wir Deutsche und nicht Nachkommen der Römer waren, in der That mehr Schande, als den Italienern. Allein in Einem scheinen die italienischen Juristen unsere deutschen doch übertroffen zu haben, nämlich in der feinen Casuistik. Der berühmte Mailänder Criminalist Claro lieferte in seiner Anweisung für die Richter ein Seitenstück zu der berüchtigten Anweisung, welche der spanische Jesuit Escobar den Beichtvätern gab. Beide befolgten den jesuitischen Grundsatz: jedes Mittel ist erlaubt. Wie Escobar den Beichtvätern gestattet, um irgend eines kirchlichen Zweckes willen nicht nur jede Sünde zu verzeihen und zu erleichtern, sondern selbst dazu anzureizen und zu verführen; so gestattet Claro den Richtern, gegen die Angeklagten, um dieselben zum gewünschten Geständniß zu bringen, alles und jedes Mittel, nicht nur die unerhörtesten und grausamsten Martern, sondern auch trügliche Versprechungen, Lügen, Verführungen aller Art. Ja er geht so weit, dem Richter bei weiblichen Gefangenen förmlich anzurathen, ihnen Liebe zu heucheln. „Der Richter kann, wenn er ein hübsches Frauenzimmer sitzen hat, es auf seine Stube kommen lassen, kann sie hier küssen, auf alle Art liebkosen, den Verliebten spielen, ihr die Freiheit versprechen, Alles nur damit sie das Verbrechen eingestehe, und durch solche Mittel ist einmal ein Mädchen zum Geständniß eines Mordes gebracht und mit dem Tode bestraft worden." Ein anderer italienischer Criminalist, Bossi, hat hauptsächlich seine Freude daran, die sinnreichsten Martern zu empfehlen. „Er sagt in seiner mailändischen Criminalpraxis ad tit. Tortura N. 2: Nicht jeder Körperschmerz kann Tortur heißen; die Tortur muß schmerzhafter seyn, als wenn beide Hände abgeschnitten werden; und torquirt werden, muß den höchsten körperlichen Schmerz erleiden heißen." Noch ein Dritter, Talor, erkennt die Tortur sogar säugenden Weibern zu rc.

Album.

Lebensbilder aus Oesterreich. Zum Besten der beim Brand zu Steyer Verunglückten. Herausgegeben von A. Schumacher. Wien, Tauer und Sohn, 1843. Groß 8.

Wieder ein großes Album aus Oesterreich, zu dessen Abfassung sich eine bedeutende Anzahl österreichischer Dichter und Gelehrten vereinigt haben, z. B. Seidl, Vogl, Frankl, Freiherr von Feuchtersleben, Bergmann, Freiherr v. Hammer-Purgstall, Fürst Friedrich von Schwarzenberg, Foglar rc. rc. Die lokalen Tendenzen herrschen darin durchgängig vor, so daß man eine Menge Genrebilder aus dem Wiener Leben und aus der österreichischen Alpenwelt, auch Manches in der Volksmundart, und Erinnerungen aus der vaterländischen Vorzeit findet. Abgesehen also von dem größeren oder geringeren poetischen Werthe so vieler verschiedener Beiträge an sich, ist das Werk allen Freunden österreichischer Volksthümlichkeit zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 109.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 27. Oktober 1843.

Schweizer-Geschichte.

1) Archiv für Schweizerische Geschichte, herausgegeben auf Veranstaltung der Allg. geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Erster Band. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller und S. Höhr, 1843. Groß 8.

Das erste Zeugniß, welches die neu gestiftete allgemeine schweizerisch historische Gesellschaft von sich ausstellt. Ein Großoctavband mit 11 Abhandlungen über die goldene Bulle von Genf von Ludwig Meyer von Knonau, und über die Züricher Königs- und Kaiserregister von Gerold Meyer von Knonau, über die bäuerlichen Verhältnisse Uris im 13ten Jahrhundert von Herrn von Gingins la Sarraz (französisch geschrieben); ferner einige merkwürdige Urkunden, Instruktionen, ein Gesandtschaftsbericht von 1616, viele Akten aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs und aus der Revolutionsgeschichte, endlich eine reiche Uebersicht der schweizerischen Literatur von 1840, verfaßt von Gerold Meyer von Knonau.

Im dreißigjährigen Kriege spielte die Schweiz eine conservative Rolle und dachte nur darauf, von ihren eigenen Gränzen den Brand abzuhalten, der alle andern Länder verzehrte. Eine egoistische Politik, die gleichwohl gerechtfertigt erscheint, wenn man bedenkt, daß die beiden Kirchenparteien in der Schweiz selbst sich die Wage hielten, also keine von beiden den Religionsverwandten außerhalb der Schweiz viel Hülfe leisten konnte, und daß man sich überdieß damals auf die Bundesgenossen selbst am wenigsten verlassen konnte. Im Allgemeinen sind aber die damaligen Correspondenzen voll heuchlerischer Freundschaftlichkeiten und Entschuldigungen des Nichtsthuns eine widrige Erscheinung und der alte Ruhm schweizerischer Ehrlichkeit würde dadurch wesentlichen Eintrag erleiden, wenn er nicht schon vorher verscherzt gewesen wäre.

Die Akten aus dem Jahr 1790 drücken die ängstlichsten Besorgnisse der aristokratischen Regierungen aus. Von Frankreich her wurden damals schon mannigfache Versuche gemacht, die Schweiz aufzuregen und die alten Herrn spannten gegen Westen durchlöcherte Regenschirme zum Schutz auf, bis im Jahr 1798 die ganze alte Eidgenossenschaft von ein Paar französischen Brigaden kopfüber gestürzt wurde. Die alte Eidgenossenschaft war von Helden und im Geist der Wahrheit und deutschen Ehrlichkeit gegründet worden; aber aus ihren Helden wurden Diplomaten und sie ging unter im Geist der Lüge und der Zweideutigkeit, durch die man die Schwäche zuletzt doch nicht mehr bemänteln konnte.

2) Geschichte der Eidgenossen während des 16ten und 17ten Jahrhunderts, von L. Vulliemin. Aus dem Französischen. Mit einem Vorwort von J. J. Hottinger. Erster Theil. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1842.

Auch als Fortsetzung der Schweizergeschichte von J. v. Müller ausgegeben. Bekanntlich wurde dieselbe schon von Glutz-Blotzheim und Hottinger fortgesezt; dießmal ist es ein französischer Schweizer, der das Werk weiter führt und er eignet sich um so mehr dazu, als der vorliegende Band hauptsächlich die in die Mitte des 15ten Jahrhunderts fallende Erhebung des Calvinismus durch die Genfer Revolution umfaßt.

Mit welchem Glück der französische Verfasser den Styl Johannes Müllers nachgeahmt und denselben an Gedrungenheit der Gedanken wie an Uebersicht noch übertroffen hat, mag aus folgender wahrhaft klassischen Stelle erhellen: „Es liegt im Mittelpunkte Europas ein Land, nicht größer als irgend eine der alten Provinzen Frankreichs. Oft verliert sich seine Geschichte in Dorfgezänke. Seine Helden sind Hirten oder Bauern. Dessenungeachtet haben sich die Könige allezeit um das Bündniß der Schweizer beworben, welche nur selten das ihrige nachsuchten.

Zu ihnen sandten die Höfe stets ihre geschicktesten Unterhändler. Diese Stellvertreter eifersüchtiger Mächte, um kleine Staaten von etlichen zehntausend Seelen zu gewinnen, bekämpften sich mit der äußersten Erbitterung. Oft hatte die Schweiz ihrem Einflusse sich hingegeben, oft aber auch den Mächten getrozt; denn sie versteht sich eben so wenig auf die Kunst, die Großen zu pflegen, als sie die Gefahren ihrer Freundschaft kennt. Sorglos spielt sie auf dem politischen Meere; nach jedem Sturm erscheint sie verjüngt. Nach der Schlacht von Mühlberg war sie nahe daran, sich in dem Reiche Karl V. zu verlieren; sie lief Gefahr, von den Eroberungen Ludwig XIV. verschlungen zu werden; sie wurde von dem Strome der französischen Revolution überschwemmt: aber jedesmal erstand sie wieder und überlebte sich selbst. Die Republiken verschwinden aus Europa. Florenz anerkennt einen Herrn. Venedig weiß durch seine Klugheit sich nicht mehr zu retten. Nur die Schweiz mit ihren Einrichtungen, als wäre sie unsterblich, bleibt an der Sonne. Dieß ist besonders demjenigen merkwürdig, der das Land kennt. Unter allen den verschiedenen Stämmen, Sprachen, Sitten, Interessen, glaubt man das, was eine Nation ausmacht, nicht finden zu können. Im Herzen der Alpen wohnen die alten Rhätier und Gothen; in der Ebene die Alemannen; im Westen sind die Burgunder mit den Römern in ungleichem Verhältnisse gemischt, so daß die germanische Sprache an den Ufern der Aare vorherrscht, die romanische um den Leeman. Mehrere hundert Meilen trennen in Asien die Steppen von den wollüstigen Ebenen, und diese von den Seehäfen, den Märkten der Völker. In der Schweiz trennen wenige Meilen den Stamm von der Stadt; die Hirten, die mehrmals des Jahres ihren Wohnsitz wechseln, von der Heimath der Landwirthschaft und von jenen Städten an den Flüssen, Tyrus und Smyrna der Kantone. Die Sitten der alten Sabiner mischen sich unter diejenigen von Republiken, die in täglichem Verkehre mit beiden Welten stehen. Wie die Klimate, sind die Zeiten an einander gerückt. Die ältesten Einrichtungen finden sich in unsern Thälern neben denen, deren Zeit noch nicht erschienen ist. Während mehr als ein Kanton eine religiöse Sorge für die alten Schutzbriefe trug, versuchten sich zu Genf die Freiheiten der neuen Zeit, lange bevor sie in Frankreich auftraten. Dumont, Claviere bereiteten sich vor, die Führer Mirabeaus zu werden. In einem kaum bemerkten Sturme durchlief Basel in wenig Monaten alle Phasen, durch welche ein Jahrhundert später die französische Revolution getrieben werden sollte. In den Alpen gibt es Thäler, die noch jezt die Sprache Schwabens im Mittelalter führen. Von einer Schweizerstadt ist die Bewegung ausgegangen, die im sechszehnten Jahrhundert die französische Sprache regelte, und ihr eine Prosa gab; von einer andern im achtzehnten Jahrhundert die Bewegung, die in Deutschland Schiller und Goethe vorbereitete. Alles drängt sich; es spiegeln sich tausend Farben, wie in einem Alpensee. Ein Gegensatz weicht nur einem neuen Gegensatze. Will das Recht sich verbreiten, so bricht sich die Religion. Einst wallfahrtete Alles nach der Notre-Dame zu Lausanne oder zu Einsiedeln. Nichts unterschied damals das Volk des Entlibuchs von demjenigen des Emmenthals, den Waadtländer unter Bern von demjenigen unter Freiburg. Wie verschieden sind sie jezt in Kleidung, in Sitten, in Religion!"

Schon glaubten wir, diese so wahre Schilderung werde frei bleiben von Johannes Müllerschen Affektationen; allein leider hat Herr Vulliemin sich nicht von denselben frei zu halten gewußt. Einmal geht er, um als Welscher den Deutschen die Ehre nicht zu lassen, mit der Eidgenossenschaft bis auf die alten Helvetier zurück und meint, die deutschen Bauern, die im 14ten Jahrhundert die Eidgenossenschaft gründeten, hätten eben nur die alte Freiheit der keltischen Helvetier daselbst fortgesezt. Als ob von den Helvetiern, deren schwache Spur sich schnell in der römischen Geschichte verliert, und die selbst in der Vertheidigung ihrer Gebirge gegen die Römer weit hinter den Tauriskern, Illyriern &c. zurückstanden, nur entfernt ein Schluß auf die um ein ganzes Jahrtausend später auftretenden Bauern gezogen werden könnte! Als ob die unbedeutende Geschichte jener Helvetier auch nur entfernt mit der großen und herrlichen Geschichte der deutschen Eidgenossen verglichen werden könnte!

Sodann nimmt Herr Vulliemin den Mund gar so voll von der Freiheit. „Welche Kraft hält aber diese verschiedenen Elemente zusammen? Wer hindert dieselben, den mächtigen Verwandtschaften zu folgen, von denen sie angezogen werden? Durch welche Kunst hat sich die Eidgenossenschaft erhalten, frei und sich selbst vertrauend? Ist es ihre Politik? Sie hat keine. Ihre Tagsatzungen? Sie sind Tand. Ihre Armeen sind Milizen. Sollte der Grund ihres Bestandes außer ihr selbst gesucht werden müssen? Sollte sie sich nur darum erhalten, weil Europa eines neutralen Landes zwischen Deutschland, Frankreich und Italien bedarf? Weil es Sorge zu tragen hat, daß seine wichtigste Festung keiner der großen Mächte gehöre? Wenn die Eifersucht der Nationen ihre ganze Stärke ausmachte, so wäre die Schweiz nicht mehr; denn es gibt kein Daseyn, das sich nur durch äußere Bedingungen erhält. Die Seele unsers Bundes, sein Lebensprinzip ist die Freiheitsliebe. Nicht einmal die Fabel gibt Helvetien Könige. Republikaner, ehe die Römer es waren; knirschend und unbezähmt unter den Franken, von Karl dem Großen geschmeichelt, heldenmüthig unter

den burgundischen Königen, unter den Kaisern ungeduldig über jedes Joch, sind unsere Väter gewesen, was Brutus von den alten Römern sagte: sie haben selbst die mäßigste Dienstbarkeit nicht ertragen können. Sie sind in der neuern Geschichte die Erstgebornen der Freiheit. Die romanischen Gegenden gehen auf andern Wegen, als die der deutschen Sprache: aber sie zeichnen sich eben so sehr, wie diese, durch ihre schönen Freiheiten vor allen Nachbarn aus. Die Städte haben ihre Stände; die Bauern ihre, jedes dritte Jahr nach gemeinem Einverständnisse bestimmten Placita; in den Schlössern gibt es keine Majorate: es ist zu allen Zeiten ein republikanisches Land gewesen. Bodin, dem dieser Sinn für Unabhängigkeit auffiel, bezeichnet im sechszehnten Jahrhundert die Schweizer durch folgenden Zug: „Mit allem feinen Geiste hat Athen in einem Jahrhundert die Regierung sieben Mal gewechselt und sieben Mal Florenz, während die Eidgenossen seit dreihundert sechszig Jahren die Herrschaft dem Volke bewahren." Noch zu dieser Stunde weiß das Ausland, daß die Eroberung der Kantone nicht sicher bliebe; daß sie, besiegt, nicht unterworfen wären; daß man sie nicht angreifen könnte, ohne jenen Muth zu wecken, dessen Denkmäler Sempach und Grandson sind."

Fast so viele Unrichtigkeiten als Worte. Die Schweiz war Jahrhunderte hindurch die Sklavin Roms, sonderlich die welsche Schweiz dachte auch noch ein Jahrtausend später nicht an Freiheit. „Sie haben selbst die mäßigste Dienstbarkeit nicht ertragen können" sollte umgekehrt heißen, „sie haben auch die härteste ertragen." Wahrlich, wenn die deutschen Bauern in den kleinen Kantonen bei verhältnißmäßig größerer ursprünglicher alemannischer Freiheit nicht gegen die ersten Tyrannen sich bewaffnet und die Eidgenossenschaft gegründet hätten, die welsche Schweiz würde in der alten Dienstbarkeit geblieben seyn und es hätten ihr noch tausend Jahre länger kleine oder große Despoten gebieten dürfen, sie würde nicht die Kraft gehabt haben, sich ununterstützt von den deutschen Schweizern zu erheben. Aber auch die deutschen Schweizer selbst haben, wie alle andern Deutschen, die schwer errungene Freiheit leicht wieder durch Mißbrauch oder Fahrläßigkeit verscherzt. Die alte Freiheitsbegeisterung hat sich in Büchern und auf der Rednerbühne, aber nicht auf dem Schlachtfeld erhalten. Gerade in den Zeiten, in denen jene Bücherschreiber und Redner, Johannes von Müller an der Spitze, am lautesten von der Freiheit und von der Tugend der Altvordern in den Enkeln radolirten, erlebte die Schweiz ihre demüthigendsten Niederlagen. Im Jahr 1798 warfen ein Paar Tausend Franzosen die Eidgenossenschaft eben so rasch über den Haufen, wie die alte Republik Venedig ein Jahr früher. Im Jahr 1814 zogen die Alliirten durch die Schweiz, ohne sich um die Protestation zu bekümmern. Und geben wir nun auch zu, daß alle heutigen Schweizermilizen Helden seyn werden, wenn es zum Kampf kommen sollte, so würden sie doch wegen ihrer Parteiung nicht auf einer Seite kämpfen und es würde heute irgend welchem starken Nachbar nicht schwer seyn, die Neutralität der Schweiz zu verletzen, wie 1798 und 1814. Der patriotische Schweizer sollte nun unter diesen Umständen lieber ermahnen, als prahlen, lieber auf Abwendung neuer Schmach bedacht seyn, als von gewissen Triumphen träumen.

Die Geschichte der Genfer Reformation und Calvins, die hier ausführlich mitgetheilt wird, ist höchst interessant, so wie überhaupt Herr Vulliemin, abgesehen von jenen modernen Selbsttäuschungen, sich als ein trefflicher Geschichtschreiber bewährt. Man ersieht auch hier wieder, wie aus Gfrörers Kirchengeschichte, wie vielen Antheil die weltliche Politik am Entwicklungsgange der kirchlichen Angelegenheiten nahm, unter den Reformirten wie unter den Katholiken und früher in der griechischen Kirche. Es ist daher sehr zu bedauern, daß wir noch immer keine Geschichte des Protestantismus besitzen, in der alles klar dargelegt wäre, wie die Dinge sich entwickelt haben. Warum unternehmen denn die kriegslustigen Jesuiten nicht ein Werk dieser Art? Es sey so gehässig, als möglich, decke alle unsere Schwächen auf, übertreibe sie, lüge noch dazu; was schadets? wir werden es schon widerlegen, aber die Wahrheit wird dabei an den Tag kommen und die Wurfschaufel wird Korn von Spreu sondern.

Wir wählen ein einziges Beispiel aus vorliegendem Geschichtswerk aus, um darzuthun, wie wir die protestantische Geschichte geschrieben wünschten. Bekanntlich ließ Calvin zu Genf seinen dogmatischen Gegner Servet, der die Dreieinigkeitslehre verwarf, lebendig verbrennen. Das sieht nun auf den ersten Blick aus, als ob es aus finsterem Fanatismus oder aus pfäffischer Herrschsucht geschehen wäre. Und so haben es auch die Geschichtschreiber durchgängig aufgefaßt. Aber das Motiv dieser Hinrichtung war in der Wirklichkeit ein ganz anderes. In eben jener Zeit hatte Kaiser Karl V. mit dem Papst im Bunde die Lutheraner unterdrückt und den Sieg bei Mühlberg gewonnen. In der Schweiz selbst hatten die Katholiken nach ihrem Sieg bei Cappel das Uebergewicht. Also mußte die reformirte Partei vorsichtig verfahren. Nun liefen aber Schwärmer aller Art einerseits und liederliches Gesindel andererseits in die reformirten Orte, theils um hier Schutz vor der Verfolgung in ihrer Heimath, theils um ein Feld für Intrigue, Ehrgeiz und Habgier zu finden. Eine starke Partei in Genf, die Libertiner, ergab sich mit Absicht dem liederlichsten Muthwillen, um dem Reformator zu trotzen, dessen Sittenstrenge ihr verhaßt war. Natürlich schrie man nun in

andern Ländern über dieses tolle Genfer Leben. Dazu kamen nun noch die Schwärmer, die dem Christenthum den Boden ausstoßen wollten, wie kurz vorher die Wiedertäufer, so jezt der Dreieinigkeitsleugner Servet. Natürlich hieß es nun überall, Genf werde ein Heerd aller Ketzerei. Die Protestanten mußten sich vor Servets Lehre nicht minder entsetzen, wie die Katholiken. Wenn dieses Unwesen in Genf zur Herrschaft kam oder auch nur länger sich behauptete, stand Genf dasselbe Schicksal bevor, wie Münster, nämlich von allen Parteien verlassen und geächtet zu werden. Also blieb dem Magistrat und der mit Calvin herrschenden Geistlichkeit nichts übrig, als durch eine unzweideutige und allgemeines Aufsehen erregende Handlung sich bei den Gläubigen beider Confessionen zu kreditiren und alle künftigen Zuläufer und unberufenen Schreier abzuschrecken. Calvin selbst bedauerte tief, zu diesem extremen Mittel schreiten zu müssen; aber es war heilsam. Luther hatte dasselbe Mittel gegen die Wiedertäufer empfohlen. Das war eine Zeit der Kraft und des großen politischen Verstandes, von der unsere liberale Sentimentalität nichts mehr versteht. Wir wollen die Todesstrafe abschaffen und behandeln jene Reformatoren wie Barbaren und doch sind wir es, durch deren jämmerliche Erschlaffung die großen Werke, welche jene gründeten, wieder zusammenfallen, und deren zarte, in weiße Handschuh eingefangene Händchen sich die herrlichen Güter wieder entreißen lassen, die einst die rauhen und blutigen Hände jener großen Männer uns erwarben.

Romane.

1) Der Kämmerer Laßmann als Junggeselle und Ehemann. Aus dem Schwedischen der Emilie Flygare-Carlén. Zwei Theile. Berlin, Morin, 1843.

Ein alter Junggesell hat sich verleiten lassen, ein jüngeres Frauenzimmer zu heirathen, die ihn, nachdem sie von den vornehmen jungen Herrn, die ihr früher schon im ernsten Attachement die Cour machten, in der Gesellschaft zu ihrer tiefsten Kränkung desavouirt worden ist, gleichsam zu ihrer Entschädigung auf alle Weise plagt, bis er das Zeitliche gesegnet. Er rächt sich aber wieder an ihr, indem er sein ansehnliches Vermögen Andern vermacht und ihr nichts läßt, als die Reue. Ein wohl ziemlich aus dem Leben geschöpftes, aber wahrlich nicht sehr poetisches Gemälde.

2) Clementine. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Ein ganz ähnlicher Fall. Ein Fräulein heirathet einen schon ältern Mann und wird ihm ungetreu, benimmt sich aber doch ganz anders, wie die Heldin des vorigen Romans, indem sie nämlich noch zur rechten Zeit auf den Weg der Tugend umkehrt und ihr ihm verborgen gebliebenes Vergehen durch treue Pflege seines Alters wieder gut macht.

3) Waldemar Klein. Novelle von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen von Eichel. Leipzig, Kollmann, 1843.

Ein liebendes Paar wird getrennt. Jeder Theil heirathet. Sie kommt dabei schlimmer weg als er, was ihr einen frühzeitigen Tod zuzieht, und ihr lezter Trost ist, bei der Unfähigkeit ihres Mannes ihre Tochter der Fürsorge des ehemaligen Geliebten empfehlen zu können.

4) Zu spät. Eine Skizze der gegenwärtigen Zeit. Aus dem Holländischen. Berlin, Morin, 1843.

Eine kränkliche Geschichte. Die Heldin des Romans stirbt langsam ab und versammelt noch um ihr Sterbebett einige Liebespaare, deren Glück sie, die selbst nicht glücklich seyn kann, befördert.

5) Memoiren einer Unvermählten von Amalie Winter. Leipzig, Kollmann, 1843.

Ein reiches und vornehmes Fräulein erzählt in ihren hohen Jahren die Geschichte ihres Lebens und insbesondere der unglücklichen Liebe, welche sie bestimmte, nicht zu heirathen. Sie lebte am kaiserlichen Hofe zu Wien unter Maria Theresia. Ihr erster Geliebter war Aloys, ein natürlicher Sohn des Kaisers, wie ihrer Tante; aber ein abgefeimter Betrüger, ein Gefährte Kagliostros wußte ihr Herz zu umstricken, sie wies den treuen Aloys ab, der sofort in ein Kloster ging und hing sich an den Betrüger, den sie nur zu bald erkannte und nun ebenfalls von sich stoßen mußte. Fortan entsagte sie der Liebe und Ehe und hatte in ihrem Alter wenigstens den Trost, den treuen Mönch Aloys als Freund bei sich zu sehen. — Diese einfache Erzählung würde einen angenehmen Eindruck im Leser zurücklassen, wenn nicht als Episode eine Ehestandsgeschichte eingemengt wäre, die uns einen echt göthischen Schwächling und sentimentalen Lüstling vorführt, dem, obgleich er die liebenswürdigste Frau hat, der Zwang der Ehe unerträglich wird und dessen sich diese Frau und die neue Geliebte dergestalt gemeinschaftlich annehmen, daß sie beide in einem Hause bei ihm wohnen und jede von beiden ihm das ist, was ihm die andere nicht seyn kann. Das ist nicht bloß unsittlich, sondern auch unnatürlich und dem Herrn Alfred gebührten anstatt zwei liebenswürdiger Frauen zwei russische Korporale, die ihm die Knute gäben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 110.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 30. Oktober 1843.

Memoiren.

1) Denkwürdigkeiten des eignen Lebens von Varnhagen von Ense. Zweite Auflage. Erster bis sechster Band. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Wir stimmen dem ungemessenen Lobe bei, welches diesen Denkwürdigkeiten bereits von einigen der angesehensten Organe deutscher Publicität gespendet wurde; ja wir möchten noch weiter gehn und ihr Verdienst, wenn es irgend möglich wäre, noch höher anschlagen. In ihrer vollendeten Classicität offenbart sich ein welthistoriographisches Gesetz. Da Memoiren für die große Katastrophe der Neuzeit, die mit der französischen Revolution begann, das sind, was des Tacitus Annalen für die große Katastrophe der Römerwelt unter Augustus waren, wir aber aus dem Zustand der Despotie eben so in den der Freiheit übergehen, wie jene unglücklichen Römer aus der Freiheit in die Despotie, so prägt sich dieser Gegensatz auch im Styl der Geschichtschreiber aus und deßhalb konnte Tacitus leider nur für die Damen schreiben, während Varnhagen den kühnsten Lapidarstyl für Männer handhabt. Diese seine Kraft und Kürze war es immer, die wir an Varnhagen von Ense am meisten bewundert haben, wenn es auch zweifelhaft scheinen könnte, ob nicht, was wir dennoch auch nicht in Abrede stellen wollen, seine Mittheilungen sich durch das Gewicht des Inhalts fast noch mehr auszeichnen, als durch die Gediegenheit der Form. Während uns jener allzuredselige Tacitus in Dutzenden von Bänden alle Diners beschrieb, denen er bei dieser oder jener persona grata des weiland römischen Hofes angewohnt, und alle Brocken mittheilte, die dort unter den Tisch gefallen, hebt unser Klassiker mit politischem Tiefblick nur das Wichtigste hervor und bringt es auf die Nachwelt, was als Kern der Geschichte gelten muß, unbekümmert um die Schale, mit der allein jener altrömische Damenfreund sich beschäftigte. Während Tacitus immer vorzugsweise daran dachte, uns sich selbst in einem vortheilhaften Lichte und als eine gleichsam wichtige Person erscheinen zu lassen, vergißt unser Berliner Denkwürdiger sich selbst gänzlich und hat nichts im Auge als das große Vaterland und seine Sache. Während der Römer gern mit einem Sejanus zu Tische saß und jeden bewunderte, der Einfluß hatte, verhehlt der Berliner niemals den Stolz des Patrioten und drückt auch gegen Mächtige, wenn durch sie das gemeine Wohl gefährdet wurde, eine tiefe Verachtung aus. Ueberhaupt aber wurde Tacitus, da die alte Freiheit des Römervolkes einmal in dem Servilismus und der Weichlichkeit des neuen Hoflebens unterging, durch das Mißgeschick der Zeit und durch die Umstände dahin gebracht, sich fast ausschließlich um Kleinigkeiten, insbesondere um die süßen Geschwätze der Damen und um die Meinungen der Eunuchen und Hofzwerge zu bekümmern, während unser Autor durch die glücklicheren Verhängnisse seines siegenden Volkes emporgetragen und zum kühnsten Fluge fortgerissen, nur das große Ganze überblickt, auffaßt, und in unsterblichen Umrissen der staunenden Nachwelt überliefert.

Nur die Kürze, wie klassisch sie auch ist und eben den Hauptvorzug der Varnhagen'schen Schriften begründet, dürfte doch auf den größten Theil der Leser die Wirkung eines den stärksten Appetit erweckenden Reizmittels haben, und deßhalb wäre der Verfasser dringend anzuflehen, doch ja recht bald weitere sechs Bände seiner Lebensgeschichte nachfolgen zu lassen. Erst sechs Bände, das heißt offenbar die Kürze bis ins Lakonische übertrieben.

2) Erlebtes aus den Jahren 1813—1820. Von Hofrath Dr. Dorow. Zwei Theile. Leipzig, Hinrichs, 1843.

Was ist schätzbarer und muß mit innigerem Danke anerkannt werden, als wenn Staatsmänner gegen

das Ende ihrer Laufbahn die Geheimnisse der europäischen Politik mittheilen, zu der sie mitgewirkt, auf welche sie wichtigen Einfluß geübt haben. Herr Dorow wirft — als Einer, der des weiland Fürsten Staatskanzlers von Hardenberg geheimstes Vertrauen genossen und in einer wenn auch untergeordneten Stellung gleichwohl um Vieles gefragt worden zu seyn scheint, — ein neues überraschendes Licht auf alle Verhältnisse Preußens in den interessanten Jahren, die der Titel bezeichnet. Mit freudigem Staunen lesen wir, wie eine kühne Wahrheitsliebe endlich den letzten Schleier von Charakteren wegzieht, für welche die Welt bisher eine unvernünftige Hochachtung hegte.

Für einen groben und unbesonnenen Mann haben wir den Exminister von Stein zwar immer gehalten, aber was wir hier lesen, muß allgemeinen Schauder erregen. „Nachdem D. dem Minister v. Stein schriftlich die Absicht, warum er ihn zu sprechen wünsche, mitgetheilt hatte, verfügte er sich zu demselben. D. ließ sich als preußischer Offizier melden; nach langem Warten wurde D. endlich vorgelassen. Stein saß an einem Tische, über den ein Spiegel hing, so niedrig, daß er gezwungen sich stets selbst sehen mußte und auch Alles, was hinter ihm vorging. D. trat nahe zu ihm heran, er blieb beim Schreiben; D. wartete noch mehrere Minuten, und dann entspann sich folgendes Gespräch: D. Ich habe an Ew. Excellenz diese Briefe aus Dresden und Nancy abzugeben. — Indem D. dem Minister die Briefe hinhielt, nahm dieser sie zwar, warf sie aber unerbrochen auf den Tisch und schrieb weiter. — D. Ew. Excellenz werden aus diesen Briefen ersehen, daß — — Herr v. Stein warf die Feder weg, machte Front gegen D., der stets noch stand, und sagte mit wuthentbrannten Augen: St. Zum Teufel, sehen Sie nicht, daß ich schreibe? Was, wissen Sie nicht, daß es die Pflicht eines Kouriers ist, seine Depeschen abzugeben und draußen zu warten, was ich befehlen werde? Ist Ihnen dieses unbekannt? — D. Herr Minister, Sie scheinen die Verhältnisse nicht zu kennen. Ich bin kein Kourier, am wenigsten ein an Sie abgesendeter Kourier. Ich bin preußischer Offizier und habe mit ihren Befehlen nichts zu thun. Die Briefe, die ich Ihnen hier übergeben habe, nahm ich aus Achtung mit, welche ich für Sie hatte. Adieu. — Und somit verließ D. das Zimmer, wohl bemerkend, daß Herr v. Stein mit starren Augen und bewegungslos ihm nachsahe."

So starr und bewegungslos würde der unglückliche Minister heute noch dastehen, wenn er nicht — dem Herrn von Hardenberg seine Aufwartung hätte machen müssen. Denke man doch ja nicht, daß Stein gegen diesen seinen glücklichen Nachfolger gewagt hätte, eine nur leise Andeutung von Unzufriedenheit und Stolz blicken zu lassen, oder daß es Berücksichtigung des allgemeinen Interesses und Verschmerzung der Privatgesinnung gewesen sey, wenn er dem einmal regierenden Staatsminister von Preußen die Honneurs gemacht; — nein, es war pure Charakterlosigkeit, Schweifwedelei der niedern Seele vor der höhern, Heuchelei des unreinen Geistes vor dem reinen. Wie kann man zweifeln, wenn man liest, was Dorow, der die Verhältnisse so genau kannte, vom Benehmen dieses „gewissen" Stein sagt. „D. sah nun in dieser Zeit Herrn v. Stein häufig an der Tafel bei dem Staatskanzler, an dessen Seite er gewöhnlich saß, demselben schmeichelte und den Hof machte, gleichsam wie einer Geliebten, dabei den angenehmen Gesellschafter spielte. (S. 39.) An diesem Tage langweilte Herr v. Stein den Staatskanzler mit seinen Schmeicheleien bis tief in die Nacht; der Kanzler wollte die Stoffbereitungen des L. v. Voß, welche bereits viel Aufsehen gemacht und mit bestem Erfolg in Lazarethen angewendet worden waren, sich vorlegen lassen. Als Herr v. Stein um 11 Uhr Abends endlich ging, sagte der Staatskanzler in höchster Aufregung zu uns: Dieser Mann kann mich zur Verzweiflung bringen mit seinem Komödienspiel." (S. 119).

Ja noch mehr. Stein war nicht einmal von echtem Adel, nur ein grober anmaßender Plebejer, ja nicht einmal ein Deutscher, sondern eigentlich ein Türke. „Wahrlich den Nassauern war es namentlich nicht übel zu deuten, daß Alles hervorgesucht wurde, um Herrn v. Stein in seinem wahren, uraltesten Verhältniß zu den Fürsten von Nassau darzustellen. Die Nachforschungen, welche die Archive ergaben, wurden natürlich mit lautem Jubel dann auch verbreitet. Ob wahr oder nicht mag dahin gestellt bleiben: Folgendes war das Resultat dieser Nachforschungen. Ein bildschöner, junger Graf von Nassau machte den Kreuzzug ins gelobte Land mit, ward gefangen und von dem Sieger mit Härte und Strenge zu den gemeinsten Gartenarbeiten gebraucht. Ein alter Gartenknecht — ein Sarazene — sah das Leiden des jungen Mannes, empfand Mitleid und beschloß, ihn zu retten. Er traf einstens den Grafen an und sagte: „Herr, ich empfinde Schmerz mit Eurer traurigen Lage, ich will Euch retten und zur Flucht behülflich seyn, dann kann ich aber nicht hier bleiben, Ihr müßt mich mitnehmen und für mich sorgen." Der Graf versprach es, und die Flucht wurde glücklich ausgeführt. In Deutschland, im Stammschloß Nassau angekommen, erfüllte der Graf treulich sein Versprechen. Er erbaute unter seiner Burg für den alten Sarazenen ein Schloß, und nachdem dieser Christ geworden, erhielt er durch Verwendung des Grafen von Nassau vom Kaiser den Adel und ward genannt: Herr vom und zum Stein.

Dieses ist der Ursprung des Staatsministers v. Stein." (S. 181.)

O wie dankbar muß die deutsche Nation dem Herrn Hofrath Dorow seyn, daß er sie von dem lächerlichen und beklagenswerthen Irrthum befreit hat, in dem sie sich befand, so lange sie diesem Stein Achtung erwies, einem Manne, über den man fortan nur noch die Achseln zucken kann. Aber Herr Dorow trägt selbst einigermaßen die Schuld unsrer langen Verblendung. Er hätte den Unwürdigen früher entlarven, schon damals, da er noch lebte, moralisch vernichten können. Daß er es nicht gethan, ist eine Großmuth, die wir bedauern müssen, aber auch nicht genug bewundern können. Wie edel war es, den Gegner, so lange er lebte, zu schonen und erst lange nach seinem Tode dessen Charakter im wahren Lichte zu zeigen.

Du allgütiger Gott, was wäre wohl aus Preußen geworden, wenn dieser verworfene Stein des Anstoßes der Grund- oder Eckstein der Monarchie geblieben wäre? Jeder Preuße muß Gott auf den Knieen danken, daß der Staatskanzler zur Hand war, um allem Unheil zu begegnen. Stein wäre im Stande gewesen, Ostfriesland nicht an Hannover abzutreten, sondern es wieder mit Preußen zu vereinigen, während Hardenberg weise und vorausſichtig genug war, eine so unnütze, ja gefährliche Maßregel zu verhüten. Es ist wahr, die Ostfriesen hingen mit Liebe an Preußen, als dessen alte Unterthanen, allein es war höchst mißlich, sie wieder mit Preußen zu vereinigen. Das preußische Staatsinteresse verlangte durchaus, daß sie hannöverisch werden mußten, denn wenn das nicht geschehen wäre, wenn Ostfriesland im Gegentheil an Preußen zurückgefallen wäre, so hätte Preußen festen Fuß an der Nordsee fassen können, welches für es das größte Unglück von der Welt gewesen wäre. Man erwäge nur, wie bequem alsdann der deutsche Zollverein zur Nordsee hätte gelangen können. Welch ein unermeßliches Mißgeschick wäre daraus für Preußen hervorgegangen. In der That, einer so schrecklichen Wendung der Dinge konnte nur die milde Weisheit des Staatskanzlers vorbeugen.

Und welche Sprache würde Stein bei den beiden Pariser Friedensschlüssen und auf dem Wiener Kongreß gesprochen haben, wenn er das große Wort für Preußen hätte führen dürfen? Wir können nicht ohne Zittern und Beben daran denken. Stein hätte Deutschland möglicherweise in die Gefahr stürzen können, daß es in Straßburg keinen Franzosen, in Kalisch keinen Russen, in Altona keinen Dänen mehr gesehen hätte. Er würde unsrer Nationalehre und unsrem Nationalinteresse tiefe und unheilbare Wunden geschlagen haben. Ja dieser Stein hätte vielleicht auch die kirchlichen Verhältnisse der Rheinprovinzen und Westphalens endlos verwirrt, während sie durch Hardenbergs milde Weisheit in eine so dauerhafte Ordnung gebracht worden sind. Stein wäre in seiner plumpen Manier fähig gewesen, schon im Jahr 1815 bestimmen zu wollen, daß es in Bezug auf die Kirche entweder wie unter Napoleon, von dem man die Provinzen übernommen, zu halten sey, oder daß sich der Papst zu der oder der Konzession zu bequemen habe, — während Hardenberg weise bis zum Jahr 1820 wartete und dann nichts entschied, eine so durchdachte und mit so verdientem Erfolg gekrönte Handlungsweise, daß wir hoffen, die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher dem Fürsten Staatskanzler in Rom und Köln werden Denkmäler gesetzt werden.

Biographie.

Des großen Arztes August Tissots Leben. Mit bisher ungedruckten Briefen vieler bedeutender Männer seiner Zeit. Aus dem Französischen des Karl Eynard. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1843.

Der Name Tissots ist allgemein bekannt. Er hat seinen Ruhm hauptsächlich dem Werk über die Krankheiten der Gelehrten zu verdanken, einem Werke, welches in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zum ersten Mal auf die Uebel aufmerksam machte, zu denen die Ueberhandnahme der Stubenhockerei und Schreiberei führen müsse. In früheren Zeiten war die Wirkung wie die Ursache unbekannt. Alles bewegte sich mehr. Erst im sogenannten philosophischen Jahrhundert setzte sich der europäische Mensch nieder, um über alles nachzudenken und über alles zu schreiben, unter andern auch über die Nachtheile eben dieses Sitzens selbst.

Tissot lebte in Lausanne und war als Waadtländer ein Unterthan der damaligen Aristokratie von Bern, allein die Freundschaft Hallers, Bonstettens, Tscharners rc. in Bern selbst, so wie die hohe Verehrung, die ihm auswärtige Gelehrte und selbst Fürsten widmeten, sicherte ihm eine sehr würdige und unabhängige Stellung, während gleichzeitig der Aargauer Zimmermann, gleichfalls ein Berner Unterthan und berühmter Arzt, sich keiner Gunst erfreute und sein Vaterland mit vielem Mißmuth verließ. Einer von den vielen Beweisen, daß unter beinah gleichen Verhältnissen der Franzose in Deutschland immer vor dem Deutschen begünstigt wird, und daß sonderlich die Aristokratie einem französischen Gelehrten lieber entgegenkommt als einem deutschen.

Der treffliche Tissot starb erst 1797, von Jedermann bedauert. Wie groß sein Ruf auch im Auslande war, davon gibt unter andern ein Brief Zeugniß, welchen ihm Napoleon schon als Lieutenant im Jahr 1787 geschrieben hat und den wir seines originellen Styles wegen hier mittheilen wollen.

Ajaccio en Corse, 1. avril 1787.

Monsieur,

„Vous avez passé vos jous à instruire l'humanité et votre réputation a perce, jusque dans les montagnes de Corse où l'on se sert peut de médecin, il est vrai que l'éloge court mais glorieux que vous avez fait des leurs aimé général, est un titre bien souffisant pour les pénétrer d'une reconnaisance, que je suis charmé me trouver par la circonstance dans le cas de vous témoygner au non de tous nos compatriotes.

Sans avoir l'honneur d'être connus de vous, n'ayant d'autre titre, que l'estime que j'ai conçu pour vos ouvrages, jose vous importuner et demander vos conseilles, pour un de mes oncles qui a la goute.

Ce sera un mauvais priembule pour ma consultation, lorsque vous saurai que le malade en question à (70 ans), soisante et dix ans mais, Monsieur, considérez que l'on vis jusqu'à cent ans et plus et mon oncle par sa constitution devoit ètre du petit nombre de ces prévélégiés, d'une taille moyenne, n'ayant fait aucune débauche, ni de femme ni de table, ni trop sédentaire ni trop peu, n'ayant été agité d'aucune des ces passions violentes, qui dérangent l'économie animal, n'ayans presque point eu de maladie dans tous le cous de sa vie je ne dirai pas comme Fontenelle qu'il avoit les deux grandes qualités pour vivre, bon corp et mauvais coeur, cependant je crois qu'ayant eu du penchant à l'égoïsme, il s'est trouvé dans une sitoytion heureuse, qui ne l'a pas mis dans le cas d'en développer toute la forse.

Un vieux gouteux génois lui prédit dans le temp qu'il étoit encore jeune, qu'il seroit affligés de cette incomodité: prédition qu'il fondoit sur ce que mon oncle a des mains et des pieds extrèmement petits et la tète grosse. Je crois que vous jugerai que cette prédition acomplie n'est qu'un effet du hazard.

Sa goute, en effet, lui prit à l'âge de 32 ans, les pieds et les genoux en furent toujours le téatre, il s'est écoulé quelquesfois jusqu'à 14 ans sans qu'elle revins; un ou deux mois étaient la durée des accès il y a dix ans entr' autres qu'elle lui revint, et l'accès dura 9 mois il y aura deux ans au mois de juins que la goute lataque aux pieds; depuit ce tems-là il garda toujours le dit des pieds la goute se communiqua au genoux, les genoux enflèrent considérablement depuis cette époque tout usage du genoux lui a été interdi. Des douleures cruelles s'en suivirent dans les genoux et les pieds, la tète s'en ressenti, et dans des crises continuelles il passa les 2 premiers mois de son séjour aux lit, peut à peut sans aucun remède les genoux se désenflerent, les pieds se guairirent et le malade n'eut plus d'autre infirmité que une inflixibilité de genoux occasionée par la fixassion de la goute au jarrets c'est-à-dire aux nerfs et aux artères qui servent au mouvement. S'il assaie de remuer le genoux des douleus égus lui font cesser son accion. Il dort sans aucune espece de mouvement, son lit ne s'est jamais refai, simplement l'on decou les madelas et l'on remue la laine et les plumes Il menge bien, digére bien, parle, lit, dort, et ses jous se coulais mais sans mouvement, mais sans pouvoir juir des douceurs du soleil, il implore le secours de votre science, sinon pour le gairir du moins pour fixer dans une aute partie ce mal gènant.

L'humanité, Monsieur, me fait espérer que vous daignerez repondo à une consultation si mal digeré moi-même depuis un mois je suis turmanté d'une fièvre tierce ce qui fait que je dout que vous puissiez lire ce griffonage. Je finis, Mousiou, en vous exprimant la parfaite estime que m'a inspiré la lecture de vos ouvrage et la sincére reconnoicence que j'espère vous devoir.

Mousiur, je suis avec le plus profond respect votre très humble et très obéissant serviteur

Buonaparte,

officier d'artillerie au régiment de la Fère.

Ajaccio en Corse le 1. avril 1787."

Jugendschriften.

Erzählungen aus der Geschichte des Menschengeschlechts für die reifere Jugend. Von J. A. Hofmann. Zürich, Schultheß, 1842.

Die Weltgeschichte in ausgewählten Skizzen, welche größtentheils Biographien der berühmtesten und einflußreichsten Männer aller Zeiten enthalten. Die Wahl ist glücklich getroffen; der junge Leser bekommt dadurch in der That einen Ueberblick über das Ganze der Geschichte und doch umfaßt das Buch nicht mehr als 35 Bogen. Ueberdieß ist es in einer würdigen Gesinnung geschrieben und von christlichem Geist durchdrungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 111.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 1. November 1843.

Philosophie.

Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung oder Entstehungsgeschichte, wörtlicher Text, Beurtheilung und Berichtigung der v. Schelling'schen Entdeckungen über Philosophie überhaupt, Mythologie und Offenbarung des dogmatischen Christenthums im Berliner Winterkurs 1841—1842. Der allgemeinen Prüfung vorgelegt von Dr. H. E. G. Paulus. Darmstadt, Leske, 1843. 8. Preis 8 fl.

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land —

Wie lange ist es schon her, seit wir den standhaften Ritter von la Mancha zum letzten Mal gesehen und uns an seinem Kampf mit den Windmühlen ergötzt haben. Schon glaubten wir, er sey für immer schlafen gegangen; aber siehe da trabt er auf der alten Rosinante noch immer so ehrlich und bieder einher, wie ehedem, und immer noch hängt an seiner langen Lanze vorn die Laterne, mit der er am hellen Tage umherleuchtet, um Aufklärung zu verkünden. Wohlan, so laßt uns denn seine neuen Heldenthaten kennen lernen.

Der rippendürre Gaul der Denkgläubigkeit hat unsern theologischen Ritter dießmal ganz still und sacht vor die Thore der königlich preußischen Haupt- und Residenzstadt Berlin getragen, um die Schellingische Philosophie, die sich daselbst häuslich niedergelassen, als Rebellin gegen die Aufklärung, als Obscurantin, als Verbrecherin an der Menschheit lebendig oder todt zu gewältigen und in sichern Gewahrsam zu nehmen, damit sie ferner nicht mehr schaden könne. Doch ist alles ohne Kampf, ohne Lärm abgegangen. Der tapfere Ritter hat die Sache so verständig als möglich im Stillen abzumachen gewußt und die unglückliche Philosophie ist ihm von der verrätherischen Besatzung wirklich, da sie nicht lebendig zu bekommen war, in todtem Zustand überliefert worden, und triumphirend ist er mit der gestohlnen Leiche heimgeflüchtet. Doch im Anblick der schönen Todten hat sein Auge dämonisches Feuer durchglüht, ist der ehrliche langweilige alte Ritter plötzlich zu einem leichenfressenden Gespenst geworden, und ein wahnsinniger Hunger lechzt aus seiner Zunge. So sitzt ein uralter hohlaugiger Geyer auf den schönen Marmorgliedern einer antiken Statue, staunend, daß ihm in seinen alten Tagen noch ein so edler Fraß aufbewahrt geblieben, und grimmig vor Wuth, da das harte Gestein seinem triefenden Schnabel widersteht.

Wir wollen zuerst das reine Faktum des Raubes in Erwägung ziehen, ehe wir vom Gegenstand und von den Motiven desselben reden. Der Geh. Kirchenrath Paulus in Heidelberg hat es mit seiner Moral zu vereinigen gewußt, einen literarischen Diebstahl am Geh. Rath von Schelling in Berlin zu begehen, indem er ohne dessen Wissen und Willen Vorlesungen desselben abdrucken und auf eigne Rechnung im Buchhandel verkaufen ließ. Wenn ein Mann von ehrwürdigem Alter, ein angesehener Würdenträger der Kirche dergleichen thut, was soll man von der literarischen Jugend erwarten! Bis wohin wird die Korruption unsrer Presse führen, wenn Greise ein solches Beispiel geben!

Unzweifelhaft sind akademische Vorlesungen das Eigenthum dessen, der sie hält, und hat Niemand das Recht, sie drucken zu lassen, als er selbst. Wer sie drucken und sich dafür bezahlen läßt, eignet sich fremdes Eigenthum zu und ist im gemeinsten Sinn des Worts ein Dieb. Wer sie aber vollends in der unvollkommenen Weise, wie Vorlesungen gehört und nachgeschrieben zu

werden pflegen, ohne Revision des Autors abdrucken läßt, der ist noch überdieß ein Fälscher und greift nicht nur in das Eigenthumsrecht des Autors ein, sondern thut auch dem moralischen Wesen desselben Abbruch, indem er sich seines Namens und seiner Autorität bedient, um ihn durch sich selbst zu verkleinern, herabzuwürdigen und vor der Welt in einem falschen Licht erscheinen zu lassen. Ein Diebstahl dieser Art ist daher noch ruchloser und strafwürdiger, als der eines schon fertigen und vom Autor selbst beglaubigten Manuscripts. Noch mehr aber gravirt ihn der Umstand, daß akademische Lehrer ein sehr natürliches und unumgängliches Interesse haben, ihre Vorlesungen dem Druck so lange vorzuenthalten, bis sie aufhören, durch mündliche Belehrung zu wirken. Denn abgesehen davon, daß das Ablesen schon gedruckter Bücher etwas Ueberflüssiges seyn würde, so wohnt auch dem lebendigen wiederholten Vortrage desselben Gegenstandes eine Kraft und ein Segen bei, die auf Universitäten nicht genug gepflegt und in Ehren gehalten werden können. Der Geist bildet in freier Rede vor theilnehmenden Zuhörern seinen Gegenstand weit mehr durch, als einsam vor dem Schreibpult. Wer nun den akademischen Lehrer außer Stand setzt, je seinen neuen Zuhörern etwas ihnen Neues vorzutragen und wer jenen Entwicklungsprozeß der Lehre durch voreiliges Abdrucken unterbricht und stört, greift in die heiligsten Rechte des Lehrers und in die uralteste und unzerstörlichste akademische Freiheit ein.

Paulus war selbst akademischer Lehrer. Wie würde es ihm gefallen haben, wenn man seine Vorlesungen gestohlen und abgedruckt hätte? Würde er nicht Himmel und Hölle gegen den Frevler aufgeboten haben? — Vielleicht auch nicht. Wer weiß, er hätte sie sich vielleicht gern stehlen lassen. Wenigstens gereicht es Herrn Schelling zum Trost, daß es der Mühe werth war, einen Diebstahl an seinem Geiste zu begehen, den am Geiste des Herrn Paulus zu begehen, Niemandem eingefallen wäre.

Ist der Diebstahl an sich moralisch verwerflich und schon nach gemeinem Rechte strafwürdig, so läßt er sich doch vielleicht in diesem besondern Falle durch irgend ein edles Motiv entschuldigen, nach dem bekannten jesuitischen Grundsatze: der Zweck heiligt die Mittel. Sollte Herr Paulus, der sich vor zwanzig bis dreißig Jahren zum ersten Jesuitenriecher in Germanien aufwarf, und überall welche roch, wo keine waren, jetzt auf einmal ein so guter Freund der Jesuiten geworden seyn, daß er sie nicht nur nicht mehr sehen will, obgleich sie in Schaaren angestürmt kommen, sondern sogar ihren obersten Grundsatz adoptirt? Genug, wir müssen ihm diesen Grundsatz aus reiner Billigkeit unterlegen, denn wenn er sich herabließ, eine schlechte Handlung zu begehen, sträubt sich doch die Ehrfurcht, die man dem Alter schuldig ist, eine andere Absicht dabei vorauszusetzen, als die beste.

Warum wird denn überhaupt Schelling von so vielen Seiten her so fanatisch angefeindet? Wir haben es unlängst, als wir ihn gegen Marheinecke vertheidigten, ausgesprochen. Er hat den unglückseligen Einfall gehabt, den positiven Glauben an die christliche Offenbarung durch philosophische Gründe unterstützen, mit der Philosophie der Religion dienen zu wollen. Das und nichts anderes ist das abscheuliche Verbrechen, welches man ihm nicht verzeihen kann.

Aber Paulus ist ja ein Doctor der Theologie, ein Kirchenlehrer, dem über ein halbes Jahrhundert hindurch die Bildung junger evangelischer Geistlichen anvertraut war. Wie sollte es möglich seyn, daß er einen Philosophen deßwegen, weil derselbe ein Christ seyn will, anfeinden könnte? Wie sollte er sich nicht vielmehr über die neue Durchdringung der Philosophie mit christlichem Geiste freuen? — Fragt ihn selbst, fragt ihn, ob er ein mißbilligendes Wort verloren hat über die zahlreichen Feinde, die der christlichen Religion in der deutschen Theologie und Philosophie erwachsen sind? Fragt ihn, ob er das Christenthum gegen die Schule Hegels vertheidigt hat. Fragt ihn, ob er in der edeln Entrüstung des Greises dem christlichen Sittengesetz das Wort geredet hat gegenüber der verdorbenen Jugend, oder ob er es nicht vielmehr vorgezogen hat, sich zum Advokaten eines Menschen aufzuwerfen, der Christum einen Judenjungen genannt und die offenste Unzucht gepredigt?

Es gibt mehr als einen Doctor der Theologie und kirchlichen Würdenträger, der diese feindliche Stellung gegen das Christenthum eingenommen hat. Marheinecke schloß sich eng an die antichristliche Lehre Hegels an und warf sich zum Advokaten eines Menschen auf, der in frechster Gotteslästerung alles überboten, was je in Deutschland von dieser Art geschrieben worden. Sein Votum für Bruno Bauer ist als ewiger Schandfleck der evangelischen Kirchengeschichte in die Annalen des neunzehnten Jahrhunderts eingetragen. Solche Männer befinden sich nun einmal an der Spitze der evangelischen Kirche und haben einen Anhang, der zu ihrer langen akademischen Wirksamkeit im Verhältniß steht. Nur der kann sich darüber wundern, der die Geschichte der deutschen Theologie nicht kennt. Man glaubt sich allerdings in der verkehrten Welt zu befinden, wenn man sieht, wie gerade in der Priesterschaft der irreligiöse Geist um sich greift, während die Laien frommer werden, und wie gerade in der Theologie der Antichrist am hartnäckigsten festsitzt, während sich die Philosophie dem christlichen Offenbarungsglauben wieder zuneigt. Es ist eine Ironie der

Weltgeschichte, daß die Pole des geistigen Lebens diese Umkehr erleiden mußten; allein alles ist natürlich so gekommen.

Das philosophische Jahrhundert, oder das der französischen Revolution, verwarf das Christenthum als alten Aberglauben. Die Katholiken gingen damals viel weiter als die Protestanten. Im katholischen Frankreich wurde die Religion auf einige Zeit ganz abgeschafft; im katholischen Deutschland untergruben die Illuminaten den Glauben an alles, was den Vätern jemals heilig gewesen. Die Protestanten hielten mehr an sich und die Tonangeber in ihrer Theologie sahen zwar ebenfalls den Untergang des Christenthums voraus, wollten aber wenigstens die Moral retten und die Völker ohne eine gewaltsame Krise aus dem christlichen Glauben in das philosophische Wissen gleichsam unbemerkt hinüberführen. Dieß war die Aufgabe der sogenannten Rationalisten oder Vernunftchristen, denen Paulus, eines ihrer thätigsten Häupter, insbesondere den Namen der Denkgläubigen schöpfte. Er wollte mit dem neuen Namen so viel sagen, als, die Leute sollen, während wir sie denken lehren, einstweilen sich noch einbilden, sie glaubten, bis sie im Denken so weit vorgeschritten seyn werden, daß sie gar nicht mehr glauben und nur noch denken. Um nun aber aus dem Geglaubten ein Gedachtes zu machen, wurden die sogenannten natürlichen Erklärungen der Bibel beliebt. Alles Wunder, alles Geheimniß wurde weggeklügelt. Jesus selbst, oder wie der alte Voß las, der Herr Jäsus, wurde Sokrates der Zweite, ein aufgeklärter Lehrer, der sich jedoch, um der Schwachen in Israel willen, zuweilen zu kleinen unschuldigen Betrügereien herablassen mußte, die man dann Wunder zu nennen beliebte.

Von diesem Standpunkt aus sah man vergnügt die alten Orthodoxen absterben und verhöhnte die neuen Pietisten, als lächerliche und wenig gefährliche Schwärmer. Eine wirkliche Gefahr, d. h. ein Wiederaufleben des vollkräftigen und durch keine rationalistische Taschenspielerei mehr escamotirten Glaubens an die christliche Offenbarung witterte man erst in der Restauration der katholischen Welt. Daher die Jesuitenriecherei unmittelbar nach den großen Kriegen, wobei man keineswegs immer auf eigentlichen Jesuitismus, sondern häufig nur auf positives Christenthum fahndete. Mochten es inzwischen die Jesuiten auf dem katholischen Gebiete so weit bringen, als sie wollten, es verschlug noch nichts, wenn nur das protestantische Gebiet dem Rationalismus gesichert blieb. Aber auch hier gestaltete sich alles anders, als man gehofft. Der Rationalismus erschien bald als etwas Veraltetes, Unzulängliches. Ein Theil der Protestanten wurde wieder orthodox, ein anderer Theil fand den von den Rationalisten eingeschlagenen Weg, der nur allmählig aus dem Christenthum herausführen sollte, zu langweilig und schwur plötzlich den Geist der französischen Revolution herauf, um auf radikale Weise zu verfahren. Dieß ist die neue von Hegel ausgegangene Philosophie, welche die Ueberlieferungen der h. Schrift für Mythen erklärt, sich offen vom Christenthum lossagt und zugleich dem Kommunismus in die Hände arbeitet.

Den Rationalisten war es nicht gerade angenehm, sich von einer jüngern kühnern Schule überholt zu sehen; eine Zeitlang verhielten sie sich neutral, die kräftigsten unter ihnen zogen aber doch die neuen Ungläubigen den Altgläubigen vor. Daher die Uebereinstimmung eines Paulus mit einem Marheinecke.

Bisher hatte der Rationalismus sehr viel Boden auf dem rein theologischen Gebiet verloren, allein das philosophische Gebiet war ausschließlich von den Feinden Christi besetzt geblieben und schien ein unüberwindliches Bollwerk zu seyn, vor dem alle Angriffe der katholischen wie der protestantischen Gläubigkeit scheitern müßten. Nun fällt es aber Schelling ein, gerade mitten in dieser festen Burg der Philosophie die Fahne des Offenbarungsglaubens aufzupflanzen. Etwas ganz Unerwartetes, Unerhörtes! Was bedurfte es mehr, um die ganze Wuth und den tiefsten und unversöhnlichsten Haß aller derer gegen ihn zu waffnen, die den Sieg des Unglaubens über den Glauben an die Treue geknüpft hatten, mit welcher die Philosophie immer und ewig allein dem Unglauben ergeben bleiben sollte.

Hieraus und nur hieraus erklärt sich die wüthende Polemik, die sich gegen Schelling erhoben hat. Mit der Voraussetzung von gelehrtem Neid, altem Privathaß ꝛc. kommt man nicht aus. Es handelt sich hier von etwas Allgemeinem, vom Sieg oder von der Niederlage des christlichen Prinzips in der Philosophie.

Und nur um diesen Sieg des christlichen Prinzips in den philosophischen Schulen Preußens zu verhindern, hat Paulus den Diebstahl an Schelling begangen und seine Vorlesungen entstellt und mit einem Kommentar voll Gift und Haß herausgegeben. Das ist der Zweck, der ihm das Mittel zu heiligen schien. Wahrlich, wir befinden uns hier in einer sehr heiligen Atmosphäre. Mittel und Zweck und Buch und Mann, alles athmet eine Heiligkeit, vor der sich ein ehrlicher Mann wohl die Nase zuhalten darf.

Wie Paulus die gestohlnen Hefte bearbeitet, kann man sich nach diesen Voraussetzungen denken. Der Haupteffekt, auf den er hinarbeitet, ist, zu zeigen, daß die Schellingische Philosophie eine dunkle, confuse und völlig unpraktische Scholastik sey, wogegen seine Denkgläubigkeit sich durch die klarste und populärste Verständlichkeit

und Anwendbarkeit empfehle. Wir wollen nun nicht leugnen, daß seine Denkgläubigkeit, einfach aber geschmacklos, wie sie ist, für eine gewisse Gattung von Gevatter Schneider und Handschuhmacher erträglich passen mag, denn es gibt in der Geographie der Seelen Gegenden von etwas platter Beschaffenheit, wo die Natur ungewöhnlich nüchtern und nirgends ein Berg zu sehen ist. Allein es wäre schlimm, wenn es überall so wäre. Neben jenen Niederungen gibt es auch Höhen, wo alle Formen großartiger und reicher hervortreten. Und so gibt es neben dem platten Rationalismus auch zum Glück noch eine christliche Philosophie, die sich in höhere Regionen erhebt und in tiefere Geheimnisse eindringt. Man hat sie Gnosis, Scholastik, Mystik genannt; ihre Geschichte ist so alt wie das Christenthum selbst, und doch ist sie noch nie vollendet worden. In ihren reichen Entwicklungen hat sich das Tiefste, was im Menschengeiste schlummert, offenbart, das reinste Licht des Gedankens, aber auch die heißeste Flamme der heimlichsten Begierde. Neben den größten Meistern des Gedankens und die sich am innigsten und mit reinster Seele in die Betrachtung des Ewigen vertieft, kamen auch Schwärmer, heißblütige Phantasten und Irrlehrer auf. Das ist begreiflich, aber um dieser schlimmen Ausnahme willen die Sache selbst, die christliche Philosophie zu verdächtigen und alles Dogmatisiren, jede Meditation über die christlichen Mysterien verbieten zu wollen, ist wahnsinnig. Was wäre das für eine Freiheit, wenn sogar die Gedanken an Gott der Censur unterworfen würden, wenn Niemand mehr sich in die Erforschung des göttlichen Wesens versenken dürfte, ohne von Herr Paulus peinlich angeklagt zu werden.

Schon das allein, daß Schelling gleich den ehrwürdigsten Scholastikern und Mystikern des Mittelalters eine Philosophie der christlichen Dogmen wagt und dieselbe vom philosophischen Standpunkt anerkennt (während es die Aufgabe der neuen Philosophie war, jene christlichen Dogmen verächtlich zu ignoriren oder als Unsinn zu bezeichnen) schon das allein wird ihm zum Verbrechen gemacht. Ob er seine christliche Philosophie mit Tiefsinn, Geschmack, dialektischer Meisterschaft, zur Befriedigung der strengen Christen einer-, der gebildeten Geister andrerseits durchgeführt oder nicht, ist Nebensache; es ist schon genug, daß er überhaupt christlich philosophirt, um ihn zu verdammen. Wenn er heidnisch philosophirte, wie Hegel, so würde Herr Paulus kein böses Wort über ihn sagen.

Auf der andern Seite wird derselbe Schelling auch von den Ultramontanen angegriffen, und das muß bemerkt werden, weil es sehr deutlich zeigt, um was es sich überhaupt hier handelt. Die Ultramontanen sind eifrige Freunde der christlichen Philosophie und Scholastik, aber sie betrachten dieselbe als ihr Monopol und wollen nicht leiden, daß sich die Protestanten derselben bemächtigen. Sie gönnen den Protestanten die Philosophie des Unglaubens, um desto sicherer mit ihrer Philosophie des Glaubens den Sieg davon zu tragen. Alles was sie daran erinnert, daß bei den Protestanten auch ein fester Grund, ein positiver Glaube sey, ist ihnen verhaßt. Sie überreden sich und wollen die Welt überreden, bei ihnen sey der Glaube allein und bei den Protestanten der Unglaube. Deßhalb ist es ihnen sehr zuwider, daß ein christlicher Philosoph unter den Protestanten auftritt. Es handelt sich dabei, wenn man aufrichtig seyn will, um ein einziges Dogma. Wenn die protestantische Scholastik den Papst als den rechtmäßigen Statthalter Christi anerkennen würde, so dürften ihre Meditationen über die Dreieinigkeit rc. wohl in München Gnade finden.

Dieß alles erwogen, hat Schelling ganz und vollkommen recht, wenn er sein Auftreten in Berlin ein entscheidendes nennt. Das Schicksal der deutschen Philosophie wird in der That davon abhängen, ob unter den Protestanten eine Durchdringung der Philosophie mit christlichem Geist möglich ist, oder nicht. Ist sie nicht möglich, siegt im Protestantismus die Negation, so wird dem Katholicismus durch die bei ihm allein überwiegende Positivität ein unberechenbarer Vortheil erwachsen und die Waagschale des Geistes überhaupt wird sich auf diese Seite neigen. Es handelt sich hier durchaus nicht um Schellings Person, sondern um eine Hauptfrage der Zeit. Die feindlichen Parteien, die das Aufkommen einer christlichen Philosophie im Protestantismus um jeden Preis verhindern wollen, sey es vom rationalistischen und hegelschen oder vom ultramontanen Standpunkt aus, bemänteln dieß und stellen Schellings Person voran, als ob es sich ausschließlich nur von ihr handelte, und sie verleugnen absichtlich die Wichtigkeit des Moments, und legen es Schelling, wenn er diese Wichtigkeit erkennt, als bloß persönliche Ruhmredigkeit aus.

Es wird sich nun zeigen, ob in der protestantischen Welt Haltung und Besinnung genug ist, um diese Angelegenheit recht zu erwägen und zum Gedeihen der evangelischen Confession und der Nationalinteressen durchzuführen, oder ob die blinde Menge, unfähig, die Dinge in ihrem Zusammenhange zu beurtheilen, von frechen Schreiern betäubt, Schellings Sache fallen lassen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 112.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 3. November 1843.

Taschenbuch.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Naumer. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1844.

Es enthält dießmal sechs Beiträge. 1. Die Geschichte Katzianers, des unglücklichen kaiserlichen Feldherrn, der, gegen die Türken sieglos, zur Untersuchung gezogen und endlich zum Verrath hingetrieben, eben zu den Türken übergehen wollte, als er selbst verrathen und geopfert wurde, hier sehr ausführlich erzählt von Johannes Voigt. 2. Die lezten Zeiten des Johanniterordens von Alfred Reumont, eine sehr interessante Abhandlung, worin die Uebersiedlung des Ordens von Jerusalem nach Rhodus, von da nach Malta, endlich die Eroberung Maltas durch Bonaparte, die Abtretung der Insel an England und die neueste Geschichte des Ordens umständlich dargelegt wird. Der Ordenshochmeister auf Malta, unter dem im Jahr 1798 der Orden seine traurigste Katastrophe erlebte, und der durch Verrath hauptsächlich der französischen Ordensritter die Insel an Bonaparte verlor, als derselbe nach Aegypten fuhr, dieser unglückliche Hochmeister war der deutsche Baron Hompesch. Eine Zeit lang nahm sich Kaiser Paul von Rußland des vertriebenen Ordens an, doch starb er zu früh. Auf dem Wiener Congreß machte der Orden vergebliche Versuche, seine Souverainetät wieder zu erlangen. Es wird unsern Lesern von Interesse seyn, wenigstens die lezten Schicksale des Ordens hier zu lesen: „Mittelst Allerhöchster Entschließung an den Erzherzog Vicekönig der Lombardei vom 15. Januar 1839 rief der Kaiser von Oestreich den Johanniterorden, „welcher sich um viele Gegenden von Europa während seiner langen Dauer so verdient gemacht hat und von den Bewegungen der Zeit getroffen worden ist,“ in seinen italienischen Staaten wieder ins Leben. Als Eigenthum des erwähnten Ordens bestimmte der Kaiser die Kirche der Malteserritter und das alte Lokale des Priorats in Venedig als Sitz des neuen lombardisch-venetianischen Priorats, mit jährlicher Dotation von 2000 Fl. aus dem Staatsschatze als Prioratscommende. Die adeligen Familien des Landes wurden zugleich ermächtigt, über die Gründung der betreffenden Commenden mit den Ordensvorstehern in Unterhandlung zu treten, um dem Priorat eine entsprechende Ausdehnung zu geben. * In Folge desselben haben mehrere lombardisch-venetianische Familien Jus-Patronatscommenden gestiftet und mit liegenden Gütern dotirt. Im Königreich Beider Sicilien stellte ein königliches Dekret vom 7. December 1839 den Johanniterorden in allen seinen Rechten wieder her. Acht Commenden von den einige Jahre zuvor eingezogenen, welche während dessen, abgesondert von den übrigen Domainen, verwaltet worden, wurden dem Orden übergeben und als dessen bleibendes Eigenthum anerkannt. Auch hier wurden Privatpersonen ermächtigt, Jus-Patronatscommenden zu gründen, mit dem Vorbehalt, daß nur königliche Unterthanen den Genuß derselben haben sollten. ** Modena folgte diesem Beispiele. Durch einen Erlaß vom 15. Juni 1841 stiftete der Erzherzog-Herzog zwei Commenden, indem er sich bei einer derselben die Ernennung reservirte. Mittelst einer Notifikation vom 14. Juni 1842 wurden sodann solche, die geneigt seyn möchten, als Cavalieri professi di giustizia um diese Commenden sich zu bewerben, aufgefodert, im Laufe des Juli sich zu melden und ihre Ansprüche zu legitimiren. *** Der Sitz des Magisteriums oder der sogenannte Convent des Ordens ist, wie schon oben bemerkt, seit dem Jahre 1834 in Rom, in einem in der Via Condotti, nicht weit vom spanischen Platz gelegenen Palaste. Hier wohnt der einstweilige Chef, der, wie gesagt, den Titel eines Statthalters des Magisteriums führt

* Gazzetta di Milano, 1839, 28. Jan. — Oestreich. Kais. privil. Wiener Zeitung, 1839, 5. Februar.

** L. Bianchini, Storia economico-civile di Sicilia. Palermo, 1841. II. 106.

*** Diario di Roma, 1842, No. 56.

und gegenwärtig vom Papste, als geistlichem Oberhaupte des Ordens, erwählt wird. Außerdem leben im Convent folgende Ordensglieder, welche den, die Verwaltung besorgenden, Rath bilden: der Vicekanzler, der Sekretär des Schatzes, der Einnehmer, der Direktor des Spitals und der Bibliothekar. * Die Ernennung zu den Commenden geschieht in der Regel nach der Anciennität, übrigens hat der Statthalter jezt eine sehr ausgedehnte Gewalt über den Orden, die nur durch die Gesetzgebungen der Länder, in denen Commenden liegen, nicht aber durch Ordensglieder selbst beschränkt wird. Im Königreich Böhmen zählt der Johanniterorden 8 bis 10 Commenden, im östreichischen Italien 4, im Kirchenstaat 15 bis 20, in den Herzogthümern Parma und Modena 5, und 12 im Königreich Beider Sicilien. Die Jus-Patronatscommenden sind nicht mit einbegriffen. Böhmen und der Kirchenstaat haben Großprioren, die Lombardei (wozu auch die Commenden in den Herzogthümern gerechnet werden) Prioren. ** In Rom hat der Orden drei Kapelläne, von denen einer Prior und Pfarrer der Kirche ist; auch bei den übrigen Prioraten sind Kapelläne angestellt. Am Wiener Hofe wird der Johanniterorden durch einen Gesandten vertreten; vor der Verlegung des Convents nach Rom hatte er auch am päpstlichen Hofe einen Bevollmächtigten, wie einen andern zu Paris vor der Julirevolution. In Modena ist neuerdings ein Geschäftsträger accreditirt worden. *** Auf dem Aventin, dem steilsten Hügel Roms, dicht am südwestlichen Abhange, steht die Kirche des Johanniterpriorats, Sta. Maria Aventina oder del Priorato genannt, mit einem anstoßenden, jezt verlassenen Kloster. Wann sie an den Orden kam, ist ungewiß; Pius V. ließ sie wieder herstellen, der Card. Rezzonico, Clemens XIII. Neffe und Großprior von Rom, erneuerte sie gänzlich nach dem Plane des berühmten Zeichners und Kupferstechers Piranesi, der ein barokes, mit Ornamenten aller Art überladenes und sehr geschmackloses Werk geliefert hat. Ueberall sieht man das Johanniterkreuz; das Denkmal des Großmeisters Caracciolo und die mehrerer Ritter erinnern an die frühere Zeit. In dem sorgsam gepflegten Garten, dessen hohe dichte Lorbeerhecken einen schattigen Laubgang bilden, der die Aussicht auf den Petersdom gewährt, wiegt eine schöne hohe Palme ihre schweren Aeste in der Luft. Von der Platform vor der Kirche aus, oder von der Balustrade des Gartens, wo man tief unten vor sich die Tiber sieht, die hier den immer mit Fahrzeugen bedeckten Hafen von Ripagrande bildet, das Flußzollamt und das große Hospiz S. Michele, hat man eine schöne und ausgedehnte Aussicht auf den Vatican, auf den langgestreckten Janiculus mit seinen Kirchen, Klöstern und Villen, auf das südliche öde liegende Ende Roms, den Scherbenberg und die Pyramide des Cestius, und auf die weite Ebene, in welcher, nahe am Ufer des gelben Stroms, St. Paul aus den Trümmern in verjüngter Pracht wieder emporsteigt. Während die Zeitverhältnisse dem Orden nicht gestatten, seinem vierten Gelübde, dem Kampf gegen die Ungläubigen, treu zu bleiben, hat derselbe sich dem ersten und ursprünglichen Zweck seiner Stiftung, der Krankenpflege, wiederum gewidmet. Der Bailli Candida hat die günstigeren Umstände der lezten Jahre benuzt, um eine großartige Anstalt zu gründen, welche der Thätigkeit des Ordens ein neues Feld eröffnet. Am 1. September 1841 wurde in Rom das Militärspital der Johanniter im Beiseyn des Papstes eröffnet. An der Sixtusbrücke liegt ein großes Gebäude, welches einst ein Hospiz für dürftige Geistliche und unter dem Namen der Cento preti bekannt war. Dieß Lokal wurde dem Orden zum Behuf der Einrichtung eines Spitals überlassen, worin kranke Militärs, die man früher nach den Civilspitälern sandte, aufgenommen werden sollten. Das Gebäude wurde vollständig ausgebessert und für die neue Bestimmung umgebaut: in 14 Sälen wurden 500 eiserne Bettstellen aufgestellt, Bäder, Küche, Wohnungen für die Beamten und Dienstleute u. s. w. eingerichtet. Ein Commandeur des Ordens, der daselbst wohnt, hat die obere Leitung: ein Vicesuperior, ein Ritter als Hausverwalter, zwei Kapelläne des Ordens als Prior und Viceprior sind ihm beigegeben; verschiedene Aerzte und Wundärzte und eine beträchtliche Zahl von Krankenwärtern und andern Personen versehen den gewöhnlichen Dienst. Der Orden übernimmt die vollständige Pflege und Beköstigung und erhält von der Regierung eine Vergütung von 2 Paoli (9 Ngr.) täglich für jeden Mann. Die größte Zahl der Kranken ist bis jezt 325 gewesen, die kleinste 184; in den ersten vier Monaten wurden 1595 Individuen aufgenommen. Chirurgische Krankheiten pflegen etwa ein Drittel auszumachen. *

* Diese Stellen sind sämmtlich durch Italiener besezt, und zwar durch die Commandeurs d'Aquino, Filippi, Borgia, Ghisilieri und Ciccolini.

** Großprior von Böhmen ist Carl Borromäus Graf Morzin, k. k. Kämmerer; Großprior von Rom der Cardinal-Staatssekretär Luigi Lambruschini; die Prioren der Lombardei und des sicilischen Königreichs sind Cappellari, Neffe des regierenden Papstes, und Borgia. — Das römische Priorat, welches über 5000 Scudi Einkünfte haben soll, pflegt vom Papste ex suprema auctoritate einem Cardinal verliehen zu werden. Längere Zeit besaß es der Card. Ruffo, der den Aufstand in Calabrien gegen die Franzosen organisirte, dann der Card. Doria Pamfilj.

*** Gesandter in Wien ist Franz Sales Graf v. Khevenhüller-Metsch; Geschäftsträger zu Modena der Marquis Carandini. Der lezte Gesandte in Paris war, so viel mir bekannt, der Bailli de Ferrette; in Rom der Bailli Bussi.

* C. L. Morichini, degli Istituti di publica carità ec. in Roma. II. Ediz. (Rom, 1842) I. 126 fg.

So hat sich denn seit einigen Jahren, wie aus der vorstehenden Darstellung sich ergibt, der Orden einigermaßen wieder gehoben. Es mag seyn, daß das fühlbar werdende Bedürfniß, dem Adel in seiner Reconstituirung zu helfen, dazu mitgewirkt hat. Ob eine eigentliche Wiederherstellung des Johanniterordens zur Erreichung dieses Zweckes beitragen kann und ob von einer solchen Wiederherstellung ein wesentlicher Nutzen zu erwarten seyn dürfte, mag dahin gestellt bleiben. Auf welcher Basis überhaupt der Orden reorganisirt werden soll — ob man ihm irgend einen Kreis nützlicher Thätigkeit anzuweisen geneigt seyn dürfte, oder ob er, gleich den östreichischen Commenden des deutschen Ordens, denen des Medizeischen Stephansordens und einigen Domstiftspräbenden, lediglich ein Institut zur Unterstützung einiger wenigen Familien seyn soll: darüber scheint man bis jezt nicht nachgedacht zu haben. Der Zweck, an welchen man vor einigen Jahren das Wiederaufleben des Ordens als unabhängige Corporation mit dem Besitz einer der größern griechischen Inseln, etwa Rhodos oder Cyperns, knüpfen wollte — die Sicherung des Mittelmeers vor den Barbaresken ist durch die Eroberung Algiers und die Zerstörung der Seeräuberei auf andern Wegen erreicht worden. In dieser Ungewißheit aber hat man dennoch wohl daran gethan, ein Institut, dessen Name allein so schöne Erinnerungen weckt, nicht ganz untergehen zu lassen, sondern, wenn auch nur durch eine Unterstützung, die keinerlei Mißgunst erregen kann, aus seinem Verfall emporzuheben. Vielleicht kommt die Zeit, wo der Orden sich wieder nützlich zeigen kann."

Diese beiden Aufsätze allein nehmen die Hälfte des Taschenbuchs ein. Dann folgen noch kleinere Aufsätze: 3. Goethes Mutter, von Jacob. 4. Leibnitz in seinem Verhältniß zur positiven Theologie, von Böckh mit dem sinnigen Schlußwort: „Die Philosophie, mittelmäßig gekostet, entfernt uns von Gott; aber diejenigen, welche sie ergründen, führt sie zu ihm zurück." 5. Die Gründung der Universität Königsberg, von Ed. Gervais. 6. Prinz Leopold von Braunschweig, der bei Frankfurt in der Oder sein Leben verlor, indem er bei einer Ueberschwemmung Menschen retten wollte, von G. W. Keßler.

Novellen.

1) Schooßsünden. Novelle von Carl Bernhard. Leipzig, J. J. Weber, 1842.

Ein sehr guter Roman, voll feiner Ironien. Der Held desselben ist einer jener sentimentalen Stutzer, von denen die gute Gesellschaft gegenwärtig wimmelt, nämlich jener Heirathsfähigen, die sich in der Langenweile ein Vergnügen und Geschäft daraus machen, mit mehreren tugendhaften Mädchen zugleich oder nach einander anzubinden, ihnen die Perspektive einer Heirath zu eröffnen, ohne sich jedoch zu verpflichten, und eine nach der andern sitzen lassen. In der Regel sind die armen Mädchen die betrogenen und die herzlosen Gecken haben die Lacher auf ihrer Seite. Allein unser Dichter übt die poetische Gerechtigkeit aus und läßt dem Stutzer seine gerechte Strafe werden, indem die Schönen, denen er den Hof macht, zeitig genug seine Unzuverläßigkeit inne werden und eine nach der andern ihm den Korb geben.

2) Gesammelte Novellen von Theodor Mügge. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Auch recht gute Erzählungen. Der Verfasser hat eine viel lebhaftere Phantasie und wärmeres Colorit, als die meisten deutschen Novellisten. Nur eine kleine Probe: „Am nächsten Morgen nahm die Familie in dem Tempel und den anstoßenden Treibhäusern des parkartigen Gartens, der zum Palais des Barons gehörte, das Dejeuner ein. Recha ging mit hastigen Schritten unter den alten Bäumen fort. Sie trug ein aufgestecktes Reitkleid, einen Kastor mit langem, silbergesticktem Schleier und eine zierliche Peitsche, mit welcher sie die Blätter heftig von den Bäumen hieb. Die Gesellschaft mit ihrem gewöhnlichen Treiben ermüdete sie; sie hatte sich davon gemacht und lächelte über das laute Klopfen ihres Herzens, als sie Richards festen, schnellen Schritt hinter sich hörte. Daß er nachkommen sollte, deßhalb war sie gegangen; daß er es mußte, wußte sie, und doch sah sie sich nicht um und schien zu fliehen, denn sie eilte durch die grünen Gehege, den Kopf stolz in den Nacken geworfen, mit den glücklichen Augen den Flug der kleinen Wölkchen verfolgend, leicht hinschwebend in der Trunkenheit eines Entzückens, das ihr ungestümes Herz kaum bändigen konnte. So erreichte sie den kleinen künstlichen Hügel am Ende des Parks, einen jener alterthümlichen Erdaufwürfe, mit Fliederbüschen umzogen, wie sie sich in Gärten nach altenglischem Geschmack finden, Schneckenberge in der Volkssprache genannt, durch welche man kleinen und oft kleinlichen Anlagen Fernsichten zu verschaffen suchte. Hier ragte der Hügel über die Stadtmauer hinaus und gewährte den Blick auf einen Theil der Vorstadt, auf Landhäuser und Kornfelder, auf die fernen Windungen des Stromes und die weißen flatternden Segel seiner Schiffe. Recha war auf die Bank gestiegen, sie lehnte den Arm an den niederhängenden Ast einer alten Akazie, und blickte mit Spott und Trauer über die stille, sonnigwarme Herbstlandschaft. Hab' ich meinen lieben Flüchtling endlich gefangen? sagte Richard und faßte ihre Hand. Sie blickte zu ihm nieder mit einer reizenden Mischung von Freude und Wehmuth. Reden Sie, Vetter Richard, flüsterte sie, würden sie diesen Flüchtling überall verfolgen? Durch die ganze

Welt! erwiederte er zärtlich. Ich könnte nicht wohnen in diesem Lande! rief Recha, und mit einer heftigen Bewegung legte sie beide Hände auf seine Schultern. O, Richard! ja, ich will Dir gehorsam seyn, Du hast mein Herz so umgewandelt, daß es allen Zorn und Ernst verloren hat, daß es demüthig wie eine Magd zu Dir ruft: Liebe mich wieder, wenn ich länger leben soll. Sie redete nicht weiter, denn ihre Stimme brach, aber ihre Augen sprühten in dem Feuer der Leidenschaft, und so sprang sie von der Bank, nahm seine Hände, die sie in den ihren zusammenpreßte, und sagte: Nein, Du stolzer Mann, ich will mit Dir wie eine Freie, Gleiche, unterhandeln, nicht wie eine Besiegte. Daß ich Dich liebe, daß ich Dich wie einen Gott verehre, wie wollte ich es leugnen. Bin ich Dir doch nachgezogen über Meer und Land, wie Clorinde ihrem Tankred. Aber, ach! mein Panzer war längst geschmolzen und meine Brust ohne Schutz. Nun will ich, wie die schönen Feen der alten Zeit, Dich mit mir nehmen in die grünen Berge Northumberlands."

Von so durchsichtiger Klarheit finden sich sehr viele Genrebilder in den Romanen und Novellen Müggés.

3) Aus der Residenz. Schicksale eines Fürstensohnes. Zwei Bände. Breslau, Kern, 1843.

Einem unglücklichen Liebespaar gelingt es, nach langen Mühen und Kämpfen, durch eine gelungene Entführung, indem der oft zurückgesezte und gefährdete Liebhaber endlich seine bereits dem Kloster bestimmte Geliebte abführt, auf einem Schiffe aus Italien zu entkommen und ungestört ihres Glückes sich zu freuen.

4) Monaldi. Eine Erzählung aus dem Englischen des amerikanischen Malers Washington Allston, übersezt von Kahldorf. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Der Ueberseßer, ein bekannter nach Amerika gewanderter Deutscher, spricht sich in der Vorrede gelegentlich sehr bestimmt über die Corruption der Nordamerikaner aus und sagt: „Man träumt von der angloſächsischen Race, als der vorzüglichsten Europas, und behauptet, daß man hier von ihr abstamme. Ich, der ich in gerader Linie von der besten Sorte Angelsachsen, die einst England eroberten, meinen Ursprung herleiten kann, ich, ein ostfriesischer Abkömmling, hege dagegen den Glauben, daß das romanisch-normannische, und nicht das reine, stille sassische Blut, das Leben hier mit jener Wolfsgier nach Besitz angesteckt habe. Wie einst das römische Blut der Wölfin in alle romanische Nationen überging, so ging es auch nach England direkt, und zum zweiten Male durch die romanisirten Normannen über. Wenn Du Dir nun vorstellst, daß man hier unter lauter Souverainen lebt, und daß, wer nicht ein Souverain ist, ein Sklave ist, so magst Du Dir selbst denken, wie nöthig es ist, diese Masse von souverainem Stoff durch die positivsten Religionsdogmen einigermaßen in Ordnung und Zucht zu halten. Durchdringt nicht das christliche Prinzip die Souverainetät, so ist Tyrannei an der Tagesordnung. Aber damit soll dem Leben hier nichts von seiner Vortrefflichkeit genommen werden. Eins steht doch, höher als Alles erhöht in der amerikanischen Menschenbrust, und dieß ist der aus der alten Welt hieher geflüchtete Grundsatz von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Rechte der Person. Dieß zu fühlen, mit unaussprechlicher Dankbarkeit diese Wohlthat anzuerkennen, muß man hier zu leben gezwungen werden." — Die Erzählung selbst ist ein wenig raffinirt, ein echt italienisches Bild voll boshafter Intriguen und Verbrechen, und durchaus entfernt von der Offenheit, die den Nordamerikaner selbst noch in seinen Fehlern auszeichnet. Der Held der Erzählung wird durch eine arglistige Veranstaltung dahin gebracht, an der Treue seiner unschuldigen Gattin zu zweifeln und als die Intrigue entdeckt wird, ist es schon zu spät, sein Herz von Kummer und Lebensüberdruß gebrochen.

5) Die Wittwe von Frances Trollope. Nach dem Englischen von A. Freiherrn von T. Fünf Bände. Die Wittwe wieder verheirathet. Von demselben. Vier Bände. Stuttgart, Weise und Stoppani, 1842.

Dieselbe Dame, die Amerika und Deutschland so glücklich geschildert hat, ergeht sich hier mit einer wahrhaft mütterlichen Behaglichkeit in der eigenen Heimath und entwirft ein äußerst heiteres und ausführliches Familien- und Sittengemälde, in dessen Vordergrund die gutherzige Wittwe steht. Gegenüber den studirten Entsetzlichkeiten und Unsittlichkeiten der meisten neuern Romane thut ein solches Genrebild aus der guten Gesellschaft, worin noch der Frieden der guten alten Zeit wohnt, ganz wohl.

6) Justin. Roman von L. Mühlbach. Leipzig, Fritzsche, 1843.

Der junge Herr Baron Justin wandert mit dem schönen Fräulein Luzie, die von Jugend auf eine große Naturfreundin war, aus dem intriguevollen und unnatürlichen Europa aus und läßt sich im ewigen Frühling Südamerikas auf einer lieblichen Palmeninsel im See Tacariqua nieder, und kehrt auch nicht mehr von da zurück, obgleich unterdeß dem Baron ein reiches Erbe geworden und Fürstengunst ihn zur Umkehr zu locken sucht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 113.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 6. November 1843.

Geschichte.

1) Geschichte der Hohenstauffen und ihrer Zeit von Friedrich von Raumer. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In sechs Bänden. Leipzig, Brockhaus, 1840—1842.

Unter dem sehr Vielen, was Herr von Raumer geschrieben hat, bleibt die Geschichte der Hohenstauffen immer sein Hauptwerk. Es hat seinen Ruhm begründet, es hat in der deutschen Geschichtschreibung Epoche gemacht und eine große Menge anderer Werke veranlaßt, durch welche das Mittelalter gründlicher, als es früher der Fall war, aufgehellt worden ist. Das Bedeutende in der Erscheinung dieses Werkes liegt darin, daß es zur rechten Zeit zum erstenmal wieder auf eine früher nur allzu sehr vernachläßigte und vergessene Periode der deutschen Geschichte aufmerksam und an den Glanz des Kaiserthums erinnert hat. Wir sagen zur rechten Zeit, weil erst seit den großen Kriegen Deutschlands mit Napoleon der Gedanke an die Nationaleinheit wieder erwacht ist, und zugleich auch weil erst in unsern Tagen wieder der große Streit zwischen Staat und Kirche sich erneuert hat, in welchem es wohl Noth thut, den Geist jener herrlichen Hohenstauffen heraufzubeschwören.

Während jeder kleine und kleinste deutsche Reichsfürst die Geschichte seines Hauses durch langweilige Historiographen in Quart und Folio abfassen, reichlich mit Urkunden und Kupfern ausstatten und auf dem Titelkupfer nie eine dickleibige Fama fehlen ließ, die mit vollen Backen in die Trompete stoßen mußte, um den Ruhm der kleinen Dynastie zu verkünden und ihren Ursprung wo möglich aus römischen Senatorengeschlechtern oder gar aus antidiluvianischen Zeiten herzuleiten, — blieben die großen Geschlechter unserer alten Kaiser vergessen, und während die Origines, das Aufkommen, die Haupt- und Staatsaktionen, die Ehren und Triumphe der noch regierenden größern Dynastien von consiliariis wetteifernd in ganzen Bibliotheken abgehandelt und breit geschlagen wurden, erfreuten sich die Karolinger, Ottonen, Salier und Luxemburger, weil ihre Geschlechter ausgegangen und kein Hofrath mehr etwas an ihrer Geschichte zu verdienen hatte, nur sehr spärlicher Aufmerksamkeit; und gerade das größte Kaiserhaus, das schwäbische, war mehr als alle andern vergessen. Ein ungeheures Schicksal hatte sich erfüllt, die größten Männer waren in Deutschland aufgestanden, hatten die Welt mit ihrem Ruhm erfüllt, um die größten Dinge war gekämpft worden; es hatte sich um nichts geringeres gehandelt, als um Deutschlands Primat in Europa, und durch den Sieg der römischen Kirche war Deutschland aufs tiefste verwundet und auf viele Jahrhunderte hinaus entkräftet worden. Die unglückselige Theilung Deutschlands, die Zerreißung eines großen und einigen Volks, unter vielerlei geistlichen und weltlichen, einander feindlichen Herrn, die Entstehung der Fürstenanarchie schreibt sich von jenen Zeiten her. Aus dem Siege der Kirche über das Kaiserthum und der welschen Tendenzen über die Deutschen kam Deutschland jedes Unglück und jede Schande, die es seit einem halben Jahrtausend hat leiden müssen. Aber das deutsche Volk hat das vergessen. Wie schrecklich täuschte sich der arme Conradin, als ihn, den lezten Sproß des größten deutschen Kaiserhauses ein elender Franzose unter den Auspicien des Papstes enthaupten ließ und er auf dem Schaffot voll edeln Todesmuthes die Hoffnung aussprach, seine Deutschen würden ihn rächen. Niemand hat ihn gerächt, ja sein Andenken verschwand dem deutschen Volke und wird erst in neuern Zeiten wieder aus Büchern hervorgegraben.

Das Verdienst nun gebührt Herrn von Raumer, der erste gewesen zu seyn, der jene große und für die Schicksale Deutschlands so wichtige Periode wieder in helles Licht gezogen hat. Wobei es gar nicht darauf ankommt, ob er auch in allen Einzelnheiten hinlänglich vollständig ist, oder nicht. Was etwa nachzuholen oder im Einzelnen

zu berichtigen ist, das findet sich schon, wenn nur ein großes Ganzes der Anschauung gegeben ist. Der Verfasser hat die neue Auflage vermehrt und verbessert, bemerkt aber mit Jean Paul, das Alter könne nicht ausbauen, sondern nur ausflicken, was die kühne Jugend aufgeführt. Ueberhaupt ist das Panorama jener Zeit so reich, daß schon einzelne Partien davon eine besondere Ausführung bedürfen und auch zum Theil schon gefunden haben (wie das Leben des Papstes Innozenz von Hurter).

Durch Raumers Beispiel angeregt, haben andere neuere Geschichtschreiber auch die übrigen ältern Kaisergeschlechter ans Licht gezogen und ist binnen zwanzig Jahren für Aufhellung der vorhabsburgischen Zeiten ungleich mehr geschehen, als je vorher. Das waren aber gerade die Zeiten, in denen Deutschland noch einig und groß war, und so möge es denn die Sympathie seyn, die uns zu ihnen hinzieht und möge das Wiedererwachen jener Erinnerungen verkünden, daß Deutschland auf dem Wege ist, zu seiner alten Größe und Einigkeit zurückzukehren.

2) Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. In drei Bänden. Von Jh. Voigt. Zweiter Band. Königsberg, Gebr. Bornträger, 1842.

Ein sehr zweckmäßiger Auszug aus dem großen Geschichtswerk, durch welches der Verfasser sich einen berühmten Namen gemacht hat. Wir haben schon früher mehreremal Gelegenheit gehabt, von den Vorzügen dieses Werkes bei Betrachtung seiner nach einander erscheinenden Bände zu sprechen, und wollen hier nur aus der Vorrede des zweiten Bandes die gewiß vielen unserer Leser interessante Erörterung der Frage hervorheben, woher der Namen Preußen komme?

Herr Voigt hat durch seine in diesem Gebiet wohlbegründete Autorität festgestellt, daß der Name Preußen aus dem Polnischen herzuleiten sey von po bei und Russi „die bei den Russen wohnen, Nachbarn der Russen." Schon vor ihm waren Hartknoch, Ostermeyer und Prätorius derselben Ansicht. „Man hat indeß in neuerer Zeit, bemerkt der Verfasser, diese Ableitung mehrfach angefochten und mitunter nicht ohne ein gewisses absprechendes Selbstvertrauen „für durchaus unrichtig erklärt." Wir wollen hören, wie die Angriffe gegen sie beschaffen sind und was sich darauf erwidern läßt. Man hat erstens den Einwurf erhoben, daß „die Zusammenstellung der Präposition po mit dem Namen von Völkern nicht der grammatischen Construktion der polnischen Sprache gemäß sey." Man stüzt diese Behauptung auf den Ausspruch des großen slavischen Sprachkenners Schaffarik, der in seinem Werke über die Abkunft der Slaven S. 100 sagt: „Das Wort Boruski ist offenbar slowenisch, eben so aus po, an, bei und Ros, R's, zusammengesezt, wie noch neulich Voigt den Namen der baltischen Prussen, Preußen, durch das slowenische Po-Russen richtig erklärt hat, wiewohl er dabei an die Russen dachte und Friedrichs II. wahre Ableitung vom Fluß Ruß, Rutta, Lutta bei Ravennas, Rhubon, Rhudon bei Ptolemäus u. a., bei den Alten wahrscheinlich der Bernsteinfluß, Eridanus, d. z. T. Memel, mit Unrecht verwarf. Zum Namen der Flüsse und Berge, nicht der Völker, sezt der Slowene po, vergl. Polabi, Posawci, Podunawje, Polesje, Pomorje, Pogorje, Pocerje u. a." Man fügt hinzu: Wenn der Pole ausdrücken wolle, daß Jemand bei oder in der Nähe eines Volkes oder anderer Menschen wohne, so gebe er es durch die Präposition u, bei, an. — Beleuchten wir diesen Einwand etwas näher, denn auf ihn legt man das meiste Gewicht. Vor allem steht fest und wird auch selbst von Schaffarik zugestanden, daß die Präposition po zur Bestimmung von Lokalverhältnissen in Betreff von Völkerwohnsitzen gebraucht worden ist und in gewissen Zusammensetzungen der Sprache nicht wiederstreitet. Das beweisen auch die Zusammensetzungen der Namen Pommern, Polaben, Polesien u. a. Wir fassen diesen Punkt auch für die Ableitung des Namens Preußen von Po-Russi als wichtig auf, wenigstens könnte er schon an sich als eine analoge Bestätigung derselben gelten. Zum andern aber drängt sich uns die Frage auf: von welcher Zeit gilt denn eigentlich Schaffariks Behauptung, daß die Präposition po nicht in Zusammensetzungen mit Völkernamen gebraucht werde? Er sagt: „der Slave sezt nicht po zum Namen der Völker." Er spricht also vom heutigen Gebrauch dieser Präposition. Nun ist aber bekannt, daß der Name Prussi uns zuerst zwischen den Jahren 997 und 1006 entgegen gebracht wird. Ditmar von Merseburg, der ums Jahr 1018 starb, kannte ihn schon und hatte ihn wahrscheinlich durch die Schicksale seines Freundes Bruno erfahren. Es fragt sich also: Kann nachgewiesen werden, daß der heutige grammatische Gebrauch der Präposition po, wie ihn Schaffarik angibt, auch schon im Anfange des 11ten Jahrhunderts festgestanden habe, daß wie heute, so schon damals diese Präposition nicht mit Völkernamen verbunden worden sey?

Doch gesezt, es wäre möglich, den verlangten Nachweis zu liefern, so würde er dennoch keineswegs ein schlagender Beweis für die Unrichtigkeit der erwähnten Ableitung des Namens Preußen seyn. Wenn die Präposition po mit Namen von Flüssen, Seen, Bergen und Ebenen zur Bezeichnung von Lokalverhältnissen für Völkersitze, wie nicht zu bestreiten ist, verbunden wurde, so

konnte dieß doch unbezweifelt auch bei Ländernamen der Fall seyn, denn nur, „wenn von lebenden Wesen die Rede ist," soll sie nie gebraucht werden können. Statt also zu sagen: der Name Prussi sey aus Po-Russi entstanden, könnte man nur annehmen, der Name Prussia habe seinen Ursprung von der Zusammensetzung der Präposition po mit dem Namen Russia, so daß also die Polen das Land Preußen, für welches sie noch keinen bestimmten Namen hatten, als ein Land nahe an oder bei Rußland, Po-Russia bezeichnet hätten. Der Name des Landes würde dann analogen Beispielen gemäß auf das dasselbe bewohnende Volk übergegangen seyn. Hier begegnen wir aber einem zweiten Einwurf, den man gegen die erwähnte Ableitung erhoben hat, der Frage nämlich: Konnten die Polen denn sagen, das Land, wo die Prussi wohnten, grenze an Rußland, es sey ein Land Po-Russia oder das nördlich von ihnen wohnende Volk seyen Po-Russi? Wußte man in Polen damals noch nichts von dem dazwischen liegenden Litthauen? Auf diesen Einwand antwortet theils schon Adam. Bremens. de situ Daniae c. 227, wo er von Samland, auf welchem seine Pruzzi wohnen, sagt: dieses Land sey eine terra contigua Ruzzis, also ein an die Russen grenzendes (vergl. Giesebrecht über die Nordlandskunde des Adam von Bremen in Schuberts Abhandl. der Deutschen Gesellschaft 3. Samml. S. 167), theils auch Ditmar Merseburgens. L. VI. 58 ap. Pertz Monum. German. T. III. p. 834, wo er von Bruno von Querfurt, den er seinen contemporalis et conscolasticus nennt, erwähnt: er habe das Wort des Evangeliums gepredigt in confinio praedictae regionis (Prussiae) et Rusciae. Aus beiden Stellen der Chronisten geht also hervor, daß man ein Zwischenland Litthauen zwischen Preußen und Rußland noch nicht unterschied. Vergl. auch Helmold. Chron. Slavor. L. I. c. I. 15., wo ebenfalls Preußen und Russen als unmittelbare Grenznachbarn angesehen werden. Daß Litthauen als mit zu Rußland gehörig betrachtet wurde und die Litthauer für Russen galten, weil sie diesen zinsbar waren, nehmen überdieß auch neuere Forscher an, vergl. Frähn Ibn. Foszlan's und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit S. 171, Ossolinski Vincent Kadlubek S. 463—464, Karamsin Geschichte des russischen Reichs B. I. S. 190. 378. Selbst Nestor kennt Litthauen unter seinem eigenen Namen noch nicht, wohl aber schon den Namen „Prus." Er erwähnt nur obenhin unter den Völkern, die in Japhets Antheil wohnen, der Litvan. Erst die später geschriebenen Annales Quedlinburg. ap. Pertz l. c. p. 80 sagen beim J. 1009: Sanctus Bruno, qui cognominatur Bonifacius, archiepiscopus et monachus II. suae conversionis anno in confinio Rusciae et Lituae a paganis capite plexus. Ein dritter Einwurf gegen die erwähnte Ableitung des Namens Preußen lautet dahin, daß weder Nestor noch die Chronisten der benachbarten Deutschen die Form Porussi oder Poruzzi, sondern immer die Form Prus, Prussi oder Pruzzi hätten und in den übrigen Zusammensetzungen der Präposition po mit Berg-, Fluß- und Seennamen der Laut o nie wegfalle; bei keinem der Namen Polesien, Podunawje, Pommern, Polaben, Posawoi u. a. habe sich eine Verschlingung des Vokals o gebildet. Vergl. Berliner Jahrb. Jahrg. 1829. S. 487. Zur Begegnung könnte man entweder das Nämliche antworten, was der Urheber dieses Einwandes (Preuß. Provinzialblätter Jahrg. 1839. Augustheft S. 151) für seine Ableitung des Namens Preußen von Po-Russ (dem angeblichen ältesten Namen des Memel-Flusses) selbst sagt: „Für die Verkürzung des Wortes Po-Ruß durch Weglassung des Vokals o könnte man wohl anführen, daß das hohe Alter dieses Namens (?) daran Antheil haben kann, denn die andern slavischen Namen, in denen das nicht Statt findet, sind viel spätern Ursprungs." Oder es könnte darauf auch erwiedert werden, daß in keinem der andern erwähnten Namen die Präposition po den scharfen Laut r, sondern die ungleich weichern Laute l. d. m. s. nach sich hat und bei diesen der Laut o nicht so, wie bei dem scharfen Laut r verschlungen werden durfte. Vergl. Schubert das Land Preußen und seine Bewohner u. s. w. in den Abhandl. der Deutsch. Gesellsch. 3. Samml. S. 282. Dieß ist das Wesentlichste, was man der von mir adoptirten Ableitung des Namens Preußen entgegen gestellt hat. Ich finde keine dieser Einwendungen von solcher Wichtigkeit, daß ich mich überzeugen könnte, die Ableitung sey „als durchaus unrichtig" zu verwerfen; vielmehr halte ich so lange noch fest an ihr, bis man eine richtigere, auf haltbare Stützen aus Sprache oder Geschichte gebaute an ihre Stelle zu setzen im Stande ist, denn die längst schon vorgeschlagene und jüngst wieder hervorgezogene Herleitung von Po-Russ (dem Memel-Strom oder der Ruß) scheint mir immer noch in der Luft zu schweben und ermangelt bis jetzt aller historischen Begründung. Selbst der Name Schafsariks gibt mir für diese Herleitung weiter kein Gewicht. Fragt man nun: welche Völkermasse oder welches Volk begriffen denn eigentlich die Polen unter ihrer Benennung Prussi? so weiß ich auch jetzt nicht anders zu antworten, als was ich darüber schon im ersten Bande meiner größern Geschichte Preußens gesagt habe. Das in gerader Richtung nordwärts etwa zwischen der Weichsel und der Drewenz, jedoch auch noch östlich über diesen Fluß hinaus wohnende, den Polen durch Krieg am meisten bekannte Volk hieß bei ihnen lange Zeit Geten, Gethen oder Gothen, ein Name, der für diesen südlichen Theil der Bewohner Preußens bei den polnischen Chronisten Martin Gallus und Kadlubeck bekanntlich sehr häufig vorkommt.

Vergl. Ossolinski Vincent Kadlubeck S. 556. Die weiter nach Nordost und im Osten sitzenden Bewohner des Landes, die den Polen nicht als Gethen oder Gothen bekannt geworden, nannten sie „die an den Russen," Po-Russen, P'Russen oder Prussen, eben so wie die westwärts von der Weichsel bis an die Küste wohnenden Slaven „die am Meere," Po-morski, Pomorani, Pomerani, Pammeranen, Pommern hießen. Der Name Prussen umfaßte demnach das ganze bis an die Grenzen der Russen reichende Aestenvolk; Samländer, Semben (Sembi) und Preußen (Pruzzi) galten daher als gleich bedeutend (Adam. Brem. de situ Daniae c. 227. Histor. eccles. c. 66.), denn der Name Aesten war im 11ten Jahrhundert bereits fast gänzlich untergegangen, vielleicht durch den geltend werdenden Namen Prussen verdrängt worden."

3) Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte des östreichischen Kaiserstaats von Johann Grafen Mailath. Dritter Band. Hamburg, Perthes, 1842.

Es ist wohl ein Beweis der größten Indifferenz von Seiten der protestantischen Unternehmer, daß dieser sehr parteiisch für das katholische Prinzip geschriebene Band in ihrer Sammlung erscheint. Er handelt nämlich vom dreißigjährigen Kriege und geht in seinen Entschuldigungen ferdinandeischer und tillyscher Wütherei so weit, daß er sogar den Magdeburger Brand nicht als das Werk der kaiserlichen Truppen gelten lassen will. Kaum trauen wir unsern Augen, wenn wir aus der Feder des trefflichen Grafen Mailath, den wir als einen der ausgezeichnetsten Historiker des Kaiserstaats seit lange verehren, Folgendes lesen müssen: „In keinem Bericht ist auch nur die leiseste Spur zu finden, daß der Brand durch die Kaiserlichen veranlaßt worden, und drei Berichte nennen geradezu die Magdeburger als die es veranlaßten. Pappenheim erwähnt, daß Minen aufgeflogen sind; diese konnten unmöglich von den Kaiserlichen in Magdeburg angelegt seyn, sondern von den Bürgern. Ob Falkenberg den Rath gegeben, die Stadt in Brand zu stecken, wie dieß im gedruckten Berichte angegeben wird, lasse ich in Zweifel; denn ich will nicht den Schein der Parteilichkeit auf mich laden. Wenn er es gethan, so war es seinerseits nicht unrecht, denn es konnte den Kaiserlichen damals kein empfindlicherer Streich versezt werden, als die Zerstörung einer Stadt, die sie zum Stützpunkt ihrer Operationen machen wollten. Wenn aber auch Falkenbergs Rath zweifelhaft bleibt, so ist doch dieses gewiß, daß nicht die Kaiserlichen, sondern die Bürger von Magdeburg selbst den Brand gestiftet und die Stadt der zerstörenden Wuth der Flammen preisgegeben haben. Ich bin weit entfernt, die Magdeburger dieses Schrittes wegen zu tadeln, ich wünschte nur, daß man endlich aufhöre, den Brand Jenen zuzuschreiben, die daran unschuldig sind." — Du grundgütiger Gott, wenn es den Magdeburgern so sehr darum zu thun war, ihre Stadt in Brand zu stecken, hätten sie nicht auf die Kaiserlichen zu warten gebraucht und hätten es schon früher thun können. Es kam den guten Magdeburgern darauf an, ihre Stadt zu retten, nicht zu zerstören. Wenn man sagt, sie hätten sich selbst vernichten wollen, während die Kaiserlichen sie zu schonen beabsichtigten, und Tilly sogar eine sentimentale Thräne geweint hat, so heißt das ungefähr so viel, als wenn der Wolf das Lamm frißt, das thörichte Lamm hätte sich selbst zerrissen und der Wolf äußerst bestürzt darüber, habe sich der Mitleidsthräne nicht enthalten können. — Die Kaiserlichen wütheten Tage lang unmenschlich in der Stadt und Tilly ließ sie gewähren, ja Tilly schrieb an den Kaiser, eine Victorie gleich dieser habe man seit dem Brande von Troja nicht gesehen und er bedaure nur, daß die kaiserlichen Damen nicht hätten zusehen können!

Daß in jenem unglückseligen Kriege von allen Parteien furchtbare Greuel begangen wurden, ist bekannt. Wir wollen die Protestanten ihrerseits keineswegs davon frei sprechen; allein es geht doch über alle Begriffe, wenn katholische Geschichtschreiber gerade die furchtbarsten Bluthunde jener Zeit jezt auf einmal in humane, zartfühlende und empfindsame Wesen umwandeln wollen.

4) Geschichte der vormals kaiserlichen freien Reichsstadt Goslar am Harze. Von G. F. E. Crusius. Ostende, Sorge, 1842.

Diese Geschichte einer früher sehr berühmten Reichsstadt läßt manches zu wünschen übrig, namentlich Urkunden und mehr Rücksicht auf das Volksthümliche und Sittliche. Anstatt der langen Namenreihen von Geistlichen und Schullehrern hätten wir lieber chronikartige Notizen aus dem alten Volksleben gelesen; und anstatt der allgemeinen deutschen Geschichte, die hier immer herbeigezogen wird, dürften lokale Urkunden werthvoller gewesen seyn. Mängel, die an sehr vielen neuern Stadtgeschichten zu beklagen sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 114.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 8. November 1843.

Kunstgeschichte.

Geschichte der bildenden Künste. Von Carl Schnaase. Erster Band. Düsseldorf, Buddeus, 1843.

Herr Schnaase hat sich schon durch seine niederländischen Briefe der kunstliebenden Welt von einer sehr vortheilhaften Seite bekannt gemacht. Die Ansichten, die er dort über niederländische Kunst und hauptsächlich über Malerei niedergelegt, gehören zu dem Besten, was je über Kunst geschrieben worden. Also kann man auch von einer größeren und umfassenderen Kunstgeschichte, die aus seiner Feder fließt, nur mannigfach Treffliches erwarten. Er eignet sein Werk dem Herrn Professor Kugler zu (mit dessen kürzlich erschienenen Kunstgeschichte es scheinbar collidirt), um ihm seine Hochachtung zu bezeugen. Eigentlich stehen sich beide Werke nicht im Wege, denn während Kuglers Handbuch sich durch seine gedrungene Kürze dem nächsten Gebrauch empfiehlt, läßt Schnaases Werk, dessen erster Band nur die Kunst der Inder, Perser, Juden und Aegypter umfaßt, erst noch eine Reihe von nachfolgenden Bänden erwarten und hat eine weit breitere Anlage.

Mit dem Kapitel aus der allgemeinen Aesthetik, welches das Werk des Herrn Schnaase einleitet, können wir uns nicht einverstanden erklären. Als ein Kunsthistoriker hätte er wohl von der Kunstphilosophie absehen dürfen, deren vage Sätze den Thatsachen gegenüber am wenigsten haltbar sind. Die Ansicht, die Schnaase hier vorträgt, daß nämlich das Schöne lediglich ein Produkt menschlicher Kunst sey und in der Natur gar nicht vorkomme, ist nicht einmal neu, sondern schon von Andern aufgestellt worden und eine Ausgeburt jenes charakteristischen Egoismus, der sich seit Goethe der deutschen Aesthetiker bemächtigt hat. Das ist alles trostlose Sophistik und des Schönen, wovon die Rede ist, in keiner Weise würdig. Die Kunst gewinnt nichts dadurch, daß sie auf Kosten der Natur gepriesen wird; im Gegentheil gereicht ihr eine solche Anmaßung nur zum Nachtheil. Die Wahrheit ist, daß man beim Schönen nie fragt: wie ist es gemacht? wer hat es gemacht? sondern nur: wie ist es? Die Natur schafft die schönsten Gesichtsbildungen, soll man sie deßwegen nicht schön nennen, weil sie nicht gemalt, sondern lebendig sind? Wenn es Gott gefallen hätte, nichts auf Feldern und Bergen, als einfache geometrische Figuren wachsen zu lassen, und ein Künstler käme auf den genialen Einfall, eine baumähnliche Figur oder eine Blume zu erfinden, würde man alsdann sagen dürfen, der Baum oder die Blume sey schön, weil sie ein Mensch erfunden, während man jezt, da sie nicht aus Menschenhand, sondern aus Gottes Hand hervorgegangen, es nicht sagen darf? Gerade das Schönste in der Welt ist das, woran der menschliche Geist keinen andern als passiven Antheil hat, und doch will der übermüthige Geist unserer Tage nichts gelten lassen, als was er gemacht, als wobei er den Herrn gespielt hat. Ob sich in einem Kunstwerk der menschliche Geist ausprägt oder nicht, darauf kommt es nicht an, sondern nur darauf, ob es schön ist. Aber der Geist denkt nicht so, er will Sich und nichts als Sich.

An dieser egoistischen und durchaus verkehrten Philosophie, über welche die Nachwelt bald genug richten wird, nun auch einen sonst in jeder Weise so umsichtigen, klaren und anspruchslosen Denker participiren zu sehen, thut beinahe wehe. Doch lassen wir diese philosophische Vorfrage fallen und halten uns an das Geschichtliche des Werkes.

Zuerst gibt uns der Verfasser eine Uebersicht über die Grottentempel, Pagoden und andere Kunstwerke der alten Indier und charakterisirt ihren ehrwürdigen, bunten, schwülstigen und weichlichen Styl. Es ist uns dabei aufgefallen, daß er zu streng reclamirt, was nicht da ist, z. B. in Bezug auf das Vorkommen der Säulen und Pfeiler S. 152, anstatt mit etwas mehr Milde das, was da ist, zu beurtheilen. Wenn man den Maßstab einer spätern und fremden Kunst nicht an die indische anlegt,

sondern sich in diese selbst versenkt, ohne sich durch irgend etwas die Illusion stören zu lassen, so erkennt man im Plumpen, Abentheuerlichen und Geschmacklosen auch eine wunderbare Harmonie und es ist hier nicht selten die Grazie, die mit dem Ungeheuern spielt.

Einen männlichen Geist findet der Verfasser schon in Babylons und Persiens Kunstüberresten und Kunsterinnerungen, und sehr schön construirt er den Styl der Juden und Phönizier, indem er bemerkt: „Man hat vermuthet, daß Juden und Phönizier ägyptische Formen in ihre Architektur aufgenommen hätten. Allein diese Vermuthung hat nicht einmal einen überzeugenden historischen Grund für sich. Bei der Abgeschlossenheit des alten Aegyptens war der Nähe ungeachtet der Völkerverkehr nicht bedeutend. Noch weniger kann der frühere Aufenthalt der Juden in Aegypten darauf eingewirkt haben. Ihre ärmliche Lage gab ihnen keine Gelegenheit zur Nachahmung ägyptischer Tempelbauten, und wenn ihnen ja unbewußt eine Reminiscenz anfangs geblieben wäre, so müßte sie sich während des langen Hirtenlebens verloren haben. Sprächen aber auch die äußern historischen Beziehungen mehr dafür, so geben die bestimmten Nachrichten über die jüdischen und phönizischen Bauten höchst gewichtige Gründe dagegen, und jede nähere Aehnlichkeit wird durch die Verschiedenheit des Materials ausgeschlossen. Bei den Aegyptern war alles auf Steinbau und Skulptur berechnet; Säulen und Steinbalken, reiche, aber nur farbige, nicht goldene Verzierung. Hier Holzbalken von weiter Spannung, welche Säulen überflüssig machten, Wände nicht ganz aus Steinen gebaut, mit Brettern bekleidet, überall Metallglanz. Statt einer Aehnlichkeit finden wir die größten Gegensätze. Dort einen vorherrschend architektonischen Sinn, edle, mäßige Form, hier den Glanz des Goldes, der die Phantasie reizt und unruhig erhält und den Formensinn abstumpft. Dagegen scheint der Baustyl der Juden mit dem der Phönizier höchst übereinstimmend, fast zusammenfallend. Wir wissen aus den jüdischen Berichten, daß König Hiram von Tyrus dem Könige Salomon seine Bauleute sendete. Die Architektur war also entweder den Juden eine fremde und gleichgültige Kunst, bei welcher sie keine Eigenthümlichkeit einzubüßen hatten, oder sie war schon dem Style ihrer phönizischen Nachbarn ähnlich. Auch die wenigen Nachrichten über die phönizischen Bauten, die wir oben anführten, zeigen uns nur die Anwendung kostbaren Holzes und metallischen Schmuckes; keine spricht von bedeutenden, in Stein ausgeführten Werken. Die geschichtlichen Verhältnisse beider Völker, der Juden und Phönizier, erklären es auch hinlänglich, wie bei beiden die Neigung zu Formen entstehen mußte, die sich in den leichten, mehr theil- und tragbaren Stoffen ausführen ließen. Die Phönizier waren ein Handelsvolk auf einer schmalen und dürftigen Küste. Sie mußten damit anfangen, Schiffe zu bauen und sich in dieser Kunst zu vervollkommnen, ehe ihnen die Reichthümer zufloßen, welche zu großen Bauten nöthig waren. Auf dem Schiffe gewöhnt man sich an die Umgebung des Holzes, an die leichten, gerundeten Formen, zu denen es sich eignet, an bunten Schmuck, Teppiche und Vorhänge. Alle Schiffervölker haben einen ähnlichen Geschmack, wir erkennen in ihren Häusern noch stets die Erinnerung an das Schiff, die große, volle Form, der ernste, feste Ausdruck des harten tönenden Steines sagt ihnen nicht zu. Bei den Juden gaben andere Schicksale ein ähnliches Resultat. Ein Hirtenvolk, ursprünglich nomadisch, dann in der Fremde im Druck, darauf die Wüste durchziehend, bildete sich bei ihnen die Liebe für den eigenen Boden, für das feste Haus nicht aus. Noch in ihrer spätern Gesetzgebung blieb manches übrig, was solche Sitte und Ansicht erhielt, namentlich der Uebergang oder die Rückkehr des Eigenthums nach einem Zeitverlauf, wodurch denn volle Festigkeit des Besitzes ausgeschlossen war. Was jenen das Schiff, war diesen das Zelt, im Wanderleben hatte sich ihr Formensinn eben so nur zum Leichten, Bunten, Zierlichen gebildet."

Den Schluß des Bandes bildet die sehr ausführliche Erörterung der ägyptischen Baukunst und Bildnerei, worin der Verfasser eine Fülle von Gedanken niedergelegt hat. Vom obern Nil ausgehend und dem Flusse bis zum Meere folgend, charakterisirt er kurz alle Denkmäler des alten Aegyptens und fügt dann eine nähere Analyse des ägyptischen Styles hinzu. Wie oft auch diese Dinge schon beschrieben sind, so liest man doch eine so klare Darstellung aufs Neue mit Vergnügen.

Am meisten ist, wie bekannt, über die Pyramiden geschrieben worden, und doch dürfte, was unser Verfasser, indem er eine Ansicht Heerens weiter ausführt, darüber sagt, vielen Lesern, welche die gemeine irrige Ansicht noch theilen, von Interesse seyn und zur Belehrung dienen. Die Pyramiden gehören nämlich der altägyptischen Tempelbaukunst gar nicht an, sondern bilden einen Gegensatz zu derselben und sind ein fremdes Element in der alten Wunderwelt Aegyptens. An und in den Pyramiden findet sich keine Spur von Hieroglyphen und Bildwerken, von denen sonst alle ägyptischen Denkmale wimmeln. Die Erbauer der Pyramiden waren auch, wie uns Herodot und Diodor berichten, den ägyptischen Priestern feind und verhaßt und werden als lasterhafte Tyrannen verschrien. „Man hat diese Erzählung dadurch erklären wollen, daß diese Könige, ruhmsüchtige Tyrannen, dem Volke Abgaben und Dienste zum Zwecke der Erbauung der Monumente aufgelegt hätten. Allein es muß sich anders verhalten. Auch die andern großen Bauten, die von Theben und selbst geringere, erforderten

ungeheure Arbeit, auch sie konnten nicht ohne mühsame Dienstleistungen und gewaltige Kosten ausgeführt werden; dennoch fehlte viel, daß ihre Erbauer verhaßt waren, vielmehr äußerten die Priester bei der Aufzählung der Könige, daß sie einige derselben nicht nennen könnten, weil sie keine Monumente hinterlassen hätten. Es war also, wie auch im Geiste der Priesterschaft nicht anders seyn konnte, die Errichtung großer, religiöser Denkmäler etwas Verdienstliches, bei dem selbst die Lasten des Volkes zur Ehre der Götter nicht wesentlich in Betracht kamen. Die Erbauer der Pyramiden schloßen auch die Tempel, sie gehörten also einem andern Kultus an. Bei diesen alten heidnischen Völkern ist aber die Religion stets mit der Nationalität identisch; von Freigeisterei und Indifferentismus kann eben so wenig wie von Glauben und Bekehrung die Rede seyn; wir dürfen daher wohl schließen, daß sie einem andern Volksstamme angehörten. Unter dieser Voraussetzung erklärt sich alles leicht. Als fremde Eroberer verachteten sie den Kultus der ägyptischen Priester und zwangen das unterjochte Volk zu Bauten, nicht mehr in dem hergebrachten geheiligten Style, sondern nach der rohern Form ihrer Heimath, wobei denn die Götterbilder und die heilige Schrift der Aegypter natürlich fortbleiben mußten. Auffallend ist es freilich, daß die Priester (nach Herodot) diese Könige nicht ausdrücklich als Fremde bezeichneten. Allein auch dafür ist ein Grund ersichtlich. Der Sohn des Cheops, Mykerinus, soll nämlich das Betragen des Vaters und Oheims gemißbilligt, die Tempel wieder aufgeschlossen, das Volk an den gewohnten Opfern und Gebräuchen nicht mehr verhindert, sogar sich durch Gerechtigkeit so ausgezeichnet haben, daß er vor allen Königen gelobt wurde. Es scheint dieß anzudeuten, daß es der Priesterschaft gelungen, jene Fremdlinge einheimisch zu machen, an ägyptische Kultur zu gewöhnen. Unter diesen Umständen mochte es aber politisch seyn, die Stammesverschiedenheit zu verwischen, die Nachkommen jener feindlichen Beherrscher einer Kaste, etwa der Kriegerkaste, beizuzählen und ihren abweichenden Ursprung in Vergessenheit zu begraben. Wären sie, wie früher die Hyksos, vertrieben worden, so hätte die Geschichte der Aegypter das Andenken des Sieges bewahrt, da sie aber in das Volk übergingen, so war es ehrenvoller für den ältern Theil, nützlicher für den neuern, das ganze Ereigniß in ein wohlwollendes Dunkel zu hüllen. Auch für die Herkunft dieser fremden Gebieter ist eine Muthmaßung und zwar eben durch die bauliche Form ihrer Grabmäler gegeben. In Aegypten finden sich nämlich, wie die geographische Uebersicht zeigte, keine andern Pyramiden, als die an dieser Stelle, eben so wenig in dem benachbarten Nubien, dagegen wohl weiter oberhalb am Nil, in den Gegenden, wo der alte Priesterstaat Meroe bestand, an verschiedenen Stellen in großer Zahl. Man sieht daher, diese Form ist nicht in allmähliger Verbreitung, sondern sprungweise, ohne die dazwischen gelegenen Länder zu berühren, aus dem innern Aethiopien nach Mittelägypten verpflanzt. Wie diese Verpflanzung sich ereignet haben mag, wird aber stets dunkel bleiben."

Was den altägyptischen Tempelstyl selbst betrifft, so wird er vom Verfasser außerordentlich scharf und klar aufgefaßt, und wird die Perspektive als das darin vorherrschende Element bezeichnet. „Der ägyptische Tempel ist, ich möchte sagen, ganz Prozession, ganz Wallfahrt, durchweg auf die Erweckung und Verstärkung der andächtigen, staunenden, ehrfurchtsvollen Stimmung, auf Ernst und Schweigen berechnet, womit das Volk oder die Priester, jeder wie weit es ihm gebührt, den heiligen Stellen nahen sollten. Alle Wege sind gewiesen, keine Abweichung gestattet, kein Irren möglich. Zwischen den Reihen heiliger Thiere, zwischen den Thoren wandeln wir ehrfurchtsvoll durch. Weit, hoch und mächtig zeigt sich die Pforte, gewaltig wie die Wirkungen des Gottes auf die Welt, wie die Erscheinungen, welche zuerst die rohen Völker bewegen, ihre Kniee vor den noch unbekannten Mächten zu beugen. Wer durch diese erste Pforte eingegangen, athmet wieder freier; ein weiter Hof nimmt ihn auf, heitere Säulen, in reichen mannigfachen Formen und Pflanzenfülle umgeben ihn. Auch hier ist der Weg bezeichnet, der weiter in das Innere führt, sanft aufwärts gehend; die Seitenwände nähern, die Höfe senken, der Boden hebt sich, alles strebt nach einem Ziele. Nun kommt aber eine zweite Schranke; der vielsäulige Raum, welcher schon mehr dem Innern angehört, ist zwar so weit geöffnet, daß wir in seine dichte, schattige Fülle und Pracht hineinblicken können; aber der Eintritt selbst ist nicht auf allen Stellen willkührlich verstattet. Die Zwischenräume der Säulen sind geschlossen, nur ein Weg in der Mitte ist geblieben. So gehen wir weiter, nun schon der Zerstreuung des freien Himmels entzogen, von dem Ernst des Baues, von der Heiligkeit der Bildwerke eng umgeben. So umschließen uns die geweihten Wände immer näher, bis endlich nur der priesterliche Fuß das einsame, tönende Gemach des Gottes selbst betritt." Selbst die Säulen, die oft eine kolossale Größe erreichen und in großer Menge vorhanden sind, nehmen gleichsam Theil an der Bewegung. „Bei den Säulenreihen, welche die Längenrichtung des Gebäudes haben, also z. B. bei den Säulen zur Rechten und Linken des Weges in den Vorhöfen, sind daher stets die einander gegenüber stehenden Säulen gleich. Bei Säulenreihen in der Breitenrichtung, also bei den Säulen des vielsäuligen Raumes geht die symmetrische Beziehung von der Mitte aus, so daß zuerst die beiden

Säulen neben dem Mittelgange, obgleich unmittelbar neben einander stehend, dann die auf jeder Seite benachbarten, dann das dritte Paar, gleiche Kapitäle haben. Es ist dieß ein merkwürdiger Beweis, wie sehr die Aegypter ihre Architektur perspektivisch betrachteten; diese eine Reihe wird nicht wie eine, dem Beschauer als ein Ganzes entgegenstehende Linie angesehen, sondern als ob sie durch das Zusammenrücken oder gleichsam Aufmarschieren zweier Säulenreihen entstanden wäre; sie deutet daher auch die perspektivische Auffassung aus einer angemessenen Ferne an." Dieß möge genügen, um die geistreiche Auffassung des Ganzen anzudeuten.

Auch die ägyptische Malerei charakterisirt der Verfasser vortrefflich, indem er S. 429 ihre Bilder farbige Silhouetten nennt ohne Vertiefung und Schatten. Indeß begreifen wir nicht, warum er den Physiognomien das Individuelle so ganz abspricht. Was Rosellini in größerem Maaßstab von ägyptischen Randbildern kopirt hat, zeugt von einer sehr scharfen Individualisirung.

Geschichte.

5) Geschichte des sächsischen Volkes und Staates von Dr. C. Gretschel. Erster Band. Leipzig, Beyer. Groß 8.

Die erste Lieferung war schon 1841 ausgegeben, die neunte, mit welcher der erste Band schließt, kam viel später heraus. Der Verfasser, schon durch die Kirchengeschichte Leipzigs bekannt, hat die Geschichte Sachsens (nicht des sächsischen Volksstammes, der die Westphalen, Holsteiner, Hannoveraner, Braunschweiger, und selbst die Friesen umfaßt, sondern des ursprünglich slavischen sogenannten Ober- und Kursachsens, des jetzigen Königreichs Sachsen) mit sehr viel Fleiß und Gründlichkeit und möglichst anziehend vorgetragen. Man muß nämlich hier „möglichst" sagen, weil eine Specialgeschichte der slavischen Marken, in denen es lange Zeit sehr roh herging, von vorn herein das Anziehende nicht haben kann, was die Gesammtgeschichte Deutschlands oder die Geschichte eines echten deutschen Stammes, dessen Leben in Freiheit und unverfälschter Nationalität wurzelte.

Der erste Band führt die Geschichte fort bis zum Umtausch der beiden Wettiner Linien, da bekanntlich die ernestinische Linie, welche ursprünglich Kursachsen besaß, dasselbe an die albertinische Linie (Kurfürst Moritz) abtreten und sich mit Thüringen (den sächsischen Herzogthümern) begnügen mußte. Die Geschichte der Reformation bildet den lezten, aber Hauptabschnitt dieses Bandes, denn Wittenberg, wo Luther wirkte, gehörte zu Sachsen. Mit Recht hat der Verfasser daher mehr als ein Drittel des Bandes der Reformation gewidmet und auch überall das hervorgehoben, was den Leser mehr zu interessiren im Stande ist, als die langweilige Erzählung roher Besitzergreifungen und Fehden. Deßhalb ist auch namentlich die Kulturgeschichte neben der politischen berücksichtigt. Der zweite Band wird, weil er auf die neuere Zeit übergeht, noch interessanter seyn.

6) Das Burggrafthum Meißen. Ein historisch-publicistischer Beitrag zur sächsischen Territorialgeschichte. Aus archivalischen Quellen von Dr. Traugott Märcker. Nebst einem Urkundenbuch. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Eine Monographie, welche vollkommen im Geist der neuern Archivwissenschaft durchgeführt ist, auf die Verwaltungs- und Finanzangelegenheiten des Mittelalters helles Licht wirft, insbesondere aber ein lokales Interesse darbietet und Manches in der ältern Geschichte des Reuß-Plauenschen Hauses berichtigt.

Ueber Kinderkrankheiten.

1) Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Aerzte herausgegeben von Dr. A. Schnitzer und Dr. B. Wolff. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Ein umfangreiches und sehr gediegenes Werk, zunächst für Aerzte, aber durch seine klare Sprache auch für andere Leser zugänglich und einen unermeßlichen Reichthum von Erfahrungen sowohl über die Krankheitsformen selbst, als über die zweckmäßigsten Heilmittel enthaltend.

2) Der weiche Hinterkopf. Ein Beitrag zur Physiologie und Pathologie der ersten Kindheit. Von Dr. C. L. Elsäßer. Mit Abbildungen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

Ein spezielles Vorkommen in der Kinderwelt wird hier von allen Seiten aufs Klarste und Gründlichste beleuchtet und wird an vielen Beispielen bewiesen, wie durch die Behandlung der Kinder die einmal vorhandene Schwäche zu schonen und zu heilen sey, die übrigens in ihren gefährlichsten Formen durch erbliche Krankheiten bedingt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 115.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 10. November 1843.

Politische Literatur.

Die orientalische, das ist russische Frage. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1843.

Der ungeschlachte Riese schläft und schnarcht und liegt in unschuldiger Ruhe da, aber wenn er nur den kleinen Finger bewegt, fährt ein panischer Schrecken unter die politischen Liliputaner und die Muthigeren bereiten Kanonen, wie Fingerhüte, ihn zu beschießen, und Stricke, wie Zwirnsfaden, ihn zu binden. Dazu schreien gedämpfte Stimmen: Muth, Muth! und selbst wo die lauteste Stimme sich vernehmen zu lassen wagt, ist ihr natürliches Organ von solcher Dünne, daß das Gekreisch, wenigstens dem Riesen, nur schrecklich lächerlich vorkommen muß.

Der ungenannte Verfasser vorliegender sehr kriegerischer, leider aber auch nur sehr liliputanischer Schrift muß sich mit Andern trösten, deren Eifer eben so groß in der Gesinnung als kleinlich im Erfolge geblieben ist. Im Grunde ist die Angst, welche nun Liliput zu leiden hat, eine gerechte Strafe. Waren es nicht diese klugen Zwerge, die den moskowitischen Riesen so groß gefüttert haben, wie er nun ist? Wie den weiland Gargantua haben sie ihn gepflegt, Leitern an ihn angelegt und wetteifernd sein großes Maul mit dem Besten gestopft, was Liliput-Europa vermochte. Wie kleine Zaunkönig-lein die Kukuksbrut warten und pflegen, so haben sie den Unersättlichen groß gezogen. Oder sollen wir lieber sagen, Nachtigallen haben das Ei des Geyers ausgebrütet? Wie süß tönte der Gesang der Licht- und Freiheitverkünder im vorigen Jahrhundert, jener verklärten Propheten der Humanität und einer goldnen Zukunft? Peter der Große, hieß es, hat der Civilisation Bahn gebrochen ins alte Land der Barbarei, und Katharina II., die Philosophin auf dem Throne, vollendet sein Werk. Bald wird nichts mehr zu spüren seyn von struppigen Barbarenbärten, von Ungeziefer, von Leibeigenschaft, von Seelenverkauf, von Knuten und aufgeschlitzten Nasen, von Sibirien und Zobelfang, von besoffenen und unter gesetzlichen Prügeln heulenden Popen und vom finstern Aberglauben und christlich sich nennenden Fetischismus. Vielmehr wird alles auf deutschen, englischen und französischen Fuß eingerichtet werden, das Ministerium „der Aufklärung" wird Bildung in alle Klassen der Gesellschaft verbreiten, die Tiefen der Nation werden aufgehellt, der Fluch der Sklaverei wird von ihr genommen werden. Und von Rußland wird der Sieg der Humanität sich fortpflanzen bis in Asien hinein. Darum wandert, ihr Deutschen, schaarenweise hinüber nach Rußland, der großen Philosophin Katharina, der schönen deutschgebornen Czarewna zu dienen, und unter dem Banner ihrer Liebenswürdigkeit die Grazien und Musen für immer an der Wolga einzubürgern. Wenn ihr Rußland dient, dient ihr der Menschheit; eure Mission ist die schönste von der Welt, dumpfen asiatischen Sklavensinn umzutaufen in klaren europäischen Freiheitssinn!

So lautete der Zaubergesang des vorigen Jahrhunderts, und Tausende von Deutschen strömten wirklich nach Rußland und Deutsche waren es, die Rußland beherrschten, Rußlands volle Kraft entwickelten, für Rußland eroberten, es mit einem Wort zu der Riesenmacht erhoben, die es jetzt ist. — Auf einmal aber hat die Physiognomie des Riesen sich geändert. Die feine Herren und Lehrer waren, sieht er verächtlich und undankbar jetzt als seine Sklaven an. Anstatt in der Anbildung fremder Civilisation fortzuschreiten, zwingt er den längst civilisirten Fremden seine Sprache 2c. auf. Anstatt Europa nach Asien einzuführen, führt er Asien nach Europa ein.

Nun erschrecken die klugen Zwerge, die sich für ihre Mühe so schlecht belohnt sehen. Nun wundern sie sich, wie der Riese wirklich so gar groß geworden ist. Nun machen sie einander Vorwürfe darüber. Rußland begnügte

sich nicht, Persien und die Türkei von sich abhängig zu machen, es setzte sich auch an den Mündungen der Donau fest und sperrt dem deutschen Handel in den Orient schon im Voraus den Weg. Rußland begnügte sich nicht, Polen zu russificiren, es wendet dasselbe Verfahren auch auf Esthland, Kurland und Livland an. Der deutsche Lutheraner an der Ostsee soll so gut wie der katholische Pole an der Weichsel ein Nationalrusse werden und zur griechischen Kirche schwören. „Livland und Esthland sind durch die rigaische Kapitulation, 1710, und durch den Frieden von Nystadt, 1723, nur unter der ausdrücklichen Bedingung der Erhaltung ihres lutherischen Glaubens und ihrer deutschen Institutionen an Rußland übergegangen. Kurland hat sich zwar durch Verrätherei des den reichen Bürgerstand hassenden Adels im Jahre 1795 unbedingt an Rußland übergeben, aber Katharina II. verpflichtete sich und ihre Nachfolger freiwillig, auch in diesem Lande die deutschen Institutionen aufrecht zu erhalten. Dem allen wird aber nun rücksichtslos entgegengearbeitet. Die deutschen Provinzen werden mit russischen Beamten überschwemmt, überall werden griechische Geistliche eingenistet, die deutschen Talente werden durch Lockungen aller Art für Rußland gewonnen, und selbst das russische Gesetzbuch Swod wird stufenweise aufgedrungen. Knaben, die nicht russisch können, werden nicht in die Gymnasien aufgenommen. In Dorpat, welche Universität doch Alexander ausdrücklich zur Begründung und Verbreitung deutscher Wissenschaft gestiftet hatte, darf seit 1842 kein Student mehr immatrikulirt werden, der nicht russisch kann. Hinfort ernennt der Cultusminister ohne alle Rücksicht auf die Wahl der Fakultäten die Professoren, und welche Mittel man anwendet, um den Geist der Universität echt russisch zu machen, das haben Madais freimüthige Erklärungen über die jüngsten Schicksale deutscher Professoren zu Dorpat zu Jedermanns Kenntniß gebracht. Die Kinder aus gemischten Ehen müssen hier wie überall in Rußland in der griechischen Religion erzogen werden. — Rußland scheint mit diesem Zwangsgesetze den Deutschen gegenüber am wenigsten gezaudert zu haben, weil es ja weiß, wie leicht und gern deutsche Protestanten russischer Vortheile wegen zum Griechenthum übertreten, welches doch dem protestantischen Lehrbegriff viel schroffer widerspricht, als der Katholicismus. Darauf bauend, hat es Rußland auch gewagt, das Gesetz zu geben, daß die Gemahlinnen russischer Prinzen griechischen Glaubens seyn müssen." Diese Gleichgültigkeit der Protestanten ist eine natürliche Folge der unter ihnen allmählig eingerissenen Unkirchlichkeit. Man muß in der That sagen, die Russen sind nicht Schuld daran, wenn die, welche sich ihnen so blind unterwerfen, nicht mehr moralische Kraft bewahrt haben. Was kann der Riese dafür, daß er es nur mit Liliputanern zu thun hat?

So kann man Rußland auch keinen Vorwurf machen, daß es mit den, unsern politischen Liliputanern so unentbehrlich gewordenen Freiheitsphrasen spielt, um sie zu bethören. Die russische Partei in Griechenland ist eine wenn nicht demokratische, doch constitutionelle. Der Eifer der Ungarn für ihre Verfassung wird von Rußland mit eben so großer Freude wahrgenommen, wie der Eifer der Irländer für Aufhebung der Union. Liliput ärgert sich über die Freiheit, die in russischer Uniform auftritt, allein es gewinnt nichts bei diesem Aerger. Es hat sich schon öfter über dieselbe Sache geärgert, ohne sie zu ändern. Es hat gewarnt und ist doch immer der Betrogene geblieben. Bei der ersten Theilung Polens traten die Russen als Beschirmer der polnischen Glaubensfreiheit auf, bei der zweiten als Beschirmer der polnischen Republik und ihrer alten demokratischen Formen. Und was ist aus der Glaubensfreiheit, was ist aus der Republik Polens geworden? Was wird aus den Constitutionen von Griechenland und selbst Ungarn werden, wenn Rußland in dem Maaße, wie bisher, an Macht wächst?

Die Bemerkungen des Verfassers über die Politik, welche Rußland den verschiedenen deutschen Staaten gegenüber beobachtet, erinnert an das, was vor drei Jahren aus Anlaß der „europäischen Pentarchie" schon vielfach und erfolglos besprochen worden ist. Auch wir gaben damals ein Votum ab in der Brochure „Europa im Jahr 1840," deren Uebersetzung in England mehrere Auflagen erlebte, in Deutschland aber wie billig vergessen worden ist. Wir stellten damals unter andern die Allianz Frankreichs mit Rußland in Aussicht, wofür wir nicht bloß von Liberalen, welche es für rein unmöglich erklärten, daß die Franzosen, die erstgeborne Nation der Freiheit, sich je mit den Russen zur Unterjochung Europas verbinden könnten, — sondern auch von nicht liberalen Politikern der Antichambre übel gehofmeistert wurden. Inzwischen gehn die Dinge doch wie sie gehn. Die vorliegende Brochure bemerkt: „Als Hauptstütze der endlichen Ausführung aller seiner Plane aber hält sich Rußland die französische Allianz in Bereitschaft. Man glaube ja nicht, daß das System diese beiden Mächte hindern werde, sich zur Befriedigung ihrer Eroberungslust zu vereinigen. Rußland und Frankreich haben immer mehr ihr Interesse berücksichtigt als ihr System. Es ist hinlänglich bekannt, daß Rußland nach dem Tilsiter Frieden bereit war, Frankreich im Westen willkürlich schalten zu lassen, wofern ihm (Rußland) der Osten Europas überlassen bliebe. Nach dem Unglücke der Franzosen in Rußland geberdeten sich die

Russen als grimmige Franzosenhasser; aber kaum war für Rußland die Gefahr beseitigt, so trat Alexander als sentimentaler Beschützer der Franzosen auf, und er war hauptsächlich schuld, daß sich Deutschland die Frucht des Sieges nicht freithätig nehmen konnte, sondern sie von Fremden, ja von dem besiegten Feinde selbst zugebröckelt bekam. Im Jahre 1823 schrieb der französische Gesandte Laferronnays an seinen Minister folgenden merkwürdigen Bericht: „Der Kaiser Alexander sieht allmählig alles sich entwickeln, was seine Politik vorhergesehen. Er sieht die Fehler, welche von seinen natürlichen Feinden, Oesterreich und England, begangen werden; er sieht, daß Frankreich, welches er als seinen natürlichen Verbündeten betrachtet, Kraft gewinnt, seine Macht befestigt und auf der Weltbühne den Rang wieder einnimmt, der ihm gebührt. Er nähert sich uns, stellt sich uns zur Seite, und obwohl er fortwährend seine Anhänglichkeit an die Grundsätze der heiligen Allianz verkündet, hat er mir doch wiederholt in seiner letzten Unterredung angedeutet, daß Frankreich und Rußland, wenn sie sich verstehen und einig sind, stets die andern Mächte des Festlandes zwingen können, das zu wollen, was Frankreich und Rußland will." — Es ist ein unwiderlegtes Gerücht vorhanden, daß zwischen Frankreich und Rußland bedeutende Veränderungen in Osten und Westen verabredet waren, deren Ausführung nur durch die Julirevolution verhindert wurde, und eben jetzt geht abermals die Sage, Rußland habe sich mit Frankreich dahin verstanden, daß es in den Donauländern, Frankreich aber in Spanien freie Hand haben solle. Rußland weiß sich dabei Frankreich gegenüber mit außerordentlicher Schlauheit und Umsicht zu benehmen. Es imponirt durch rauhe Kälte, erinnert zuweilen an den russischen Schrecken, der den Franzosen noch lange ein Zittern verursachen wird, es behandelt die entthronte Bourbonenfamilie mit auffallender Anerkennung und erregt zu gleicher Zeit durch die Vermählung einer Tochter mit einem Sprossen des napoleonischen Hauses Bedenklichkeiten. Immer aber weiß es zu rechter Zeit durch eine freundliche Note, durch eine Galanterie gegen die französische Gesandtschaft wieder einzulenken und immer weiß es bei seinen Verhandlungen mit Frankreich den Gedanken durchschimmern zu lassen, daß man unter gewissen Bedingungen in Petersburg recht gut französisch gesinnt seyn werde. — Was aber Frankreich betrifft, so ist durchaus kein Zweifel, daß es die Allianz mit Rußland freudig eingehen wird, wenn es dabei sein Interesse findet. Frankreich schämt sich in solchen Fällen auch der himmelschreiendsten Inkonsequenz nicht. Es hat in seinem Reiche die Protestanten meuchelmörderisch ausgerottet und zu derselben Zeit den Protestantismus in Deutschland unterstützt. Es hat sich zur Zeit, als es noch wirklich das allerchristlichste war, mit den Türken verbunden, um Oesterreich und Deutschland zu verderben; es würde sich vielleicht dem Teufel verschreiben, wenn er ihm die Rheingrenze verschaffte. In der Eroberungsgier vereinigen sich Rußland und Frankreich und zwar aus ähnlichen und innern Beweggründen. Beide fühlen sich innerlichst krank und schwach, Rußland in Folge seiner ursprünglich unnatürlichen Stellung, Frankreich durch seine krankhafte Entwicklung. Beide glauben, diese innere Schwäche durch äußere Mittel heilen zu können, oder wollen sie wenigstens durch eine forcirte äußere Kraftanstrengung vor sich und vor der Welt verbergen, wie es ja auch einzelne kranke Menschen zu machen pflegen. Das System wird eine Verbrüderung Frankreichs mit Rußland nicht hindern; denn die verschiedensten Parteien in Frankreich verkünden diese Verbrüderung als eine Nothwendigkeit. Napoleon war bereit, mit Rußland Europa zu theilen. Chateaubriand schrieb im Jahre 1823: „Unsere wahre Politik ist die russische, durch welche wir zwei entschiedenen Feinden, England und Oesterreich, die Wage halten." — Unter dem jetzigen Bürgerkönigthum aber wurden auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer die Worte gesprochen: „Entre une guerre impossible et une paix honteuse il n'y a de milieu que l'alliance russe!" Fast alle Organe der Oeffentlichkeit predigen jetzt in Frankreich das russische Bündniß, und, was besonders zu bemerken ist, die revolutionären, die republikanischen Blätter thun es am lautesten. Bekanntlich gab Guizot seine Einwilligung, daß Kisselef Fürst der Walachei werde, und die Welt weiß, wie willfährig sich Frankreich in der serbischen Sache gegen Rußland benommen hat. Der „Unbekannte," der unlängst im Dienste Frankreichs Deutschland zu entzweien suchte, hat auch ein Buch geschrieben: „De la Russie et de la France. Entretiens politiques. Paris 1842." Darin predigt auch er das russische Bündniß und behauptet, das Schicksal der Welt hange von Frankreich und Rußland ab, welche die Vorsehung an die entgegengesetzten Punkte der Welt gestellt hat, wie die beiden Schalen einer Wage. In diesem schmählichen Buche heißt es ferner: die russische Civilisation werde eine Wohlthat für die Menschheit seyn. Die Franzosen sollen aus weisem Nationalinteresse aufhören, aus der Freiheit eine Offenbarung zu machen. Der Verkappte sagt ferner, die Civilisation Rußlands sey mit Kanonen bewaffnet, und stütze sich zugleich auf die Presse! * Höchst merk-

* In dem Sinne allerdings, daß Rußland, wie Graf Medem selbst zugab, in Frankreich und Deutschland Schriftsteller und Journale bezahlt, um seine Interessen zu vertheidigen.

würdig ist folgende Stelle über Polen: „Das Schicksal hat einmal über dieß unglückliche Land verfügt, als Menschen müssen wir es bedauern, aber als Franzosen, als Bürger unsers Staates würde es thöricht seyn, den Polen zu Liebe einer vortheilhaften Allianz zu widerstreben.“ Dieselben Ansichten werden auch in einem neuesten Werke ausgesprochen: La France et la Russie. Avantages d'une alliance entre ces deux nations. Eugène Quesnes et A. de Santeuil. Paris 1843.“

Novellen.

1) Berliner Novellen. Von A. Weill und Edgar Bauer. Berliner Verlagsbuchhandlung, 1843.

Nicht ohne Geist geschrieben, wenn auch unerfreulich, da beide Verfasser mit allzu schonungsloser Härte den äußern bestechenden Firniß des Berliner Lebens hinweggenommen und uns dahinter die Hungerleiderei und Korruption in bedauernswürdiger Nacktheit gezeigt haben. Die erste Novelle von Weill führt uns in die verschiedensten honetten und gemeinen Kreise Berlins ein, läßt uns aber überall auf ein geheimes Wehe stoßen. Die zweite enthält die Geschichte zweier armen Geschwister, eines Bruders, der sich endlich vor dem äußersten Elend durch den niederträchtigsten Servilismus rettet, und seiner Schwester, die von vornehmern Anbetern betrogen sich herzhaft entschließt, einen ehrlichen Schuster zu heirathen. Die grausame Wahrheit, daß Vornehmigkeit ohne eine ökonomische Grundlage, daß Aristokratie ohne großen Besitz unhaltbar ist, und daß unter dem dünnen und lockern Boden der heutigen Gesellschaft die sociale Anarchie lauert, ist hier offen und ergreifend ausgesprochen.

2) Der Vetter. Mutter und Sohn. Zwei Erzählungen von Amalie Schoppe. Leipzig, Taubert, 1843.

Die erste Erzählung fast wie Claurens Bräutigam aus Meriko. Ein reicher Freier prüft sein zärtliches Bräutchen, ob sie ihm auch gehorsam wie eine Sklavin nach Ostindien folgen und dort in orientalischem Zwange leben wolle, bleibt aber, nachdem sie sich in alles zu ergeben gelobt, artig bei ihr in Deutschland. — Die zweite Erzählung schildert die Liebe einer Mutter zu ihrem ungerathenen zum Räuber gewordenen Sohn.

3) Liebe und Rache. Ein Novellenkranz von J. Dornau. Leipzig, Kollmann, 1843.

Zwei Erzählungen; die erste schildert zwei glückliche Soldaten, die am Ende eine vergnügte Hochzeit feiern; die andere spielt aber ins Gräßliche und gibt uns am Ende das entsetzliche Schauspiel einer wahnsinnigen Mutter Preis, die zwei unglückliche Mädchen erdolchen will, zuvor selbst aber durch einen Schuß niedergestreckt wird.

4) Falkenberg. Von Therese. Braunschweig, Vieweg, 1843.

Ein wüster Mensch, der allerlei Unheil anstiftet und als Banquier an einer Spielbank endet, hat einen gewissen edeln Oscar zum lebenslänglichen Antagonisten, der alle seine Plane durchkreuzt und ihm zuletzt am Spieltisch sogar noch eine Kugel zu seinem Gewinn hinzulegt, damit er sich damit, wie sofort auch geschieht, erschießen kann.

5) Still-Leben oder über die Unsterblichkeit der Seele. Briefe an eine Freundin von Dr. J. E. Nürnberger. Zweite verbesserte Auflage. Kempten, Dannheimer, 1842.

Eine neue Auflage des bekannten astronomischen Romans, in welchem Herr Nürnberger über die Mehrheit der Welten phantasirt und aus der Unermeßlichkeit der Sternenwelt den gewiß für Viele reizenden Trost schöpft, daß wir als unsterbliche Seelen wohl in den Fall kommen dürften, einmal jene schöne Gestirne in der Nähe zu sehen. In die neue Auflage ist auch manche neuere Erscheinung der Physik aufgenommen, z. B. das Daguerreotyp, da es der Verfasser liebt und versteht, in der gefälligsten und populärsten Weise die schwierigsten Gegenstände der Wissenschaft den Damen zu erklären und zurecht zu legen.

6) Waldrosen. Novellen und Skizzen von Joh. Rudolphi. Leipzig, Fritzsche, 1843.

In der ersten Novelle wird ein armer Dichter durch die Hand einer ungeheuer reichen Banquierstochter beglückt, eine Perspektive, mit der sich unsre modernen Dichter gar gern beschäftigen, zum Beweise, wie arm sie so in jeder Beziehung geworden sind, daß sie nicht einmal der Stolz mehr tröstet. — Die übrigen Novellen sind Mord- und Greuelgeschichten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 116.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 13. November 1843.

Landwirthschaft.

1) Ueber englische Landwirthschaft und deren Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse, insbesondere Deutschlands. Nach eigener Anschauung von A. von Weckherlin. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

Der Verfasser, Direktor der berühmten landwirthschaftlichen Akademie in Hohenheim, theilt hier die Resultate seiner Beobachtungen in England mit. Die Engländer gingen uns Deutschen in der Bodenkultur voran, weil sie durch Reichthum, ununterbrochenen Frieden und volle Entwicklung der Nationalkraft begünstigt waren. Dem edeln Thaer in Möglin gebührt aber der Ruhm, der erste gewesen zu seyn, der die Grundsätze der bessern englischen Bodenkultur auf Deutschland anwandte. In seinem, wesentlich auf die englischen Erfahrungen gegründeten System erkennt der Verfasser zwei Haupttendenzen:

„1) Der Fruchtwechsel, nämlich die Regel, daß insbesondere nie zwei Halmfrüchte zwei Jahre nach einander, was auch eine Verunkrautung des Landes begünstige, angebaut werden, sondern jedesmal eine andere Zwischenfrucht, wie Wurzelgewächse, Klee, ein- oder zweijähriges Gras, Hülsenfrüchte, Oelgewächse u. s. w., in seltenen Fällen auch Brache, damit abwechsele. Nur am Schluß der Rotation können einander zwei Halmfrüchte folgen, weil dann die darauf wiederkehrenden Hackfrüchte die Verwilderung des Bodens unschädlicher machen. Nicht mehr als die Hälfte des Ackerlands soll Halmfrüchte tragen. — Hiervon erhielt das System die Benennung Fruchtwechselsystem, was übrigens keinen bestimmt bezeichnenden Unterschied gegenüber von Wechselwirthschaft ausdrückt; man nannte es auch das englische System zu Folge des oben berührten Ursprungs seines Bekanntwerdens.

2) Größere Rücksichtsnahme auf Vermehrung des Futterbaues auf der andern Hälfte des Ackerlandes und einer möglich vortheilhaften Viehhaltung theils für den unmittelbar daraus zu ziehenden Gewinn, theils aber zur Vermehrung des Düngers und so der Kraft der in der Dreifelderwirthschaft oder andern mindern zuträglichen Systemen gesunkenen Wirthschaften; wobei mit Recht vorausgesetzt wurde, daß, wenn auch dabei die Fläche für unmittelbar verkäufliche Produkte — doch nicht der Gesammtertrag an solchen geschmälert werde, weil bei größerer Kraft auf kleinerer Fläche, die dann auch verhältnißmäßig zum Rohertrag kleinern Bestellungs- und andern Arbeitsaufwand erheischt, mindestens eben soviel, und ein sichererer Reinertrag gewonnen werden könne, und dann der vermehrte Ertrag aus verbesserter Viehzucht Ueberschuß gegen bisher sey."

„Die Umstände aber, daß die Thaer'sche Darstellung des ganzen Wirthschaftssystems, obgleich insbesondere in seinen „Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft" vortrefflich erläutert, dennoch auf der einen Seite in manchen Gegenständen Zweifel erregte, auf der andern Seite vielfach mißverstanden wurde; ferner, daß namentlich der Uebergang von dem bisherigen in das neue Wirthschaftssystem häufig ohne die nöthige Umsicht und Vorherberechnung der Anfangs entstehenden Ausfälle an Stroh u. s. w. bewerkstelligt wurde, hatten zur Folge, daß viele solche Versuche im Großen mißlungen und dadurch zum Theil bedeutende Verluste entstanden sind, wodurch jener Eifer für englische Wirthschaft damals sehr erkaltete. Dennoch aber übten die Grundsätze des Fruchtwechsels ihren Einfluß fort aus, dennoch rückt man der englischen Wirthschaftsweise hierin immer näher."

Was der Verfasser nun selbst in England gesehen und beobachtet, veranlaßt ihn zu folgender summarischer Vergleichung des gegenwärtig in England und Deutschland vorherrschenden Systems in Bezug auf Landwirthschaft: „Die Engländer haben aus der ältern Wechsel- oder sogenannten Koppelwirthschaft die Einfachheit der

Bewirthschaftung und die für viele Ländereien so entschieden vortheilhafte Wirkung des abwechselnden Niederlegens zu Gras und des Bewaidens entlehnt; aus der den Bau von Klee und Hackfrüchten treibenden verbesserten Dreifelderwirthschaft aber den Anbau dieser Produkte aufgenommen; diesem Vorzüglichern aus jenen Wirthschaftssystemen das System des Fruchtwechsels mit einem vorherrschenden Futterbau, der sich sowohl für Waide als auch Stallfütterung eignet, beigesellt, und so in ihrem Wirthschaftsbetriebe alles Bessere vereinigt. — Dagegen hat sich in Deutschland seit Thaer, aber nicht ganz in seinem Sinne, häufig ein Wirthschaftssystem gebildet, bei welchem zwar — was gegen früher schon großer Fortschritt ist — die Regeln des Fruchtwechsels befolgt werden, in welches aber das eigentliche Wesen des englischen Systems, der vorherrschende Futterbau, nicht aufgenommen ist. Ich möchte daher solche Wirthschaftsweise gegenüber von der englischen die deutsche Fruchtwechselwirthschaft mit vorherrschender Erzeugung von Marktfrüchten nennen. — Bei Betrachtung der Wirthschaftsweise der Engländer und Vergleichung derselben mit unserer vervollkommnetern Landwirthschaft zeigt sich der weitere charakteristische Unterschied: daß die Engländer aus dem frühern rohen Betrieb der Landwirthschaft, bei keineswegs mangelnden Arbeitshänden, in eine rationelle intensive Waidwirthschaft, für welche sie als Bedingung die Verkoppelung und Einhägung des Landes ansehen; die Deutschen aber meistens in eine Wirthschaft überzugehen streben, bei welcher Sommer-Stallfütterung als Ziel vorgesetzt ist. Schon auf den ersten Blick erscheint jener Uebergang einfacher und naturgemäßer, dieser erkünstelter."

Dieß sind die Hauptgesichtspunkte des Werks, die vom Verfasser näher erörtert werden. Sodann geht er auf eine Menge einzelner Gegenstände der Landwirthschaft ein, welche bei der englischen Landwirthschaft und ihrer Anwendbarkeit in Deutschland besonderes Interesse erregen, in welche sehr detaillirten Parthien wir ihm hier nicht folgen können.

Das Buch ist mit außerordentlicher Klarheit geschrieben und orientirt uns in einer der für die vaterländischen Interessen wichtigsten Fragen so glücklich, daß wir es auch solchen Lesern empfehlen möchten, die gewöhnlich nichts über Agricultur und dergleichen lesen, aber doch Sinn für die Kulturverhältnisse im Allgemeinen haben.

2) Forststatistik der deutschen Bundesstaaten. Ein Ergebniß forstlicher Reisen von Karl Friedrich Baur. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Eine dankenswerthe Uebersicht der deutschen Forstkultur. Wir ersehn daraus, daß immer noch ein Viertheil von Deutschland Wald ist und daß auf jeden Einwohner der deutschen Bundesstaaten nicht weniger als 1$^{3}/_{4}$ preußische Morgen Holzgrund komme. Eine Thatsache, die manchen Bewohner deutscher Städte, in denen das Klafter Holz 2—3 Louisd'or gilt, mit Verwunderung erfüllen wird. Gibt es so viel Holz umher, warum ist es denn doch so theuer? Die Frachtkosten entscheiden hier nicht allein, es ist gewiß, daß durch eine weise Forstverwaltung und durch Benutzung der Wasserstraßen und Eisenbahnen der Holzreichthum Deutschlands zweckmäßiger vertheilt werden könnte.

Unter den großen Waldmassen, die sich noch beisammen finden, nimmt nach des Verfassers Berechnung der Schwarzwald die erste Stelle ein, indem er mehr als doppelt so viel Wald umfaßt, als das Harzgebirge und dreimal so viel als der Spessart. Die andern deutschen Gebirgswälder sind unbedeutender.

In vielen, namentlich den kleinern Staaten und Oesterreich, sind die Privatwaldungen in so weit unter die Staatsaufsicht gestellt, daß sie nicht zum Nachtheil der Gesammtheit ruinirt werden können. Dagegen kann in Preußen und Holstein der jeweilige Besitzer mit seinem Walde anfangen, was er will. Die Folgen dieses letztern Verfahrens liegen vor Augen. Man sollte kaum glauben, daß in einem so erleuchteten Staate, wie es Preußen ist, ein Unfug dieser Art geduldet werden könnte, aber Jahr aus Jahr ein werden dort die schönsten Güter von Spekulanten (insbesondere von Juden) aufgekauft, bloß um mit einmal den langgesparten Holzreichthum zu verwerthen; die herrlichsten Wälder sinken unter der Art und der kahle Grund und Boden wird dann wieder verkauft. In andern Gegenden Deutschlands herrscht ein eben so verderbliches Pacht- und Monopolsystem. Eine oder ein paar Compagnien dürfen zu ihrem Privatvortheil alle Hochstämme niederschlagen, um sie den Holländern als Schiffbauholz zu verkaufen, begnügen sich aber nicht mit dem Zins des Wachsthums, sondern greifen das Kapital an, rotten die ergiebigsten Hochwälder aus und vertheuern das Holz dem Inländer. Wenn man andrerseits in den seltensten Fällen glaubt, eine Staatsverwaltung spare zu sehr mit dem Holz und trage dadurch zur Theurung bei, so dürfte dieser Vorwurf am ebesten zu ertragen seyn.

In Bezug auf die Jagd sind die Verhältnisse eben so schwankend. „Die Jagd gehört im größten Theile Deutschlands zu den landesfürstlichen Regalien. Doch ist kein allgemeines deutsches Reichsgesetz vorhanden, welches die Regalität verordnete, wie denn auch — nach dem Urtheile mancher Rechtsgelehrten — in der Natur des Jagdeigenthums keine Gründe zu finden sind, welche die Erhebung zu einem Hoheitsrechte erheischen und nothwendig machen. * In den vormals Frankreich einverleibten

* Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts von Dr. J. F. Runde, 5te Aufl., Göttingen 1817, S. 130.

deutschen Provinzen am linken Rheinufer ist die Jagd, mit Ausnahme der Domainengrundstücke, ein Eigenthum der betreffenden Gemeinden, oder es fällt den letzteren doch der Ertrag anheim. Vereinzelt dürften sonst nur noch ganze Landschaften vorkommen, die sie besitzen. Den größeren Städten steht sie oftmals zu, auch den Domkapiteln, Klöstern, sowie manchen anderen Stiftungen u. s. w. Unter den Privatpersonen haben die Standesherren, so wie gewöhnlich auch die übrigen Besitzer adeliger Güter in ihren Gebieten die Jagdfreiheit, nicht selten auch auf fremden Gründen. — Das hauptsächlichste, für alle Bundesstaaten gleich verbindliche Gesetz ist die deutsche Bundesakte vom 8. Juni 1815. Von diesem allgemeinen Gesetze hat hier nur der §. 14 ein näheres Interesse, indem er festsetzt, daß den im Jahre 1806 und später mittelbar gewordenen Reichsständen und Reichsangehörigen die Forstgerichtsbarkeit, die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in erster, und bei größeren Besitzungen auch in zweiter Instanz, sowie die Ortspolizei zur Aufsicht über Kirchen, Schulen und milde Stiftungen überlassen werden soll, wobei sie jedoch die Landesgesetze zu beobachten haben. Auch dem ehemaligen Reichsadel ist Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei, Kirchenpatronat und privilegirter Gerichtsstand zugesichert. Nur die überrheinischen, seit 1801 mit Frankreich verbunden gewesenen, deutschen Provinzen machen in Beziehung auf diese, dem ehemaligen deutschen Reichsadel verliehenen Vorrechte eine Ausnahme, indem dabei diejenigen Beschränkungen eintreten, welche die dortigen besonderen Verhältnisse nothwendig machen. Die übrigen Gesetze, insbesondere die das Forst- und Jagdwesen betreffenden, weichen nach den verschiedenen Bundesstaaten sehr ab, weßwegen auch erst bei den einzelnen Ländern diese, soweit unsere Quellen reichen, näher erörtert werden. Im Allgemeinen sind die Gesetze — nach ihrem ganzen Gebiete betrachtet — nur in wenigen Staaten, z. B. in Baden, Württemberg, dem Großherzogthum Hessen, in Bayern umfassend bearbeitet, oder sie nähern sich höherer Ausbildung. In manchen, besonders den kleineren Ländern fehlen oft ganz die allgemeinen Organisationsgesetze. Nicht selten vertreten isolirte, in verschiedenen Zeiten erlassene Rescripte ihre Stelle. Am vielfachsten behandelt sind die Strafgesetze — die zum Theil fast den einzigen Gegenstand der Gesetzgebung bilden — bei deren Abfassung jedoch sehr verschiedene, oft nicht mehr ganz passende Normen als Grundlage dienten." Bekanntlich ist diese Frage in fast allen deutschen Ständeversammlungen erörtert worden und man hat namentlich darauf Gewicht gelegt, daß das Object, um welches es sich hier handelt, ein Stück Wildpret, der strengen, stets das Menschenleben bedrohenden Gesetzgebung nicht werth sey. Die Strenge der Jagdgesetze provocirt den Mord auf der einen, wie auf der andern Seite. Wenn sich Jäger und Wilddieb nur erblicken, sind beide im Stand der Nothwehr.

Eine erfreuliche Erscheinung sind die vielen Lehranstalten für das Forstwesen, durch welche mit der Zeit nothwendig die rationelle Forstkultur immer allgemeiner herrschend werden muß. „Die erste Forstlehranstalt in Deutschland stiftete Friedrich der Große 1770 zu Berlin. Dann traten nach und nach mehrere Institute hervor und zwar an folgenden Orten: 1772 zu Ilsenburg, unter Zanthier. 1783 zu Stuttgart. 1785 zu Kiel. (Dauerte bis 1832.) 1787 zu Tegel bei Berlin und zu Freiburg im Breisgau. 1788 (1795) zu Zillbach. (Später zu Tharand.) 1790 zu München. 1791 zu Hungen, unter Hartig. (Später zu Dillenburg.) 1795 zu Waltershausen, unter Bechstein. 1795 zu Gernsbach, unter Oberforstmeister von Dreis. 1798 zu Waldau bei Cassel. 1801 zu Dreißigacker. 1807 zu Aschaffenburg. (Aufgehoben 1832.) 1809 zu Ruhla. (Später zu Eisenach.) 1811 zu Tharand. (Privatanst. Cotta's, 1816 öffentl. Forstakademie.) 1814 zu Mariabrunn. 1816 zu Fulda. (Früher zu Waldau.) 1820 zu Datschitz in Mähren. (Hörte auf 1830.) 1821 zu Berlin. 1821 zu Clausthal. 1825 zu Melsungen. (Früher zu Waldau und Fulda.) 1825 zu Gießen. 1830 zu Neustadt-Eberswalde. (Früher zu Berlin.) 1830 zu Eisenach. (Früher zu Ruhla.) 1838 zu Braunschweig. — Ueber Andere, entweder noch jetzt bestehende Anstalten, als zu Hohenheim, Karlsruhe und zu Plaß in Böhmen, oder schon eingegangene, als zu Homburg, Schwarzenberg, Rotenburg (an der Fulda), Harzgerode, Remplin in Mecklenburg u. s. w. fehlen uns die Nachrichten." Ungerechnet die Vorlesungen über Forstwissenschaft, die auf den meisten Universitäten gehalten werden.

Der Verfasser hat nicht alles sammeln können, was in sein Fach einschlägt, weil ihm noch zu wenig vorgearbeitet war, indeß bricht sein Werk die Bahn und wird sich bald ergänzen lassen. Nachdem er die allgemeinen Verhältnisse des Forstwesens in Deutschland erwogen, geht er zur Schilderung des Forstwesens in den einzelnen Bundesstaaten über, und gibt im Anhang auch noch eine Uebersicht des Oberforst- und Jagdpersonals aller dieser Staaten.

3) Anleitung zum Waldwegbau. Von Oberforstmeister H. Karl. Mit Tabellen und Figurentafeln. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Hier wird nachgewiesen, wie wenig sich eine gute Forstkultur mit Mangel an Waldwegen verträgt, indem durch die Holzwagen, die sich auf gut Glück im jungen Walde Bahn brechen, mehr verdorben wird, als dem

Wald durch regelmäßige Wegbahnung Abbruch geschieht. Zugleich wird auf gute Unterhaltung der Waldwege gedrungen, denn gar häufig sind sie so beschaffen, daß die Holzbauern sich lieber neben dem alten Wege einen neuen bahnen.

4) Geschichtliche Entwicklung der Abgabenverhältnisse in Pommern und Rügen seit der Einführung des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten von Ferdinand von Bilow. Greifswald, Koch, 1843.

Eine sehr ausgezeichnete kleine Schrift, in welcher nachgewiesen wird, daß im alten Pommern, zur slavischen und heidnischen Zeit, ehe das Volk mit den Deutschen und mit dem Christenthum in Berührung kam, die Knechtschaft ungleich härter gewesen, als später, und daß die Deutschen, weit entfernt, hier ein freies Volk zu unterdrücken, vielmehr ein sklavisches Volk emancipirt haben. Bekanntlich haben die Deutschen auch den Römern in Italien, den Galliern, Spaniern und Britanniern, die alle unter dem Joch der unerträglichsten Tyrannei im römischen Kaiserreich schmachteten und alle zu Sklaven weniger reicher Satrapen herabgesunken waren, das himmlische Gut der Freiheit gebracht, und auf den Trümmern der römischen Monarchie verfassungsmäßige Staaten mit freien Volksversammlungen, öffentlichen und mündlichen Volksgerichten, einem unter der Controle aller Bürger stehenden Gemeinwesen und freien Eigenthum gegründet. Die Freiheit, gestand schon Montesquieu den Deutschen zu, kommt uns Galliern von euch, dieses himmlische Gut ist ein Geschenk der deutschen Wälder. Es ist nun sehr interessant, wahrzunehmen, wie dieser Geist germanischer Freiheit sich auch segensreich nach dem Osten ausgebreitet und auch dort sklavische Völker emancipirt hat.

In der heidnischen Zeit waren die slavischen Fürsten Pommerns unumschränkte Landesherrn, aller Boden gehörte ihnen; das Volk, das gleichsam nur lehnweise seinen Theil davon besaß, steuerte dem Fürsten für den Boden einen census mansorum (poradene), für das Recht, ein Haus zu besitzen einen census arearum (podworowe); ferner unbestimmbare Leistungen, vielleicht vom Einkommen, vielleicht vom Kopf (opole, gastilua, Viroz etc.); bedeutende Abgaben von den sogenannten Krügen, d. h. Wirthshäusern, deren Inhaber vorzüglich Bienenzucht und Krämerei trieben, dem Volk und den Reisenden Meth ausschenkten und dabei den Kleinhandel vermittelten; das stationarium (stan), Unterhaltung des Fürsten und seines Gefolges, wenn er reiste; die psare, Unterhaltung seiner Hunde; Brückengelder, Marktgelder (eine Art von Octroi oder Accise) und endlich außerordentliche Steuern in Kriegs- und Nothzeiten. Außerdem mußte das Volk dem Fürsten Burgen bauen und bewachen, Dämme und Brücken anlegen und zu allen Staatszwecken frohnen. Wie weit die Dienstpflicht ging, mag man daraus erkennen, daß die Bauern täglich das Eis in allen Burggräben aufbrechen mußten, um den Vertheidigungsstand der Burgen zu sichern, und daß die Bevölkerung ganzer Landschaften für Erhaltung der Falkennester (aus denen der Fürst seine Jagdfalken rekrutirte) verantwortlich war.

Das waren nur die öffentlichen Leistungen für den Staat oder den Fürsten. Dazu kamen nun noch die Privatleistungen der Bauern an die adeligen Grundherren, die aus einer außerordentlichen Menge von Naturalabgaben und persönlichen Frohndiensten bestanden.

Mit der Ankunft der Deutschen gestaltete sich alles anders und besser. Pommern wurde von den Deutschen nicht erobert, sondern friedlich colonisirt. Es behielt seine altslavischen Fürsten, die nun Christen und deutsche Reichsgenossen wurden. Aber seine alte Bevölkerung war durch die Einfälle der Dänen so sehr gelichtet und erschöpft, daß die Fürsten selbst deutsche Colonisten herbeiriefen und sehr begünstigten. Sie kamen in Menge und aus allen Ständen. Deutsche Geistliche gründeten Bisthümer und Klöster und fanden es ihrem Vortheil gemäß, ihre Hörigen zu erleichtern. Deutsche Ritter bildeten einen glänzenden Hof um den slavischen Fürsten und erhielten von ihm große Lehngüter; aber sie traten zu ihm in ein ganz anderes und viel freieres Verhältniß, als der alte Landadel. Deutsche Bürger gründeten freie Städte im Lande. Endlich kamen auch eine Menge freie deutsche Bauern und gründeten deutsche Landgemeinden. Gewöhnlich übernahm ein sogenannter Hagemeister einen großen Landstrich, um ihn mit Ackerbauern zu besetzen, und schloß deßfalls mit dem Landesherrn oder auch mit einem Kloster oder Edelmann, dem der Boden gehörte, einerseits und mit deutschen Einwanderern andrerseits Kontrakte ab. Natürlicherweise war nun das Verhältniß der Ansiedler ein sehr freies. Kam auch der Zehnten für die Geistlichkeit als neue Abgabe zu den alten hinzu, so wurde doch gerade von den alten wieder sehr vieles abgezogen. Namentlich verlor der Fürst fast alle seine alten Ansprüche an den Beutel des Volks, sah sich auf Beden und Bewilligungen der Stände beschränkt und mußte sich vom übermüthigen Adel selbst das ihm Unentbehrliche abtrotzen lassen.

Es wird Niemand reuen, diese interessante Monographie zu lesen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 117.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 17. November 1843.

Politische Literatur.

Der Büreaukratismus und der Liberalismus im Verhältniß zu einer dem deutschen Volksgeist angemessenen organischen Bildung des Staats. Leipzig, Bösenberg, 1843.

Auf die Gefahr hin, allen Parteien zu mißfallen, wagt es der ungenannte Verfasser, den bedenklichen Satz aufzustellen, daß weder die herrschende Büreaukratie, noch das, was die Liberalen an die Stelle davon setzen wollen, dem eigentlichen Geist und Wesen deutscher Nation entspreche. Wenn er die politische Literatur des 17ten Jahrhunderts hätte citiren wollen, so würde er Stellen genug gefunden haben, die seinen Satz in Bezug auf die Büreaukratie bestätigen; denn die deutschen Publicisten waren in hohem Grade erbittert über den dominatus absolutus, der damals von Spanien her, und über die souverainité, die damals von Frankreich her erst als etwas Neues in Deutschland eingeführt wurden. Aus der absoluten Monarchie oder Despotie ging das Centralisirungssystem, aus diesem die Büreaukratie hervor, lauter Dinge, von denen sich die ältern Deutschen nichts hatten träumen lassen. Daß aber auch in neuern Zeiten im System des deutschen Liberalismus wieder undeutsche Elemente hervorgetreten seyen, ist oft und viel von seinen Gegnern behauptet worden und wird fortwährend behauptet. Ja der König von Preußen hat beim Antritt seiner Regierung ausdrücklich erklärt, daß er nur deßhalb dem Repräsentativsystem entgegen sey, weil es nicht deutsch genug sey, und es ist damals angedeutet worden, daß es ein Drittes gäbe, unabhängig von Büreaukratie und Liberalismus, wobei der Deutsche sich allein wohlbefinden könne. Was dieses nun aber sey, ist noch nicht ermittelt, da die sämmtlichen deutschen Staaten vielmehr thatsächlich noch immer ausschließlich im System des Büreaukratismus regiert werden und andererseits der Liberalismus in der Meinung Fortschritte macht, die von jenem unbekannten deutschen X. keine Notiz nimmt.

Um die richtige Ausfindung desselben hat sich nun unser Verfasser ein nicht geringes Verdienst erworben. Es ist nur zu wahr, daß der Deutsche einerseits in einem Herkommen und andererseits in Illusionen lebt und sich damit begnügt, die keineswegs seiner wahren Natur entsprechen. Wir wollen dem Verfasser in seinem Gedankengange folgen. „Nach der mechanischen, in dem größten Theil Deutschlands im Wesentlichen ausgeführten Ansicht werden die öffentlichen Angelegenheiten eines Distrikts, einer Stadt mit den benachbarten Dorfgemeinden, durch eine Anzahl vom Staat delegirter Beamten verwaltet, welche nach den verschiedenen Geschäftszweigen von einander getrennt und entfernten höhern Collegien untergeordnet sind. Es findet sich daher in jedem Distrikt meistens ein besonderer Beamter, der ausschließend mit der Besorgung der Rechtspflege beauftragt ist, und solche allein, oder unter Mitwirkung einiger Beisitzer in Anwendung bringt, in seinem Handeln aber Niemanden als einem entfernten höhern Collegium untergeordnet ist. Neben diesem Richter besteht dann ein besonderer Regiminalbeamter, dem die Besorgung der Polizei, der öffentlichen Wohlfahrt u. s. f. obliegt, der aber, eben so getrennt von den andern Beamten, auch wieder nur einem höhern Regierungscollegium untergeordnet ist. Eben so besteht, abgesondert von diesen, ein Finanzbeamter, der wieder von einem andern höhern, entfernten Collegium abhängt und mit den übrigen Distriktbeamten in keiner regelmäßigen Verbindung steht. Neben diesen ist ein höherer Geistlicher mit dem administrativen Theil der Kirche und mit der Aufsicht über das Schulwesen beauftragt, wieder eben so getrennt von diesen und wiederum einem andern höheren entfernten Collegium untergeordnet. Häufig finden sich noch außer

diesen Beamten mehrere von gleichem Rang für einzelne Zwecke, für die Aufsicht über die Waldungen, für öffentliche Bauten, gleichfalls getrennt von den andern Distriktsbeamten und von entfernten höhern Collegien abhängig. Das ist die äußere Form einer Distriktsverwaltung, wie sich solche mit geringen Aenderungen in ganz Deutschland wiederholt. Die Folge dieser abgesonderten Behandlung der Staatsgeschäfte ist nun in formeller Beziehung, daß alle Beschränkungen des einzelnen Beamten gegen Willkühr und Eigenmächtigkeit nur durch entfernte Collegien erfolgen können, daher in allen wichtigen Angelegenheiten schriftliche Mittheilungen nöthig sind, ein unausgeseztes Berichten und Dekretiren, eine ungemessene Aktenproduktion, die absolute Herrschaft des schriftlichen Worts über das mündliche. Der Bürger, welcher sich auf den ihm unbekannten Bericht des Distriktsbeamten verlassen soll, muß, wenn er diesem mißtraut, oder den Bericht durch mündliche Vorstellungen verbessern will, in den entfernten Sitz des Collegiums, und muß dort versuchen, denjenigen Rath, der das Referat hat, mit List oder gelegenheitlich zu erfahren, und wenn ihm solches nicht gelingt, bei allen Räthen herumgehen, um sein Anliegen zu empfehlen, so daß er oft, um seine Worte anzubringen, vom Distriktsbeamten an die höhern Räthe und von dort von einem an den andern gewiesen wird, ohne bestimmt zu wissen, von wem die Entscheidung abhängt, und mit großem Aufwand an Geld und Zeit doch keine Sicherheit hat, vollständig gehört worden zu seyn, keine Sicherheit gegen Entstellung der Wahrheit und Irrthümer der entscheidenden Behörde. In materieller Beziehung ist aber die Folge dieser Trennung der Geschäfte bei allen Angelegenheiten eines Distrikts, daß das Gesammtwohl desselben niemals gehörig besorgt wird, noch Gegenstand einer collegialischen Berathung seyn kann. Es können nun zwar, bei gehöriger Aufsicht und guten tüchtigen Beamten, das Jahr durch eine Menge Civil- und Kriminalprozesse entschieden werden. Aber sehr selten ist es dem Richter möglich, die Quellen der meisten Prozesse zu ergründen oder, wenn er auch dazu im Stande ist, durch zusammengreifende Maßregeln oder organische Institutionen solche zu verstopfen. Wenn er auch wohl bemerkt, von welchen Menschen die meisten Verbrechen und Streitigkeiten herkommen und vielleicht auch hier und da den Polizeibeamten auf jene Wohnsitze des Lasters und Streits aufmerksam macht, so reicht das alles nicht aus. Es wäre die Mitwirkung aller Zweige der Staatsverwaltung, aller ausgezeichneten Bürger eines Distrikts dazu nöthig, eben so die Mitwirkung der Lehrer, der Geistlichen, der Finanzbeamten, welche dieselben Personen kennen und Einfluß auf solche haben. Häufig reichen auch solche gemeinschaftliche Maßregeln nicht hin, sondern sind Anstalten zu besserer Beschäftigung der zu Verbrechen Geneigten, zu Auswanderung u. s. f. und bedeutende Geldmittel nöthig. Häufig bedarf auch ein bestimmter Distrikt nach seinen besondern Verhältnissen die Entwerfung von Lokalstatuten. So kann auch ein tüchtiger Regiminalbeamter viele hundert Nummern seines Diariums in einem Jahr absolviren, eine große Menge von Streitigkeiten der Gewerbsgenossen, der Gemeinden und Angehörigen über Heimathsverhältnisse erledigen, eine Menge Polizeistrafen ansetzen. Aber wenn es darauf ankommt, Institutionen zu schaffen, damit die Gewerbsgenossen sich ihre Nahrungsquellen weniger mißgönnen und mit weniger Gewerbsneid neben einander bestehen; wenn es darauf ankommt, neue Erwerbszweige herbeizuziehen, in Folge deren die Taglöhner mehr gesucht werden und die Ansiedlung einem vermögenslosen Arbeiter weniger erschwert wird, fehlen ihm bei der jetzigen Geschäftsbehandlung fast alle Mittel. So kann auch der Forstbeamte viele tausend Forststrafen des Jahres ansetzen und für die bestmöglichste Waldkultur sorgen; aber wenn es darauf ankommt, den Ursachen der vielen Holzdiebstähle zu begegnen, durch Maßregeln gegen die zunehmende Armuth, durch Belehrung über weniger holzverzehrende Feuereinrichtungen, durch Einführung gemeinschaftlicher Backhäuser, wenn davon die Rede seyn sollte, die Waldkultur mit den übrigen Kulturen und Gewerbsverhältnissen in Einklang zu bringen, etwa solche durch eine holzerzeugende Obstkultur zu unterstützen: so ist ihm wegen der fehlenden Collegialität der Geschäfte eines Distrikts jede solche Maßregel, wenn auch nicht ganz unmöglich, doch unendlich erschwert."

So die Büreaukratie. Der Liberalismus will aber diese Trennungen noch erweitern. „Die Liberalen begnügen sich nicht mit der Zerreißung der Staatsgeschäfte in verschiedene Zweige der Verwaltung, sondern verlangen noch Trennung derselben zwischen den Delegirten des Staats und den Delegirten des Volks, wollen die Analysis des Staats, die Entgegensetzung vollenden; beseitigen daher auch jene so eben angedeuteten Folgen der Trennung nicht, vermehren vielmehr solche. Wie aber den Liberalen bei dieser verlangten Vollendung der Analyse des Staats das eigentliche Wesen und die höhern Zwecke desselben, wie über Formen die Sachen selbst aus den Augen kommen, zeigt sich deutlich, wenn man genauer die Theilung ins Auge faßt. Die Rechtspflege, auf deren Sicherheit und theilweise Ausübung durch die Geschwornengerichte von ihnen so großes Gewicht gelegt wird, ist zwar als eine Grundlage des Staats anzusehen. Aber es ist dieselbe doch auch nur Grundlage, nur ein Anfang der Geschäfte des Staats, ist nicht dessen Voll-

endung. Es lassen sich nicht wenige Gemeinden aufweisen, denen die Benutzung der Rechtspflege eine ganz fremde, gleichsam unerhörte Sache ist. Dahin gehören nicht bloß die religiösen Gemeinden, sondern auch viele andere von tüchtigen Ortsvorstehern und Geistlichen geleitete Gemeinden, welche die Aufgabe sich gesezt haben, die Keime von Rechtsstreiten und Criminalvergehen nieder zu halten oder zu zerstören. Auch jezt ist es im Allgemeinen nicht die Mehrzahl, sondern die Minderzahl der Bürger, welche die Gerichte in Anspruch nimmt, und bilden unter dieser Minderzahl wieder bei weitem die größere Anzahl nicht den Mittelpunkt des Volks, die geordneten Familien, sondern die von diesen Familien Ausgearteten oder Ausgeschlossenen, die Vermögenslosen und Zerrütteten. Auch jezt schon entstehen und entwickeln sich — und vergehen viele tausend gerade der tüchtigsten ehrenhaftesten Familien, ohne auch nur zu wissen, was ein Rechtsstreit ist, oder bei einem Criminalprozeß auch nur entfernt berührt gewesen zu seyn, während keine derselben die unausgesezte Berührung mit den andern Staatsbeamten, für die Finanzen, die Staatsdomainen, für die Erhöhung des Gewerbfleißes, für die Verbindung der Länder unter einander, mit den Lehrern und Geistlichen, vermeiden können. — Auffallenderweise verlangen aber die Liberalen die thätige Theilnahme des Volks gerade vorzugsweise an diesen Anfängen des Staatslebens, verlangen hier Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen, wofür sie die höhern Zwecke des Staats den vom Volk getrennten Delegirten der Staatsgewalt, der vollkommensten Schriftlichkeit und Heimlichkeit des Verfahrens überlassen. — Die Freunde des Volkes müssen daher Einfluß auf die Wahlen nicht bloß für die Verwaltung des Gemeindevermögens und die Mitglieder der Geschwornengerichte, sondern auch auf die Wahlen der höhern Regiminalbeamten, der Kirchen- und Schulbeamten, der Finanz- und Justizbeamten verlangen; sie müssen verlangen, daß alle höhere Zwecke des Staats nur durch Männer aus ihrer Mitte, durch ihre Mitbürger, durch Männer ihres Vertrauens, ihrer Wahl besorgt werden; müssen verlangen, daß jene Zwecke des Staats, zu deren vollständiger Erfüllung die innigste Vertrautheit mit den Bedürfnissen und Gesinnungen der Mitbürger, die solidarische Mitleidenschaft der Beauftragten, nöthig ist, nicht fremden Beamten anvertraut werden. Dieses ist aber nicht anders möglich, als durch die Ausdehnung der von den Liberalen sonst so sehr verschrieenen Nominationsrechte auf den Kern der Bürgerschaft eines jeden Distrikts bei Erwählung aller Distriktsbeamten."

Eine große Wahrheit. In der Aristokratie der eigentlichen Bürger und Hausväter beruht der Schwerpunkt des germanischen Staats und der Liberalismus, der nur die Individuen summirt und die Kopfzahl des jedem Windstoß der Meinung preisgegebenen Demos zum leitenden Prinzipe macht, ist eben so undeutsch, wie die Büreaukratie, die umgekehrt nur eine Einheit statuirt, zu der sich alle Staatsbürger nur passiv zu verhalten haben. Die wahre Freiheit, wie sie die deutsche Nation von jeher verstand, beruht lediglich in der vernünftigen Selbstverwaltung der Gemeinde durch die tüchtigsten Bürger, abgesehen von dem Gebot eines Gebieters aus der Ferne und abgesehen von der Laune des Pöbels; also wesentlich in der Aristokratie der ehrbaren Hausväter. Eine Reorganisation dieser Aristokratie würde jede Willkühr von oben, wie jede Revolution von unten unmöglich machen und der wahre Ausdruck des germanischen Volkswillens seyn. Aber bis jezt ist alles gegen sie, nichts für sie geschehen.

Der Verfasser geht auf die älteste Grundlage der deutschen Gesellschaft zurück und glaubt, daß sie noch immer die allein empfehlenswerthe bleibe. „Alle Bürger einer Gemeinde müßten nach Nachbarschaften eingetheilt werden, so daß etwa 10 oder 20 Familien ein Ganzes, eine Nachbarschaft bildeten, welche aus ihrer Mitte einen Vorsteher wählten, der von der Magistratur nach vorheriger Prüfung seiner Befähigung zu bestätigen wäre. Die Prüfung hätte sich zu erstrecken auf den Vermögensbesitz des Gewählten, der ihn in den Stand sezt, unentgeldlich fortdauernd Zeit und Mühe dem Allgemeinen zum Opfer zu bringen und auf die allgemeinen geistigen Eigenschaften, mittelst deren er dem Gesetz in der nächsten Berührung mit dem Volk Geltung verschaffen kann. Sämmtliche Vorsteher der Gemeinde, durch Vermögensbesitz die Ersten, wenigstens unabhängig, durch fortdauernde Uebung für öffentliche Angelegenheiten gehörig vorbereitet, würden dann das Wahlcollegium bei der Ernennung der höheren Distriktsmagistraturen und zugleich durch einen Ausschuß die Ortsmagistratur bilden, ferner die Vertreter der Gemeinde bei allgemein wichtigen Lokalangelegenheiten, Abfassung von Lokalstatuten, Umlegung von Lokalsteuern seyn. Diese alte germanische Gliederung des Volks nach Nachbarschaften würde die andere jezt bekannte, nach Geschäften, Innungen, nicht entbehrlich machen, würde aber doch für die Staatenbildung eine überwiegend größere Bedeutung haben, weil durch sie mehr als durch jede andere, die größten Gegensätze zwischen Armen und Reichen, zwischen Ungebildeten und Gebildeten vereinigt und einem Hauptgebot der Religion, der Nächstenliebe, sichtbare lebendige Anerkennung verschafft würde. So gegründet endlich auch der Anspruch der Liberalen auf Selbstständigkeit jedes Bürgers der Staatsgewalt gegenüber ist, so geht man

doch wieder zu weit, wenn man deßwegen glaubt, der Staatsgewalt als einer fremden oder gar feindlichen Macht überall die Einsicht in die besondern Angelegenheiten der Gemeinde und Einzelner verschließen, oder diese Einsicht nur durch die gewöhnlichen nächsten Organe gestatten zu können. Weil diese gewöhnlichen Organe selbst verderben können, so muß dem Oberhaupt der Staatsgewalt, dem Regenten, gestattet seyn, durch unmittelbare Delegirte zu jeder Zeit von allen Verhandlungen der Distrikts- und Lokalmagistratur, nicht bloß schriftliche, sondern auch mündliche Kenntniß zu nehmen, nicht um Gewalt zu brauchen und einzuschreiten, aber doch um gegen jede Ueberschreitung des Gesetzes ein Verbot aussprechen und fortdauernd lebendigen Bericht von allen Verhältnissen des Volks erhalten zu können. Diese unmittelbaren Delegirten, missi regii, advocati regis, die unmittelbare Staatsgewalt repräsentirend, wären daher an Lokalverhältnisse nicht gebunden, nur vorübergehend in einem Ort anwesend und würden die einzige Form jener Delegation bilden, welche jezt mit unendlicher Beeinträchtigung der Lokalangelegenheiten eines Distrikts, mit gänzlicher Verfehlung des Zwecks, mit ungeheurer Geschäftsvermehrung auf alle Zweige der Verwaltung ausgedehnt worden ist. Durch eine solche Einrichtung, eine von den ersten Bürgern ernannte, vom Staatsoberhaupt bestätigte Lokal- und Distriktsmagistratur, durch eine solche Verbindung derselben mit dem Volk mittelst der Vorsteher der Nachbarschaften und Innungen, durch eine solche Ueberwachung des Ganzen mittelst reisender Agenten der Staatsgewalt könnte eine neue organische Verbindung der entgegengesezten Ansprüche der Staats- und Volksgewalt erzielt werden."

Nachdem der Verfasser ferner gezeigt hat, wie die älteren deutschen Landstände etwas ganz anderes und Volksthümlicheres gewesen seyen, als die heutigen, und wie sie nicht bloß der Regierung gegenüber gestanden, sondern die Regierung selbst geschaffen, die Centralcollegien rekrutirt hätten, fährt er fort, auf dieser alten Grundlage müsse also fortgebaut werden. „Die Distriktsmagistraturen, in Verbindung mit den ersten Vorstehern der Nachbarschaften, wählen die Mitglieder der Ständeversammlung, diese aber unter Mitwirkung des Regenten aus sich die Ausschüsse. Diese Ausschüsse besorgen die Centralgeschäfte, so weit deren noch nöthig sind, nach der oben angedeuteten Decentralisation der Verwaltung, durch welche viele Geschäfte den Collegien der Distriktsverwaltung zugetheilt sind, besorgen insbesondere die Geschäfte eines obersten Gerichtshofes, einer Finanzbehörde, der Aufsicht über Kirchen- und Schulwesen u. s. f. Die Mitglieder solcher bleibender Commissionen werden von der Ständeversammlung vorgeschlagen, vom Regenten aber geprüft und bestätigt und lebenslänglich angestellt, sind der Aufsicht des Regenten wie der Versammlung unterworfen, beiden verantwortlich, aber auch die Rechte beider, des Regenten wie des Volks zu vertreten verpflichtet. Nur einzelne Collegien werden von dem Regenten ausschließlich ernannt: die Kronfiskale, die reisenden Agenten des Staatsoberhaupts, die Führer im Krieg, die Minister, so wie zu einem mit dem Volkstribunat, der Wahrung der Volksrechte besonders beauftragten Collegium, ausschließend der Versammlung der Abgeordneten die Besetzung gebührt. Aber alle diese Collegien, die gemeinschaftlich ernannten, so wie die vom Regenten ausschließlich besezten, und das Volkstribunat zusammen bilden das Oberhaus, die Aristokratie der ersten Talente, der höchsten Kenntnisse in Staatsangelegenheiten. So oft die allgemeine Versammlung zusammen kommt, öffnen sich dann alle diese einzelnen Kanzleien, treten alle die Fähigkeiten, Kenntnisse und Erfahrungen, die jezt wenig benuzt dort vergraben bleiben, an das Licht, vor das Volk, und nicht bloß etwa die wenigen durch Gunst des Regenten oder des Volks Erwählten, sondern ohne Ausnahme alle Mitglieder der Centralcollegien. Dann dringt auch in jedes einzelne Collegium aus der Versammlung aller Collegien und der Abgeordneten der Volksgeist, den einseitig gewordenen Sinn zu dem Sinn für das Ganze veredelnd. Diejenigen Männer, welche ihr ganzes Leben der guten Anwendung der Gesetze in den höchsten Instanzen widmen, sind dann auch als nothwendige Mitglieder des Oberhauses die ersten Wortführer bei Abfassung der Gesetze, nicht bloß die Diener der weniger Kundigen."

In Bezug auf den Einfluß, den die Centralregierung zu üben hätte, hebt der Verfasser noch insbesondere hervor, daß die Gleichförmigkeit eine reine Pedanterei des bisherigen analytischen Verfahrens sey, während das synthetische den besondern Umständen zweckmäßig nachgebe. Bei gleichförmigen Steuern z. B. kann ein Ort viel mehr leiden als der andere. Bei gleichförmiger Polizei kann ein Ort ganz unnütz geplagt, ein anderer aber, wo strengere Aufsicht, Einschreiten gegen Luxus und Sittenverderbniß ꝛc. sehr nöthig wäre, vernachläßigt werden.

Wir halten diese Ansichten für vollkommen in der Natur der Sache begründet, und wünschen von Herzen, daß sie die Theilnahme finden mögen, die sie verdienen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 118.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 20. November 1843.

Biologie.

1) Ueber die Abhängigkeit der physischen Populationskräfte von den einfachsten Grundstoffen der Natur mit specieller Anwendung auf die Bevölkerungsstatistik von Belgien. Von Dr. Ferdinand Gobbi. Leipzig und Paris, Brockhaus und Avenarius, 1842. 4.

Die Biologie macht in neuerer Zeit immer weitere Fortschritte, und zwar in demselben Verhältniß, in welchem die Statistik und die vergleichende Heilkunde sich erweitern. Indem man je mehr und mehr den Gesundheits- und Krankheitszustand ganzer Völker übersieht und mit den Zuständen anderer Völker unter andern Klimaten und früherer Zeiten vergleicht, gelangt man zu den merkwürdigsten Resultaten und kommt nach und nach einem allgemeinen Gesetz des Lebens, dem wir Erdenbewohner insgesammt unterworfen sind, auf die Spur.

Das vorliegende umfangreiche Buch, das bei sehr breiten Perioden und breitester Auseinanderlegung der Thatsachen etwas mühsam zu lesen ist, gehört durch seinen lehrreichen Inhalt zu den bedeutendsten Erscheinungen im Gebiet der Biologie. Es weist nämlich nach, das gesammte Leben des Menschen stehe unter dem Einfluß der Wärme, des Lichts und der Elektricität, als deren Regulator die Sonne erscheine; dieser Einfluß ändere sich mit dem Stand der Erde gegen die Sonne, mit den Jahreszeiten und Klimaten und zugleich nach der Beschaffenheit des Bodens, der mit den in der Atmosphäre wirksamen Kräften in Wechselwirkung steht. Wie verschieden nun aber auch das Verhältniß der Geburten, Krankheiten, Todesfälle solchen lokalen Bedingungen zufolge seyn mögen, so geht doch durch alles lokale Leben das gleiche Gesetz des Sonneneinflusses im unabänderlichen Rhythmus der Jahreszeiten hindurch, und wir sehn auf gewisse Zeiten des Jahres eine Erhöhung der Lebenskraft in Zeugungen und Geburten, auf andere eine Schwächung derselben in Krankheit und Tod fallen. „Die Erfahrung lehrt, sagt der Verf. S. 242, daß dem Winter im Allgemeinen die kalte und trockene Luft, dem Sommer die warme und trockene zukomme, daß hingegen die kalte und feuchte Luft für die erste Hälfte des Frühjahres und die zweite des Herbstes, die warme und feuchte Atmosphäre aber für die zweite Hälfte des Frühjahres und die erste des Herbstes bestimmt zu seyn scheinen, wobei das eigenthümliche Verhalten des Lichtes und der Elektricität in jeder einzelnen Konstitution zugleich wohl beherzigt werden muß, aus dem Grunde, weil die Sonnenstrahlen die gleichzeitigen Leiter aller jener drei Elementarstoffe sind, und weil folglich die absolute Menge dieser letzten, so wie auch ihre proportionellen Verhältnisse stets in einem gewissen Einklange auf unserm Planeten sich erhalten müssen. Sind wir also im Stande, mit Gründlichkeit nachzuweisen, welche Effekte auf den menschlichen Organismus in jenen Epochen des Jahres wahrgenommen werden, in welchen eine große oder eine geringe Masse von Wärmestoff mit vielen oder wenigen Wassermolekeln in seiner Atmosphäre vorfindig ist, so deuten diese eigenthümlichen Modifikationen des Organismus auch die gleichzeitige Wirkung des Lichtes und der Elektricität an, weil diese zwei Imponderablen von jedem Sonnenstrahle nebst dem Wärmestoff gleichsam als seine integrirenden Bestandtheile betrachtet werden können."

Die Anwendung des Grundsatzes muß man nun in den zahlreichen Tabellen des Buchs selber suchen. Der Verfasser legte die Statistik Belgiens zu Grunde, weil sie die genaueste ist, die man kennt, und rechnet nun aus, wie viele Prozente der Bevölkerung nothwendig und nach bestimmten Gesetzen in jeder belgischen Stadt und Provinz in weiblichen und männlichen Geburten und Todesfällen in jedem bestimmten Monat und wieder in bestimmten Cyclen von mehreren Jahren zu- oder abfließen müssen. So viel uns bekannt, ist der

menschlichen Generation noch nie so genau an den Puls gefühlt worden. Die Lehre mag noch mancher Modifikation bedürfen und manche Erweiterung zulassen, aber daß hier wirklich ein festes Naturgesetz walte, wird kaum bestritten werden können.

2) Die Entstehung des Menschengeschlechts von G. Fr. Müller. Erlangen, Heyder, 1842.

Der Verfasser sucht den Beweis zu führen, daß alle Menschen auf Erden von Einem Paar abstammen. Zu dieser Annahme berechtigen ihn die zahlreichen und ganz unmerklichen, allmähligen Uebergänge der Raçen und Stämme; sodann der Erfahrungssatz, daß die Varietäten des Menschengeschlechts nicht stärker von einander abweichen, als die derjenigen Thiere, deren Stammraçe uns bekannt ist; ferner, daß sich alle Menschen wechselseitig fruchtbar vermischen können, und daß alle Völker die wesentlichen anatomischen und physiologischen Kennzeichen mit einander gemein haben, und sich in allen wichtigen Prozessen und Lebensverhältnissen ziemlich gleich sind. Ungerechnet die heilige Tradition und die Uebereinstimmung der Mythen bei allen Völkern.

Das Beste an diesem Buche ist die Uebersicht über sämmtliche Raçen und deren Verzweigung auf der ganzen Erdoberfläche.

3) Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten von Dr. J. M. Leupoldt. Erlangen, Enke, 1842.

Ein gar gutes kleines Buch, worin gezeigt wird, daß die gesammte Menschheit im Verlauf der Zeiten mit ihrer Lebensweise und Bildung auch ihren Gesundheitszustand geändert und im Verlauf der Jahrhunderte ganz andere Krankheitsformen angenommen hat. Im Allgemeinen hält sich der Verfasser an die schon früher von Häser vorgetragene Lehre, nach welcher dem Alterthum ein vorherrschend vegetatives, dem Mittelalter ein animalisches, vorzüglich Blut und Muskel ansprechendes, und der neuern Zeit ein nervöses Leben mit überwiegend geistiger Thätigkeit zukommt. Der Verfasser bemüht sich, zu zeigen, wie in diesem Stufengange der Entwicklung einzelne in jedem Zeitalter herrschende Krankheiten nicht eigentlich verschwunden und abgethan worden sind, sondern sich nur geändert haben. Wir enthalten uns, diese schaudererregende Garderobe der Krankheiten, in welcher die leidende Menschheit schon so oft ihr Kleid wechselte, hier näher zu beschreiben und heben nur Einiges, was die neuere Zeit betrifft, hervor. Die gesteigerte Thätigkeit und Reizbarkeit der Nerven in unsrer Zeit hat sehr verschiedene Ursachen, einmal Branntwein, Tabak, Kaffee, Thee ꝛc., sodann die Verweichlichung des Lebens, Schwächung der Muskelkraft und der Verdauung durch sitzende Gewerbe, endlich die geistige Anstrengung auf Schulen und durch die gesteigerte Bildung überhaupt. Dazu kommt noch, daß sich das Geschlechtsleben früher als sonst entwickelt und daß die Ehen gleichwohl erst in einem spätern Alter, in vielen Fällen gar nicht geschlossen werden. Dieser Widerspruch zwischen der physischen und bürgerlichen Befähigung zur Ehe und die Ueberhandnahme der freiwilligen oder gezwungenen Ehelosigkeit tragen gewiß sehr viel zu den krankhaften Dispositionen der gegenwärtigen Generation bei. Endlich arbeiten neue Erfindungen, Maschinen, bequeme Posteinrichtungen und Eisenbahnen darauf hin, dem menschlichen Körper vollends immer mehr jede kräftige Anstrengung zu ersparen und ihn in freier Luft wie zu Hause zur sitzenden Stellung und physischen Passivität zu gewöhnen. Daher die vorherrschenden Nervenleiden oder der nervöse Charakter, den so viele Krankheiten anderer Art annehmen; daher die staunenerregende Ueberhandnahme des Wahnsinns und die für unsre Zeit so eigenthümliche Erscheinung des Somnambulismus.

Von großem Interesse ist die Frage, was nun in der Zukunft noch aus dieser nervösen Menschheit werden soll? ob sie zum Extreme gelangen und dann umschlagen wird? oder was immer mit dem gegenwärtigen Zustande einmal abwechseln wird? Der Verfasser berührt die Frage, vermag sie aber natürlicherweise nicht genügend zu beantworten. Rousseau, in welchem die krankhafte Nervenreizbarkeit der neuern Zeit zuerst zum Bewußtseyn kam, sehnte sich zur Natur, das heißt zur vegetativen und animalischen Gesundheit der Ernährungs-, Bewegungs- und Generationsorgane zurück und wollte alle moderne Geistesbildung dem Glück der Vierfüßigen zum Opfer bringen. In unsern Tagen ist viel Geschrei gewesen von Fleischesemancipation. Der dunkle Instinkt will aus der Geistigkeit hinaus; allein beim besten Willen läßt sich doch die Menschheit nicht zum lieben Vieh machen. Jene Reformatoren, die dem Leibe wieder auf Kosten der Seele und des Geistes Gedeihen bringen wollen, fallen ins andre Extrem und werden eben deßhalb des Zieles immer verfehlen. Andre erwarten die Heilung aus dem Geistesleben selbst. Aber sie müßte zugleich eine Heiligung seyn, deren das heutige Geschlecht vielleicht weniger fähig ist, als irgend ein andres.

Wir glauben hier eine Betrachtung anknüpfen zu müssen, mit der wir uns schon öfter beschäftigt haben. Die Frommen aller Konfessionen klagen über das wachsende Verderben der Civilisation und über die tief gesunkene Moralität, allein es fällt keinem von ihnen ein, die gesunde Körperbildung und das Turnwesen zu empfehlen, da es doch unläugbar ist, daß gerade durch

dieses kräftiger als durch jedes andere Mittel der körperlichen Entnervung und der Immoralität entgegengewirkt wird. Die Begeisterten unter den Katholiken träumen wieder von der Ascese, wollen den Körper wieder abtödten, muthen dem hoffärtigen, und in alle Genüsse versunkenen Geschlecht wieder die drei Gelübde zu; der Körper soll als gar nicht vorhanden angesehen werden. Von der Pflege ritterlicher Tugenden durch die Kirche, von der Heiligung des Leibes als eines Tempels des Herrn, von einer Empfehlung körperlicher Kräftigung ist bei den neuen Jesuiten nicht die Rede; ein Turnplatz dürfte ihnen sogar als ketzerisch gelten. Eben so wenig aber kümmern sich die Frömmsten unter den Protestanten um die Kräftigung des Leibes und um diejenige Gesundheit des Aeußern, ohne die auch das Innere nicht gesund seyn kann. Diese Nichtachtung der Körperkräftigung von Seiten der Frommen schreibt sich aus einer Zeit her, in der die Ueberfülle körperlicher Kraft zu Wildheit führte, welche die Kirche zähmen zu müssen glaubte. Aber diese Zeit ist längst vorüber. Die Wildheit ist in die Geister übergetreten, und gerade die körperliche Verweichlichung und krankhafte Disposition ist es, welche die sündhaften Triebe, verkehrten Seelenstimmungen und geistigen Excesse begünstigt. Darum ist gegen diese Uebel nichts räthlicher, als Stärkung des Leibes, Herstellung einer gesunden und keuschen Generation durch das Turnwesen. Da sich überall, wo das Turnwesen eine Zeitlang Wurzel fassen konnte, die segensreichen Folgen gezeigt haben und mit der Frische des Körpers bei den Turnern durchgängig auch Sittlichkeit und Seelenadel zum Vorschein kamen, so ist nicht einzusehen, warum die Kirche ein solches volksthümliches Institut nicht begünstigt. Was aus der Menschheit werden wird, läßt sich nicht vorausbestimmen, denn die Mittel, deren die Vorsehung sich bei der Leitung der Menschenschicksale bedient, sind eben so unvoraussichtlich, als unerschöpflich. Von dem Standpunkt aus aber, auf dem die Welt jetzt steht, kann man nicht anders vermuthen, als daß in dem tiefern Eindringen religiöser Gesinnung in die Menschen einer- und in der allgemeinen Einführung von Leibesübungen und durchgreifend systematischer Kräftigung der neuen Generationen andrerseits die nächste Hülfe zu erwarten ist. Und deßhalb scheint uns auch eine Vereinbarung beider Wege zum gleichen Ziele wünschenswerth.

4) Diätetische Fragen für Aerzte und gebildete Leser. Von Dr. Chr. Weiglein. Grätz, Kernreich, 1842.

Auch hier wird der Einfluß der Civilisation auf das allgemeine physische Befinden erörtert, aber neben der Schattenseite auch die Lichtseite hervorgehoben. Die Lichtseite der Civilisation ist hier nämlich die Vervollkommnung des Medicinalwesens, die Bequemlichkeit, mit welcher die Kranken in allen civilisirten Ländern sich die Hülfe des Arztes und Apothekers verschaffen können und der Verbesserung der Heilkunde selbst durch die wachsende Erfahrung und Vergleichung. Gewiß ist das ein großer Trost, der aber das Unglück nicht aufhebt, sondern eben leider voraussetzt. — In den übrigen kleinen Aufsätzen dieser Sammlung steht Manches, was Beherzigung verdient, z. B. ein gutes Wort über die Verstellung der Kranken, über das Schweigen und Lügen, durch die sich ihre Scham oder ihr böses Gewissen dem Arzt gegenüber decken will, während sie dadurch nur die Hülfe, die ihnen geleistet werden könnte, erschweren oder unmöglich machen.

5) Ueber das Athmen und über Homöopathie. Vorlesungen von Dr. S. Ed. Hirschfeld. Bremen, Schumann, 1842.

Auch hier wird über die Leiden der neuern Zeit geklagt, die aus dem Mangel an Bewegung in freier Luft und aus dem Einathmen ungesunder Stubenluft entspringen. Es wird gezeigt, wie viele Krankheiten und Krankheits-Dispositionen aus dem Umstande entspringen, daß die Lungen nicht die gesunde Luft einathmen, die ihnen allein zuträglich ist. — In der zweiten Abhandlung vertheidigt der Verfasser das Princip der Homöopathie mit viel Geist und Scharfsinn.

6) Ueber die häusliche Krankenpflege, die Einrichtung des Krankenzimmers und Erkenntniß und Verhütung der wichtigsten, gewöhnlich vorkommenden Krankheiten. Nach dem Englischen des A. T. Thomson bearbeitet von Dr. A. Schnitzer. Berliner Verlagsbuchhandlung, 1843.

Ein recht brauchbares Buch, das wohl von Hausfrauen gelesen und beherzigt werden sollte; da die Bildung, welche unsre Töchter erhalten, ihnen so ziemlich alles beibringt, was sie fürs Haus nicht brauchen und es ihnen dagegen an allen den großmütterlichen Regeln fehlen läßt, deren Befolgung ehemals den Arzt im Hause entbehrlich machte. Das Buch geht sehr ins Einzelne und gibt praktische Anweisungen, die dem Raisonnement weit vorzuziehen sind, woran es übrigens hier auch nicht fehlt.

7) Die Nahrungsstoffe des Menschen nach ihren diätetischen Beziehungen. Nach Dr. Hubert, frei

bearbeitet von Dr. W. Weißenborn. Weimar, Voigt, 1843.

Ebenfalls ein gutes Lehrbuch fürs Haus, indem es eine Uebersicht über alle gewöhnlich vorkommenden Speisen und Getränke enthält, deren Wirkung auf den Körper schildert, je nachdem sie leicht oder schwer verdaulich sind, kühlen oder erhitzen, stärken oder schwächen 2c., und endlich Vorschriften ertheilt über den zweckmäßigen Gebrauch dieser Nahrungsmittel. Je öfter man gegen diese Vorschriften sündigt, je weniger man sich um sie bekümmert, um so häufiger ist der übermäßige oder jahrelang fortgesetzte Genuß von schädlichen und den Körper schwächenden Speisen in unsrer Zeit, in welcher ohnehin Genüsse stark reizender Stoffe vorherrschen, die Veranlassung zu chronischen Krankheiten, mithin sollte man sich auch jene Vorschriften als Hausregeln einprägen.

Dichtkunst.

Fata Morgana. Dichtungen von Gustav Bernhard. Leipzig, Goetz, 1843.

Poetische Gemälde aus der Handelswelt, angeregt durch Freiligraths phantasiereiche Dichtungen: der Handelsgott, Columbus, Ritterthum und Kaufmannschaft, Venedig, die Messe zu Hurdwar, London, Gold und Eisen, Hamburg, der Schleichhändler, an Freiligrath 2c. Den großen Entwicklungen des Verkehrs widerfährt hier ihr poetisches Recht, denn auf das Schiff des Kaufmanns setzen sich nicht nur die Musen, sondern auch die Freiheit und alle höhere Kultur begleitet ihn auf der großen Reise um die Welt. Aber auch das Dämonische, das dem Handelsgeist innewohnt, wenn er, um des Goldes willen, die Rechte der Völker verletzt, wird hier aufgefaßt und in dem Gedicht „London" werden insbesondere den Engländern starke Sachen gesagt:

Du edler Lord — dein Herz zwei Austerschaalen,
Wo eng in Krusten Menschen wohl gezwängt —
Der, wenn die Pächter hundert Tausend zahlen,
Nur an Vermehrung noch der Renten denkt,
Der, daß kein Abbruch ihn etwa verletze,
Das Volk hinschlachtet durch die Korngesetze,
Und der nur grämelt, wenn er jammern hört
Die tausend Leute, die aus den Fabriken
Arbeitslos stürzen mit des Kummers Blicken,
Daß ihn der Lärmen im Comfort gestört.
Wohl zerrt das Volk an seines Mangels Kette —
Du wettest gern, Mylord, was gilt die Wette?
Nicht immer bleibt dir treu dein stolzes Glück,
Es rächt sich fürchterlich einst das Geschick;
Noch kann geschehn es, daß dein herrlich Roß,
Das in Newmarket wild zum Siege schoß,
Als Landmanns Eigenthum am Pfluge zieht,
Und daß die nährende Kartoffel blüht
In deinem unermeßlich weiten Park,
Wo du gehegt das Wild, so schön und stark. —
Doch still! es zagt die zarte Lady dort,
Die nervenschwach. — Zu Anderm, edler Lord!
Stets grubst du Fallen dem Napoleon
Und hast ihn richtig auch ins Netz gefördert,
Dem Adler sprachst du dann im Käfig Hohn,
Deß Blitze einst die weite Welt durchwettert.
Er war durch eigne Kraft Aristokrat,
Du bist es nur durch Zeugung der Natur,
An Macht ihm gleich, hat sein Genie dir nur
Gefehlt, das ist's, was dich geärgert hat.
Ob eines Kaisers schrie die Welt sich heiser,
Doch gibt's in England hundert kleine Kaiser,
Und diese Hundert drücken, wie ich meine,
Die Völker schwerer, als voreinst der Eine.
Mylord, die Menschen gelten dir als Zahlen,
Die Politik ist deine Religion,
Die eiserne, die keine Liebe kennt,
Durchs Fernglas blickst du auf die Völkerqualen
Und wägst im Kabinet der Siege Lohn,
Wenn rauchend noch das ferne Schlachtfeld brennt. —
Die bunten Flaggen sind die Blumenwelt,
Wo fest dein unersättlich Herz sich hält,
Und was ihr frommt, kein Mittel wird vergessen,
Ins Sklavenjoch läßt du Matrosen pressen,
Und rühmst dich dann, du äußerst edler Lord,
Dich hüllend in der Christenliebe Mantel,
Daß aufgehoben du den Sklavenhandel
Und Negern öffnetest der Freiheit Port.
O über dich höchst Christlichen und Klugen!
Die fremden Schiffe willst du nur durchsuchen,
Und trachtest, während du des Elends Knechten
Freiheit versprichst, nach neuen Herrscherrechten. —
Schmach über dich! In deiner nackten Blöße
Erscheinst du jüngst; was that dir der Chinese?
Für deinen Handel war er mißgesinnt,
Denn du vergiftetest durch Opium
Den Aermsten 2c.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 119.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 24. November 1843.

Zeitgeschichte.

1) Die Stellung der Slowaken in Ungarn beleuchtet von Leo Grafen von Thun. Prag, Calve, 1843.

Ein Briefwechsel zwischen dem Verfasser und dem rühmlichst bekannten Herrn von Pulszky, begleitet von einem Commentar des ersteren. Graf Thun vertheidigt die Sprache der in Nordungarn wohnenden reformirten Slowaken gegen die ungarische Sprache, die ihnen, nach der von Herrn von Pulszky vertheidigten Ansicht der eigentlichen Ungarn oder Magyaren, aufgedrungen werden soll. Der Graf hält an dem unveräußerlichen Rechte jeder Nation, ihrer Muttersprache treu zu bleiben, fest; allein Pulszky weist ihm mit siegreichen Gründen nach, daß es sich ja nicht um Unterdrückung der slowakischen Sprache handle, daß dieselbe ungekränkt bleiben solle, daß es aber höchst zweckmäßig sey, sich in allen öffentlichen Angelegenheiten Ungarns einer und zwar derjenigen Sprache zu bedienen, welche die Muttersprache des vorherrschenden Theiles der Bevölkerung sey. In der That liegt für die untergeordneten und kleineren Landestheile keine Ungerechtigkeit in der Zumuthung, sich dem übergeordneten und größeren Theil in dieser Beziehung anzuschließen, wenn ihnen nur im Privatgebrauch die alte mundgerechte Redeweise gesichert bleibt. Liegt darin ein Opfer, so sollten es die Slowaken aus mehr als einem Grunde mit frohem Muthe bringen; denn erstens verdanken diese unglücklichen, aus Böhmen vertriebenen Hussiten ihre Glaubensfreiheit und sichere Existenz allein der Gastfreiheit, mit der sie einst, aus Böhmen vertrieben, in Ungarn aufgenommen wurden, und zweitens können sie auch für die Zukunft ihre Glaubensfreiheit und Sicherheit nur in der treuen Anhänglichkeit an Ungarn festhalten, denn gesetzt sie gäben sich der Verlockung des russischen und griechisch-kirchlichen Panslawismus hin, was würde aus ihrer Glaubensfreiheit werden?

Was Herr von Pulszky in den zwei hier abgedruckten Schreiben sagt, kann durch keine Gegenrede des Grafen Thun widerlegt werden. Es ist nach allen Seiten hin scharfgeschliffene und blitzende Wahrheit. Wir theilen nur einige Hauptstellen mit: „Bei dieser Sachlage aber werden Sie sich, Herr Graf, darüber wohl nicht wundern, daß es uns mit Unwillen erfüllte, wenn die Nachkommen jener hussitischen Cechen, die ihrer Religion wegen ihr Vaterland verlassen mußten, und die aus eben demselben Grunde aus Kroatien verbannt sind, den Rechtsschutz, welchen die Ungarn ihrer Religion in blutigen Schlachten erkämpft hatten, vergessend, sich von ihren bisherigen Beschützern abwandten, um mit den zum Theil sehr untoleranten Gegnern ihres Glaubens zu fraternisiren, indem doch wieder die ungarischen Comitate ihre Religionsbeschwerden zu heilen und ihnen größere politische Rechte zu sichern bemüht sind. Doch der ganze sogenannte Sprachkampf in Nordungarn ist durchaus von keiner größern Bedeutung. Das slawische Volk, dessen verschiedene Dialekte von dem böhmischen zum Theil entfernter sind, als vom polnischen, z. B. im Saroscher Comitat, wo ich wohne, und in der Umgegend, steht auf der untersten Stufe der Civilisation, der Adel ist ungarisch, die Bürger setzen ihren Stolz darein, selbst wenn sie geborne Slawen sind, Deutsche zu scheinen; und so bleiben größtentheils nur unbemittelte protestantische Geistliche als Stützen der böhmischen Literatur zurück; denn der katholische Klerus kennt seine Stellung besser, und wendet seine Kräfte mit Hinblick auf den Kardinal Pázmán, der durch seine blühende ungarische Sprache zur Zeit der Contrereformation die Oberhand über die latinisirenden Protestanten erhielt, ganz der Verbreitung der ungarischen Sprache zu. — Die böhmische Sprache hat in Ungarn keine Zukunft, und so sehr ich auch das Talent eines Kollár zu schätzen weiß, so glaube ich doch, daß, wenn in einem Slawen in Ungarn das Gefühl seiner cechischen Abkunft erwacht, und sich sogar zur Feindschaft gegen die ungarische Sprache ausbildet, dann für

ihn nichts anderes übrig bleibe, als mit Palacky und Schaffarik dahin auszuwandern, wo seine Bestrebungen anerkannt werden, und seine geistige Thätigkeit ein weiteres, weniger unfruchtbares Feld findet, als in Ungarn."

Die Slawen im Süden Ungarns, welche sich zur griechischen Kirche bekennen, befinden sich in einer ganz andern Lage, wie jene reformirten Slowaken in Nordungarn, und mit jenen gemeine Sache zu machen, würde für diese höchst gefährlich seyn, denn wie kann der Reformirte sich an den Griechen anschließen, dessen Intoleranz die römische noch weit übertrifft! „Anders steht es mit den Südslawen; diese haben als solche wirklich eine Zukunft, und zwar meiner Ansicht nach eine politische; denn wie durch literarische Sympathien politische erzeugt werden, wie Völker mit gleicher Sprache die Tendenz haben, ein politisches Ganzes zusammen zu schmelzen, dieß hat die Geschichte schon mehrmals gezeigt. Dazu kommt noch, daß die Affinität der illyrischen und russischen Sprache, ferner die welthistorische Aufgabe, die, wie Sie es, Herr Graf, in Ihrer Abhandlung sehr richtig bemerkten, bestimmt ist, von den christlichen Bewohnern der Unterdonau gelöst zu werden, endlich das orientalische Interesse Rußlands, welches Alles vereinigt, eben nicht geeignet ist, uns Ungarn Vertrauen einzuflößen. Sie sehen, Herr Graf, daß auch ich zu jenen gehöre, die den Panslawismus, den populäre russische Dichter, wie Chamjakov, offen predigen, und den die Russen im Allgemeinen gar nicht läugnen, nicht für eine bloße Chimäre halte. Daß die Verwirklichung dieser Ideen Europa erschüttern und Ungarn vernichten würde, das beweist noch gar nichts weder gegen die Existenz der Idee, noch gegen die Möglichkeit der Ausführung. Ja sogar der Umstand, daß die Leiter der böhmischen und, ich will es glauben, selbst der illyrischen Sprachbewegung sich von dieser Idee abwenden, reicht noch zur Beruhigung nicht hin." Also schon aus politischer Rücksicht, schon um der Rechte willen, welche die Slowaken in Ungarn genießen und die sie alle im großen russischen Slawenreich verlieren würden, sollten sie sich mit den Ungarn nicht überwerfen.

Herr von Pulzky spricht hierin sehr klar und weiß daher auch die Unterstützung, welche Ungarn in Deutschland finden würde, zu schätzen. Obgleich der feurigste Freund der Unabhängigkeit seines schönen Vaterlandes, steht er doch nicht an zu sagen: „Sollte es aber doch unsere Bestimmung seyn, im Kampf von den übrigen Völkern unterjocht zu werden, so ist es uns, offen gestanden — doch lieber, daß deutsche Hofräthe und Schulmeister mit ihrer Gutmüthigkeit und Pedanterie, mit ihrer tiefen und unpraktischen Gelehrsamkeit, mit ihrer Rangordnung und Titelsucht, mit ihrer Kleinlichkeit das schnell aufbrausende und eben so schnell in melancholische Apathie versinkende Ungarblut zur deutschen Regel gewöhnen, als daß jenes Gemisch von Uebermuth und Kriecherei, von Verschwendung und Armuth, von Pracht und Schmutz, das unter den slawischen Jagelloniden in Ungarn zu herrschen begann, noch einmal uns verderbe." Wir wollen ihm den Seitenblick auf unsere Hofrathspedanterie nicht übel nehmen, da er im Ganzen den Unterschied zwischen deutscher und slawischer Regierungsweise so gut bezeichnet.

2) Der Panslawismus. Als Sendschreiben an den Grafen Adam Gurowsky von Anton Mauritius. Leipzig, Binder, 1843.

Gegen den Grafen Gurowski gerichtet, der früher als polnischer Patriot an der Revolution seines Vaterlandes Antheil genommen, seitdem aber ein Russe geworden ist, für Rußland schreibt und die Idee des Panslawismus zum Vorwand nimmt. Warum soll ein Pole, meint er, nicht ein guter Russe seyn, sind wir doch alle Slawen, und nur darauf kommt es an! La Russie, qui se frayait un chemin à la suprématie Slavonne et par celleci à celle de l'Europe, la Russie est destinée etc. Das ist Gurowskis Idee. Von ihm aber unterscheiden sich andere polnische Panslawisten, die zwar auch von der Vereinigung aller Slawen träumen, in diesem Völkerverein aber den Russen keineswegs den Vorrang lassen wollen. Ja hier wird sogar darzuthun versucht, das Slawenthum habe seinen Feind nur in Rußland, weil Polen, wo das Slawenthum allein in seiner Reinheit besteht, von dort aus zerrüttet wurde.

Taschenbuch.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Von J. G. Sommer. Für 1844. Prag, Calve. Mit 6 Stahltafeln.

Bereits der 22ste Jahrgang eines Taschenbuchs, das sich zum Zweck sezt, durch kurze Uebersichten über die wichtigsten neuen Reisen überhaupt und durch ausführlichere Auszüge aus den vornehmsten derselben Belehrung mit angenehmer Unterhaltung zu verbinden.

In der Uebersicht der neuesten Reisen leuchten hervor Dr. Beckes Reisen in Abyssinien, Zeyhers Forschungen und Sammlungen in Südafrika, Allens Untersuchungen der afrikanischen Küste bei Fernando Po, besonders der bisher unbekannten Flußmündung Camerus. Von hier brachte man stets eine ungeheure Menge Palmenöl. Der Kapitain fand zwei große Städte, von einem sehr civilisirten Negervolk bewohnt und von zwei verschiedenen

Königen beherrscht, aber dicht neben einander liegend. Auch fuhr er den Fluß eine kurze Strecke hinauf und fand das Land überaus fruchtbar und bevölkert, konnte aber nicht weiter vordringen. Besonders rühmt er neben dem Palmöl die hiesige Baumwolle. — In Aegypten ist gegenwärtig Dr. Lepsius mit einer neuen und systematischen Untersuchung der Alterthümer beschäftigt. In Mittelamerika entdeckte Norman kürzlich die höchst merkwürdigen Ueberreste der Riesenstadt Tschitschen in Yucatan. Der berühmte Schomburgh unternahm eine neue Reise in Guyana. Aus Paraguay wurde der englische Gesandte Gordon im vorigen Jahr ausgewiesen, weil er die Kuhpocken einführen wollte. Die fünf Konsuln der Republik, die nach Francias Tode zur Regierung gekommen, sind eben so intolerant als er und haben wieder jedem Fremden das Land verschlossen. Die Falklandsinseln haben in neuester Zeit besonderes Interesse erregt und werden hier die neuesten Berichte darüber mitgetheilt. — Was Asien anlangt, so untersuchte Hoskyn die südliche Küste Kleinasiens, de Bode im Süden Persiens und die Ruinen von Tengbi Sulek, deren Skulpturen und Inschriften sich von allen andern altpersischen und babylonischen unterscheiden. Eine der merkwürdigsten Reisen ist endlich die Südpolexpedition des Cap. Roß, deren ausführliche Beschreibung noch nicht erschienen ist.

Auf diese Uebersicht folgen größere Abhandlungen. Zuerst ein Auszug aus v. Siebolds theurem Werk über Japan, sehr lesenswerth. Wir wollen nur Weniges ausziehen, was zur Berichtigung falscher, noch immer vorherrschender Begriffe dienen kann. Einmal ist es nicht wahr, daß die Holländer die christlichen Symbole verleugnen und mit Füßen treten müssen, um in Japan geduldet zu werden, wohl aber ist es wahr, daß während der großen Christenverfolgung in Japan der Präsident der holländischen Faktorei, Kökebokker, seine Schiffe und Kanonen herlieh, die unglücklichen japanischen Christen ausrotten zu helfen. Ein Irrthum ist ferner, daß der wirkliche Kaiser von Japan Dairi heiße, so heißt nur sein Pallast, er selbst heißt der Mikado. Eine übertriebene Vorstellung hat man ferner von der Größe der japanischen Städte. Yedo, das frühere Berichte zu 9 Millionen Einwohner schätzten, hat deren nur 2 Millionen. Auch über die Regierung des merkwürdigen Landes scheinen irrige Meinungen verbreitet. Sie ist wesentlich aristokratisch oder oligarchisch. Der ehemalige Alleinherr und Gott im Fleisch oder der Miako wurde durch den weltlichen Kaiser, den s.g. Siogun, einen Usurpator aus der Kriegerkaste, in den Schatten gestellt und ihm unter dem schönen Vorwande, „er sey als Gott viel zu erhaben, um weltlichen Dingen seine Aufmerksamkeit schenken zu können," jede Regierungssorge abgenommen. Allein dem Siogun selber hat sich ein aristokratischer Staatsrath übergeordnet, dem er sich fügen muß. Einen Beschluß des Staatsraths umzustoßen, darf er sich nie unterfangen, denn er dürfte sein Veto nie und unter keinen Umständen zurücknehmen und müßte auf der Stelle abdanken, wenn drei seiner Verwandten, die sofort als gesetzliche Schiedsrichter zwischen ihm und dem Staatsrath eintreten, sich für den leztern entschieden. Es wäre sehr interessant, dieser Aristokratie näher in die Karten zu sehen. Sie scheint sich auf gesetzlichem Wege gegenüber der Monarchie wie der Kirche und dem Demos klüger als irgend eine andere verschanzt zu haben. Interessant sind auch die hier mitgetheilten Nachrichten der Siege, welche die Japaner über die Mongolen erfochten haben, als diese ihre Inseln erobern wollten. Daraus erklärt sich das Absperrungssystem der Japaner, welches so weit geht, daß sie gegenwärtig im Jahr nur 4 fremde Schiffe zulassen, nämlich 2 holländische und 2 chinesische.— Die übrigen Abhandlungen sind: Wanderungen in Neufoundland von Jukes, Erinnerungen aus Mexiko von Löwenstern, Skizzen aus Badakschan von Wood mit besonderer Beziehung auf die Verhältnisse Chinas zu Yarkand, die Marquesasinseln nach Dumoulin und Desgraz und Vandermaelens geographische Anstalt in Brüssel.

Biographien.

1) Das Leben Dr. Martin Luthers nach Johann Mathesius. Mit drei bildlichen Darstellungen und einem Vorwort von D. G. H. v. Schubert. Fünfte Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching, 1842.

Diese kleine, aber sehr vortrefflich geschriebene Lebensgeschichte Luthers trifft ganz den rechten Ton, in welchem das Leben des Reformators geschrieben seyn soll. Namentlich ist hier die Bescheidenheit und deutschbürgerliche Genügsamkeit eingehalten, die so unnachahmlich liebenswürdig mit der welthistorischen Größe des Mannes und seiner Zeit kontrastirt. „Kurfürst Johann schenkte dem Dr. Luther einen neuen Rock, dem schrieb er wieder, er thu' ihm zu viel; wenn's ihm hier alles bezahlt werde, was wollte er in jenem Leben zu gewarten haben? Die Widersacher gaben ihm deß auch Zeugniß, da einer sagte: man sollte ihm etliche hundert Gulden in den Hals stecken; „es hilft nichts an ihm," sagte ein anderer; „die deutsche Bestie achtet keines Geldes und nimmt keines, wenn man's ihm schon anbeut." Ehrliche und dankbare Leute verehrten ihm bisweilen; er theilte es aber meist wieder aus. Einst klagte ihm ein Armer seine große Noth, und weil er keine Baarschaft hatte, kommt

er seiner Hausfrau, die in den Wochen lag, über's Pathengeld und bringt es dem Dürftigen." Auf dieselbe Weise schenkte er einmal einen silbernen Becher weg, ein Ehrengeschenk, das Einzige von Werth, das er einem Dürftigen, anstatt des Geldes, das ihm gänzlich abging, geben konnte. — So arm und genügsam war Dr. Luther, der so große Dinge that. Und nun denke man an einen Thiers in Frankreich, der sich für unendlich kleinere Dinge in wenig Jahren mit Millionen bezahlt macht. Und Luther blieb schlecht und recht ein Doktor; es fiel Niemanden ein, ihn zum Prälaten oder Geheimerath zu machen. Man scheint gefühlt zu haben, daß keines Titels Maaß an dieses Mannes Größe reichte und kein Gold das Verdienst lohnen konnte, das der arme Bergmannssohn sich um die deutsche Nation und um Europa erworben hat.

2) Leben und Wirken des k. preuß. Consistorialrath, Probst Dr. Johann Gustav Reinbeck. Von dessen Enkel, Dr. G. von Reinbeck, k. württ. Hofrath, Ritter ꝛc. Stuttgart, Beck und Fränkel, 1842.

Der Probst Reinbeck war nicht nur ein angesehener Theologe seiner Zeit, sondern auch als Beichtvater der Königinnen von Preußen und sowohl von Friedrich Wilhelm I. als bei Friedrich II. hochgeachtet ein einflußreicher Berather der Krone in geistlichen und wissenschaftlichen Angelegenheiten. Durch seine Verwendung wurde, worüber hier die Akten mitgetheilt werden, der früher verbannte Philosoph Wolf zu ehrenvoller Wirksamkeit nach Preußen zurück berufen und durch sein Votum erhielt auch Graf Zinzendorf für die Ausbreitung seiner Lehre eine Freiheit, die ihm sonst kaum würde gewährt worden seyn. Mithin verdankt die Toleranz des 18ten Jahrhunderts dem Berliner Probst viel. Dessen kräftig mahnendes Wort erschütterte auch den König Friedrich Wilhelm I. und stimmte ihn wieder zur Milde, als er im Zorn so weit gehen wollte, seinen Sohn, Friedrich den Großen, als Kronprinz hinrichten zu lassen. Wie geistreich Reinbeck gewesen seyn muß, ersehen wir aus einer S. 23 mitgetheilten Anekdote, die uns bedauern läßt, daß nicht mehr Aehnliches von ihm erhalten ist. „An der Tafel geschah es einst, daß der König ihn in einer jovialen Laune aufforderte, die Gesundheit auf ein hübsches Mädchen in Reimen auszubringen. Alle waren gespannt, als Reinbeck sein Glas ruhig füllte und anhob:

„Wenn mir ein schönes Kind begegnet,
Das Gott mit Anmuth hat gesegnet,
So fallen mir Gedanken ein."

Er hob das Glas nippend an den Mund und jeder war begierig, was denn das für Gedanken seyn möchten, die dem geistlichen Herrn einfielen, und er fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Der Gott, der so viel schöne Sachen
Aus einem Nichts hat können machen,
Wie schön muß dieser Gott nicht seyn!"

Alle bewunderten die Besonnenheit des würdigen Mannes, der in einem sehr kitzlichen Augenblick, ohne die muntere Unterhaltung zu stören, die geistliche Würde so zu behaupten wußte."

Novellen.

1) Piratenleben. Seescenen und Charakterskizzen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Nicht in der englischen, sondern vielmehr in der französischen Manier, nämlich nicht Schilderungen der rauhen und treuherzigen Matrosen, sondern Greuelgemälde von Seeräubern, scheußlichen Verbrechen, Hungerscenen bis an die Grenze der Menschenfresserei ꝛc. Um die Unnatur zu vollenden, spielt der blutbefleckte Pirat gegenüber einer großen Dame den ritterlich sentimentalen Liebhaber.

2) Schattenrisse aus dem Jugendleben eines Arztes. Aus dem Englischen von G. Ernst. Erstes Bändchen. Leipzig, Binder, 1843.

Eine Nachahmung der vortrefflichen Mittheilungen eines Arztes, die vor etwa zehn Jahren erschienen sind, denselben aber auch nicht entfernt gleich kommend, eine geistlose Anhäufung von nervenzerreißenden Greulichkeiten.

3) Die Rosenberger. Historische Novelle nebst andern Novellen und Humoresken. Von Herloßsohn. Leipzig, Taubert, 1843.

Ein martialisches Bild aus den Hussitenkriegen. Zweihundert Rosenberger, d. h. Krieger des königlich gesinnten Herrn von Rosenberg, wurden nach tapferer Gegenwehr von den Hussiten erschlagen, sollen aber, wie die Sage geht, „im Berge Blanik noch als Geister hausen und zuweilen hervorkommen." — Die angehängten Novellen sind lustiger Art, kleine Genrebilder, Schilderungen komischer Verlegenheiten ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 120.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 27. November 1843.

Politische Literatur.

Friedrich Rohmers Lehre von den politischen Parteien. Erster Theil. Die vier Parteien. Durch Theodor Rohmer. Zürich und Frauenfeld, Beyel, 1844.

Ein Buch, das von einem großen Verstande zeugt. Es unternimmt eine Rectificirung des politischen Urtheils, zunächst gegründet auf eine richtige Eintheilung der politischen Parteien. „Die Begriffe schwanken im Unklaren. In Deutschland besonders sind sie verallgemeinert, verschwommen. Hier, wo noch Mißbräuche des Absolutismus regieren, heißt am Ende Jeder liberal, der als ehrlicher Mann diese Mißbräuche nicht liebt. Hier, wo in so vielen Stücken eine Reform noth thut von der Wurzel aus, bezeichnet man häufig diese Nothwendigkeit mit dem Worte radikal. Die Hof- und Staatszeitungen, überhaupt die Blätter, die man durch Einflüsse von oben her geleitet glaubt, heißen „conservativ." Man scheut sich nicht, selbst Menschen von käuflicher Gesinnung mit diesem Namen zu belegen. Mit Einem Wort, man betrachtet die Parteien von Einem Gesichtspunkt aus, von dem der allgemeinen Opposition gegen den Absolutismus, und wirft sie hienach in Eine Masse. Ihre innern Verschiedenheiten sind unbekannt, der „Liberalismus" ist das allgemeine Losungswort des Tages," worunter man die entgegengesetztesten Ansichten begreift, die des edelsten, rechtlichsten und wahrhaft conservativen Mannes, wie die des verworfensten Communisten und Atheisten.

Man versteht die Parteien nur dann richtig, wenn man sie, von der zufälligen Staatsform und Zeitfrage abgesehen, auf ihre natürliche und bleibende Ursache zurückgeführt. Radikale saßen auf Thronen und waren die furchtbarsten Despoten. Demokratien waren so absolutistisch als möglich, ja sogar stabiler als irgend eine Monarchie. Wie oft waren Regenten, waren Aristokratien liberal im Gegensatz gegen das Volk! Wenn heute die Constitutionellen dem monarchischen Princip als liberal gegenübertreten, so darf nicht vergessen werden, daß einst die Monarchie den veralteten Reichsständen als liberal gegenübergetreten ist, in Deutschland z. B. unter Friedrich dem Großen, wie in Schweden unter Gustav III.

Genug, die ganze Weltgeschichte beweist, daß der Absolutismus nicht an das Königthum, der Conservatismus nicht an die Aristokratie, der Liberalismus nicht an das Bürgerthum und der Radikalismus nicht an das Proletariat geknüpft ist, wie man gewöhnlich glaubt, sondern daß es vier Urelemente sind, die sich in den verschiedenen Staatsformen sehr mannigfach vermischen oder mit einander tauschen.

Das Princip dieser Elemente erkennt nun Herr Rohmer in dem Lebensprozeß des menschlichen Individuums, in den vier Altersstufen. „Beim Knaben, so beim Weibe, wiegt Phantasie und Gefühl über die strengeren Seelenkräfte vor. Der Geist des Knaben, wie der weibliche Geist, lebt in der Anschauung, sein Gemüth, wie das weibliche, hat mehr Empfänglichkeit als Stärke. Von Logik sind beide gleich weit entfernt; und es ist eben so unmöglich einen Knaben, als ein Weib durch Gründe zu überzeugen, gleich leicht, sie durch Thatsachen zu belehren. Anmuthig und hingebend, voll Reiz und Seele, aber auch wetterwendisch sind Knaben und Weiber. — So spielt im Knaben die aktive weibliche Seite des Organismus. Ihre Kehrseite, die passive, zeigt sich im Alter. — Der alte Mann hat mit dem Weibe die Reizbarkeit seines Wesens, die Fertigkeit seines Verfahrens, die Sicherheit und Kälte der Berechnung, die Schnelligkeit und Güte der Auffassung, den Mangel an Produktion, gemein. Gleich den Weibern, ist er voll Feinheit und Kunst, voll Anstand und Haltung; gleich ihnen, wirkt und gebietet er durch sein Erscheinen und handhabt die Schranken der Sitte und der Etiquette. Seine Weisheit ist, wie die der Weiber, aus dem Leben

und der Erfahrung geschöpft, und sein Rath, wie der der Weiber, unschätzbar, während unmittelbares Handeln ihnen wenig mehr gedeiht. Schlau und gewandt wie die Weiber liebt er die Intrigue, wie sie, versteht er unbemerkt Andere zu lenken, und mit ihnen theilt er die Launen und Schwächen des Gemüths. — Knabe und Greis, weil beide weiblich gebildet sind, berühren sich innerlich, trotz der äußern Entfernung. Der Knabe ist altklug, der Greis wird knabenhaft gereizt. Die Extreme der Entwicklung stoßen in sich zusammen. — Gerade so nah im Innern, und noch überdieß verwandt im äußeren Alter, sind sich Jünglinge und Mann. — Im Jünglinge wirkt vor allem die zeugende Kraft mit der Mannigfaltigkeit ihrer Triebe, der Muth und das Feuer der Thatkraft, sodann gemäßigter, der Geist in seiner höchsten Blüthe, der sichtende, organisirende Verstand und mit ihm die Gewalt der Sprache. — Der ältere Mann verarbeitet das Geschaffene mit bewahrender Kraft, im Geist wie im Gemüth. Der Umfang der Forschung und die Klarheit des Wissens ist sein; und wie der Jüngling den glühendsten Muth, so trägt er das edelste Herz und die tiefste Ahnung des Mannes in sich. — Auf diese Weise sind den verschiedenen Altern die verschiedenen Kräfte zugetheilt."

Ueber ihre Sympathien und Antipathien heißt es ferner: „Der jüngere Mann betrachtet den Knaben mit der Neigung, welche die Verwandtschaft der Entwicklung ihm einflößt, aber er sieht auf ihn herab und beherrscht ihn. Er betrachtet den ältern Mann als ein anderes, von ihm geschiedenes Wesen, aber er ehrt ihn und fühlt im letzten Innern die Gleichheit des geistigen Strebens. — Der ältere Mann sieht den Greis mit verwandten Augen an, doch kennt er die Schranke, die ihn trennt und weist ihn zurück, so wie er das Recht des Lebens verkümmern will. Dem jüngern Manne steht er hemmend gegenüber, aber mit dem Bewußtseyn, daß nur aus ihrem beiderseitigen Verständniß das wahre Leben erstehen kann. — Das Kind steht dem Greise nach außen unendlich fern, im Gehalt aber dennoch am nächsten: daher beide zwischen Abstoßung und Anziehung, zwischen bitterem Groll und enger Gemeinschaft wechseln. — Am fernsten endlich stehen sich Mann und Knabe, Jüngling und Greis."

Die Gegensätze laufen aber keineswegs immer an einem Individuum im Fortschritt seines Alters ab, sondern es bleiben eine Menge Individuen, wenn sie auch älter werden, auf der Stufe des Knaben oder Jünglings stehen, und andere sind gleichsam schon mit männlichem Geist oder mit greisenhafter Tendenz geboren.

Im politischen Leben prägen sich diese Unterschiede also aus: der Jüngling ist liberal, der Mann conservativ, der Knabe radikal, der Greis absolut. Die Sympathien und Antipathien der politischen Parteien sind demgemäß: Aeußerlich verwandt, aber innerlich ferne ist der Liberalismus dem Radikalismus; der Conservatismus dem Absolutismus. — Aeußerlich geschieden, aber innerlich nahe steht der Liberalismus dem Conservatismus, der Radikalismus dem Absolutismus. — Unversöhnlich nach außen und nach innen ist der Radikalismus dem Conservatismus, der Liberalismus dem Absolutismus entgegengesetzt. — Es gibt nur zwei wahre Principien, das liberale und das conservative: Das radikale Princip ist gehaltlos, wie der Knabe, das absolute leblos, wie der Greis: beide können nur als dienende, (jener, wenn er den Liberalismus, dieser, wenn er den Conservatismus unterstützt), niemals als selbstständige Elemente vorhanden seyn: Somit auch nur Eine große Politik, die männliche, sey sie liberal oder conservativ; (alle andere ist weibisch und klein — Politik der Insolenz oder Intrigue [radikal oder absolut]): Und nur zwei Parteien, in welchen wahrhaftiges Leben für die Menschheit liegt. — Die Kämpfe der Parteien sind: Der Kampf der aufsteigenden Linie gegen die absteigende, des Liberalismus gegen den Conservatismus — Plebejer und Patricier in Roms blühender Zeit; des Radikalismus gegen den Liberalismus — der englischen Radikalen gegen die Whigs; des Absolutismus gegen den Conservatismus — Karlisten und Moderantisten in Spanien, Hochtories und Gemäßigte in England; des Conservatismus und des Radikalismus — der Weltkrieg der Tories unter Pitt gegen die französische Revolution; des Liberalismus gegen den Absolutismus — Luther gegen die Päpste seiner Zeit, O'Connell gegen die Oranzisten; des Radikalismus und Absolutismus — der Kampf der französischen Revolution mit den Monarchien des vorigen Jahrhunderts. — Ihre Allianzen: Vereinigung des Radikalismus mit dem Liberalismus gegen die andern Parteien — Ghibellinen im Mittelalter; Demokraten in Athen. Des Absolutismus mit dem Conservatismus — die Guelfen; Aristokraten und Oligarchen in Griechenland. Des Liberalismus und Conservatismus — Whigs und Tories gegen die Radikalen; das deutsche Volk gegen Napoleon. Des Radikalismus mit dem Absolutismus — Republikaner und Legitimisten; die monarchischen Revolutionen im 18ten Jahrhundert; die belgische Revolution. — Radikal oder absolut oder gemischt aus beiden ist die Masse der Menschen: versetzt mit liberalen und conservativen Bestandtheilen der Mittelstand: vorwiegend liberal oder conservativ sind Wenige und nur die Höchsten sind es durchaus. Das heißt, die Majorität liegt immer auf Seite der falschen Principien. Die wahren sind nur sehr spärlich, oft scheinbar gar nicht vertreten."

Nach diesen Voraussetzungen folgt die nähere

Schilderung der vier Parteien. Sie ist sehr treffend, an vielen Stellen klassisch.

Schilderung des Radikalismus als des Bubenhaften in der Politik. „Das Erste, was nach entwickeltem Bewußtseyn im Menschen hervortritt, und immer heftiger sich geltend macht, ist der Geist des Widerspruchs. Der Widerspruch bezeichnet das Dichten und Trachten, das Denken und Thun des Knaben von der frühesten Zeit an bis zu dem Augenblick, wo er die niedere Schule verläßt. Wer hat dieß nicht an sich selbst erfahren? Man opponirt, mit oder ohne innern Grund; man fragt nicht wie und warum, man hat die Lust nicht, dem Befehl zu gehorchen, selbst wenn man ohne den Befehl dasselbige thun würde; kurz man widerspricht um zu widersprechen, man widerstrebt um zu widerstreben. Dieser Geist, diese Opposition um der Opposition willen, ist in Glaube und Wissenschaft, in Kirche und Staat, der Grundzug des Radikalismus. — Die Beweglichkeit der Knaben ist grenzenlos. Stillstand, Ruhe, Gehaltenheit ist ihm unmöglich. Wechsel und Veränderung liebt er bis zur Leidenschaft und sein begehrliches Wesen strebt beständig nach Neuerungen. — Dazu kommt seine krankhafte Sehnsucht, erwachsen zu seyn. Er sieht die Erwachsenen um sich, und sein brennendster Wunsch ist, ihnen gleich zu seyn. Er beobachtet ihr Thun, ihre Reden, ihre Manieren; er ahmt sie nach oft in der lächerlichsten Weise; er spielt den Mann, und ohne das mit Genuß zu seyn, was er seyn kann, verliert er sich darin, mehr zu seyn, als er ist. Was würde er nicht opfern, um einige Jahre älter zu seyn! Was nicht anwenden, wenn es ihm möglich wäre, seiner Länge eine Elle zuzusetzen. Sein Drang nach Wachsthum, seine Lust nach Fortschritt ist ungezügelt; er will nicht warten, nicht rasten, keinen Augenblick geduldén; nicht gehen, sondern laufen, rennen: alles soll mit Einem Male kommen, kaum gesäet, will er ernten, kaum gepflanzt, genießen, kaum angefangen, am Ziele seyn. Neuerung und Fortschritt, sind die Losungsworte des Radikalismus. Aber die Neuerung ist nicht Reform, sie kommt aus dem Triebe des Wechsels und ist, wie dieser, wandelbar in sich selbst. Der Radikalismus borgt vom Liberalismus, ahmt ihm nach, und stellt sich ihm gleich, wie der Knabe dem jüngern Mann. Er glaubt schaffen zu können, wie dieser, wo er nur anregen, bauen zu können, wo er nur erschüttern kann. Der Radikalismus in ganz Europa hält sich, vermöge einer organischen Selbsttäuschung, für den Liberalismus. Und weil er fühlt, daß der letztere in tausend Fällen nicht zu ändern wagt, wo er ändert, nicht zu zerstören, wo er zerstört, so stellt er sich als die einzig consequente Verkörperung des liberalen Principes hin, neben welcher jede andere nur Schwäche sey. Von dieser Lüge wird ein großer Theil Europas seit einem halben Jahrhundert unterwühlt und die Mehrzahl von Europa hat ihr geglaubt."

Dieser radikale Charakter offenbart sich keineswegs bloß bei dem revolutionären Pöbel, wo man ihn vorzugsweise sucht, sondern auch auf Thronen. Nero, Kaligula, Heliogabalus waren Knaben auf den Thronen. Auch in Ministerien kommen sie zuweilen vor. Radikale, die ganz an ihrem Platz waren, so lange es nur niederzureißen galt, standen erbärmlich da, sobald sie ans Ruder der Regierung kamen und nun bauen und erhalten sollten. Deßhalb kann sich auch keine radikale Regierung behaupten. „Das Alter, gleichviel wie es regiere, ist seiner Natur nach doch befähigt zu regieren, während der Knabe gerade durch seine Natur vollkommen unfähig dazu ist. Regiment und Kindheit ist ein Widersinn in sich. Darum dulden die Völker Jahrhunderte lang das Regiment des drückendsten Absolutismus, aber die Herrschaft der Knaben, als ein Unding, stoßen sie nach Jahrzehnten zurück. Die Reaktionen, die das Volk in der Schweiz gegen den Radikalismus erhebt, so bald er an der Spitze der Regierung ohne Rückhalt seine Principien zu verwirklichen strebt und selbst dann erhebt, wenn es ihm theilweise anhängt, besonders die Septemberrevolution von Zürich, sind hiefür ein merkwürdiges Beleg. Eben darin liegt das Geheimniß der monarchischen Restaurationen in England und Frankreich."

Dann charakterisirt der Verfasser eine weitere merkwürdige Eigenschaft des Radikalismus, nämlich seine Beschränktheit und vollkommne Unfähigkeit, bessere Einsichten zu fassen. „Soll ich an die Beschränktheit des Knaben erinnern? An die Dreistigkeit, womit er seine Behauptungen aufstellt; an die kurze, barsche Art, womit er über Dinge abspricht, wofür jedes Organ des Verständnisses ihm fehlt: an die Unduldsamkeit, mit der er fremde Meinungen behandelt, an die Wuth, wozu fremder Widerspruch ihn reizt? Hat der Knabe eine Ueberzeugung gefaßt, so hält er sie (naturgemäß) für die einzig wahre, er begreift nicht, wie es irgend Jemand geben könne, der sie nicht theilt. Die Unfähigkeit zur Erfahrung begleitet knabenhafte Naturen ihr Lebenlang." Weil sie nicht wissen, wie etwas geworden ist und welche Bedeutung es für die Existenz der Gesellschaft hat, weil ihnen aller historischer Sinn abgeht, glauben sie auch das am tiefsten Wurzelnde mit leichter Mühe ausrotten zu können, bald in guter, bald in böser Absicht, nicht bloß immer als muthwillige Zerstörer, sondern auch als unbesonnene Weltverbesserer.

Die gute Seite des Radikalismus tritt theils in den socialen Sekten der Herrnhuter 2c. hervor, die man mit stillen, in einem idyllischen Traumleben sich absondernden Kindern vergleichen kann, theils in den wohlwollenden Herrschern, die, wie Joseph II., die Welt

mit einmal zur Vollkommenheit gleichsam peitschen wollen. Sodann ist dem Radikalismus bedeutendes Talent nicht abzusprechen, obwohl alle Vernunft, die es leiten könnte. Sehr scharfsinnig ist, was Herr Rohmer S. 48 hervorhebt, das Schwanken des Radikalismus zwischen barbarischer Unwissenheit und einem übertriebenen fieberhaften Triebe zu einer formellen Bildung. „Die Jakobiner traten die Wissenschaft mit Füßen: unsere heutigen Kulturradikalen schrieen nach Unterricht und Volksbildung, wie nur immer der Knabe nach der Schule schreien kann. Rousseau, der Vater des modernen Radikalismus, wollte statt aller Bildung den rohen Naturzustand: jetzt glaubt dieselbe Partei das Ideal des Staates vollendet, wenn die alten Schulmeister in modernen Seminarien zu „Volkslehrern" großgezogen werden, um dem Volke einen Wust moderner Forschungen und allerlei formale Afterbildung beizubringen. Beides ist gleich begründet in der Laune des Knaben. Auch wünscht der Knabe nicht sowohl viel als vielerlei zu lernen, er schweift aus, zersplittert sich, begehrt nach Dingen, die seinen Kreis überschreiten: und dieß ist das Wesen alles radikalen Volksunterrichts." Der radikalste Irrthum der Radikalen ist, daß sie sich einbilden, durch bloße formelle Bildung, durch bloßen Unterricht, lasse sich die ursprüngliche Natur ändern und dumme Menschen vermöchten durch die bloße Schule klug, oder gemeine Naturen vermöchten durch bloße Dressur edle zu werden. Auf diesem Irrthum beruht wesentlich der Luxus der niedern Klassen. Sie glauben sich zu adeln, wenn sie es im Aeußeren den bessern Klassen gleich thun.

Es ist gewiß ein tiefsinniges Wort, was Rohmer ausspricht, wenn er S. 70 sagt: „Glückliche Zeit, wenn einst alle Deutschen dahin gekommen sind, „gebildet und geistreich" zu seyn! Die Dummheit, die zuweilen noch anspruchslos geschwiegen, würde dann herrschen; die Schlechtigkeit, die noch nicht immer Mittel gefunden hat, um das Schändliche als groß und das Gemeine als hoch hinzustellen, würde regieren; die Mitelmäßigkeit — regiert, in Folge jener Indiosynkrasie schon jetzt." Unsre Presse, besonders unsre Journalistik, bestätigt diese Wahrheit aufs schlagendste.

Eben so wie zwischen Barbarei und Schulfanatismus schwanken die Radikalen zwischen dem dümmsten Aberglauben und der frechsten Skepsis. Ihre Philosophie ist immer die negirende, die Schule Hegels legt gegenwärtig an den Tag, wie unzertrennlich der Knabencharakter oder das Bübische mit jener alles negirenden Spekulation verbunden ist. Der Knabe ist nicht fähig, den Ernst der Religion zu begreifen; er fürchtet sich vor unheimlichen Gewalten, oder er spottet über alles Heilige. Ferner charakterisirt den Knaben die Lüge und die Streitsucht, und wer sähe diese beiden Eigenschaften nicht in unsrer modernen philosophischen Presse in kolossaler Größe repräsentirt! „Des Buben Rohheit, seine Heftigkeit, seine Balg- und Zanksucht sind hinlänglich bekannt. Im Läugnen, nicht minder im Lügen ist er Meister, und nur selten gesteht er, er werde denn handgreiflich gezwungen. Das letzte Wort will er wie die Weiber. Macht ihm einen Vorwurf, er gibt ihn zehnfach zurück; sagt ihm eine Wahrheit, er wirft sie Euch umgedreht ins Gesicht. Thut was Ihr wollt, er ist unüberwindlich, jeder Beschämung setzt er eine eiserne Stirn, jeder Niederlage eine heitere Freiheit entgegen. Endlich glaubt Ihr ihn vernichtet: so fordert er Euch mit der Miene des Siegers auf, „euch zu ergeben." Diese Eigenschaften, von unberechenbarer Wichtigkeit, wenn sie auf einem großen Felde ausgeübt werden, machen ihn zum Meister in der Tagespresse und zum Meister in jedem Staate, wo statt der geistigen Partei das bloße Treiben der Faktion besteht oder wo die Partei zur Faktion zu entarten beginnt: denn sie sind die Grundbedingungen der faktionären Taktik." Zum Glück kann diese Taktik bei uns noch nicht auf dem politischen Felde geübt werden, aber im Gebiet der Literatur hat sie unbestritten die Oberhand erhalten. Die unbedeutendsten Geister haben sich zu Lehrern und Meistern der Nation aufgeworfen, die geschmacklosesten und ungraziösesten Menschen haben die Mode beherrschen wollen, die frechste Gemeinheit hat sich mit der Auskramung der verworfensten Gesinnungen breit gemacht. Von edeln Geistern sind sie in ihr Nichts zurückgewiesen worden, aber weit entfernt, den Stachel der Wahrheit zu empfinden oder durch den Spiegel, den man ihnen vorhielt, beschämt zu werden, haben sie prahlerisches Siegsgeschrei erhoben und wer möchte läugnen, daß das gesunde Urtheil und die edle Gesinnung in der deutschen Journalistik beinah verloren ist und nur noch sehr wenige unbeugsame Organe findet. Der Radikalismus hat auf diesem Gebiet unglaubliche Fortschritte gemacht. Wie viele werfen sich nicht weg, um ihm zu schmeicheln? Die mit Sternen geschmückte Vornehmigkeit, die an Kenntnissen reichste Gelehrsamkeit, sogar das zagende Frauengemüth, das so lange für Tugend schwärmte, wirft sich in die Arme der radikalen Presse, um von ihr ein Lob zu erbetteln.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 121.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 29. November 1843.

Politische Literatur.

Friedrich Rohmers Lehre von den politischen Parteien. Erster Theil. Die vier Parteien. Durch Theodor Rohmer. Zürich und Frauenfeld, Beyel, 1844.

(Fortsetzung.)

Was Herr Rohmer über die Kraft und den Muth der Radikalen sagt, ist ebenfalls sehr tief gegriffen. „Der Bube glaubt Muth zu zeigen, wenn er Frechheit, Energie, wenn er seinen Starrsinn entfaltet. Und in der That besitzt er zu vielen Dingen einen Muth, den der Mann sich niemals aneignen kann," weil es ein Muth ohne Ehre, ohne Rechtssinn, ohne Vernunft ist. Von dieser reinen Frechheit und beinah thierischen Zerstörungswuth abgesehen ist aber der radikale Muth in der Regel nur ein Muth der Schwäche. Die Unfähigkeit zu bessern, reizt zum zerstören. Die Furcht vor einer Macht, die man sich dienstbar zu machen keine Fähigkeit besitzt, reizt, sie ungerecht anzugreifen. Aber die Begriffe der Neuzeit sind bereits so verwirrt, daß man gerade in dem Muth der Vornirtheit die wahre Charaktergröße gesucht hat und „antike Charaktere" solche nennt, die das Alterthum selbst keineswegs als auf seiner Höhe stehend anerkannt haben würde. Nur Brutus und Cato von Utica werden erhoben; aber Perikles und Scipio, Aristides und Fabricius ꝛc. wer kümmert sich um sie?

Neben dem Trotz und der Grausamkeit findet sich im Naturell der Knaben auch eine übertriebene Weichheit. Während er sich nicht scheut, grausame Bosheiten zu üben, Thiere quält, selbst Menschen, wenn es geduldet wird, mißhandelt, fürchtet er zugleich für sich selbst das Wehthun der verdienten Züchtigung aufs äußerste und ist, einem schwachen Vater oder einer zärtlichen Mutter gegenüber immer der beste Advokat seiner Straflosigkeit. Auch das prägt sich im Radikalismus aus. Wenn auf Abschaffung der barbarischen Todesstrafe gedrungen wird; wenn man jede Bosheit hegen und pflegen will, und nur die Prügel verdammt, durch die sie zweckmäßig eingeschüchtert werden könnte; wenn man in Nordamerika sogar so weit geht, den Kindern ein Klagerecht vor Gericht zuzuerkennen, wenn Papa oder Mama ihnen die Ruthe gegeben haben; — so ist das nicht Sache des Liberalismus, d. h. eines vernünftigen Fortschritts und einer freien Entfaltung der edelsten Menschlichkeit, sondern es ist radikale Sentimentalität.

Schilderung des Liberalismus als der Jünglingsnatur in der Politik. Der Jüngling tritt frei in die Welt. Ihn bindet keine Zucht mehr; von nun an erzieht ihn das Leben und das Schicksal. Sein erstes ist, den Boden zu prüfen, auf dem er steht — die innere und die äußere Welt. Die Traditionen der Kindheit, die ganze Summe dessen, was er bisher geglaubt, fällt hinweg. Er selbst will sehen. Die Lust der Forschung und der Drang nach Wahrheit, die geistige und gemüthliche Kritik ist ein Erzzug alles Liberalismus. Der jüngere Mann ist der Mensch in seiner höchsten Blüthe. Voll Leben und Bewegung, und zugleich voll Verstand und Bewußtseyn; der Geist nach allen Seiten entfaltet und auf der Höhe der schöpferischen Kraft; das Gemüth energisch und hoch gesinnt, noch ungetrübt vom Schicksal. Der Knabe strebt vorwärts, gleichviel wohin, der Jüngling geht vorwärts auf sein Ziel. Sein Fortschritt trägt die Schranke in sich selbst; seine Jugend läutert, seine Kritik kritisirt sich selbst. Wo der Knabe nur opponiren kann, da ist er berufen, ein- und durchzugreifen. Jener scheint zu schaffen und zerstört; dieser scheint zu zerstören und schafft. — Gleichwie ohne die Jugend wohl Friede, Wohlseyn, Glück, aber kein Leben bestehen könnte auf der Welt: so ist der Liberalismus, weil er allein mit der Gediegenheit der Kräfte die Aktivität verbindet, das bildende Princip alles Daseyns in Wissenschaft und Glauben, in Kirche und Staat; und nur, was Keime

der Schöpfung von positivem Kern in sich hält, verdient den Namen liberal. Ueberall, unter jeder Bedingung, auch da, wo er Zerstörung vor sich her trägt, verfährt der Liberalismus organisatorisch. — Eine liberale Regierung wird niemals der öffentlichen Meinung als solcher, dem Zeitgeist als solchem huldigen; sie wird ihn immer beachten, seine Falschheiten aber bekämpfen, wie sie seine Wahrheiten beherzigt. Eine liberale Opposition wird niemals die Autorität des Thrones mißachten, aber eben so wenig einen Vorschlag genehmigen, weil er vom Throne kommt; oder, wie die Radikalen, ihn verwerfen, weil er vom Throne kommt.

Rohmer weist in allem Höchsten und Herrlichsten, was die Menschheit hervorgebracht hat, den Liberalismus nach, im Christenthum, wie in der Blüthezeit des griechischen Alterthums, in den Hohenstaufen, wie in den humanen Bestrebungen der Neuzeit. Selbst Napoleon übte so großen Zauber über die Welt nur durch das liberale Element aus, das anfangs in ihm war, und das im radikalen unterging. — Der Liberalismus organisirt, wo der Radikalismus desorganisirt; er baut, wo jener zerstört; er veredelt die Menschheit, wo jener nur die in ihr verborgene Thierwelt emancipirt; er läutert und bildet die natürliche Anlage aus, wo jener nur die Gemeinheit mit Phrasen überkleidet; er sieht die Wahrheit, wo jener sich in glänzenden Lügen gefällt; er reformirt auf Jahrhunderte und Jahrtausende hinaus, wo jener nur vorübergehend revolutionirt; er entwickelt die Kraft des Menschen, indem er sie zugleich mäßigt und zügelt, während jener die Kraft durch Mißbrauch schnell erschöpft. Er trachtet dem Ideale nach im Reich des Natürlichen und Möglichen, während jener einem Idole und Phantome vergebens nachrennt.

Die deutsche Nation neigt ganz vorzüglich zum Liberalismus, die romanische zum Radikalismus, die slavische zum Absolutismus. Deßhalb trug die deutsche Reformation lange segensreiche Früchte, was weder die französische, noch die hussitische vermochte. Deßhalb gründete Friedrich der Große eine dauernde, sich immer gewaltiger entwickelnde Macht, während Napoleons ungeheure Schöpfung rasch endete. Der Liberalismus wirkt mehr in der Gesinnung, im Geist, in der Gesammtrichtung des Lebens, während der Radikalismus sich geistlos an geschriebene Rechte anklammert. Friedrich der Große wirkte unendlich liberal und doch gab er seinem Volk auch nicht eine einzige sogenannte politische Freiheit. Frankreich ersäuft jetzt beinah in solchen politischen Rechten und ist darum nichts weniger als frei, nichts weniger als sicher oder mit sich selbst zufrieden.

Im Liberalismus paart sich die begeisterte Liebe zur Wahrheit mit einem strengen Rechtssinn. „Der Knabe kann weder herrschen noch gehorchen; der jüngere Mann herrscht an keinem Orte und gehorcht an keinem Orte: beides mit gleicher Unbefangenheit. Er ordnet sich mit der nämlichen Ruhe dem unter, den er als überlegen anerkennt, als er sich dem überordnet, den er als tieferstehend fühlt. Diese natürliche Würdigung seiner selbst wie der andern ist der starke Gegensatz zum Charakter des Knaben, der, um Niemanden über sich zu sehen, Alle zur Gleichheit bestimmt. Wenn der letztere gesagt hat, „kein Recht über das meinige," so will der Mann, daß Jedem das Seinige werde. Dieses letztere Princip — das Princip aller Gerechtigkeit —, ist ihm unverwüstlich eingeboren. Haß gegen jede Unterdrückung und Unbild, ein glühender Rechtssinn, ist der Grundzug seines Charakters." Dieser Rechtssinn offenbart sich in der politischen Ehrlichkeit, im Haß aller Bemäntelungen und aller Ränke, vorzüglich aber auch in einem rechtschaffenen Haushalt, während der Radikalismus auf die leichtsinnigste und bösartigste Weise weder fremde Rechte achtet, noch die Mehrheit, noch das Eigenthum. „Die Radikalen haben sich überall in Europa als schlechte Haushälter bewährt. Die Finanzverwaltung der französischen Republik war so leichtsinnig als verkehrt. Dieß hindert aber nicht, daß der Radikalismus dem Gelde nachjagt, sich vorzugsweise mit ihm beschäftigt und seiner mechanischen Neigung gemäß, tausend Projekte und Speculationen daran knüpft. Nordamerika ist der sprechendste Ausdruck dieser Leidenschaft; sein ganzes Staatswesen dreht sich um Banken und Finanzoperationen, und bei alledem ist das Geldwesen der nordamerikanischen Staaten unsicher, untüchtig und knabenhaft durch und durch. Der Liberalismus hält sich von jeder schwindelnden Finanzoperation, von jedem künstlichen Geldsysteme entfernt; er benutzt die natürlichen Hülfsquellen, und wenn irgend so zeigt sich hier sein schöpferisches Talent."

Merkwürdig ist die Wahlverwandtschaft zwischen dem Radikalismus und Absolutismus, während beiden der Liberalismus tödtlich verhaßt ist. „Mit der Eitelkeit des Knaben läßt sich spielen, die Würde des Mannes schreckt ab. Wie natürlich also, daß man an absolutistischen Höfen viel lieber mit dem Radikalismus verkehrt, als mit dem Liberalismus. Während der französischen Revolution war keine Fraktion von der Camarilla gehaßter als die constitutionelle; man näherte sich den Personen in demselben Maaß, als das liberale Element in ihnen zurück, das radikale hervortrat; man stieß Lafayette zurück und unterhandelte mit den Lameths. Verletzte Eitelkeit macht den Knaben zum erbittertsten Gegner, befriedigte wandelt ihn um. Beispiele davon hat man in Deutschland in Menge erfahren." Dieselbe Wahlverwandtschaft zeigt sich im Religiösen. Der Liberale ist keineswegs immer orthodox, er zweifelt, er

prüft, und will auch noch im Glauben seine Freiheit retten, aber er zweifelt nicht, um zu negiren, sondern um zur Wahrheit zu gelangen, er achtet das Heilige und schont den Glauben Anderer. Ganz entgegengesetzt verfahren die Radikalen und Absolutisten. „Der Radikalismus und der Absolutismus treten, wenn sie irreligiös sind, die Kirche mit Füßen (Spanien und die Schweiz auf der einen, Rußland auf der andern Seite beweisen es), sind sie religiös, so lösen sie die Kirche auf, jener durch die Anarchie der Schwärmerei (wie die Sekten in England) dieser durch starre Bigotterie und Verweltlichung (wie im frühern Spanien). Der Liberalismus ist, wenn noch so skeptisch, weit entfernt, die Rechte der Kirche zu schmälern; und der Conservatismus, wenn noch so religiös, wird niemals der Würde des Staates gegenüber der Kirche das Geringste vergeben. Preußen unter Friedrich II. und Oesterreich unter Maria Theresia haben auf denkwürdige Weise Beides zu gleicher Zeit bewährt."

Der Liberalismus erlangt die Herrschaft des Geistes über die Geistlosigkeit, des Verstandes über die Dummheit, der Tugend über das Laster. Er ist daher demokratisch gegenüber dem Adel der Geburt und des Geldes, dem kein Verdienst inwohnt, und aristokratisch gegenüber der Gleichmacherei der Radikalen, die ohne weiteres den Dummkopf neben das Genie, den Bösewicht neben den Heiligen, Tersites neben Achilles und den Schächer neben Christus stellen. — Der Liberalismus ist immer patriotisch und national, während der Radikalismus kosmopolitisch seyn will, und keinen Anstand nimmt das Vaterland gelegentlich zu verrathen, der Absolutismus aber alle ihm unterworfene Völker unter das gleiche Joch der Sklaverei beugt. Eben so achtet der Liberalismus den Unterschied der Stände (wo ist dieß mehr der Fall als im liberalen England?), während der Radikalismus sie in den Urversammlungen und in den Wahlen nach der Kopfzahl, der Absolutismus aber in der Uniform und in der Seelenzahl der Leibeignen nivellirt. Der Liberale nimmt an, der Staat sey der Menschen wegen da und accomodirt ihn nach den wahren Bedürfnissen des Menschen; der Radikale und Absolutist fingiren dagegen einen Staatszweck, dem das Individuum sich blind zu opfern habe, sey es die Republik, sey es die Theokratie, sey es der Wille eines Einzigen.

Schilderung der conservativen Partei als dem älteren Mannesalter entsprechend. Rohmer sagt sehr wahr: „Unter allen Lebensstufen zieht keine die Augen der Menschen und den Beifall der Massen so wenig auf sich, als die des ältern Manns. Dem Knaben steht der Zauber der Kindheit, dem jüngern Manne die anziehende Kraft der Humanität, dem Greis die natürliche Ehrfurcht vor dem Alter zur Seite. Im älteren Manne erscheint nur der strenge Ernst des Berufs und die trockene Prosa des Lebens. Während der Radikalismus sich zu allen Zeiten den Rückhalt einer zahlreichen Menge, die freiwillige Huldigung des Absolutismus und, bei irgend bescheidenem Auftreten, die Milde des Mannes versprechen kann; während der Liberalismus die Hochachtung und die unwillkürliche Theilnahme Vieler genießt; während der Absolutismus wenigstens den wirksamen Reiz des Extremes und einen Theil der Masse für sich hat: so kann der Conservatismus niemals hoffen von einem andern seiner Genossen, als einzig vom Liberalismus verstanden und geehrt zu werden; und gleich jedem älteren Mann, welcher reich oder arm, hoch oder niedrig, seinen Platz im Leben auszufüllen hat, ist er durch sein ganzes Wesen an das Princip der Pflicht gewiesen, welches allein unter allen Wechselfällen ihn aufrecht halten kann. Trotzdem hat der Conservatismus, so weit die bisherige Geschichte reicht, gewöhnlich die Staaten oder vielmehr den Instinkt der Staaten regiert und wird ihn auch künftig regieren, die wenigen aber kurzen Blüthezeiten ausgenommen, in denen der vollendete Liberalismus die Herrschaft überkommt. Es ist das die nothwendige Folge seines Alters. Der ältere Mann ist allein unter allen unbedingt zum Regiment berechtigt. Dem jüngeren fehlt für die erste Hälfte seiner Laufbahn die Erfahrung; den alten hindern die Jahre; nur er vereinigt Kunst und Kraft. Es ist daher nichts als die Natur der Dinge, daß die meisten Regierungen, wenn sie nicht dem Extreme des Radikalismus oder dem äußersten Absolutismus verfallen sind, sobald sie die Zügel ergreifen, unwillkürlich von dem conservativen Instinkt ergriffen werden, der mehr oder weniger die Staatsmaschine an sich beseelt, und jeden neuen Gewalthaber sich unterwürfig macht. Wenn wir sagen, daß der Liberalismus gewöhnlich die Welt führt, der Conservatismus sie regiert, während an den Flanken der Radikalismus opponirt, der Absolutismus intriguirt, so wird damit das Verhältniß der Parteien wie der Zustand der Menschheit es im Durchschnitt mit sich bringt, in Kürze bezeichnet seyn. — Der ältere Mann hat seine Meinung gefaßt. Seine Ansichten sind entschieden, sein Glaube bestimmt. Der jüngere mußte durch den Zweifel zur Wahrheit gehn. Er hat durch die Forschung die Wahrheit zu erhalten und zu erhöhen. Jener kritisirt um zu erwerben, Dieser um das Erworbene zu mehren. Der eine war vorurtheilslos, weil er mit freiem Geiste zu wählen hatte; der andere ist es, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, fremde Meinungen zu achten und in jeder Ansicht das Mögliche zu ehren. Der eine hat sich denkend seine Welt geschaffen, der andere stützt sie durch Wissen und erweitert durch Arbeit die Tiefe und Breite ihres Umfangs. Neues zu schaffen fehlt ihm die Frische

der Jugend, die Zwanglosigkeit der Verhältnisse, der Idealismus der Hoffnung; aber Vorhandenes auszubilden, den gegebenen Stoff zu verarbeiten, das Unnütze auszuscheiden, das Brauchbare, wenn es vergessen ist, wieder ins Leben zu rufen, wankt es, ihm neue Grundlagen unterzubreiten, den Geist der Reife und der Vollendung, der Stärke und der Ausdauer in die Schöpfungen einzuhauchen, dieß ist ihm wie Keinem beschieden. Keine Schöpfung des Liberalismus ist von Dauer, wenn er sie nicht ergänzt, kein Fortschritt ersprießlich, wenn er nicht durch die Macht der Erfahrung ihn regelt. Und gleich wie das Ideal zwar das Höchste im Leben ist und der Kern, der dem Leben seine Bedeutung und Schönheit verleiht, dennoch aber zum Phantom herabsinkt ohne das Leben selbst, ohne dessen bestimmende und formgebende Wirklichkeit, gleich wie die Blüthe nichts ist ohne die Frucht, durch welche sie erst ihre Rechtfertigung erhält: so sind Liberalismus und Conservatismus an einander gebunden, um in gegenseitiger Ergänzung das volle Daseyn hervorzubringen." Vollkommen wahr und nicht genug in einer Zeit zu beherzigen, in der die Presse wetteifert, gerade diese Wahrheit zu verdunkeln.

„Wenn die Kraft des Widerstandes den Mann nach außen erhält, so leitet ihn nach innen das Princip der Treue. Der jüngere Mann hat vor Allem die Freiheit zu erstreben. Die Freiheit ist seine Pflicht, das höchste Ziel seines ganzen Daseyns. Der ältere Mann hat die Freiheit errungen; als Freier hat er seine Verpflichtungen übernommen, die nach tausend Seiten hin ihn mit der Menschheit verweben und die Seele dieser Verpflichtungen ist die Treue." Oft geschieht es aber, daß die Conservativen in ihrem Pflichtgefühl, in ihrer Billigkeit, in ihrem Bestreben, die Menschen lieber zu gewinnen, als zu schrecken, zu schonend verfahren gegen die, welche unverbesserlich sind. Zu den wahrsten und feinsten Bemerkungen, welche das vorliegende Buch enthält, gehört folgende. „Wenn der jüngere Mann sich für Ideen mit größerer Hingebung opfert, so hat der ältere einen strengern Sinn für Privatverhältnisse. Wenn jener das Recht im Großen mit höherer Leidenschaft verfolgt, so verletzt dieser seltner das Recht im Kleinen. Der Eine steht in der Großmuth und der Begeisterung fürs Allgemeine, der andere im Edelmuth und in der Sorgfalt fürs Einzelne voran. Ganz ähnlich unterscheiden sich Beide in ihrer moralischen Weise und Menschenbehandlung und der politischen Taktik. Die offensive Lebendigkeit des j. Manns reizt von vorn herein und unwillkürlich die schwachen oder feindlichen Seiten der Menschen, und geräth sofort mit ihnen in Kampf. Der ä. Mann, umgekehrt, sucht das Gute aus den Menschen hervorzulocken, festzuhalten, und dadurch mittelbar die schlimmen Elemente in den Hintergrund zu drängen; wie jener auf aktive, strebt er sie auf passive Art zu überwinden. Jenes ist für den Anfang, dieß fürs Ende gefährlicher. Cäsar z. B. hat mit der beschwichtigenden Milde eines conservativen Charakters operirt. Er glaubte die Schlechten entwaffnet zu haben, wenn er sie mit Wohlthaten überhäufte, seine Feinde gewonnen, wenn er ihre Feindschaft verneinte; und wurde dafür von denselben Menschen ermordet, welche vorher zu besiegen leicht gewesen wäre, hätte sein Naturell von Anfang an den in ihnen schlummernden Haß zum Ausbruch gereizt, statt ihn immer wieder zu dämpfen (und damit zugleich zu ermuthigen). Dieß war es, was Napoleon meinte, wenn er sagte, „Cäsar habe einen einzigen Fehler gemacht, den, sich ermorden zu lassen;" während er selbst gerade entgegengesetzt mit Wahrheit bezeugen konnte — und alle aggressiven Naturen der Geschichte könnten es mit ihm bezeugen — „seine Feinde haben ihn groß gemacht." — Dieser Unterschied in der moralischen Taktik und die Wirkung desselben auf die Menschen ist für Parteileben und Politik von der eingreifendsten Wichtigkeit. Hier liegt die Ursache, warum der Conservatismus vom Radikalismus so oft überflügelt wird, warum er ihn überhaupt nur zu hemmen und zurückzuwerfen, nicht zu entwurzeln vermag; hier liegt der feinste Punkt für das Verständniß der Verhältnisse der beiden Parteien unter sich selbst. Die ruhige Taktik des ä. Manns ist eben so passend als nothwendig gegenüber dem Alter, welches ihr Gewicht vollständig versteht, weil es selbst passive Elemente in sich trägt; aber gefährlich gegenüber dem Knaben. Jeder will nach seiner Weise behandelt, jeder kann nur nach seiner Weise besiegt werden; daher nur der ä. Mann den Absolutismus, nur der jüngere den Radikalismus ganz überwinden kann. Gegen Absolutisten angewandt, ist Cäsars Verfahren das richtige (denn der Absolutist ist zu klug, um nicht zu merken, daß der Conservative seine Schliche nur ignorirt, weil er sie ignoriren will, und verhält sich darnach); gegen Radikale, hat es ihm den Tod gebracht. Eben so gefährlich ist es, wenn der Liberalismus den Absolutismus bloß mit der Aktivität zu bezwingen glaubt; denn der Absolutismus, während er anscheinend Schritt für Schritt zurückweicht, gräbt mittlerweile auf anderem Weg eine Mine, die Schritt für Schritt entgegenwirkt. Der Radikalismus, pflegte ein deutscher Staatsmann, den ich nicht nennen will, allegorisch zu sagen, muß mit Keulen angegriffen, der Absolutismus in die Tasche gesteckt werden."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 122.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 1. December 1843.

Politische Literatur.

Friedrich Rohmers Lehre von den politischen Parteien. Erster Theil. Die vier Parteien. Durch Theodor Rohmer. Zürich und Frauenfeld, Beyel, 1844.

(Schluß.)

Was Rohmer über Goethe und Johannes Müller als Repräsentanten der conservativen Partei sagt, gehört zu dem Wenigen, was wir an seinem vortrefflichen Buche nicht anzuerkennen vermögen. Beiden Genannten fehlte durchaus jener Sinn für Pflicht, Treue und Wahrheit, den Rohmer mit Recht als den Hauptcharakterzug der Partei bezeichnet, und wenn er auch nur von ihrem Geist spricht und ihrem Gemüth eine andere Stelle anweist, so bleibt es dennoch unläugbar, daß sie auch mit ihrem Geist gar sehr in die andern Parteien hinüber gespielt haben. Indeß ändert eine, wie uns scheint, falsche Anwendung durchaus nichts an der Richtigkeit der Regel. Am richtigsten wird sie S. 241 auf Karl den Großen angewandt, denn welcher Herrscher der Erde dürfte sich rühmen, etwas Dauerhafteres gegründet zu haben? Der conservative Charakter wohnte aber auch schon allen seinen Vorfahren inne. In der Kunst des Erwerbens und Erhaltens übertraf Niemand die Pipine und Karle.

Der conservative Staat hat viel Aehnlichkeit mit dem liberalen, nur daß er die gegebenen Verhältnisse überall, auch bei nothwendigen Reformen, mehr schont, daher das Einzelrecht der Provinzen, Stämme und Stände noch weit mehr berücksichtigt. In diesem Sinne ist Deutschland immer vorherrschend conservativ gewesen.

Schilderung des Absolutismus, als dem Greisenalter entsprechend. „Der alte Mann haßt die Neuerung in eben dem Grad als der Knabe sie liebt. Das Alter fesselt seine Springkraft, und überdieß empört sich sein ganzer Instinkt dagegen; denn mit jeder Neuerung wird ein Theil des Gebäudes verrückt, das er so mühsam zusammengetragen. Die Welt verwandelt sich rings um ihn; andere Meinungen, andere Institute, andere Sitten entstehen. Was er für vortrefflich gehalten, gilt nicht mehr; was ihm unverwüstlich schien, ist eingerissen. Jeder Tag erklärt ihm gleichsam den Krieg; jeder Umschwung des Zeitalters setzt sein Streben, seine Ideen herab. Der Schmerz, der Widerwille bestürmt ihn. Die Eigenliebe — des Menschen erste Eigenschaft — reagirt. Intoleranz und Despotismus ist die natürliche Folge der geschilderten Stellung. Das Princip des Absolutismus ist das alleinseligmachende. Jeder Zweifel wird zum Unrecht, jeder Widerstand zum Verbrechen. Das Absolute, in dem er aufgegangen ist, duldet keine Relation neben sich. Die Beschränktheit des Absolutismus ist weniger ein Nichtverstehen als ein instinktmäßiges Nichtverstehenwollen der ganzen Natur. Dieß ist es, was der absoluten Despotie einen viel härtern, viel verletzenderen Charakter verleiht als der radikalen. Wenn der Radikalismus die Völker ins Elend stürzt, so thut er es meisthin, ohne zu verstehen, was er thut; das Licht ist ihm verschlossen; er begreift nur sich. Der Absolutismus versteht sehr oft die Forderungen der Völker, die er mißhandelt; aber er will nicht. Kommt die Noth, so weiß er einzugehen auf höhere Ideen; er schickt sich in die Zeit, läßt nach, kapitulirt — zum deutlichen Beweise, daß er verstehen kann —, aber nur um bald möglichst wieder zurückzuziehen. Ja selbst überwältigt vom Verständniß, sinkt er schnell wieder in den Despotismus zurück."

Absolutismus und Radikalismus stimmen vielfach überein. „Wie der Knabe auf krankhafte Weise über die Kindheit hinaus und vorwärts strebt, so sucht sich der alte Mann, indem er sich mit gewaltsamer Selbsttäuschung den Nachlaß der Natur verhehlt, in die Jahre der Kraft zurückzuversetzen. Wie der Eine den Jüngling, spielt der Andere den ältern Mann; oder mit andern Worten: wie der Radikale sich als Liberaler geberdet,

so wünscht der Absolutist sich als Conservativer zu geben. Die Reaktion ist von der Restauration gerade so geschieden als die radikale Reform von der liberalen. Wie der Knabe das Neue als solches liebt, während der Jüngling das Richtige des Neuen befestigt, ohne die Wohlthat früherer Zeiten zu mißachten; so klebt der a. M. am Alten schlechtweg und führt es mit Umstoßung des Neuen zurück, während die Restauration es belebt, wenn es der Belebung würdig ist, das Abgestorbene aber zurückweist. Der Radikalismus fährt schonungslos über altbewährte Rechte hin, wenn sie der Neuerung im Wege stehen; die Reaktion vertilgt ohne Rücksicht die Errungenschaften einer großen Gegenwart, um ihre Herrschaft zurückzuführen. Beide kennen gleich wenig die Gesetze des geistigen, die Schranken des historischen Rechts; beide treten gleich sehr Geschichte und Privatrecht mit Füßen; beide glauben durch Machtsprüche ihrer Allgewalt und durch papierene Dekrete Einrichtungen feststellen zu können, die dem Geist der Zeit, der Völker, des Bodens widersprechen: beide sind gleich destruktiv. „Die Welt wird immer schlimmer, vor Zeiten war es besser" ist seit Nestor der Wahlspruch mehr oder minder jedes alten Manns; und wie der Radikalismus durch seine optimistischen Träume, so untergräbt das Alter durch seinen Pessimismus die Ruhe der Völker."

Die vollendetste Darstellung des Absolutismus erkennt der Verfasser im Jesuitenorden. Ueberlegte Lüge und eine heuchlerische Moral unterscheiden den Absolutismus von der naiven Frechheit und von der Phantasielüge des Radikalismus. Daher neigt sich auch in religiöser Beziehung der Absolutismus mehr zu den frivolen und materialistischen Ideen der Voltaire'schen Periode, der Radikalismus mehr zur pantheistischen und communistischen Schwärmerei. Der lasterhafte Greis und der ungezogene Knabe begegnen sich auf demselben Wege, aber in anderer Maske. Nicht selten werfen sich beide Parteien die Fehler vor, die jede von beiden nur auf andere Weise begeht und es ist eben so erbaulich, einen selbst in alle Laster versunkenen Volkstribunen, wie Mirabeau, über die Laster des Hofes klagen zu hören, als umgekehrt von einem frivolen Hofe für das Volk strenge Wöllnerische Edikte ausgeben zu sehen. „Die Extravaganzen der Fürsten, die Ausschweifungen der Höfe, die Sitten der Gegenpartei werden vom Radikalismus mit einer moralischen Strenge gerügt, der kein Splitter entgeht. Es gibt keine Worte, um den moralischen Abscheu zu schildern, keine Unsittlichkeit, die nicht begangen wird. Werden aber strenge Gesetze erlassen, wird die Scheidung erschwert, wird die Polizei in Sachen äußerer Sittlichkeit geschärft, so sind es die nämlichen Heiligen, denen die Sprache mangelt, um die Vornirtheit der Regierung, ihre mittelalterlichen Grundsätze, ihre albernen Vorurtheile zu schildern. Der Absolutismus geht eben so bequem zu Werk. Von ihm wird man verdammt, wenn man arm und ohne Einfluß, unbedingt privilegirt, wenn man reich oder am Ruder ist. Ist man vollends souverän, so ist man durch Gottes Gnaden aller Moral enthoben. Daß die untern Klassen um so strenger im Zügel gehalten werden müssen, als die oberen sich jedes Zügels entschlagen, ist eine Staatsmaxime, die sich ihm von selbst als löblich und nützlich ergibt."

Selbst in den Tugenden des Absolutismus, wie des Radikalismus, liegt etwas Dämonisches. Man vergleiche die berühmtesten Helden der vier Parteien. Die christlichen Märtyrer starben als Liberale für eine Idee, um dieser Idee den Sieg auf Erden zu verschaffen. Leonidas, Arnold von Winkelried starben als Conservative für die Erhaltung ihres Vaterlandes. Brutus, Sand starben als Radikale, Ravaillac starb als Absolutist. Alle opferten sich, aber in den letztgenannten Opfern liegt etwas Unheimliches. Das menschliche Gefühl, die Moral, das Gewissen sträubt sich, jenen Fanatismus anzuerkennen. Oder vergleichen wir die großen Herrscher. Friedrich II. war liberal, Karl der Große conservativ, Napoleon radikal, Ludwig XI., Philipp II. absolutistisch. Wie unheimlich waren diese letztern! Die reifere Klugheit und Menschenkenntniß des Greises ist oft von der Verstandesseite zu bewundern, während sie von der moralischen Seite her nur abschrecken kann. Vortrefflich ist folgende Charakteristik des Kaiser Augustus und Ludwig Philipps: „Der heutige Machiavellismus geht im gefälligsten Gewande, sanft, angenehm, gewinnend einher. Er entwickelt die ganze Kunst der Erscheinung und birgt hinter väterlicher Milde die Machination. Er ist kriechend und hochmüthig, religiös und gleichgültig nach den Umständen; er drückt dem Proletarier die Hand und umgibt sich mit der Strenge der Majestät, je nach der Zeit. Grausam, wenn Grausamkeit, gütig, wenn Güte zum Ziel führt, kennt er nichts, als seinen Zweck, und die arithmetische Wägung der Mittel; sein Herz hat weder am Bösen noch am Guten Lust, er ist kühl und indifferent wie das Wasser, blutlos wie die Amphibien. Derlei Menschen haben meist nur Eine Leidenschaft, sey es das Geld oder ein anderes Interesse, sie sind gute Hausväter, annehmliche Bürger, besitzen hübsche Privateigenschaften und weinen gern eine Thräne des Mitleids. Sind sie durch Revolution emporgekommen, so stellen sie gleichsam nur die beste Republik dar. Solch ein Mann war Augustus, ein Mann mit großen geistigen Mitteln und der sich sagen konnte, seine Rolle gut gespielt zu haben. Seine Nachfolger im 19ten Jahrhundert haben ihn nicht erreicht. Was den Machiavellismus für die Völker am bittersten macht, ist dieß, daß seine Versprechungen verführerisch, seine Handlungen betrüglich

sind; daß er niemals geben, nur nachgeben kann, daß die Zugeständnisse selbst ihn nicht länger binden als die Umstände, die sie erzeugt; und daß bei solcher Unsicherheit der heiligsten Worte der feste Boden des Rechtes unter ihm zum trüglichen Elemente wird."

Zu den merkwürdigsten Uebereinstimmungen des Radikalismus und Absolutismus gehört außer dem leichten Uebergang des einen in den andern nach allen großen Revolutionen (wie Augustus, Cromwell und Napoleon beweisen), in den weniger bewegten Zeiten und wenn weniger große Geister an der Spitze stehen, durchgängig die Einmischung der Weiber. Im liberalen, im conservativen Staate verschwinden die Weiber als achtbare Matronen gänzlich vom politischen Schauplatz, nur im absoluten Staate kommen sie als allmächtige Maitressen, Validen, Kaisermütter ꝛc. und im radikalen als Sektirerinnen, politische Salonköniginnen und femmes libres zum Vorschein.

Ueber die Stellung der Parteien zu einander sagt der Verfasser noch viel sehr Durchdachtes. „Ein englischer Conservativer z. B. wird vom Hochtory mehr gehaßt, als ihre beiderseitigen Feinde in der Opposition, und er selbst muß in der That gegen den Absolutisten, der ihn heimlich untergräbt, eine unendlich größere Bitterkeit empfinden, als gegen seinen offenen Gegner. Wie vielen Liberalen ist nicht von Radikalen, wie vielen Conservativen von Absolutisten das Herz gebrochen worden! Canning ist an seinen Freunden, den Tories, gestorben; Luther wäre erlegen unter der Thorheit seiner radikalen Genossen, hätte nicht sein großer Sinn und sein Trotz ihn gerettet; und O'Connell hat unaufhörlich zu thun, um die Auswüchse der Bewegung im Zaum zu halten. Nichts ist natürlicher als dieses Verhältniß. Der Jüngling muß schärfer als jeder andere die Fehler sehen, die er noch eben gebüßt und überwunden hat, und der Knabe kann Keinen mehr hassen als den, von dem er sich in jedem Momente durchschaut fühlt. Der ä. Mann sieht ungern auf das Alter hin, das ihm bevorsteht und dessen Tugenden er in sich fühlt ohne seine Schwächen; je weiser im wirklichen Sinne, desto mehr verachtet er die Routine der Kunst; und je mehr er seine Kraft aufbietet um es von Härten zurückzuhalten, desto mehr wird er vom Alter selbst gehaßt. Will man auch hier Nationalbeispiele, so stellt Englands Verhältniß zu Frankreich (wenn freilich nur relativ), die Antipathie eines liberalen Volksgeistes gegen radikale, Deutschlands zu Rußland den Haß eines conservativen gegen absolute Tendenzen vor. Hier ist wirklicher, innerster Haß. Vergebens sagt man dem Deutschen, daß Rußland in dem großen Krieg wider den französischen Radikalismus ihm beigestanden, vergebens sieht er, wie deutsche Fürsten es mit aller der Ehrfurcht behandeln, die, wie es scheint, das Alter in Anspruch nimmt, vergebens bearbeitet man ihn durch Schriften und Reisen — er haßt Rußland und wird es hassen, so lang es sich nicht unter die Zuchtruthe des Conservatismus beugt. An den Franzosen, an den Romanen überhaupt ist es nicht das radikale, sondern das absolutistische Element, was seinen Grimm erregt. Die welsche Perfidie, die welschen Ränke sind es, die wir hassen und gehaßt haben, so lang unsere Geschichte besteht. — Das Bezeichnende im Krieg der Extreme ist dieß, daß jederzeit beide Recht haben, und beide Unrecht, d. h. Recht gegenüber dem Andern, Unrecht jedes in sich. Als die französische Revolution den Despotismus der absoluten Zeiten umstürzte, hatte sie Recht gegen ihn, denn die Menschheit bedurfte der Rache; Unrecht in sich, denn sie pflanzte nur neuen Despotismus an die Stelle des alten. Wenn die absolute Partei in Deutschland über die zerstörende Tendenz der Radikalen, über die Hambachiaden in früherer, über die Bubenhaftigkeit der Literatur in jetziger Zeit klagt, so hat sie Recht dem Radikalismus gegenüber, aber Unrecht in sich, denn ohne sie wären die Hambachiaden lächerlich und der Unfug der Presse wirkungsloser gewesen. Das eine Extrem ruft beständig das andere hervor. Nichts ist bei alle dem seltsamer, als die Hochachtung, welche beide Parteien, wenn auch unwissentlich, sich zollen. In Deutschland tritt dieß auf sehr schlagende Weise hervor. Ein deutscher Bureaukrat von absoluter Gesinnung haßt nichts mehr als die radikalen Mitglieder der Kammern, und läßt keine Gelegenheit vorüber, diesen Haß thatsächlich zu zeigen. Man sollte glauben, eine solche Wuth könne nur aus dem Bewußtseyn entspringen, gegen Dummheit und Schlechtigkeit anzukämpfen. Nichts weniger als dieß! Unser Mann hat vor den radikalen Autoritäten einen unermeßlichen Respekt (wenn er ihn auch nicht gesteht); er hält sie für die Lichter der Zeit, — im letzten Grund für die, denen das Jahrhundert pflichtig ist: er verwechselt die falsche Freiheit mit der wahren und bekämpft in der erstern die letztere selbst. Die meisten absolutistischen Staatsmänner unserer Zeit halten im Grund ihre Sache für verloren. Sie brauchen, um sich zu behaupten, alle materiellen Mittel, die ihnen zu Gebot stehen, aber geistig geben sie sich auf. Im Bewußtseyn, daß der Radikalismus ein Recht gegen sie selber hat, — ein Geständniß, zu dem ihr Gewissen sie nöthigt — glauben sie ihn am Ende überhaupt im Recht." Ganz das Nämliche zeigt sich auch im kirchlichen Gebiet. Wie schwach waren die legalen Vertreter der Kirche gegen Hegel, gegen Strauß und selbst noch gegen Bruno Bauer! Wie viele lächerliche Complimente machten sie vor denselben! — „Der Radikalismus seinerseits verfährt nicht anders. Wenn er jetzt nicht dieselbe Furcht vor seinem Gegner hat, wie dieser vor ihm, so geschieht es nur, weil der Zeitgeist sein

Bewußtseyn verstärkt. Aber er hält — und er hat dieß theilweise offen ausgesprochen —, wenn man einmal Dogmen und Symbole will, den Jesuitismus für die beste Religion; er will, wo nicht die Republik oder die modernste Constitution, lieber die absolute Monarchie als die gemäßigte. Er bekämpft also im Jesuitismus die Religion und in den monarchischen Mißbräuchen die Monarchie — er verunstaltet die reine Thatsache durch die Unreinheit seiner Absicht. Mit einem Wort: der ganze Kampf der Extreme ist seiner Natur nach ein unendlicher, und kann nur durch Intervention der männlichen Principien entschieden werden."

Die mannigfachen Conflikte zu den andern drei Parteien, in welche der Mann Einer Partei kommen kann, verführen die Parteileidenschaften und die urtheilslose Menge zu den verkehrtesten Urtheilen. Burke, ein echter Liberaler, bekämpfte zugleich den Absolutismus der Tories und den Radikalismus der Jakobiner, beides mit gleicher Nothwendigkeit. Canning, ein echter Conservativer, bekämpfte den Radikalismus in England und begünstigte den Liberalismus auf dem Continent, beides mit gleicher Nothwendigkeit. Arndt und Stein befanden sich in ähnlichem Kampf zwei Parteien gegenüber, ohne daß sie sich selbst im geringsten inconsequent geworden wären. Und doch, wie fabelhaft dumm hat man über sie geurtheilt und sie vom einseitigsten Parteistandpunkt aus bald als radikal, bald als absolutistisch verleumdet und verleumdet sie noch!

Die vier Parteien vertheilen sich an die Hauptnationen Europas, wie folgt: „Die Engländer sind liberal. Die Regierung von England kann nicht anders als gemessen, zurückhaltend, bewahrend seyn. Ein energisch liberaler Mann wäre nirgends unglücklicher als auf dem Thron von England. Der Engländer verlangt von seiner Regierung die sorgsamste Pflege der herkömmlichen Rechte; er selbst will schaffen, er will seine Geschichte machen, sie soll ermäßigen, verordnen, verarbeiten. — Der Franzose, absolutistisch im Grundcharakter, will radikal durchgreifend regiert seyn. Wenn er regiert wird, wie Napoleon ihn regiert hat, so ist er befriedigt. Mag seine Regierung gewaltsam und despotisch seyn, wenn er nur oben radikale Principien sieht. — Der Russe, knabenhaft seinem Wesen nach, muß absolutistisch beherrscht seyn. In den untern Regionen vollendete Unmündigkeit, in den obern die Raffinirtheit des Alters, ist der Charakter von Rußland. — Der deutsche Volksgeist ist ruhig in sich: Aktivität begehrt er von seiner Regierung. Regierungen, die Nichts thun, sind nirgends übler angebracht, als bei einem Volke, das beständig Großes von seinen Herrschern erwartet, von sich aus aber niemals die Prärogative ergreift. Das Ideal des deutschen Zustandes ist der thätigste Liberalismus, regierend auf der Grundlage eines verarbeitenden Volksgeistes; sind die unternehmendsten Regenten, gestützt auf die Treue des conservativen Naturells. — Wenn der Zeitgeist radikal ist, so tritt in erster Linie der Absolutismus als Gegner hervor. Von vornherein, aber in zweiter stellt sich der Conservatismus entgegen; in dritter vermittelt und entscheidet der Liberalismus. Dieß ist äußerlich gegenüber der Verkörperung des Radikalismus im französischen Kaiserreich schon einmal geschehen. Rußland hat es in erster Linie gestürzt; England hat als natürlicher Feind den langwierigen Kampf gekämpft; und Deutschland hat entschieden. Zum zweiten Mal muß es innerlich geschehen. Die Welt ist zwischen dem demokratischen Princip unter Frankreichs, dem legitimistischen unter Rußlands Vortritt getheilt. England setzt dem einen nur seine Erfahrung und seine Geschichte, dem andern nur seine Verachtung entgegen; Deutschland wird schöpferisch principiell entscheiden." —

Wir glaubten die Ansichten eines so verständigen Buchs in dieser Ausführlichkeit darlegen zu müssen, weil sie zu jeder andern Zeit Beachtung verdienen würden, in der heutigen aber mehr als in jeder andern. Wenn die hier ausgesprochenen Wahrheiten sich keine Geltung in Deutschland zu verschaffen vermöchten, würde es das schlimmste Zeichen seyn.

Alterthumskunde.

Lehrbuch der griechischen Alterthumskunde oder Staat, Volk und Geist der Hellenen, von Dr. G. W. Bensen. Erlangen, Heyder, 1842.

Unter den vielen Lehrbüchern der Alterthumskunde dürfte dieses nicht bloß der studirenden Jugend, sondern auch dem größeren Publikum deßhalb besonders zu empfehlen seyn, weil es mit großer Umsicht und Klarheit alles Wesentliche gibt. Der Verfasser ist ein geistreicher und praktischer Mann, dem es nicht auf Sylbenstecherei, sondern auf Eindringen in den wahren Gehalt des Alterthums ankommt. Die politischen und Kulturverhältnisse des alten Hellas, so wie seine sittlichen und ästhetischen Zustände sind hier gründlich und in reichhaltigem Umfange dargelegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 123.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 4. December 1843.

Turnwesen.

Das Turnen und der Kriegsdienst. Von Dr. W. B. Mönnich. Stuttgart, S. G. Liesching, 1843.

Es ist erfreulich, wahrzunehmen, von wie vielen Seiten her die Frage der Leibesübungen neu angeregt wird. In der vorliegenden Schrift ist sie von der am meisten praktischen Seite gefaßt. Schon vor 24 Jahren schrieb der treffliche Major v. Schmeling eine kleine Schrift „die Landwehr, gegründet auf die Turnkunst, Berlin bei Reimer," welche die Idee aussprach, die hier von Mönnich weiter ausgeführt wird. Leider wurde ihr damals keine Berücksichtigung zu Theil. Man muß daher nicht aufhören, wieder daran zu erinnern. Auch Referent hat im lezten Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift einen Aufsatz über den nämlichen Gegenstand geschrieben. Die Leibesübungen können nur dann wirksam werden, wenn sie von der Jugend des gesammten Volks gepflegt und als Vorschule für den Kriegsdienst in der allgemeinen Wehrpflicht mit inbegriffen werden. So löblich und nützlich einzelne Turnschulen sind, wie sie bisher, etwa auf hundert Quadratmeilen eine, vorkamen; so ist doch klar, daß dieselben in so geringer Zahl für den Staat im Ganzen ohne Bedeutung bleiben.

Der Verfasser vertheidigt vor allem das Landwehrsystem gegen die Conscription und gegen die Rekrutenlosung. Ein Volk ist nur dann vollkommen wehrhaft, wenn alle Klassen, wenn alle gesunden Individuen männlichen Geschlechts die Waffen zu führen verstehen. Die Gerechtigkeit verlangt, daß alle an dieser Staatslast gleichen Antheil nehmen. Die Last selbst wird dadurch auch für jeden Einzelnen leichter. Es ist sehr wahr, was der Verfasser S. 12 bemerkt, daß wenn Alle dienen, es jeder Einzelne bequemer hat und namentlich jeder Makel einer rohen Soldatengemeinschaft von ihm wegfällt. „Die Vorstellung von der Rohheit und Unehrenhaftigkeit des Kriegsdienstes für Jeden, der nicht einen höheren Rang im Heere einnimmt, stammt aus Zeiten, in denen die Heere freilich Sammelplätze der rohesten und verderbtesten Menschen waren, und aus denen sich allerdings bis auf den heutigen Tag noch manche Härte und Rohheit in der Behandlung der Gemeinen fortgepflanzt hat. Man muß aber darüber nicht vergessen, daß jene Vorstellungen und diese üble Gewohnheit in dem Maaße sich verlieren werden, in welchem das Heer zum bewaffneten Volke wird, der schroffe Gegensatz von Bürger und Soldat sich aufhebt, und eben so viele gebildete, ehrenwerthe, angesessene Männer unter dem Gewehre stehen. Preußen liefert auch hier den Beweis. Die Behandlung der Soldaten ist im Allgemeinen eine ehrenhafte; für solche, welche dieselbe nicht ertragen können, sind Strafkompagnien errichtet; diejenigen aber, deren Bildung und Beruf sie zu dem kürzeren, s. g. freiwilligen Dienst ohne Sold befähigt, haben eine noch rücksichtsvollere Behandlung, unter der Bedingung freilich, zu erwarten, daß sie sich der pünktlichen Befolgung der Dienstesvorschriften nicht überheben. Ueberhaupt stehen Militär und Civil, Soldat und Bürger, sich keineswegs mehr so schroff gegenüber, als es zum großen Theil noch in Ländern der Fall ist, wo die französische Conscription oder gar die alte Kantonalpflichtigkeit noch besteht."

Ein Haupteinwurf gegen die Landwehr war von jeher ihre Kostspieligkeit. Mönnich wirft deßfalls den Blick auf Preußen. „Allein es fragt sich erst noch, ob die beträchtlichen Mehrausgaben ganz oder auch nur zum Theil die allgemeine Kriegsdienstpflicht zum Grunde haben. Jenes ist gewiß nicht der Fall, da wohl nicht bestritten werden kann, daß die vielen Festungen, für welche Preußen zu sorgen, die es zu erhalten, umzugestalten, neu zu gründen hatte und hat, daß ferner mancher militärische Luxus, der nicht zur Sache gehört, nicht minder endlich eine zu große Anzahl hoher und zu hoch besoldeter Offiziere, sehr viel Geld kosten. Wenn aber theilweise die allgemeine Kriegsdienstpflicht, der zufolge

alle dienstpflichtige und dienstfähige Mannschaft, wie sie die Reihe trifft, auch unters Gewehr gerufen wird, allerdings jenen ungeheuren Militäretat zur Folge hat, weil Kleidung, Bewaffnung, Verpflegung einer weit größeren Anzahl, als z. B. bundesgesetzlich erforderlich wäre, um so größere Summen in Anspruch nehmen: so ließe sich wohl noch eine minder kostspielige Ausführung des Grundsatzes der allgemeinen Kriegsdienstpflicht denken, ohne daß der wesentliche Zweck, die Umschaffung des ganzen waffenfähigen Volkes zu einem wahren Nationalheere, beeinträchtigt zu werden brauchte. — So scheint es z. B. gar nicht erforderlich, daß alle Kriegsdienstpflichtigen während der Jahre ihrer Dienstleistung ihrer Heimath und ihrem Gewerbe gänzlich entzogen und auf Staatskosten erhalten werden müßten. Ich meine hiemit nicht das Urlaubssystem, nach welchem hie und da der größte Theil der Mannschaft, nachdem sie von Frühjahr bis Herbst unter den Waffen gestanden hat, in die Heimath entlassen wird, obgleich auch dieses angewendet werden mag, so weit es ohne Nachtheil des Dienstes geschehen kann. Vielmehr scheint mir, es könnte das ganze Land in Militärdistrikte getheilt werden, die Regimentern, Bataillonen, Compagnien und selbst Compagniezügen entsprechen müßten. Es versteht sich, daß man nicht minder dafür zu sorgen hätte, daß über das ganze Land hin die nöthigen Offiziere und besonders auch Unteroffiziere vertheilt würden. Dann könnten alle in ihrer Stadt, ja beinahe auf ihrem Dorfe, oder nicht zu weit davon entfernt, ganz gut einexercirt werden. Denn ob der gemeine Mann im Zuge, oder in der Compagnie, im Bataillon, oder im Regiment oder gar in der Division exercirt, ist für ihn fast einerlei. Das Exerciren in größeren Massen ist streng genommen nur erforderlich, um einerseits den höheren Offizieren Gelegenheit zur Uebung in taktischen Bewegungen, im Manövriren zu geben, die Gemeinen, Unteroffiziere und niederen Offiziere aber mit der erhebenden Vorstellung eines großen und mächtigen Ganzen zu erfüllen, dem sie als lebendige Glieder angehören. Zu beiden Zwecken reicht aber das Zusammenziehen zu den Herbstmanövern vollkommen aus. Es brauchte daher nur ein verhältnißmäßig kleiner, jedenfalls nur der unbedingt erforderliche Theil der ganzen Aushebung in größeren Massen garnisonirt und kasernirt zu werden. — Außerdem könnte die Uniformirung und Armirung auf das Wesentliche beschränkt, aller eigentliche Prunk bei der Masse, die nie zum Paradedienst kommt, vermieden und dadurch viel erspart werden. Was nützt z. B. dem Infanteristen der Degen? die siegreichsten Napoleonschen Linienregimenter waren im Jahre 1806 ohne Degen. Werden ordentliche Waffenröcke allgemein eingeführt, wie der König von Preußen jezt thut; so kann sich fast Jeder selbst seine Uniform machen lassen, vorausgesezt, daß sie dann auch als Sonntagsrock getragen werden darf. Die Hauptsache, um die Vertheurung alles Heerwesens zu vermeiden, bleibt jedoch eine Einrichtung, die es möglich macht, die eigentliche Dienstzeit so viel als möglich abzukürzen, und auch das längere und häufigere Beisammenseyn großer Truppenmassen weniger nothwendig zu machen. Fassen wir zunächst die Truppengattung ins Auge, welche immer die eigentliche Heeresmasse ausmacht, das Fußvolk. Jeder Unbefangene, dem es um das Wesentliche, nicht um Prunkübungen zu thun ist, wird zugeben, daß das Fußvolk in einem halben Jahr vollkommen ausgebildet werden könne. Im Jahre 1813 wurden nicht allein die Freiwilligen, sondern auch die Landwehren in wenigen Monaten, ja Wochen, nicht für den Paradeplatz, sondern fürs Schlachtfeld ausgebildet."

Eine der wichtigsten Maßregeln aber, die dazu dienen sollen, theils die militärische Exercirzeit abzukürzen und deßfalls dem Staate große Summen zu ersparen, theils die kriegerische Kraft und Energie überhaupt zu steigern, ist die allgemeine Einführung der Leibesübungen als Vorschule für den Kriegsdienst. Daß Soldaten, wenn sie in der Kaserne eingerückt sind, neben dem Exerciren auch noch turnen lernen, dem liegt zwar eine anerkennenswerthe gute Absicht zu Grunde; allein es paßt nicht wohl zusammen. Für junge Männer, die vorher nie geturnt haben, ist die plötzliche Anhäufung von doppelten und dreifachen Anstrengungen zu viel. Sie sollten vorher schon geturnt haben. Wie nöthig überhaupt das Turnen sey, um schon kräftigere Knaben zu bilden, aus denen später die Jünglinge rekrutirt werden, erhellt aus der leidigen Erfahrung, daß überall die Masse der zum Kriegsdienst untauglichen Individuen sich anhäuft. Im Königreich Sachsen fanden sich im Jahr 1841 unter 16000 Kriegspflichtigen nur 5000 Taugliche. Abgesehen von angeerbten Uebeln kommt doch ein guter Theil dieser Schwächlichkeiten auf Rechnung der verwahrlosten Knabenjahre, und wenn überhaupt der Geist des Turnens die Bevölkerung durchdränge, so würden auch die erblichen Schwächen sich aus einer allgemein kräftiger gewordenen Generation wieder mehr verlieren. So weit die bisherige kleine Erfahrung der drei oder vier Dutzend Turnplätze reicht, die man seit dreißig Jahren kennt, hat sich doch überall gezeigt, daß die geturnte Jugend eine gesundere und kräftigere war, als die nicht geturnte, und daß sie zugleich von einem sittlichen Gemeingeist durchdrungen war, der sie befähigte, den mancherlei Verlockungen zu widerstehen, die den Körper dessen ruiniren, der ihnen folgt. Man lasse mehr turnen, und überall wird sich das gleiche Resultat ergeben. Denn es liegt in der Natur, daß wer den Körper übt und den Adel der Gestalt ausbildet, auch

etwas auf seine sittliche Würde und auf die äußere Reinheit und Gesundheit hält.

Der allgemeinen Einführung des Turnens steht nichts entgegen, als ein Vorurtheil der Bequemlichkeit. Um die Jugend sich körperlich üben zu lassen, ist zwar wenig erforderlich; einige Uebung und Lehrfähige finden sich genug in Stadt und Land. Die Dorfjugend, welche in zu zartem Alter die Schule verläßt, kann bis zum Eintritt in den Kriegsdienst den Turnunterricht genießen, wie den Unterricht in den Sonntagsschulen. Die Lust findet sich von selbst, wo erst eine frische Jugend sich regen darf.

Wenn die Jünglinge auf diese Weise schon vorbereitet in den Kriegsdienst einträten, so würden sie dort alle Handgriffe leicht und in kurzer Zeit lernen und könnten für die verschiedenen künstlichen Kriegsdienste weit geschickter und in größerer Zahl ausgebildet werden, als es gewöhnlich der Fall ist, z. B. für den Schützendienst, für den leichten Jäger- und Voltigeurdienst, für den Artillerie- und Pionirdienst. Für alle diese Dienste werden bisher nur wenige Individuen ausgebildet, da es doch oft sehr ersprießlich wäre, wenn mehrere dazu fähig wären. Abgesehen davon, daß bei Vorübung durch Turnen bei jedem Wetter und durch Turnfahrten bei höchst mäßiger Lebensweise die Jugend zu Strapazen abgehärtet wird, die der verweichlichte Sohn, wenn er plötzlich in den Soldatenrock gesteckt wird, viel weniger ertragen kann.

Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Freunden eines gesunden Volkslebens überhaupt und der Vaterlandsvertheidigung insbesondere angelegentlich und erlauben uns zugleich, auf den schon berührten Aufsatz im Oktoberheft der Deutschen Vierteljahrs-Schrift hinzuweisen, worin wir namentlich die Wichtigkeit des Landwehrsystems für das südwestliche Deutschland ins Auge gefaßt haben, eines Landes, das, obgleich in jedem europäischen Kriege von einer feindlichen Ueberschwemmung von Westen her bedroht, doch noch keine Anstalt getroffen hat, im Nothfall seine zahlreiche und kriegerische Bevölkerung zu einem wirksamen Widerstande zu befähigen.

Werke über Spanien.

1) Andalusien. Spiegelbilder aus dem südspanischen Leben. Aus den Briefen eines jungen Deutschen. Herausgegeben von Dr. W. Häring (W. Alexis). Berlin, Lesekabinet, 1842.

Der Verfasser, ein zu früh hoch aufgeschossener Jüngling, litt auf der Brust, mußte deßhalb das südliche Klima aufsuchen, schrieb diese Briefe aus Malaga in die Heimath und starb daselbst. Seine Schilderungen haben eine eigenthümliche Lebendigkeit und selbst Dinge, die uns längst aus andern Reisebeschreibungen bekannt sind, erscheinen bei ihm in einer neuen kraftvollen Beleuchtung. Besonders faßt er den Volkscharakter ins Auge und sucht ihn wahr darzustellen. Den meisten Reisenden begegnet es, daß sie sich in Spanien, die Spanier und ganz besonders in die Spanierinnen verlieben; einige andere sehen vielleicht zu sehr die Schattenseite des Landes. Daher die entzückende Sprache der Einen, denen alles Poesie ist, was aus spanischer Erdscholle keimt, und die national-ökonomische Verachtung, ja wir möchten sagen, die tadelnde Kanzleisprache der Andern, die in Spanien die schlechte Verwaltung beklagen.

Hundert und aber hundert Mal ist das spanische Stiergefecht beschrieben worden und doch scheint uns die in den Briefen unseres Landsmanns enthaltene Schilderung in mancher Beziehung neu, sofern sie das Benehmen des Volks, auch der höhern Stände und der Damen als Barometer des Nationalgemüths auffaßt. „Welch ein Anblick! Mehr als 14000 Menschen hatten sich eingefunden, mehr als 14000 vor Verlangen nach dem wilden Schauspiel glühende Menschen, aus allen Ständen, geputzt wie zu einem seltenen Feste, stolz einherschreitend in dem schönen Nationalkostüm. Alle in der prachtvollen Maja, einer weißen, kurzen Seidenjacke, mit Silber besetzt, auf der Brust in einer feinen Krause zusammenlaufend, umgürtet mit der Taja, die helle rothseidne Schürze; dazu helle Sommerbeinkleider, weiße Strümpfe, leichte Schuhe. Als Kopfbedeckung den spitzen Hut, unter dem das schwarze, glänzende, üppige Haar hervorquillt. Diese bunte Massen umdrängen den Kreis, in dem das Schauspiel vor sich gehen soll, jubelnd, lärmend. Der allenthalben überlaute Pöbel war hier gar mit Instrumenten zum Lärmmachen bewaffnet, mit Blechhörnern, unsern Nachtwächtertuten ähnlich, um das Brüllen der Stiere nachzuahmen, Trommeln und Pfeifen, um durch die schallendsten Töne das wilde Thier noch zu reizen. Viele schwingen Piken, Fahnen, Tücher, um das Auge des gehezten Thieres zu blenden, und alle diese Instrumente im Sturm der Erwartung jenes unvergleichlichen Schauspiels probirt, das ist ein Anblick, ein Lärm, der durch Auge und Ohr die Seele zu einer Wildheit reizt, die einem Schauspiel wie das kommende vorangehen muß, wenn man darin, gleich dem Spanier, das größte Vergnügen der Welt genießen will. Nicht minder stürmisch, wenn auch mit enormer Grandezza, geht es auf den Logen ringsum zu. Die stolzen Spanierinnen, weniger schön, aber weit leidenschaftlicher noch, als sie verschrien sind, liegen weit über die Brüstung gelehnt, und verschlingen mit gierigem,

feurigem Auge jede Anstalt zu dem herrlichen Vergnügen, das ihnen bevorsteht. Die schwarzseidenen Kleider, die schwarzen Schleier, von der glänzenden Haartour herabwehend, bis zur Taille, umschließen die üppigen Formen. Wie so ganz eigen ist der Teint, eine eigenthümliche Mischung von Fettgelb und Rosa, und diese Mischung so hell und rein, so ganz geeignet, den Ausdruck der Augen, der lebhaften Mienen zu unterstützen. Hinter ihnen hatten die Herren Platz genommen, jeder den Fächer seiner Dame, als Abzeichen ihrer Gunst, in der Hand. Noch siegt ihr Stolz, ihre Würde über die Lust, in gleichen Jubel mit der Masse auszubrechen, bald aber soll dieser Stolz vor der Macht des Schauspiels erliegen, das sich nunmehr eröffnet." Wir übergehen das Auftreten der Kämpfer, des Stieres. Der leztere tödtet mehrere Pferde. „Zweimal warf er Roß und Reiter mit einem Stoß zu Boden, einem andern Pferde stieß er mit den Hörnern vorn in die Brust; das Pferd bäumte sich, wild wiehernd, hoch auf den Hinterbeinen auf, um mit den Vorderhufen dem Stier auf den Nacken zu springen, da duckt dieser noch einmal nieder, zum zweiten Stoß ausholend, und schlizt dem fast über ihm schwebenden Pferde den Leib der Länge nach auf. Bravo! Bravo! wie wild jubelt das Volk über diese Heldenthat! O, ich wollte Ihr sähet diese glühenden Gesichter, diese verzerrten, blutdürstigen Mienen des Pöbels, diese geballten Fäuste, fletschenden Zähne, diese lechzenden Mäuler, selbst der zahnlosen Greise. Und die zarten Frauen, wie lebensgefährlich werfen sie sich über die Brüstung, händeklatschend, bravorufend. Sie erschöpfen sich in Lobesausrufungen über das wilde Ungethüm, das bis zu solcher Wuth emporgestachelt wurde. Welche Wonne, welche Wollust in den Zügen! Das Auge sieht sich nicht satt an den Zuckungen der sterbenden Pferde; und doch hat es nicht Zeit, darauf zu verweilen, denn der Stier verspricht der Freude weit mehr noch, da die Picadores jezt zu Fuße sich wiederum zurück ziehen, um den Juelos, diesen raffinirten Peinigern, nochmals Platz zu machen. — Fuego! fuego! (Feuer! Feuer!) brüllt es von allen Seiten, Fuego! kreischt es aus dem Munde der zarten Damen, in den schrillendsten Tönen das Geschrei Aller überlärmend. Solcher Aufforderung widerstehen die Juelos nicht, sie nehmen neue Stöcke in die Hände, auch diese hangen am Halse des Stieres, aber nun entzünden sie sich und — ein Feuerwerk, ein ganzes Feuerwerk mit Raketen, Schwärmern, Schlangen und Körben, so gut es die Feuerwerker hier bereiten können, brennt auf dem Halse des Thieres ab. Er stürzt im Kreise herum, den Kopf gesenkt, vertheilt er die Stöße in die Luft, er brüllt, sezt rechts und links aus; ja, so verkehrt sich die Natur, er starrt plötzlich, hält einen Augenblick inne und macht wilde Säze rücklings, als ob er dadurch vor sich selber fliehen könnte. Nun endlich geräth das Feuer bis an den Hals, der wüthende Schmerz macht sich im fürchterlichsten Gebrülle Luft; wer einen Tropfen spanisch Blut in sich hat, stimmt ein, Kinder, Männer, Jungfrauen, Greise, Matronen, alle jauchzen in einer wüthenden Wollust, wie der Stier im wüthendsten Schmerze jauchzt, bis er wieder rings im Kreise herumzustürzen beginnt, und die Pointe des Schauspiels vorbereitet. Nun tritt Don Montes auf," der Matador, der dem Stier den Rest gibt, ein Mann, der so beliebt in Malaga ist, daß jede Dame sein Bild in ihrem Zimmer hängen haben muß.

In demselben lebhaften Colorit malt uns der Verfasser nun auch den berühmten Fandango aus, ferner eine geistliche Komödie auf dem Lande, wo durch den jungen Bauernburschen, der den Christus spielte, durch seine Geliebte und den begünstigten Liebhaber gar komische Störungen veranlaßt wurden. Auch die Gespräche mit den städtischen und vornehmen Damen tragen das Gepräge einer großen Originalität und wie wir nicht zweifeln, der reinsten Wahrheit, denn wer die Südländerinnen kennt, weiß wohl, wie weit sie von der nordischen Sentimentalität entfernt sind und welchen Grad von Naivetät ihre unbefangene Ausdrucksweise, einem unbefangenen Gedankengange folgend, erreichen kann. Wir wollen nur einen Gegenstand erwähnen, den jene Damen im Gespräch verfolgten. Unser leidender Landsmann war von sehr langgestrecktem Körperbau, und das veranlaßte die Damen, in seiner Gegenwart darüber zu sprechen, wie lange es wohl gedauert habe, bis ihn seine Mutter zur Welt gebracht, die Hebamme habe gewiß dabei eine Cigarre ausrauchen können 2c.

Außer diesen Sittenschilderungen enthält das Buch nur wenige Bemerkungen über Politik. Der Verfasser befand sich gerade in Spanien, als die Königin Christine von der Regierung entfernt wurde und Espartero der allgemein gefeierte Mann war. Von der Gemahlin desselben, die gegenwärtig in England so wohl aufgenommen ist, entwirft er eine sehr vortheilhafte Schilderung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 124.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 6. December 1843.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Emanuel Geibel. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Alex. Duncker, 1843.

Was an diesen Gedichten vorzüglich wohlthut, ist die gesunde Heiterkeit und glückliche Stimmung, in der sie durchgängig gedichtet sind. Sie neigen weit mehr zum Zarten und Friedlichen, als zum Starken und Stürmischen, aber es ist, wenn wir ein einziges Gedicht ausnehmen, nichts darin von der krankhaften und unnatürlichen Sentimentalität der Modernen. Ein Hauch gesunder und reiner Jugend veredelt sie, und selbst das Spiel mit Gefühlen ohne Gegenstand und mit dem Wohlklang ohne Inhalt, das in den früheren Gedichten des Verfassers noch zuweilen, die geringe Zahl seiner Lebensjahre verrathend, sich kund gibt, erscheint unter dieser Bedingung liebenswürdig, als Windhauch in der gespannten Aeolsharfe, nicht als etwas in unfruchtbarem Dichterdrange Forcirtes.

Für den Frieden der Natur ist dem Dichter, wie uns bedünkt, der reichste Sinn erschlossen und jene wunderbaren Stimmungen, in die uns der unmerkliche Wechsel der Jahreszeiten, das Erwachen und Welken der Natur, die erste Begrüßung und der letzte Abschied des Sommers versetzen, finden bei ihm einen unnachahmlich sanften Ausdruck.

Die Sonn' hebt an vom Wolkenzelt
Verstohl'nen Glanz zu schießen;
Da gibt es rings in Wald und Feld
Ein Rauschen, Rieseln, Fließen.

Das Eis zergeht, der Schnee zerrinnt,
Dann grünt es über ein Weilchen,
Und leise singt der laue Wind:
Wacht auf, wacht auf ihr Veilchen!

O lindes Säuseln tief im Thal!
O erster Duft des Märzen!
Nun blüht und klingt die Welt zumal,
Nun klingt's auch mir im Herzen.

Und wie die Lüfte wundervoll
Sich blau und blauer dehnen —
Ich weiß nicht, was das werden soll,
Was will dieß Ringen und Sehnen?

Sehr schön ist das Morgenlied:

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach,
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,

In Berg und Thal erwacht der Schall,
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Gluth mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Als Pendant ein paar Nachtlieder:

Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht,
Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht;
Und wie er singt so leise,
Da bringt vom Sternenkreise
Der Schall in's Ohr mir sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall ꝛc.

Der Mond kommt still gegangen
Mit seinem gold'nen Schein,
Da schläft in holdem Prangen
Die müde Erde ein.

Im Traum die Wipfel weben,
Die Quellen rauschen sacht,
Singende Engel durchschweben
Die blaue Sternennacht ꝛc.

Ueber die Flucht des Frühlings:

O darum ist der Lenz so schön,
Mit Duft und Strahl und Lied,
Weil singend über Flur und Höh'n
So bald er weiterzieht;

Und darum ist so süß der Traum,
Den erste Liebe webt,
Weil schneller wie die Blüth' am Baum
Er welket und verschwebt ꝛc.

Die juvenile Romantik gibt sich noch hin und wieder in einem Gedicht zu erkennen, das ein wunderschönes Bild gewährt, dessen Sinn aber dem Schatz jenes Geizigen gleicht, den der Besitzer, der ihn vergraben, selber nicht mehr finden konnte; eine Mystik der Poesie, deren unser junger Dichter sich übrigens gar nicht zu schämen hat, da er sie mit unsern größten Dichtern aus der romantischen Schule theilt. Von dieser Art ist S. 53 das Gedicht, worin ein leise singender Schwan um die Lotosblumen auf den Wassern kreist.

Hin und wieder sagt der Dichter zu Bekanntes, z. B. S. 52 vergleicht er die Liebe mit dem Aprilwetter, S. 26 das liebende, von einem Schönen zum andern gezogene Dichtergemüth mit einem Schmetterling, der von Blumen zu Blumen irrt. Wo er aber einen bestimmten Gegenstand der Liebe umfaßt, ist sein Ausdruck die wärmste Innigkeit:

So halt' ich endlich dich umfangen,
Und traulich tönt der Liebe Wort,
Und meine trunk'nen Lippen hangen
An deinen Lippen fort und fort.

Was nur das Glück vermag zu geben,
In sel'ger Fülle ist es mein;
Ich habe dich, geliebtes Leben,
Was braucht es mehr als dich allein!

O, decke jetzt des Schicksals Wille,
Mit Nacht die Welt und ihre Zier,
Und nur dein Auge schwebe stille
Ein blauer Himmel über mir.

Für die Romanze hat der Dichter keine so glückliche Gabe, oder liegt die Schuld, daß seine Romanzen uns weniger ansprechen, nur in der Wahl der Gegenstände. Sie sind zum Theil zu bekannt, wie Kaiser Rothbart im Kyffhäuserberge, oder erinnern zu sehr an analoge Situationen, z. B. der Knabe im Walde, den die Waldfrau lockt, an den Fischerknaben, den die Nixe lockt. In dem Gedicht vom Pagen vermissen wir sogar den schönen Sinn für Wahrheit und gesunde Natur, der sonst den Dichter in jeder Weise auszeichnet. Der Page nämlich liebt seine Herrin bis zu dem Grade, daß er, da sie ihm selbst unerreichbar ist, wenigstens ihr Liebesbote und Wächter zu seyn wünscht, wenn sie mit Andern kost. Das ist durchaus unnatürlich und wird Einem, der wirklich liebt, nie einfallen. Es streitet gegen alle Natur der Leidenschaft.

Gar schöne Lieder bringt sodann unser Dichter aus Hellas mit, das er noch ganz in der Illusion der Jugend sah, in das er noch alles Schöne hineinzauberte, was die gebildete deutsche Jugend von Griechenland zu träumen pflegt, ohne es sich durch die Morosität enttäuschter Philhellenen trüben zu lassen. Doch ist er ein wenig undankbar gegen die deutschen Philologen, indem er ihnen zuruft:

Wie schmerzt es mich, auf also sand'gen Spuren
Euch immer noch zu sehn, ihr Philologen,
Die ihr erfüllt so manchen lieben Bogen
Mit geistreich ungereimten Conjecturen.

Laßt endlich doch Kritiken und Censuren!
Hieher ins alte Hellas kommt gezogen;
Seht dieses sonnig blauen Meres Wogen,
Und athmet ein die Lüfte dieser Fluren.

Auf diesen Tempeln, diesen Säulenkränzen
Laßt eure Blicke ruhn, und auf den frommen
Altären, die von weißem Marmor glänzen.

Und wenn der Mond im Blau heraufgeschwommen,
Schaut zu dem Volk und seinen Reigentänzen,
So wird ein Hauch der Vorwelt auf euch kommen.

Dieser Spott scheint uns deßwegen undankbar, weil der Verfasser selbst seinen Enthusiasmus für Hellas ohne allen Zweifel jenen Schulmännern verdankt, die ihn in Deutschland in die jungen Seelen zu pflanzen pflegen; und weil er ohne diesen aus Deutschland mitgebrachten Enthusiasmus Griechenland gewiß mit weniger poetischem Auge angesehen hätte.

Das Talent und der Fleiß, mit dem Geibel den Wohllaut des Verses ausbildet, ist sehr zu preisen, da die Bequemlichkeit der neuesten politischen Poesie sich je mehr und mehr dem Knittelverse nähert.

Werke über Spanien.

2) Bilder aus Spanien und der Fremdenlegion. Von G. von Rosen. Erster Band. Kiel, Bünsow, 1843.

Derselbe Verfasser hat früher schon seine Abenteuer in Algier beschrieben. Er ging von dort mit der Fremdenlegion nach Spanien, nachdem dieselbe von Frankreich an Spanien, wie eine Heerde Vieh verkauft worden war, um in den Gebirgen von Catalonien und Aragonien geschlachtet zu werden. — Die Legion landete im August 1835 zu Taragona, commandirt vom General Bernelle, einem Corsen, dessen große Administrationstalente der Verfasser rühmt, der aber selbst wieder von seiner kleinen Frau regiert wurde. Diese kleine Frau, die den Pantoffel nicht nur über ihren Mann, sondern durch ihn auch über die ganze Legion schwang, stets wie eine kleine Fürstin im Lager sich gerirte, von einer Leibwache umgeben war, Offizierépatente und Orden an alle austheilte, deren hübsches Gesicht ihr gefiel rc., ist gar ergötzlich geschildert. Die Seele der Legion aber, sofern sie vor dem Feinde stand, war der tapfere Oberst Konrad, ein Elsässer, dessen auch in andern Darstellungen, die von jenem karlistisch-christinischen Kriege handeln, öfter rühmlich gedacht wird. Dieser brave Mann führte die Legion überall zum Siege, theilte alle Gefahren der gemeinen Soldaten und war ihr Trost in allem Leiden, bis auch ihn die mörderische Kugel traf, wie die meisten seiner Untergebenen. Die Masse der Legionäre bestand aus Deutschen, Polen, Italienern und einigen Franzosen; der Verfasser, einer adeligen Familie aus Holstein entstammt, hatte sich nur bis zur Stelle eines Fouriers emporschwingen können; im polnischen Bataillon waren fast alle Gemeine Adelige. Neben manchem edeln Jünglinge und Manne, den nur ein grausames Schicksal aus seinem Vaterlande verbannt, befanden sich in dieser Legion auch eine Menge Auswurf aller Nationen und Stände. Als Fremdlinge und Söldner überdieß immer zuerst in die Gefahr geschickt und bei Ehrenaustheilungen wie bei der Verpflegung immer am schlechtesten bedacht, standen die Legionäre ununterbrochen unter dem Einfluß eines ungünstigen Gestirns. Ohne Vaterland, für eine fremde Sache fechtend, verkaufte Menschen, schon durch ihre politische Stellung Nationaltruppen gegenüber mit einem Makel behaftet, von oben mißbraucht, mißhandelt, im Innern voll unmoralischer Elemente, die das härteste Verfahren fast weniger zur Folge, als zur Ursache hatten, konnten diese Truppen nur Eines sich retten, die kriegerische Ehre. Ihre Tapferkeit ist über jeden Zweifel erhaben, und noch lange nicht genug anerkannt. In Algier war die Fremdenlegion immer voran und that das Meiste, aber die Franzosen eigneten sich den Ruhm der Thaten allein zu. In Spanien erfocht die Legion so lange Siege, bis sie im langen Kampf endlich selbst aufgerieben wurde, aber hier meldeten die Zeitungen immer nur, was die Engländer Großes gethan haben wollten, und wir wüßten von der Fremdenlegion wenig, wenn nicht Einige, die dabei waren, ihre Schicksale in ausführlicheren Memoiren beschrieben hätten.

Herr von Rosen entwirft, nachdem er die Truppen, denen er angehörte, charakterisirt, auch eine kurze Schilderung des Landes Catalonien, seiner Bewohner und Sitten, worin gar manches Originelle. „Mit vielem Eifer sah man oft die Catalanen sich bemühen, unsern Soldaten das Trinken de alto beizubringen, eine in ganz Catalonien übliche, wahrscheinlich noch aus den Zeiten der Mauren herstammende Sitte. Der puero wird nämlich nicht, wie bei uns jedes Trinkgefäß, beim Trinken unmittelbar an die Lippen gesetzt, sondern mit steifem Arm in die Höhe über dem Kopf gehalten, und dann der Wein in einem dünnen Strahl aus jener Pfeife, von der ich schon gesprochen, in den Mund gegossen. Die Catalanen haben hierin eine so große Fertigkeit, daß sie auf diese Art, ohne ein einzigmal abzusetzen, einen ganzen Puero, der ungefähr 3/4 Flasche hält, leeren, wobei sie den Wein grade in den Schlund hineingießen, ohne daß man bemerkt, wie er verschluckt wird, und oft noch allerlei Kunststücke mit dem Strahl und der Flasche machen, ohne daß ein Tropfen Wein vorbeifließt. Außer der Reinlichkeit bewirkt die Gewalt

des Sturzes auch, daß der Wein des Sommers eindringlicher erquickt und erfrischt. So wenig graziös diese Sitte ist, so allgemein ist sie hier, und wird von Weibern so gut wie von Männern geübt, ja man geht hierin oft so weit, daß man ein Trinkgefäß, das von Fremden auf die gewöhnliche Art mit dem Munde berührt wird, für verunreinigt und daher ferner nicht mehr brauchbar hält."

Dann folgt die Schilderung der kriegerischen Leiden und Thaten. Die Leiden kamen zuerst; 300 Soldaten fielen als Opfer der Ruhr, weil sie zu unmäßig den starken spanischen Weinen zugesprochen hatten. Die erste Kriegsthat war der Ueberfall eines Städtchens, in dem man einige hundert Karlisten gefangen nahm. Es waren bewaffnete Bauern, durch die Geistlichen fanatisirt, abgerissen und von ärmlichem Aussehen. Als Episode erscheint das Freikorps eines gewissen Baron Schwarz, das aus dem Auswurf aller Liederlichen bestand, die in Paris ihr Glück verlassen. Es machte auch in Spanien so schlechte Geschäfte, daß Schwarz bald wieder verschwand. Gegen diese Bande waren die Legionäre, bei ihrer Sauberkeit und strengen Disciplin, wahre Prätorianer. Doch verhehlt Herr von Rosen auch nicht, welche Plünderungen sich die Legionäre gelegentlich erlaubten und wie sie dabei am allerwenigsten das Heilige schonten. So kam man z. B. einmal in einem Kloster an; es war nicht für Kost und Feuerung gesorgt, man hatte Eile, also nahm man Chorstühle, Altäre, ja sogar die Bilder und feuerte damit. Ein andermal war eine Marketenderin der Legion in einer Kirche niedergekommen und nahm sogleich dem Christkindlein seine Windeln ab, um ihr Neugeborenes darein zu wickeln. In einem dritten Falle brieten die Polen ein Schwein an einem großen Feuer, das sie mit den kostbaren Bänden einer Bibliothek nährten.

In einem blutigen Gefecht wurde der Verfasser verwundet und in ein Lazareth gebracht, wo ihn barmherzige Schwestern bedienten. Er kann diese Engel im Fleisch nicht genug rühmen und empfiehlt ähnliche Anstalten auch andern Ländern aufs dringendste. Da wir seine Ansicht vollkommen theilen, können wir nur wünschen, daß sie verbreitet werden möge. Er sagt: „Die spanischen Hospitäler sind, in den größern Städten besonders, von ganz ausgezeichneter Einrichtung. Die Gebäude sind, wie fast alle öffentlichen Gebäude in Spanien, groß und solide aufgeführt; es herrscht in ihnen, bei einer zweckmäßigen Ausstattung, eine sorgfältige Reinlichkeit; die Aerzte sind sorgsame, meistens geschickte Leute, die es sich um die Kranken wirklich angelegen seyn lassen, und darin die französischen Militärärzte, wie ich sie namentlich in Algier kennen lernte, vortheilhaft übertreffen. Was aber besonders die Vorzüglichkeit der hiesigen Hospitäler ausmacht, das ist die sorgfältige Pflege, die den Kranken durch die barmherzigen Schwestern zu Theil wird, die hier überall das wenig erfreuliche Geschäft von Krankenwärterinnen mit wahrhaft himmlischer Geduld verrichten. Es sind dieß oft Frauenzimmer aus den höhern Ständen, nicht selten in voller Blüthe jugendlicher Anmuth, die sich diesem ernsten Geschäft der Frömmigkeit unterziehen, und ihr ganzes Leben einer Beschäftigung weihen, für die nur der heilige Friede eines schönen innern Bewußtseyns zu entschädigen im Stande ist. Mit der größten Selbstverleugnung sind diese hülfreichen Engel bemüht, den armen Leidenden ihre Qualen zu erleichtern; sie schrecken vor dem Schlimmsten nicht zurück; mit derselben Bereitwilligkeit verbinden sie die schrecklichsten Wunden, oder durchwachen die Nächte an den Betten armer Fieberkranken, wo sie den durch Schmerz und Entbehrungen ungeduldig Gewordenen mit den mildesten Tröstungen der Religion beruhigen, oder den Ungläubigen mit religiösem Eifer auf den rechten Pfad zu lenken suchen. Kein Kranker entgeht ihrer sorgsamen Bemühung, nicht das kleinste Bedürfniß desselben entgeht ihren immer aufmerksamen Blicken. — Man denke sich, welchen tröstenden Eindruck es auf den Kranken macht, von solchen liebevollen Wesen gepflegt zu werden; wie leicht glaubt er sich hier zurück versezt in die Mitte einer sorgsam um ihn bemühten Familie, in die Arme einer liebenden Mutter, einer Schwester, während in so manchen andern Hospitälern die rauhe Behandlung bezahlter Krankenwärter dem Unglücklichen jeden Augenblick zu den körperlichen Schmerzen den Seelenschmerz hinzufügt, in seinen Leiden so fern jedem mitfühlenden Wesen zu seyn! — Hierher ihr Frauen des deutschen Vaterlandes, die Ihr durch Spenden an Armen- und Waisenhäuser, durch Stiftung von Warteschulen und Hülfsvereinen, schon den höchsten Preis weiblicher Wohlthätigkeitsliebe erlangt zu haben glaubt, hier seht Eure Schwestern in Spanien, von denen man Euch schon so viel vorgefabelt, daß Ihr im Gefühl Eurer frostigen Tugend Euch verächtlich von Ihnen gewandt, seyd Ihr einer ähnlichen Selbstverleugnung fähig? — Hierher Ihr Frauen, die ihr nach Emancipation schreit, kennt Ihr ein schöneres Ziel weiblicher Tugenden, wißt Ihr eine Eurer würdigere Stellung? — Das sind Heldinnen, von denen freilich die Weltgeschichte wenig erzählen wird, deren Heldenthaten aber auf jenen Tafeln verzeichnet werden, auf denen der Griffel des höchsten Historikers schreibt!"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 125.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 8. December 1843.

Geschichte.

1) Geschichte der Regierung Ferdinands und Isabellas der Katholischen von Spanien. Von William H. Prescott. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Die Regierung Ferdinands und Isabellas bildet den großen Wendepunkt in der Geschichte Spaniens. Unter ihr wurde nämlich erstens das bisher unter Castilien und Aragonien getheilte christliche Spanien zu einem Ganzen vereinigt, wurde zweitens das letzte noch muhamedanische Reich auf der pyrenäischen Halbinsel (Granada) gestürzt und wurden die Muhamedaner oder Moriskos unterworfen und zum Christenthum bekehrt oder verbannt; wurde drittens Amerika entdeckt und Spanien dadurch auf eine schwindelnde Höhe der Macht und des Reichthums erhoben, wurde aber endlich viertens auch der Keim des Verderbens in die so hoffnungsreich aufblühende Monarchie gelegt, durch die Inquisition und durch die habsburgische Heirath der einzigen Tochter Ferdinands und Isabellens. Es lag ein unglückliches Omen darin, daß es gerade der ruchlose Papst Alexander VI. war, der dem König Ferdinand und seiner Gemahlin damals zuerst und als erbliche Auszeichnung für alle folgenden Könige Spaniens den Ehrennamen der Katholischen beilegte.

Das Königspaar selbst erscheint in diesem sehr ausführlichen und gründlichen Werke mit einer eigenthümlichen Ruhe und Verständigkeit umkleidet, conservativ und erwerbend, haushälterisch, sich bewußt, etwas auf die Dauer zu gründen. Dieser, wir möchten sagen staatsmütterliche Charakter interessirt besonders an der sichern und festen und doch auch gemüthlichen Isabelle. Die Ausführung war mehreren großen Männern überlassen, die vom ruhenden Mittelpunkt des Throns aus mit gewaltiger Kraft, jeder in einer andern Richtung wirkten. Während Columbus die neue Welt entdeckte und nach dieser Richtung hin die neue Bahn brach, vertrieb der kriegerische Staatsminister Cardinal Ximenes die Mauren und ordnete der furchtbare Torquemada das Innere des noch von so vielen entgegengesetzten Elementen gährenden Reiches.

Ximenes war als Staatsminister lange Zeit die eigentliche Seele der Regierung. Ein Franziskanermönch wurde er, durch seine Sittenstrenge ausgezeichnet, Beichtvater der Königin, dann Cardinal und ergriff das Staatsruder mit größter Energie. Sein Hauptzweck war die Vertreibung der Mauren aus Spanien, wobei er selbst den Feldherrn machte. Noch glaubt das Volk von Oran, welche Stadt er einst eroberte, sein Gespenst, einen langen hageren Franziskaner mit rothem Cardinalshut und geschwungenem Schwert umwandeln zu sehen. Die Mauren wurden vertilgt, bekehrt oder zur Auswanderung gezwungen und die Bekehrten wurden in immer neuen Aufständen immer wieder bezwungen, bis sie jede Kraft zum Widerstande verloren hatten. Wie grausam man dabei verfuhr, läßt sich bei dem alten Religionshaß beider Parteien denken. Doch fehlt es auch nicht an komischen Zügen. Ein Zegri, den der Cardinal durch seinen sogenannten Löwen, d. h. einen grausamen Kerkermeister, bekehren ließ, wurde durch Fesseln, Hunger und Mißhandlungen bald dahin gebracht, sich entweder dem Märtyrertode zu unterziehen oder die Taufe anzunehmen. Er wählte das letztere, hatte aber noch so viel Witz übrig, zu sagen: Allah sey ihm erschienen und habe ihm erlaubt, unter den obwaltenden Umständen sich taufen zu lassen. Seit acht Jahrhunderten hatten die christlichen Spanier mit den muhamedanischen Mauren um die Existenz gekämpft, es war also sehr begreiflich, daß der Sieger, der endlich Ruhe haben wollte, jede Schonung bei Seite setzte. Die Spanier thaten hier, was früher die Römer mit Karthago gethan. Dem entsprach auch die Vernichtung der zahlreichen muhamedanischen Bibliotheken, die Cardinal Ximenes alle ohne

Gnade verbrennen ließ und aus denen er nur 300 medicinische Handschriften für die von ihm mit besonderer Liebe begünstigte Universität Alcala zurückbehielt. Ximenes ließ auch eine berühmte Polyglottenbibel drucken. — In der innern Verwaltung war der Cardinal ein solcher Meister, daß ihm Spanien in der That die Größe verdankt, zu der es, wenn auch nur auf kurze Zeit gelangte. Immer den Gedanken der Nationaleinheit fest haltend, erhob er das monarchische Princip über die Aristokratie, demüthigte den übermüthigen Adel, ordnete den ganzen Staatshaushalt aufs trefflichste und schied mit unerbittlicher Consequenz alle Elemente vom Staat aus, die sich in dessen neue Ordnung nicht fügen wollten. Dazu aber bediente er sich der Inquisition. In seinem Privatleben war der Cardinal einfach und streng, und sehr bezeichnend für seinen Charakter ist folgende Anekdote. „Ueber seinen rauhen wollenen Kittel trug er den kostbaren, seinem Range gebührenden Anzug. Ein grober Franziskanerprediger nahm eines Tages Veranlassung, in seiner Gegenwart eine Abschweifung gegen die Ueppigkeit der Zeit, besonders in der Kleidung, zu machen, wobei er offenbar auf den Cardinal anspielte, der einen prachtvollen Anzug von Hermelin, den er geschenkt erhalten, anhatte. Er hörte die Predigt bis zu Ende geduldig an und als der Gottesdienst geschlossen war, nahm er den Prediger in die Sakristei, und nachdem er den allgemeinen Inhalt seiner Rede gelobt, zeigte er ihm unter seinem Pelzwerke und seinem Linnen den groben Kittel seines Ordens auf der bloßen Haut. Einige fügen dieser Erzählung noch hinzu, daß der Mönch seinerseits das feine Linnen unter seinem Mönchskittel trug."

Dem Cardinal zur Seite stand, über die Aufrechterhaltung der innern Ordnung wachend, der berüchtigte Großinquisitor Torquemada, dessen Wütherei nicht bloß kirchlicher Fanatismus, sondern hauptsächlich der Staatszweck erklärt. Es galt, aus störrischen Rebellen (den Muhamedanern) und aus nur zum Schein unterwürfigen Heuchlern (den Juden) entweder ergebene und daher vor allen Dingen christgläubige Unterthanen zu machen, oder sie aus dem Lande zu entfernen. Nicht den fremden Glauben, sondern die offne und geheime Demagogie der Morisken und Juden bekämpfte man. Der Glaube war nicht einmal der Vorwand bei ihrer Unterdrückung, sondern nur die Probe, ob sie dienst- und brauchbar zu machen oder als unverbesserlich zu entfernen seyen. Von eigentlicher Ketzerverfolgung war erst später die Rede, als die deutsche Reformation auch auf Spanien einzuwirken begann. Torquemada nun war das Werkzeug in des Ximenes Hand, welches die abfälligen Moriskos und die zweizüngigen Juden der Schreckensprobe unterwarf, und wenn sie darin nicht bestanden, sie ausrottete. Sein inquisitorisches Verfahren war zunächst darauf berechnet, nicht zu gestatten, daß die nur scheinbar Bekehrten heimlich ihre frühere Religion und damit auch ihre unbotmäßige Gesinnung gegen den christlichen Staat beibehielten. Die Opfer der Inquisition waren durchgängig Scheinbekehrte, die ihre Halbheit verrathen hatten.

Gar charakteristisch war damals das Benehmen der Juden. Um ihre Treue gegen den Staat zu beurkunden, verriethen sie die Moriskos. „Sie beauftragten Einen aus ihrer Mitte, ein Geschenk von 30,000 Dukaten zur Bestreitung der Kosten des Maurenkrieges anzubieten. Doch die Unterhandlung wurde durch den Ober-Ketzerrichter Torquemada plötzlich abgebrochen, der in das Zimmer des Schlosses stürzte, worin die Herrscher eben dem jüdischen Abgesandten Gehör gaben, und indem er ein Kruzifix unter seinem Mantel hervorzog, hielt er es in die Höhe, und rief aus: „Judas Ischariot hat seinen Meister für 30 Silberlinge verkauft. Eure Majestäten wollen ihn von Neuem gegen 30,000 verkaufen; hier ist er, nehmt ihn, und verhandelt ihn." Bei diesen Worten warf der rasende Priester das Kruzifix auf den Tisch, und verließ das Zimmer." Dadurch erschreckt, wies das königliche Paar das Judengeld von sich und der Großinquisitor verfuhr, wie er wollte. Alle Juden, die nicht sofort das Christenthum annahmen, wurden aus dem Lande verbannt. Ihre ungeheure Anzahl beweist, daß die Besorgnisse der christlichen Staatsmänner vor einer solchen unzuverläßigen, ja feindlichen Masse der Bevölkerung nicht ungegründet gewesen sind, und Herr Prescott hätte wohl gethan, dieß zu bemerken, so wie überhaupt einigermaßen an die Nachtheile zu denken, die noch jedem christlichen Staate durch die wuchernde Ueberhandnahme des Samen Abrahams erwachsen sind. Er schreibt durchaus als Advokat der Juden und ist mit einer Sentimentalität für sie interessirt, die einem streng historischen Werk übel ansteht. Wollte man ihm glauben, so bestünde das ganze Unglück Spaniens darin, daß es von Christen und nicht von Juden bewohnt ist.

Hatte die Religion den großen Staatsmännern, welche Spaniens Macht zu Anfang des 16ten Jahrhunderts gründeten, zum Mittel dienen müssen, so rächte sich dieß bald darauf dadurch, daß die Inquisition, früher das Werkzeug, sich jetzt zum Zweck selbst machte, und daß um kirchlicher Consequenzen willen das Staatsgedeihen unbedenklich geopfert wurde. Unter Ferdinand und Isabellen war noch aus einem Beichtvater ein großer Minister geworden, unter den sie beerbenden Habsburgern wurden die Minister bald bloße Beichtväter und die neue nicht sowohl Cabinets- als vielmehr Hauskapellenpolitik vergaß über dem Beten des Rosenkranzes und über dem Schauspiel der Autodafes die Flotte, den Handel, das Gewerbe, den Ackerbau, die Wissenschaft und alles, was einen großen Staat macht oder erhält.

2) Reformatoren vor der Reformation, vornämlich in Deutschland und den Niederlanden, geschildert von Dr. C. Ullmann. Zwei Bände. Hamburg, Perthes, 1842.

Die erweiterte zweite Auflage des frühern (auch seiner Zeit in diesen Blättern besprochenen) Werkes: Johann Wessel. Der erste Band umfaßt das Leben und die Ansichten des Johann von Goch, Johann von Wesel, Cornelius Grophius, Georg von Heimburg, Jakob von Jüterbock und Mathäus von Cracow, welche sämmtlich durch ihren Eifer für Kirchenverbesserung die Reformation Luthers vorbereiteten. Der zweite Haupttheil beschäftigt sich vorzugsweise mit Johann Wessel, als dem bedeutendsten unter diesen Geistern des 15ten Jahrhunderts. Man muß sich erinnern, daß so eben der Hussitenkrieg beendigt worden war, daß die Welt vom blutigen Religionskriege in Böhmen wie von den endlosen Concilienunterhandlungen abgemattet war und sich um nur Ruhe zu haben, gern die alten Mißbräuche gefallen ließ, und daß unter diesen Umständen die päpstliche Partei einen sehr glänzenden Sieg erfocht, die Stimmen, welche so lange her nach Kirchenverbesserung, Abschaffung der Mißbräuche 2c. geschrieen, zum Schweigen brachte, die Fürsten sich wieder befreundete und um so weniger Widerstand mehr fand, als der damalige kirchliche Liberalismus in deutschen und welschen Landen sich aufs äußerste hütete, mit dem hussitischen Radikalismus in Böhmen verwechselt zu werden. Unter diesen Umständen gehörte sehr viel Muth und Klugheit dazu, am Rhein, namentlich in Heidelberg und in den Niederlanden, öffentlich etwas zu lehren, was der Papst nimmermehr billigen konnte. Auch wurde Johann von Wessel vor ein Ketzergericht gezogen und Georg von Heimburg hatte sein Leben lang keine Ruhe. Während Heimburg vorzugsweise immer die äußere Unabhängigkeit der deutschen Nation von dem neurömischen Joch im Auge hatte, bahnten die übrigen genannten Männer als Lehrer der Theologie vorzugsweise den dogmatischen Weg an, auf dem Luther nachher so große Eroberungen machte. Auch bei ihnen drehte sich schon die Hauptfrage um den Ablaß: kann der Statthalter Christi auf Erden nur die Kirchenstrafe, oder kann er die Sünde selbst erlassen? Johann Wessel gab nur das erstere zu und argumentirte gegen die Behauptung des letzteren gar sinnreich: wenn der Papst durch bloßen Machtspruch machen könnte, daß ein Sünder nicht gesündigt habe, so kann er auch bewirken, daß ein Nichtsünder gesündigt habe 2c.; kurz die Thatsache der Sünde ist nicht abzuändern. Unter allen Mitteln aber, den Folgen der Sünde vorzubeugen und sich Vergebung zu erringen, sey das schlechteste und übel angewandteste die baare Bezahlung des Ablasses. Reue, Besserung, Tugend und Liebe soll der Papst befördern und dabei die Armen berücksichtigen, nicht aber bloß Geld von denen fordern, die es haben.

Außer dem Interesse, welches jene Bekenner der Wahrheit unter den ungünstigen Verhältnissen, in denen sie lebten, einflößen müssen, haben sie auch noch eine Bedeutung für unsre Zeit, die der Verfasser mit feinem Takt erkannt und hervorgehoben hat. Sie verhielten sich nämlich zur Reformation, wie sich später die reinen Constitutionellen zur Revolution verhalten haben. Sie hielten eine allgemeine und friedliche Umgestaltung der kirchlichen Dinge auf dem Wege der Ueberzeugung und Besprechung für möglich, wie später Lafayette im politischen Gebiet. Sie wußten daher auch kein vortrefflicheres Mittel zur Erreichung ihres edlen Zweckes, als ein Concilium, auf welchem alle Meinungen Gelegenheit haben sollten, sich auszusprechen. Ganz so wie die humanen Freiheitsfreunde im Anfang der französischen Revolution von den Berathungen der Nationalversammlung alles Heil erwarteten. Jene „synodalen Tendenzen" der Reformfreunde vor vierhundert Jahren stimmen bis ins Kleinste mit den „constitutionellen Hoffnungen" des gegenwärtigen Deutschland überein. Eine tiefe politische Lehre, welche näher zu erörtern wir uns aber ersparen wollen.

Dichtkunst.

Neue Auflagen sind erschienen von den

1) Gesammelten Werken des Grafen August von Platen in fünf Bänden. Mit des Verfassers Bildniß in Stahlstich. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

Eine kleinere Ausgabe zum Handgebrauch im Format der kleinen Ausgaben von Goethe, Lessing, Pyrker, Klinger 2c. Die wiederholten Ausgaben der Platen'schen Dichtungen geben den erfreulichen Beweis, wie seine Muse in Deutschland geehrt und unter dem vielen Schlechten, was die neueste radikale Poesie als Modeartikel bringt, nicht vergessen wird. In einem einzigen Romantiker ist mehr Poesie, als in der ganzen modernen Liederpolitik zusammengenommen.

2) Gedichte von Nicolaus Lenau. Des ersten Bandes sechste, des zweiten vierte Auflage. Daselbst 1843.

Auch diesem Dichter wird vom deutschen Publikum verdientermaßen die Aufmerksamkeit erwiesen, die gar mancher Dichter häufig erst nach seinem Tode findet. Da in diesen Blättern schon oft von ihm die Rede war, begnügen wir uns, ein einziges, aber sehr zeitgemäßes Gedicht hervorzuheben.

Die Poesie und ihre Störer.

Im tiefen Walde ging die Poesie
Die Pfade heil'ger Abgeschiedenheit,
Da bricht ein lauter Schwarm herein und schreit
Der Selbstversunknen zu: „Was suchst du hie?
Laß doch die Blumen blühn, die Bäume rauschen,
Und schwärme nicht unpraktisch weiche Klage,
Denn mannhaftwehrhaft sind nunmehr die Tage,
Du wirst dem Wald kein wirksam Lied entlauschen.
Komm, komm mit uns, verding uns deine Kräfte;
Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,
Heb dich zum weltbeglückenden Geschäfte! —
Laß nicht dein Herz in Einsamkeit verdumpfen,
Erwach aus Träumen, werde social,
Weih dich dem Thatendrange zum Gemahl;
Zur alten Jungfer wirst du sonst verschrumpfen!“
Die Poesie dem Schwarm antwortend spricht:
„Laßt mich! verdächtig ist mir euer Streben;
Befreien wollt ihr das gejochte Leben,
Und gönnt sogar der Kunst die Freiheit nicht?
Euch sank zu tief in's Aug die Nebelkappe,
Wenn euer Blick nicht straßenüber sieht,
Und wenn ihr heischt vom freigebornen Lied,
Daß dienstbar es nur eure Gleise tappe.
Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
Und sichrer blüht es mir in's Herz die Kunde,
Daß heilen wird der Menschheit tiefe Wunde,
Als euer wirres Antlitz, wuthverzogen.
Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!
Er rauscht es lauter mir als eure Blätter,
Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,
Mit all der matten Eisenfresserei.
Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken;
Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit singen;
Doch nimmermehr lass' ich von Euch mich dingen!“
Sie spricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

3) Musäus Volksmährchen mit Holzschnitten. Leipzig, Mayer und Wigand. Groß 8.

Eine mit Holzschnitten illustrirte Prachtausgabe des herrlichen Werkes, das jeder Deutsche kennt und liebt.

4) Deutsche Sagen von Adolf Bube. Vierte verbesserte Auflage. Jena, Mauke, 1842.

Eine mit lithographirten Umrissen illustrirte neue Auflage der kleinen, aber inhaltreichen, schon früher in diesen Blättern besprochenen Sagensammlung.

5) Der junge Deutsch-Michel von A. E. Fröhlich. Zweite verbesserte und verm. Auflage. Zürich, Meyer und Zeller, 1843.

Die erste Auflage hat sich binnen wenigen Monaten vergriffen. Ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Man ersieht daraus, daß der edle Unwille, der die radikale jungdeutsche, hegelisch-straußische Presse und ihren verderblichen Einfluß in der Schweiz bekämpft, vielen Anklang findet. Diese geistvollen Epigramme Fröhlichs, die strafenden Gedichte Wackernagels und zuletzt das gewichtvolle Werk Rohmers setzen der literarischen Buberei in der Schweiz endlich einmal eine Schranke und es ist zu hoffen, daß auch diesseits des Rheins die gesunde Vernunft und männliche Würde der Presse über die bubenhaften Tendenzen siegen werde. Unter den neu hinzugefügten Epigrammen Fröhlichs bemerken wir besonders viele, die sich auf den Unfug des radikalen Volksschulwesens in der Schweiz beziehen:

Das Kind kann sprechen schon; du willst es sprechen lehren,
Durch Sprachphilosophie: das heißt die Welt verkehren.

Das Ganze fühlt das Kind; du lehrst es abstrahieren.
Was abstrahierst du d'raus? Sie gähnen dann und stieren.

Die Volksschul' tönt jetzt von Subjekt und Prädikat:
Sie lernen Deutsch; bis jetzt weißt' Keiner, wie er's that.

In seinem Krautland sieht man ihn Zierpflanzen hegen,
Der eitle Gärtner denkt nicht an den Erntesegen.

Mit seltenem Gewächs füllt er das Ackerland:
Statt Brod fällt dürres Laub zur Ernt' ihm in die Hand.

Scharfsichtig wird das Volk: da muß Aufklärung tagen,
Wo mit dem Lehrer all' die Jungen Brillen tragen.

Moosarten kennen sie und Edelsteine — aber
Sie unterscheiden nicht den Waizen von dem Haber.

Was in Jahrzehenden Gelehrte kaum erringen,
Soll der Seminarist in Einem Jahr erschwingen.

Und weiß der Pfarrer nicht im Modeton zu schwätzen,
Wird das Schulmeisterlein hoch über ihn sich schätzen.

Es sagt: „Der Pfaffe ist mir überall entgegen,
Ich will die Bibel nicht, und er sie allerwegen.

Jedoch verwehren werd' ich ihm das Thorenwesen,
So lehr' ich, daß kein Kind kann mehr die Bibel lesen.

Nicht ist die Schule da, daß sie der Kirche diene,
Mehr als die Bibel werth ist eine Dampfmaschine.

Wir Lehrer sind der Stand, die für das Licht nun kämpfen,
Man muß die alte Pest nun aus dem Lande dämpfen.

Die Kirche braucht man nicht; wir sind des Wissens Hüter,
Und unser Eigenthum Pfarrhäuser und Pfarrgüter.“

Der Herr Director hat ihr Mäthlein so erhoben,
Dafür sie ihn denn auch als Tageshelden loben.

Und die ihn nicht als Papst, Pantoffel küssend, grüßen,
Soll'n bei der Prüfung es und Gnadenspende büßen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 126.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 11. December 1843.

Epische Dichtkunst.

1) Dichtungen des deutschen Mittelalters. Erster Band. Der Nibelunge Not und diu Klage. Herausgegeben von Al. J. Vollmer. Zweiter Band. Tristan und Isolt von Gottfried von Straßburg, herausgeg. von Maßmann. Leipzig, Göschen, 1843.

Mit diesen beiden Bänden wird eine Sammlung eröffnet, welche die vorzüglichsten Dichtungen in kritischen Ausgaben und doch zu billigstem Preise einem möglichst großen Leserkreise zugänglich machen und besonders zum Gebrauch auf Hochschulen und Gymnasien dienen soll. Unter den im Prospekt bezeichneten Herausgebern sind außer den Genannten (Maßmann und Vollmer) noch bezeichnet die Herren L. Ettmüller, Albert Schott und Franz Pfeiffer. Die beiden ersten Bände entsprechen der Erwartung vollkommen. Ein gesichteter reiner Text, hinten die Varianten; eine sehr zweckmäßige, bei den Nibelungen hauptsächlich auch auf den Inhalt der Gedichte und dessen bisherige Erklärungen gerichtete Vorrede, reiner Druck auf schönem weißen Papier und ein schönes handliches Format von mittlerem Octav umfassen alles, was hier zu wünschen war.

Die Schrift ist lateinisch. Wir wissen wohl, welcher ungeheuern Ketzerei wir uns schuldig machen, indem wir die Anwendung dieser Schrift auf deutsche Sprachwerke mißbilligen; allein wir können nicht umhin, deßfalls wiederholt unsre Ueberzeugung auszusprechen. Sey die deutsche Druckschrift immerhin nur eine Verschnörkelung der altlateinischen Schrift, so hat sie sich doch in dieser Eigenthümlichkeit einmal allgemein geltend gemacht und unterscheidet unsre Sprache schon durch den Augenschein von jeder andern. Es ist ein deutsches Kleid der Sprache, das jeden Deutschen anheimelt. Die Antiqua ist ein europäisches Gewand, in dem der Deutsche nur zu leicht sein eignes Wesen vergißt. Der Terrorismus, mit dem einige Schulen die lateinische Schrift auch für deutsche Sprachwerke einführen wollen, wird nicht zum Siege dieser Schrift, sondern nur zu einer unentschiedenen Doppelherrschaft beider Schriften führen, worüber wir uns freilich auch nicht wundern dürfen, da die Zweischlächtigkeit auch in noch viel wichtigeren Dingen unser altes Erbtheil ist.

2) Der Nibelungen Noth, illustrirt mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther. Die Bearbeitung des Textes von Dr. Gustav Pfizer. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Ein Prachtwerk, reich verziert mit sehr schönen Holzschnitten, in dem größten Octav, das in Folio übergeht, auf starkem und pergamentartigen Papiere klar und zur wahren Augenweide gedruckt und auch im Text sehr glücklich bearbeitet. Herr Pfizer hat, was wir nicht genug rühmen können, so viel als möglich vom alten Original beibehalten, es so wenig als möglich modernisirt. Dadurch allein ist es möglich, die unnachahmliche Kraft und Naivetät des alten Gedichts in der Uebersetzung zu retten, während die Vertauschung eines einfachen und schlichten alten Ausdrucks mit einem hochtrabenden, pathetischen und sentimentalen der Neuzeit immer das Gefühl verletzt.

Das Werk eignet sich vorzüglich zu einem werthvollen Geschenk.

3) Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Dr. Karl Simrock. Dritte Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

4) Gudrun. Deutsches Heldenlied. Uebersetzt von demselben. Daselbst, 1843.

Herr Simrock ist einer der gewandtesten, geschmackvollsten und glücklichsten Uebersetzer und die dritte

Auflage seiner Nibelungen beweist hinlänglich, wie vielen Anklang seine Manier gefunden hat. Er pflegt mit Recht sehr auf die Abrundung des Ganzen zu sehen, und daß beim Lesen oder Vorlesen die Illusion durch nichts Gezwungenes oder Unverständliches gestört werde. Indem wir diese seine Vorzüge im vollen Maaß anerkennen, möchten wir in einigen Fällen doch von ihm wünschen, daß er dem Original ein wenig treuer geblieben wäre oder demselben, unbekümmert um die zuweilen entsetzlich prosaischen Philologen, die den Text bereinigen, mit größerer Freiheit sein poetisches Recht hätte angedeihen lassen. Vergleichen wir, um einige Beispiele zu geben, die erste Strophe. Da spricht das alte Original „von Freuden und Hochgezîten," die Uebersetzung aber „von der Freude Festlichkeiten." Allerdings hat die neue Kritik des Textes das und weggelassen und aus Freuden einen Genitiv gemacht; allein der poetische Uebersetzer hätte davon absehn dürfen, da es erzwungen herauskommt und um so mehr, da die Freude keine Festlichkeiten hat oder hervorruft, sondern umgekehrt Festlichkeiten von Freude begleitet sind oder sie erzeugen. Auch „die große Kühnheit" ist nicht so gut gesagt, wie „die groze arebeit," denn es handelt sich hier nicht von dem Muthe, mit dem die That vollbracht wurde, sondern von der That selbst. Ich weiß wohl, daß man die arebeit jetzt unter die Lesarten hinter den Text wirft und kuonheit als Hauptlesart setzt; allein die prosaischen Philologen haben hier das Recht der Entscheidung nicht. Arebeit ist nicht nur wirklich eine echte alte Lesart, sondern auch hier die poetisch allein richtige, weil sie die That ausdrückt, um die es sich hier handelt, und nicht bloß die Absicht oder den Muth, und weil überdieß in derselben Strophe das kühn schon in den Worten „von kühner Recken Streiten," vorkommt und nicht zweimal in derselben Strophe gebraucht werden sollte. — In der zweiten Strophe lesen wir das Wort schön sogar dreimal „ein schönes Mägdlein — nichts schöneres mochte seyn — und war ein schönes Weib." Ich weiß wohl, daß die prosaischen Philologen diese dreifache Schönheit auch in ihrem bereinigten Originaltext aufgenommen und die früher allgemein angenommene und auch wirklich echte Lesart „sie war ein edel Magedin" statt ein „schöne Magedin" verworfen und hinter den Text in die Lesarten verwiesen haben. Allein ein poetischer Uebersetzer durfte sich an diesen Mißgriff prosaischer Kritik nicht kehren und mußte das edel beibehalten, um die langweilige Wiederholung des schön zu vermeiden.

Die treffliche Gudrun, von der schon öfter in unsern Blättern die Rede war, kommt mit Recht sehr in Aufnahme, und sind bereits drei Uebersetzungen derselben erschienen, unter denen die vorliegende, wie wir uns durch die Probe bei jungen Lesern überzeugt haben, am meisten anspricht.

5) Ueber die Iliade und das Nibelungenlied. Von Karl Zell, großh. bad. Ministerialrath. Karlsruhe, Braun, 1843.

Vorlesungen, die der Verfasser auf dem Karlsruher Museum hielt, und worin er die Schönheiten beider genannten großen Nationalgedichte erörterte und, so weit sie eine Vergleichung zulassen, verglich. Sie enthalten eine gute Uebersicht über das, was bisher für Verbreitung und Erklärung derselben geleistet worden ist und vermeiden in der eignen Beurtheilung jede Einseitigkeit. Mythe, Geschichte und freie Poesie finden hier jedes seinen rechtmäßigen Antheil.

6) Tristan und Isolde. Von Gottfried von Straßburg. Nachgebildet von Hermann Kurtz. Erste Lieferung. Stuttgart, Rieger, 1844.

Diese Uebersetzung schließt sich in der Seitenzahl genau an die Maßmann'sche Ausgabe, eignet sich daher vorzüglich zum Gebrauch beim Studium der letzteren. Sie ist dem Original auch so weit als möglich treu geblieben; doch bemerken wir mit Vergnügen, daß der als Dichter rühmlichst bekannte Uebersetzer mit feinem Takt die poetische Wahl unter mehreren Lesarten handhabt. Das Gedicht Tristan verdiente noch eine Erklärung. Es wurzelt tief in der altkeltischen Mythologie, breitet aber seine blüthenreichen Aeste im Gebiet der reinsten poetischen Freiheit aus. Daß die ersten Erklärer zu vielerlei in das Gedicht hineingelegt, mag wohl Ursache seyn, daß man seitdem zu wenig herauszunehmen gewagt hat. Den größeren Leserkreise kann natürlich nicht das ursprünglich Mythische, sondern nur die wunderbar reizend durchgeführte Liebesgeschichte interessiren und dazu bedarf es keiner Erklärung. Das schöne Gedicht erklärt sich selbst.

7) Der Cid. Nach spanischen Romanzen besungen durch Gottfried von Herder. Illustrirt durch 70 englische Holzschnitte. Erste Lieferung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

Der Herder'sche Cid, schon in vielen Ausgaben bekannt, erscheint hier zum zweitenmal in einer großen Prachtausgabe mit sehr schönen Holzschnitten geistvoll illustrirt. Wie die Nibelungen von Pfizer zu Geschenken geeignet.

8) Das Buch Hiob, der Urschrift gemäß metrisch übersetzt und erläutert von J. G. Vaihinger. Daselbst.

Die tiefe Poesie des Buches Hiob hat hier einen innigen Verehrer und sorgfältigen Erklärer gefunden. „Die Aussicht dieses Buches," sagt Herder Briefe I. Br. 11, „kommt mir vor bald, wie der bestirnte Himmel, bald wie der fröhliche wilde Tumult der ganzen Schöpfung, bald wie die tiefste Klage der Menschheit, vom Aschenhaufen eines Fürsten, die Felsen der Wüste Arabiens hervor." Aehnlich sagt v. Meyer über dieß Buch: „Sein riesenhafter Styl, seine Schatten und Lichter, das Räthselhafte seiner gedrungenen Schreibart, jene Fülle des Herzens, womit es einherschreitet, Welten umfaßt und Staubkörnlein wägt, Menschen durchschaut und in die Wundertiefen der Gottheit hineinhorcht; dieser erhabene Charakter hat von jeher das Buch zum Gegenstande verdienter Ehrfurcht gemacht."

9) Voltaire's Henriade. Im Versmaaße des Originals übersetzt von Fr. Schröder. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Das Zeitalter Ludwigs XIV. und XV. war nicht für Heldengedichte gemacht; der sittliche Ernst ging den Franzosen damals gänzlich ab und nur das Frivole und Sarkastische gelang ihnen über die Maaßen wohl. Voltaire selbst, der größte Geist jener Zeit, war ungleich größer in seinen Satiren und in seinen unzüchtigen Schriften als in den steifen Paradeversen, in denen er Ernst und Würde affektirte. Seine Pucelle ist daher auch, abgesehen von ihrem verruchten Inhalt, unendlich geistreicher als die Henriade, in der er Heinrich IV. verherrlichen wollte. Gleichwohl steht die Henriade hoch über allen ähnlichen Heldengedichten, die in wohlgesetzten Alexandrinern die Thaten irgend eines großen Helden oder auch nur großen Herrn preisen. Man denke z. B. nur an den Arminius des Herrn von Schönaich.

10) Die Jungfrau vom See. Aus dem Englischen des Walter Scott. Daselbst.

Das einzige größere Gedicht in Versen aus der Feder des berühmten Schotten, bereits in Deutschland allgemein bekannt und ein duzendmal übersetzt. Die vorliegende durchgängig gereimte Uebersetzung ist gefällig und liest sich wohl.

11) Johann Ladislav Pyrker's sämmtliche Werke. Neue durchaus verbesserte Ausgabe. Erster bis dritter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1843.

Vorerst die Tunisias, Rudolph von Habsburg und die Perlen der heiligen Vorzeit, die aus mehreren Auflagen dem deutschen Publikum längst bekannten Gedichte des ehrwürdigen Erzbischof von Erlau, hier in einer neuen bequemen Handausgabe in kleinerem Formate. Der gefeierte Greis hat die Freude erlebt, daß seine Dichtungen in viele Sprachen übertragen wurden, und zum Theil in solche, in die wohl selten deutsche Dichterwerke übergeben, z. B. die Tunisias ins Ungarische von Udvardy Janos, Ofen, 1839; die Perlen der heiligen Vorzeit in dieselbe Sprache und zwar zweimal von Franz Hazinczky, Ofen 1830, und von Siegmund Nagy, Pesth 1841; dasselbe Werk auch ins Böhmische von Karl Winariczky, Prag 1842; ungerechnet vier italienischer und einer lateinischen Uebertragung.

12) König Rübezahl und seine Gnomen. Gedicht in 20 Gesängen von Heinrich Schwarzschild. Frankfurt a. M., Küchler, 1842.

Im Versmaaß und in der launigen Manier des Oberon von Wieland. Da die Mährchenwelt selten in dieser heitern Weise aufgefaßt wird und überhaupt Scherz und Lust unsrer Literatur fast ganz abhanden gekommen sind, so ist eine solche Zurückführung in die poetische Welt Wielands eine ganz erfreuliche Abwechslung. Gleich das erste romantische Bild, das uns hier vorgeführt wird, ist ansprechend, wie ähnliche Scenen aus Ariost, Bojardo ꝛc. Ein edler Held reitet auf Abenteuer aus:

Einst, als im hohen Waldgebirg, beim Jagen,
Er sich getrennt vom keuchenden Geleit,
Hört' in der Fern' er eine Stimme klagen,
Und einen Ruf, der bang um Hülfe schreit.
Vom edlen Roß in raschem Flug getragen,
Kömmt grad' er recht, wo die Gefahr schon dräut.
Vom Schreckbild, das sein Aug' jetzt muß erschauen,
Erstarret selbst sein wüstes Herz in Grauen!

In einer einsam=dunk'len Waldesquelle,
Zum Bade lockend und zu süßer Lust,
Sitzt nackt, den Leib umspült von zarter Welle,
Ein schönes Kind, tieftauchend bis zur Brust.
Doch ringsum, an des Ufers grüner Schwelle,
Laut heulend, ihrer Beute schon bewußt,
Sieht er vier Wölfe rund das Bad umkreisen,
Bereit, den holden Körper zu zerreißen.

Der Ritter starrt, von Schreck und Lust bezwungen,
Das Bild an, gräßlich — und doch schön zugleich.
Die Bestien, geifernd, blutigroth die Zungen,
Die Jungfrau dann, so wunderhold, so bleich!

Schon ist — o Graus! bis zu ihr hingedrungen
Der Thiere stärkstes, watend durch den Teich,
Als sich der Jäger plötzlich noch ermannte,
Das Roß anspornt', das jach zum Quell hinrannte!

Rasch fliegt der Speer aus hochgeschwung'nen Händen.
Ihm folgt vom Bogen stracks der spitze Pfeil.
Der Eine stürzt, getroffen in die Lenden.
Der Zweite flieht mit wüthendem Geheul.
Die Andern schnaubend gen den Feind sich wenden,
Doch dieser hatt' indeß mit Sturmeseil
Das scharfe Schwert gerissen aus der Scheide,
Sich muthig rüstend zum gewalt'gen Streite.

Hoch bäumt das Roß. Von beiden Seiten dringen
Die Bestien ein, aufheulend jetzt vor Wuth.
Ein Kampf beginnt, ein fürchterliches Ringen.
Vom scharfen Zahn fließt Roß und Reiters Blut.
Jetzt stürzt das Roß. Schon fühlt von Todesschwingen
Umnachtet er den Blick. Schon sinkt sein Muth.
Da — schallt ein Horn! Herjagen die Getreuen,
Die aus der Wölfe Rachen ihn befreien.

Aus tiefer Ohnmacht spät erwachend, findet
Sein Haupt er sanft auf weichen Schoos gelegt.
Der Wunden tiefe Risse zart verbindet
Die holde Jungfrau, die ihn liebend pflegt.

Aus der Verbindung dieses Paares entsproßt die schöne Emma, die schon aus Musäus hinlänglich bekannte Prinzessin, welche der Berggeist des Riesengebirges in seinen hohen Luftpalast entführt, die aber bereits den wackern Prinzen Rattibor liebt, daher von dem Dämon nichts wissen will, sich entsetzlich bei ihm langweilt und ihn nöthigt, Rüben anzupflanzen, aus denen er ihr dann allerlei Leute machen muß, die zu ihrer Unterhaltung dienen. Während er aber die Rüben auf dem Zauberacker zählt, entflieht ihm die Schöne und daher sein Name, daher seine üble Laune, das Motiv des schlechten Wetters, über das sich die Badegäste von Warmbrunn, wenn sie zur Schneekoppe wandern, so oft beklagen. Dieser Roman des Berggeistes mit der verschmitzten Emma ist nun hier in einem tragikomischen Epos durchgeführt, und überall schiebt der Dichter Reflexionen über die Gegenwart und ihre Thorheiten ein, ganz so wie es auch Wieland zu thun pflegte.

Geschichte.

Die Fürstentöchter des Hauses Baden. Von K. Zell. Karlsruhe, Braun, 1842.

Aus Anlaß der Vermählung Ihrer Hoheit der Prinzessin Alexandrine von Baden mit Sr. Durchlaucht dem Erbprinzen Ernst von Koburg-Gotha hat der Verf. die früheren Vermählungen badischer Prinzessinnen übersichtlich zusammengestellt. Merkwürdig ist das daraus ersichtliche unendlich verwickelte Geflecht der gräflichen und fürstlichen Genealogien Deutschlands, da seit Jahrhunderten eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Familien immer in einander geheiratdet haben. Unter den Prinzessinnen, von denen hier insbesondere die Rede ist, dürfte die unglückliche Jakobea die geschichtlich berühmteste seyn. Außerdem sind es im siebzehnten Jahrhundert Anna und Elisabeth, Töchter des Markgrafen Georg Friedrich, beide gelehrt und gebildet und Dichterinnen. Ihre Gedichte sind noch handschriftlich vorhanden und der Herausgeber theilt Einiges daraus mit, z. B. Denksprüche der Markgräfin Elisabeth:

Wer vor viel andern hier in grossen ehren schwebet,
Derselbe selten auch ohn grosse Sorgen lebet.

Die Kronen glänzen sehr, der guldne Zepter pranget;
Doch wohl dem der den ruhm der Gottesforcht erlanget.

Ein Fürst soll keinen nicht betrübt weg lassen gehen,
der ihn in seiner noth und hülff pflegt anzuflehen.

Kein Reich ist jemals lang in Glück und wohlstand blieben,
darauß man Gottesfurcht hat mit gewalt vertrieben.

Der jenig der vom Creutz niemahl beschweret worden,
der ist kein Ritter nicht in wahrem Christen-orden.

Das höchste Guth ist hier Gott kennen und ihn lieben,
wer gutes leben wünscht muß sich im leiden üben.

Gebrauch die kühnheit nicht, das böse zu vollbringen,
und lasse dich durch forcht vom guten nicht verdringen.

Auch eine schwache Hand faßt einen theuern Ring:
also der kleine glaub ergreifft auch grosse ding.

Die hauscreutz, die offtmahl ob ein und andern schweben,
seyn grösser als man kan an Tag durch worte geben.

Die Schneck kricht zwar gemach, kan doch den weg erreichen;
so pflegt auch unvermerkt das alter ein zu schleichen.

Die Liebe lässet sich auff keine weiß erzwingen:
Lieb kan die gegenlieb gar leicht zu wegen bringen.

Endlich ein Spruch, der so geschrieben ist, als ob er auf die heutige Zeit berechnet wäre:

Es können die gesetz zwar einem Land sehr nützen;
doch muß der waffen macht dasselbe auch beschützen.

Der große Eifer, mit dem man seit zwei Jahrzehnten in Süddeutschland Gesetze macht, steht im Mißverhältniß mit den Vertheidigungsanstalten, so lange man nicht einmal eine Landwehr hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 127.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 15. December 1843.

Epische Dichtkunst.

13) Eraclius. Deutsches und französisches Gedicht des zwölften Jahrhunderts, jenes von Otte, dieses von Gautier von Arras, nach ihren je beiden einzigen Handschriften, nebst mittelhochdeutschen, griechischen, lateinischen Anhängen und geschichtlicher Untersuchung. Zum ersten Male herausgegeben von H. F. Maßmann. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1842. 8.

Ein schönes mittelhochdeutsches Gedicht wird uns hier zum ersten Male in ansprechender Gestalt geboten, und ausgestattet mit einem Apparate, wie er in solcher Gründlichkeit und Vollständigkeit noch keinem ältern deutschen Sprachdenkmale zu Theil geworden ist. Wie die meisten Gedichte jener Zeit, die, ähnlich der unsrigen, statt aus dem reichen Schatze des eignen Geistes und Gemüthes zu schöpfen, zum größten Nachtheile lieber nach Fremdem, Ausländischem griff, ist auch dieses aus einer welschen Quelle geflossen. Doch ist die Wahl des Stoffes dießmal eine glückliche zu nennen, schon um des Gegensatzes willen, den derselbe zu der Mehrzahl der mittelhochdeutschen Dichtungen bildet. Denn statt der oft schaalen und läppischen Romane vom Könige Artus und seiner Tafelrunde, vom heiligen Grale und seinen Wundern, deren nebelhafte Gestalten, ohne innere Wahrheit und natürliches Leben, nur in conventioneller Phantastik sich bewegen, erhalten wir hier ein Stück Leben, eine Herzensgeschichte, unter den heißen südlichen Himmel verlegt, wo auf engem Rahmen ein großes leben- und wechselvolles Gemälde vor uns aufgerollt wird. Wir glauben unsern Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir den Hauptinhalt des deutschen Gedichtes, wie ihn der Herausgeber zusammen gefaßt hat, hier in gedrungenen Zügen wieder geben.

Zur Zeit des Kaisers Fokas (603 Jahre nach Christi Geburt) lebte zu Rom ein reicher Mann, der edle Bürger Myriados mit seiner Gemahlin Cassinia. Beide waren fromm und gottergeben. Die Frau aber genas über sieben Jahre keines Kindes, bis endlich Gott ihr Flehen erhörte und ein Engel der Frau die seligste Gewißheit verkündigte. Sie empfing und genas eines schönen Kindes. Myriados ließ den Knaben taufen und der junge Gottesholde ward Eraclius genannt.

Ein Brief, der einst in des Kindes Wiege fiel, mahnte die Mutter, des Kindes wohl zu hüten und zu den Büchern anzuhalten. Sie bewahrte Brief und Kind wohl und ließ dieses fleißig unterweisen, also daß Eraclius schon im fünften Jahre an Kenntnissen wohl zunahm und es allen seinen Schulgenossen zuvorthat. Eines Tages gab ihm die Mutter in einem Münster vor dem Altare jenen Brief zu lesen, der ihm die frohe Kunde sagte, daß er aller Steine Art und Geschlecht, ebenso der Pferde Alter und Jugend, Kraft und Tugend, endlich aller Frauen und Jungfrauen Heimlichkeit und Gemüth, Wollen und Thun erkennen sollte.

Bald darauf starb des Eraclius Vater Myriados, der gute Mann, und ward ehrlich bestattet. Sein schönes Weib Cassinia jammerte sehr, gab all' ihre fahrende Habe den Gotteshäusern und Armen und vergaß ihres Gemahles nie. Ihren Sohn Eraclius aber vermochte sie gleichfalls, all sein Erb und Gut um des Vaters Seele dahin zu geben: hab' er doch Weisheit genug, wieder zu gewinnen. Eraclius war freudig bereit, und die Mutter gab Alles hinweg. Da mußten sie kümmerlich und in Armuth leben; aber es mühte Cassinia die Gute nicht, daß sie von ihrer Hände Arbeit leben mußte: sie nähte und spann und erwarb damit ihrer Beider Unterhalt.

Nun war damals manches Römers Sitte und Recht, in der Armuth sein Kind zu verkaufen. Da hat auch Cassinia den Eraclius, dessen sie erbarmte, daß sie ihn einem reichen Manne verkaufen dürfte. Eraclius

sagte ihr es freudig zu; verlangte aber, daß sie ihn nicht anders als um tausend Goldgulden geben sollte.

Als sie am Markte erschienen, wollten viele das Kind kaufen; doch war es ihnen um jene Summe zu theuer. Da kommt des Reiches und des Kaiser Fokas Truchsäße über den Markt gegangen, sieht den Knaben, fragt und findet den Kaufschilling zu theuer, bis ihm Eraclius sagt, daß er edler Gesteine Kraft, aller Pferde gute und böse Eigenschaften und aller Frauen Gebärde und Heimlichkeit, Leib und Liebe, Tugend und Unthat, Treue und Güte, Willen und Gemüth durchschaue. Da gab der Truchsäß der Frau das Geld. Cassinia aber zog, wie sie mit ihrem Sohne vorbedacht hatte, in ein Kloster, wo sie Gott diente bis sie starb.

Als die Kunde von des Truchsäßen Kaufe vor den Kaiser kam, ließ derselbe alle Bürger Roms bescheiden, daß sie am vierten Tage alle Edelgesteine groß und klein zusammenbrächten; er wolle den allerbesten auslesen und kaufen; tausend Pfund wolle er daran wagen. Eraclius ging zu Markte, schaute alle Edelsteine, aber keiner taugte ihm, bis er bei einem armen Manne einen scheinbar ganz gewöhnlichen Kiesel erhob, den Jener an der Straße gefunden hatte. Eraclius erstand ihn, indem er sich selber von sechs Pfennigen aufwärts steigerte und überbot, für vierzig Mark.

Alles spottete des Eraclius am Hofe. Da erbot er sich vor dem Kaiser zu jeder Probe mit dem Steine. Und er wird an ein Seil und an einen großen Stein gebunden, und mit seinem Wundersteine in der Hand von der Brücke in die tiefe Tiber hinabgelassen; aber er lag unten als wenn er schliefe, eine lange Zeit. — Darauf geht Eraclius, zur zweiten Probe, und nach ihm der Kaiser selbst mit jenem Steine in ein Feuer und kamen beide unversehrt heraus. Endlich ließ Eraclius auf sich mit Schwerter vielfach einhauen, ohne daß ihn eines versehrte.

Da fuhr der Kaiser fröhlich heim, beschenkte den Knaben Eraclius reichlich, und entbot alle Pferde aus dem ganzen Reiche nach Rom zu führen. Dieß geschah. Eraclius ritt den Markt auf und nieder, fand aber keins unter allen, das ihm zusagte; bis er einen Bauer mit einem scheinbar elenden Fohlen ersah. Den erstand er als das schönste Pferd für sechzig Mark, nachdem er sich freiwillig wieder überboten hatte.

Alles spottete des Knaben; auch der Kaiser Fokas zweifelte und zürnte. Eraclius aber führt, obschon dießmal gegen seinen Willen, den Beweis. Sie ziehen ins Blachfeld und wählen ein langes Ziel zum Wettrennen. Eraclius legt seine Schuhe ab, und jagt mit einer schlanken Gerte seinen Fohlen, daß er alle übersiegt und der erste am Ziele ist. Aber des Fohlen Kraft war gebrochen, wie Eraclius vorausgesagt hatte. Wäre desselben geschont worden, so würde er stark und schnell geworden seyn; jetzt aber ist sein Mark an die Haut hervorgedrungen. Man schlug ihn zu Tode und erfand die Wahrheit.

Da ward der Kaiser des Eraclius froh und hielt ihn hoch, daß er sein Trauter und sein Rath ward.

Nun war der Kaiser noch jung und wollte ein Gemahl wählen, ein keusches und reines. Da ließ er auf Eraclius Rath alle schöne Frauen und Jungfrauen des Reiches gen Rom bescheiden: und sie kamen alle in Hoffnung zu einer schönen grünen Wiese, wo sie der Kaiser empfing. Da war aber Manche unter der Menge, die schon ihr Magdthum wirklich verloren hatte, oder in Worten und Gedanken, und längst gern der Minne Spiel versucht hätte, und doch vermeinten, daß sie gewählt werden könnten. Des andern Morgens schmückten sie sich und saßen nieder auf das grüne Gras im schönen Ringe. Da kam Eraclius und ging unter ihnen umher, hielt Umschau und prüfte alle; aber er fand keine, die dem Kaiser zum Gemahl geziemt hätte. Da beurlaubte er sie und sie kehrten alle heim.

Als aber Eraclius traurig zur Stadt ritt, sah er, wie eine wunderschöne Jungfrau in eine ärmliche Hütte flüchtete. Da folgte er ihr nach und fand ihre alte Pflegemutter, pries sie glücklich und kehrte froh zum Kaiser heim. Kaiser Fokas aber freute sich der Kunde und Eraclius führte die Maid zum Hof. Da ward sie herrlich empfangen, Alles pries ihre Schönheit und Tugend. Man schmückte sie schön, und über vierzig Tage und Nächte, gebot der Kaiser, sollte Hochzeit gefeiert werden. Die Jungfrau hieß Athanais. Der Papst traute sie und weihte ihre Kronen. Eraclius aber ward des Tages Ritter.

Fokas und Athanais lebten selig mit einander und fromm: sie waren Ein Leib und Leben, und Fokas konnte kaum einen Tag von der Frauen fern seyn; so sehr erfüllte ihn die Liebe zu ihr.

Da kam Kunde gen Rom, daß der Herr zu Raben (Ravenna) sich wider das Reich aufgelehnt habe. Alsbald ließ der Kaiser Heerfahrt schwören. Als er aber von seinem schönen Gemahl scheiden sollte, beschloß er ihrer ängstlich hüten zu lassen, wie denn die Liebe eifersüchtig ist. Der Kaiser sprach deßhalb mit Eraclius, der ihm aber ernstlich und weislich abrieth: denn so er ihrer hüten lasse, so würde sie nach Frauen Art maßleidig, liebesüchtig und der Treue unsicher werden. Aber der Kaiser setzte die Kaiserin dennoch auf einen Thurm, setzte ihr Ritter und Frauen zur Hut und zog fern vor Raben.

Inzwischen begann der Kaiserin auf dem Thurme das Leben leiden und ihr Gemüth ward darüber schwierig, daß der Kaiser sie wie einen bösen Ungetreuen behandelte, da sie doch nie wider Treue gethan; „er thut nicht Recht wider mich." Und ihr Kummer war groß, daß sie nicht ihrer Treue Lohn genießen sollte.

Um die Zeit feierte man zu Rom acht Tage lang das Maienfest mit Turnei und Freudenschall. Dazu kam gewöhnlich der Kaiser Fokas, so er in Rom anwesend war. Nun lud man die Kaiserin und empfing sie herrlich auf einer grünen Wiese.

Da ersah sie einen schönen Jüngling Parides: sein Vater hieß Theodorus. Ihr Herz aber war schnell in Liebe zu ihm entzündet. Sie kämpfte lange mit sich. Eben so Parides. Da die Sonne sich neigte, mußten sie scheiden, aber Beide liebesiech. — Da rief des Parides Mutter ein altes Weib, die wohl Arzneien kannte, Morsea mit Namen. Diese prüfte Paridem und fand bald aus Gebärden und Reden, daß er an der Minne darnieder liege: die er aber liebe und als die Schönste schildere, könne nur die Kaiserin selber seyn. Ihr (der Alten) sey jedoch in Rom kein Weib unfügsam. Da gestand Parides, daß es die Kaiserin wäre; sie aber antwortete, daß er ihrer wohl werth sey und daß sie es fügen wolle.

Des andern Tages ging Morsea zur Kaiserin. Frühzeitige Kirschen mußten den Eingang in den Thurm erlisten. Sehr fein erforschte sie die Kaiserin, unbemerkt von den hütenden Rittern, und jene gesteht ihre Liebe zu Parides.

Nun eilt Morsea hin und her. Laut spricht sie zur Kaiserin über ihre Schmerzen und die Arzneien, aber leise werden sie über die nöthige List einig. Am achten oder letzten Tage des sogenannten Maifestes wollte die Kaiserin mit ihrem Geleite ausreiten, Morsea sollte in ihrer Hütte ein gutes Feuer und den Parides versteckt halten: ihre weitere List habe sie schon vorbedacht. Darauf gab sie der Morsea einen guten Mantel zum Danke, für Parides aber einen goldnen Ring. Damit eilte Morsea zum Parides, entbot ihm der Kaiserin Gruß und Ring, welchen Parides dreimal küßte. Beide aber genasen.

Da es nun zum achten Tage des Festes kam, luden die Römer die Kaiserin abermals ein. Athanais schmückte sich herrlich und ritt zum Feste. Parides aber lag inzwischen verborgen in Morsea's unscheinbarer Hütte.

Nach langem inneren Treukampfe während des Rittes ergab sich die Kaiserin der Versuchung und der Minne Zwange, in dem Augenblicke, da sie der Herberge nahte, wo Parides verborgen lag. Da war die Straße kothig über die Maßen, wie es in großen Städten oft zu seyn pflegt. Die Kaiserin aber nahm eines runden Steines wahr, lenkte ihr Roß dahin, daß es straucheln mußte und die Herrin zu aller Angesicht mitten in den Koth fiel. Sie aber schrie laut auf, daß ihr Hüfte und Rücken ab seyen. Alles Gefolge jammerte und stand wie versteint. Da kam Morsea zu ihrer Hütte herausgelaufen, schrie laut und schalt die Saumseligen, daß man die Kaiserin endlich in ihr Haus zu einem guten Feuer trug. Die Kaiserin weist nun alles Geleit hinaus, weil sie sich entkleiden müsse, und heißt die Kämmerer frisches Gewand holen. Morsea beschließt die Thür, entkleidet rasch die Herrin und führt sie zu Parides hinein, der ihr innig neigte und sie mit Armen umfing. Darnach mußten sie scheiden, der Kämmerer kam mit reinem Gewande. Morsea nahm es in Empfang und kleidete die Kaiserin eilig an. Das Gefolge führte die Herrin wieder heim auf ihren Thurm.

Inzwischen hatte der Kaiser Fokas die Stadt Ravenna eingenommen, kehrte mit seinen Heermannen heim und freute sich sein vielgeliebtes Gemahl wieder zu sehen. Er ward herrlich empfangen in St. Peters Münster. Da entschloß man auch der Kaiserin Thurm; Eraclius aber mit seiner Seherkraft eilte zu ihr, schaute ihr ins Gesicht, neigte ihr nicht, sondern kehrte um, eilte zum Kaiser und sagte ihm die traurige Kunde, daß die Kaiserin mißgethan habe. Der Kaiser wollte es anfangs nicht glauben, geht aber vor die Kaiserin, die ihn küssen und umfangen will. Dessen weigert er sich, schmäht sie und verlangt streng ihren Trauten zu wissen.

Sie aber, ihrer Schuld geständig, will allein leiden: man solle sie lebendig verbrennen oder begraben, ihn aber seines jungen Lebens genießen lassen. Endlich muß sie ihn doch nennen und Parides wird gebunden herbeigeführt. Gefragt, ob er die Kaiserin geminnet habe, antwortete er: fraget meine Herrin, ob ihr von mir Liebe geschehen sey. Da er aber hört und sieht, daß die Kaiserin gestanden, bejaht auch er es freudig und scheut um sie den Tod nicht, so nur sie gerettet werde.

Da ließ der Kaiser ein großes Feuer anzünden und wollte Beide hineinwerfen. Eraclius aber rieth nochmals ab und strafte den Kaiser, daß er selber die Frau durch seine Ueberobhut dahin gebracht habe und er sollte der beiden Seele mit dem Leibe verderben; der Papst solle die Kaiserin scheiden, daß sie nicht mehr römische Kaiserin sey. Darnach aber solle man sie dem Parides zum Weibe geben.

So riethen auch die Fürsten, und der Papst schied sie; der Kaiser gab sie zusammen. Parides und Athanais lebten arm, doch treu und freudig mit einander bis an

ihr Lebens Ende. Wer aber eine Frau gewinnt, die ihn liebt, der solle ihrer nicht zu viel hüten.

Hiemit endet der eigentliche Kern und Hauptinhalt unserer Erzählung. Im Nachfolgenden werden des Eraclius weitere Schicksale erzählt, seine Erhebung zum griechischen Kaiser, sein Kampf mit dem heidnischen Perserkönige Cosroe, den er im Angesichte zweier Heere im Zweikampfe besiegt und tödtet, ferner die durch ihn vollführte Wiedergewinnung des heiligen Kreuzes.

Es ist sehr erwünscht, daß der Herausgeber das französische Original nach den beiden einzigen Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris in kritischer Bearbeitung mittheilt. Wir erhalten dadurch zum ersten Male Gelegenheit, interessante Beobachtungen anzustellen über die Art und Weise, wie unsere alten Dichter bei der Umarbeitung fremder Stoffe zu Werke gingen. Zahlreiche einzelne Stellen und Sätze, Ausdrücke und Wendungen, die theilweise wörtlich mit dem französischen Gedichte stimmen, beweisen hinlänglich, daß dieses und kein anderes die Quelle war, woraus der deutsche Dichter schöpfte. Derselbe ist aber keineswegs ein bloßer ängstlicher Uebersetzer, weder was den Gang des Ganzen noch die Ausführung im Einzelnen betrifft. Vielmehr zeigt sich überall, daß er seines Stoffes vollkommen mächtig ist und denselben mit freiem Blicke überschaut und behandelt. Namentlich tritt bei ihm, was wir im französischen Gedichte vermissen, schon im Anfange ein bestimmt ausgesprochener Grundgedanke hervor, den er auch mit Glück und Geschick zu Ende führt. Von der Ueberschwänglichkeit und redseligen Breite, woran das französische Gedicht häufig leidet, finden wir im deutschen Gedichte nichts. Matte und breite Wiederholung von schon Gesagtem, ermüdende Beschreibungen von Frauen, Rossen, Festen und Ritterspielen weiß er klug und mit vollem Bewußtseyn zu kürzen und zu überspringen. Um so lieber verweilt er dagegen an Stellen, wo er sein deutsches Gemüth hineinlegen, seine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens offenbaren kann. Das weibliche Gemüth kennt er bis in die innersten Falten. Trefflich schildert er den Werth ehelicher Liebe und Treue. Aber er kennt auch die Alles bezwingende Macht der Minne, und vor Allem malt er die Gefahren der zu brünstigen und eifersüchtigen Liebe. Meisterhaft hat der deutsche Dichter — denn der Franzose hat wie anderwärts so auch hier wenig inneren Anhalt geboten, — diesen Grundgedanken in der Geschichte der Athanais durchzuführen gewußt. Das Gedicht ist eine wirkliche Bereicherung unserer Literatur und stellt sich den schönsten altdeutschen Dichtungen würdig zur Seite.

Wir kommen nun auf die Verfasser beider Gedichte und die Zeit ihrer Entstehung zu reden. Der Dichter des französischen Gedichtes nennt sich Gautier (Walther) von Arras (nun die Hauptstadt des Departements Pas de Calais, an der Scarpe und Crichon). Er verfaßte dasselbe zwischen 1149 — 1153 auf Begehren Thibauts V., Grafen von Blois, der im Jahr 1164 Königs Ludwig VII. jüngere Tochter Alix zur zweiten Gemahlin nahm, im selben Jahre Seneschal von Frankreich wurde und 1191 vor Akre starb. Dieß beweist der Herausgeber, wie uns scheint mit Glück, gegen frühere irrige Behauptungen von Roquefort, Jubinal und P. Paris. Durch gründliche und erschöpfende Untersuchungen sucht er ferner darzuthun, daß Gautiers Erzählung von Fokas, Athanais und Parides aus einer bestimmten, während des zweiten Kreuzzuges 1147 — 1149 vorgefallenen Begebenheit, wenn auch nicht, da der Stoff ältere historische Begründung hat, gerade zu hervorgegangen sey, so doch damit in merkwürdigem Zusammenhange stehe: nämlich Königs Ludwig VII. von Frankreich Verstoßung seiner Gemahlin Alienore.

Gefesselt sowohl von ihrer reizenden Schönheit, als entbrannt deßhalb von heftiger Eifersucht, und um nicht ihre Schönheit und Jugend während seiner Abwesenheit der Verführung preiszugeben, hatte König Ludwig VII. von Frankreich seine jugendliche und den Freuden der Welt ergebene Gemahlin, Alienora, in die Gefahren und Entbehrungen der kriegerischen Wallfahrt, sich selbst zu großem Kummer mitgenommen. Frau Alienora hatte nicht freiwillig, nicht frommen Sinnes das Kreuz genommen; vielmehr hoffte sie reiche Schaulust und besonders bei ihrem Oheim Raimund in Antiochien Ersatz für die Entbehrungen der langen Reise.

Der zweite Kreuzzug, welchen König Ludwig VII. und der deutsche König Konrad III. gemeinsam mit einem herrlichen und ungemessenen Heere von deutschen und welschen Fürsten, Bischöfen, Geistlichen, Grafen und Rittern unternahmen, hatte in seinem Gefolge, außer Kämpfern und Pilgern, auch eine Masse von Kaufleuten, Juden, sittsamen Frauen und weitherzigen Kammerzofen, ja selbst eine ganze Amazonenschaar, von einem goldbestiefelten Fouqué'schen Weiberhelden angeführt. Die Edlen hatten des Königs Beispiel befolgt: der Schwarm verführerischer Frauen konnte dem Heere nicht zum Heile gereichen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 128.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 18. December 1843.

Kalender.

Kalender auf das Jahr 1844. Aus Veranlassung und mit besonderer Unterstützung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern herausgegeben von Hofrath Dr. Hermann. München, Lit. art. Anstalt.

Reich und doch ohne Prätension angelegt, mit sehr guten Holzschnitten, dem vollständigen Kalender, dem auch die alten sinnreichen Bauernregeln in Prosa und Versen nicht fehlen, mit der Genealogie des k. bayr. Hauses, einer umfassenden Uebersicht der Maaße, Gewichte, Geldsorten ꝛc. in der ganzen bekannten Welt; ferner mit einer statistischen Uebersicht der Bevölkerung Bayerns, und endlich mit einer Reihe von Abhandlungen, Erzählungen und Dichtungen in anmuthig buntem Wechsel ausgestattet. Darunter eine Betrachtung über das Weltgebäude, die Marburg in der Pfalz, Sagen aus Schwaben, Gedichte von v. Kobell mit Musikbegleitung, Erzählungen von G. H. von Schubert, über Glasmalerei von E. Förster, über Spargelzucht und bayrische Alpenwirthschaft und eine Menge kleine humoristische Erzählungen in der Manier des alten rheinischen Hausfreundes, Denksprüche ꝛc.

Jugendschriften.

1) Der neue Kinderfreund. Mit Zeichnungen von Hosemann und Vignetten. Berlin, Al. Duncker, 1843.

Von Dr. Kletke herausgegeben, eine sehr empfehlenswerthe Sammlung von Liedern, Mährchen, Spielen, Räthseln, Sprichwörtern, Fabeln, Erzählungen ꝛc. für Kinder, aus den besten Schriftstellern mit poetischem Sinn ausgewählt, auf die Einbildungskraft der Kinder berechnet, durch die man am sichersten auch auf ihr Herz wirkt, und nicht pedantisch den belehrenden Ernst allein festhaltend, sondern auch in die frohe Kinderlaune in aller Weise eingängig. Die Zeichnungen sind ebenfalls gar anmuthig und das Buch muß den Kindern Freude machen.

2) Kinder-Frühling. Eine Sammlung von Sprüchen und Liedern für das zarte Kindesalter. Herausg. von F. R. Mühlbach. Augsburg 1843.

Eine reiche Sammlung jener kleinen Kindervolksliedchen, Ringelreihen und Spielreime, die aller Orten in Deutschland vorkommen und für die Kinderwelt dasselbe sind, was die eigentlichen Volkslieder, Kuhreigen, Schnaderhüpfeln ꝛc. für die Welt der Erwachsenen oder, wenn man lieber will, der großen Kinder. Da das vorliegende Buch mit Ausnahme von einigen größeren Fabeln und Gedichten fast ausschließlich diesem kleinen Genre gewidmet ist, so dürfte es nicht bloß anziehend für Kinder, sondern auch ein interessanter Beitrag für den Literarhistoriker seyn.

3) Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1844. In Verbindung mit Andern herausgeg. von Dr. Gustav Plieninger. Mit vielen Bildern. Stuttgart, Belser.

Mit Beiträgen von G. H. v. Schubert, Christoph v. Schmid (dem Verfasser der Ostereier), Gustav Schwab, Barth, Stöber ꝛc. und sehr guter Auswahl und Behandlung des Stoffs. Keine langweiligen Moralitäten, sondern Erzählungen, in deren romantischem Gewande sich die tiefere Lehre verbirgt, und die großentheils durch Mannigfaltigkeit und überraschende Züge sehr anziehend sind. Gefahren und Rettungen, interessante Lebensgeschichten, Schilderungen von Armuth und Tröstung, Versuchung und Sieg der Tugend, auch heitere Scherze bilden den Inhalt. Folgende Erzählung dient am besten, die Intonation des Ganzen zu bezeichnen. „Der Wirth von

Hohenwarth" ist ein allzeit fröhlicher Kerkermeister, der seine Gefangenen durch lustige Fabeln bekehrt und zum Bessern lenkt. Ein Verbrecher will durchaus nicht gesündigt haben, und beschwert sich, daß ihm groß Unrecht geschehe. Der Wirth von Hohenwarth setzt sich zutraulich zu ihm und erzählt ihm eine Fabel von den wilden Thieren, die auch alle unschuldig seyn wollten, wie sie auch geraubt, gemordet 2c. Durch so treffende Beispiele wird der Verbrecher beschämt und gesteht seine Schuld ein. Der Landesherr erfährt es und begnadigt ihn. Eine Christenlehre, die hier ausgezeichnet gut eingekleidet ist.

Lyrische Dichtkunst.

Leyerklänge aus Tirol von A. G. v. Lindenburg. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1843.

Das Charakteristische, was diese Sammlung auszeichnet, ist die poetische Landschaftsmalerei. Sie enthält auch viele Romanzen, Erinnerungen an die Heldenzeit Tirols und Volkssagen, auch zärtliche und gesellige Lieder, jedoch die Landschaftsbilder sind das Eigenthümlichere, was diese Gedichte von andern unterscheidet. Sie sind natürlich dem schönen Berglande selbst entnommen, in welchem der Dichter lebt, begnügen sich aber nicht mit allgemeinen Umrissen, sondern malen in altdeutscher und niederländischer Manier sehr ins Detail, wie Sammet-Breughel. Hier einige Proben aus einer langen Schilderung des Frühlings:

Der Schnee zerrinnt, die Luft weht lauer,
Es zieht des starren Winters Schauer
In stummer Ruh'
Dem Norden zu.

Schon rieseln vom Gebirg' die Quellen,
Und lustig springen ihre Wellen
Als Wasserfall
Hinab in's Thal.

Seht' wie aus braunen Lindenschossen
Die ersten zarten Blätter sprossen,
Der Veilchen Blau
Umblüht die Au.

Blaßgelbe Schmetterlinge kleben
Am Stock' der saftgeschwollnen Reben,
Laut tönt der Schall
Der Nachtigall 2c.

Aus einem Bild der Alpennatur:

In den Schattenklüften
Liegt noch tiefer Schnee;
Dohlen hoch in Lüften
Schwärmen um den See.

Gletscherbäche brausen
Zwischen dem Gestein;
Kalte Lüfte sausen
Durch den Fichtenhain.

Aus dem Dickicht' schlüpfet
Scheu der Auerhahn,
Und das Schneehuhn hüpfet
Auf besonnter Bahn.

Speikesdüfte wehen
Von der morschen Wand;
Hirsch und Hündin stehen
An des Abgrund's Rand.

Flüchtig über Wiesen
Schwebt des Nebels Flor;
Ferne Bergesriesen
Ragen weiß empor.

In der Tiefe flimmern
Burgen, Dörfer, Gau'n;
Klare Flüsse schimmern
Durch der Thäler Au'n.

Aus einer Mondscheingegend:

Hell scheint der Mond. Ein silberfarbner Rauch
Umschleiert zart die grünen Rebenhügel.
Das Bergschloß graut. Der Nachtluft kühler Hauch
Bewegt des klaren Sees blanken Spiegel.

Der Schiffer rudert still im Kahn vorbei.
Ein Windstoß fährt mit kläglichem Gewimmer
Durch's Rohr. Die runden Scheiben der Abtei
Erglänzen am Gestad' im bleichen Schimmer.

Hierauf in's dunkelblaue Firmament,
Wo zitternd Millionen Sterne blinken,
Ragt schwarz der Thurm. In der Kapelle brennt
Ein mattes Licht. Der Grüfte Kreuze winken.

Hoch über dunkle Fichtenwälder hin
Schau'n kahl des Dolomitgebirges Spitzen.
Vom Mond erhellte Wolkenbilder ziehn
Am Rand vorbei und gelbe Lichter blitzen.

In dieser Weise malt der Dichter noch sehr viele Landschaftsbilder seiner Heimath aus, immer einzelne Dinge darin hervorhebend, an denen die Einbildungskraft am besten haftet. Unter mehreren Herbstbildern sey hier nur des einen gedacht.

Die Zirbelbäume dunkeln grün,
Das Wasser stocket in den Klüften,
Der Spielhahn schweigt, die Gemsen zieh'n,
Und Geier pfeifen hoch in Lüften.
Schon stehn die Hügel kahl und blos,
Das Steinhuhn wespt, der Föhn ist los.

Es friert des Weidmanns Hauch zu Eis,
Schneeschwang'rer Dunst umfängt die Fluren,
Die Hunde schnuppern doppelweis
Und kehren lautlos von den Spuren.
Kein Reigen klingt, kein Herdhorn schallt,
Nur Wölfe heulen tief im Wald.

Und durch der Lähne trocknes Bett
Schießt Treibholz pfeilschnell von der Spitze.
Der Forstknecht steht an luft'ger Stätt',
Absehend durch's Gewind der Ritze,
Und senket mit gewalt'ger Macht,
Die Lärche donnernd in den Schacht.

Im Thale raucht es winterlich,
Der Grünling flattert auf die Scheune,
Zum Feuer drängt das Dirnchen sich,
Der Bauer schlachtet Stier und Schweine,
Und für der Christwoch heil'ge Zeit
Wird emsig Speck und Fleisch bereit.

Die Romanzen bringen uns Andreas Hofer, Kaiser Maximilian auf der Martinswand, Georg von Freundsberg, die h. Notburga rc. in Erinnerung. Ueberall verräth der Dichter ein reines und edles Gemüth und eine warme Phantasie, so daß diese Klänge in unsrer vielleicht zu liederreichen Zeit Auszeichnung verdienen und gewiß zu den bessern gehören.

Epische Dichtkunst.

13) Eraclius. Deutsches und französisches Gedicht des zwölften Jahrhunderts, jenes von Otte, dieses von Gautier von Arras, nach ihren je beiden einzigen Handschriften, nebst mittelhochdeutschen, griechischen, lateinischen Anhängen und geschichtlicher Untersuchung. Zum ersten Male herausgegeben von H. F. Maßmann. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1842. 8.

(Schluß.)

König Ludwig war ein wahrhaft frommer junger Herr. Auf der ganzen Pilger- und Kreuzfahrt lebte er äußerst fromm und enthaltsam. Vor jedem Kampfe im Morgenlande empfing er den Leib des Herrn, und nach jedem Kampfe, wie sehr er auch ermüdet war, wohnte er der Vesper bei. Mit dieser frommen Strenge und Keuschheit ihres Gemahles war aber die leichtsinnige Königin so unzufrieden, daß sie, wie viele behaupteten, schon damals nach der Ehe mit dem schönen liebenswürdigen und sinnlichen Herzoge Heinrich von der Normandie trachtete; und lästig war ihr außerdem des Königs äußerste Eifersucht, welche allein die Ursache war, daß sie gezwungen wurde, das Kreuz zu nehmen und die Gefahren der Mühseligkeiten der Fahrt mit ihm zu theilen. Die Eifersucht des Königs war während des Aufenthaltes in Antiochien durch die übertriebene Gefallsucht, welcher die Königin sich ohne Rückhalt überließ und durch ihre unvorsichtige, sehr verdächtige Vertraulichkeit mit verschiedenen Rittern von Neuem aufs heftigste entflammt worden. Darum wurde es ihrem Oheime, dem Fürsten Raimund, nicht schwer, Frau Alienore zu vermögen, daß sie nicht nur die Auflösung ihrer Ehe mit dem Könige Ludwig unter dem Vorwande naher Blutsfreundschaft forderte, sondern selbst mit ihrem tückischen, ränkevollen Oheim den Plan beredete zu ihrer Entführung mit List oder Gewalt auf den Fall, daß ihr Gemahl sie nicht gutwillig von sich lassen würde.

Als König Ludwig solches Einverständnisses seiner Gemahlin mit ihrem Oheim inne wurde, verließ er nach langem Aufenthalte die Stadt Antiochien heimlich wie ein Flüchtling, indem er seine untreue Gemahlin ihm zu folgen zwang. Heimgekehrt nach Frankreich im Jahr 1149 verstieß er sie, ungeachtet dringender Abmahnung seiner Räthe, wegen der zu Antiochien gegen ihn begangenen Untreue. Sechs Wochen darauf heirathete sie den Herzog Heinrich II. (Plantagenet) von der Normandie, nachherigen König von Engelland.

Wer wollte in diesem antiochischen ernsten Abenteuer die wesentliche Grundlage oder das Spiegelbild unsers abendländischen Gedichtes, den nahegelegten Anlaß zur Wahl und Wendung eines in seiner Grundgestalt vom Kreuzzuge heimgebrachten alten Stoffes bei neuer Verwirklichung desselben verkennen? Die Anwendung desselben auf die in Aller Munde gehende Mähr von der schönen Königin von Frankreich und auf die Scheidung im Jahr 1151 oder 1152 lag für die Grafen von Blois so wie der Frau Alienore eigne Tochter Maria nur zu nahe, und um so näher, als Graf Thibaut V., dem das Gedicht gewidmet ward, im Jahr 1152, nach ihrem Verstoße selber um die immer noch schöne Frau Alienore geworben hatte.

Aber auch im deutschen Gedichte findet der Herausgeber Bezüge auf einen um dieselbe Zeit in Deutschland geschehenen Vorfall: in der Trennung Kaisers Friedrich I. von seiner ersten Gemahlin, der Markgräfin Adelhaid von Vohburg im Jahre 1153. Als Grund für die Scheidung hatte Friedrich zu Konstanz durch den Kardinal Johann Orsini und mehrere Prälaten geltend machen lassen, daß er mit derselben zu nahe verwandt sey. Die öffentliche Meinung, die an Friedrichs edler und keuscher Erscheinung selber nichts zu tadeln fand, urtheilte in Betreff jener anders, und bedenkt man, daß Friedrich

doch seit der Heimkehr vom Kreuzzuge im Jahr 1149 mit ihr ohne Gewissensbisse über Verwandtschaft im sechsten Grade, freilich in unfruchtbarer Ehe gelebt hatte, so wird man nur zu sehr geneigt, jener Stimme der Zeit in etwas Glauben zu schenken, welche behauptete, daß Adelhaid nicht allzu keusch und über allem Tadel erhaben gelebt habe, und zwar um so mehr, als dieselbe gleich nach der Trennung vom Kaiser einen seiner Hofleute, Dietho von Ravensburg, heirathete. Durch diese allerdings merkwürdige Uebereinstimmung historischer Thatsachen mit unserer Erzählung und durch den Umstand verleitet, daß sich als Verfasser des deutschen Gedichtes ein gelehrter Mann mit Namen Otte nennt, gelangt der Herausgeber zu dem überraschenden Schlusse, daß kein anderer als Bischof Otto von Freisingen, Bruder Kaiser Konrads III. und Oheim Friedrichs I., der Verfasser unseres Gedichtes sey, dessen Entstehung in das Jahr 1156 falle.

Dieß ist aber ein großer Irrthum. Denn wenn wir auch der Untersuchung des Herausgebers das Lob großen Fleißes und selbst Scharfsinnes nicht versagen können, und seine Beweisführung gar vieles enthält, was nicht so gerade zu von der Hand zu weisen ist, so steht jedoch so viel fest, daß das deutsche Gedicht in der vorliegenden Gestalt unmöglich dem Jahre 1156 angehören kann. Wäre jene Behauptung richtig, so würden dadurch alle seit einer Reihe von Jahren durch mühsame Forschung gewonnenen Gesetze über die Aus- und Fortbildung der mittelhochdeutschen Reimkunst mit Einem Male über den Haufen geworfen, ohne daß an dessen Stelle etwas Anderes, Positives, geschweige denn Besseres zu stehen käme. Man vergleiche einmal die Gedichte aus den siebziger Jahren des zwölften Jahrhunderts, das Rolandslied, Lamprechts Alexander, Graf Rudolf, Wernhers Maria u. a. m. Ferner die Lieder des Dietmar von Eist, des Spervogels, des Kürenbergers, die ebenfalls nicht über 1170 zurück gehen, wie alterthümlich sind diese nicht in Reim und Vers, wie grundverschieden in Ausdruck und Form von dem Gedichte von Eraclius. Allerdings übten die Kreuzzüge und die damit verbundenen ungeheuren Bewegungen im zwölften Jahrhundert einen gewaltigen Einfluß auch auf die Sprache und halfen den Uebergang des Althochdeutschen ins Mittelhochdeutsche wesentlich beschleunigen. Diese Veränderungen gingen aber nicht so rasch vor sich, daß wir selbe nicht von Jahrzehend zu Jahrzehend beobachten könnten und eben dadurch einen sicheren und festen Anhalt gewännen für die Zeitbestimmung der jener Periode angehörenden Sprachdenkmale. Wer die Gesetze der Vers- und Reimkunst jener Zeit genau kennt, wird sich in seinen Ansätzen kaum um 10 Jahre irren. Vermöge dieser so wie der inneren und äußeren Form ist die Entstehung des Eraclius mit ziemlicher Sicherheit zwischen 1200—1210 zu setzen. Der Herausgeber irrt, wenn er meint, daß der reine Reim und das regelrechte Maaß des Verses im Süden Deutschlands früher sich ausgebildet habe als anderwärts; denn gerade in Bayern, Oesterreich und der Schweiz hat sich das Alterthümliche weit länger erhalten als im flachen Norden. Diese Neuerungen sind vielmehr auf der Grenze zwischen Süd- und Norddeutschland entstanden, eben da wo sich auch unsere neuhochdeutsche Schriftsprache gebildet hat. Falsche Reime, wie â:a, î:i, ô:o, haben sich selbst die Dichter der besten Zeit zu Schulden kommen lassen; Reimbindungen aber wie iu:û, ê:ae, ô:oe und andere sind niederdeutsch und weisen dem Eraclius einerlei Heimath zu mit Alexander und Graf Rudolf.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß wir den Verfasser des Eraclius erst noch ausfindig zu machen haben. Leider ist der Irrthum des Herausgebers nicht ohne anderweitige Nachtheile geblieben, namentlich was die Bearbeitung des Textes betrifft. Denn wenn wir auch die Schwierigkeit, ein altes Gedicht aus zwei späten mittelmäßigen Handschriften herzustellen und von hundertjährigem Wuste zu reinigen, keineswegs verkennen, so müssen wir doch gestehen, daß der einmal vorgefaßten Meinung zu lieb gar zu Manches im Texte willkürlich und ohne Noth geändert wurde; auf der andern Seite aber Vieles stehen blieb, das wirklich der Besserung bedurft und, wäre der Blick frei und unbefangen gewesen, wohl auch der Kritik hätte weichen müssen. So möchte gleich im Anfange Zeile LXXII zu lesen seyn: wan des hère volleist vollebringt des herzen rât: guotiu werc ze reiner tât, wan ers beginnet rihten. Nichts destoweniger ist das Buch eine recht dankenswerthe Gabe und eine der wichtigern neuen Erscheinungen auf dem Felde der altdeutschen Literatur. Wenn auch Herr Maßmann in der Anwendung der Kritik nicht immer sehr glücklich ist, und es namentlich weniger als einige andere versteht, hübsche Wendungen und Ausdrücke in alten Gedichten ins beste Licht zu stellen und kleinen Sächelchen große Bedeutung beizulegen, so sind doch seine Arbeiten, in grellem Gegensatze zu andern in dieser Beziehung höchst dürftig ausgestatteten, voll des gründlichsten, umfassendsten Materials und darum von Wichtigkeit für die Kultur- und Sittengeschichte des Mittelalters. Dieß ist kein geringes Verdienst und wird ihm ungeschmälert bleiben, wenn auch die Form seiner Untersuchungen nicht immer die ansprechendste ist und der Stoff öfter künstlerischer Verarbeitung entbehrt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 129.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 20. December 1843.

Neueste Schrift über Rom.

Bilder und Skizzen aus Rom, seinem kirchlichen und bürgerlichen Leben. Stuttgart, Metzler, 1844.

Der ungenannte Verfasser, der sich mit Rom durch längern Aufenthalt sehr genau bekannt gemacht hat, schildert die kirchlichen und bürgerlichen Zustände der Stadt und des Kirchenstaats überhaupt in wenigen, aber höchst lebendigen Zügen und zeigt, was jenes Rom, vor dem man in Deutschland eine so seltsame Furcht hegt, eigentlich sey.

Zuerst bemerkt er, was jedem Deutschen, der nach Rom kommt, am meisten auffällt, die gänzliche Abwesenheit alles dessen, was der an seine gothischen Dome gewöhnte Deutsche unter dem Kirchlichen versteht. Man sucht in Rom vor allem Kirchen und staunt, keine zu finden, denn was man dort Kirchen nennt, sind Paläste mit moscheenähnlichen Kuppeln, die vorzugsweise an Versailles und die altfranzösischen Lustschlösser und an das Serail von Konstantinopel erinnern. Selbst das Innere der Kirchen macht einen weltlichen Eindruck, wenige ausgenommen, ja die Kirche von St. Maria Maggiore, die offenbar die kirchlichste in Rom ist, verdankt diesen Vorzug nur der ehrwürdigen antiken, also heidnischen Säulenhalle. Alles was die Päpste in Rom, zumal seit Leo X. gebaut haben, sind Salons und selbst die Grabmonumente sind darin oft kaum von Büffets zu unterscheiden.

Noch mehr aber muß sich der Deutsche, wenn er länger in Rom verweilt und mit den Römern, namentlich mit Priestern bekannt wird, bei denen er vor allem das Bewußtseyn des Mittelalters vorausgesetzt hatte, über die gänzliche Unbekanntschaft desselben mit dem Mittelalter und über ihre völlige Gleichgültigkeit dagegen verwundern. Uns Deutschen schwebt beständig die Schreckgestalt Gregors VII. vor Augen, den kennt man in Rom gar nicht. Wir schreiben dicke Bücher über Innozenz III.; an den wird die römische Curie nur eben im Vorbeigehen erinnert, weil sie erfährt, ein berühmter Reformirter habe dessen Leben beschrieben und dabei Hinneigung zum Katholicismus verrathen. Ohne diesen Anlaß würde sich Niemand in Rom erinnert haben, daß es jemals einen Innozenz und Hohenstaufen gab. Das Gedächtniß der Römer geht über Leo X. nicht hinaus. Von da macht es einen großen Sprung über das Mittelalter hinweg gleich ins altrömische Heidenthum hinein. Uebt das Mittelalter durch seine Ideen noch einen Einfluß, so nur in Deutschland und durch die deutschen Gelehrten und Dichter. In Rom weiß man vom Mittelalter weniger als von Japan. Es ist durchaus modern.

Gleichwohl ist sehr viel Kirchlichkeit in Rom vorhanden, ja das ganze Leben der Römer ist davon durchdrungen. Nur ist ihre Kirchlichkeit eine ganz andre als die unsre. Sie ist viel sinnlicher, wenn man will lustiger und ganz gewiß gemeiner, nämlich an die gemeinsten Vorgänge des Lebens angeknüpft. Durchaus nicht ohne Prunk, ja denselben noch mehr liebend als wir, bedarf der Italiener doch keineswegs der steifen Feierlichkeit, um sich in Andacht zu versetzen, wie wir. Weil ihm seine Kirche ein Salon wird, wird ihm auch seine Schlafstube eine Kapelle.

Der Verfasser gibt eine Reihe sehr anziehender Skizzen aus Roms kirchlichem Leben, Schilderungen theils der heiligen Oertlichkeiten, worunter sich die der Katakomben besonders auszeichnet, theils der heiligen Zeiten, der Kirchenfeste und besonderen Gebräuche. Dabei kommt er öfter auf allgemeine Institute der katholischen Kirche zu sprechen und vergleicht sie mit protestantischen. Z. B. die Beichte. Nachdem er die Gefahren und Mißbräuche der Ohrenbeichte geschildert hat, auf die schon so oft und mit Recht aufmerksam gemacht worden ist (man vergleiche die Beichtregeln Escobars und Sanches, die Beichtscandale Gavins, den Prozeß la Chaises 2c.), hebt er auch die Vorzüge dieser Anstalt hervor, und mit eben so viel Recht. „Die Ohrenbeichte ist ein starker Hebel, um die vom Bewußtseyn ihrer Sünde niedergedrückten

Seelen zu entlasten, zu beruhigen, sie zu ermuthigen, daß sie nicht immer zurückschauen, sondern getrost vorwärts blicken, und daß sie freudig im neuen Leben fortschreiten. Ein großer Kenner des menschlichen Herzens nannte sie eine persönliche Predigt. Aber nicht bloß der Einzelne gewinnt dabei — was schon an sich unmöglich ist — sondern ohne Beichte gibt es auch keine kirchliche Gemeinschaft; wäre sie nicht bei uns im Verborgenen fortgegangen, wir hätten keine Kirche. Aber sie bleibt gar zu sehr im Verborgenen; die Theologen kennen mehr die Bücher, als das menschliche Herz, das ist zugleich die Ursache und Wirkung davon, daß sich die eines theilnehmenden Bruders bedürftigen Gewissen selten an sie wenden. Aber eben darum suchen diese bei Nicht-Theologen, was sie bedürfen, bei Solchen, welche in der Schrift und durch eigene Erfahrung belehrt, in der Schrift und bei sich selbst zu Hause sind. Allerdings entsteht daraus leicht Sektirerei; aber es nützt nichts, sich dagegen zu ereifern, man muß von Seite der Kirche, die Geistlichen insbesondere müssen dem Bedürfniß entsprechen, welches unbefriedigt leicht auf Abwege geräth. Das ist aber die evangelische Beichte, sie ist kein Zwang, sie hat keinen bindenden Termin, sie ist nicht an den Priester gebunden, sondern sie sucht nach Bedürfniß eine Seele, welche vom Worte Gottes getragen wird, und dasselbe verkündet. Sie ist ganz nach dem Worte: „Bekenne Einer dem Andern seine Sünde (der Brief Jakobi ist an alle Christen, nicht bloß an die Priester geschrieben) und betet für einander, daß ihr gesund werdet.“ Also ist es bei uns, ganz wie es seyn soll? nein, abermals nicht; es ist Alles zu sehr dem Zufall — wenn wir so sagen dürfen — überlassen; das Gemeinleben der Kirchenglieder ist zu wenig ein gemeinthätiges, ein geordnetes, als daß die Gaben des Geistes sich entfalten, sich erproben und scheiden könnten, daß der Begabte und der Bedürftige mit einander in die lebendige Beziehung versetzt wären. Wäre es damit bestellt, wie es bestellt werden muß, so würde die Beichte kein Gesetz, sondern eine freie, fromme Sitte werden zum Besten des Ganzen, der Kirche und zum Frommen des Einzelnen, oder besser, es würde sich dann Keiner mehr vereinzelt, von Gott und den Menschen verlassen fühlen. — Sehr viel kommt dabei auf die Geistlichen an; werden aber die Theologen zu diesem Werke herangebildet?“ Der Verfasser hätte noch hinzufügen dürfen, sie werden nicht nur nicht dazu herangebildet, sondern es geschieht auch noch alles mögliche, um den protestantischen Geistlichen von der Ehre, daß ihm gebeichtet werde, auszuschließen. Wir haben erlebt, daß in einer deutschen Ständeversammlung ein Strafgesetzbuchsartikel votirt wurde, wonach jeder Geistliche verpflichtet seyn sollte, das was ihm gebeichtet werde, sofern irgend die Regierung dabei betheiligt sey, zu denunciiren, bei nambafter Gefängnißstrafe. Eine tiefere Herabwürdigung des Priesterstandes und eine gefühllosere Vernachläßigung der Seelsorge ist, seit es Christen gibt, wohl nicht erhört worden. Doch haben die Katholiken keine Ursache, deßhalb über uns Protestanten zu triumphiren, denn ihr Ablaß begünstigt die Indifferenz eben so sehr und macht die ganze Beichte unwirksam. Der Verfasser analysirt das Institut des Ablasses, wie es noch gegenwärtig besteht, sehr scharfsinnig.

Eine bekannte, obgleich oft geleugnete Thatsache ist das Uebergewicht des Mariencultus in der katholischen Kirche überhaupt und in Rom insbesondere. Der Verf. weist nach, wie sehr in der That Christus hinter seine Mutter zurückgesetzt wird. Der Verf. theilt einen päpstlichen Aufruf an die Gläubigen Roms mit, womit sie zur Feier der Empfängniß Mariä eingeladen werden und worin der Name des Erlösers nicht einmal genannt ist. Und welcher Unterschied zwischen jenem Fest der Empfängniß und dem ersten Adventstag! „Der päpstliche Hof begeht zwar diesen festlich, aber die Stadt hat bei weitem nicht den festtäglichen Charakter, wie an Mariä Empfängniß. An diesem Tag ist in einer Menge von Kirchen Gottesdienst; am ersten Advent ist allerdings zur Feier des neuen Kirchenjahrs im Vatikan große Ceremonie, außerdem noch bei den Kapuzinern, in St. Silvester, in Ara Cöli und in vielen anderen Kirchen und nächtlichen Oratorien Gottesdienst, zur Eröffnung des Kirchenjahrs? nein, sondern *ausdrücklich* zu Eröffnung der neuntägigen, vorbereitenden Feier der unbefleckten Empfängniß.“

Sehr interessant ist die Schilderung des Jesuiteninstituts in Rom. „Al Gesù wohnen außer dem General der Vice-General Bellotti, der Assistent für Deutschland A. Landes, Rektor des deutsch-ungarischen Kollegiums. Denn unsere in Rom Theologie studirenden Landsleute wohnen in der unmittelbaren Nähe des Jesuiten-Generals, al Gesù selbst, mit ihrem General-Prokurator Chieregbini, ihrem Magister de la Croix, ihrem Beichtvater Esmonde, ihrem Studien-Präfekten Passaglia. Schon die Namen ihrer Vorsteher zeigen, daß kein übertriebener, deutschthümlicher Geist in dem deutschen Kollegium gepflegt wird, und daß unser Vaterland Hoffnung hat, sich einige fremde Ideen eingeimpft zu sehen.“ — Uebrigens lobt der Verfasser Manches an der Jesuitenerziehung, namentlich den Grundsatz, jüngeren Klassen nicht mehr als Einen Lehrer zu geben. Unsre Pädagogik begeht gewiß den größten Fehler, dem Knabenparterre so viel Lehrer nach einander als Schauspieler mit kurzer Rolle vorzustellen, denn dabei kann sich weder ein herzliches gegenseitiges Verhältniß bilden, noch kann vermieden werden, daß sich die Knaben zu viel in der Vergleichung und Personalkritik üben. Wenn aber auch die Jesuiten in

dergleichen Punkten mehr gesunden Verstand zeigen, als wir, so bleibt doch der Inhalt ihrer Lehren und die Abrichtung unsrer jungen deutschen Landsleute zum Kampf gegen unsre Nationalität etwas, worüber sich jeder Protestant erzürnt. „Ich gestehe, es machte mir einen schmerzlichen Eindruck, diese Auswahl von jungen Männern, welche einst zum Theil einflußreiche Stellen in der deutsch-katholischen Kirche bekleiden werden, so ganz in den Händen des Jesuitenordens zu sehen. Zu einer Zeit, wo unser Vaterland Angesichts großer drohender Gefahren sich fest in seiner Einigkeit fühlen und erweisen sollte, wo dieß zum Bewußtseyn von Tausenden geworden ist, wird im Namen kirchlicher Einheit die Saat der nationalen Zwietracht und Feindschaft gesäet und Solche, denen es mit dem Wohl des einigen Vaterlandes Ernst zu seyn scheint, bieten die Hand dazu! Zeiten gemeinsamer Noth und ernstes, wissenschaftliches Forschen, dessen Streben Niemanden fremder ist, als den rutinirten, einseitig praktischen Jesuiten, hat die katholische und evangelische Theologie, noch mehr den Glauben von vielen Tausenden innerhalb beider Konfessionen zu brüderlichen Mächten gemacht. In, wenn auch entfernter, Zukunft lag noch mächtigere Annäherung. Das, die praktischen Folgen fühlte Rom und nun wird vorgebaut. Ein guter Deutscher, ein guter Katholike — sind in der Wage des Jesuiten nicht gleich gewichtige Worte, nur wer die Herrschaft des Katholicismus in Deutschland aus allen Kräften anstrebt, ist diesem ächt romanischen Orden guter Katholike und guter Deutscher. — Welch einen Bundesgenossen hätte die deutsch-katholische Kirche an der evangelischen haben können im Kampfe um gerechte Freiheit gegenüber einer Staatsgewalt, welche, wie jede Gewalt, so weit gegangen ist, bis sie endlich auf Widerstand stieß. Die evangelische Kirche mit ihrer abstrakten Freiheit hätte den Sinn für reelle Selbstständigkeit der katholischen ablernen mögen. Aber nunmehr ist gerade Untergrabung des Bestandes der evangelischen Kirche zu einem der Grundartikel der großen Karte der Freiheit der katholischen Kirche geworden! Sonst schon bekannt ist das einen tiefen Blick in die Bestrebungen Roms verrathende Wort eines sehr hochgestellten römischen Geistlichen: „Wir könnten mit Zuverlässigkeit in Europa und in anderen Welttheilen darauf rechnen, daß in ein paar Menschenaltern der Protestantismus zersplittert, eingeschlossen, ohne einen dreißigjährigen Krieg überwunden wäre, und nur in einigen Winkeln noch fortvegetirte, wenn wir an dem natürlichen Punkte den Hebel aufstützen könnten, wenn Eins nicht wäre, — wenn die protestantische Wissenschaft nicht eingedrungen wäre in den katholischen Klerus Deutschlands. Aber das muß anders werden." — Das hat schon angefangen anders zu werden, das Universitätsstudium der katholischen Theologen wird bald diesen Charakter verloren haben und die Lehrer, welche jetzt am stärksten und muthigsten nach Freiheit ringen, werden sehen, in welche Ketten sie sich selbst begraben haben."

„Wenn übrigens der Verfasser S. 115 die Hoffnung „einer praktischen organischen Entwicklung unsrer Kirchenkräfte," d. h. des evangelischen Deutschlands ausdrückt, so theilen wir diese Hoffnung nicht. Es ist gar kein Anschein dazu vorhanden. Nur eine große Nothzeit kann und wird die vorhandenen Kräfte organisiren, allein wir können uns kaum verhehlen, daß diese Kräfte nur da zu suchen sind, wo die Theologie und Presse nicht hingereicht hat, beim einfachen Handwerker und Landmann.

Das Buch geht zu einer heiteren Betrachtung über, nämlich zu der Schilderung des Sprachenfestes der Propaganda, das kürzlich auch in den hist. polit. Blättern von Görres beschrieben wurde. „Die Propaganda ist auch unter der Leitung der Jesuiten, welche daselbst 5 Patres und 6 Koadjutoren halten. Der Glanztag dieser Anstalt ist am Erscheinungsfest; es werden von den Zöglingen kurze Reden oder Gedichte in den verschiedensten Sprachen der Erde gesprochen oder gesungen. Die Dialekte mitgerechnet hört man in der Regel nicht weniger als 40 Sprachen. Den Vortrag eröffnete, als ich der Feier anwohnte, ein New-Yorker mit dem Ebräischen des Alten Testaments, darauf wurde ein Dialoge in Vulgär-Ebräischem geführt; dann kam Syrisch und Samaritanisch von einem Bethlemiten. In der Chaldäischen Schriftsprache wurde ein Terzett gesungen, sodann in dem viel reicheren Vulgar-Chaldäisch gesprochen. Ein Washingtoner recitirte Italienische Verse. Darauf sprach Mahluff vom Berge Libanon das galoppirende Arabische, ein Sohn Aleppo's Maltesisch, ein Konstantinopolitaner das männliche und doch weiche Türkische. Sodann folgte das gelehrte und das gemeine Armenische, das Persische, welches an Schweizerdeutsch erinnerte; das Sabäische trug ein anderer Sprößling des Libanon vor. Sodann redeten zwei Peguaner ihre Sprache, welche man eher für eine Vogelsprache, als für eine menschliche hält. Ein Ancirate und ein Oberschwabe trugen lateinische Verse mit etwas verschiedenen Organen vor; darauf folgte Kurdisch. Ein Herr Wood vom Ohio sprach Altgriechisch, darauf ein Grieche seine Vulgärsprache, welches an Hebels Allemannisch erinnert. Mac-Intire von Eduards-Insel redete Celtisch, ein Irländer seine demselben verwandte Sprache, ein Paderborner wieder Italienisch, ein Ivanovich Illyrisch, ein Sohn Filipopel's Bulgarisch, dann kam Polnisch, ein Dresdner trug ein sentimental-bombastisches Gedicht über Herodes Kindermord vor, blieb aber einigemal stecken. Ihn beschämte ein Holländer, Namens Steenhoff, durch den schönen Vortrag seiner Landessprache. Der Engländer bot die ganze Feierlichkeit seiner Sprache auf. Darauf folgte das Spanische, Katalanische, Portugiesische,

Französische. Ein Albaneser sprach seine Sprache, die Nasensprache des Georgiers ähnelt dem Gequack der Enten, ein Neger schien mit der Ancharika-Sprache die Papageien zu äffen. Zwei Egypter trugen das klagend-deklamatorische Koptische vor, ein schwarzer Aethiope seine Sprache mit viel Präsenz, ein Kalifornier sang mit Begleitung eines Instruments, das dem Tamburin glich. Das Alt-Chinesische würde zu einschläfernden Wiegenliedern passen, das Chinesische eines Kantoners schien ein beständiges Stottern zu seyn, darauf folgten zwei Chinesen aus Scianſi; der kleine possirliche Peguaner, der Liebling des Auditoriums, schloß mit einer Danksagung."

Sehr zweckmäßig ist, daß der Verfasser auf die Immoralität so mancher Legende aufmerksam macht. Wenn in der profanen Literatur gegen die lüderliche Moral gekämpft wird, sollte die kirchliche sich doppelter Reinheit befleißigen. Da wird unter andern eine römische, öffentlich verkaufte Erbauungsschrift mitgetheilt, die von einem Räuber handelt, der jede Art von Scheußlichkeit, Blutschande, Raub und Mord geübt, aber auf einmal im letzten Moment bekehrt und durch einen expreß aus dem Himmel durch die Taubenpost angekommenen Brief gerechtfertigt wird. Das ist ganz so wie die Rechtfertigung in den Schauspielen von Kotzebue, wo ein Dieb, Spieler, Verführer rc. in der letzten Scene wieder rein gewaschen und ein Tugendheld wird, oder wie Goethe's Faust, der sich alles erlaubt und doch in den Himmel kommt. — Gröberer Unsittlichkeiten nicht zu gedenken, die in Rom im Schwange gehn. Man denke nur an die Lotterie, an den privilegirten Bettel, an das Cicisbeat, an die Thatsache, daß wenn in Rom ein Verbrecher eine schöne Frau, Schwester oder Tochter hat, seine Sache nie verloren ist rc. Gar gut ist die römische Verwaltung durch folgende Anekdote charakterisirt. „Man erzählt von einem ehrlichen Klostergeistlichen, welcher nicht selten zu Pius VII. kam; er klagte bei dem Papste über die Verkürzung des Volks und Nichtachtung der zu seinem Schutze gegebenen Gesetze, namentlich daß das Brod so gar unter dem gesetzlichen Gewichte sey. Der Papst ließ sogleich ein Brod holen, welches groß und schön war; der Geistliche aber zog eins aus seiner Kutte, jenes sey besonders für den Papst gebacken, so aber bekommt es das Volk. Bald darauf wurde der Volkstribun in der Kutte, so oft er zum Papst wollte, unter irgend einem Vorwande abgewiesen. Als der Papst nach längerer Zeit ein Kloster besuchte, fand er zu seinem großen Erstaunen seinen alten Bekannten und rief: Wie du lebst noch! haben mir doch alle vor Jahr und Tag gesagt, du seyst gestorben!"

Vortrefflich sind auch die Bemerkungen über Roms auswärtige Politik. Der Verf. geht S. 160 davon aus, daß der Papst ein Italiener sey und daß man mithin auch nur dann gut mit ihm auskommen könne, wenn man ihn wie einen Italiener behandle, d. h. sich nie einen Finger breit gegen ihn etwas vergebe.

Zum Schluß noch einige treffende gelegentliche Bemerkungen über den Kalender und über Grabdenkmäler. Der Verf. deutet an, der christliche Kalender sey eigentlich bestimmt gewesen, eine Kirchengeschichte in Biographien für das Volk zu seyn, sofern jeder Tag einem bestimmten Heiligen oder einer kirchlichen Erinnerung gewidmet ist. Allein wie viele Heilige sind zu unbedeutend, um unsre Aufmerksamkeit zu fesseln, und wie viele wichtige Erinnerungen hat man vergessen, in den Kalender einzutragen! Die Franzosen gingen während der Revolution, indem sie die Kalendernamen änderten, von einem richtigen Gefühl aus, allein ihr neuer Kalender war geschmacklos ausgeführt. Der protestantische Kalender steht am tiefsten. Seine Namen sind die willkürlichsten und bedeutungslosesten. Ließe sich aber nicht ein Kalender denken, in dem die Religion, die vaterländischen Erinnerungen und das Naturleben nach den Jahreszeiten zugleich berücksichtigt wären?

Was der Verf. über die modernen Grabmonumente sagt, ist sehr zu beherzigen. Man gehe auf unsre Kirchhöfe. Welche Musterkarte von spitzen und langen, runden und viereckigen Denkmälern der Eitelkeit und einer heidnischen Gelehrsamkeit. Wären nicht noch Kreuze dabei, würde man kaum wissen, daß man auf christlichem Boden steht. Welche Symbole! „Der Mohn ist den meisten Leuten unverständlich. Auf keinen Fall erinnert er an den natürlichen, sanften Schlaf. Auch die Thränengefäße und Urnen sind dem Volke durchaus unverständlich und weisen eben so wenig auf ein Höheres hin; in all dem drückt sich kein Glaube, keine Hoffnung, nur im letzten Bilde irdische Liebe und Trauer aus, aber es gehört eine antiquarische Erklärung dazu, statt sich aus unsern Sitten zu erklären. Anders ist es allerdings mit dem — der Psyche entnommenen — Schmetterling, welcher froh seiner Hülle entschwebt. Ich glaube, dieses Bild gehört der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunders an und zwar den frömmeren Dichtern, wie Klopstock. Aber etwas Anderes ist ein Gedicht, etwas Anderes ein Monument, etwas Anderes Papier, etwas Anderes Stein. Ein steinerner Schmetterling ist ein hölzernes Schüreisen. Bildhauer ersten Ranges haben sich durch den Mythus von Amor und Psyche veranlaßt gesehen, den Schmetterling in Marmor auszuhauen. Aber selbst ein Schmetterling von Thorwaldsens Meißel ist ein trauriger — wie das Volk sagt: ein bleierner — Vogel. Außer den genannten finden wir auf unseren Gottesäckern noch den Genius mit gesenkter Fackel, ein schönes Sinnbild des griechischen Alterthums. Allein es ist schwer abzusehen, was der Genius, wenigstens in dieser Stellung, auf einem christlichen Gottesacker zu thun habe rc."

So enthält denn die kleine Schrift sehr viel Beachtenswerthes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 130.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 22. December 1843.

Roman.

Schillers Heimathjahre. Vaterländischer Roman von Hermann Kurz. Drei Bände. Stuttgart, Frankh'sche Verlagsbuchhandlung, 1843.

Schillers Heimathsjahre (vom Verleger betitelt), besser: Heinrich Roller, oder vor sechzig Jahren, wie es der Verfasser ursprünglich nannte, ist ein wahrhaft vaterländischer Roman. Viele glaubten, daß nach kurzer und dürftiger Blüthe die Zeit des historischen Romans für Deutschland bereits vorüber sey. Der Verfasser ist anderer Ansicht, er hofft vielmehr, „daß der historische Roman in Deutschland, wo er von Anfang das beste Verständniß gefunden habe, erst noch seine rechte Höhe erreichen, daß er von der Historiographie als ihr würdiger und nothwendiger Genosse anerkannt werden solle." Er setzt ihm die Aufgabe, „durch Darstellung des wirklichen Lebens mit seinen kleinen Zügen einen Commentar zu den größeren politischen Ereignissen zu liefern, und die Verwandtschaft lange hingeschwundener Generationen in ihrem Fühlen und Streben mit dem Geschlecht von heute so hervortreten zu lassen, daß die Gegenwart von dem Gipfel, auf dem sie angelangt ist, im Stande sey, die Vergangenheit klar zu überschauen, und in ihrem Spiegel die Zukunft zu erkennen." — Diese klar erkannte Aufgabe ist durch das vorliegende Werk für den von dem Verfasser gewählten Zeitabschnitt auf anerkennenswerthe Weise gelöst, und es ist kein Zweifel, daß wenn die so eröffnete Bahn mit Geschick und Beharrlichkeit weiter verfolgt würde, für den deutsch-historischen Roman in Deutschland eine neue Epoche des Glanzes anzubrechen vermöchte.

Was die romantische Verwicklung betrifft, so erkennt ihr der Verfasser nur untergeordneten Werth zu, was wir ihm, da eben von dem historischen Roman die Rede ist, nicht bestreiten wollen. Es war daher nicht die Absicht, den Leser in jene aufgeregte Stimmung zu versetzen, welche angstvoll der Lösung des Knotens zueilt, sondern dem Hauptzweck gemäß das Interesse auf die einzelnen Partieen nach billigem und richtigem Ermessen zu vertheilen.

Die Anlage des Romans ist einfach, aber eigenthümlich; denn während bei gewöhnlichen Romanen in der Regel Alles darauf hinsteuert, nach Ueberwältigung der mannigfachsten Hindernisse die Liebenden zum Ziele, zur Verlobung zu bringen, worauf dann die Geschichte nur noch kurz berichtet, daß sie sich wirklich geheirathet hätten, sodann aber ohne viele weitere Umstände kurz abschnappt — geht hier im Gegentheile schon im ersten Kapitel Ringwechsel und väterlicher Segen ohne alle Schwierigkeit vor sich, und alle bösen heimtückischen Wetter kommen erst hintendrein.

Die Fabel ist kurz folgende: Der Held, ein würtembergischer Magister, der eben seine Studien vollendet hat, verlobt sich mit einem freundlichen Pfarrtöchterchen. Der Vater will sich zur Ruhe setzen, seinem künftigen Schwiegersohn die Stelle zuwenden, und verfaßt zu dem Behufe an den Herzog Karl eine Bittschrift, welche der Neuverlobte selbst überreichen soll; denn billigerweise, sagt der alte Pfarrer, darf doch der Herzog prätendiren, einen jungen Mann, den ich ihm empfehle, persönlich vor sich zu sehen. Jetzt kommt der Anfang der bösen Wetter. Der Held trifft, als er eben mit den Empfehlungsbriefen des Pfarrers in der Tasche an den Hof reitet, im Walde bei der Solitüde mit dem Herzog zusammen, der sich mit dem jungen unerfahrenen Ritter, dem er persönlich unbekannt ist, allerlei Schabernack erlaubt. Das Heransprengen eines Reitknechts, der den Herzog als Durchlaucht anredet, enthüllt das Geheimniß. Sofort wird die Bitte vorgetragen, und auch alsbald in Gnaden gewährt. Allein bald reute den Herzog sein gegebenes Versprechen. Er hatte an dem offenen Wesen des Jünglings Gefallen gefunden, beschied ihn auf den folgenden Tag zu sich auf die Solitüde, und redete ihm

zu, die „Farre" fahren zu lassen. „So ein Faff" sagt er zu ihm „sieht Er, der ist gar Nichts. Bleib Er bei mir; ich will ihn anstellen, und da steht es nur bei ihm, sich sein Glück zu schmieden."

Der regelrechte Lauf eines württembergischen Magisters war durchschnitten, und die Heirath, da die Anstellung an der Karls-Akademie nicht sehr glänzend ausfiel, weit hinausgerückt, eben hiemit aber für den Dichter Gelegenheit gegeben, seinen Helden, der sich nunmehr in der unmittelbaren Nähe und Abhängigkeit von einem eigenwilligen und rasch handelnden Fürsten befand, in die wechselvollsten Lagen zu versetzen, zugleich aber in Berührung mit allen hervorragenden Männern zu bringen, die das Schwabenland damals aufwies. Erst nach jahrelanger Irrfahrt führt ihn das Schicksal in die Arme seines Lottchens zurück, das ihm trotz Absagebriefes, den der Vater befahl, auch während der mißlichsten Umstände ein unwandelbares treues Herz bewahrt hatte.

In diesem einfachen Rahmen entfaltet sich nun aber ein reiches Bild, ein treues Spiegelbild des vorigen Jahrhunderts. Das alte Schwabenland ist mit einer Wahrheit beschrieben, daß Alles in diesem Buche sonderlich den Württemberger anheimelt. Mit Behagen folgen wir dem Verfasser in die alten Städte des Landes, mit den winklichten Gassen und Erkern, über die rauhe Alp, in die einsamen, jetzt schon halbverfallenen Schlösser Herzog Karls, in die Thäler und Schluchten des weglosen Schwarzwaldes — überall tritt uns bald ein treues Landschaftsbild entgegen, bald jene Gestalt der Städte, die wir aus dem, was von ihnen in unsere Tage hineinragt, erschließen und errathen können; überall ist in dem Hauptschlag der Bewohner der Sinn jener im Scheiden begriffenen sogenannten guten alten Zeit erkennbar, die durch den raschen Schritt der modernen Civilisation mehr und mehr unserem Blicke entrückt wird.

Einen hervorragenden Mittelpunkt in dieser schwäbischen Bilder-Galerie bildet die Karls-Akademie. Hier führte der heiterste Humor die Feder, der auch noch so trockne Leser in eine anhaltend muntere Stimmung versetzt. Der Verf. hat es kein Hehl, daß die Gefälligkeit eines noch lebenden Zöglings der Karls-Akademie ihm die Hauptzüge zu jenem Bilde, so wie zu jenen charakteristischen Anekdoten an die Hand gegeben habe, die er auf anmuthige Weise mit dem Ganzen verwob.

Nicht minder treu als die Darstellung der Landschaft und der Sitten im Allgemeinen ist die Schilderung der historischen Charaktere, vor Allem Schillers, Herzog Karls, Franziskas, Oberst Riegers, Pfarrer Hahns, Schubarts und Anderer. So frei der Dichter die Phantasie sich bei Vaganten und Zigeunern, bei Hannikel und seinen Genossen ergehen läßt, daß er sogar nicht selten bis in das Gebiet des Phantastischen hinüberstreift und hier länger verweilt, als mit seinem sonstigen im Ganzen ernsten Sinn und Wesen vereinbar ist, so legt er ihr doch stets Zaum und Gebiß an, wenn Personen auftreten, die der Geschichte angehören. Obwohl nun hier auch nicht alle Situationen und Handlungen der Wirklichkeit entnommen sind, sondern sehr vieles, vielleicht das Meiste rein erfunden, Anderes poetisch ausgeschmückt ist, so findet sich doch nirgends etwas, das dem historischen Charakter der Personen, oder ihrem bekannten Leben und Wirken widerspräche. Nehmen wir, um nicht von Schiller, über welchen schon so viel geschrieben ist, zu reden, beispielsweise Schubart, der von dem Verf. mit besonderer Sorgfalt und Genauigkeit behandelt wurde. Charakter und Lebenslauf sind allerdings wohlbekannt — eine glänzende Improvisations-Natur, unerschöpflicher Witz und Humor, der sich bis zum Uebermuth steigert, besonders da, wo er sich als gefeierter Dichter weiß, unter den Bürgern Ulms; daneben unläugbare geistige Charakterlosigkeit (wenn der Ausdruck nicht zu hart ist), die sich hauptsächlich in dem submissen Benehmen gegen den Kerkermeister auf Asperg, Oberst Rieger, kund gibt, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch gelegentliche Wuthausbrüche, wodurch sich seine Gefangenschaft immer wieder von Neuem verlängert; sofort die Periode der ihm aufgedrungenen, eingeträufelten, mit seinem übrigen Wesen so seltsam kontrastirenden Pietistenstimmung, gewöhnlich die Zeit seiner Bekehrung genannt, das leicht erklärbare Produkt früherer Lüderlichkeit und gegenwärtigen Elends; endlich seine Anstellung als Hofpoet, und sein lustiges Gesellenleben im schwarzen Adler zu Stuttgart mit Schieferdecker Baur und Consorten — nichts von all dem ist vergessen im Bilde, aber Alles hat Gestalt gewonnen, stellt sich als Leben und Bewegung dar, und ist auf die ungezwungenste Weise in den Verlauf des Romans hineinverschlungen. Noch mehr ließe sich über Herzog Karl sagen. Wer bisher württembergische Geschichte bloß aus Compendien lernte und kannte, dem wird zu Muth werden, wie einem der aus der öden und dürren Sandregion in das Gebiet der grünen und wasserreichen Triften übersiedelt.

Der Roman hat insofern auch wirklich historischen Werth. Es wäre schon nach 8 bis 10 Jahren weit schwieriger, wo nicht unmöglich gewesen, ihn so wie er ist, zu schreiben. Nur durch den persönlichen Verkehr des Verfassers mit den wenigen Männern, die jene Zeit selbst noch sahen, wurden eine Menge charaktervoller Züge zu uns herüber gerettet, die ohne sein Werk entweder ganz verloren gegangen wären, oder nur hie und da in einigen zerstreuten Anekdoten sich erhalten hätten. Eben dieser persönliche Verkehr gab auch der ganzen Darstellung jene Frische, jenes lebendige und sichere Gepräge, welches macht, daß wir bei Durchlesung des Romans leicht in

die Täuschung verfallen, als ob er Angeschautes, Erlebtes erzähle.

Wir sprechen es ohne Bedenken aus, daß dieser deutsch-historische Roman sich dem englisch-historischen, Walter-Scottischen ebenbürtig an die Seite stellen darf. Nun ist es noch nicht lange her, daß wir mit Walter Scott in Reminiszenzen alter schottischer und englischer Geschichten schwärmten und schwelgten, daß wir an seiner Hand in den abgelegensten Winkeln der schottischen Hochlande und seiner Felseninseln uns heimisch wohl fühlten, weil der Führer und Dichter die nebligten Berggipfel, die Schluchten und Seen dieser Lande mit den Epheuranken alter Sagen und den Geschichten liebender Herzen durchwob und schmückte; wie dankbar sollten wir seyn, wenn ein deutscher Dichter es unternimmt, uns bei uns selbst recht heimisch zu machen!

Doch nicht bloß um des vaterländischen Interesses willen ist dieser Roman ein echt deutsches Produkt, sondern ebensowohl durch die ganze Behandlung desselben, durch das gründliche Studium, das voranging, durch die Gedankenfülle, die uns überall entgegentritt. Wir stoßen nirgends auf bloß oberflächliche Auffassung der Zeiterscheinungen, wie dieß so häufig ist in Romanen, sondern mit deutschem Ernste, mit deutscher Unermüdlichkeit an Alles herzugetreten, was sich im Verlaufe der Geschichte darbietet, und auch dem Anfassen schwierigerer Gegenstände, z. B. des Pietismus, der bei Oberst Rieger in seiner peinlichen, bei Pfarrer Hahn in seiner edlen Gestalt auftritt, ist nicht ausgewichen. Dabei ist das Urtheil mild, gemessen, billig. Ob es der Verf. auf junge rosige Kinder abgesehen mit seinem Buche, weiß ich zwar nicht; allein wie süß immer das Lob aus solchem Munde klingen mag, hier ist entschieden ein Roman für Männer, für Frauen von gereifter Bildung. Der Styl ist rein, gebildet, modern im besten Sinne des Worts; der Dialog im Volkstone, nicht Volksdialekte, ausnehmend treu. Kein unechtes Wort ist eingemischt, keines falsch gesetzt; nicht Eine Redensart aus einer höhern Bildungssphäre stört das volksthümliche Gepräge, wenn der gemeine Mann redend eingeführt wird; es ist rein schwäbischer Guß; Alles aus schwäbischem Herzen heraus gesprochen.

Astronomie.

Populär astronomisches Handwörterbuch, oder Versuch einer Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter der Astronomie ꝛc. von Dr. J. E. Nürnberger. Mit Figuren-Tafeln. (Bis jetzt 4 Hefte à 6 Bogen 8.) Kempten, Dannheimer, 1843.

Wir kommen auf dieses Werk abermals zurück, * weil in der That noch keine Literatur der Welt ein „Astronomisches Wörterbuch" besitzt, und, dieses Mangels einer Vorarbeit unerachtet doch keiner der bereits vorliegenden Artikel als ungelungen bezeichnet werden darf.

In letzterer Beziehung können wir vielmehr nur wiederholen, daß die meisten unsern ungetheilten Beifall haben. Um einige der schwierigeren hervorzuheben, nennen wir hier die Artikel Centralkräfte, Centralbewegung, Ebbe und Fluth, Erdkugel. In den erstern beiden war es unumgänglich, in ein sogar ziemlich schwieriges analytisches Detail einzugehen. Der Beweis, daß jede nach dem Newton'schen Gravitationsgesetz beschriebene Bahn nothwendig ein Kegelschnitt sey, setzt, wie Jeder leicht einsieht, eine Kenntniß der Eigenschaften des Kegelschnitts voraus, und es ist dem Verf. zu danken, daß er ihn nicht durch Sophismen umgangen hat, wodurch stets nur ein gefährliches Scheinwissen erzeugt wird. Wer dem Verf. in seinem gleichwohl möglichst populär gehaltenen Bereiche nicht folgen kann, möge sich mit der allgemeinen Folgerung, daß die Bahn in jedem Falle eine gegen den Centralkörper convex gekrümmte sey, begnügen. — In dem Artikel Ebbe und Fluth ist der Verf. sehr ausführlich; nach unsrer Meinung gleichfalls mit Recht, da gerade dieser Gegenstand von jeher ein beliebtes Thema für Halbwisser oder auch gänzliche Ignoranten war, die lieber zu den absurdesten Meinungen griffen als dem Monde eine derartige Wirkung zuschreiben wollten. Die mühsamen und verdienstlichen Untersuchungen von Whewell sind unsers Wissens hier zum erstenmale in populärem Gewande dargestellt, und der eigentliche Verlauf des Phänomens deutlich hervorgehoben. Die Artikel Erde, nebst Erdaxe, Erdkugel (letzterer noch nicht geschlossen) können wir allen empfehlen, die mit den neuesten Forschungen auf diesem Gebiete in übersichtlicher und klarer Darstellung bekannt zu werden wünschen. Fast alle Abschnitte zeugen von rühmlicher Sorgfalt, nur könnte man bei manchem Einzelnen fragen, ob es in einem Wörterbuche an seiner rechten Stelle sey, z. B. bei den 22 Versen aus Ovid Met. I, die zugleich in deutscher Uebersetzung mitgetheilt sind. Doch rechten wir nicht über Kleinigkeiten.

Ob einige Artikel, wie z. B. unter D. die beiden „Durchmesser" und „Dialogisch" wirklich fehlen oder der Verf. sie unter verwandten Benennungen nachliefern wird, müssen wir erwarten; doch hätten wir wenigstens gewünscht, daß sie gehörigen Orts angeführt und auf spätere verwiesen worden wären. Bequemlichkeit des Gebrauchs muß ein Hauptaugenmerk bei allen Werken seyn, welche die lexikalische Form wählen, es wäre daher zweckmäßig, wenn diese und ähnliche Auslassungen wenigstens im Register berücksichtigt würden. Denn je bereitwilliger wir ein Werk anerkennen und willkommen heißen,

* Der Herr Ref. hat schon früher in andern Blättern eine ehrende Anzeige der ersten Hefte gegeben. Anm. d. R.

das eine so schwierige Bahn zuerst betritt, desto mehr gemahnt es uns, den Verf. auf alles aufmerksam zu machen, was zum Gedeihen desselben beitragen kann. So hoffen wir denn auch, daß manche wichtige Erscheinung der neuesten Zeit, worunter wir insbesondere Argelanders neue Uranometrie namhaft machen wollen, dem Verf. noch nicht zu spät zu Hand gekommen seyn möge, um im Werke selbst benutzt zu werden. Sehr gespannt sind wir auf den Artikel Firsterne, den uns hoffentlich das nächste Heft bringt.

Schließlich aber wünschen wir dem wackern Verfasser Gesundheit und Ausdauer, um der Vollendung eines so schwierigen Werks, zu dem die Vorarbeiten eine mehr als zwanzigjährige Zeit in Anspruch genommen haben, sich noch erfreuen zu können. Mädler.

Preßprozeß.

Der Prozeß der hallischen und deutschen Jahrbücher vor Regierung und Ständeversammlung des Königreichs Sachsen. Aktenmäßig von Diac. E. H. Pfeilschmidt. Verlag von Gebhardt in Grimma, 1843.

Wer seit einem Jahrzehent beobachtet hat, wie in deutschen Ständeversammlungen ganze Strafgesetzbücher verfertigt oder einzelne Straf- oder auch nur Prohibitiv-Maßregeln, welche durch Beschwerdeführung vor ihr Forum gelangen, beurtheilt werden, dem kann nicht entgangen seyn, daß die Neigung von der einen Seite, die Strafgewalt zu erhöhen, den Prozeß auf Kosten richterlicher Unabhängigkeit politisch zu beherrschen und demselben durch Prohibitiv-Maßregeln zuvorzukommen — auf der andern Seite die Neigung hervorgerufen hat, die Strafgewalt desto mehr einzuschränken, die Richter von jedem politischen Einfluß unabhängig zu machen und das Prohibitivsystem namentlich in Preßangelegenheiten durch ein Preßgesetz zu ersetzen. Je weniger aber diese letzteren Wünsche zu realisiren waren, um so geneigter wurde man, dem Prinzipe zu liebe und aus rein formellen Gründen jede Strenge und jede Unterdrückungsmaßregel, die nicht auf gesetzlichem Wege erfolgte, zu mißbilligen, während man sie wahrscheinlich aus materiellen Gründen gebilligt haben würde. Es ist nicht zu leugnen, daß die formelle Vorfrage das Urtheil über das Materielle der Frage oft verwirrt hat, und daß die Vertheidiger der Strenge auch hin und wieder nicht geringen Nutzen aus den Fehlern gezogen haben, deren sich die Vertheidiger der Milde zu Schulden kommen ließen. Denn nicht selten fielen die, welche mit vollem Recht und mit voller Energie statt der Censurwillkür ein Preßgesetz verlangten, in den Fehler, nun auch alles und jedes gegenüber der Regierung zu unterstützen und zu vertheidigen, was von der Censur unterdrückt worden war, ohne zu bedenken, daß ihnen das nothwendig den Vorwurf einer laxen Moral zuziehen mußte.

Der vorliegende Fall ist schlagend, um das Gesagte zu beweisen. Eine junge Schule, die zuerst in schwüler Kathederluft dem Wahnsinn der Selbstvergötterung verfallen ist, dann alle Stadien des Wahnsinns durchlaufend Sitte und alles, was Pflicht heißt, hinter sich wirft, und sich nicht auf den Kultus der eignen Gottheit und die Selbstberäucherung beschränkt, sondern auf die Zerstörung aller religiösen und sittlichen Gefühle im Volk selbst hinarbeitet, eine solche Schule erfährt das erstemal, nachdem man ihrem Treiben lange zugesehen, einen Widerstand von Seiten der Regierung, ihre Zeitschrift wird unterdrückt. Sofort beschwert sich diese Schule bei der zweiten Kammer. Die zweite Kammer findet mit 52 gegen 8 Stimmen, die Regierung habe recht gehandelt und die Beschwerdeführer seyen abzuweisen. Aber acht Stimmen für eine so schlechte Sache sind schon viel zu viel. Es wäre unbegreiflich, wie so viele Stimmen dafür hätten gewonnen werden können, wenn nicht das Materielle der Frage über dem Formellen vernachläßigt worden wäre. Allein hätte sich denn nicht die Vertheidigung der Preßfreiheit mit der Indignation gegen den Preßunfug vereinigen lassen? Mußte, um hier das gute Recht der Preßfreiheit zu vertheidigen, die schlechteste Sache von der Welt beschönigt werden?

Ich würde an des Herrn von Watzdorfs Stelle gesagt haben: ich halte die Censur, ich halte die außergesetzliche Konfiskation für Unrecht, ich reklamire für die Betheiligten, ich halte sie für nicht strafbar vor dem Censurgericht, weil ich dieses nicht anerkenne; ich halte sie daher auch für in ihrem Recht verletzt und unterstütze insofern ihre Beschwerde; aber ich verlange zugleich ein Preßgesetz, wornach künftig gerichtet werde, und nach diesem Gesetz würde ich von dem zuständigen Richter erwarten, daß eben dieselben Menschen, als deren Vertheidiger ich hier stehe, exemplarisch bestraft würden, wie es ihre offen ausgesprochene Ruchlosigkeit verdient.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 131.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 25. December 1843.

Spanische Dichtkunst.

Volkslieder und Romanzen der Spanier im Versmaaße des Originals verdeutscht von Emanuel Geibel. Berlin, Duncker, 1843.

Sehr zarte und liebliche Sachen. Das italienische Sentiment paart sich im spanischen Charakter mit maurischer Gluth und mit einer wunderbaren Energie, die nicht selten plötzlich die weichsten Gefühle mit einer Härte unterbricht, in der wir theils die Kirchlichkeit, theils die Ritterlichkeit der Nation bewundern. So kehrt in mehreren Romanzen die rührende Klage über den Untergang zweier von einem beleidigten Ehemann ermordeten Liebenden wieder, aber jedesmal gibt der Dichter dennoch dem beleidigten Ehemann Recht, wenn derselbe auch ein alter oder böser Ritter ist, der auf die Liebe seiner jungen Frau durchaus die natürlichen Ansprüche nicht zu machen hat, wie der begünstigte junge und edle Liebhaber. Die Kirche und die ritterliche Ehre sind auf Seite des Ehemanns und dagegen hat der spanische Dichter nie etwas einzuwenden, während der italienische, ja leider auch der deutsche bloß Sinn für die Schuldigen hat und den Ehemann immer ins poetische Unrecht versetzt. Dieß ist ein gewiß bemerkenswerther und der spanischen Nation sehr zur Ehre gereichender Unterschied.

Die Volkslieder, welche zärtliche Gefühle, Sehnsucht der Liebenden, originelle Stimmungen des Augenblicks ꝛc. ausdrücken oder kleine reizende Genrebilder und Sittengemälde gewähren, machen den Anfang, die geschichtlichen Romanzen folgen nach. Unter den erstern wollen wir nur einige kleine Lieder zur Probe ausheben.

Bullicioso era el arroyuelo.

Schäumend floß der Bach und spritzte
Mich mit seiner Flut;
Seyd nicht bange, liebe Mutter,
Daß er's wieder thut.

Leise rann der Bach im Fliehn,
Der Verräther, wie im Traume,
Unter Blumen, unterm Schaume,
Daß er fast lebendig schien;
Ueberschreiten wollt' ich ihn,
Da bespritzte mich die Flut;
Seyd nicht bange, liebe Mutter,
Daß er's wieder thut.

Wo er zwischen Kieseln sprang,
Macht' er tausend Fäll' und Kreise,
Recht, als wollt' er leise, leise
Schmeicheln mir mit seinem Klang.
Und ich glaubt' ihm was er sang,
Da bespritzte mich die Flut;
Seyd nicht bange, liebe Mutter,
Daß er's wieder thut.

Meine Schürze fein und weiß
Hat er ganz und gar benetzet,
Und sich lachend drob ergetzet
Mit den Blumen dort im Kreis.
Künftig bleib' ich heim; ich weiß,
Er bespritzt mich mit der Flut;
Seyd nicht bange, liebe Mutter,
Daß er's wieder thut.

Das lieblichste Genrebild und zugleich die sinnreichste Symbolik der Liebe. Mehrere Lieder drücken mit unnachahmlicher Naivetät die junge Liebe aus, eine nur dem Süden eigenthümliche Erscheinung, da nur dort die Reife des Geschlechts so früh erfolgt, daß eigentliche Kindlichkeit schon mit aller Gluth jungfräulicher Liebe gepaart ist. Von höchstem Reiz ist in dieser Beziehung der Zank der ältern Juanilla mit ihrer jüngern Schwester Miguela:

„Im Kinderrock gestern
Noch gingest du, Kleine,

Heut gehst du geputzter
Als andere Mädchen;
Du freust dich an Seufzern,
Singst immer nur Klagen,
Stehst auf mit dem Frühroth,
Und legst dich beim Hahnruf.
Und gar bei der Arbeit
Woran magst du denken,
Denn starrend aufs Muster
Verwirrst du die Stiche;
Auch sagt man, du machest
Verliebte Geberden.
Wart'! Wüßt' es die Mutter,
Das gäbe was Schönes;
Sie schlösse die Fenster
Die Thüren mit Riegeln,
Und nimmer erlaubte
Sie mehr, daß wir tanzten;
Sie ließe die Muhme
Zur Kirch' uns begleiten,
Daß mit den Gespielen
Wir nimmermehr schwatzten;
Und gäb' es ein Volksfest,
Sie riefe die Wärtrin.
Die müßte dann achten
Auf unsere Blicke,
Und sehn, wer zum Fenster
Die Augen erhöbe,
Und wer von uns beiden
Den Kopf nach ihm drehte.
Für deine Gelüste
Hätt' ich dann zu leiden,
Und es büßte die Unschuld,
Was die Schlimmen begangen." rc.

Eben so liebenswürdig ist der Zank der Mutter mit der kleinen Tochter S. 75. Das Kind hat einem Ritter drei Küsse versprochen, wenn sie erwachsen seyn würde, die Mutter aber hat sie ins Kloster versprochen. Gar artig ist auch das Lied von den verlornen Ohrringen:

Das schwarzbraune Mädel
Wohl ging es zum Brunnen,
Verlor aus den Ohren
Die goldenen Ringe,
Und Strafe verdient es.

Es gab mir mein Liebster,
Bevor er davonging,
Ohrringe von Golde,
Heut sind es drei Monden.
Das waren zwei Schlösser,
Damit ich nicht hörte
Verliebtes Geplauder,
Das andre mir sagten.
Was wird er nun sagen,
Wenn morgen er heimkehrt!
Wird sagen: die Weiber
Sind alle sich gleich.

Von dieser Art nun sind die hier mitgetheilten Volkslieder durchgängig. Den Schluß davon machen eine Menge kleiner Zigeunerliedchen von je vier Zeilen, ähnlich unsern Schnaderhüpfeln und Kuhreigenversen. Sie drücken mit großer Naivetät die geniale Lüderlichkeit des Zigeunerlebens aus, trotzen dem Kerker und dem Galgen und freuen sich des gesunden Humors unter allen Umständen. So à la Murillo, die Zehen zum Schuh und das Haar zum Hut hinaus, unter Lumpen und Ungeziefer noch helle Lust und Anmuth, hatte man das Zigeunerleben immer auffassen sollen, und keineswegs sentimental und mysteriös.

Die Romanzen enthalten größtentheils heroische Züge aus der älteren spanischen Geschichte. Eine der schönsten ist die Romanze von Don Alonso dem Getreuen.

Don Alonso Perez Gusman
Traurig sitzet er am Mahl,
Schmecket ihm der Wein wie Galle
Rührt die Speisen er nicht an.
Denn ein Brief war von den Mohren
Ihm geschossen in die Stadt:
„Uebergebt die Stadt Tarifa,
Uebergebt sie, edler Graf,
Denn im Treffen auf dem Meere
Fiel dein Sohn in uns're Hand.
Wenn du uns die Thore öffnest,
Lassen wir ihn frei alsbald,
Geben ihm zu seinem Leben
Noch ein Roß von feiner Art;
Purpurn sollen seyn die Decken,
Und von Golde der Beschlag,
Und der Zaum von Silberglöckchen,
Daß es klingt bei Schritt und Trab;
Aber gibst du uns die Stadt nicht,
Schlagen wir das Haupt ihm ab."
Auf die Mauer ging Alonso,
Sah hinunter in das Thal,
Vor das Zelt des Mohrenhauptmanns
Führten seinen Sohn sie da;
Ketten trug er an den Händen,
Ketten trug er um den Hals,
Und der Bart hing auf die Brust ihm
Nieder von der langen Haft.
Als Alonso dieß gewahrte,
Wohl vernehmet was er sprach:

„Tödtet meinen Sohn, ihr Mohren,
Lieber schlagt das Haupt ihm ab,
Eh' daß ich an meinem König
Uebe schmählichen Verrath."

Als er dieses Wort gesprochen
Warf er selbst sein Schwert hinab,
Daß sie mit der eig'nen Klinge
Führen möchten jenen Schlag.
Wuth erfaßte da die Mohren,
Da sie solchen Muth ersah'n,
Und den edlen Jüngling trafen
Mit dem Schwert sie dergestalt,
Daß das Haupt von seinen Schultern
Rollte blutig in den Sand.

Von dem Tag ward Don Alonso
Der Getreue zubenannt.

Zu den ergreifendsten Romanzen gehört die vom Tode der Donna Blanka, die ihr Gemahl Pedro der Grausame umbrachte, und die vom Herzog von Braganza, der ebenfalls seine Gemahlin umbrachte. Die Herzogin greift in seinen Degen und beschwört ihre Unschuld, vergebens, er bringt sie um:

Als er sie nun todt erblickte,
Wandt' er seine Augen ab,
Da gewahrt' er seine Söhnlein
Beid' auf seiner Lagerstatt,
Wie sie lachten und sich freuten
Ihres Spielzeugs ohne Harm:
Als er so sie spielen sahe,
Ueberkam ihn tiefer Gram,
Und mit Thränen in den Augen
Sprach er so zu ihnen da:
„Arme Kinder ohne Mutter,
Die ich euch erschlagen hab',
Die unschuldig ich erschlagen,
Weil ich war in Zorn entbrannt."

Wohin flüchten willst du, Herzog,
Deine Schuld nun, deinen Gram,
Und wie soll dir Gott vergeben
Deine große Missethat!

Uns näher mit den einzelnen Romanzen zu beschäftigen, gebricht hier der Raum; das Mitgetheilte wird genügen, ihren Werth zu beurkunden.

Vermischte Schriften.

Cancan eines deutschen Edelmanns. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Dießmal versetzt uns der Verfasser nach Brünn auf den Spielberg und nach Wien, indem er in seiner bekannten Weise, mit Fürst Pückler'scher Gewandtheit und Eleganz, aber noch ungebundener alles durch einander bespricht, was ihm gerade in den Kopf kommt. Zuerst gibt ihm der Spielberg Anlaß, ein wenig die Sentimentalität zu verspotten, die da meint, Regierungen müßten liebenswürdige Staatsverbrecher ungefähr so behandeln, wie es mitleidige Damen thun würden. Dann läßt er sich über das Gefängnißwesen überhaupt aus und preist das amerikanische System, welches nicht bloß straft, sondern auch bessert.

Bald aber geht er zu vergnüglicheren Betrachtungen über, indem er die sociale Bengelhaftigkeit, welche jetzt die neueste Mode ist, mit sehr guter Laune verspottet. „Seitdem ein zuvorkommender, treuherziger Empfang des Fremden längst zum Rococo geworden, und die Societät immer mehr den alten Egyptiern gleicht, die durch Umgang mit Ausländern ihren Göttern zu mißfallen fürchteten, ist man fast verlegen, in der Frau von Haus ein Bild jener verschollenen Zeiten zu finden, in denen es noch zum guten Tone gehörte, liebenswürdig zu seyn. Beim Himmel! die eleganten jungen Herren haben ein wahres Kreuz mit ihren Großmüttern, die sich die Liebenswürdigkeit weder abgewöhnen, noch sich in den Comfort schicklicher Grobheit hineindenken können, und wie „Hennen, die Enten ausgebrütet haben," ängstlich am Ufer des Sees auf- und abtrippeln, in dem das keckschnatternde Völkchen so selig bequem herumschifft. Indessen werden doch nach und nach die germanischen Eberwälder lichter und der spießbürgerlichste Adel elegantisirt, theils durch all die ungeleckten Petze, die auf den großen Schütten zu Paris und London prakticiren und von da als zierliche Tanzbären zurückkommen, theils durch Missionaire, die aus den Residenzen geschickt werden, mehr Proselyten machen als die Jesuiten in Californien, und wie Apollo das admetische Naturvolk englisiren. So ein zweiter Theodosius wirft alle Orakel des wohlerzogenen Freiherrn von Knigge über den Haufen, creirt nach Laune den Salon influent und erwählt les Pars bloß durch seinen Umgang. Gleich einem Stutzer des alten Babylon trägt er einen Stab in der Hand, Ringe an den Fingern, Edelsteine auf den Gewändern und duftet von Sesam. Er imitirt gern Lord Byron, mit dem er weniger den geringen Appetit als die weißen Hände gemein hat, und weil er weder den Don Juan, noch überhaupt schreiben kann, so spielt er den spanischen Roué selbst durch veni, vidi, vici. Aber nur die Quintessenz der Societät wird sein Champ de Mars, für das übrige adelige Publikum ist er preziös wie eine Primadonna und so selten als ein dreifach gefleckter Kater. Wie jeder Tyrann ist er mehr gefürchtet als geliebt, aber der Damenwelt schlägt das Herz bis an den Hals, wie Egmonts Klärchen, wenn er lächelt, und sie wird ordent-

lich kataleptisch, wenn er mit ihr spricht. Bei seinem Zorne hingegen erschrickt sie heftiger als der Philosoph Thales über ein Eselsgeschrei, und weil er mit Impertinenzen fulminirt und durch ridicules vogelfrei erklärt, so ist die eitelste Comtesse nicht erbost, nur beschämt, wenn er mit der Lorgnette an ihr auf- und abfährt und endlich sagt: Vous êtes mise comme une cuisinière!"

Unter anderm beschreibt der Verfasser eine Gesellschaft wie folgt: „In unserm Zirkel schien man wenig auf die Musik zu horchen und selbst die Cousine, die sich — wie einst die Griechen — kein Fest ohne Tonbegleitung denken kann, war viel zu sehr aimable Hausfrau, um den hohen Gästen auf ihrem Steckenpferde davonzureiten. Ihr gegenüber saß eine ältliche Dame, die bereits seit einer halben Stunde ihre ganze ferne Bekanntschaft zwischen ihrem blendend weißen Gebisse zermalmte. Gleich jener grausamen, berüchtigten Henda, die nach der Schlacht am Berge Ohud die Leichname ihrer Feinde mit den Zähnen zerfleischte, that sie es mit dem guten Namen ihrer Freunde und zerriß sich oft selber mit. Sie wurde in diesem moralischen Carnage von einer andern Dame unterstützt, die mit weit offnem Munde, wie Margaretha Maultasch, schlagfertig dasaß und die Guillotine ihrer Lippen nur zum Köpfen schloß. Plötzlich lancirte Henda ein besonders wichtiges Evenement ihrer Nachbarin in den Schlund, ein Geheimniß, das telegraphisch schnell in der Gesellschaft herumlief, so daß nur einige flehende Blicke der Hausfrau, die während der ganzen Zeit ihre Paratonnerres vergebens aufgestellt hatte, die Anarchie zur Ordnung bringen konnten. Da ich von der nouvelle du jour kein Wort verstand, so hatte ich Muße genug, den hohen Congreß genau zu betrachten. An unserm Tische saß rechts der Hausfrau ein wunderschönes, braungelocktes Fouqué'sches Frauenbild mit tiefblauen Augen und schwellenden Lippen, Ueber ihr ganzes Wesen war ein unendlich süßer Liebreiz gebreitet, und ich hätte sie mit Shakspeare's Caliban fragen mögen: hast thou not dropped from heaven? Sie war mit ihrem Nachbar in ein Pferderennen-Gespräch so vertieft, daß eine blasse, zarte Blondine neben diesem ungestört vor sich hinstarren konnte. Es spielte etwas Wehmüthiges um den feinen Mund dieses sanften Gesichtes, und die Wangen waren wie vom Abendrothe einer im Herzen untergegangenen Sonne behaucht. Zu ihrer Linken schnappte ein kurzes Männchen mit grauem Kopfe, wie ein fliegengieriger Laubfrosch, nach Henda's Tripot. Er trug einen grünen, modisch geschnittenen Frack mit einem Bändchen im Knopfloche, und hatte in der geblümten Weste und der sonderbaren Cravatte, in der sein Gesicht wie ein verbratener Erdapfel stack, etwas Niederländisch-spanisches an sich, ungefähr wie das festlich aufgeputzte Männeken in Brüssel. Hart an ihm hatte eine kurze, dicke Mama mit krebsrothen Schultern drei hübsche, buntfarbige Ballons aufgepflanzt, die — vielleicht seit Jahren fertig aufgeblasen zum Steigen — ungeduldig auf den Stühlen hin- und herwogten. Das Kleiderrauschen unsrer Fräuleins ist der beste Haremswächter und vertritt die Stelle der Glocken, mit denen ostjakische Jungfrauen herumklingeln, um sich in den Schneewüsten nicht zu verlieren. Die sorgloseste Mutter hört das Radschlagen des Töchterleins und weiß, wo es ist. Weiter saß eine junge Dame, ein Blaustrumpf, gelehrt wie die Nonne Roswitha, aber zu hübsch, um nicht ein Auditorium gezähmter Lions um sich zu haben. Am Ende des Tisches hatte ein ältlicher, aber sorgfältig und elegant angezogener Herr, mit der Miene eines Demokrit, Posto gefaßt und brannte ein Kunstfeuerwerk von Witzen ab. Endlich lag die unmenschliche Henda, gerüstet vom Toppmast bis zum Kiel, vor Anker und an ihrer Seite Margaretha Maultasch, die ihre Locken wilddrohend schüttelte und den Mund so desperat indignirt verzog, daß er wie eine große Hiebwunde klaffte."

Hieraus mag man Ton und Geist des Buchs erkennen, das in der That eine angenehme Unterhaltung gewährt und in seinem Scherz manchen sehr ernsten Gedanken verbirgt.

Statistik.

Handbuch der allg. Staatenkunde des Kaiserthums Oesterreich von Dr. F. W. Schubert. Königsberg, 1842.

Da sich so viele voreilige Federn mit der Zukunft Oesterreichs beschäftigen, wird man wohlthun, vor allen Dingen seiner Gegenwart die Aufmerksamkeit zu schenken. Die vorliegende Statistik, einen integrirenden Theil des Handbuchs der allg. Staatenkunde desselben Verf. bildend, ist wie die früheren Theile, sehr fleißig ausgearbeitet und gibt namentlich über die politischen und Kulturverhältnisse die reichste Uebersicht. Wir enthalten uns, ins Einzelne einzugehen und erlauben uns nur die Bemerkung, daß sich aus den Vergleichungen auf S. 292 ein Uebergewicht des geistigen Verkehrs zu Gunsten der Lombardei ergibt. Während die deutschen Erbstaaten und Ungarn nur im Durchschnitt 15 Procent zur Leipziger Büchermesse liefern (im Jahr 1840 unter 3200 Verlagswerken 208, 1841 unter 4513 — 291), kamen in dem österreichischen Italien im Jahr 1841 zusammen 1631 Werke heraus. Dieses Verhältniß könnte einen nachtheiligen Schluß auf die Bildung der deutschen Bevölkerung zulassen, wenn nicht bekannt wäre, daß diese letztere unendlich viel geistige Nahrung aus den deutschen Nachbarländern empfängt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 132.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 29. December 1843.

Tagespolitik.

Dieß Buch gehört dem König. Zwei Theile. Berlin, Schröder, 1843.

Kinder und Narren sagen die Wahrheit, welches alte Sprüchwort in gar vieler Beziehung von diesem Buche gelten kann, was in der Mundart und in der ganzen Manier eines Frankfurter Kindes geschrieben ist und allerlei närrisches Zeug durch einander redet, aber ganz verzweifelte Wahrheiten sagt. Man wird dabei an die Närrin im Eulenspiegel erinnert, die allein Herz genug hatte, das ungemalte Bild nicht zu bewundern, weil sie sagte, sie sähe nichts, indeß alle Andern aus Furcht, für Bankerte gehalten zu werden, zu sehen vorgaben, was nicht da war. Diese weise Narrenrolle spielt die berühmte Verfasserin unter der Maske einer alten Frau Rath, die immer eifert und zankt und die Niemand hören will; eine Maske, die ihr ganz vorzüglich gut steht, und unter deren rauher Flügeldecke zuweilen der zarteste Psycheflügel hervorguckt. Es ist überhaupt etwas Elfisches an dieser Person und das Neckische steht ihr unendlich besser als die Sentimentalität. Diese Elfennatur mag denn auch allein das Räthsel eines poetischen Charakters lösen, in dem die unvereinbarsten Gegensätze, nämlich die ursprünglichste und echteste Kindesnaivetät und die raffinirteste Absichtlichkeit und Koketterie sich paaren.

Die Wahrheiten, welche das Buch enthält, sollten uns mehr beschäftigen, als die Verfasserin selbst. Allein der Männer Urtheil verlangt etwas Fertiges und Gegebenes. Mit unvollendeten Dingen geben sich lieber die Frauen ab, welche die Natur darauf anweist, die Embryonen vor der Geburt und die ungezogenen Kinder vor der Reife zu pflegen, worauf dann erst der Mann die weitere Sorge übernimmt. Daher war vielleicht eine Frau berufener, die unentwickelten Zustände Berlins zu beurtheilen, als irgend ein Mann ihr Buch. Als einen Lebensfaden im Eidotter ihres Buchs glauben wir die Larifariverschwörung zu erkennen, was aber daraus werden will, wird die Zeit lehren. Die Larifariverschwörung drückt eben nur die Ungewißheit der Dinge, das Mißtrauen im Vertrauen, die Unehrlichkeit in der Treue, die Verstecktheit in der Offenheit, die Ironie in der Sentimentalität, oder um es am kürzesten zu sagen, den Radikalismus im Servilismus aus, durch den unsre Zeit sich so merkwürdig vor andern charakterisirt. Der triviale Name paßt ganz zur moralischen Miserabilität der Erscheinung selbst, aber in seiner Lächerlichkeit verbirgt sich ein tragischer Ernst, und dieses Phantasiestück der Frau Rath wird der künftige Geschichtschreiber als ein Schlaglicht, in die sittliche Finsterniß unsrer Tage geworfen, ansehen.

Romane.

1) Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke, geb. Arndt. Ausgabe letzter Hand. 40r — 61r Band. Hannover, Hahn, 1843.

Die Frau Henriette Hanke erzählt durchgängig deutsche Familiengeschichten und offenbart darin wie einen zarten sittlichen Takt und ein echt weibliches Gemüth, so auch eine nicht gemeine Menschenkenntniß. Wir haben daher ihre Romane stets geschätzt und unsern Leserinnen empfohlen. In ihrer einfachen und anspruchslosen Wahrheit liegt nicht nur weit mehr psychologische Tiefe, sondern auch mehr Poesie als in der forcirten Lüge und zuchtlosen Originalitätssucht einer Dudevant. Und eine angenehme Wärme durchdringt gleichförmig ihre Schriften, während ihre französische Schwester unzüchtige Hitze mit eiskalter Herzlosigkeit abwechseln läßt.

2) Die Verirrten. Ein Roman für die Gegenwart. Von Wilhelmine von Sydof, genannt Isidore Grönau. Zwei Theile. Sondershausen, Eupel, 1843.

Unter den Verirrten sind nicht Sand-Dudevantsche Wesen zu verstehen; denn die deutsche Verfasserin hält noch auf Gemüth, fromme Weiblichkeit und häusliche Tugend. Es ist rührend, wie sie sich in der Vorrede über ihre Schriftstellerei ausspricht. „Ich selbst lebte, in ländlicher Einfachheit erzogen, eine Zeit, wo mir die Worte Schriftstellerin und Närrin synonym erklangen; doch mein Schicksal führte mich weiter; und wiederum lebte ich eine Zeit, wo unerwartete pecuniäre Verluste meine Habe verschlangen. Da dachte ich in einer schlaflosen Nacht eben recht mit warmer Liebe an meine Häuslichkeit. Es dünkte mich so schwer als ungewohnt, dem Gatten von einem berechneten Einkommen hinführo jeden einzelnen Bedarf für mich und die heranwachsenden Kleinen abfordern zu müssen! ich prüfte Nadel und Scheere, ob sie eine stumme Dienerin werden möchten, für das, was ich wollte; aber sie weisen sich unzulänglich — und bekümmert sann ich weiter. Sechs Wochen später füllte meine erste Novelle die Spalten der Leipziger Modezeitung und ich war — Schriftstellerin.“ Würde eine so edle Aufrichtigkeit Nachahmung finden, so könnten wir manchen interessanten Beitrag zur neuesten Literargeschichte Deutschlands erhalten.

3) Der Prinz von Oranien. Historischer Roman von Robert Heller. Drei Bände. Leipzig, Reichenbach, 1843.

In vier Abschnitten: Brüssel unter Alba — die Meergeusen — Lumei und seine Genossen — die Belagerung von Leyden. Lauter lebenvolle Gemälde aus dem niederländischen Freiheitskriege und zwar aus seiner ersten bewegten Zeit, in der die furchtbarsten Leiden und Aengste eine vorher glückliche und fröhliche Bevölkerung zur Verzweiflung brachten und zu heroischem Muthe kräftigten. Wenn der Verfasser diese Bilder fortsetzt, empfehlen wir ihm besonders die Revolution in Gent unter Hembyze, eine der merkwürdigsten Scenen, welche die Weltgeschichte je darbot, durchaus originell und von der Poesie, soviel uns bekannt, noch nirgends benutzt.

4) Nordlichter. Erzählungen, Novellen und Phantasiestücke von Hermann Meynert. Drei Theile. Pesth, Hartleben, 1843.

Kriegsbilder, Seebilder, Volkssagen, Herenspuk ꝛc. auf den Reiz für die Phantasie berechnet und in der That durch die altromantische Tendenz unterhaltender und poetischer, als die meisten modernen Conversationsnovellen, in denen elegante Zerrissene ihre seichten Zweifel und frivolen Sorgen auskramen.

5) Casimira von Chanilly nach le dragon rouge von Leon Gozlan. Deutsch von Emilie Wille. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1843.

Die Geschichte eines großmüthigen Ritters, der die schöne Casimira seinem Bruder abtritt, und noch spät als guter Genius über ihrer Familie wacht, ihre Tochter Eleonore aus den Händen eines Entführers und Betrügers rettet, diesen wie einen tollen Hund niederschießt und endlich zum Lohn die Hand eben jener kleinen reizenden Eleonore, seines geretteten Nichtchens, erhält.

6) Lodore. Nach dem Englischen. Zwei Bände. Altenburg, Pierer, 1843.

Lord Lodore fällt im Duell, seine stolze Gemahlin trennt sich sofort von ihrer Tochter Ethel, und die Begegnung dieser einander so nahe verwandten und doch so fremden Personen in der großen Welt ist originell und bildet den Hauptreiz dieses Romans, der übrigens ganz ordinär mit einer glücklichen Heirath der schönen Tochter endet.

7) Hortensia. Von Mery. Deutsch von Emilie Wille. Leipzig, Kollmann, 1843.

Einer reizenden polnischen Gräfin, die als Emigrirte in Florenz lebt, wird ihr Kind geraubt, sie erhält es aber wieder und zeigt sich ihrem Freunde, dem Grafen von Mersanes, in der malerischen Stellung der Madonna vom Sessel im Palast Pitti, worauf er sich bald aus einem Freund in einen Geliebten und Gatten verwandelt.

8) Eybrecht Willens. Ein historischer Roman von Ida Frick. Zwei Theile. Dresden und Leipzig, Arnold, 1843.

Die Geschichte des bösen König Christiern von Dänemark, ein reiches Gemälde voll Schicksalswechsel, aber dadurch verdorben, daß der König von der Verfasserin viel zu sentimental und edel aufgefaßt worden ist, da er in der Geschichte ungleich rohere und wildere Züge trägt.

9) Czaykowskis Bilder aus dem Kosakenleben. Deutsch von Jordan. Drei Bändchen. Leipzig, Robert Binder, 1842.

Liebes- und Heldengeschichten aus der Kosakenwelt und zwar der älteren wie der neueren Zeit, ziemlich

lebhaft und anschaulich erzählt, aber, wie es uns bedünken will, ebenfalls zu sentimental. Den barbarischen Kosaken sind zu viele gefühlvolle Phrasen in den Mund gelegt.

10) Eine neue Welt von Robert Heller. Zwei Theile. Altenburg, Pierer, 1843.

Zwei Erzählungen: 1) Der Wanderer durch Michigan, in der Manier von Cooper mit romantischen Gruppen von Indianern in der Wildniß; die originellste und anziehendste Figur in diesem Gemälde ist ein halb wildes Mädchen von halb indianischer, halb europäischer Abkunft. 2) Die Erbin von Neu-Orleans, heiter erzählt. Ein junger Mann auf einem Schiff erwirbt die Liebe eines mitreisenden Mädchens, die unschuldigerweise eine Millionärin ist, und er täuscht dadurch aufs überraschendste die geringen Erwartungen, welche einige speculative Leute von seinen Fähigkeiten, sich Geld zu verdienen, gehegt hatten.

Französische Literatur.

Zuruf eines Christen an die Schriftsteller des französischen Volks. Von G. de Félice. Ein Spiegel auch für die deutsche Schriftstellerwelt. Aus dem Französischen von Dr. K. Delitz. Mit einem Vorwort von J. E. Hitzig. Berlin, Demigke, 1843.

Hier wird jener nichtswürdigen französischen Literatur, welche Deutschland wetteifernd übersetzt und vergöttert, von einem Franzosen selbst gesagt, was sie eigentlich sey. „Ich muß diese Verkettung unsrer literarischen Erbärmlichkeiten fest ins Auge fassen, weil viele Leute, selbst kluge Menschen, sich darüber nicht gehörig Rechenschaft ablegen können. Das geben sie wohl zu, daß die Anarchie einen Theil des literarischen Bereichs durchdringen kann; sie glauben jedoch, dieß könne geschehen ohne die Beeinträchtigung eines Andern. Sie überlassen ihr z. B. die moralischen und die religiösen Grundsätze; was aber Kunst und Styl angeht, dieses hat sie, ihrer Meinung nach, unangetastet gelassen. Falsch gerechnet, eine eitle Einbildung! Die Individualität, welche Ihr für gewisse Materien als allmächtig herrschend annehmet, wird wahrlich da nicht stillstehen bleiben, wo Ihr es für gut findet, sie anzuhalten: Alles wird sie ihrer Oberherrschaft unterwerfen, Alles nach ihrem Bilde erneuen wollen. Möglich, daß das Uebel langsam vorschreitet; aber unmöglich, daß es nicht so weit vordringe, bis es Alles verschlungen hat. Diese Anarchie ist in der moralischen Welt, was in der materiellen der Aussatz ist, der, auf seine Beute erpicht, nach und nach über alle Glieder sich verbreitet, dem Blute die Keime des Todes mittheilt, und so lange sein Opfer verfolgt, bis er es in das Grab gestreckt. Hier gilt kein Stillstand, kein Rasten: entweder das Geschwür wird mit der Wurzel vertilgt, oder es ist um den Kranken geschehen.

Lange hat man sich täuschen können; heut aber wäre es eine unbegreifliche Blindheit. Alle Schranken sind zerbrochen, alle literarischen Traditionen mit Füßen getreten. Was ist in den Geistes-Produkten wahr, gut, schön? Höret die Antworten: ihrer sind tausend. Was der Eine erhebt, tritt der Andere in den Staub; was der Eine vergöttert, wird von dem Andern verdammt. Die brennende, zügellose Individualität glaubt nur noch an sich selbst; Alles, was bisher das allgemeine Element der Literatur ausmachte, stößt sie über den Haufen, verläugnet sie auf die unverschämteste Weise; und versuchen heutiges Tages die Schriftsteller, gemeinschaftlich ein Werk zu schreiben, so setzen sie ganz offenherzig auf den Titel den Namen „Babel", in der That der einzige, welcher ihren Zustand von Verwirrung und Anarchie gut bezeichnet.

Es gibt in unsrer literarischen Welt eine wogende Masse mittelmäßiger, unbärtiger Schriftsteller, welche beständig geneigt sind, die Physiognomie Anderer anzunehmen, weil sie selbst keine haben. Tritt nun ein Mann von Genie mit einer originellen Idee auf; gleich kopiren ihn diese verlornen Kinder, bringen dieselbe Idee zu Tage, aber ohne selbst daran zu glauben, und indem sie bei jeder Gelegenheit die geborgte Maske verrathen. Heuchelei in der Moral und ein dem Urbild bis auf die geringsten Fehler nachgeahmtes Gemälde in der Literatur: da müssen sie scheitern, denn die Wahrheit fehlt.

So hatten wir eine Zeitlang die Literatur der Verzweiflung. Welch bittrer Ekel! Man erinnert sich ja noch aller der schrecklichen Dinge, sichtbarer und unsichtbarer. Welch Verwünschungs-Geschrei gegen den Himmel, gegen Welt und Hölle, gegen die Armen und die Reichen, gegen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! Welche Ströme von Thränen über das menschliche Elend und über die Leiden auf Erden! Welch' finsteres Heraufbeschwören der schrecklichsten Gespenster! Die Literatur hatte wilde, verstörte Augen, Schaum vor dem Munde, eine rauhe Stimme, von Blut triefende Hände, und unter den Füßen Ruinen-Haufen. Man hätte sagen mögen, die Furien wären an die Stelle der Musen getreten. Byron war unser Apoll. Wohl zu merken, daß all dieser Zorn erdichtet, all dieses Gewimmer geheuchelt, all dieses

Verzweifeln nur eine Komödie war. In seinen Poesieen fluchte man der Schöpfung und dem Schöpfer, und dann setzte man sich mit lachendem Munde zu einem prachtvollen Gelage, und überließ sich von ganzem Herzen den tollsten Freuden. Diese Mode konnte nicht lange dauern. Die Erdichtung war zu grob, des Lächerlichen zu viel, die Langeweile zu drückend, die Einförmigkeit zu einfältig, und eines Morgens schüttelten unsre Poeten den beschwerlichen Alp ab. Was ist von dieser Literatur der Verzweiflung geblieben? Ein oder zwei Stücke von Herrn de Lamartine, auf welche der Verfasser selbst in mehr als Einer Weise geantwortet hat.

Ein ander Mal waren wir im Mittelalter. Einige mit Talent wieder ins Leben gerufene Legenden, einige gute Chroniken, zwei oder drei berühmte Romane und vielleicht die weit aussehende Hoffnung, ein wenig von der Religion unsrer Väter wieder aufzufinden, indem wir ihre Gräber durchsuchten, hatten die barbarischen Jahrhunderte zu Ehren gebracht. Man durchwühlte die alten Bibliotheken, man studirte die gothischen Monumente, man zählte und maß die Statuen an den Façaden der Basiliken, man untersuchte die gemalten Fensterscheiben und die Bilderhandschriften, und führte uns diese Wunder mit großem Pompe vor. Das war ein Eifer, eine Leidenschaft ohne Gleichen, aber nicht weniger erkünstelt, als jene Verzweiflungssucht; daher ebenfalls ihre kurze Dauer. Das Natürliche, das unsrer Zeit eigenthümlich ist, bekam bald wieder die Oberhand: wahrlich, man mußte sich auch zuviel Mühe geben, um sich nach dem alten Schnitt des heiligen Ludwig oder des heiligen Bernhard zu modeln. Das Alter verfällt in das Fratzenhafte, wann es die naive Sprache, die einfache Zutraulichkeit und die treuherzigen Vorurtheile der Kindheit annimmt: bald fing man an, sich über das so ungeschickt übertünchte Mittelalter lustig zu machen. Wer denkt heut noch daran, die Alterthumsforscher von Profession ausgenommen, das zwölfte Jahrhundert aus seinem ehrwürdigen Staube zu rütteln?

Da nun auf diese Weise die Vergangenheit wieder zu Grabe getragen war, warfen sich, durch eine plötzliche Veränderung der Richtung, unsere Schriftsteller auf die Zukunft. Die Philosophie, die dem Menschen geziemende, auf ihn sich beziehende genannt, erschien in der Welt, und ward gierig durch unsere Romanschreiber und unsere Dichter bearbeitet. Die Rehabilitation des Fleisches, die Emancipation des Weibes, eine neue sociale Organisation, neue häusliche Verhältnisse — mit Einem Wort ein neues System, das nichts weniger als die Rückkehr des goldenen Zeitalters verkündete: welch ein unermeßlicher Schatz aus dem Schlaraffenlande von Träumereien und besonders von Scandalen! Georges Sand machte aus diesen Theorieen Romane, und der literarische Pöbel beeiferte sich, ihrem Beispiel zu folgen. Vergessen war Mittelalter und Verzweiflungs-Periode. Wir warten nun eines unbekannten Gottes, der vom Himmel auf die Erde herabsteigen wird. Und um das Eintreffen dieser glückseligen Zukunft zu beeilen, feiern wir Orgien!

Aber diese neue literarische Phase wird nicht dauernder seyn, als die andern. Schon ist der Ekel an die Stelle des Enthusiasmus getreten; schon trägt der in der literarischen Republik Neugeborne die Zeichen einer frühzeitigen und schimpflichen Hinfälligkeit. Schon fühlen die Unwissenden aus Instinkt, die Erleuchteten durch Nachdenken, daß die prächtigen Verheißungen dieser philosophischen Schule auf grausamen Betrug sowohl für die Künste, als für die Gesellschaft abzielen. Die cynischen Gemälde dieser Schriftsteller, welche sich als die Vorläufer einer glorreichen Aera darstellen, erregen Abscheu. Sie selbst, man kann dessen gewiß seyn, sind nicht so frech und verderbt, als sie es zu seyn affectiren; und da sie gewahr werden, daß den Unzartesten beim Lesen ihrer schlüpfrigen Bücher die Schaamröthe ins Gesicht steigt, so sind sie bereit, die Maske von sich zu werfen, um eine andere zu nehmen, die anständigen Leuten weniger gehässig ist. Mit Einem Wort: die Literatur des Fleisches ist schon in den Schlamm gefallen, aus welchem sie hervorging, und über kurz oder lang wird sie darin ersticken.

Und was wird nach ihr kommen? Niemand weiß es. Was man aber behaupten kann, ist, daß die französische Literatur, so lange sie nicht die Bedingungen einer starken Einheit aufgefunden hat, hin und her schwanken, und dem ersten besten Abenteurer, dem ein wenig Genie oder Geschicklichkeit zu Gebote steht, wieder zur Beute werden wird. So oft eine neue Idee einige Lebenszeichen von sich geben wird, werden unsere Schriftsteller sie ergreifen, verstümmeln, zerstückeln, sie in Zeit von zwei Tagen zu einem Leichnam machen; und so wird es immer wieder von vorn anfangen."

Als das einzige Heilmittel erkennt der Verfasser das Christenthum. Die französische Literatur werde nicht eher wieder gesund werden, bis sie sich bekehre. Aber auch daran glauben wir unsrerseits nicht. Eine Christianisirung der französischen Literatur würde nur eine neue Maske, eine neue Unwahrheit seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

p. 305.
p. 309.



